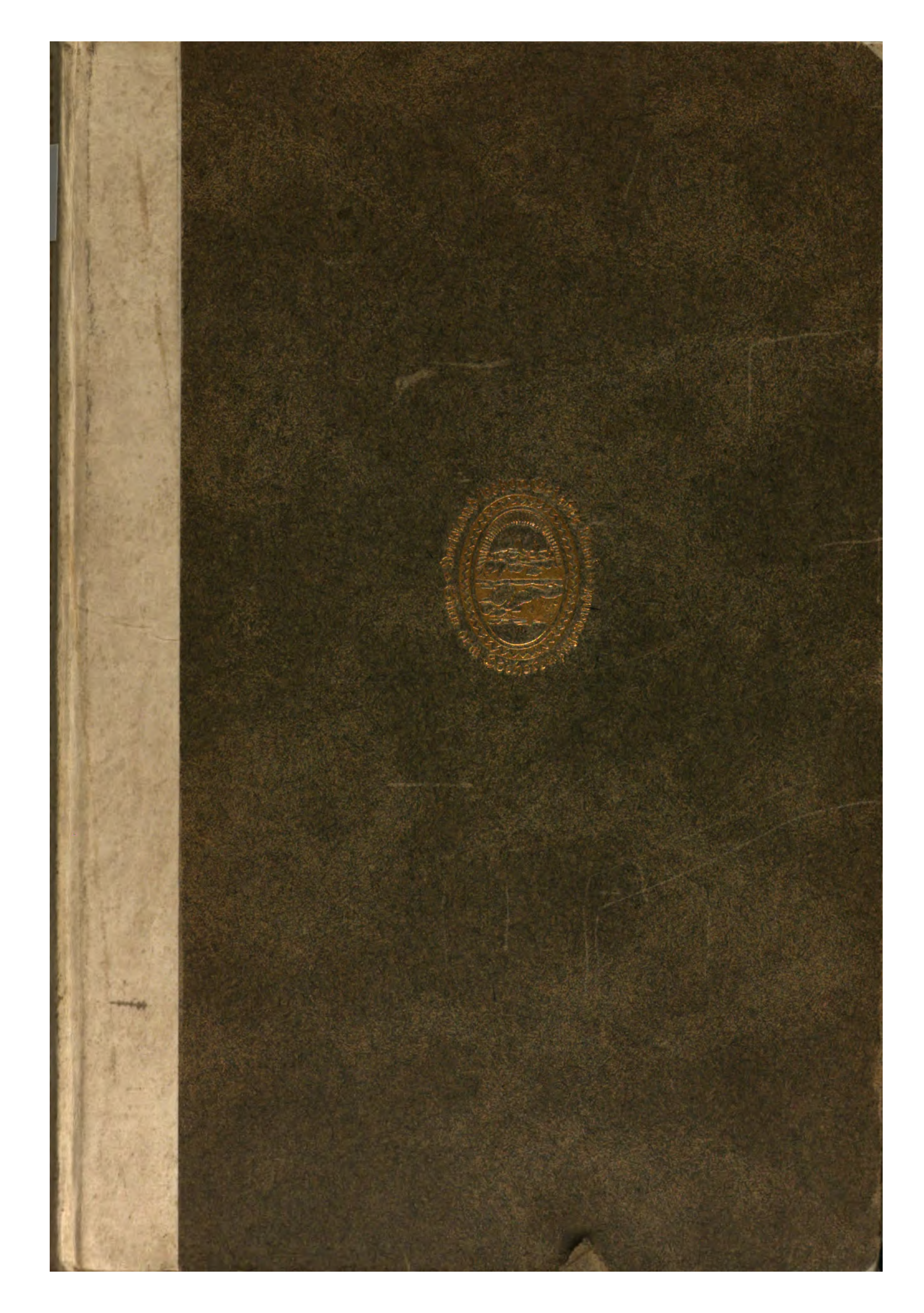
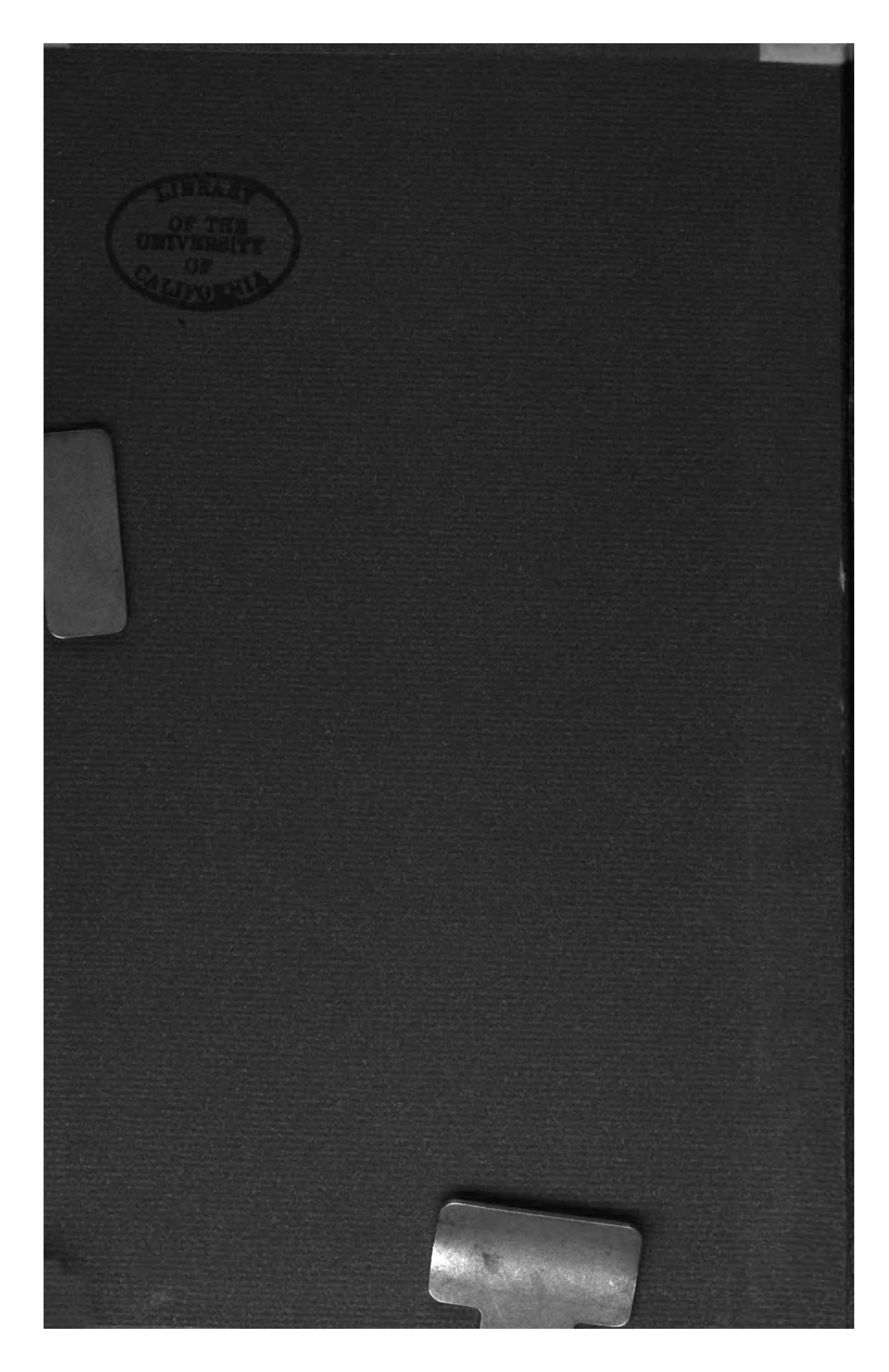
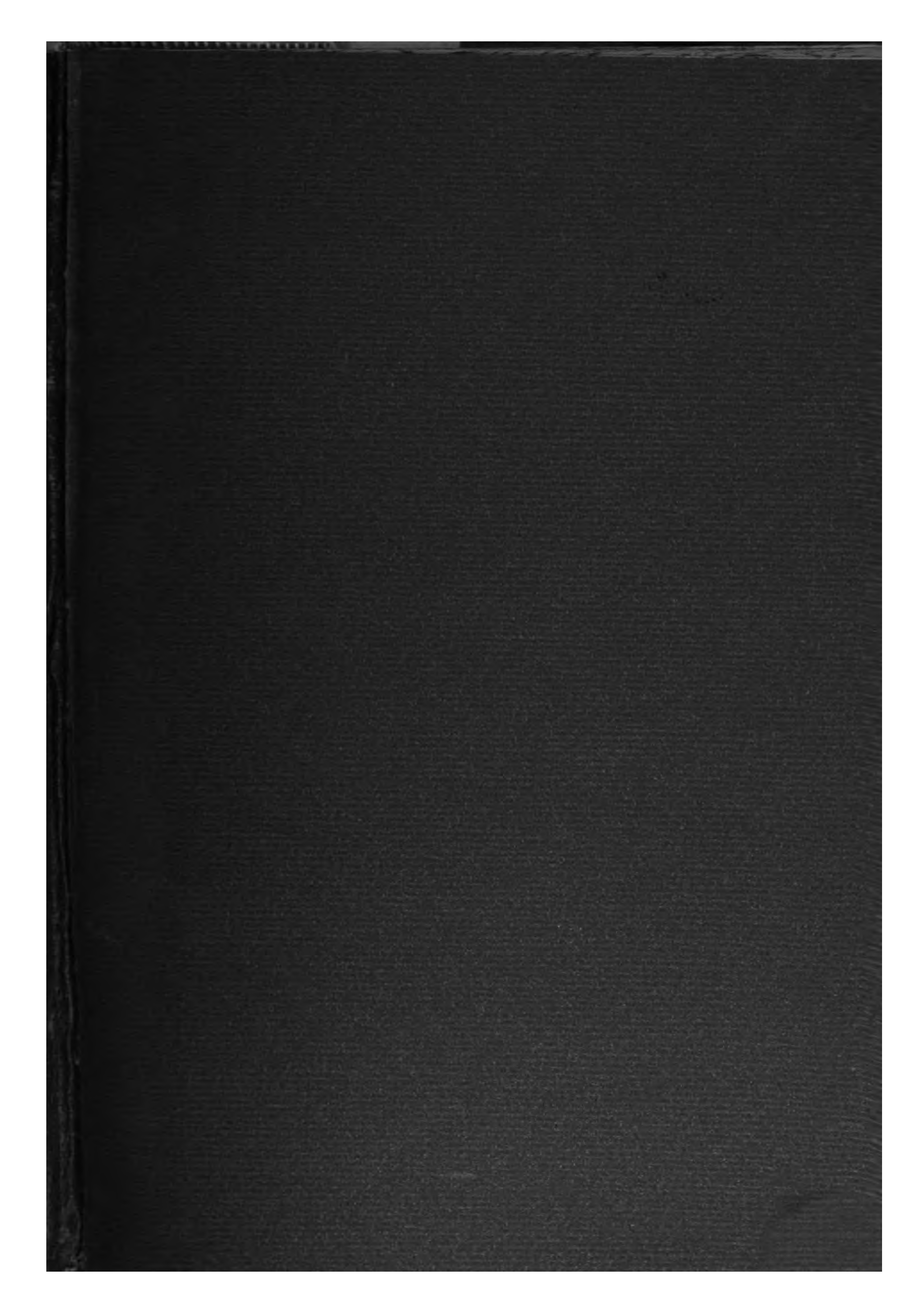



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Elfter Jahrgang

Oktober 1913 - März 1914

Band 1

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des I. Bandes XI. Jahrgang*.

I. Romane, Novellen und Gedichte

Seite

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo' und ‚Rundschau'.

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

* Literatur und Theater.

IV. Biographisches

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik

VII. Verschiedenes

VIII. Neues vom Büchermarkt

IX. Unsere Kunstbeilagen

X. Offene Briefe

XI. Kunstbeilagen

XII. Besprochene Bücher und Theateraufführungen



Albert Welti/Der Einsiedler Hieronymus





Band 1 Elfter Jahrgang 1913

Die Naturreligion als tragische Weltanschauung / Von Else Hasse

Das bewußte religiöse Leben nimmt zu der Stunde seinen Anfang, da der Mensch — wie Adam und Eva im Paradiesesgarten — die Frucht vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen schmeckt. Er hat ein Doppeltes und Zwiespältiges empfunden, und diese unterscheidende Empfindung ist schon eine Entscheidung: für das eine und wider das andre, zu dem Ende, das Böse auszuschalten und das Gute festzuhalten, auf daß nur eines bleibe. Denn in dem Augenblick, da die Einfalt im Zwiespalt verloren geht, ruft auch schon die Sehnsucht nach der entschwundenen, bewertet sie und treibt den Menschengeist, sich alledem mit Neigung und Streben zuzuwenden, was Natur und Menschenwesen zur Einheitlichkeit wiederum hinaufzuläutern vermöchte. Das einheitliche Wesen ist Ausgangspunkt und Ziel aller Entwicklung, und was auch immer einer schlimm gepaarten Mannigfaltigkeit in Welt und Seele ein Ende machen könnte: jede Kraft und Person, Idee und Regung, die aus dem äußeren sowohl als inneren Leben das Lebenswidrige auszustoßen vermöchte, gilt dem Menschen als ein Gutes und Vollkommenes. Als Ahnung der Zugehörigkeit zum Vollkommenen dämmert das religiöse Leben auf; sein höchstes ist der Tagesbefehl: ‚Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist'; sein nächstes ist die Tat: Zurückführung der Natur auf das, was gut und ewig an ihr ist. Und so kann der religiöse Mensch nicht anders, als sich jenen Mächten anschließen, die dem Bösen also zu Leibe

gehen, daß aus dem bloßen Widerstreit des Guten und Bösen ein Verdrängungskampf werden muß, eine Urfehde, die im ersten Morgengrauen der religionsgeschichtlichen Vergangenheit freilich nicht im Menschen selber ausgefochten ward, sondern hoch über seinem Haupte in den Weiten des Alls auf- und niederwogte.

Denn in der Urzeit knüpfte sich der Gegensatz des Guten und Bösen an den des Lichtes und der Finsternis, an ferne Sinnenbilder und außermenschliche Mächte, deren Einwirkungen auf das Menschendasein als lebenspendend oder störend und zerstörend empfunden wurden, ohne daß der Mensch zu irgendwelcher Kraftgemeinschaft mit den guten, zur Macht über böse Mächte gelangen konnte. Im Gegenteil: Er, als ihr Spielball, sah in Ohnmacht den Kriegen der himmlischen Erscheinungen zu, die er sich als tierische, riesische, göttliche Geister verfeindet dachte; er jubelte dem Licht entgegen, er verabscheute die Finsternis, und ob er gleich die Flamme in seine düstre Hütte verpflanzte, Schutz und Hilfe wider den Geist der Nacht und das Wüten dunkler Wettergewalten ersann und fand, so konnten dennoch Menschenwitz und Menschenkraft die Macht der Finsternis nicht brechen.

Wohl rühmte man von Göttern dies und das: Der ägyptische Lichtgott Ptah schlug die weltumgürtende Schlange der Nacht; in altindischen Mythen töten Indra und Trita den verhüllenden Wolkendrachen, den nächtigen Unhold Vritra; Thraêtôna bekämpft das verderbliche Gewürm mit den drei Rachen, drei Schwänzen, sechs Augen und dreitausend Kräften; der lichte Allgeist Ahuramasda des weisen Persers Zarathustra streitet wider die finstern Devagötter, Ormuzd wider Ahriman; Apollon erlegt die Pythonschlange, der Sonnenheld Herakles bezwingt die schwarzblütige Hydra, erobert die dem Kakus geraubten Rinder (Wetterwolken), bändigt den Hund Othros (Nachtsturm); die nordischen Asen stürmen aus ihrem hellen Himmelssaal hervor, überwältigen im letzten Götterkampfe Logi und seine schwarze Brut: den Fenriswolf (die alles verschlingende Finsternis), die Midgardschlange (die alles verschlingende Wassertiefe) und die Hel (den alles verschlingenden Tod) — unterliegend aber triumphiert das Dunkle, Böse noch und vernichtet die lichten Götter.

Als der Kampf vom Himmel auf die Erde herabstieg, aus dem Reiche der Naturerscheinungen in das Menschenherz, da ist sowohl der Glaube an die einander gleiche Macht des Guten und Bösen, sowie auch das Gefühl, des Guten wie des Bösen nicht völlig mächtig zu werden, mit hinabgewandert auf das Gebiet der sittlichen Kämpfe, die aus dem Innern wieder in das All hinausgespiegelt wurden.

Weil auch das seelische Getriebe den Vorzeitmenschen wie etwas Fremdgewaltiges, Übermächtiges erschien, so verdichteten sie die inneren Vorgänge in die alten Götter hinein und vermenschlichten diese: Aus den Sonnen- und Erdgöttern, den Nachtunholden, Wolken- und Gewitterdrachen werden Götter der Willensmacht, Weisheit, Güte, Rechtsprechung, Kulturbetätigung, aber auch begehrliche, eifersüchtige, hinterlistige, rachsüchtige Geister, die einander Schlachten über Schlachten liefern. Und diese Kämpfe rücken dem Menschen

immer näher: Tageshelden, Lichtgestalten stürmen mit menschlichster Gebärde wider den leibhaftigen Bösen an und der Böse reißt den Guten mit Verrat und Tücke in seinen Fall hinein. Der indische Karna, griechische Perseus, keltische Tristan, germanische Siegfried morden Neiddrachen, lüsterne Ungeheuer, boshafte Finsterlinge — den Schlangen wird der Kopf zertreten, sie aber stechen den starken Feind in die Ferse: schlimme Begierden vergiften seine Kraft, bis sie verfällt.

So war denn die Natur, im Innern so wie außen, wider sich geteilt. Sie war der Moloch, der die eigenen besten Kinder auffrißt; sie war die Sphinx, die das tierisch Böse und das göttlich Gute in sich verschmilzt; sie lebte und verblutete so wie die Vorkämpfer des Tages und ihre dunklen Widersacher, die in der Sage allesamt am Morgen fallen und in der nächsten Frühe durch Zauber wiederum erstehen und ihren Zwist niemals enden können.

Ein später Glaube erst erdachte sich's im hohen Norden, daß alle Kriege sich zur Eintracht schlichten und Natur und Menschenwesen sich dereinst zur Güte erhellen müßten. Das erhoffte sich der Heide in weiter Ferne, hinter jenen Zeiten, die die Zwiste in Natur und Seele zum Vernichtungskriege steigern sollten. Wie ein bald mächtig anschwellender, bald verhallender Klagelaut zieht durch alles mythische Denken und Dichten die Sehnsucht nach jener Zeitenferne und schwebt hinüber in ein Jenseits: Nur in den Träumen von einem neuen Himmel und ewigen Erdenlenze, von übernatürlichen Göttern und wiedergeborenen Menschen war Erlösung von äußerer Zwietracht und innerem Zwiespalt, war eine in Frieden ruhende, in sich einige, vollkommene Welt zu finden.

Und also lautete im Norden der Wala Weissagung zum schlimmen und zum guten Ende:

Die Welt wird böse —

Der Zeit Gebieter
Sind Beil und Schwert,
Schilde zerschellen
Ihr einzig Geschäft.
Windzeit, Wolfszeit
Eröffnen den Weltsturz,
Mitleidslos mordet
Der Mensch den Menschen.
Mit flackernden Flammen
Kommt Surtur von Süden;
In der Sonne funkelt
Des Furchtbaren Schwert.
Gebirge zerbersten,
Bergweiber stürzen;
Hinunter ins Nachtreich
Müssen die Menschen,
Und in Hälften zerreißt
Das Rund des Himmels . .
Von oben kommt
Der allgewalt'ge
Hehre Herrscher
Zum höchsten Gericht.
Zwietracht schlichtend,
Zwist entscheidend,
Ordnet er ewige
Satzungen an.
Ein Gott wird kommen,
Noch größer an Macht,
Nimmer wag' ich's
Seinen Namen zu nennen —!

* * *

Die dunkle Sehnsucht nach dem ‚unbekannten Gott', dem vollkommen seienden, vollkommen machenden, ist der letzte Seufzer und fast unhörbare Ausklang aller Naturreligionen, der alten wie der neuzeitlichen. Und

diese Sehnsucht hat sich hoch im Norden in Sang und Mythe eben deutlicher als anderswo vernehmen lassen, nachdem das nordische Dichtervolk die Fehden gegensätzlicher Naturkräfte zu einer Tragödie gestaltet hatte, deren Auflösung aus der Natur selber nicht zu erhoffen war. Indem die Mythen aus dem Land der Mitternachtssonne das Drama in Natur und Seele in düsterprächtigen Szenen, fortlaufend bis zur Götterdämmerung und über sie hinaus, wahrsagend und weissagend schildern, haben sie durch ihren inneren Gehalt — trotz der wortkargen Fassung — sich zum Vollbild einer Naturreligion abgerundet. Und dieses Vollbild umschließt sowohl die Urbilder zu arischen Mythologien der südlicheren Zonen* als auch zu den verspätet aus sinnlicher Erkenntnis und Wissenschaft geborenen Naturreligionen. Wenn auch, was vormals mythisch verkleidet wurde, jetzt als nackte Naturtatsache erscheint, so ist das Urbild doch das nämliche: die alten wie die neuen Naturreligionen haben nur die sinnerschaute Natur vor Augen, wiewohl sich's die Modernen nicht wie die Vorzeitmenschen träumen lassen, daß aus sinnlicher Naturanschauung das Böse sich herausverdichten und das Unvollkommene Macht gewinnen muß. Und weil es arge Macht gewann und sich vom Sinnenmenschen nicht aus der Natur verdrängen ließ, so fühlt er sich samt der Natur, die seine Sinne spiegeln, zugrundegehen. Auch moderne, ihrer sinnlichen Naturanschauung hingegebene Menschen können dies Gefühl nicht umgehen, trotz aller Windungen und Wendungen, und es wird sich aus einem Vergleich ergeben, daß — wievieles die heutige Naturreligion vor der mythischen voraus haben mag — sie doch dieselbe tragische Lebensstimmung auslösen muß, wie sie in jenen lebte, die ihren Sang an die Natur in Schwermut sangen.

* * *

Dunkel waren ihre Lieder schon im Auftakt, weil sie das Unvollkommene besangen: das naturhafte Wesen des sinnlichen Menschen. Das stärkste Sinngefühl war für die Alten das Sebstgefühl, war das Empfinden: Ich bin! Zum andern Ich, zu einem Menschen wurde ihnen drum auch die Natur. Sie war der Urriese Ymi, der brausende, der sich aus Ginnungagap, der finster gähnenden Kluft, gebar, als sie die Reifwelt Niflheim und das flammende Muspellheim ausgeschieden hatte, als Funken von Süden sprühten, Winde herüberwehten, Wasser tröpfelten und strömten. Die Kuh Audumla nährte Ymi und leckte aus salzigen Reifsteinen Buri heraus, den Gebärer: ein Zwitter war er, Mann und Weib zugleich; sein Sohn war Bor und dessen Söhne Odin, der nächtlich Stürmende und Sinnerregte, Wili, der Wille, und We, der Heilwissende. Bors Erzeugte erschlagen Ymi

* Der indische Gelehrte Tilak hat in den Veden und dem Avesta Zeugnisse für seine Vermutung gefunden, daß Inder und Iranier ihre Urwohnlande im hohen Norden hatten, wo sich heute unter Gletschereis die Reste ehemaliger Pflanzenfülle bergen. Es finden sich in den alten Schriften Erinnerungen an die mehrmonatlange arktische Nacht und wochenlange Morgenröte, und nur aus solchem Erinnern können alle großen Kampfmythen von Licht und Finsternis, von langer Todesnacht und Auferstehung der Sonnen- und Morgengötter herrühren.

und schaffen seinen Körper zu Erde und Meer, seinen Schädel zum schimmernden Himmelsgewölbe, seine Brauen zu hartgesinnten Wetterwolken um — die ganze Natur erscheint als ein auseinandergelegter Mensch, dem, ehe er zerstückelt wurde, aus den Füßen ein sechsköpfiger Sohn erwuchs, der Urahn des Riesengeschlechtes ungezügelter Naturgewalten; auch erstanden aus ihm die Urerzeuger der Licht- und Schwarzalfen, freundlicher und feindlicher, im geheimen wirkender Naturkräfte, und in seiner Achselhöhle wie in einem Nest barg sich das erste Menschenpaar — wenig vermögend, schicksalslos: Odin gab Lebensatem, Höni, des Wili Sohn, verlieh ihm Stärke; Wärme gab We's Erzeugter Lodur dem Gemüte.

Weil es für die Alten nicht eigentlich Natur, nur den Menschen gab — nicht den ganzen, geistvollen, allenthalben bloß den sinnerregten, unfertigen, der halb ein Lebender, halb ein Sterbender und ein Bedränger von seinesgleichen war —, so gewann schon dadurch das Unvollkommene Macht. Der sinnliche, der Halbmensch wird alles in allem, gleichwie für die Modernen die Natur alles in allem ist. Sie verlegen Natur in den Menschen hinein: was in ihm ist, ist nur Natur, ist also das, was minder und mächtiger ist als er; die Alten verlegten Menschliches in die Natur hinaus, und gestalteten die eigene Art, deren Wollen und Begehren, deren Unwissenheit und Wissen um Nutz und Frommen sie zu den Naturgewalten hinzufügten, zwar zu Göttern, Schutzgeistern, Riesen, Dämonen, doch eben nur zu unzulänglichen Wesen. Menschen- und Naturkraft zusammen genommen ergibt noch keinen Gott, und so konnte denn der Mensch, dieweil er seine mangelhaften Kräfte mit den natürlichen vereinigte, in Ansehung der Natur immer nur sich selbst erleben und nichts Vollkommeneres.

Natur reckte sich vor ihm aus Finsternissen auf wie sein eignes Wesen; er sah sie trauernd warten, wenn der lange Winter lange Schatten warf; mit ihr schwieg und bangte er, wenn das Nordlicht gespenstisch über Himmelsweiten huschte; er vernahm ihr dumpfes Raunen und ihr wildes Toben, wenn die Leidenschaft des Meeres gegen Eisberge flutete, und gab der ausdrucksgewaltigen ein phantastisches Echo zurück. Jetzt blitzt es wie ein Wetter von Speeren aus dem Wolkendunkel auf und dann lächelt ihn der fremde Reiz der Dinge an, und jedes hat ein offenbares Rätselleben oder hält sich starr und tot vor Menschenblicken, belauscht den Menschen und gibt die eigne Absicht nicht zu erkennen, spricht zu ihm und kann nicht verstanden werden, hat Augen und tastet sich menschlich zu ihm hin oder überfällt ihn gewalttätig —: Wildfeuer, Wasserwogen, wuchtige Felsen, Lawinenmassen, Nebelstreifen, Sturmwolken drohen ihm mit menschlicher Gebärde.

Und der Naturmensch selber ist's, der in hartem Trotze dasteht wie die ragenden Bergriesen mit ihrem Steingemüt und dreikantigen Granitherzen. Er vernimmt den Schrei seiner wilden Lust, wenn drüben überm Fjord der riesische Dämon des Wasserfalles, Starkad, jauchzend zu Tale springt. Seine jugendliche Fröhlichkeit reitet schwungvoll wie die Fylgjen und Hamingjen, die Glücks- und Schutzgöttinnen, auf hellen Abendwolken übers Meer.

Aus dem Traumlicht seiner Seele steigen neckische Einfälle auf wie das Kichern der Kobolde aus dem Mondscheindämmer, und kindliche Gefühle tanzen schön und fein wie Morgenelfen aus dem Lande Glanzgefilde über gelbweiße Heimataugen der Blumen; das leichte Grauen seines Herzens im Föhrendickicht schaut ihn mit den großen Augen der Waldfrau an und auf summender Heide verdichten sich Ahnungen und schweben vorüber wie die ‚seligen Fräulein' am Sommermittag. Es ist sein Fleiß, der sich in Wichteln, Hausbutzen, Windelben um- und umtreibt, und seiner Mühe Preis oder nahende Vernichtung winkt ihm als Roggenmuhme, Weizenfrau und Schnittermann aus reifen Feldern zu. Sein kurzes Sinnenglück verläßt ihn, so wie die eingefangenen Walküren Schwanweiß, Allwiß und Ölrun im neunten Jahre Wielant und seine Brüder verließen: sie schwangen sich zum schwarzen Walde auf, und als die wegemüden Gatten vom Weidwerk wiederkehrten, fanden sie die Heimstatt leer. Groß wird seine Sehnsucht, und eine unbestimmte Angst quält ihn in Gestalt verwirrender Traumgeister, verruchter Trolle und minniger Mare, die dem entschwinden, der sie nach Nam' und Art befragt. Hilflos verstrickt in seine Leidenschaft, meint er von Liebestränken unterirdischer Huldern berückt zu sein, so wie die Menschenjungfrau vom Bergkönig und seinem Trank des Nimmermehrgedenkens, durch den sie erst Himmel und Erde, dann die Götter, dann Bruder und Schwester vergaß. Gefühl des Schreckens war ihm niemals bloß Gefühl, sondern nahm unheimliche Gestalt an —: so wähnt er durch Geschosse der Elben sich in Krankheit hineinverzaubert, und wie die ‚Heeresfessel' tapfre Mannen überfällt, daß sie nicht kämpfen können, oder wie langarmige Seegespenster schwankende Masten bannen und halten, so lähmt ihn seine Furcht. Seine Rachsucht fiebert in der Wetterhexe Thorgerd Hölgabrud, die der kriegerische Jarl Hakon verehrte, weil sie in der Seeschlacht gegen die Jonswickinger furchtbar böse auf dem Buge seines Schiffes stand und aus jedem ihrer gespreizten Finger Pfeile auf die Feinde abschoß. Seine eigne Habsucht hat er vor Augen, wenn Ran, die grausame Meerriesin, mit ihren weißen Pranken fortreißend ins Gestade greift. Sein Verlangen nach Schätzen bohrt und gräbt begierig wie ein Schwarzalf und schmiedet Rotgold. Und wie die Riesin Thökk in ihrer Höhle, die sich allein von allen Wesen weigerte, Baldr aus dem Totenreich der Hel loszuweinen, so sitzt der Undank ihm im kalten Herzen; seine Leidenschaften recken sich zu Riesenleibern der Leikn (betrügerisches Spiel) und Forad (Verderben) auf, und seine Bosheit züngelt aus dem Hinterhalt hervor wie der flammende Logi aus dem Stroh und der Wolke und der Hinterlist. Und wenn die Totengeister, die Draugen oder Wiedergänger, an den Stätten böser Taten umgehen, so verweilt sich sein eigenes Gewissen am verrufenen Ort. Aus seinem Erdensinn wird und entwickelt sich die Schuld, und er verspürt das als verhängnisvolles Weifen und Weben der Schicksalsspinnerinnen Urd, Werdandi und Skuld, der Nornen, die alles Leben in den Tod verweben.

Der Vorzeitmensch verspann sich selber in das Verderben: indem er Menschliches, Allzumenschliches in die Natur hinausverlegte, hat er es fest-

gelegt, und seine Unvollkommenheiten wandten sich drohend zu ihm zurück, drangen mit verstärkter Macht auf ihn ein. Jedes Mißgefühl erhielt durch die Verleiblichung eine drückendere Schwere, jede Sinnbegier — zu einem Sonderwesen gemacht und mit Naturgewalten vermählt — ein ärgeres Ungestüm.

Wenn auch die mythischen Vorstellungen dazu dienten, das Chaos von Naturgewalten auseinanderzuklären und Scheidungen zu machen, wenn die Alten dadurch auch zu Kennern und Zuschauern ihres eignen Seelenlebens wurden, daß sie menschliche Regungen zu ungeheuren Fabelwesen hinaufformten, aus deren Taten und Untaten sie das Urteil heraussondern lernten: Gut oder böse, lebenfördernd oder lebenhemmend, so fand sich doch eben niemand Aug' in Auge mit den eignen Trieben, sondern wähnte sich in den Händen übermächtiger Geister. Das Materialisierte ist das Unüberwindliche: unbezwinglicher als finstere Gedanken und wilde Regungen schienen zornige Götter, Nornen, Riesen, Alben, Hexen, Trolle, Totengeister. Und da die versinnlichte Gestalt stets ein Fernes, Fremdes ist, um so befremdlicher, je unvollkommener sie ist, da fehlerhafte Wesen einander abstoßen und in Zwist geraten, so zerfiel die mit menschlichen Begierden verquickte Natur in lauter streitende Einzelwesen, in Gruppen, die einander hassen und den Menschen, über den sie herrschen, in ihre Fehden, Siege, Niederlagen hineinreißen. Widerstand und Freiheit gab es nicht: der Mensch vermeinte keine überlegene Eigen- und Innenkraft zu haben — er mußte entweder Feigling oder Held, Wüstling oder Edeling, Mordgeselle oder tugendreicher Götterliebling werden: alles schien äußere Schickung, alles Natur- und Götterwerk. So lebte der Naturmensch in dumpfer Abhängigkeit und in der Angst vor dem Preisgegebensein an überstarke, kämpfende Mächte, an die verborgenen Lenker der Natur und aller Innenkräfte des Menschenwesens, jener Kräfte, die er teilweis unterscheiden, deren keine er aber auszuscheiden lernte.

Dadurch wuchs seine Furcht — und war es schon schreckend, daß er ein Böses stets als d e n Bösen empfand und sich's erdichtete, daß Logis Brut, die Riesen, die Dämonen immer nur gefesselt, nicht getötet werden durften, so wurde die Beklommenheit noch größer durch die Erfahrung und die Mythe, daß das Gute immer nur als flüchtige Wohltat der Natur in irgendeiner hinwelkenden Huldgestalt erschien. Ihm graute, als er den Guten an der Macht des Bösen vergehen sah — und er glaubte die Vergänglichkeit, da in ihm selbst durch Sinnbegier dem gütigen Empfinden alle Kraft benommen wurde; ihn entsetzte der Gedanke, daß der Böse Welt und Leben an sich reißen könnte — und er vermochte nichts dawider, denn der Lebensfülle guter Geister konnte ja aus dem inneren Bestande des Sinnenmenschen nichts hinzugefügt werden. Sie wurden, wie er selber, weder gütiger noch geistiger, denn nicht im Geiste, im sinnlichen Empfinden lag sein Leben, und das nahm nicht zu; sein besserer Wille, in der Gnade seiner Triebe, war heute stark und morgen — ach so schwach! seine Liebe bald sinnentflammt und bald verflackernd; sein Wissen drang nicht durch den Augenschein und zu höherer Weisheit empor. Es gab in seinem Innenleben nur hie und da Erhebungen und aufwärtsgehende Unterschiede, und eher ging's mit seiner Lebensfülle

abwärts, eher, als sein Gutes sich vermehrte, minderte es sich durch Herausgestaltung in die Natur, wo es nicht nur körperlich und hinfällig, sondern auch an Wesen, Wert, Beseelung niedern Sinnenwesen so gleich ward, daß im Mythus selbst Götter aus der Menschen- in die Tiernatur übertreten konnten, ohne sich in der Gestalt von Adlern, Bären, Wölfen, Füchsen als unvollkommenere Wesen zu fühlen. Erst als an heidnischen Seelen Ahnungen vorüberstreiften, die aus vollkommenerem Leben kamen, da tauchen aus der Sage Wesen auf wie der Nöck im Staubbach, der, unterm Wasserregenbogen harfend, sich weinend nach Vollbeseelung sehnt, oder wie jener Erdriese, der den isländischen Helden Thorstein bat, seinen Namen doch unter die christliche Taufe zu bringen, da er der Seligkeit im Geiste dessen, dem er seinen Namen überließe, teilhaftig zu werden hoffe.

Das vollkommenere Leben, welches der Heide ahnend über dem seinen spürte, war ihm in frühen Zeiten freilich nicht so deutlich, als daß es ihn von seiner Zugehörigkeit zum Unvollkommenen hätte lösen können. Noch war ihm kein höchster Geist erschienen, der ihn über bloße Sinnlichkeit erhoben hätte. Dennoch tat sich bald ein Zwiespalt auf zwischen ihm und der sinnenhaften, vermenschlichten Natur, die eines Wesens mit ihm war, aus der sich aber das ihm selber Feindliche, das Böse herausverdichtet hatte — und wider Böses entschied er sich, wenn er für sein Leben fürchten mußte. Das eben war sein Böses: was ihm Bangen, Schwachheit, Lähmung schuf, was seine warme Heiterkeit mit Grauen durchfröstelte und sein Leben zurückschreckte bis in den Tod hinein. Und böse war das Bangen selber und die Furcht, die alle Wonnen der Natur karg und ihre Schönheit dämonisch machte, die die strahlende Herrlichkeit der Welt verdüsterte, bis alles Licht von Finsternis verschlungen war. So wurde auch sein Leben von der Furcht verschlungen, und da alles Furchterregende von außen zu kommen schien, da er's nicht wußte, daß die ‚Angst des Irdischen' in seinen Sinnen wohnt und nur sie Vergänglichkeit, Vernichtung spiegeln, daß nur sein Auge das trügerische Bild einer materiellen, in lauter unverbundene Einzeldinge zerteilten Welt gestaltet, sein Sinnenblick allerwärts fremde und feindliche Körper sieht, und daß nur vor der Sinnlichkeit alle Leidenschaft untilgbar und Begierden übermächtig scheinen, weil sie nicht stärker ist als ihre Ausgeburten — da er nicht wußte, daß aus ihm selber kam, was an seinem Leben zehrte, so erachtete der Heide die äußere Welt als eine böse Welt, aus der das Leben weichen muß.

Dennoch will er seine Welt am Leben erhalten und sich selbst mit allem, was in seinen Sinnen ist. Das Lebensfeindliche, das er im innern Sinnbereich nicht fassen und niederhalten kann, das will er draußen mächtig fassen und mit Obgewalt beherrschen. Macht erscheint ihm als das Gute, weil, wo sie anhebt, Furcht und Fährde aufhören. So dichtet er denn, selbst nach Macht verlangend, die menschenmöglichste in seine göttlichen Ebenbilder, vornehmlich in Odin hinein. Odin, einstmals Gott der windigen Nacht, soll nun der taghelle Lebensbewahrer werden, ein furchtlos Mächtiger.

Als Naturgott zugleich Naturmensch und Hauptträger heidnischen Erlebens, soll er äußere Gewalten unter seine Macht beugen und hinausverlegte Innenkräfte zurückgewinnen —: wie aus seiner Macht aber Gewalttat und Bosheit folgen, aus so manchem Gewinn nur Verworrenheit und Gier und aus allem wieder Angst und Lebensgefahren: das ist in den Vorgeschichten zur Götterdämmerung, den Mären von Odins Erleben, gesagt und besungen worden.

Davon flüstert die Mythe nur, wie Odin sich seinem Lebenstag entgegenbangte und mit den Asen (Lebenshauch) sich zu den glänzenden Wanengöttern neigte. Die erwuchsen im Süden und heißen die Schönen: sie verkörpern entzündete Sinne und leuchtende, lockende Sinnendinge. Die Erdgöttin Hertha ist ihre Mutter, ihr Bruder und Gatte Njörd, der Schutzgott des Erwerbs; Frey, der Sonnengott, und die morgenhelle Freya, die sinnenheiße Goldglanzhexe, die auch Gullveig heißt, sind ihre ehelich verbundenen Kinder. Die Asen verfolgen Gullveig; dreimal treibt Odin sie in seine nächtliche Halle und verbrennt sie dreimal, doch wird sie aus dem Feuer wiedergeboren —: die Tageshelle erhebt sich immer wieder aus dem Morgenrot, ob sie im Abendrot auch zu verglühen drohte, und aus gieriger Glut steht neue Sinnbegierde auf, und das Gold, im Feuer verarbeitet, ersteht auch wiederum und reizt in kunstvoller Neugestalt die glanzbegehrenden Sinne nur noch mehr. Die Götter lassen die Goldglanzhexe nicht mehr los, und die Wanenfehde endet mit Geiselaustausch: Freya, Frey und Njörd werden in den Kreis der Asen aufgenommen — Odin verbündet sich mit der gesetzlosen Sinnlichkeit der Wanen und sein Lebensgefühl steigert sich durch den Besitz der Goldglanzhexe zum Machtgefühl. Macht und Besitz verschieben die allgemeine Gleichheit in der Natur, und Gold ist Macht, weil Mittel des Erwerbs: Gold zersprengt die Sinnenwelt in käufliche Einzeldinge, durch Gold bemächtigt man sich ihrer, und Odin, inmitten seiner Welt von vereinzelten Dingen und Kräften, die alle fremdgewaltig scheinen, muß so viele als nur möglich, werbend und erwerbend, auf seine Seite bringen, damit er nichts zu fürchten, noch zu entbehren brauche, was sein Leben üppig macht.

Sobald die Sinne zu entbehren fürchten, fühlen sie Begierde —: daher die Wanen, als sie Gullveig verloren glauben, auch nach Gold begehrlich werden. Einst herrschte unter Frey der Frodi-Frieden: goldene Baugen, an Kreuzwegen niedergelegt, blieben unangetastet; jetzt nimmt Frey zwei Riesinnen in Frone, Fenja und Menja, die müssen ihm auf der Mühle Grotti immer mehr Gold, Glück und Frieden mahlen; Schlaf wird ihnen nicht länger gegönnt, als der Kuckuck im Rufen innehält und ein kurzer Sang verklingt. Da beginnt sich Haß im Herzen der hünischen Jungfrauen zu regen; ergrimmt stimmen sie ein zauberndes Rachelied an und mahlen im Riesenzorn statt Frieden Unfrieden — da ward die Welt entzweit.

Begier und Machtgelüste sind dem Nächsten feind, und Zwietracht muß stärkere Machtbegier erregen, weil sie größere Furcht erregt. Wer sich

fürchtet, denkt nur an sich und seine Sicherheit. Odin, der durch Besitz und Wall und Wehr sich seine Göttermacht über Gegner sichern will, muß seine im Wanenkrieg zerstörte Trutzburg stärker bauen und gewinnt durch Wettvertrag einen riesischen Baumeister: der soll Walhall im Laufe eines Winters wieder aufrichten; sein Begehren wird auf Freya, als auf seinen Lohn, gelenkt. Logi hat hinterlistig diesen Rat gegeben —: Logi, mit dem Odin in Blutsbrüderschaft verbunden lebt, ist der Verstand, der mit dem Sinnenwillen gemeinsame Sache macht, der Irrgeist, der ihm das Mittel, um zu Macht und größerem Gewinn zu kommen, gemeine Klugheit, Schlauheit und Verschlagenheit zur Verfügung stellt und der, als Lügengeist ein Böser, alles Leben schädigt. Der Riese erbaut die Burg; Thorr aber, Odins Sohn, unersetzlichen Verlust befürchtend, Sinnenlust und Gold für sich begehrend, und eifersüchtig auf Gewinn und Macht des Riesen, mißachtet treulos den Vertrag und erschlägt den Gewaltigen mit seinem Hammer. Furcht erfand den Totschlag, ängstlicher Neid erzeugte den Haß, verstörte Sinn- und Machtbegier ersann sich blutige Rache. Der Hammerschlag des Thorr ballt Götter und Riesen zu feindlichen Gruppen zusammen, denn der Hammer, womit nach alter Sitte die Braut dem Manne zur Einigkeit geweihet wurde, war das Paarungszeichen für alle, die zu Schutz und Trutz zusammenstehen, war aber doch am Ende Malmir, der Weltzermalmer — Eintracht schafft er nicht, nur Zwiste: seine Macht wird zur bösartigen Gewalt über andere Gewalten.

Mit dem mörderischen Hammerschlag der Macht hebt der grausame Kampf der Asen mit den Riesen an, der sich in das Reich der elbischen Geister hinabverläuft — ein wildes Jagen nach Übermacht, die in der einen gipfelt: Goldesmacht. Als Logi am Wasserfall den Riesen Ottur erschlagen hat und der Riesenvater Hreidmar den abgezogenen Otterbalg erkennt, fesseln seine Söhne Fafni und Regin die Asen, die, um sich zu lösen, die Haut des Ermordeten mit Gold randvoll zu füllen haben. Logi fängt im Wildbach den hechtgestaltigen Andwari, den Schwarzalben — hergeben muß er all sein Gold, doch hehlt der Zwerg in seiner Hand den kleinen Ring, den Freund seiner Gier und Bringer der Macht, den Mehrer seines Schatzes, und als ihm Logi den entreißt, hängt der Zwerg dem Ringe den todbringenden Fluch an. Alsobald erschlagen Regin und Fafni ihren Vater um des Goldes und Ringes willen, Fafni verjagt Regin und hockt auf Gnitaheide als Drache über seinen Schätzen. Nun erbangt Odin vor der verbrecherischen Selbstsucht und will der finsteren die materielle Macht entwinden, doch vermag er's nicht, da ja auch er in selbstischer Gier Gewalt verübte und dem Fluch verfallen ist. Der Gott sucht Hilfe bei den Menschen — bei seinen Nachfahren! Als Wölse unter Menschen lebend, zeugt er lichte Söhne; Sigurd, sein Kindeskind, soll von Fafni den Ring erbeuten und den goldenen vom Fluch erlösen. Regin zieht Sigurd auf, damit er ihm den Ring gewinne; der Gewaltige bezwingt die Riesenbrüder. Als er jedoch den Reif am Finger hat und seine Macht zu fühlen beginnt, verfällt auch er dem Fluche der Begehrlichkeit — was in den Göttern ist, den Riesen und den

Alben, ist im Menschen auch, und aller wahllose Vielgewinn und alle materielle Macht gefährden ihn bis zum frühen Tode.

Längst ist die Macht kein Gutes mehr, todbringend ist sie wie die Furcht, und böser wird die Welt durch sie, wird eine Welt voll Gefahr und Fehden, eine, die im Streit um Macht und Vielgewinn außen zerfällt und innen zerfährt.

In sich zerfahren ist auch Odin. Er hat sich einer Vielheit von materiellen Gütern, Gaben und Kräften bemächtigt: er besitzt die Schätze der Alfen, er paktiert mit der Gewaltkraft und Elementarleidenschaft der Riesen, er läßt sich herab in das dunkle Gewühl dämonischer Triebe, Begierden, Künste, Machenschaften, in seiner Hand ist Gungni, der Speer der trotzigen Stärke, sein Roß ist Sleipni, der schnelle Eigenwille, die Raben Hugin und Munin, Gedanke und Erinnerung, umflattern sein stolzes Haupt, er gewinnt sich den Dichtermeth Odröri, ihm eignet ein Wissen um Klugheitsrunen, Rederunen, Heil- und Siegrunen, und er erwirbt im Goldring Draupni, von dem in neun Tagen neun andere Ringe abtröpfeln, unerschöpfliche Schaffenskraft — aber diese mannigfachen Kräfte, die er in sich hat, sind kein einheitliches Ganze, vielmehr ein feindliches Durcheinander. Innen ist es wie draußen in der Welt. Odin hat Macht über alles, und ist doch immer in Gefahr, die Übermacht über einzelnes zu verlieren. Alles, was ihm Natur verliehen, will sein und sich behaupten; jeder Trieb verlangt nach Obmacht, und Odin, der seine höhermenschlichen mit wildnatürlichen und untermenschlichen Regungen verquicken will, kann diese nicht niederhalten und beherrschen. Oft herrschen sie über ihn und die Seinen: Frey verfällt seiner Leidenschaft für die Riesin Gerd — leidenschaftliche Begier verzehrt die Wärme des Gemüts und der Sonnige büßt seine beste Stärke ein; Heimdalls Wachsamkeit erliegt Logis listiger Versuchung zur Lässigkeit — und so mindert sich in allen Göttern Macht und Leben bis zur Ohnmacht.

Warum? Odin begreift es nicht, weshalb der Vollbegabte nicht auch der Lebensvolle, Übermächtige ist. Alles innehaben, ohne Unterschied: das ist sein Begriff von Machtvollkommenheit. Den Grund dafür, daß vieles von dem seinen ihn entkräftet, sucht er nicht in der eigenen Verworrenheit, sondern findet ihn in seinem Preisgegebensein an böse Launen der Natur, an den blinden Zufall, die dunkle Notwendigkeit — er sieht drei übermächtige Mädchen aus dem Riesenlande auftauchen, die Nornen, die sich unheilspinnend unter einer Wurzel der Welteschе bergen. Nun ergibt er sich darein, über die Natur im ganzen keine Macht zu haben — und wo seine Macht endigt, fängt sein Zagen wieder an; sein Geist ist in Ängsten, und seine Furcht vor bösen Mächten verleiht diesen größere Gewalt; der bange Glaube, daß sie da sein müssen, beugt ihn nieder; von zahllosen Pfeilen, die der blinde Zufall fliegen läßt, sieht sich Odin bedroht — bis endlich Baldr fällt, der lichte Lebensglaube.

Todesgrauen faßt Odin. Vernichtendes nagt an seiner Welt. Die grünen Schößlinge der Welteschе weidet ein Hirsch ab, Betäubung geheißen — im Rausch und Sinnestaumel wollen viele ihre Furcht vergessen. Je deut-

licher das Leben als ein Schweben zwischen Sein und Nichtsein empfunden wird, desto heftiger die Gier, es auf jede Weise zu genießen und auszubeuten. Wo Tode drohen, da regt sich Bosheit, und wo Bosheit, da ist wieder Tod. Der schwarze Drache Nidhögg, der schadengierig beißende, haust unter der dritten Wurzel des Lebensbaumes, und unter ihm im Abgrund liegt das Totenreich der Hel mit seinen schwerterwälzenden, blutigen Strömen. Dort ist nun Baldr und kommt nicht wieder — wenn droben in der Welt nicht alle um ihn weinen, liefert Hel den lichten Gott nicht aus: doch in der Welt ist Angst und Todesfurcht, und soviel Liebe, um den Glauben an das Leben wieder zu erwecken, ist nicht in ihr.

Aus der Liebe kommt der Glaube und das Leben selber, denn sie tilgt, was lebensfeindlich ist. Odin kennt diese Liebe nicht, er will durch eine letzte Machteroberung sich und seiner Welt das Leben fristen. Machtmittel soll ihm nun der Geist gewähren, und Schmerzen will er dafür leiden und Opfer bringen. Neun Tage hängt Odin mit gebreiteten Armen am windigen Weltenbaume, vom Speer verwundet, ohne Trank und Speise, um die zauberische Rune der Wissensmacht zu gewinnen. Er steigt hinunter zu Mimi, dem die Urweltweisheit der Naturgesetze eignet, und dessen Haupt, von gesetzlosen Wanen abgeschlagen, im Verborgenen weiterlebte —: ein Auge gibt er Mimi hin, durch ihn will er ein Seher werden und ersieht sich, was unabwendbar bevorsteht, nicht wie es zu vermeiden wäre — denn das Naturgesetz lehrt ihn nur Ursache und Wirkung erkennen. Auch reitet der Gott zur grausen Hel hinab, um sich Gewißheit über Baldrs Tod zu verschaffen — er forscht und erfährt von dunklen Notwendigkeiten; um diese niederzuhalten, sucht er nach geheimen Lebenskräften der Natur, erfindet Gesetzesfesseln für die lebensfeindlichen und bösen und vermag sie dennoch nicht zur Unkraft zu bringen. Zwar hat er sie mit aller Deutlichkeit erkannt; sie erschienen ihm nun, die drei Furchtbaren, die Logi vorzeiten, nachdem er das Herz von einem Steingemüt-Weibe gegessen, mit der Riesin Angrboda (Schadenbotin) in die Welt gesetzt: die Midgardschlange, die alles verschlingende Gier, den Fenriswolf, die alles verfinsternde Bosheit, und die Hel. An sie wagt sich keiner von den Göttern, und die Schlange können sie nur schwächen, denn die Begier quillt ja aus ihrer eigenen Sinnlichkeit heraus, und den Wolf können sie nur fesseln, denn die Bosheit springt aus ihrer Furcht und ihrem Machtgelüst hervor. Da sie das Böse nur erkennen und des Bösen Ursach' in sich selbst nicht tilgen können — denn inmitten der Natur wird ja die Sinnengier immerfort gereizt, die Furcht und das Machtgelüst erregt —, so reißt es sie in das Verderben hinein.

Logis Brut läßt den Göttern und ihrer Welt die letzten Tage dämmern. Furcht verzehrt auch die Menschen, Ehebruch und Meineid verschlingen die Sippen, Krankheit und Krieg fressen die Völker; die Sonne wird siech, alle Wetter werden übelgesinnt — Windzeit, Wolfszeit, Beilzeit bricht an. Fenri reißt sich los; die gespenstischen Scharen der Hel, Krankheitsdämonen, nahen auf dem Totenschiff Naglfari; Logi führt es, Fenri steuert es, und die Mid-

gardschlange peitscht das Meer im Riesenzorn. Der Feuerriese Surt fährt sausend daher mit Muspells Söhnen, den Flammendämonen, die sich über alte Bilder der Natur hinüberbäumen, sie zu Tode brennend; des Himmels eherne Wölbung springt, die Regenbogenbrücke, über welche die Feuersöhne nach Walhall reiten, brennt und bricht.

Odin, den Adlerhelm auf dem Haupte, stürzt sich auf den Fenriswolf — das Ungeheuer verschlingt ihn. Zur Rache eilt Widar herbei, Odins schweigsamer Sohn, der seelenreine, den Logi nicht zu beflecken wagte: mit seinem eisernen Schuh drückt er den Kiefer des Wolfes nieder und stößt ihm die Klinge ins Herz. Frey, heiße Leidenschaft atmend, kämpft mit dem Feuerriesen Surt, doch seine Waffe ist in dessen Hand und fällt ihn. Die Midgardschlange wälzt sich gegen Thorr heran, der ihr mit seinem Hammer den Schädel einschlägt und an ihrem Giftatem stirbt: der Sinnenwille an der Begier. Heimdall trifft Logi, Haß im Herzen; denn Logi entwandte ihm die Tugend, und da sein eigen Schwert in Logis Händen ist, da ihn der Irrgeist um seine Wachsamkeit bestahl, erliegt er Logi, jedoch bricht dieser mit ihm zugleich zusammen. Wölfe verschlingen Sonne und Mond; wie müde Wanderschwalben sinken sie ins Meer, über Erde und Menschheit schlägt die Lohe zusammen, und der Drache Nidhögg trägt auf fahlen Flügeln die Toten in den Abgrund.

Hinab fuhr das Vergängliche, und das Ewige geht strahlend auf. Ehe sie der Wolf verschlang, hat die Sonne eine Tochter geboren: glänzender als die Mutter wird nun die Maid die Welt befahren. Langsam steigt die neue Erde aus Fluten herfür, es belenzt sich der Grund, und auf unbesätem Acker wachsen Ähren. Baldr, der Lebensglaube, kehrt wieder und bewohnt sieg-reiche Gehöfte; Wili und We, lebendiger Wille und heiliges Wissen, walten des Himmels, Widar, der Unbefleckte, und Wali, Glanz der Heiterkeit, sind ihnen wohlgesellt nebst Thorrs Söhnen Modi und Magni, Mut und Großmut. Im Holze des Weltenbaums, der im Feuer unversehrt geblieben ist, bargen sich die Stammeltern der künftigen Menschheit; Morgentau war all ihr Mahl, schuldlose Speise; in der neugeborenen Welt sind Menschen nicht mehr beides, gut und böse, nicht Furcht noch Gier kennt das erlöste Geschlecht; Glücksgöttinnen sieht es durch die Lüfte reiten und wird in Freuden goldene Säle bewohnen, treu dem einstmals unbekannten, nun ge-liebten, ihrem einigen, vollkommenen Gott.

* * *

Nachdem vorzeiten die verdämmernde Naturreligion der Tageshelle des Christentums gewichen war, hat sie in unserer Zeit ein neues Morgenrot, jedoch keine eigentliche Aufklärung erlebt, wiewohl die Wissenschaft über Sinnenbilder der Natur viele Lichter verstreut hat. Auch die modernen Naturansichten sind gemütsverdüsternd, und die naturbejahenden, »vergötternden Systeme, die unter dem Namen des Monismus und Pantheismus aufkamen, sind tragische Weltanschauungen. Das Tragische ist von Hebbel als

das ‚durchaus Unauflösbare' umschrieben worden, und die heutigen Naturanbeter, insofern sie alle Werke und Wirkungen der alleinen Natur mit einem feierlichen Ja begrüßen, haben es mit einer Welt zu tun, aus der sich nichts herauslösen, in der sich nichts erlösen läßt.

Vormals konnten aus der vermenschlichten Natur keine Mächte ausgeschaltet werden, weil der Mensch in sich selber keine überwinden und vernichten konnte; heute ist der Mensch zu einem Stück Natur geworden und meint, in sich nichts tilgen zu können, weil er's in ihr, der übermächtigen, nicht vermag. Das stärkste Sinngefühl der Gegenwart ist das Naturgefühl; alles ist Natur und Natur in allem: so lautet das Bekenntnis. Der Mensch ist nicht mehr das geschlossene Wesen von ehedem: es legt sich vor den Augen des Naturgläubigen in einzelne Naturtatsachen auseinander. Seine Eigenkraft löst sich wiederum in erborgte Kräfte, sein Wollen sich in Fremdbestimmung, sein Wirken in Ursachenreihen auf, die durch ihn hindurchgehen, und deren Anfang und Ende er nicht in Händen hält. Auch heute wird, was sich in Menschenseelen abspielt, in einer Weise als Weltereignis dargestellt, daß der einzelne nur als Treffpunkt zahlloser, fernherwallender Einflüsse angesehen werden kann. Die alte Vielgötterei ist in unsern Tagen im Bilde einer Vielheit von regierenden Naturkräften wieder aufgelebt. Natur ist ein Riesenbestand von einander zuwiderlaufenden, sich gegenseitig förderndеn oder hemmenden Gesetzen und Erscheinungen, von aufbauenden und zersetzenden Kräften, die von keinem einigen, guten Geist zusammengehalten werden und scheinbar alle, weil sie da sind, da sein müssen. Im Menschen lebt dasselbe widerspruchsvolle Wirrsal, und alle Triebe und Stimmen seines Innern wollen erhört werden, und jede ruft: ‚Ich bin Natur, und darum muß ich sein!' Schwäche und Kraft, Leidenschaft und Gelassenheit, Neid und Wohlwollen, Wollust und Keuschheit, Furcht und froher Mut, Gier und Genügsamkeit, Bosheit und Güte, Haß und Liebe. Und was die eine oder andre Stimme zum Tönen oder Schweigen bringe, seien eben stets naturhafte, überlegene Gewalten. Das Außenweltliche gilt als das eigentlich Bestimmende, und der Mensch ist angeblich in Verhängnisse eingesperrt, die er nicht beseitigen kann: Vererbung, Blut und Sinn der Väter, Übel der Zeit und Umwelt, klimatische Beschwerden, schlimme Naturereignisse und tückische Zufälle, ja auch die winzigsten Schädlinge sind keine gnädigeren Mächte als die alten Naturgötter, und halten den, der sie zu Herren seiner Freiheit macht, nicht weniger wie jene in Zwang und Abhängigkeit und unter dem Druck der Furcht.

Wenn sich auch die mythischen Angstgebilde, die Schicksalsspinnerinnen, Krankheitsdämonen, Totengeister zu etwas minder Körperhaftem verflüchtigt haben, wenngleich schon hie und da ‚das Feste zu Geist verrinnt', so wurde doch Natur keine andere, als sie dazumal gewesen: vor Sinnenaugen, die nichts sehen als nur sie, ist sie heute noch Geschickeflechterin und verknüpft menschliche Regungen mit übermächtigen Notwendigkeiten; sie ist der blinde Hödur und läßt den Zufall mit Menschenleben spielen. Sie betäubt die jungen Sinne und entkräftet sie wie der Hirsch Eikthyrni. Sie ist Schaden-

botin und entsendet Schlangengier und Bosheitswölfe, die auf finstern Wegen trotten. Sie überfällt den Menschen mit Riesenkraft, hebt ihn wie einen Gott empor in helle Himmelssäle, läßt ihn in der Zwingburg seiner Macht und in üppigen Wanenreichen wohnen und stellt ihm mit elbischer Tücke nach. Sie ist die Hel und holt durch ihre Drachen der Vernichtung Erdgeborene wieder in die Gruft hinab —: wer nur Natur im Auge hat, der hat den Tod im Auge — auch heute noch — und sieht draußen und in ihm selber die zerstörenden und erbauenden als gleichberechtigte Mächte in stetem, aussichtslosen Kampfe um die Übermacht ringen.

Wird sich nicht aber doch der Mensch, der diese Mächte mit seinem Leben schalten fühlt, heute leichter als vorzeiten der Furcht entschlagen können? Ist er nicht den Alten gegenüber sehr im Vorteil, da er Natur nicht mehr vermenschlicht sieht?

Ehedem, als der Mensch das Mächtigste und allenthalben war, stand er den ins Persönliche gewandelten Kräften der Natur freilich ebenbürtig und zuzeiten in stolzer Haltung gegenüber; auch vermeinte er mit seiner Klugheit und Tapferkeit an die beseelten Gewalten heranzukönnen, wiewohl durch Bündnis, Überlistung, Hammerschlag und Knechtung keine bezwungen, nur zeitweilig unterdrückt wurde. Er bot der Macht der Götter seine Opfer mit der trotzigen Formel an: ‚Ich dir — du mir!‘ und suchte Schicksalssprüche durch Schlauheit zu umgehen — wie's die Mär von Nornegast berichtet, dem die Norne einen brennenden Span an die Wiege steckte, mit dem sein Leben erlöschen sollte; die Mutter aber blies das Feuer aus, und er entzündete den aufbewahrten Stumpf erst nach einem Heldenleben, in der Stunde seiner letzten Müdigkeit. Am Ende aber war der Nornenspruch doch unumstößlich, und die Abhängigkeit der Lebenslose von der Launenhaftigkeit verborgener Mächte mußte mit Beklommenheit empfunden werden. Wo man ihr Walten zu fühlen meinte, fuhr der Schrecken auf und schuf aus sich heraus immer mehr Bedrohliches: den lähmenden Aberglauben an verbrecherischen Zauber, den ‚Seid‘, den ‚bösen Blick‘, an Waffenabstumpfung, Liebestränke, Siechtumsrunen, an schlimme Macht der Ahnenseelen als ‚Wiedergänger‘; ferner die entsetzliche Einbildung, daß aus zuckenden Herzen von Menschen und Tieren geweissagt werden könne, und daß die Götter ihren Willen im Zufall der Runenlosung offenbarten, — die einst den König Wikar zwang, aus dem Schiff ins schäumende Meer zu springen, weil Odin zur Besänftigung der Wogen einen Mann verlange; den grauenvollen Wahn vom Blutdurst der ergrimmten Gottheit, die sich nur durch Darbringung von reinen Wesen, zumal Kindern, versöhnen ließ, die bei Mißwuchs im ersten Jahre Ochsen, im zweiten Knechte, im dritten den König zum Opfer forderte und dem, der ihr ein anderes Menschenleben gab, das seine um zehn Jahre verlängerte, — wie dem Schwedenkönig Aun, der einen seiner Söhne nach dem andern tötete und zuletzt mit einem Antlitz wie ein Aschenhäufchen auf seinem Bärenfelle lag, aus einem Horn nippend wie ein kleines Kind. — Wo Angst und Aberglaube Gesetz und Rechte schufen, da vollends wurde Unwirkliches zur tyrannischen Wirklichkeit, und wo gefürchtete Mächte von phantasiegereizten

Sinnen obendrein gesehen und verspürt wurden, da konnten Einbildungen tödlich werden.

Kann aber Furcht noch jetzt ans Leben gehen, und vermag der Anblick der Natur, wie er heute vor ernüchterten Sinnen steht, in verderbliche Einbildungen hineinzuschrecken? — Auch Naturseher der Gegenwart machen sich vieles Augenscheinliche so wahr und wirklich, daß sie davor erschauern müssen. Sie auch legen einen furchtsamen Glauben gesetzlich fest, wenn sie im Tode den Vernichter sehen: dann verzehren sie sich gleich dem König Aun in Sorge, wie sie ihr Leben stunden, wie es speisen und dem Verfall der Materie durch Materie steuern könnten! Sie auch bangen vor ungewissen Opfern schlimmer Jahre, denn Furcht glaubt immer zu verlieren. In der Angst vor mörderischen Zufallslosen stürzen Lebensgierige sich in die schäumenden Wogen der Leidenschaft hinein und ersterben im Genuß. Andere flüchten vor schlimmen Weissagungen ihres bebenden Herzens, vor Entbehrungen, Verlusten, Mißerfolgen, Einsamkeit und Pein, als vor der Schickung der Natur, ins Nichtsein. Erzitternd geben sie den materiellen Mächten Übermacht und entkräften sich selber durch ihr Zagen vor Millionen Schädlingen, die dem Leib mit Siechtum drohen — Krankheitsfurcht ist ein Dämon unserer Zeit! Sie blicken auf Gebrechen der Ahnen als auf ‚Wiedergänger', und der Blick auf sie und sich zurück ist ein ‚böser Blick', festbannend, was er trifft. Sie lähmen sich mit Hirngespinsten, wie daß der Mensch fremdnatürlichen ererbten Kräften hilflos ausgeliefert sei, und gar manchen entwaffnet der Furchtgedanke bis zur Stumpfheit, daß er — weil jeglicher Naturtrieb seinen Eigensinn habe, jede Leidenschaft selbstherrlich in ihn eintrete, jede Begierde ihn berauschen müsse — sich ihrer nicht erwehren könne. Da er den bösen Zaubern der Natur auch andre ausgeliefert sieht, so machen sie ihm bange und scheinen ihm gefährlicher: in Menschenfurcht und Feindschaft zerfällt er mit den Menschen. Er muß sich — als Vereinzelter, abhängig von den Einzelmächten der Natur — auf sich und sie verlassen, die im Guten so unzuverlässig wie er selber sind; verstört von vielem Bösen, das sie senden, ängstigt er sich in den Wahn hinein, daß das Böse in wechselnden Geschöpfen fortbestehen müsse, weil es zum Grundbestande der Natur gehöre. So wird der Schrecken und die Furcht verewigt, und der Mensch, um sich über seinen Kleinmut hinwegzulügen, wirft, halb trotzig, halb verzweifelt, die Frage auf: ob man Böses böse nennen dürfe, ob der Natur nicht alles lebendig und notwendig sei? Das ist der ärgste Aberglaube, der — mehr wie jeder andere — Menschenopfer fordert, unerhörte, Königsblut und Kinderreinheit, fremdes Wohl, das man für eigenes vernichtet.

Weil alle Angst gegenwärtig aus dem Glauben folgt, daß der unpersönliche Kosmos von Kräften, Stoffen und Gesetzen der größte Machthaber sei, so hat auch der moderne Mensch, was er von eigner Kraft aus Gnaden der Natur zu besitzen meinte, nach außen gewandt, um aus der Furcht in die Macht zu flüchten, die menschenmöglich ist. Wohl vermag er mit Elementen und Naturgewalten nicht zu kämpfen wie mit Geistern, ist aber dennoch wehrhafter, bündnisfähiger geworden, und kann, da er mit findigem Verstande

Beuroner Kunstschule/Monte Cassino, Konfession, Inneres



so viele unter seine Herrschaft zwang, mit steigendem Selbstbewußtsein ihrer immer mehrere entdeckte und die mannigfaltigen chemisch band und technisch bändigte, durch Macht des Geistes und des Goldes, der Retorten und der kurbeldrehenden Faust so manchen Schrecken draußen niederhalten. Auch er ruft der und jener Kraft sein herrisches: „Ich dir — du mir!' entgegen, doch beherrscht er sie nur bis zu einem gewissen Grade; Kräfte und Stoffe können wieder Herr über ihn werden, und scheinbar gebändigte Gewalten, auf und unter und über der Erde, holen zu vernichtenden Rückschlägen aus. Und was der Mensch zu seiner Sicherung ersonnen, womit er zu triumphieren hofft: materielle Machtmittel und naturüberlegene Techniken, das kann ihn gleichfalls vergewaltigen und ihn tyrannischen Regungen seiner eigenen Natur abermals ausliefern. An Geld und Gut haftet nach wie vor der Fluch der Habsucht, volle Speicher verleiten zum Preiswucher, reiche Erträge werden zu teuren Jahren und der Erwerb wird dann zum fieberhaften Müssen. Auch heute mahlen an der Mühle Grotti viele Rachegeister! Die Maschinentechnik verurteilt Millionen zu mechanischer Hantierung und bewirkt, daß sie den Sorgenbrecher von ehedem, die Arbeit scheuen. Die Vergnügungstechnik rührt Lüste und Leidenschaften auf; die Verkehrsmittel mit ihrer dröhnenden Eile treiben in nervöse Unrast hinein. Und sogar die Wissenschaft kann die inneren Anfechtungen mehren. Bei aller heilsamen Gewalt über Bazillen und Gebrechen hat die medizinische Wissenschaft, indem sie tausend mögliche Gefahren entdeckte und zur allgemeinen Kenntnis brachte, die Angstkrankheit erst recht verbreitet; sie hat die Lebensdauer da und dort verlängert, den Tod aber furchtbarer gemacht, indem sie den Unsterblichkeitsglauben verwarf. Und die Naturwissenschaft, die dem Menschen so viele Obmacht verlieh, nahm ihm die hauptsächliche durch die Lehre, daß die Naturkraft, wie allerwärts, auch im Menschen unumschränkt regiere.

Eben das wird ihm verhängnisvoll, daß ihm Natur, die in ihm ist, am unbezwinglichsten erscheinen will. Je näher sie ihm ist, je mehr Macht sie von ihm nimmt. Draußen kann er Blitze brechen, was aber innen aufblitzt — sei es eine Triebgewalt, sei's nur ein Verzagen — das bricht ihn nieder. Dann ergibt er sich der Schwäche, dann ergeht's ihm wie Odin: er hat sich eine reiche Welt gewonnen, außen wie innen: Wissensmacht, Gewalt und Gold zwangen vieles in seine Hand und Halle hinein, was seine Lebensangst betäubt, seinen Sinn ergötzt und die Begier, die immer zu entbehren fürchtet, mit unzähligen Genüssen befriedigt; wo aber seine Macht aufhört, wendet die Begierde sich ins Böse, und Bosheit oder Ohnmacht treiben ihn wieder in die Furcht hinein. Er bleibt der Bedrohte, weil er der Verworrene bleibt, der aus Naturnotwendigkeit Macht und Ohnmacht, Gutes und Böses, Lebendiges und Verderbliches, Geistiges und Materielles in sich vereinigt und daran zugrunde gehen muß.

* * *

Im Altertum brachte der Bessere, dem die Norne das Ende spann, noch eine derzeit höchste sittlich-religiöse Leistung auf: das Duldertum, das hel-

dische Ausharren, die mannhafte Ergebung in das Unabwendbare; moderne Heiden in gleicher Lage leisten sich den Weltschmerz und einen düstern Fatalismus oder helfen sich mit einem Optimismus, der aus dem Entwicklungsglauben folgt.

Kraft der Entwicklung soll eine Art Götterdämmerung und Welterneuerung zustande kommen, fast ohne Mitwirkung des Menschen —: die Natur wird's machen! Der Mensch brauche nicht mehr duldend zu verzweifeln: was Menschenmacht nicht vermöge, vollbringe das zeitliche Werden in der Natur. Das Vollkommene ist nicht, aber es wird. Noch sei Natur kein einheitlich-einiges und gütiges Ganze, weder draußen noch im innern Menschen — doch werde sie es werden. Unzählige Einzelkräfte seien scheinbar widereinander, in Wahrheit füreinander. Natur sei die große Versöhnerin des Entgegengesetzten, imstande, alles auszugleichen und einander anzugleichen. Wohl löse sie aus dem Bestande ihrer Kräfte keine Kraft heraus, aber eine in die andere aufzulösen: das sei ihre Erlösung. So wie der Geist aus der Materie hervorgehe und sich aus ihrer Arbeit darstelle, beziehentlich aus dem Zusammenwirken chemischer Kräfte, so gehe auch das Gute aus dem Bösen hervor — und eben weil das Schädliche in Wohltat übergehen werde, könne es nicht so wie früher schrecken; und in dem Maße, als Materie sich vergeistige, gefährde sie nicht mehr.

Die mannigfachen Lehren von der Naturentwicklung treffen alle in dem einen Gedanken zusammen, daß Natur — durch den zeitlichen Ablauf der Entwicklung — zu einem Leben in Vollkommenheit gelangen könne. Ehemals verlief sich der Naturlauf immer mehr ins Unvollkommene und nach unten, so sahen ihn die Heiden; heute erscheint Entwicklung als ein Fluß, der in die Höhe steigt. Es wird sich aber zeigen, daß dieser auch zum tragischen Ende niederlaufen muß, wenn eben aller Anfang der Entwicklung und aller Fortgang der Natur anheimgegeben wird, die vor den Sinnen ist.

Die Sinne sind's, die allen Wandel von der Natur erwarten müssen. Da in den Sinnen keine Kraft zum Überwinden liegt, so geben sie, aus ihrer Ohnmacht heraus, der Natur zu viele Macht. Aus den Sinnen kommt die Ansicht, daß Natur, wie sie alles ist, auch alles kann. Sie soll vergehen lassen, was die Sinne stehen lassen müssen: denn alles, was Natur in sie hineinverlegt, was sie sehen und empfinden, liegt als Wirklichkeit in ihnen fest. Für Sinne und Verstand ist jedes Scheinbild wirklich, und ob der vernünftige Geist auch Täuschungen erkennt, so bleibt für die Sinne doch bestehen, was ihnen erscheint und sich in ihnen regt. Die Sinne sind's recht eigentlich, die alle sinnenfälligen Erscheinungen und Gewalten immer wieder in die volle Wirklichkeit hineinziehen, zumal die furchterregenden. Denn am wirklichsten sind ihnen gerade diese, neben den Erscheinungen, welchen ihr Begehren entgegenschwankt; am wirklichsten die Regungen, die sie am stärksten aufregen. Daher sind Furcht, Begier, Genuß, Gefahren, Krankheitsschmerzen, Tode ihre mächtigsten Wirklichkeiten, und das materielle Sein, das in vielerlei Gestalt bedrohende und lustbewirkende, ist überhaupt

das eine einzige, das vor den Sinnen steht. Wiewohl sie geistige Organe sind, ist das stofflich Außenweltliche ihnen näher als das Innenweltliche, und Gefühle, die sie von innenher durchgeistigen, liegen ihnen ferner als Empfindungen des auswendigen leiblichen Ich. Und weil für sie der Geist das kaum Gekannte und minder Wirkliche ist, wie auch die innere Güte ihnen minder fühlbar wird als äußere Lust und Fährde, darum können sie des Guten nicht mächtig werden und von der Macht des Geistes über Böses auch nichts erfahren. Der Geist wartet nicht, bis Natur alles wandelt; er sieht das Gute nicht aus dem Bösen hervorgehen, denn er kennt die Unterschiede, die die Sinne nicht erkennen.

Nur aus sinnenhafter Unklarheit konnte die Vorstellung von leichten Übergängen des einen in das andre, konnte der Gedanke kommen, daß alles Gegensätzliche in der Natur sich einer einzigen Entwicklungsreihe einverleiben lasse, wodurch Natur als die eine erscheint, die nicht wider sich geteilt ist — wie noch die Alten glaubten. Zwar erkannten sie in der Natur, die in ihren Augen anfangs nur ein Mensch und danach in viele, unzählige zerstückelt war, erst nur Zwiste der Verschiedenen, später aber den Zwiespalt von Unvereinbarem; die Modernen meinen naturgemäß zu denken, wenn sie Zwiespältiges zusammenziehen, zuwiderlaufende Erfahrungen ineinanderfließen lassen und unterscheidende Begriffe verflüchtigen. Man hat bereits den Vorschlag gemacht, Worte wie Sünde, Schuld, Reue, Buße, Demut, Reinheit, Heiligkeit vom Sprachgebrauch auszuschließen, weil sie dazu angetan seien, die Seele in überspannte Erlebnisse hineinzuführen. Die Verächtlichmachung des menschlichen Wesens durch das Sündengefühl wie auch seine Verklärung durch den Schein der Heiligkeit beruhe auf Übertreibungen und auf der irrigen Annahme, daß der Mensch Gewalthaber über die natürlichen Zufälligkeiten werden könnte, die zu diesem oder jenem Zustand leiten — ob zum Guten, ob zum Bösen, sei zunächst nicht einmal abzusehen, denn ‚das Leben zermalmt unsre Tugenden zu wertlosem Staub und verwandelt unsere Sünde in Keime für eine neue Kultur‘ (O. Wilde). Wenn im Mythus Ungeheuer zu Göttern wurden, warum soll das Ungeheuerliche, soll die ‚sogenannte‘ Sünde nicht zum Segen werden? Und wenn die Himmlischen sich in Tiere zurückverwandeln konnten und heute auch der Mensch vor der Naturwissenschaft ‚ein Tier geworden ist, ohne Abzug‘ —: so kann er, als ein solches, sich weder sündlich nennen noch heilig sein.

Um diese Anschauung zu kennzeichnen, hat ein Wissender den Ausspruch getan: ‚Sünde wurde bereits ein zu scharfes Wort; heilig ist ersetzt durch brav, brav durch anständig, anständig durch nett!‘ Das Blitzlicht eines Spottes beleuchtet einen Zustand oft am klarsten: aus diesem Wort erhellt die Seelenarmut jener ‚Denker‘, die die großen Unterschiedsempfindungen verwischen wollen, welche freilich nur von Geistesmenschen durchgefühlt werden können. Jene andern, die alles Gegensätzliche abzuschwächen und einander anzunähern streben, wollen's scheinbar in Gedanken an die alleine Natur, von der sie meinen, sie könne drinnen wie draußen sich nur durch Wandel

des einen in das andere vervollkommnen, — in Wahrheit aber will's ihr Sinnenich. Daß hinter ihrem Wollen und Meinen die Sinne stehen, die denk- und kampfunfähigen, weichlichen, begierlichen, die alles innehaben möchten, ohne Unterschied, die selbst vom Bösen nicht lassen wollen, soweit es ihnen keine Furcht erregt, denen die eigenen Gewalttriebe, Leidenschaften, Irrungen als zu ihrem Leben gehörig scheinen und, da sie ihnen wirklich und natürlich sind, auch zur lebendigen Natur —: das durchschauen jene sinnenhaften Denker nicht und wissen nicht, was sie tun, wenn sie die lebensfeindlichen enger mit den Lebensmächten der Natur verbinden, indem sie beiden einerlei Deutung geben.

Man hat das Böse als lebensteigernde Gewalt, als fortschrittlichen, wenngleich finster treibenden Drang in die Natur einbezogen und als ein Mittel zur Erbauung wahrer Menschlichkeit, in dem Sinne, wie es Nietzsche mit den Worten darstellt und empfiehlt: ‚Die schrecklichen Energien — das, was man das Böse nennt — sind die zyklopischen Architekten und Wegebauer der Humanität!' Das Böse als das ‚werdende Gute' ist sonach ein notwendiger Bestandteil im Zusammenhang der Naturerscheinungen geworden und gewinnt einen Anspruch auf Schätzung und Duldung, kraft dessen es sich dem Guten als beinahe gleichberechtigt an die Seite stellt, weil beide zu dem gleichen Ende ineinandergreifen. Die Bewertung läuft auf das Böse über, und soweit es wert gehalten ist, wird es ermächtigt. Wuchs seine Macht erst durch die Sinne, für die das Böse wirklicher als das Gute ist, danach durch den sinnbefangenen Verstand, der es in die Natur hineinverwirrte als ihre Angelegenheit, die sie zu Ende erledigen muß, so wird das Böse am mächtigsten durch den Gedanken, daß es Werdegrund des Guten sei. Wer also denkt, der tut das Gute und das Böse mit gleichem Stolz. Nun kann dem Bösen nicht mehr grundsätzlich und mit Entschiedenheit das Sein verwiesen werden, selbst wenn der Mensch sich von Natur dazu imstande fühlte — denn wie soll Gutes ohne Böses sich entwickeln?

Was bei solchem Ineinanderschwanken des Bösen und Guten, solcher Gleichmacherei herauskommt, ist freilich nicht Entwicklung zum Besseren, sondern Niedergang zum Verderblichen. Das ist ein lebenverwüstender Gedanke, daß das Böse, weil natürlich, auch naturnotwendig und zu dulden und gutzuheißen sei. So bleibt denn, was um der Entwicklung willen ausgestoßen werden müßte — es bleibt, um der vermeintlichen Entwicklung und der Wahnidee willen, daß das Böse die Natur vollenden helfe. Und wenn es bleibt und bleiben soll, so nimmt es zu. Als notwendiges Übel wird es — ob auch hie und da in Fesseln irgendwelcher Macht — sich immer wieder entfesseln und dann schlimmer wüten, so wie im Mythus Wolf und Schlange und die Hel; das Böse würde das Gute verschlingen, noch bevor es sich zur Fülle entfalten könnte — denn Natur läßt Böses wachsen, bis es durch sein Übermaß alles andre und sich mit vernichtet, und sie selbst ist wie ein Sinnenmensch, ohnmächtig gegen das, was in ihr vernichtend wächst.

(Schluß folgt.)

Das Schlachtfeld / Roman von Franz Herwig

I.

Zur Zeit der Abenddämmerung, an einem regnerischen Novembertage, blieb ein junger Mensch vor dem Mutterhaus der Töchter vom hl. Kreuz zu Lüttich, in der Rue Hors Chateau stehen. Er sah mit unsteten Augen an dem kühlen und sauberen Hause empor, und sein Gesicht zuckte vor Unbehagen. Aber schnell, als seine zögernden Füße schon zurücktreten wollten, ging er mit einem plötzlichen Entschluß in die Tür und zog hastig an dem altmodischen perlgestickten Klingelband, das dicht neben einem Guckfenster an der getünchten Wand hing.

Er war auf den glatten, tönenden Steinfließen schon zwei oder dreimal schnell auf und nieder gegangen, als das Guckfenster sich öffnete und der rote, mürrische Kopf einer Laienschwester erschien. Der junge Mensch sagte in einem etwas harten Französisch, daß er seine Schwester sprechen wolle, seine Schwester, Valerie Welonska, und setzte, als die Pförtnerin ihn zweifelnd ansah, ungeduldig hinzu: ‚Ich bin ihr Bruder, Mieschko Welonski.‘

Gleich darauf schloß sich das Fensterchen, die Laienschwester erschien in der Vorhalle, und indem sie eine Tür zur Linken öffnete, sagte sie, daß in der Klosterkirche jetzt die Vesperandacht stattfinde, aber ohne Zweifel werde sie gleich nach dem Gottesdienst den Besuch melden; einstweilen möge er im Sprechzimmer warten.

Mieschko war allein. Der kleine Raum, in dem er sich befand, schien ihn zu drücken. Er ging unruhig atmend auf dem glatten Linoleum hin und her; ein flüchtiger und geringschätziger Blick streifte das große Kruzifix an der Wand und die zwei Öldruckbilder des Pfarrers Habets und der M. Marie Therese, der Gründer der Kongregation, und als er noch versucht hatte, aus dem Fenster zu sehen, woran ihn jedoch die Milchglasscheiben hinderten, warf er sich unzufrieden stöhnend in einen Lehnstuhl und streckte die Beine von sich.

Er fühlte die Nachwehen einer durchwachten Nacht und griff, um sie zu verscheuchen, nach der Zigarettentasche; er zweifelte indes, ob es gestattet sei, hier zu rauchen, und als er sich im Zimmer umsah, schien es sich gegen seine Absicht zu empören. Dieses war ja ein Gefängnis, dachte er höhnisch, und in diesem Gefängnis war seine Schwester eingesperrt! Und diese Schwester war achtzehn Jahre alt, ja, sie mußte jetzt achtzehn Jahre alt sein, vier Jahre jünger als er; und er dachte an Brüssel, woher er kam, an die laute Abschiedsfeier dieser Nacht mit den Landsleuten, und es waren Mädchen dabei ge-

wesen, die nicht älter waren als Valerie. Sie genossen mit blitzenden Augen die Freiheit, die der leidenschaftliche Wille ihrer Individualitäten ihnen errungen hatte. Aber seltsam, wenn er sich vorstellte, daß Valerie, daß seine Schwester, mit der er in dem alten, guten, grauen Krakauer Vaterhaus aufgewachsen war, in der absynth- und tabakdampfenden Atmosphäre, aus der er kam, leben sollte, in all die flüchtigen und unfeinen Verhältnisse taumeln sollte, in die der flackernde Drang eines Augenblickes sie, wie die anderen Mädchen, stoßen würde — so mußte er sich aufrichten, wie wenn er seine Schwester zu schützen hätte. Freilich belächelte er sich dann. Denn — dem großen Ziel, das ihm und seinen Freunden vor Augen stand — dem nationalen Ziel, an das zu denken entzückende Schauer erregte, mußte die bürgerliche Wohltemperiertheit — auch der Sitten — zum Opfer fallen. Und er lächelte deutlicher, als er sich Valerie vorstellte und sie dieses Ziel schauen ließ.

‚Nein, nein,‘ sagte er ganz laut und sprang auf, ‚Valerie ist dafür nicht gemacht.‘

Im gleichen Augenblick öffnete sich die Tür, und sie trat unsicher über die Schwelle; über ihre Schulter sah das lächelnde Gesicht einer Nonne.

Valerie warf die Arme hoch und stürzte sich auf den Bruder. ‚Mieschko, mein Mieschko,‘ rief sie glücklich, ‚es ist wirklich Mieschko!‘

Der Bruder klopfte ihr, die an seinem Halse hing, ein wenig geniert den Rücken und blinzelte nach der Nonne, die ihm aber lustig zunickte und leise das Zimmer verließ. Nun erst küßte er das blasse leidenschaftliche Gesicht der Schwester und sah ihr lange in die großen Augen, ohne zu sprechen. Er hielt sie mit ausgestreckten Armen von sich und sah an ihrer zerbrechlichen Schlankheit hinunter, aber Valerie zog ihn mit sich, er mußte sich in den Lehnstuhl setzen, und sie hockte sich auf die Seitenlehne und schlang die Arme um seinen Hals.

‚Mein Mieschko — ist es möglich?‘

‚Ich komme von Brüssel‘, sagte er, ‚und gehe nach —, nun, ich gehe eben in die Heimat —‘

‚Nach Krakau?‘

‚Vielleicht auch nach Krakau — aber wohl kaum zu den Eltern. Ich habe mir eine Aufgabe gestellt — aber du wirst mich wohl nicht verstehen,‘ setzte er hinzu und sah an ihr vorbei.

Sie achtete nicht auf die leise Ablehnung, sie war in seinen Anblick versunken.

‚Wie hübsch mein Mieschko geworden ist,' flüsterte sie, ‚und dein Studium — geht es voran?'

‚Ja, ja, es steht gut damit — nur ein wenig anders, wie du denkst.'

‚Erzähle, erzähle.'

‚O, das ist nicht ganz einfach. Aber du, sag' mir eins: die Nonnen sind doch gut zu dir?'

‚Aber Mieschko — es sind Engel!'

‚Und du fühlst dich wohl unter diesen Engeln,' fragte er ein wenig ironisch.

Valerie senkte die Augen, und ihr Gesicht spannte sich. ‚Ich weiß es nicht immer,' sagte sie verloren, ‚aber das sind sicher nur Launen. Und die sind unwichtig, sehr unwichtig. Aber wie geht es Julian? Und den Eltern? Haben sie dir geschrieben? Mama schreibt jede Woche, aber sie schreibt nichts von dem, was ich wissen will. Ist Julian schon Pfarrer?'

‚Julian schrieb mir vor einigen Tagen, und ich verstehe wohl — seine Absichten werden weder Papa noch Mama sehr gefallen. Er hat um eine Kaplanei angehalten — in Podgorze glaube ich — im Arbeiterviertel, und es sind merkwürdige Ideen, von denen er mir schrieb. Ich bin diesen religiösen Absichten zu fremd — ich habe Wichtigeres zu denken, die Religion ist für mich —. Aber ich will dich nicht erschrecken. Kurz, Julian will ein Apostel der Enterbten werden —. Ich glaube, er drückte sich so aus: er wolle die Armen an einem realen Bande wieder zu Christus führen, er wolle versuchen, ihre Lebensführung zu verbessern, ihre Arbeitsbedingungen —, er meint, er könne so kräftigere, selbstbewußtere Kinder Christi schaffen, eine Idee, die einen törichten Kompromiß darstellt; entweder hat man das Leben als Ziel wie — wie die Sozialisten, oder man sieht auf das Jenseits. Aber Julian hat den Welonskischen Feuerkopf, und überdies schreibt er ja, daß der Fürstbischof seine Pläne billige. Aber das Ganze interessiert dich wohl nicht.'

Er stand auf, denn die Straße erscholl wider von dem fernen und nahen Heulen der Fabrikpfeifen, und ein verworrener Lärm wie das Trappen und Murmeln großer Menschenmassen näherte sich.

Valerie saß still und vornübergebeugt und starrte abwesend in eine Ecke des Zimmers.

‚Ich möchte gern rauchen,' sagte Mieschko ungeduldig vom Fenster her.

Valerie erwachte. ‚Das ist nicht erlaubt; aber wenn du das Fenster ein wenig öffnest, damit der Rauch abziehen kann —?'

‚Nun wohl,' sagte der Bruder, brannte an und riegelte das Fenster auf.

Der dumpfe Lärm wurde jetzt deutlicher.

‚Komm' zu mir, Valerie!' sagte Mieschko, und sie trat hinter ihn.

Draußen marschierte ein Heer von Arbeitern vorbei, die Gesichter noch gerötet vom Brande des Stahlgusses, die Hände geschwärzt, mit rauhen Stimmen und schweren rücksichtslosen Schritten.

‚Diesen Leuten, Valerie, will Julian die Religion wiedergeben,' sagte Mieschko geringschätzig lächelnd.

‚Aber es ist ein wundervolles Ziel, Mieschko, und ich beneide Julian um diese Aufgabe!'

Mieschko lachte höhnisch. ‚Sieh sie doch an, diese muskelstarken Männer, und versuche dir auszudenken, daß du zu ihnen von dem lebenfremden, blassen Christusideal sprechen kannst — das Wort würde dir im Munde erstarren.'

‚Aber ich denke doch,' rief Valerie, und packte ihren Bruder am Arm, ‚daß Julian keine heiligen Büßer aus ihnen machen will, sondern starke Menschen, die fest auf der Erde stehen und ihre Seelen zu Gott erheben?'

Mieschko sah sie aufmerksam an und lächelte: ‚Schwärmerin, kleine Schwärmerin, ich sehe schon, wie's in deinem Köpfchen spukt. Träume nur so dahin, du bist ja ein Weib.'

Valerie, die nichts so sehr scheute wie des Bruders geringschätziges Lächeln, schwieg. Mieschko sah verloren auf die Lawine von blauen Blusen, die noch immer sich die Straße hinabwälzte. Unter seinen kühnen und freudigen Gedanken belebte sich sein Gesicht. Er fühlte den Drang, sich auszusprechen, jene Ideen auszusprechen, für die er leben wollte; er wußte sicher, daß seine Schwester sie nicht verstehen, ja daß sie sich vor ihnen entsetzen würde. Aber er suchte ja nicht seine Schwester, sondern nur ein menschliches Ohr. Ein klein wenig war auch noch der Knabenstolz in ihm, wie früher, wenn er der staunend Horchenden erzählte, daß er die höchste Tanne bei Zakopane erklettert und ein Rabennest ausgenommen hätte.

Er begann halblaut von dem Polen der früheren Zeiten zu sprechen, der Adelsrepublik, in der jeder dem andern gleichgestellt war, der König nicht mehr war wie der ärmste jener Schlachzizen,

von denen sieben eine Ziege auf den Markt trieben. Diese Republik war untergegangen, nun wohl, die Zeit und ihre Völker waren zu plump, zu brutal, zu dumm gewesen, um das hohe geistige Ideal, das in jener Republik lebte, zu verstehen. Vielleicht auch — nein, sicher waren die Mittel zur Verwirklichung dieses Ideals auch falsch gewesen.

‚Man stützte sich auf den Adel allein, Valerie, auf eine einzige Menschenklasse. Wie, wenn Polen nun ein neues Ideal aufstellte, wenn es berufen wäre, der Welt die Zukunft an einem klaren und reinen Beispiel vorauszuleben? Eine Republik gründete, gestützt auf alle?‘

Er sah Valerie triumphierend in die großen, aufmerksamen Augen.

‚Ich stelle mir vor,‘ fuhr er fort und begann, die Blicke am Fußboden, hastig im Zimmer auf und ab zu schreiten, ‚daß bei den Arbeitern zuerst anzufangen wäre und daß es notwendig wäre, die geistigen Kräfte, die gestern noch zwecklos in einer unklaren Gottesverehrung verrauchten, in die Idee dieser ersten wahren Republik sich ergießen zu lassen. Polen muß wieder ein Beispiel sein für die Welt. Sie warten alle auf eine nationale Wiedergeburt, aber sie denken da wieder an ein Königreich — ja, verblendet durch das Beispiel der sich entwickelnden Großstaaten, an ein konstitutionelles Königreich, die Toren. Und vergessen, daß Polen nur die Mission, in kühnerer Form, wieder aufnehmen muß, die es immer gehabt hat. Polen soll das Salz der Erde sein; kein Volk hat wie unser Volk die Leidenschaft, den Schwung, die Selbstlosigkeit, die Verachtung des Lebens, wenn es um eine große Sache geht. Es gibt da ein Gebet — ein Satz darin entzückt mich immer, dieser: Um den Tod auf dem Schlachtfeld bitten wir dich, o Herr! Ja — aber auf dem Schlachtfeld der Menschheit sollen wir sterben, im Herzen die Hoffnung auf den Sieg. Und wir brauchen Gott nicht darum bitten — Gott ist die Menschheit, und um ihretwillen sollen wir kämpfen. Bisher haben sich die Menschen immer zersplittert: sie mußten für den erträumten Himmel arbeiten. O, über die idealen Kräfte, die da verloren gingen! Und als die sozialistischen Lehren an Wirksamkeit gewannen, da verfiel man in das andere Extrem; man wußte die idealen Kräfte nicht zu benutzen, sie lagen brach, niemand konnte sie gebrauchen. Nun — ich kann sie gebrauchen, ich kann sie gebrauchen. Mein verachtetes Vaterland, du Märtyrerin unter den Völkern, du sollst ein Beispiel sein für die fernsten Zeiten. Diesem Ideal

will ich die Brüder zuführen, ich, Valerie, ich, dein Bruder, und —'
Er hielt inne und machte eine große Handbewegung, um das anzudeuten, was er nicht aussprechen konnte. Als er seine Augen der Schwester wieder zuwendete, hockte sie mit emporgezogenen Knien im Lehnstuhl. Sie sah ihn mit einem starren Lächeln an, und ihr Gesicht war noch weißer wie sonst. Er erschrak ein wenig und blieb vor ihr stehen, und sie, ohne daß das starre Lächeln von ihrem Antlitz wich, sagte langsam und laut:

‚Und ich, Mieschko?!'

Er lachte und wollte ihren Kopf in beide Hände nehmen; aber sie entzog sich ihm und wiederholte hartnäckig:

‚Und ich, Mieschko?'

‚Was denn — und ich?'

‚Nun,' sagte sie langsam und bebend, ‚du hast mir von Julian erzählt und daß er einer großen Aufgabe sein Leben weihen wolle. Und hast mir von dir erzählt, von deiner Aufgabe — nun, und ich? Welches ist meine Aufgabe?'

Der Bruder lachte belustigt auf.

‚Kind, Kind!' rief er, ‚welche Aufgabe solltest du wohl haben? Dein Ziel? Nun, du wirst eine gute Partie machen oder eine schlechte Partie, oder du wirst ins Kloster gehen; welches andere Ziel könnte eine Welonska haben? Ja doch — noch eins, du wirst lernen, deinen Bruder Mieschko zu verabscheuen.'

‚Weshalb sollte ich dich verabscheuen,' sagte sie kühl, ‚wenn ich überzeugt bin, daß du selbstlos und kühn für eine Idee wirkst —, vielleicht könnte ich die Idee verabscheuen, aber weshalb dich?'

Und plötzlich sprang sie auf und trat vor ihren Bruder.

‚Höre,' sagte sie und atmete schwer, ‚ich werde nicht ins Kloster gehen und keine Partie machen, wie du es nennst, ich will teilhaben am Leben. — O ich weiß wohl (und bei diesen Worten vermochte Mieschko trotz des erregten Tones der Schwester ein Lächeln nicht zu unterdrücken), ich weiß wohl, daß eine gute Ehe führen auch leben heißt; vom Klosterleben weiß ich nichts — ich habe nie darüber nachgedacht — aber ich kann mich vor Unruhe nicht lassen, oft klopft mir das Herz bis in den Hals (sie umspannte ihn mit den schlanken Fingern), mir ist, als ob ich irgendwo gebraucht würde und als wenn ich eilen müßte, an meinen Platz zu kommen. Nichts Deutliches weiß ich — ich kenne ja das Leben da draußen nicht, zuweilen schlägt der verworrene Lärm der Brandung in meine weiße Stille, und ich sehe mit erhitzten Sinnen das Meer draußen,

Mieschko, das Meer, auf dem die Schiffe über den Wundern und Ungeheuern der Tiefe hinfahren, o himmlische Mutter!'

,Aber Kind!' rief Mieschko — ihre Lippen zitterten und ihre Augen quollen von Tränen über — ,aber Kind —.'

,Ich bin kein Kind, schweige; weshalb wollt ihr, daß ich ein Kind bin, weshalb wollt ihr mich zertreten? Mutter Apollonia las vor einigen Wochen aus einer Zeitschrift vor, ich weiß nicht, aus welcher. Eine Frau hatte Vorlesungen gehalten, eine andere hatte eine Erfindung gemacht, eine dritte war in einer großen Stadt — ich verstand nicht, in welcher Stellung. Mutter Apollonia schüttelte auch den Kopf und meinte, die Welt stünde auf dem Kopf. Aber ich habe gesehen, daß es noch etwas anderes für die Frau gibt als die Ehe und das Kloster, und ja — eine war vom Heiligen Vater in Rom empfangen worden und er hatte sie belobt!'

Sie hielt inne und Mieschko sagte:

,Meine kleine Valerie von den Ideen der Emanzipation angesteckt?'

,Ich weiß nicht, was das ist: Emanzipation,' rief Valerie zornig.

Aber Mieschko entwarf ihr das Bild einer emanzipierten Frau; er holte seine Brüsseler Erlebnisse hervor und sprach ihr von den jungen Mädchen seiner Bekanntschaft, verwischte die abstoßenden Züge nicht, die er an ihnen gewahrte und betonte zum Schluß das, was er schon empfunden hatte, als er vor einer Stunde hier auf die Schwester wartete: die bürgerliche Wohlanständigkeit und, was das schlimmste sei, der feine Zauber der Weiblichkeit, das Beste des Weibes, gehe zum Teufel. Freilich sei es auch ein großes Ziel, dem das alles zum Opfer gebracht werde.

Und er erstaunte nicht wenig, als Valerie kopfschüttelnd sagte:

,Man kann doch ganz Weib bleiben und dennoch ein Großes wirken!'

,Ja,' rief der Bruder und zog die Schultern hoch, ,man kann — aber wer kann's?'

,Das verstehe ich nicht. Weshalb muß ich die Reinheit, den Glauben, die Weiblichkeit, den Stolz aufgeben? Ist es nicht so, daß jedes Wirken in der Welt ein Überschuß an Kräften ist? Das Gefäß meines Innern ist ganz gefüllt, und nun strömt es über und tränkt die Welt? Erst ganzer Mensch — dann erst Schaffender?'

,Höre, Valerie! Was meinst du, würde Herr Agenor Welonski, dein Papa, und Frau Lisa Welonska, deine Mama, sagen, wenn sie dich so hörten?'

‚Nun, sie lieben mich doch —.‘

‚Hast du ihnen schon einmal Ähnliches geschrieben?‘

‚Ähnliches wohl — vielleicht — ich weiß nicht.‘

‚Und was haben sie dir geantwortet?‘

Valerie schwieg.

‚Nun?‘ drängte Mieschko.

‚Sie haben nichts geantwortet.‘

‚Siehst du.‘

‚Aber sie müssen antworten!‘

Als könnte ihr Wille diese Antwort erzwingen, ballte sie die blassen Fäuste und stieß mit dem Fuße auf. Mieschko wußte, daß nun jedes Wort von ihm den Zorn Valeriens entfesseln würde. Er schwieg und sah vor sich nieder. O, diese Valerie kannte er, sie war immer der Schrecken aller Erzieherinnen im Welonskischen Hause gewesen; am besten war noch immer der Vater mit ihr ausgekommen, der, schwach und gutmütig, wie er war, sich vor dem Temperament seiner Tochter geduckt hatte. Die Mutter aber! — Er sah ihre massige Königinnenfigur, ihr starkes, gerötetes Gesicht mit dem eisernen Kinn und die im Zorn bebenden Hände, die so rasch zuschlugen. Er erinnerte sich so einer Schreckensszene, als die vierzehnjährige Valerie in einer albernen und geringfügigen Sache ihren Kopf aufgesetzt hatte. Diese rasende Wortflut von Mutter und Tochter! Und endlich ein scharfer Schlag, ein wilder Aufschrei Valeriens und sie war, wie sie ging und stand, aus dem Hause gelaufen, und erst in später Nacht hatten der Vater und er sie wieder gefunden, mit versteintem Gesicht in den stinkenden Gassen des Judenviertels herumirrend. Acht Tage später war sie in Lüttich. Und in den vier Jahren, die seitdem vergangen, war Valerie nicht öfter wie ein einziges Mal wieder im elterlichen Hause gewesen. Damals wohl hatte das Wiedersehen der Stätte ihrer Kindheit, an der sie, wie Mieschko wußte, mit leidenschaftlicher Liebe hing, sie im Innersten erschüttert. Frau Welonska hatte sie im Salon gefunden, wie sie, die Arme über dem zuckenden Kopf verschlungen, sich in den Kissen des Sophas ausweinte. Aber was die Mutter damals gesagt hatte, waren Worte des Triumphes und des Hohnes gewesen, auf die Valerie blitzschnell mit wilden Anklagen geantwortet hatte. Am gleichen Abend noch war sie freiwillig wieder nach Lüttich gefahren.

Mieschko erhob sich. Die Pförtnerin war eingetreten und hatte Licht entzündet. Er sah nach der Uhr und sagte unsicher: ‚Ich muß nun gehen.‘

Valerie trat mit einem Lächeln, als sei nichts geschehen, zu ihm. ‚Wohin gehst du nun?‘

‚Zum Bahnhof; ich fahre nach Berlin, dann nach Lemberg — aber genau weiß ich es nicht. Ich habe Konferenzen —.‘

‚Dann lebe wohl, Mieschko!‘

Mieschko lachte und sagte: ‚Wenn wir uns wiedersehen, bist du vielleicht schon die Frau irgendeines braven Landedelmannes.‘

Valerie lachte ebenfalls und legte ihre Hände auf seine Schultern. ‚Und dann bleibst du ein wenig bei uns, nicht wahr, Mieschko, und wir fahren mit den jungen Pferden wie einst, oder liegen am Hirtenfeuer und hören auf die alten Sagen — die Sagen unseres Volkes.‘

Bei den letzten Worten zitterte ihre Stimme ein wenig, sie küßte rasch ihren Bruder und preßte seine Hände, dann war sie allein und starrte nach der Tür, die sich hinter Mieschko geschlossen hatte.

Langsam und leise stieg sie die läuferbedeckten Treppen nach oben. Aus dem Lesesaal scholl die spitze Stimme einer Französin, die aus der Legende der Heiligen vorlas, hinter einer anderen Tür war Klavierspiel zu hören. Sie schob sich rasch in ihr finsteres Zimmerchen, riegelte ab und trat an das Fenster. Der Wind sauste in den kahlen Bäumen des Gartens, eine große Fichte, dicht vor ihrem Fenster, schwankte, die schwarze Masse der Zitadelle von Lüttich hob sich drohend wie ein böses Geschick vom grauen Himmel ab. Zwei rötliche Lichter in der Mauermasse schielten sie an wie tückische Augen.

‚Ich muß hier fort,‘ dachte sie. Ihren so häufigen, aber unklaren Wünschen hatte die Unterredung mit Mieschko, hatte die Erzählung von Julians und seinen Plänen Halt und Richtung gegeben. Noch wußte sie nicht, was werden könnte, aber sie grübelte angestrengt, den Kopf gegen die kühlen Scheiben gepreßt. Was sollte sie tun? Sah sie einen Weg? Irgendwo war der Weg, aber wie dahin kommen? Sie brauchte Hilfe. Wo diese Hilfe finden? Sollte sie sich der Mutter Oberin anvertrauen? O gewiß, ein Strom goldklarer Liebe würde über sie niederströmen, aber diese Liebe würde nur *eine* Aufgabe kennen: sie vor dem Leben, das sie suchte, zu bewahren. Das Leben dort draußen würde ihr als ein Raubtier geschildert werden, sie wußte das, ein Raubtier, das die Seelen erst durch den Schmutz zieht und dann zerfleischt. Man mußte diesem Raubtier aus dem Wege gehen, sich vor ihm ver-

bergen. Ja, ja, das wußte sie ja alles. Ein Klopfen an der Tür schreckte sie erst auf, als es lauter und dringlicher wurde. Sie öffnete widerwillig. Die junge Nonne, die sie ins Sprechzimmer geleitet hatte, streckte ihr vom Korridorlicht beschienenes lachendes Gesicht in die Tür.

‚Ei, Valerie,' sagte sie, ‚warum im Dunkeln und die Tür verriegelt?'

Valerie schützte Kopfschmerzen vor und erklärte, daß sie sich gerade habe niederlegen wollen.

‚O das arme Köpfchen!' sagte die Nonne, und fuhr ihr sanft über die hellbraunen Haare. ‚Hat dein Bruder dich gekränkt?'

‚Nein, nein.'

‚Er hat so etwas Unstetes im Blick, ist er nicht glücklich?'

‚Er ist glücklich, denn er hat ein Ziel.'

‚Wollen wir für ihn beten, daß er's erreicht?'

Valerie mußte lächeln; in der Dunkelheit durfte sie es ja, ohne daß es bemerkt wurde. Da sie nicht antwortete, ging die Nonne zur Tür und rief heiter: ‚Geh nur zu Bett, ich entschuldige dich beim Abendessen!'

Valerie riegelte zum zweitenmal ab, drehte das Licht an und setzte sich an ihren kleinen Schreibtisch.

Die Eltern! Ja, die Eltern mußten ihr helfen. Konnte es anders sein, als daß das Glück ihres Kindes ihnen am Herzen lag? Und hatte sie nicht das Recht, wenn nicht das Glück selbst, so doch die Mittel dazu von ihnen zu fordern? Ja, zu fordern, und so blitzte der Trotz wieder in ihr auf, und mit fliegender Feder begann sie an die Mutter zu schreiben. O, es war ein überaus kluger Brief, ein Brief, so erfüllt von Anklagen und Vorwürfen, von leidenschaftlichen Wünschen, voll von einem so pochenden Verlangen, daß Valerie, verzweifelnd, überhaupt noch Worte zu finden, plötzlich die Feder hinwarf und in ein leidenschaftliches Weinen ausbrach. Nun fühlte sie sich als ein hilfloses Kind, als ein Würmchen, dem kein Mensch, kein Mensch auf Gottes weiter Erde gut war, das getreten und geschlagen war, und das man hatte liegen lassen, ohne sich nur einmal, nur einmal nach ihm umzuschauen. Und sie nahm einen neuen Briefbogen und schrieb mit zitternder Feder:

‚Mein geliebtes, gutes Väterchen! Deine Valerie ist in Not und Unglück gefallen. Wie oft hast du mich früher auf deine Knie gezogen und hast mich getröstet mit deiner guten, flüsternden Stimme. O, ich kann nur im Traum zu dir kommen und hören, wie du mich

wieder, wie einst, dein Waisenkind, deinen flügellahmen Falken, dein weißes Mäuschen nennst, dem die Falle das Schwänzchen geklemmt hat. Bitte, mein goldenes Väterchen, sage der Mutter, daß ich nicht länger hier bleiben kann. Ich bin fleißig gewesen, die Mutter Oberin hat mir gesagt, daß ich jetzt gleich, wenn ich in der Welt wäre, die Universität besuchen könnte, sie hat gemeint, daß ich Lehrerin im Kloster werden könnte, aber freilich müßte ich dann den Schleier nehmen, und das kann ich nicht. Mein Väterchen, ich will in die Welt hinausgehen, zuerst will ich studieren, ich muß mit Leuten sprechen, die davon etwas verstehen. Was ich dann beginnen werde, weiß ich noch nicht. Ich will auch nicht nach Krakau, ich will nach Berlin, ich weiß doch, daß so viele Polen in Berlin studieren. Onkel Szuman, ich habe es genau gehört, hat einmal gesagt, unsere Hochschulen seien rückständig, nur in Preußen könne man etwas lernen. Sage alles der Mutter, und daß ich schnell von hier fort muß; ich kann nicht länger warten, denn die Ungeduld verzehrt mich. Richtet alles ein, wie ihr wollt, nur sollt ihr mich nicht gängeln wollen, ich will meine Schritte aus eigenem Willen setzen. Ich will geradezu in das große Meer hineinspringen, o, ich fühle die Kraft meiner Arme, die mich sicher zum Ufer bringt. Aber hört, mein Wille ist unabänderlich, und Mama soll mich nicht höhnen und niederdrücken wollen, ich bin achtzehn Jahr alt, und es geschieht Schlimmes, wenn sie mich nicht hört. Und handelt rasch, ich zähle die Tage.‘

Nachdem Valerie diesen merkwürdigen Brief geschrieben hatte, schob sie ihn in die Hülle und schlug mit der rechten Faust darauf.

‚So,‘ rief sie laut, und nickte entschlossen vor sich hin.

II.

Drei Tage später fand in Krakau eine wichtige Besprechung polnischer Politiker statt. Aus Chicago war als Abgesandter der ‚Nationalen Liga‘, ‚General‘ Zmurko gekommen, Herr Golembiowski, einer der Führer des Polenklubs aus Wien, von Berlin Herr Szuman. Wegen seines Reichtums, seiner großen Verwandtschaft hatte man Agenor Welonski zu den Verhandlungen hinzugezogen, der sich jedoch, ohne zu den Geschäften einmal das Wort ergriffen zu haben, damit begnügte, die Herren Brüder für den Abend in sein Haus an der Swietego Jana einzuladen. Man hatte am Nachmittag eine Wagenfahrt zum Kosziuskohügel unternommen und war übereingekommen, am Abend die Erstaufführung des Dramas ‚Siegmund der Große‘ im Krakauer Theater zu besuchen und der

Einladung Welonskis erst nach dem Schluß des Theaters zu folgen. Ein Viertel vor acht Uhr begann die Auffahrt der Wagen. Unter dem Schutzdach des Hauptportals hatte sich eine Gruppe junger Adeliger angesammelt, die schon die Garderobe abgelegt hatten und die Zeit benützten, noch eine Zigarette zu rauchen und die Ankommenden zu kritisieren. Als ein leichter Jagdwagen, mit zwei Juckern bespannt, an die Rampe fuhr, brachen die jungen Leute in ein lebhaftes Beifallklatschen aus.

‚Onkel Malezki! Da kommt Onkel Malezki!‘ Ein Dutzend Hände half dem lachenden Fünfziger aus den Decken. Es war Jan Malezki, ein Junggesell, berühmt von Krakau bis Posen durch seine sarkastische Bissigkeit, ein kleiner, säbelbeiniger Herr mit rundem Bäuchlein; unter seinem altpolnischen Hängeschnurrbart zuckte fortwährend der schlagfertige Mund.

‚Kinder,‘ rief er, noch mit einem Fuß auf dem Trittbrett seines Wagens, ‚Kinder, ist der General schon da?‘

Und er begann, zwei Jünglinge unter die Arme nehmend, indessen die andern den beglückt lächelnden im Schwarm folgten, den Hut im Genick, zu erzählen.

‚O, das wird ein Fest, meine Kinderchen. Ich weiß nicht, ob der General in Uniform kommt, aber wenn er es nicht tut, so wird er uns um den Effekt des Abends bringen. Ihr hättet ihn heute morgen sehen sollen, himmlische Heerscharen, man glaubte sich in die Tage der letzten Jagellonen zurückversetzt.‘

Er ließ die Jünglinge fahren, grüßte einen hageren Aristokraten, und als die Jünglinge eifrig die Hüte vom Kopf rissen, raunte er:

‚Ihr habt die Ehre gehabt, Tscharniezki, den Bruder der Welonska, zu begrüßen, ja, den guten, alten Stanislaw, berühmt durch seine Schwester und seine Krebszucht. Um aber auf unseren General zurückzukommen, die Hoffnung der alten Mutter Polen, so erschien er heute zu den Verhandlungen im Hotel du France — meine Kinderchen, ihr könnt mich zehnmal Onkel nennen, aber ich bin außerstande, euch zu erzählen, mit welcher Majestät er erschien.‘

Die Jünglinge brachen in ein Gelächter aus. Malezki tat langsam beide Arme auseinander:

‚So öffneten sich die Flügeltüren. Wir waren still; vorerst kam nichts, und dann kam sehr viel, dann kam er. Monsieur le général. Er blickte finster — seht, so,‘ und er preßte das Kinn in den Pelz seines Automobilmantels, ‚dann machte er drei Schritte,

Beuroner Kunstschule/Krypta in Monte Cassino, Konfession



seht, so,' — und Malezki machte mit seinen kurzen Beinchen drei Schritte wie ein Pferd, das den Hahnentritt hat. ,Und dann', fuhr er mit erhobener Stimme fort, ,trat ein Diener hinter ihn, nahm ihm mit gebührender Feierlichkeit den Mantel von den Schultern, und nun stand er in Uniform da — in einer Uniform, sage ich euch — da war rotes Tuch und blaues Tuch und Goldstickerei, und ein richtiger Sluzker-Gürtel, und Schnüre hingen an ihm herunter, als wollte er zur Rebhuhnjagd, und dann legte er zwei Finger auf den Korb seines Husarensäbels und sagte mit einer Grabesstimme: Wir können beginnen. Aber wir konnten es nicht, der gute Welonski machte ein Maul wie ein krepierender Karpfen, und dann sprang er hoch, und vor Entzücken und Rührung blinzelnd, eilte er auf ihn zu und sagte: Mein General, erlauben Sie, daß ich Sie umarme, was er auch erlaubte, worauf wir Beifall brüllten, wie es sich geziemt, oder was meint ihr?'

In diesem Augenblick erscholl das erste Klingelzeichen, das Gelächter der Jünglinge wollte verebben, aber Jan Malezki rief plötzlich: ,Da kommt er.'

Ein Coupé fuhr vor, der Diener sprang vom Bock und riß den Schlag auf, der General war leider im Frack, aber Malezki sorgte dafür, daß sein Auditorium trotzdem auf die Kosten kam. Als der General den festen Boden unter den Füßen hatte, rief Malezki:

,Mein General, erlauben Sie, daß ich Sie umarme,' machte drei lächerliche Hahnenschritte, indessen der General ihm mit drei gleichen Schritten entgegenstelzte, und während die Jünglinge vor unterdrücktem Lachen zu sterben meinten, stellte Malezki sich auf die Zehen und drückte dem geschmeichelt lächelnden General auf jede Wange einen schallenden Kuß. Die Jünglinge, die sich in ihrer Not nicht anders zu helfen wußten, riefen stürmisch Bravo, einmal übers andere Mal, worauf mit einer großen Armbewegung der General laut sagte:

,Ich grüße die Hoffnung Polens,' und dann, auf den Arm des grinsenden Malezki gestützt, wie ein Triumphator in das Vestibül einzog.

Diese Ovation hatte nicht gut unbemerkt bleiben können, und so bildeten sich in den Gängen Reihen neugieriger und ehrfurchtsvoller Menschen, die den General und seinen Hof schweigend passieren ließen. Dieser war tief beglückt und spreizte sich wie ein Tenor, und da er Jan Malezki als den Urheber, wenn nicht den Veranstalter der Huldigung ansah, bat er diesen, in seiner reser-

vierten Loge mit Platz zu nehmen. Nur noch Golembiowski und Szuman würden erwartet, so daß man hübsch unter sich sei. Er zog auch, als die beiden Parlamentarier ihn begrüßt hatten, Malezki mit in den Vordergrund der Loge, aber Jan warf entsetzt die Arme hoch und verschwor sich, der Ehre, neben dem General zu sitzen, durchaus nicht würdig zu sein. Es gebühre sich, daß er hinter ihm Platz nehme, was auch geschah.

Das Theater war dicht gefüllt. Herr Szuman, der mit dem blonden Vollbart und der goldenen Brille mehr einem deutschen Oberlehrer wie einem Polen ähnlich sah (er hatte sich auch erst spät auf seine polnische Abstammung besonnen, der biedere Herr Schumann), fragte Malezki, der ja alle Welt kannte, nach dem Autor des Stückes.

‚Pst,' machte Jan, ‚der Name, der auf dem Zettel steht, ist ein Pseudonym, sein richtiger Name ist ein Königsname, im übrigen sitzt er uns gerade gegenüber, ja, der bleiche Junge dort, der aussieht, als wenn er die Seekrankheit hätte, und —'

‚Aber, das ist ja —,' sagte Szuman.

‚Ja, ja,' rief Jan und hob beschwörend die Rechte —, ‚verratet mich nicht, vielleicht steigt er einmal dorthin, wo seine Vorfahren saßen, und er könnte mich zu seinem Hofnarren machen, was er sicher nicht tut, wenn er weiß, daß ich sein Geheimnis ausgeplaudert habe. — Wie meint mein General? Die Dame uns gegenüber? Im kardinalroten Atlas? Das ist Lisa Welonska, die Frau des guten Agenor, eine Königin, eine Herrscherin, was Agenor am besten weiß.'

Der General betrachtete Lisa angelegentlich durch sein Glas und nickte zufrieden.

‚In der Tat, Herr Malezki,' sagte er, ‚sie ist würdig, eine Krone zu tragen,' und er sah sich triumphierend um, als hätte sein Diktum Lisa Welonska erst die rechte Weihe gegeben. Jan Malezki war in lebhaftem Gespräch mit einem geistlichen Herrn begriffen, der soeben die Nebenloge betreten hatte.

‚Ja, Professor,' sagte Jan leise, ‚er ist es. Ein Mann zum Liebhaben; ich könnte auf das ganze Schauspiel verzichten, wenn ich mich nur mit ihm so recht beschäftigen könnte. Sie glauben nicht, was er uns alles von der militärischen Organisation der Polen Amerikas erzählt hat. Denken Sie sich, er hat sogar ein Artillerieregiment gegründet, freilich ohne Kanonen, dafür aber mit 122 Stabsoffizieren, die alle darauf brennen, Schönbrunn, Potsdam und Zarskoje Selo zu bombardieren.'

‚Mein Gott!' sagte der Geistliche, und ließ seine großen, milden Augen auf der Don-Quijote-Gestalt des Generals ruhen, ‚wie töricht die Menschen doch sind, drängen sich in die Welt hinein, in ein kleines, armseliges Wirken, und ihrer Wirksamkeit steht das ganze große Reich des Geistes und der geistigen Vollkommenheit offen.'

Aber in diesem Augenblick entstand in der Generalsloge eine leise Unruhe, die Herren erhoben sich und grüßten nach der Welonskischen Loge hinüber.

‚Ah, ich erkenne unseren braven Welonski,' rief der General befriedigt. ‚Und die kleine runde Dame, die so lebhaft mit den Händen winkt?'

‚Frau Barbara Szuman, mein General,' antwortete Jan, ‚sie ist Welonskis Schwester.'

Der Zuschauerraum verdunkelte sich; es trat Stille ein. Jan raunte dem General noch zu:

‚Der geistliche Herr nebenan ist Professor Lelewel, eine Leuchte der Wissenschaft; er sprach soeben von Ihnen mit größter Anerkennung.'

‚Ich bemerkte wohl, daß er mich ansah,' quittierte der General geschmeichelt, indem der Vorhang hochging. Das Stück stellte die Kämpfe Siegmunds des Ersten mit den Deutschrittern dar. Gleich im ersten Akt machte ein verkappter Ordensritter einen Mordversuch am Könige. Eine junge Hofdame der Königin Bora, die vorher deutlich ein lebhaftes Wohlgefallen an dem in der Maske eines litauischen Edelmannes auftretenden Deutschen gezeigt hatte, warf sich im letzten Augenblick zwischen den Dolch des Attentäters und die Brust des großen Königs und sank, an der Schulter verwundet, mit dem Ruf zusammen: ‚Mein Blut — laßt es hinströmen für den König!'

Siegmund hatte nunmehr Gelegenheit, eine begeisterte Lobrede auf die polnischen Frauen zu halten, was den Erfolg des ersten Aktes sicherte. In der Pause nach dem zweiten Akt, in dem der berühmte Bischof Tomizki auftrat und, zum Entzücken des Parterres auch der Hofnarr Stanczyk, begab sich der General mit Gefolge in die Welonskische Loge. Malezki, der die Herren meldete, traf Agenor Welonski mit Julian, der eben erst gekommen zu sein schien, im Hintergrund der Loge in halblautem und eifrigem Gespräch. Agenor schob Julian einen Brief in die Hand, und Jan hörte, wie er, auf eine Frage des Sohnes, sagte:

‚Nein, nein, soeben erst. Der Wagen wartete schon unten. Wie soll ich es nur deiner Mutter beibringen?'

Sie traten auseinander, Julian verbarg den Brief in seiner Soutane und widmete sich Malezki, während der General den Damen den Hof machte und Agenor zerstreut dabeisaß und lächelte. Malezki und Julian hatten eine Schwäche füreinander. Jan liebte den unbeirrbaren Edelmut Julians, seine leidenschaftlichen und reinen Ideen, denen er mit voller Hingabe und unter Hintansetzung seiner Person diente, und Julian wußte hinter dem Spötter und Ironiker Jan einen andern Jan, den nichts so empörte als Unwahrhaftigkeit und Pose.

Im Vordergrund der Loge erhob der General seine Stimme:

‚Zunächst, freilich, bleibt uns ja — in der Öffentlichkeit wenigstens — nichts anderes, als an den großen Zeiten der Vergangenheit und ihren großen Menschen Gefühl und Gedanken zu erheben. Wie heute abend! Dieser König, dieser Bischof —‘

‚Mit Verlaub, mein General,‘ rief Malezki nach vorn, ‚ich verstehe den Ordensritter, der einen so großsprecherischen Laffen wie den Siegmund von heut abend erstechen wollte. Wenn die alten Zeiten nicht anders waren, als wie wir sie eben sahen, so würde ich sofort das Beispiel unseres Szuman verkehrt nehmen und Preuße werden. Himmlische Heerscharen, welch ein Bischof-Kanzler, man versteht, daß Polen untergehen mußte, wenn solche Dummköpfe den Staat leiteten. Und der Narr Stanczyk — nun, mein Kuhhirt hat mehr Witz, denn er hat einer diebischen Elster das Lied gelehrt: Ich bin ein Preuße.‘

Der General sah unsicher von einem zum andern; denn er wurde aus Malezki nicht klug.

Inzwischen hatte dieser die Hand auf Julians Arm gelegt und gesagt:

‚Es ist hübsch von dir, daß du gekommen bist, mein Kleiner. Ich sehe dich gern.‘

‚Ich bin zwar zu spät gekommen, Onkel Malezki, aber anscheinend habe ich nichts versäumt.‘

‚Das hast du wahrlich nicht, und wenn ich nicht meinen braven Freund, den General, hätte, wäre ich vor Langeweile gestorben. Übrigens ist es amüsant, zu bemerken, daß von Rußland in diesem Stück mit keiner Silbe geredet wird, als wenn die Moskowiter den alten Siegmund nicht mehr als einmal an der Kehle gehabt hätten. Aber es ist nicht politisch, bin ich belehrt worden, das gute slavische Brüderchen zu kränken. Welch eine Zeit!‘

Julian lächelte zerstreut, denn er dachte an den Brief, den er

in seiner Soutane knistern fühlte, und als die Pause zu Ende ging und die Gäste die Loge verlassen hatten, trat er leise auf den schwach beleuchteten Gang heraus und las den Brief Valeriens.

Was sollte da werden? O, er kannte den trotzigen Willen, der aus diesen Zeilen sprach. Das war sein Willen, war Mieschkos Willen, und dieser Wille suchte sich seinen Weg selbst, Dagegenstemmen verstärkte und beschwingte ihn nur. Während die rollenden Tiraden von der Bühne her gedämpft an sein Ohr schlugen, suchte er die Möglichkeit eines Kompromisses zwischen den Eltern und Valerie zu überdenken. Wie konnten sie zugeben, daß Valerie allein in die Welt hinausging; sie brauchte einen Führer, eine Autorität, von der sie sich Rat holen konnte. Aber wenn sie die Persönlichkeit war, die sie zu sein schien, war ihr Herz dann nicht der beste Führer, und wenn sie noch Gott im Herzen trug — was er freilich nicht wußte —, was konnte ihr dann geschehen?

Während der nächsten kurzen Pause kam sein Vater aufgeregt zu ihm.

‚Ist das alles nicht schrecklich, Julian?' flüsterte er heiser. ‚Die arme Mama. Alle ihre Pläne verdorren. O, ich weiß, wie sehr sie an ihnen hing. Dich sah sie als Bischof und Kardinal, Mieschko als Minister, und Valerien zum mindesten als die Gattin eines Ministerpräsidenten. Und nun — du bist ein herrlicher Mensch, Julian, sie weiß das auch, aber du bist Armeleuteseelsorger und Mieschko — ein hartnäckiger Tagedieb ist er, sie will von ihm nichts mehr wissen. Und nun Valerie, was soll da werden?'

‚Du mußt jedenfalls mit der Mutter sprechen.'

Der alte Welonski hob die Arme und rief: ‚Ich, Julian? Bist du von Sinnen? Nein, nein, mute mir das nicht zu. Julian! Du kannst nicht ernstlich darauf bestehen. Aber was soll ich ihr sagen? Ihr Zorn bläst mich weg wie eine Flaumfeder. Womit beleidige ich nur Gott, daß ich armer, alter Mann, der alle Welt in Frieden läßt, immer in Aufregung und Streit und Unheil gestoßen werde?'

Julian legte die Hand auf seinen Arm; ihn rührte das trostlose und traurige Gesicht, das noch so viele kindliche Züge zeigte.

‚Aber du weißt auch, Papa, daß Valerie eher in eine Torheit sich stürzt, als daß sie bei einem beschwichtigenden Brief sich zufrieden gibt. Und wenn sie diesmal noch sich beruhigen ließe — sei versichert, ein wenig später bricht's desto heftiger in ihr aus.'

‚Himmlische Mutter Gottes, wie komme ich zu solchen Kindern!'

Julian mußte lächeln.

‚Du lachst, Julian, aber bedenke, wie es von allen Seiten auf mich eindringt. Und heute muß ich zum Überfluß die Brüder bewirten, und am liebsten möchte ich in ein Kloster gehen. Und du, als Geistlicher, könntest auch ein wenig liebevoller zu mir sein.‘

Der Logenschließer trat hinzu und teilte den gnädigen Herren mit, daß der letzte Akt zu Ende gehe. Sie erhoben sich. Julian sagte:

‚Gut, ich werde heute abend der Mutter Valeriens Brief geben, und ich werde auch mit ihr sprechen.‘

Agenor Welonski umarmte ihn gerührt:

‚Ich danke dir, ich danke dir, du machst mein Herz leicht. Und rate ihr nach deinem Gefallen.‘ —

‚Wo bleibt ihr?‘ fuhr der scharfe Zuruf Lisa Welonskas ihnen entgegen.

Einige Zuschauer riefen Pst; Julian nickte ihr lächelnd zu.

Auf der Bühne begann Tumult, der Hof war versammelt, hinter ihm erhoben sich die roten Ziegeltürme des Wawel, Volk drängte heran, die Pauken donnerten, und überall flatterten die weißen Adler. Der Huldigungszug des Herzogs Albrecht von Preußen nahte, der König erhob sich und brüllte den knienden Deutschen an. Er hielt ihm alles vor, was sein Volk an Polen gesündigt; er habe das polnische Schwert gefühlt, noch sei es erhoben, niederzufallen auf das schuldige Haupt.

‚Zerschmettern könnt' ich dich, und Gottes Engel
Würden dir zuschrei'n: Dir geschieht, was recht.
Doch Polen ist nicht mit dem Schwert allein,
Nein, groß auch mit der Palme in der Hand.
Nach Polens Kraft erfahr' nun seine Großmut.‘

Und er winkte dem Kanzler Tomizki, und der gab bekannt, daß der König Gnade vor Recht ergehen lassen und ihm das Herzogtum Preußen als Lehen geben wolle. Er sprach den Lehenseid vor. Und der Deutsche, indessen sein Banner mit dem schwarzen Preußenadler sich in den Staub senkte, gelobte dem Polenkönige Treue. Der Beifall nach dieser Schlußszene war ungeheuerlich; als die Welonskis schon längst die Loge verlassen hatten, donnerte ihnen der Applaus noch nach. Im Vestibül stießen sie auf Bekannte; Jan Malezki kniff Julian in den Arm, und sein Bäuchlein bebte vor Lachen.

‚Hast du gesehen, Julian? Der Preußenadler am Boden? Und wie unsere Brüder auf den Köder bissen? Sie nahmen's

nicht mehr als Spiel, die nahmen's als Tat! Die verwünschte Phantasie! Sie sahen geradezu Preußen unter ihren Tritten sich winden. Der General suchte an der linken Seite seinen Säbel; ich fragte ihn, ob er sein Schnupftuch vergessen habe, aber er sah mich nur wütend an.'

Man beschloß, den kurzen Weg bis zur Swietego Jana zu Fuß zu machen, nur die Damen und Agenor fuhren voraus. Durch die Scheiben des dem Ausgang gegenüberliegenden Cafes sah man die Tische besetzt mit österreichischen Offizieren. Der General deutete erbittert hinüber und sagte: ‚Da sitzen sie höhnisch und zufrieden;' er erhob die Stimme, ‚wartet nur noch eine kleine Weile, auch euer Unheil ist schon auf dem Wege; die jungen Söhne unserer polnischen Mutter —'

‚Pst, pst!' machte Golembiowski und legte dem General die Hand auf den Mund. Zmurko wendete sich entrüstet ab und schritt mit finsteren Brauen, den Kopf gesenkt, mit großen Tritten voraus, als sei er eben abgehalten worden, das Vaterland zu retten.

General Zmurko führte also den Trupp, hinter ihm kamen paarweise Golembiowski und Szuman, Professor Lelewel und Stanislaw Tscharniezki, zum Schluß Malezki und Julian. Sie gingen ein Stück die Spitalna hinunter und bogen dann in die St. Markusgasse ein. Zwischen ihr und der St. Thomasgasse lag das Welonskische Haus. Es war leichter Frost eingefallen, die Pfützen glänzten übereist, zuweilen trat der Vollmond aus den ziehenden Wolken. Die Gassen waren menschenleer, nur beim Überschreiten der Floriansgasse stieß die Gesellschaft fast mit einem Trupp von Arbeitern und Soldaten zusammen; in ihrer Mitte ging ein gut gekleideter Jüngling, der eifrig sprach.

Jan Malezki schwatzte unaufhörlich auf Julian ein. Er ging das ganze Siegmundsdrama durch und sprudelte über von Scherzen. Julian war nicht recht bei der Sache, er dachte an Valerie und was er der Mutter raten dürfe. Plötzlich blieb er stehen und sagte halblaut:

‚Mein Gott — ist das nicht Mieschko, ja, dort in der Gruppe?'

Und mit erhobener Stimme rief er: ‚Mieschko!'

Es war nicht zu erkennen, wie der Ruf gewirkt hatte. Der Jüngling mit seinen Gefährten verschwand plötzlich in einem der dunklen Hausflure.

‚Er war es sicher nicht,' meinte Onkel Malezki, ‚wie käme Mieschko unter Gesindel?'

Aber Julian entschuldigte sich, holte mit ein paar schnellen Schritten Szuman ein und fragte ihn, ob er vielleicht Mieschko erkannt habe. Der Abgeordnete verneinte, aber er gestand, daß Mieschko sehr wohl in Krakau sein könne.

‚Als wir vorgestern nacht von Berlin abfahren wollten, lief gerade der Zug aus dem Westen ein und Mieschko stieg aus. Meine Frau hielt ihn am Arm fest, denn er schien uns nicht zu sehen.'

‚Und was sagte er?'

‚Nun, nicht eben viel; unser Zug war signalisiert, zudem warteten einige junge Leute auf Mieschko; wir fragten ihn nur, woher er komme.'

‚Und —?'

‚Und er sagte, er komme jetzt von Lüttich.'

‚Von Lüttich?'

‚Mein Gott, ja, weshalb erstaunt dich das? Er hat auch eure Schwester besucht.'

‚Sagte er das?'

‚So en passant. Im übrigen mußten wir einsteigen.'

Julian blieb zurück. Mieschko hatte also Valerie gesprochen, ohne Zweifel, und darauf hatte sie den Brief geschrieben. Sicher hatte der Junge sie mit seinen verworrenen Ideen angesteckt. Sie erwähnte den Besuch in ihrem Briefe nicht, also war ihr Gewissen nicht rein. Durfte er nun noch daran denken, der Mutter zu raten, Valerien die Freiheit zu geben?

‚Wir sind am Ziel, geliebte Brüder,
Zu einem Trunk folgt mir ins Haus',

intonierte mit seiner rostigen Tenorstimme Onkel Malezki die Ballade vom Raclawicer Ulanen.

Sie waren angelangt; das große Tor klaffte weitgeöffnet, der gewölbte Flur war von Kerzen auf Danziger Blendern erleuchtet. Am Fuße der Treppe verbeugte sich Agenor Welonski tief und sagte:

‚Ich bitte herzlich, daß die Herren Brüder mir die Ehre schenken.'

(Fortsetzung folgt.)

Die jüngsten Ereignisse im Benediktinerorden / Von Theodor Freiherrn von Cramer-Klett

Der Reisende, welcher die Eisenbahn von Rom nach Neapel benützt, wird bald, nachdem der Zug den rauschenden Garigliano überschritten hat, gefesselt durch einen großartigen Anblick, wie ihn die ganze übrige Strecke nicht bietet. Wohl sind rechts und links die Höhen bekränzt mit trotzigen Dörfern und Städten, die alle wie kleine Festungen aufs blühende Land, die alte campania felix der Römer oder, wie sie die fleißigen Italiener der Jetztzeit nennen, die terra di lavoro, herniederblicken und an Zeiten gemahnen, in denen die Raubzüge der Vandalen und Goten, der Langobarden und Sarazenen, der deutschen und französischen Eroberungsheere die Bewohner jener glücklichen Landstriche zwangen, sich auf den steileren Höhen anzusiedeln. Aber der Anblick, der sich jetzt bietet, ist ein ganz anderer. Kein befestigtes Bergnest, ein Kaiserschloß von ungeheueren Dimensionen, ein Palast wie der Vatikan grüßt von steiler Bergeshöhe und zieht die Blicke und das Interesse des Reisenden auf sich. Auch der historisch nicht Bewanderte muß das Gefühl haben, hier thront ein Denkmal großer Vergangenheit, wie es selbst in dieser an solchen Monumenten so überreichen Halbinsel selten ist; vielleicht auch der Sitz einer großen Gegenwart.

Der historisch Gebildete aber weiß, dieses Kaiserschloß, dieser riesige Bau mit den Hunderten von Fenstern, die in der Abendsonne glitzern und strahlen, ist — man kann es ruhig sagen — die Brücke, auf der die geistige Kultur des Altertums sich über die Wirren des Mittelalters hinübergerettet hat, um der Grundstein einer neuen Kultur zu werden. Er weiß, daß aus jenem Palaste Strahlen des Segens, Strahlen der Zivilisation, Strahlen höchster geistiger Kultur ausgegangen sind nicht nur über Italien, über ganz Europa, ja über die fernsten Länderteile der Neuen Welt. Er weiß, jenes gigantische Denkmal, das äußerlich seiner inneren Größe entspricht, ist die Mutter aller Klöster des Abendlandes — Monte Cassino.

Monte Cassino — wessen Herz schlägt bei diesem Worte nicht höher? Man braucht nicht ein fanatischer Anhänger des Mönchtums zu sein, um für diesen Namen Begeisterung oder wenigstens warme Sympathie zu hegen. Welche Erinnerungen erwachen bei der Nennung dieses Namens! Der Patriarch aller Mönche des Abendlandes erscheint vor unserem geistigen Auge, aus dessen Feder jene Regel floß, die die Grundlage aller anderen Regeln geworden ist. All die lieblichen und ergreifenden Szenen seines Lebens, die uns sein großer Jünger, Gregor der Große, berichtet, tauchen vor unseren Blicken auf. Immer größer, immer mächtiger breitet der Baum, den er gepflanzt, gedüngt mit dem Blute von Tausenden von Martyrern, seine Zweige. Breite Äste zweigen sich von ihm ab. Die ganze geistige Welt des Mittelalters wohnt unter seinem Schatten. Und in dem Mittelpunkte dieses großen segensreichen Lebens steht immer der heilige Berg Monte

Cassino, die Mutter aller Klöster, zu der Kaiser und Päpste wallfahren, und welche mit Privilegien und Ehren zu schmücken sie wetteifern. Zerstörung durch Kriege, Erdbeben, Feuersbrünste: nichts vermag der ewig Jungen das Leben zu rauben, immer wieder, wie der Phönix aus der Asche, steigt sie siegreich empor, immer von neuem befruchtend und segenspendend.

Freilich, heute ist der Erzabt von Monte Cassino nicht mehr der erste Baron des Königreichs beider Sizilien; die äußeren Schätze haben den heiligen Berg verlassen, und die früher fürstliche Abtei muß den reisenden Besucher, den sie gastlich aufnimmt, um eine milde Gabe bitten, um die Gastfreundschaft, wie sie die heilige Regel befiehlt, weiter bieten, ja um ihr Leben fristen zu können, das ihr die Fürbitte Englands erhielt, als vor einem halben Jahrhundert der Klostersturm auch ihr Lebenslicht auszulöschen drohte. Aber wenn sie auch bittend die Hand ausstreckt um den Obolus des Besuchers, sie ist doch eine Königin geblieben, und ihre Krone erglänzt wie zu Zeiten Innozenz III. und Friedrichs II. Ja, königliche Feste waren es, die im heurigen Frühjahr, in der Woche vor Pfingsten, der heilige Berg gesehen: königlich bei aller monastischen Einfachheit des Hauses, königlich in bezug auf ihren inneren Wert und auf den Ausblick, den sie in die Zukunft gewährten.

Strahlender denn je, so strahlend wie vielleicht nie in den Zeiten des höchsten äußeren Glanzes, erglänzte die Krone der Königin auf dem heiligen Berge, der M u t t e r Monte Cassino. Sicher gab es oft im frühen Mittelalter, in den goldenen Tagen der Renaissance, in den Tagen des 18. Jahrhunderts, welche die höchste weltliche Macht der Kirche sahen, viele rauschende Feste auf dem heiligen Berge. Sicher waren sie äußerlich glänzender als die Tage um den 6. Mai 1913.

Aber was heuer diese ehrwürdigen Mauern gesehen, was sich heuer in jener herrlichen Kathedrale, diesem Stein gewordenen Blumengarten, von dem ein geistvoller Italiener sagte: er sei ‚un bel peccato‘, abspielte, war ein ökumenisches Konzil des Ordens, wie es der heilige Berg wohl kaum je gesehen. Die alten Benediktineräbte waren ja von jeher wackere und mutige Reisende, und wenn wir die Visitationsberichte früherer Jahrhunderte lesen, so staunen wir, welche Schwierigkeiten die zumeist doch im höheren Alter stehenden Visitatoren und Kongregationspräsides auf sich nahmen, um gar nicht zu reden von den häufigen gefährlichen und mühseligen Reisen der großen Missionäre des nördlichen, damals noch ganz unkultivierten Europa in den Kindheitstagen des Ordens. Diese Eigenschaft ist auch heuer wieder zutage getreten. Von Ost und West, von Norden und Süden waren die greisen wie die jungen Träger benediktinischer Infuln zusammengeströmt. Da waren Äbte und Mönche von der Küste des Stillen Ozeans, von Manila und Korea, vom Osten Afrikas, von Kanada und den Südgrenzen Brasiliens, von Deutschland, England, Frankreich, von Spanien, Österreich-Ungarn, der Schweiz, aus den Schluchten der Apenninen und den Marschen Belgiens zusammengeströmt, um der Einweihung der Krypta anzuwohnen.

Und alles, was der Orden an hervorragenden Geistern in hohen Stellungen hat, war mit wenigen Ausnahmen herbeigeeilt, das Fest zu verherrlichen. Eine stattliche Zahl von Erzbischöfen und Bischöfen, die das Gewand des heiligen Benedikt tragen, scharten sich um den Kardinal Gasparri, den berühmten und gelehrten Purpurträger, welcher von Rom zu den großen Funktionen gekommen war. Mit einem Wort: der Orden in seiner Gesamtheit war um das Grab seines Stifters versammelt. Nur verschwindend wenige Klöster waren nicht vertreten.

Diese erhabene Versammlung hatte sich hier eingefunden, um die endlich fertig gestellte Arbeit der Beuroner Kunstschule, die Krypta, den sotto corpo, einzuweihen, der die Gräber des heiligen Benedikt und der heiligen Scholastika umschließt. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, ein laienhaftes Urteil über dieses großartigste Werk der genannten Schule abzugeben. Die Vorzüge und Schwächen ihrer Kunstrichtung sind oft genug von Berufeneren besprochen worden. Darüber aber waren alle Besucher einig: daß die neu ausgeschmückte Krypta ein grandioses Werk sei von einer Stimmung, wie wenig andere Heiligtümer. Man kann sich kaum einen größeren Kontrast denken wie diese Kathedrale und ihre Krypta. Oben Alles Licht, Alles bunte Pracht, eine wahre Orgie jenes süditalienischen Barocks, der nur mit den kostbarsten Marmorarten arbeitet und kaum eine Handbreit ohne Ornament gelassen hat; wie in S. Martino in Neapel oder in der jetzt leider vom Erdboden verschwundenen Kirche der Benediktinerinnen in Messina glänzt auch hier die Wand von Jaspis und Onyx, von Nephrit und Lapislazuli. Und strahlend im Glanz prächtiger Bilder und goldener Stukkierung wölbt sich die Decke des Domes über all diese Pracht. Unten dagegen Alles mystisches Dunkel, starre archaische Figuren im Ornament heben sich, die herrlichsten Farbensymphonien nur ahnen lassend, von den in glühendem Ton glitzernden Goldmosaiken ab, in denen wohl kein moderner Künstler ein solcher Meister ist wie der greise Desiderius Lenz, der es verstanden hat, hier uns in die Zeit der Galla Placidia zurückzuversetzen. Oben ist jedes Ornament Bewegung, unten streng archaische, ja fast ägyptische Gemessenheit. Alles ist hier Symbol, alles Träger tiefer Gedanken. —

Drei Hauptfeste wurden gefeiert: am Dienstag die feierliche Konsekration der Krypta, am Mittwoch das Requiem und am Donnerstag den 8. Mai das feierliche Dankamt in der Kathedrale mit Prozession und päpstlichem Segen. Es dürfte schwer sein, zu entscheiden, welche von diesen großen kirchlichen Funktionen die schönste und erhebendste war. Fast möchte man sich sagen, die ernsteste, das Requiem am Mittwoch. Kaum kann man sich eine eindrucksvollere Feier denken als das Libera, das Abt del Papa von St. Paul vor dem riesigen weißen Katafalk mit seinen Hunderten von schimmernden Kerzen in der Mitte des Hauptschiffes sang, während rechts und links in unabsehbaren Reihen die schwarzen Gestalten der Ordensprälaten mit Mozzett und Mantlett, alle eine Kerze in der Hand, stehend ihre Fürbitten für die Verstorbenen gen Himmel sandten, in ihrer dunklen

Reihe feierlich sich vom bunten Marmorspiel der Kirche abhebend. Waren die beiden ersten Tage Feste im engeren Kreis der anwesenden Ordensleute, so war das Pontifikalamt am Donnerstag zugleich ein Volksfest fürs fromme, abruzzesische Volk, das oft zwei, drei Tagereisen weit herbeigewallfahrtet war, den Purpurträger zelebrieren zu sehen, den päpstlichen Segen zu erhalten und die großen Ablässe des Tages zu gewinnen. Schon am frühen Morgen hatte die stille majestätische Ruhe des heiligen Berges regstem, echt südlichem Leben Platz gemacht. Höfe, Treppen und Kolonnaden, Kirche und Krypta wimmelten von dem in seiner kindlichen Andacht lärmenden Volke der südlichen Berge. Man hätte sich wohl fünfzig oder hundert Jahre zurückversetzen können, denn alles, was hier erschienen war, trug noch die kleidsamen Volkstrachten, die ja bekanntermaßen in den Abruzzen von größter Mannigfaltigkeit sind. Es war interessant, zu beobachten, wie stets die Frauen aus einem Dorf vollkommen gleich gekleidet in geschlossenen Gruppen, eng aneinander geschmiegt wandelten, standen oder ihre Andacht verrichteten. Da sah man solche Gruppen in schwarz mit weißen Schleiern, in grau mit hellen Kopftüchern, Frauen aus dem Liristal mit bunten Röcken und noch bunteren Miedern, aus denen hochgebauscht die blütenweißen Ärmel der Hemden hervorquollen, dazu Bruderschaften in den abenteuerlichsten roten, blauen, weißen Gewändern, goldene Stäbe, auf denen die Figuren der Schutzpatrone angebracht waren, in den Händen.

Früh um drei Uhr war bereits das ganze Anselmianum, die benediktinische Universität von Rom, angekommen; auch viele Geistliche der Umgebung und vom benachbarten Kloster hatten sich eingefunden; überall geschäftiges Leben, Freude über den herrlichen Tag, den Gott dem heiligen Berg geschenkt hatte. Heute wohnten die Äbte in Inful und Pluviale der Feier bei, und das Presbyterium, in welchem die Reverendissimi Platz genommen hatten, erinnerte wirklich an die Bilder des Vatikanischen Konzils. Endlos war ihre Reihe, als sie nach dem Amte dem Allerheiligsten voranschritten, hinaus durch die Säulengänge der Höfe über die Loggia del Paradiso, von der der Blick weit hinschweift über die Campania felix, dieses wirklich paradiesische Land. Dieses ganze Bild von unvergleichlicher Schönheit und einer Farbenpracht, wie sie nur der Süden geben kann, in dem Rahmen Bramantischer Architektur, getaucht in den Sonnenglanz eines italienischen Maientags, wird wohl unvergeßlich für jeden sein, der das Glück hatte, dieses Fest mitzuerleben.

Ja, unvergeßlich werden diese Tage jedem Teilnehmer bleiben. Aber nicht nur unvergeßlich wegen des Glanzes der Zeremonien, die kaum irgendwo mit größerer Würde, mit größerer Exaktheit und Ordnung gefeiert werden als in der Kathedrale Abt Gregorio Diamares, dem es kein Zeremoniar wohl gleichtun kann, nicht nur unvergeßlich wegen des malerischen Beiwerkes, mit dem das fromme Volk der Abruzzen diese Feste verherrlicht hat, nicht nur unvergeßlich wegen der Menge der geistigen und geistlichen Größen,

die hier versammelt waren, sondern unvergeßlich wegen des wahrhaft benediktinischen Geistes, der kaum je mit so ursprünglicher Kraft in so idealer Weise zum Ausdruck gekommen ist. Alle diese Ordensoberen waren sich, als sie im Erzkloster ankamen, mehr oder minder fremd, was konnten sie auch voneinander wissen? Kaum daß sie einmal im Leben den Namen ihrer gegenseitigen Klöster gehört hatten — und kein halber Tag war vergangen, so fühlten sie sich alle als Brüder, als Glieder einer großen Familie. Der Geist der Liebe, der gegenseitigen Achtung, des warmen Interesses, des Sich-einander-Verstehens hatte alle ergriffen, und alle Unterschiede der Nationen, Kongregationen, alle die kleinen Reibereien, die eben unter Menschen nicht ausbleiben können, waren verschwunden wie durch Zauberschlag, und eine Einigkeit herrschte in diesem Orden der autokephalen Häuser, wie sie kaum in den straffst zentralisierten neueren Gebilden des Ordenswesens zu finden ist. Dieser herrliche Geist, doppelt herrlich in einer Zeit wie der unsrigen, war ein günstiges Prognostikon für die wichtigen und folgenschweren Tage, die in Rom auf den Orden warteten. Sie sollten so glorreich und erhebend in Rom enden, wie sie in Monte Cassino begonnen hatten.

Nicht nur die feierliche Einweihung der neugewandeten Unterkirche, die Reliquien des hl. Benedikt und seiner Schwester, der hl. Scholastika, umschließt, hatte den Orden zusammengerufen, der Heilige Vater hatte die Äbte nach Rom zitiert, um am Feste des Heiligen Geistes den Coadjutor cum jure succedendi des ersten Primas zu wählen. Ein Tag von lapidarer Wichtigkeit für den ganzen Orden und seine Weiterentwicklung sollte mit dem Pfingstmontag anbrechen.

Ein kleiner Rückblick ist hier nötig, um dieses Faktum in seiner ganzen Bedeutung zu begreifen.

Von der Gründungszeit Monte Cassinos sprechend sagte der Festprediger des 8. Mai dortselbst, daß es damals heißen konnte: ‚una chiesa, una regola‘; er führte aus, daß die Regel des hl. Benedikt nichts weiter sei als eine Zusammenfassung der Regeln wahren katholischen Lebens, die so weit und allumfassend sei, daß alle späteren Regeln aus ihr geschöpft haben, daß alle späteren Regeln aus ihr nur einzelne Seiten herausgegriffen und besonders ausgearbeitet haben. Benediktus hat den Begriff des Mönches geschaffen, des Menschen, der der Welt abgestorben ist, allein für Gott lebt. Er erlaubt ihm alle ehrlichen Hantierungen und Künste, alle wissenschaftlichen und anderen Betätigungen, zu denen Gott ihm die Fähigkeiten gegeben hat. Erst die späteren Ordensgründer haben engeren Zusammenschluß gegründet für Prediger, Seelsorger, Lehrer, Krankenpfleger. Die Benediktusregel umfaßt alle — ‚Ora et labora‘ — greift nicht nur eine einzelne Betätigung heraus, auch nicht eine einzelne Tugend, die sie besonders gepflegt haben will, sie will neue Menschen für Gott schaffen, aber jeden nach seiner Individualität. Sie stellt nicht in ihren Kommunitäten Armeen dar, die zu einem bestimmten Zwecke verwendet werden sollen. Ein jedes Kloster

ist eine Familie für sich, und der Mönch legt seine Gelübde auf das Haus ab, in das er eintritt, und das er ebensowenig verlassen darf wie ein Kind den Verband seiner Familie verlassen kann, und in dem sein Vater, der Abt, der Stellvertreter Gottes, ihn nach seinen Fähigkeiten verwenden und zu Gottes Ehre arbeiten lassen kann. Diese Auffassung bedingt natürlich, daß auch jedes Haus ein kleiner Staat für sich ist, ebenso wie die Familie. Eine eigentliche Zentralisation, wie sie schon die Mendikantenorden des späteren Mittelalters hatten, ist nach der Regel des hl. Benedikt und ihrem Geiste soviel wie ausgeschlossen. Dennoch gründeten sich gar bald Verbände der benediktinischen Häuser untereinander, um sich gegenseitig zu festigen und zu stützen. Außer der Kongregation von Cluny und von Bursfeld, welche wohl die bedeutendsten des Mittelalters waren, gab es eine Menge kleinerer derartiger engerer Vereinigungen, und insbesondere die großen Abzweigungen am Beginne des zweiten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung, z. B. die Zisterzienser, Kartäuser, Trappisten, nahmen in ihre Regeln mehr oder minder starke Zusammenschlüsse auf. Besonders bei den Söhnen des hl. Bernhard gewann das Generalkapitel eine sehr große Bedeutung. In späteren Zeiten drängte man von Rom aus auf die Bildung territorialer Kongregationen, d. h. von Kongregationen, die sich möglichst nach den Grenzen der einzelnen Länder richten sollten, und so entstanden im 17. Jahrhundert mehrere solche Vereinigungen, u. a. bei uns die alte bayerische im Jahre 1638. Allein trotz der regen geistigen Arbeit in vielen dieser mächtigen und reichen Klöster der neueren Zeit — ich möchte nur an die Mauriner des 17. und 18. Jahrhunderts in Frankreich erinnern —, trotz ihres äußeren Einflusses, ihres Besitzes kann man nicht leugnen, daß der Orden des hl. Benedikt in den letzten Jahrhunderten an Bedeutung fürs Leben der Kirche viel verlor, den neueren Kongregationen gegenüber stark ins Hintertreffen kam. Der Sturm der Revolution und Säkularisation vernichtete fast alle seine Häuser, und nur langsam begann der Orden zu Beginn des 19. Jahrhunderts wieder aufzuleben. Allein trotzdem mit apostolischer Einfachheit unter den größten Schwierigkeiten da und dort ein Haus, eine Kongregation wieder auflebte, sah das Jahr 1880, das 1400jährige Jubiläumsjahr des hl. Benedikt, nur mehr kümmerliche Reste einstiger Größe und Herrlichkeit. Ohne etwas voneinander zu wissen, lebten in den einzelnen Ländern die klösterlichen Familien, und trotz vieler redlicher geistlicher und geistiger Arbeit war der Orden einflußlos in tiefen Dornröschenschlaf versunken.

Da nahte der Erwecker, der den Zauber lösen sollte: lux de coelo, Leo XIII., dessen glänzender Geist auch hier das Richtige traf. Er war der Mann der großen Ideen, ein königlicher Hoherpriester. Und zu dem Jubeltag des Ordenspatriarchen flößte er dem Orden neues Leben ein. Die Aufgabe war nicht leicht. Papst Leo XIII. wünschte eine Zentralisierung, wünschte eine Vertretung des Ordens in Rom, um durch dieselbe einen engeren Zusammenschluß des ganzen Ordens hervorzubringen und diesem ehrwürdigsten

und ältesten Orden wieder zu der Stellung in der Kirche zu verhelfen, die ihm gebührte. Wie aber dieses bewerkstelligen, ohne den Geist des Ordens zu verletzen, umzuändern? Dies wäre durch Schaffung eines Generals zweifellos geschehen, und durch eine so radikale Abänderung wäre wohl die innere Kraft des Ordens gebrochen worden, er hätte sich in ein Zwitterding verwandelt, wäre nicht mehr der alte gewesen und doch auch keine neue Kongregation geworden; es war scheinbar ein Circulus vitiosus. Da schuf der große Papst den Primat. Ein Abtprimas, auf 12 Jahre von sämtlichen regierenden Äbten des Ordens wählbar, sollte denselben in Rom vertreten, und um ihn in seiner Einigungsarbeit zu unterstützen, sollte ihm die benediktinische Universität von Sant Anselmo zur Seite stehen, die Leos XIII. fürstliche Großmut gegründet. Trotz dieses bedeutenden Hilfsmittels, welches gar bald eine Menge junger hoffnungsvoller Mönche auf dem Aventin versammelte, von denen heute viele leitende Stellen einnehmen, schien die Aufgabe des Primas eine fast unlösbare. Die im Jahre 1893 in Rom versammelten Äbte des ganzen Ordens baten den Hl. Vater, ihnen den ersten Primas zu geben. Des großen Papstes Scharfblick wählte den jungen Abt von Maredsous, Hildebrand de Hemptinne, welcher bis vor kurzem die Würde und die weit größere Bürde des Primats auf seinen Schultern trug*. Und dieser Mann vollbrachte das scheinbar Unmögliche. Ohne tatsächliche Gewalt, ohne Jurisdiktion hat er durch seinen Takt, durch seine Klugheit, durch seinen überragenden Geist den Orden geeint. Und wenn im Jahre 1880 kaum eine Kongregation von der andern etwas wußte, so war es die Krönung des mühen- und dornenvollen Lebens Hildebrands de Hemptinne, daß er im Jahre 1913 nach 20jähriger Arbeit den Orden als eine große Familie um sich versammelt sah in dem herrlichen Geiste der Zusammengehörigkeit, der inneren Festigkeit, die sich in Monte Cassino so glanzvoll manifestiert hatte. Und diese Brüderlichkeit sollte in den auf die Feste folgenden Tagen noch greifbarere, noch erhebendere, noch glänzendere Proben zeitigen.

(Übrigens sprechen auch Zahlen deutlich für den ungeheuren Aufschwung des Ordens unter dem ersten Primas: 1880 zählte der Orden 2765 Religiosen, 1894, ein Jahr nach der Einsetzung des Primats, 4308 und im Jahre 1910 6457!)

Wie oben erwähnt, war der Pfingstmontag dieses Jahres wohl der wichtigste, den der Orden seit Jahrhunderten erlebt. Wichtiger vielleicht denn die Tage des Jahres 1893, an denen der Primat geschaffen wurde, denn zum ersten Male sollten die antistites des ganzen Ordens den Primas wählen; zum ersten Male, denn der erste Primas war ja von Leo XIII. ernannt worden. Es hatte nicht an einer Bewegung gefehlt, die Gelegenheit der ersten Wahl zu benützen, um das Werk des großen Papstes zu

* Diese Zeilen waren eben geschrieben, da rief Gott diesen Feuergeist zu sich. Im siebenten Jahrzehnt seines Lebens, das köstlich, aber reich an Mühen und Arbeit gewesen, ging Hildebrand de Hemptinne zu Beuron in die ewige Ruhe ein. Noch hatte er es erleben dürfen, wie die Früchte seines Mühens zu reifen begannen. R. I. P.

zerstören und um den Orden wieder in die Zusammenhanglosigkeit und damit in die Bedeutungslosigkeit der letzten Jahrhunderte zurückzuwerfen. Abt Hildebrands Werk war dornenvoll gewesen; denn auch innerhalb des Ordens hatte man anfangs die neue Würde und das neue Amt des Primas von manchen Seiten mit Mißtrauen begrüßt. Ich erinnere an die Artikel ‚Alte und neue Benediktiner' in der ‚Allgemeinen Zeitung', als der Primas horribile dictu es wagte, im Jahre 1904 ein Generalkapitel in Bayern zu präsidieren. Diese Artikel, welche zweifellos von Mitgliedern des Ordens wenigstens inspiriert waren, wollten sogar die bayerische Regierung mobilisieren, da die Schaffung des Primates einen anderen Orden aus dem Benediktiner-Orden gemacht hat als denjenigen, den Ludwig I. zurückberufen hatte. Auch in anderen Ländern war das Mißtrauen groß. Aber all diese Schwierigkeiten wurden siegreich überwunden.

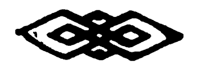
Der wichtige Tag brach an. Alles erwartete die Wahl des Abtes von Einsiedeln, Thomas Bossart, der das höchste Ansehen im Orden genießt und schon seit Jahren als der Nachfolger Hildebrands de Hemptinne genannt wurde. Der Abt dieses bedeutendsten aller bestehenden Benediktinerklöster, von seinen 102 Konventualen einstimmig gewählt, lange Zeit am griechischen Kolleg in Rom tätig und daher mit den römischen Verhältnissen wohl bewandert, vereinigte im ersten Wahlgang von den 100 Stimmen 85 auf seine Person. Allein er lehnte ab. Die Hoffnung, der Heilige Vater würde ihn bereden, die Würde des Primas anzunehmen, schlug fehl, da Abt Thomas' schwerwiegende Gründe zu seiner Ablehnung im Vatikan gewürdigt wurden. Die Nachricht traf Dienstag vormittag ein, und auch genauen Kennern der Lage, ja allen Äbten war das, was die nächsten Stunden bringen würden, zweifelhaft. Würde man sich einigen, würde ein langer Wahlkampf mit vielen Skrutinien den glänzenden Eindruck, den die Feste von Monte Cassino auch in Rom gemacht hatten, vernichten, würde vielleicht wieder der Umstand eintreten, daß man dem Heiligen Vater die Bitte unterbreiten müßte, auch die Nachfolger Hildebrands de Hemptinne zu ernennen? Eine bange Stimmung lastete auf Sant Anselmo. Doch der Nachmittag des Pfingstdienstag strafte alle Befürchtungen Lügen, und der Ausfall der Wahl war — man kann es ohne Übertreibung sagen — ein für den Orden glorreicher. War doch die Lage durch die Ablehnung des Abtes von Einsiedeln eine viel schwierigere geworden. Trotzdem ein kurzes Vorskrutinium zur Orientierung und nach 1½ Stunden die Wahl, aus der Abt Fidelis von Stotzingen mit 75 Stimmen hervorging. Gewiß ein glänzendes Zeugnis für die Einheit im Orden, ein Zeugnis für den wahrhaft benediktinischen Geist, der ihn beseelt, wie es glänzender nicht gedacht werden kann. Auch hier in diesen entscheidenden Stunden waren alle kleinen Mißstimmigkeiten zwischen den einzelnen Kongregationen, alle nationalen Unebenheiten, wie sie auch in einem Orden nicht ausgeschlossen sind, in der Versenkung verschwunden, und alle fühlten sich als Söhne eines Vaters, des großen Ordenspatriarchen. Auch die kleine Fronde der Engländer, die stets hierin als echte Söhne Al-

Beuroner Kunstschule/Krypta in Monte Cassino, Kapelle des hl. Placidus



dions auch in den Familiengeist des Ordens parlamentarische Elemente einschmuggeln möchten, kam mit offener Freudigkeit dem Neugewählten entgegen. Und der einsame, tiefleidende Mann, dessen Takt und Geschick all dies angebahnt, und den die übermenschliche Arbeitslast seines verantwortungsvollen Amtes der körperlichen Gesundheit beraubt, konnte mit tiefster Dankbarkeit gegen Gott den Herrn die herrlichen Früchte seiner Arbeit reifen sehen.

Wird auf diesen Beginn der neuen Ära ein weiteres Ausbauen und Aufblühen des Ordens folgen, das ihm in Welt und Kirche die Stellung wieder gibt, die er als der erste Orden des Abendlandes verdient!? Der einsame Schläfer in dem linken Seitenschiffe der Peterskirche, der noch immer darauf wartet, sein prunkvolles Grabmal zu beziehen, das ihm in St. Johann am Lateran neben dem Grabe seines mächtigsten Vorgängers Innozenz III. bereitet ist, wird aus lichten Höhen herabschauen und sich freuen, wie herrlich das Werk seines flammenden Geistes aufgeblüht ist. Mögen daraus alle diejenigen, welche gar so schnell bei der Hand sind, über Reformen, die Rom ins Leben ruft, die Köpfe zu schütteln, — eine Eigenschaft, die ja leider auch bei uns vorkommt — an dem Beispiele des Benediktinerordens, dessen sogenannte Zentralisierung, wie oben bemerkt, ja auch manch herbe Kritik, manches scharfe Mißtrauen erfahren, lernen, daß es gut ist, bevor man urteilt, Resultate abzuwarten, denn ‚an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen'!



Heinrich Federer / Von Bernhard Achtermann

„Fort mit dem Abenteuerschund! Historien mit herzhafter und wahrer Psychologie!‘ ist in dem ‚Gral‘*-Roman ‚Jungfer Therese‘, diesem schweizerischen Gegenstück zu des Iren Sheehan ‚Mein neuer Kaplan‘, eine der Gott weiß wie vielen Forderungen des Kaplans Johannes Keng, der, Herz und Hirn voll wirbelnder Ideen, wie der reparaturbedürftigen Welt aufzuhelfen sei, von seinem Lachweiler Amtssitz und Studio aus ‚im geistlichen Rock durchs weltliche Land‘ stürmt und fuchtelt. Der Buchhändler hat an ihm einen guten Kunden; einen noch besseren, der ihn aus aller finanziellen Bedrängnis retten soll, hofft in dem glorios freimütigen Schriftsteller der literarische Strauchritter und dunkle Ehrenmann Redaktor Laus Tann von der ‚Lampe‘ in Peraut erwischt zu haben. Aber auch der geistliche Reformator erhofft für sich, neben idealen Verdiensten um die geistig und geistlich notleidende Menschheit, klingenden Verdienst, der sich in seiner Vorstellung schon zu goldenen Honorarbergen häuft. Wenn nur nicht Logik und Psychologie der Wirklichkeit härter und stärker wären als der Hitzkopf eines abenteuernden Draufgängers; wenn nur nicht unter dem geistlichen Rock auch ein Gewissen lebte, das, nach langer Narkose erwacht, sein Recht fordert, und wenn nur nicht des Kaplans äußeres Gewissen und sein Schutzgeist, eben die währschafte, urchige Jungfer Therese wäre! In aller frischfröhlichen Heimlichkeit hat er die Manuskriptspreiten mit Wind besät; eine Sturmernte wird daraus in den Spalten der ‚Lampe‘. Zwar die Welt wirft es nicht aus den Angeln, den waghalsigen Einspänner aber beinahe vom Prügelweg in den gewitterwütigen Tobel. Und so muß der Lachweiler Strudelkopf, der so manches in Welt und Kirche von Grund auf neu zu bauen sich berufen fühlte, und der ‚die dreifache Gänsehaut vor Moderne, Fortschritt, Reform‘ mit ätzender Feder gesund zu impfen hoffte, einen schlimmeren Zusammenbruch seiner aus Ehrgeiz und Ichsucht geborenen Ideale erleben als sein Konfrater Edward Letheby in Kilronan. Und auch äußere Vernichtung droht ihm. Doch Jungfer Therese, die sich so oft über sein ungeistliches Flötenspiel, weit mehr noch über seine ketzerische Reformschalmei geärgert, hat nicht nur funkelnde Goldplomben im Munde, sondern auch ein goldenes Herz im Leibe und manchen Sparbatzen im Strumpf. Diese opfert sie, um Laus Tann die revolutionäre Schrift ihres Herrn kurz vor Versand abzujagen. Und während der aus allen Himmeln gestürzte Schriftsteller ernüchtert, erschüttert und gedemütigt um das lang gestörte aequilibrum spirituale ringt, verfällt die ganze Auflage seines am Herzen großgezogenen, aber schließlich vom Gewissen preisgegebenen Reformwerks einem Autodafé, das die wackere Köchin in des Kaplans Küche veranstaltet. Der Winterwind spielt mit den schwarzen Qualmteufeln. — Johannes Keng hat Sturm und Drang überwunden, er will sich jetzt auf dem Wege der tüchtigen Vorgänger halten, ‚nicht auf Abkürzungen, nie mehr

* 5. Jahrgang, 1910 11.

auf diesen heillosen Abkürzungen'! Er wird nicht mehr dem Redaktor, wie der es wünschte, Dinge schreiben ‚mit kulturellem Saft, recht Fortschrittliches, was dem alten konservativen Schlendrian um einige Manneslängen vorausklettert', und Jungfer Therese braucht nicht mehr ‚eine heilige Messe für den Kaplan lesen zu lassen, damit das Überspannte und Spektaklige von ihm weiche'.

Es läßt sich nicht erkennen, ob Johannes Keng in seinem ferneren Leben und Streben nicht doch wenigstens an der eingangs mitgeteilten Forderung, die mit so manch anderem unschuldigen Theselein des Ketzertodes sterben mußte, festhalten wird. Daß der Verfasser dieses Romans aus dem Priesterleben, Heinrich Federer, nach den Gesetzen herzhafter und wahrer Psychologie zu schreiben sucht, ist indes unverkennbar. Auch die halb und halb verleugnete ‚Jungfer Therese' mit ihren groblinig derben oder gestichelt feinen, zum Teil köstlichen Charakteristiken beweist es. Mit vollem Bedacht stelle ich die ohne Nebenabsicht satirisch gefärbte Glosse zu diesem Roman den Ausführungen über das Schaffen Federers als Stimmungssumme voran. Es ist gewiß nicht das beste, wohl aber das persönlichste Werk von ihm, dasjenige, worin am freiesten der lyrisch-musikalische Drang des Dichters waltet, sich selbst zu offenbaren, sein Innerstes, alles, was in ihm lebt, lacht und leidet, mit zigeunerisch raschem Tempo- und Stimmungswechsel in seine Werke strömen zu lassen, ähnlich jenem Geiger Silvio Massari in einem der ‚Umbrischen Reisegeschichtlein'. Wie Pans Hirtenflöte so süß und weich zerflossen wie Mondscheinlandschaft, unheimlich wie brodelnder Kraterschlund und gurgelnder Strudeltrichter; wie Kinderlachen so unbefangen und zergrübelt wie ein steinalter Eremit der Thebais; wie Falterflattern über Wiesensammet und wie Schwadronsritt über Tonscherben; wie tändelnder Liebesscherz und wie Stöhnen eines Gefolterten. Manches in harmonischem Akkordenfluß, anderes in sprunghaften, flackernden Takten. Flüchtige Ohren lassen sich vielleicht durch die öfters durchklingenden bizarren und weichlichen Noten über den Charakter des ganzen Tongebildes täuschen. Man muß es sich nicht verdrießen lassen, in die widerspruchsvolle Seele des Dichters hinabzuhorchen, dann bleibt einem das einigende Grund- und Leitmotiv dieses Schaffens nicht verborgen. Und wer neben anderen Kulturkrankheiten an den Reglements der Schulästhetik laboriert, der beurteilt dann vielleicht manches milder, wenngleich es ihm gegen die Schnur zu sein scheint.

In allen Werken Federers lebt etwas grimmig Aufrührerisches, vagantisch Unbändiges. Wer wollte aber auch vom hochgeborenen Alpenwasser erwarten, daß es sich benehme wie ein simples Wiesenbächlein; vom Alpenwind, daß er vor polizeilichen Wegeverboten submissest kehrtmache; vom bergfreien Alpensohn, daß er sich in der Zwangsjacke der Niederungskultur wohlfühle! Denn auch den Knaben vom Berge hat das tyrannische Leben in den Kulturpferch gezwängt, in die Enge des Stehkragens und der Paragraphen, des Herkommens und der Mode, der Verordnungen, Regeln, Gesetze, Bestimmungen, Vorschriften, Ge- und Verbote, all dessen, womit die

Menschen sich gegenseitig knechten, wenn und seitdem sie in Staaten und Städten zusammenhocken. Diese ‚ew'ge Krankheit', unter der wir alle, manche freilich unbewußt, leiden, empfindet Federer fast wie persönliche Achtung und Freiheitsberaubung. So herrlich wie am ersten Tag, jeder ein König und im Bewußtsein des unantastbaren Rechtes, das mit ihm geboren, ragen hingegen dort hermelingeschmückt in stolzer Majestät die Berge und scheinen seines und des verkümmerten Geschlechts der hochweisen Zweibeinler zu spotten, die ihre Würde und Unabhängigkeit nicht zu wahren wußten. — Die Kultur gibt viel, nimmt mehr. Was sind wir Kinder eines Zeitalters des Dampfes, der Elektrizität, des Benzins und des Papiers, ‚beladen mit dem Staub müder, greiser Geschlechter', trotz und wegen allen Fortschritts im Grunde doch so übel daran gegenüber jenen einfachen Zeiten der Patriarchen, ‚wo Wind und Wasser und Hirtenpfeife noch die schönste Musik, die Bauernhütte noch das vornehmste Haus und das Fell überm Nacken noch das königlichste Kleid war'! Doch der Dichter weiß sich gleichwohl mit tausend klammernden Organen von u n s e r e r Zeit festgehalten; kein Herakles befreit den Prometheus von dem Felsen, an den die eigenen geistigen Bedürfnisse ihn geschmiedet; er mag auch gar nicht befreit sein, obgleich es ihm die Leber kostet. Um aber den Widerspruch seiner Natur zeitweilig zu überwinden, hockt er sich selbst gern zu den bedürfnislosen, geschichtenreichen Analphabeten der Abruzzener Bergnester, schickt er die Geschöpfe seiner Phantasie und seines Herzens öfters zu Menschen, die ebenso nur das lebendige Wort von Mund zu Mund und keine Schienenstränge und Druckerschwärze kannten. So liest der engbrüstige Kaplan in den ‚Lachweiler Geschichten', ‚ein anderer und doch derselbe' wie Johannes Keng in ‚Jungfer Therese', ‚jährlich einmal seinen Homer mit allen helmschüttelnden Helden aus'. So führt der Verdingbube Mang in ‚Berge und Menschen' bei Tag und bei Nacht seine Odyssee und seine Ilias mit sich; ihm hat's, wie dem Förstersbuben Hannes in ‚Der Erzengel Michael' (‚Lachw. Gesch.'), besonders der hochgemute Hektor angetan. Aber des Dichters Haß auf das papierene Zeitalter kann nicht verhindern, daß der Nachtwächter Prometheus (‚Lachw. Gesch.') und ebender Hannes und Mang doch richtige Bücherwürmer sind, die sich durch ganze Bibliotheken hindurchfressen, gar nicht zu reden von Kaplan Johannes und dem sonderbaren Heinz in ‚Berge und Menschen', Menschen, die zudem selbst ganze Berge Papier beschreiben; letzterer hat sogar ein zwölfbändiges Werk über den ‚Zusammenhang alles Wissenden und Lebenden' unter der Feder. Und der Dichter selbst verriet uns kürzlich, einer üblen Mode gehorchend, in einer Autobiographischen Skizze, daß er als ‚Geschichtli-Onkel' der Kleinen, und bis in dem Vierzigjährigen der eigentliche Schriftsteller erwachte, zu seinem Privatvergnügen schon hunderterlei unlesbar auf ganze Schubläden füllende Blätter ‚gesudelt' habe.

Es leuchtet nach all dem ohne weiteres ein, daß einem Manne wie Federer, der sich so gerne aus der Knechtschaft der Jahrtausendgesetze, Jahrtausendsitten, Jahrtausendlügen zu ‚der uralten, wahren, nach dem Lehm

der Schöpfung riechenden Menschenart' flüchtete, jener Tuchhändlerssohn aus Assisi besonders lieb sein muß, der vor siebenhundert Jahren mit unerhörter Kühnheit sich außerhalb des Herkommens zu stellen, allen Kulturflitter abzuwerfen und fast wie ein Mensch der Urzeit zu leben wagte. Von den Fioretti bis zu Hollands Legenden, der typographisch feinen Erneuerung eines Textes aus dem 14. Jahrhundert, ‚Die mystische Hochzeit des hl. Franziskus mit der Frau Armut', und bis zu Dimmlers volkstümlicher Charakterisierung des volkstümlichsten Heiligen ist über den selbst nicht sehr bücherkundigen und bücherliebenden Poverello schier eine ganze Bibliothek zusammengeschrieben worden. Unsere Zeit hat besonders viel dazu beigesteuert. Für sehr ungleiche Geistesrichtungen wird der seltene Mensch, oft inbrünstig, beansprucht. Sieht man von der unvermeidlichen Manier und Mode ab, so ist das ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Man fühlt eben, daß die Heilkraft jenes Sonnenbades, das Franz seiner Seele zuteil werden ließ, als er dem verständnislosen, erbosten Vater selbst seine Kleider zurückgab, bis auf unsere Tage in der Menschheit nachwirkt. Auch in einer langen Reihe von Bildwerken ist dieses Heiligenleben abzuschildern, seinen Inhalt auszuschöpfen versucht worden, unter den Jüngeren mit nicht geringem Erfolge von dem Schweizer Fritz Kunz. Keine geeignetere Feder, daß sie ihm einen Text dazu schreibe, konnte dieser Maler finden, als seinen Landsmann Federer*. Zu Franz führen, wie nach Rom, viele Wege. Als Dichter wählte Federer natürlich den kürzesten, der ohne historische Umschweife in das Wesen des einfachen und doch so verschieden gedeuteten Heiligen führt. Von dem sonnedurchglühten Herzen selbst aus schreibt er so ein Lichtbild inkarnierter Gottes- und Menschenliebe, von Kindeseinfalt und Himmelsweisheit, von dem Manne, der mit der einen Hand in der Mähne des Löwen kraut, mit der andern die Pforte des Paradieses wieder aufklinkt, um einträchtig mit der gebändigten Wildheit im Gottesgarten zu lustwandeln. — Ist nun aber der hl. Franz, den Federer uns zeichnet, der echte? Der Dichter antwortet mit der Frage: ‚Wer faßt Franz von Assisi am richtigsten auf? Wer darf sagen: Ich!' Es kann in der Tat gar nicht anders sein, als daß jeder ihn auch durch sein Temperament sieht. Wird man doch selbst nicht in den Fioretti ein völlig getreues Spiegelbild seiner Wesenheit finden wollen. Sicher verrät sich in der bescheidenen Frage Federers und in dem demütigen Zweifel Hollands: ‚Vielleicht ist alles falsch, was ich sage, und er war ganz anders' tiefere Einsicht, als in dem herrischen Gebahren jener, die mit Rhadamanthysmiene jeden vor ihren Richterstuhl fordern, der über den Heiligen nicht so schreibt, wie sie ihn sich denken. Es fällt einem da die Erzählung von dem Steinklotz ein, der inmitten des saftigsten Eigenlebens allein dürr daliegt und sich grau ärgert über den üppigen und krausen Frühlingsdrang in Blättern und Blüten. Die Sonne, allem ringsum Spenderin immer neuen Lebens, dörrt ihn nur

* Der heilige Franz von Assisi. Von Fritz Kunz. Mit Text von Heinrich Federer. Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst. München 1908.

noch mehr aus. Franz selbst würde, meine ich, unter ein Bild von ihm, das nicht in allem geraten, wenn nur ein Strahl seiner allumfassenden Tier-, Menschen- und Gottesliebe aus den Augen leuchtete, schalkhaft lächelnd geschrieben haben: ‚Noli timere, ego sum.' Andere kommen mit Fackel und Kalkmilchquast gelaufen, zu verbrennen und zu überpinseln, was nach ihrem Geschmack in Literatur und Kunst mißraten ist. Jeder eben nach seinem Geschmack. Glaubt man aber dadurch ‚die Geister immer tiefer ins christliche Denken und Leben einzuführen' — mit einem Franziskaner zu reden, dem doch wohl auch daran liegt, daß das Bild seines Meisters nicht entstellt wird —, daß man gegen einen, der vom hl. Franz sagt: ‚Ich liebe ihn wie meine Augen', das kalte Richtbeil zückt? Anders handelt Dr. P. Heribert Holzapfel, der nicht will, daß man das farbenprächtige Franziskusgemälde des französischen Gelehrten Sabatier verunglimpfe, wenn auch ‚nicht alles so gewesen, wie auf dem Bilde zu sehen'. Man solle nicht vergessen, ‚daß Sabatier mit Liebe und Begeisterung sein Buch geschrieben. Was aber die Liebe gibt, sollte auch von der Kritik mit Liebe beurteilt werden'. Bei Hollands Legenden braucht diese Liebe wahrlich nicht eine Menge Sünden zu bedecken; wohl aber kann sie sich an mancher Tugend erfreuen, die ihr daraus entgegenduftet wie aus dem Blumengarten der Fioretti. — Man verzeihe diesen Seitensprung. Von Holland, dessen sich auch Federer — bei allem Widerspruch im einzelnen — als Dichter und Menschenfreund warm angenommen hat, kehre ich jetzt zu Federer selbst zurück.

‚Urweltliches Leben wie an der Grenze der Erde und falschen Erdkultur, wie an der Sohle des Himmels, wird einem in der Gesellschaft des hl. Franz wieder kund' — das ist's vor allem, was unsern Dichter aus dem ‚Tingeltangel der irdischen Narrengasse', aus der hochmögenden Mittelmäßigkeit dumpfwinkeliger, angstbarer Philisterseelen und aus der Tyrannei ‚schulgerechter Spießbürger der Kultur' zu dem närrisch einfachen, weltfreien, kinderhaften, hoheitsvollen Minderbruder gezogen. Nach den paradiesischen Naturlauten dieses anderen Adams dürstet ihn wie jenen Pfarrhelfer Nimmer in ‚Jungfer Therese' nach den himmlischen Klängen des benediktinischen Salve regina. Diese Stimmung liegt wie Mondnebelglanz, aber auch wie Wetterwolke auf allen Schriften Federers. Hätte E. Ch. Brey das bemerkt, und hätte er die Franziskusblätter der beiden Schweizer in Händen gehabt, Federer wäre nicht von ihm zu einem ‚Jungkatholiken' umgetauft worden. Gemeint ist ein nicht nur romfreier Katholik, sondern auch einer, dessen Gott innerweltlich lebt, nicht über der Welt herrscht und richtet. Aus der zerklüfteten Seele des Bergwildlings Marx Omlis in ‚Pilatus' glaubte er dieses freie Kredo herauslesen zu müssen. Seinem zierlichzähen Pfarrherrn, der dem mit Heimat und Welt Zerfallenen sorgend nachgegangen und ihm die Gretchenfrage: ‚Wie hast du's mit der Religion?' gestellt, bekennt dieser Marx: ‚An unsern Herrgott glaub' ich noch und an die Berg' und an Euch, Pfarrer, und sonst an sauber nichts mehr.' Alles in seinem Leben hat er als Trug erfunden, ‚alles außer den Bergen und den Tieren'. Nun ist auch

der letzte Faden zerrissen, der ihn noch mit der elenden Menschheit verband, nun ist mit den wilden Zügen aus der in ernster Stunde verschworenen Pfeife auch der seltsame Zauberbann des ‚olivengrünen, schlanken, kindlichen Despoten' Emil, dem er Bergführer gewesen, zerronnen, ‚die letzte Erinnerung an die schwache Zeit seines Lebens ins Blaue verpufft'. Die soziale Rache ist schon auf dem Wege zum Pilatusberge, den dort hausenden selbstherrlichen Schädling des Gemeinschaftswesens zu vernichten. Doch der anerkennt nur den Berg als Richterstuhl, Wind und Sonne als Zeugen, den Herrgott als Richter, er, selbst ein Pilatus, mit all dessen urweltlichem Trotz, mitteilsamer Güte, tückischer Grausamkeit und wetterwendischer Laune und bei aller schroffen und jähen Kühnheit doch auch mit dem hinterhältigen Wesen jenes gleichnamigen Römers, der dort in dem Bergsee ruht. Noch eben hatte er naturtrunken dem hoch im Blauen schwimmenden König der Lüfte zugeschaut. Wer so fliegen könnte! ‚So regieren! . . . Gott im Himmel ist kaum noch höher!' Bald kommt dann die Katastrophe und der halb freiwillige Absturz an eben der Stelle, wo infolge Marxens neidiger Tücke vor Jahren ein Schulkamerad von ihm sich Edelweiß und Siechtum holte. — Und danach muß der Verfasser dieser Erzählung ein ‚Jungkatholik' sein! Wer so oberflächlich liest und willkürlich urteilt, der hat kein Recht, in so ernsten Fragen mitzureden. Vielleicht hat man sich gedacht, ein Katholik, der als belletristischer Mitarbeiter nichtkatholischer Zeitschriften auftrete und dessen Werke mit denen eines Gustav Frenssen und Joseph von Lauff unter demselben Verlagsdach wohnen, müsse in religiösen Fragen ein äußerst links gerichteter Mann sein. Und siehe da, diese Vermutung ward durch das Sätzchen ‚Gott im Himmel ist kaum noch höher!' bestätigt. Man ist in manchen Kreisen, die sich gegen Bücher aus katholischen Verlagen so lange wie möglich sperren, eben infolge dieser Literaturpolitik so wenig gewohnt, einen katholischen Schriftsteller unter sich zu sehen, eben weil man sich gewöhnt hat, ihn zu übersehen, daß man nun den, der mit Hilfe eines nichtkatholischen Verlegers bei ihnen eindringt, nicht unbefangen zu nehmen vermag, wie er ist. Oder glaubt man ihn ohne ein ‚modernes' Mäntelchen nicht passieren lassen zu können? Federer wird auch im geistlichen Rock seinen Weg durchs weltliche Land finden*. Daß er unter dem Scheine von

* Er in seiner kraftvollen Eigenart und mit seinem sicheren Saitenspiel hätte den Weg in die weite Welt wohl auch von einem katholischen Verlagshause aus gefunden, ist er doch selbst überzeugt, daß heute kein Tor mehr, und hätte es sieben rostige Riegel, auf die Dauer imstande oder auch nur willens ist, echter Kunst den Weg zu sperren. Es könnte nun die Meinung aufkommen, sich von einem solchen für die Reise einkleiden und ausrüsten zu lassen, sei ihm nicht gelungen. Tatsächlich, scheint mir, hat das Beispiel jener Schriftsteller, die aus ihrem „literarisch kleinen Ecklein" nicht hervorzutreten wagen und sich von der „historischen katholischen Klagemauer" nicht loszureißen vermögen, Federer bestimmt, um so energischer, und zwar mit Hilfe eines nichtkatholischen Verlegers, seiner Kunst in weitest nationalen Kreisen Gehör zu erzwingen. Ich weiß seine Gründe zu würdigen, sage mir hingegen, um auch diese Frage zu berühren, daß die Aussicht katholischer Autoren, ihr Bedürfnis, nicht nur zu essen und zu trinken und hie und da ein

Kunst Konterbande einzuschwärzen suche, hat man von ihm, der viel zu sehr feinfühliger Dichter ist, nicht zu befürchten. Konfessioneller Engherzigkeit abhold, natürlich ohne der Konfessionsmengerei das Wort zu reden, lehnt er es durch die Tat seiner Werke ab, sein künstlerisches Schaffen erbaulichen Tendenzen dienstbar zu machen. Zum Überfluß sagt er's auch noch gelegentlich (‚Umbrische Reisegeschichtlein'): ‚Eine fromme Betrachtung in einem Geschichtlein ist für meinen Geschmack immer ungefähr das, was eine zu mürbe Stelle in einem soliden Apfel. Beides schmeckt mir nicht. Sachen und Taten sollen erbauen, nicht ihre süßliche Meditation.' Es ist dasselbe, als wenn jener Wenzel in ‚Vater und Sohn im Examen' (‚Lachweiler Geschichten') wohl, ganz Leben, eine Geschichte zu erzählen weiß, aber tödlich erstarrt, wenn man von ihm die Nutzanwendung hören will. Kunst hat insofern nichts mit der Kanzel gemein und ist doch auch eine Kanzel, von der aus ein echter Künstler in der edelsten Weise seelsorgerisch wirkt; auch seine Worte müssen erbaulich wirken, um so tiefer, je künstlerisch reiner, von erbaulichen Tendenzen freier sie sind. Wer aber meint, er müsse auch auf dieser Kanzel den Geistlichen sprechen lassen, der bleibe lieber drunten. Daß der Künstler dem Seelsorger nicht widerspricht, versteht sich bei einem ehrlichen Charakter von selbst, ebenso wie unter aufrichtigen Menschen kein Zwiespalt zwischen einer rein, besser vornehmlich literarisch und einer mehr seelsorgerisch orientierten Kritik bestehen kann. Wer in diesen Fragen leicht Verrat wittert, muß entweder sich selbst unsicher fühlen oder unklare Kunstanschauungen haben. Die Kunst aber hat ihre Gesetze; kein starres, polizeilich-schulmeisterliches System, doch aber bestimmte Forderungen, die sie unbedingt respektiert wissen will. Lippert sagt* von dem Jesuiten: ‚Es würde ihm nie einfallen, etwa einer Naturschönheit nachzugehen, ohne sich erst über die Frage klar zu sein, wie viel ihm diese Augenfreude für sein Lebensideal nützen könne.' Ich glaube nicht recht daran, daß die Praxis auch des Jesuiten wirklich so rigoros ist; jedenfalls ist ein Mensch von solcher zu ständigen Gunsten einer gewiß herrlichen Lebensaufgabe befangenen Seelen- und Gemütsstimmung zu reinem Kunstschaffen ungeeignet, was denn auch Lippert sehr wohl einsieht**.

Vermeidet Federer die eben erwähnte Klippe, so geht es doch auch bei ihm nicht ohne Havarien ab. Er ist viel zu sehr ein alle Lebensfragen warmblütig, ja hitzig aufgreifender Mensch, eine viel zu bewegliche, per-

---

neues Hemd anzuziehen, sondern auch in ihrer ganzen Lebenshaltung sich gesichert zu wissen, auch mit Hilfe eines katholischen Verlegers vollauf befriedigen zu können, um so geringer würde, wenn gerade die besseren zu nichtkatholischen Verlagen abzuwandern sich gewöhnten, sei es aus was immer für Antrieben. Ohne brüderlich selbstlose Arbeit aller fürs Gemeinsame geht es auch bei dieser bedeutsamen praktisch-literarischen Aufgabe der deutschen Katholiken nicht ab. Auch da sollte man nicht tatenlos klagend an der Mauer stehen bleiben. Der katholische Verleger ist wahrlich wohl auch nicht gewohnt, auf goldenen Bergen zu rasten.

* Zur Psychologie des Jesuitenordens, S. 66.

** Ebd. S. 69.

sönlich mitspielende Natur, als daß bei ihm kühle Kunstüberlegung die Vorhand haben könnte. — Von den schweizerischen Dioskuren steht der demokratisch saloppe, im Widerstreit der Empfindungen manchmal wunderlich anmutende, aber auch wärmere Subjektivist Gottfried Keller seinem volksfreundlichen, von Gefühlswogen durchfluteten Herzen näher als der im äußeren Gehaben vornehmere und gelassenere Bildner Konrad Ferdinand Meyer. — Federer hat manche Seite von so lauterer lyrisch-epischer Schönheit geschrieben, daß er es wohl verdient, in dem Züricher Bunde der Dritte zu sein. Auch Meyers kühle Kunstsauberkeit tritt allmählich im Schaffen Federers hervor, je mehr er die gärenden und gischtenden Kräfte seiner Begabung zu klären und zu bändigen, sie einem festen Künstlerwillen dienstbar zu machen sich müht. Seine geschichtlichen Novellen legen dafür ein erfreuliches Zeugnis ab. Gutes verdanken wir und Besseres lassen erhoffen seine seltene Sprachkultur und sein Sinn für Ziselier- und Filigrankunst, die doch gewiß nicht hohl ist, wie jene von schier unglaublich geschickter Hand in zartestes Gitterwerk aufgelösten, ineinander und auseinander gearbeiteten Elfenbeinkugeln eines fremden Kunstgewerbes, die in den Museen unser formfrohes Auge ergötzen, während das Herz unbeteiligt bleibt. — Auch der grobschlächtig und ehrlich zupackende Realismus eines Jeremias Gotthelf ist Federer mitnichten fremd, wenn auch die lyrisch weiche Art etwa eines Theodor Storm, an dessen zarte Neubeseelung und blumenhaft duftige Menschengestaltung man öfters bei ihm erinnert wird, seinem Wesen näherliegt. Und bei allem Höhendrang ist ihm doch auch eines Wilhelm Raabe und Jean Paul kraus-gemütvolle Liebe zur nestwarmen, verhockten Heimelichkeit der Niederung eigen. Letzterem gleicht er auch etwas in der manchmal barocken Technik, wohl eine Folgeerscheinung drängender Gefühlsüberfülle und seiner, wie des kuriosen Faktotums Heinz in ‚Berge und Menschen', der Musik und Poesie, der Historie, Philosophie und Naturgeschichte, der Technik, Kunst und Sprache zugewandten Interessen. Übrigens hat es keinen Zweck, wie ein Polizeihund seiner literarischen Verwandtschaft und Befruchtung nachzuspüren. Der Weg wäre weit und führte vom jungen Rhein und alten Tiber, von Gletscherkühle und welschweichem Himmel zu nordischer Herbe und Nebelfeuchte und bis zum Eisodem Sibiriens.

Nach diesen allgemeineren Ausführungen bedarf es, ‚Berge und Menschen' ausgenommen, nicht mehr vieler Worte über die einzelnen Werke Federers.

Die ‚Lachweiler Geschichten'* verraten selten und fast nur in Einzelheiten den Drang des Dichters zu kühneren Flügen und Aufstiegen. Es sind vom Nestrand und Jungfrüchtezweig aus zaghaft halb, halb keck und in blauseligem Ahnen unternommene Versuche, sich und die jungen Schwingen an das freie Element der Lüfte zu gewöhnen, vom Naturdrang jedoch bestimmt wie die Übungen der flüggen Brut und so naiv-anmutig

* Grote, Berlin 1911.

wie diese. — Federer ist zum Erzählen geboren wie der Vogel zum Fliegen; ihm ist sozusagen der Mund immer warm vom Erzählen. Die Gefahr des Übermaßes erkennt er selbst, wie eine Stelle in den ‚Umbrischen Reisegeschichtlein' verrät. — Schon in diesen Novellen, die meist Kindergeschichten sind, tut sich die schöne Gabe Federers kund, Kinderherzen zu ergründen, Kindertypen zu zeichnen. Hellhörig belauscht er sie von den ersten naiven Regungen des Selbstbewußtseins bis zum geheimnisvoll-schämigen Keimen und Sprossen des Geschlechtsgefühls. Die Mädel und Buben jeden Alters haben es gut an seinem kinderlieben Dichterherzen. Ein paar glaubt man beim Rückblick in Figuren späterer Werke wiederzuerkennen. Der herrische, gefühlstrockene und poesieleere Ingenieur Emil in ‚Berge und Menschen' ist wohl derselbe wie jener bereits erwähnte zwölfjährige Emil in ‚Pilatus', derselbe wie der Erstkläßler Emil, der Banknachbar Wenzels in ‚Vater und Sohn im Examen'. Den purpurnen Brollerbuben Walter in ‚Berge und Menschen' sieht man als Kronenstudenten Jakob in ‚Jungfer Therese' und unter dem gleichen Namen in ‚Der gestohlene König von Belgien' (‚Lachweiler Geschichten'). Heinz, das Knechtlein seines Herrn und Gönners Emil in ‚Berge und Menschen', hat in Joseph Ilsig (‚Der gestohlene König von Belgien') einen kleinen Vor- und Doppelgänger. Federer bildet offenbar nicht selten unmittelbar nach dem Leben, das er aus einsam-dämmerigem Sehnsuchtswinkel lichthungrig beobachtet. Die Stärke seiner mehr rezeptiven Begabung liegt im Gestalten, vor allem aber im Schildern. Nebenbei: Freunde der Statistik könnten zählen, wie oft in den Werken Federers das Wort ‚urweltlich' vorkommt, und von wie vielen Personen, wie oft und in wie vielen Variationen Wolfszähne in die Lippen gekerbt werden. — Verwandt mindestens sind das Fuhrmannstöchterlein Hetti in ‚Der Erzengel Michael' und das Kronenwirtstöchterlein Irmeli in ‚Berge und Menschen', diese Blumenseelchen, wie die Liebesidyllen Hetti-Hannes dort und Irmeli-Mang hier sich gleichen. — Die Neigung Federers, selbst, in wechselnden Masken, aufzutreten, verrät sich auch in diesem Buche. Ganz hinter seine Gestalten zurückzutreten, bringt er in fast keinem seiner Epen über sich. Gelegentlich müssen sie ihm geradezu als Sprachrohr, wenn nicht Spiegel, dienen, was der pupillarischen Sicherheit des jeweiligen Charakters natürlich nicht zuträglich ist. Eine arge Untugend des Dichters, Vergleiche zu weit auszuspinnen, Vorstellungen und Vorgänge bis ins Unerträgliche zu parallelisieren, verursacht gleich in dem ersten Stück der ‚Lachweiler Geschichten' einen gar peinlichen Eindruck und macht sich besonders in ‚Berge und Menschen' mehrmals recht unangenehm bemerkbar, auch in ‚Sisto e Sesto' (das Spitze des Obeliskes, der Inful, der Zypresse, des Klostertürmleins, der Zipfelmütze). Wie jedem echten Dichter fließen Federer treffende Vergleiche in Fülle zu. Er hätte es nicht nötig, danach zu suchen. Recht anschaulich reißt sich z. B. in ‚Der Erzengel Michael' der letzte Strahl der Abendsonne an dem bunten Kirchenfenster blutig; übertrieben anschaulich ist es hingegen nach meinem Empfinden, wenn in ‚Sisto e Sesto' dem

jungstolzen Arrigo di Fanciolla — ein geistiger Bruder des Walter in ‚Berge und Menschen' und des Wallomer Theodor in ‚Der gestohlene König von Belgien' — die Kirschenlippe üppig über das weiße Knabenkinn herabblutet. Eher läßt man es sich gefallen, wenn ebenda dem kleinen Briganten Poz'do, der auch gut in die Gesellschaft jener drei, wie des Emil in ‚Pilatus' paßt, die hitzigen Lippen keck und üppig aufgesprungen sind, wenn ich auch diese Wendung nicht glücklich nennen kann.

Das Hauptwerk Federers, der Roman ‚Berge und Menschen', hat sich zuerst 1910/11 unter den Schwingen des ‚Aar' und unter dem Schilde eines prophylaktischen Vorwortes hinausgewagt. Es ist ihm dabei, soviel ich weiß, nichts Übles widerfahren, und bald darauf konnte es auch als Buch* auftreten. In diesem darf, um von den vielen kleinen, aber bemerkenswerten Abweichungen einige zu erwähnen, manches, besonders in der Charakterisierung der Cäcilie, drastischer bezeichnet werden, der Oberrichter Broller darf einen Christuskopf tragen, gelegentlich darf Beschwerde darüber geführt werden, daß Rom den seligen Nikolaus von Flüe noch immer nicht zur Ehre der Altäre erhoben habe, das Trifolium Mang-Walter-Irmeli — Prophete rechts, das Weltkind links, ein Englein in der Mitten — darf seinen von dem grüblerischen Verdingbuben Mang angeregten christologischen Exkurs arg ins Menschliche ausdehnen und die Schafe dürfen sogar mit pastoralen Gesichtern daherkommen.

Das Thema des Romans, Schuld und Sühne, wird im Gegensatz zu dem so oder auch Rodion Raskolnikoff benannten Romane Dostojewskis auch wirklich durchgeführt. Der Dichter macht selbst energisch und listig den Fronboten. Freistuhl und Freigraf zugleich ist der Absomberg, umgeben von den anderen Recken des Steinalpgebirges als Freischöffen, alle uralt, aber ungebrochen wie er. Die Bergdörfer Absom, Miezeler und Mattli bilden den Umstand. Da kommt einer, der dem Bergriesen Absom trotzen zu können glaubt, der Ingenieur Emil Manuß. Er will ihn im Auftrage des Dorfkönigs Broller, der Seele eines Aktienunternehmens, mit Schienensträngen knechten. Doch schon beim ersten Aufstieg zum Absom packt ihn die geheime Macht, die ihn an diesen Ort gelockt, wo er vor 14 Jahren als wandernder Student eine wilde Mädchenblüte gebrochen hat. Und vor ihm steigt der Verdingbub und Meßgehilfe Mang, von der Cäcilie Astli, — sein Sohn. Schon im Bähnle, dessen Insassen zum Teil auf Kosten des Dichters fahren, und die zum Dank durch ihre Unterhaltung den Roman in Gang bringen, war dem Emil dumpfes Erinnern aufgestiegen. Bei dem durch ein hilfreiches Spiel des Zufalls wiederum auf Emil zielenden Gespräche der Älpler in der Plättliseehütte, wo damals die heiße Tat geschehen, ahnt er, ehe auf dem grausigen Mordsfluhsteg, alias Hosendreckler, die Höhe erreicht ist, weiß er, daß Mang sein Sohn ist. Kaltsinnig und ohne Gemütsregung hat er bislang neben der tapferen Frau Sette gelebt; ihr liebe-

* Bei Grote, Berlin 1911.

warmes Herz verschmähte er zugunsten der Frau Geometrie. Und nun bei dieser Überrumpelung und Entdeckung keimt zum ersten Male in ihm so etwas wie menschliches Gefühl. Durch eine wundersame Fügung wird dem sonst so bergsicheren und zähen Mang bei diesem Aufstieg unwohl; er hat aus Scham und Ärger über seine Mutter Cäcilie, die in diesen Tagen Zwillingen, aus ihrem Verhältnis mit Broller, das Leben gegeben, nichts gegessen. Emil sieht den Totenbleichen ganz nahe, doch ohne ihm helfen zu können, auf einem schmalen Felsband, unter sich das kirchturmtiefe, gierige Grab. Bald, jetzt muß er hinabstürzen. Schon zerrt Ewigkeitswind an seinen Kleidern. Und er, Emil, hat darauf gedrungen, daß dieser kürzere, berüchtigte Aufstieg gewählt werde. Was er in diesen entsetzlichen Augenblicken für den in langen Jahren der Rechtlosigkeit verbitterten, stolz verschlossenen, jetzt so kindlich hilflosen Buben fühlt, das muß etwas Väterliches sein. Ohnmacht und Gefahr gehen vorüber, und zum ersten Male kommen über Emils Lippen herzliche Liebesworte, da er neben dem erschöpften Mang kniet. Er hält auf mathematische Sauberkeit in seinem Leben. Auch diese so unvermutet entdeckte Differenz muß ausgeglichen werden, und zwar bald, gleich. Er will sich dem eifrigen Leser der Odyssee auf dem Umwege über Ithaka und die Erkennungsszene zwischen Odysseus und Telemach als seinen Vater offenbaren. Der liebeungewohnte, unfreie Bube, der um so mehr seinen herrlich freien Absom liebt und den Ingenieur haßt, weil er dem Berge das Joch der Bahn auflegen will, versteht nicht und kehrt sich feindselig ab. Es folgen Wochen der Liebeswerbung und des Sträubens. In dem durch die Erziehung verwöhnten, durch das Leben verhärteten Herzen des Ingenieurs gedeiht die Wintersaat frommer, inniger Gefühle, die lange unter frostiger Kruste geschlafen, unverhofft schnell. Nicht lange mehr, daß er sein Herz wie in eiserne Klammern legen muß; daß er ein paar Zeilen von der Hand Mangs küßt. Wie anders früher! Da waren sein keckes, spritziges Stieftöchterlein Minchen und deren Gespielen es gewohnt, auf Strümpfen an des Gefürchteten Arbeitszimmer vorbeizuschleichen. Sette, mit herrisch heischendem Willen von ihm zur Frau genommen, hatte sich damit begnügen müssen, für sein Lebensbehagen sorgen und ihm höchstens Kameradin sein zu dürfen. Durch ihr kühles, selbstbewußtes, in Enttäuschung und Entsagung gereiftes Wesen zwang sie ihn wenigstens zur Höflichkeit. Jenem ewigen Studenten Heinz aber, der ihm Hauslehrer gewesen, und der sich dann in die Rolle eines untertänigsten Dieners gefügt hatte, durfte er rücksichtslos all seine herrischen Launen fühlen, ja beinahe die pfeifende Sprache schmecken lassen, die er am Kongo gelernt. Und nun dieser Umschwung in seinem Wesen. Bald kann Heinz, der freilich von dem Verhältnis seines Herrn zu Mang noch nichts weiß, die drunten zurückgebliebene Sette von dem Seltsamen verständigen. Bald ruft Emil selbst sie zu sich, ihr zu beichten und mit ihrer fraulichen Beihilfe die Untat zu sühnen. Das Projekt der Gipfelbahn scheitert an dem über Nacht sich aufbäumenden Willen der Natur. Zwischen Menschenherzen huscht auf neuen, blanken Stegen die

Liebe her und hin. Vom Freistuhl des Absom kommt der Begnadigungsspruch und vom Sarge der Dirne Cäcilie Afstli spinnen sich Hoffnungsfäden in eine glücklichere, reinere, menschlichere Zukunft.

Unleugbar ein in Idee und Konzeption trefflicher Roman. Die Ausführung leidet an ebenso unleugbaren Schwächen. Die Idee durchsäuert und beseelt den Stoff nicht, sie erscheint oft wie an ihn herangetragen. Kein Zufall, daß das fatale Wörtlein Zufall in dem Buche mehrmals auftaucht. Es klingt dann wie Selbstverteidigung. Federer spürt selbst ganz gut, wann und wo er unsicheren, tragunfähigen, ja schwimmenden Boden, Weigete, wie Emil bei seinem Bahnbau, unter den Füßen hat. Die wuchtigste Belastung der gefährdeten Stelle konnte des Ingenieurs Werk nicht retten. Unseres Dichters Werk geht zwar keineswegs an dieser Schwäche zugrunde, es braucht aber einige Zeit und Geduld, bis man über die kühnen Schönheiten des Romans dessen oft arg störende Künsteleien und Willkürlichkeiten vergißt. Als solche empfindet man, so geschickt alles arrangiert ist, gleich die Bahnfahrt des Eingangs, wie schon angedeutet. Von dem ‚erregenden Moment‘ ab weiß man z. B., daß die Hebamme auf Antrieb des Dichters das kürzlich geborene Kind der Cäcilie Afstli gerade an diesem Tage im Marktdorfe hat impfen lassen; jetzt gibt sie durch ihre Anwesenheit den Fahrgästen von Absom und Umgebung Veranlassung, in Gegenwart Emils mit schwatzfrohen Zungen auch dieses Dorfereignis und den Skandal mit diesem Hurenweib abzuhandeln. Und die Schwester der Cäcilie ist auch da, um durch ihre hohe und süße Stimme in Emil die längst entschlafene Erinnerung an das schwüle Erlebnis am Plättlisee, wenn auch noch nicht zu wecken, so doch wie mit zudringlichen Fingern anzutupfen. Und — das geht einem weniger empfindlich gegen das Kunstgefühl — der protestantische Pfarrer Daniel Munder von Absom, ‚ein Fanatiker des Friedens und der Liebe‘, dem immer ein Öltröpflein geistlicher Salbung auf der Prädikantenstirn glänzt, ist auch zur Mitfahrt geladen, um dem Heinz und zum soundso vielten Male den andern aus der Landeschronik zu erzählen, woher der Scheidbach da drunten seinen Namen hat: er ist teures Erbe ihrer Väter aus dem 16. Jahrhundert, aus jener Zeit, als sich eben der konfessionelle Zwiespalt aufgetan. Schon wollte man unter geistlicher Führung mit Waffen aufeinander losfahren, da erscholl aus beiden Lagern zum gegenseitigen Staunen eine nun als Tyrtäossang mißbrauchte Strophe jener urgewaltigen Hymne, die sie bei der gemeinsamen offenen Tagung des Landes zu singen gewohnt waren. Die feindseligen Gemüter wurden weich; man versöhnte sich und bestimmte, daß der Bach, an dessen Ufern man so Ingrimmiges widereinander verüben wollte, fortan die friedliche Scheide zwischen den Katholiken von Mattli da droben und den Evangelischen von Absom hier drunten bilden solle. — An sich ist das schweizerische Kleinbahnidyll mit seinem buntgemengten Völkchen der Fahrgäste von hohem Reize, und daß gleich hier mit sicherer, von warmer, aber nicht blinder Heimatsliebe beratenen Hand die ersten Pinselstriche getan werden zur

volkskundlichen, volkspsychologischen, volkswirtschaftlichen und konfessionellen Untermalung des Romans, die gleich und im weiteren den intimen Kenner und feinen Gestalter bekundet, ist ganz in der Ordnung und alles Lobes wert. In seiner langen inoffiziell literarischen Periode hatte sich der Dichter aber zu sehr daran gewöhnt, seine schöne Begabung nach der Stimmung des Augenblicks und ohne die Kontrolle strenger Kunstgesetze spielen zu lassen, daß es nicht wundernehmen darf, wenn in den veröffentlichten Erstlingen künstlerisch noch nicht alles gelingt. Man merkt ihm die Unsicherheit an und glaubt ihn in seiner Künstlerwerkstatt pröbeln zu sehen, wie jener alchimistisch experimentierende Erzpriester Aldo Aldi in Federers Erzählung ‚Das Wunder von Bolsena' (‚Gral', Oktober/Dezember 1912). Das und die bereits erwähnte Neigung, persönlich mit dreinzureden, wenn das Herz besonders stark beteiligt ist, und von dem eigenen Wesen seinen Figuren mitzuteilen, trägt im wesentlichen die Schuld, daß vor allem die Sinneswandlung dieses Emil nicht durchaus glaubhaft erscheint. Und daß dieser Emil, dessen Gedächtnis wie dasjenige des Doktorssohnes Emil in der Lachweiler Geschichte ‚Vater und Sohn im Examen' so unfehlbar, wenn auch ohne jeden Gemütsanteil arbeitet, der sich aus ferner Schulzeit jener Erkennungsszene zwischen Odysseus und Telemach sogar auch in der Übersetzung des guten Papa Voß, wie es scheint, wörtlich erinnert, dem es jetzt einfällt, daß er in den Kielknauf des damals auf dem Plättlisee benutzten Kahnes seinen Namen eingekerbt hat, der damals bei der wilden Studentenfahrt durch das Steinalpgebirge so zuverlässig an Hand der Siegfriedkarte den Führer abgegeben, — daß ein mit solchem Gedächtnis Begabter zugleich mit jener üblen Tat sogar die Namen der Berge, angesichts derer ihn jetzt die späte Nemesis erreicht, vergessen haben soll — abgesehen davon, daß sie ihm als, dazu nahe beheimateten, Schweizer ohnehin wohl bekannt sein müssen — das glaubt man ebenfalls nicht. Mit weit lebhafterem Widerspruch folgt man indes dem Dichter, wenn er diesen Emil innerhalb weniger Wochen diesen Wesenswandel durchmachen läßt. Das vollzieht sich nicht, ohne daß der Dichter an den mathematisch fischblütigen, gemütlosen Ingenieur aus eigener Herzenskammer einen kräftigen Schuß warmen Menschenblutes abgibt. Anläufe zu dieser Beeinflussung kann man bereits bei jener Bahnfahrt beobachten. Es verläuft und gestaltet sich einem doch, mit Sossimoff in ‚Raskolnikoff' zu sprechen, ‚viel zu glücklich, wie auf dem Theater'. — Auch Mangs Mauserung vom rustikalen Älpler und stolz verschupften Armenhäusler zum urban manierlichen, liebend aufgeschlossenen Bürgerssohn dünkt mich etwas überhastet. Ähnlich Hannes in ‚Der Erzengel Michael' bekehrt sich der kleine Weiberfeind doch auch zu einem ritterlichen Gefühl für das neckische, koboldartige Halbschwesterchen und zu einem verheißungsvollen Empfinden für des Kronenwirts herziges, elfenhaftes Töchterlein. In der scharmanten Schlüssellochszene erkennt man den nur wenige Wochen jüngeren, eckig-düsteren Verdingbuben kaum noch wieder, wie denn überhaupt das chamäleonhafte Farbenspiel im Charakter-

bild der beiden Hauptpersonen einen hie und da fragen läßt, ob man es wirklich immer mit ein und denselben Figuren zu tun habe. Unwichtiger für das Ganze ist die Überraschung, daß der Brollerssohn Walter, den man bis dahin als einen tollkühnen, freilich auch gelegentlich hinterlistig grausamen Kraftbuben gekannt hat, schließlich ganz gegen sein Wesen feige zusammenklappt, als die lange ingrimmig verhaltene Volkswut gegen seinen als Ehebrecher und Meineidsstifter entlarvten, als die Seele des Bahnunternehmens längst verhaßten Vater losbricht. — Wer freudig seiner Pflicht nachkommt, das Schöne am Schaffen Federers anzuerkennen, darf und muß auch das Recht ausüben, dessen Mängel aufzuzeigen. Ein Reglementieren kann man diese Kritik wohl nicht nennen.

Der Roman ‚Berge und Menschen' ist wie alle Werke Federers aus vollem, poesiereichem Herzen geschrieben. So sehr aber der Dichter die lautere, kraftvoll ragende Hochwelt den da drunten verstaubten und verkümmerten Seelen anpreist, vor Bergsentimentalitäten ist man bei ihm sicher, wenn sich auch bei ihm süße Weisen wie von Bergknöpflis Mundorgel finden. Man darf auch beileibe nicht in seinen Büchern ein Loblied auf den müßiggängerischen Gipfelsport und das Fremdenwesen in den Bergen suchen. Daß ein Federer gegenüber jenem Bahnprojekt Brollers es mit Mang und den andern Älplern hält, versteht sich von selbst. Den jungfräulichen Absom hinauf einen Kohli schleichen zu lassen, das ist ja, wie wenn eine Wanze der schlafenden Unschuld über die Wangen kriecht; und ein Fremdenhotel am Kopfe des Bergriesen, das ist ja, wie wenn man dem paradiesisch prangenden Adam einen Zwicker auf die urweltliche Nase setzte. Kulturflitter sollen nicht in diese heilig umfriedeten Naturbezirke flattern. Dann bleiben sie menschenloses, unendliches, göttliches Kirchentum, in dem eine empfängliche Seele menschlich sich weitet und dem Göttlichen näherkommt. Emil Manuß hat keine kirchlich-religiösen Bedürfnisse, aber selbst ihm, dem verhärteten Selbstling, ist die Predigt der Berge tief ins Geblüt gedrungen, und er scheidet von seinem Absom, der ihn als Ingenieur beraubte, als Menschen reich beschenkte, wie jener Mönch Ekkehard bei Scheffel von seinem Säntis: ‚Fahr wohl, du hoher Säntis, der treu um mich gewacht, — Fahr wohl, du grüne Alpe, die mich gesund gemacht! — Hab Dank für deine Spenden, du heil'ge Einsamkeit, . . . — Geläutert ward das Herze, und Blumen wuchsen drin.' Doch, wie gigantisch sein muß, wer sich mit Giganten messen will, so darf der große Zug im Wesen nicht fehlen, wenn die gewaltige Sprache der Berge wirken soll. Kleine und kleinliche Menschen bleiben klein, auch wenn sie täglich einen Gipfel stürmen. Zu großzügigen Menschen darf man hingegen auch das Vertrauen haben, daß sie den Höhenweg finden, selbst wenn sie knöcheltief durch Staub und Unrat der Niederungen waten, in kleine Schwächen und große Schuld verstrickt sind. Emil Manuß ist trotz allem solch ein Mensch, und auch der Oberrichter Broller. Auch von diesem läßt uns der Dichter scheiden in der Hoffnung, daß er geläutert und umgeartet, wie jener, aus Amerika zurückkehren wird. Ihm

hatte vor allem der Mut gefehlt, sich wie Emil tapfer zu seiner Schuld an der Cäcilie zu bekennen, und da verleitete er den verschmähten Liebhaber der Armenhausdirne, den verwilderten, aber gutgearteten Knecht Bastian, zu dem Meineide, er sei Vater der Zwillinge. — Mit freimütiger Delikatesse und lebenswahrer Kunst ist das Wesen der unglücklichen Cäcilie gezeichnet, die selbst im Sterben noch nach Kilbilust lechzt, mit Kilbiflitter an der Seele und ‚Dein ist das Reich . . .' auf den liebeheischenden Lippen ihr talmiglückliches Jammerleben beschließt. Mit feinem Geschmack und Geschick weiß der Dichter es zu leiten, daß Emil die Geliebte einer Rauschnacht erst wiedersieht, als sie hart und steif gebettet im Sarge liegt. — Mit wehmütiger Nachsicht nimmt man Abschied von dem heißblütigen Opfer der Männer. Ohne Hoffnung hingegen wendet man sich von der Frau Therese Broller ab, die in ihrem bitteren, kleinlichen Wesen das Herz des willensmächtigen und herrschgewaltigen Dorfkönigs und aufopferungsfreudigen Volkswirtschaftlers hat hungern lassen. Selbst ihre Liebe ist weinerliche Ichsucht.

Noch ein paar Worte über den konfessionellen Charakter dieses Romans. In einem ‚scharf paritätischen Grenzgebiet', nahe bei dem Geburtsorte Zwinglis, hat Federer ihn angesiedelt. Noch kommen wie vor vierhundert Jahren die Evangelischen von Absom und die Katholiken von Mattli ohne blutige Fehde miteinander aus. Die besten Vorsätze der Ahnen können freilich kleine und kleinliche Sticheleien und Reibereien der Enkel nicht verhindern. Es geht hier wie überall: man hänselt sich und zankt sich, solange die tausend kleinen Gedanken und Strebungen des Werkeltags herrschen, und man rückt brüderlich und hilfreich fürs Gemeinsame Schulter an Schulter, wenn das Schicksal alle vor eine große Aufgabe stellt, wie die Abwehr des über Nacht tosend angeschwollenen Scheidbachs zwischen den beiden Alpdörfern. Und in dem gemeinsamen Sömmerungsdorf Miezeler wird auch gemeinsam Kilbi gefeiert, und bei der gleichzeitigen Festpredigt des Pfarrers Daniel und des Riesenkaplans von Miezeler gibt es sogar Überläufer her und hin; selbst Daniel tritt nach seiner eigenen bergseligen Erhorte in die Kapelle, um die letzten Worte des gegen den schwefeligen Drachen der üblen Nachrede und das rostige Schwert der Gehässigkeit streitenden Kaplans einträchtig mit anzuhören und danach jenen Hymnus mitzusingen, der zum Friedensschluß der Ahnen führte. Einem überwachen Schildwächter am Jura könnte der Verdacht kommen, es werde dort eine ‚illegitime Heirat und wilde Ehe zwischen Katholizismus und Protestantismus unter dem Nebelhimmel der christlichen Schwesterlichkeit' eingegangen. Die Szene bedeutet nichts anderes als ein dichterisch freier Ausdruck der Ut omnes unum-Stimmung, die jeden beherrschen muß, der das Elend des konfessionellen Zwiespalts empfindet. Daß dieser mit preisgegebenen religiösen Grundsätzen ausgefüllt werde, kann man nur von Verrätern verlangen und erwarten. Es muß aber gestattet sein, die ‚Bruderschaft untereinander im Zeichen Christi' zu erstreben. Daß wir von dieser

Beuroner Kunstschule/Aus dem Atrium der Kapelle des hl. Placidus



wie von der christlichen Demokratie im Zeichen des hl. Franziskus, die Federer auch ersehnt, noch weit entfernt sind, weiß jeder. Werke wie ‚Berge und Menschen' sind aber geeignet, in manchem die Gegensätze zu mildern. Gerade auch der versöhnliche Geist, der uns aus den Blättern dieses Romans anweht, hat mich ihn besonders liebgewinnen lassen. Manchem wird's nicht anders damit gehen. Und auch mit dem Pfifflihannes in dem Buche darf man wohl eines Sinnes sein, zum Wohle des gemeinsamen Vaterlandes.

Nimmt er auch den Pilatus und die Berge des Berner Oberlandes nebst dem zwischenhineingestellten erhebenden und zermalmenden Menschenschicksal in sich auf, so ist der Rahmen der Erzählung aus den Bergen ‚Pilatus'* doch weit enger. Die Tragik im Leben des Marx Omlis hat ihre Quelle in dessen eigener unbändiger Natur, die sich in die Enge menschlicher Gemeinschaft und der kleinen Dorf- und Weltverhältnisse nicht zu fügen weiß, die nicht Herkommen und Gesetz, nicht die mit schalkhafter, freilich auch nicht recht glaubhafter List gefreite Frau noch sich selbst schont, aus dämonischer Liebe zur Ungebundenheit, und die sich doch schließlich für ein verstiegenes Zicklein opfert, wie als Sühne für die an dem Kameraden verübte Heimtücke. Auch hier, wie ja auch z. B. bei Dostojewski, trifft man das Motiv, daß der Übeltäter durch magische Gewalt früher oder später zur Verantwortung an den Ort seines Frevels gezogen wird. Ebensowenig straff in seinem Gefüge, klar in seinem Aufbau und beherrscht von künstlerischer Zucht, waltet doch auch in diesem Buche eine, mitunter schier nervenquälende Darstellungs- und Schilderungskraft, die einem Hochachtung abnötigt, wenn diese sich auch nicht immer zur Liebe steigert. Es geht einem wie mit ‚Berge und Menschen', daß man das Buch bei allem Genuß doch in ziemlich kühler Stimmung schließt; erst nach einiger Zeit kommt es zum Klingen, fast wie das Lied jenes Musikanten, das im Horn gefroren war. Man sieht sich bei den Werken Federers vor Spiegelbildern echten, ergreifenden Lebens, auf die aber zu gleicher Zeit Föhn und Frost einwirken. Man darf es sich nicht verdrießen lassen, wieder und wieder den Beschlag abzuwischen; dann lohnt einen reiche Schau von unverwischbarer Wirkung.

Als kleine, schalkhafte Störungen nimmt man es bei Federer hin, wenn gelegentlich einigen auf längere Zeit oder auch nur huschweise auftretenden Personen neckische Knallerbsen zwischen die Beine geworfen werden. Selbst das geistliche Gewand ist vor solchen Scherzen nicht sicher, wie der Lachweiler Pfarrer Cyrillus Zelblein in ‚Lachweiler Geschichten' und ‚Jungfer Therese' und andere erleben müssen. Es geht dem Verfasser wohl wie dem Heireli in ‚Der gestohlene König von Belgien' und dem Heinz in ‚Berge und Menschen': wenn ihnen etwas Spassiges einfällt, muß es heraus, koste es, was es wolle. Auffällig oft müssen Vertreter des Lehrstandes, von Philippus Korn und dem Seminaristen in ‚Lachweiler Geschichten' bis zu dem Reallehrer von Absom und dem Primarlehrer Wiedeger in ‚Berge und

* Grote, Berlin 1912.

Menschen', als Ziel solcher Schreckschüsse dienen. Ich weiß nicht, ob Federer, der ja alles Kleinliche haßt, die Scholarchen am meisten in Verdacht hat, daß sie in Knechtschaft der Tyrannin Pedanterie schmachten, und ob er für den Schulmeister etwa jene Gesinnung hegt, die Brentano-Görres ihre ‚Wunderbare Geschichte von BOGS dem Uhrmacher' schreiben ließ. Ist dem so, die Getroffenen werden sich nicht etwa dadurch rächen wollen, daß sie in den Schriften Federers es rot anstreichen, wenn mal nicht genau zitiert wird, z. B. das Lieblingsgedicht des Lachweiler Kaplans: ‚Füllest wieder Busch und Tal . . .', oder jene Homerstelle von Odysseus und Telemach. Ich weiß ihnen keine bessere Rache, als daß sie, wie der Mond, der die Wolke versilbert, die ihn verdunkeln wollte, zur Ehre ihres Gemütes und zum Nutzen ihrer Zöglinge ein paar Seiten aus Federer als Musterprosa in die Lesebücher übernehmen. Sie brauchen nicht lange zu suchen.

Die ‚Umbrischen Reisegeschichtlein', in denen Federer wie an einem silbernen, schier endlos ausgesponnenen Ariadnefaden seit längerem die Leser des ‚Aar', der ‚Süddeutschen Monatshefte' und ‚Velhagen und Klasings Monatshefte' durch die versteckten Reize und Schönheiten der Abruzzen und der verschlossenen und doch so aufschlußreichen Gemüter derer geleitet, die dort in seliger Weltabgeschiedenheit hausen, gestatten dem Dichter, seine unermüdliche Freude am Erzählen zwanglos spielen zu lassen. Dieses geistlich-weltliche Pilgerbuch aus dem franziskanischen Italien bestätigt immer wieder, wie gerne er sich in der Nähe des Poverello aufhält. Dessen Verhältnis zur Natur fühlt er dem seinigen so verwandt, daß er gelegentlich, wie in ‚Pilatus' das Edelweiß, hier die auf einsamem Bergpfad ihn begleitende Signora Caprina mit Schwester anreden darf. Leichte Plaudereien mischen sich in buntem Wechsel mit ernsten sozialen Betrachtungen, Volks- und Sagenstudien, Geschichten aus Welt und Kirche, Papst- und Heiligenleben. Stücke wie ‚Franzens Poetenstüblein', ‚Bernardino von Siena', ‚Der hl. Tarcisius', um aus der Fülle nur ein paar zu nennen, erheben sich zu hoher poetischer Schönheit, mit der sich geschichtliche Anschaulichkeit zu eindrucksvoller Wirkung verbindet. Menschen in Vergangenheit und Gegenwart müssen dem Dichterauge sich erschließen und ihre Herzensschätze auskramen, und auch die Natur, besonders die kleinen und großen Flüsse, weiß er in eigenartiger Weise psychologisch zu ergründen.

Zu diesen Geschichtlein gehört auch die jetzt eigens* erschienene Erzählung ‚Sisto e Sesto', in der sich, von einigen Wülsten und weichlichen Stellen abgesehen, eine blanke, herbsüße Frucht der Versenkung in die rauhe Zeit Sixtus' V. und dessen schonungslosen Kampf wider das Räuberunwesen in Italien darbietet. Selbst hinter der Granitstirn dieses strengen Papstes zündet ein milder Gedanke. Der mitleidslos so oft das Richtbeil hatte fallen lassen, und der auch seinen Bruder und Enkel, Sesto und Poz'do, bereits dem Henker überantwortet, wird nach zähem, trefflich geschilderten Wider-

* in der Taschenbücherei deutscher Dichter, Eugen Salzer, Heilbronn 1913.

streit zwischen Stolz und Gewissen, wobei das Mosaikbild Helis auf dem Estrich lebendig und bedeutsam mitficht, durch die Fürsprache des Abruzzenpfarrers da Dia und durch Advokatenschläue von seiner bislang unerbittlichen Richterstrenge zur Gnade bekehrt. Oder war's die Madonna, deren lebenbringenden Schleier — freilich ein Raubstück wie der ganze Kirchenschatz der Paritonder — das um seine Pfarrkinder sorgende Männlein da Dia in die Engelsburg getragen und mit dem der so gefürchtete Pontifex nun höchstselbst zu den eingekerkerten Verwandten hinabsteigt? Das Ineinanderweben von dramatischer Wucht und lyrischer Weiche, blutigem Räubertum und kindlicher Frömmigkeit, harter, greller Wirklichkeit und mondlichtzartem Traum ist meist so gut gelungen, daß man an die Kunst einer Selma Lagerlöf in ‚Wunder des Antichrist' denken muß. Die Gerichtsszene vor Sixtus mit ihren scharfen Silhouetten aus dem Leben und Treiben der italienischen Adelsgeschlechter (das auch, dort in Verbindung mit dem bekannten eucharistischen Wunder in Santa Christina, den Inhalt der Erzählung ‚Das Wunder von Bolsena' bildet) trägt in das Bild die Farben der großen Welt, die, durch Bedrückung und Auspressung, die kleinen Leute des Bergnestes zu Räubern gemacht.

Die italienische Psyche alter und neuer Zeit steht, möchte man sagen, dem Dichter schon fast so willig und bequem zur Verfügung wie die Geige im Kasten. Seine von früh auf gehegte Liebe zur Geschichte hat ihn den Stoff meistern gelehrt. Von früh auf, von Hannes und Wenzel in den ‚Lachweiler Geschichten' über Johannes Keng in ‚Jungfer Therese' bis Mang in ‚Berge und Menschen', streitet in dem Dichter der Geschichtenschreiber mit dem Geschichtsschreiber. Beide zu gemeinsamer Arbeit pflichtig zu machen, hat er längst gelernt. Dem Volke, vor allem den Gedrückten und Geschupften, gehört sein Herz mit allen Fasern. Das Meer rauscht in die Volksgeschichte unserer Vorväter; die neue Volks- und Bauerngeschichte muß aus den Bergen herabsteigen, sagt uns der moderne Gracchus Mang. Wer Federer in seiner Art, sich mitzuteilen, kennt, wußte danach schon, daß längst bei ihm selbst etwas Derartiges im Werden ist. Aus der autobiographischen Skizze erfahren wir nun denn auch, daß er einen Roman aus der Zeit des Schweizer Bauernkrieges unter der Feder hat. Man darf sich ein Fest erwarten. Auch dieser Roman, dessen Thema in allen, gemeinsam gegen das Herrenmäßige verschworenen Werken Federers mehr oder weniger deutlich bereits anklingt, wird dem Dichter aus vollem Herzen strömen. Er wird nicht von frostiger sozialer Gerechtigkeit handeln; nicht Taubes, Stummes, Blindes wird er bieten wie jener Kilbimaler Hitz in ‚Berge und Menschen', nicht metallisch Starres wie der chilenische Maler Carlos de Herreras, dessen Buben Ximenes unser Dichter während einer Gewitternacht im Abruzzenkirchlein die Geschichte vom hl. Tarcisius erzählt. Sinnlich Rundes und saftig Lebendiges darf man sich versprechen. Und durch dumpfe Not und grimmen Streit wird es auch aus ihm jungrheinfrisch und waltharihell rauschen und klingen: Ich bin der Knab vom Berge!

Was ist Demokratie? / Von Martin Spahn

Menschen, so erzählt man, die bitteres und schier endloses Leid peinigte, gaukelte wohl ein freundlicher Traum im Schlafe Bilder des Glücks und der Ruhe vor und erquickte sie dadurch für eine kurze Spanne Zeit. Als dem ‚Armen' von Assisi, dem hl. Franz, die Schmerzen seines furchtbaren Augenleidens unerträglich geworden waren, verwehrte ihm die Furcht seiner Ordensbrüder vor übler Nachrede der Frommen sogar den Trost, im Lauschen auf die Töne seiner geliebten Musik eine letzte flüchtige Linderung zu suchen. Da aber stieg zu dem Schlummernden ein Engel hernieder und entlockte der Geige so herrliche, sehnsüchtige Töne, daß sich die Himmel vor dem Heiligen öffneten, bereit, ihn aufzunehmen, und daß das irdische Leben mit seiner Mühsal und Enge schon hinter ihm zu entschwinden schien.

Millionen schlichter, armer Menschen haben durch die Kulturentwicklung der beiden letzten Jahrhunderte schwere Not auszustehen. Die Fabriken haben sie in harte wirtschaftliche Abhängigkeit vom Kapital gebracht. Lichtlos ist das Leben dieser Geknechteten geworden. Kündigt ihnen der Fabrikherr, so umlauert sie in derselben Stunde Hunger und Elend. Aber auch wenn sie arbeiten können und ihren Lohn empfangen, erblüht in ihnen nicht die Freude am Leben und Leisten; denn der Zwang städtischer Bauweise pfercht ihre dunklen, feuchten Wohnungen, ihren kärglichen Haushalt und die gegeräumigen, prunkvollen Häuser, die gewaltigen, oft verschwendeten Reichtümer der wenigen tausend Besitzenden dicht zusammen, so daß die verschiedene Verteilung der Güter sie doppelt trifft und härmt. Sie haben eine Familie und wissen doch nicht, was das Leben in der Familie bedeutet. Wohl wölbt sich das Azurblau des Himmels über sie wie einst über ihre Vorfahren, der Sterne milder Glanz leuchtet ihnen wie jenen. Aber die ungläubige Gesinnung der Zeit zerstört einer stets wachsenden Zahl unter ihnen die Hoffnung, daß dort oben ein gütiger Gott wohne und ihrer eine bessere Heimat warte. Sie wissen nichts mehr von den Tröstungen des Gebets und der freien Ergebung in einen überirdischen Willen. Das Bewußtsein der Gleichheit von Hoch und Niedrig vor Gott, diese adligste und überzeugungskräftigste Form menschlichen Gleichheitsbewußtseins, ist ihnen entwertet worden. Die Wissenschaft, so wie sie ihnen zugetragen wurde, hat ihnen gesagt, daß alles Seiende nur Staub ist, der in unaufhörlichen Bewegungen treibt, daß kein Gott lebt und der Mensch nur das höchstentwickelte der Tiere darstellt. Wirtschaft und Wissenschaft! Sie sind für das Volk die Autoritäten unserer Tage geworden — unbarmherzig und gewaltig, wie es die Autoritäten früherer Zeiten, Herren und Priester, niemals waren. Zu einem Nichts wurde durch sie das Gefühl der Geringeren und um Lohn Arbeitenden heruntergedrückt, daß auch sie Anspruch auf ihre Menschenwürde haben.

Zuweilen aber weben sich farbigere, bewegtere Vorstellungen, Erwartungen weckend, durch das erniedrigte, trübe Dasein der Enterbten. Als deren

Verelendung vor hundertundfünfzig Jahren anfing, fügte es sich so, daß die wirtschaftlich mächtigen und die geistig lebendigen Schichten der abendländischen Bevölkerung den Absolutismus der Fürsten und Beamten nicht länger erträglich fanden. Sie wünschten, das Recht und die Freiheit ihrer Persönlichkeit vom Staate aufs neue anerkannt zu wissen. Alsbald aber erhob sich einer aus ihnen, Jean Jacques Rousseau, und verkündete, daß der Gesamtheit zugute kommen müsse, was Fürsten und Beamten abgenommen werde, damit der eine, allgemeine Wille des Volkes künftig an Stelle der Willkür einzelner oder einer Kaste regiere. Fast im selben Augenblicke erklärten sich die weißen Bewohner der Vereinigten Staaten unabhängig; das eindrucksvolle Beispiel der Aufrichtung einer großen Demokratie eilte den hinreißenden Worten des französischen Schriftstellers zu Hilfe. Die Lawine kam ins Rollen, die, immer mehr anschwellend, im Laufe von anderthalb Jahrhunderten zur demokratischen Bewegung unserer Tage geworden ist. Während Wirtschaft und Wissenschaft dem Proletarier die sittliche Freiheit des Christenmenschen und die wirtschaftliche Freiheit des selbständigen Mannes entrangen, schien ihm die politische Entwicklung die Pforten zu einer andern, ihn entschädigenden Freiheit, der Freiheit des Staatsbürgers und souveränen Volkes, weit zu öffnen. Sie verhieß ihm durch Demokratisierung des Staats- und Gemeindelebens Freiheiten ohne Zahl, Rechte in unbegrenzter Fülle in den Schoß zu schütten und ihn denen, die ihn durch die Fabriken von sich abhängig machten, wieder gleichzustellen. Wollte sein starker Arm es nur, so konnte er, zur Herrschaft im Staate gelangt, eines Tages auch seine Abhängigkeit im Wirtschaftsleben abschütteln, die ganze Produktionsordnung ändern. Das zugkräftigste Schlagwort der Gegenwart war erschallt. In den Massen weckte es gleichermaßen einen Widerhall voll Wohllaut und Wärme, wie die Vorstellung einer unwiderstehlichen Macht, die in allen Erdteilen siegreich vordringt. Das Schlagwort besitzt die Massen, berauscht und bändigt sie zugleich, wie nur je ein Phantom einzelne Individuen und ganze Massen aufjagen und vorwärtstreiben konnte. In der Erlangung gleicher politischer Rechte träumt der Proletarier, ja jeder Abhängige von heute, die Menschenwürde sich wieder zu erobern. Und die Selbsthypnose der Proletarier hat auch die Regierenden gelähmt. Ohne lange und blutige Bürgerkriege, abgesehen von denen des Jahres 1793 in Frankreich, hat sich die Demokratie überallhin wie im Triumphzug ausbreiten können. Vor Jean Jacques Rousseau rühmten sich einige Kantone der Eidgenossenschaft und einige kümmerlich sich erhaltende ‚Reichsstädte', Demokratien zu sein. Zur Stunde ist die ganze Neue Welt, Amerika wie Australien, demokratisch organisiert. In Asien hat China seine alte monarchische Regierung durch ein demokratisches Regierungssystem ersetzt. Südafrika verwaltet sich demokratisch. In Europa stellen Frankreich, Portugal, auch die Schweiz nunmehr, in all ihren Kantonen wie in ihrer Gesamtverfassung, Demokratien dar. Tatsächlich sind auch Norwegen, Dänemark und Belgien Demokratien, wenn sie gleich aus repräsentativen Gründen Dynastien an ihre Spitze gerufen oder dort gelassen haben. Das

einst so bedächtige England treibt seit einem Jahrzehnt in alle Abgründe demokratischer Neuerungsgelüste hinein. In Deutschland hat die an Wählern stärkste Partei, die Sozialdemokratie, und ebenso die Fortschrittspartei das Verlangen nach der Demokratisierung des Staatslebens im Programm, aber in der Regel betont auch jeder West- und Süddeutsche, der sich nicht zu diesen Parteien zählt, seine demokratische Denkart.

Wo immer indessen der Traum der Massen den Anlaß gab, neue Wirklichkeiten zu schaffen, bestand die einzige wichtige Änderung darin, daß die bestehende Regierungsform durch eine andere ersetzt wurde. Die der Vernichtung geweihten Regierungen waren sehr verschieden in ihrem Bau; in den neu aufgerichteten kehren überall die gleichen Grundzüge wieder. Die Bewegung hat, wo sie schon ans Ziel gelangte, auch dann, wenn sie nach außen hin noch den Schein einer monarchischen Verfassung wahrte, eine republikanische Staatsgewalt gebildet. Die Gesamtheit der Staatsbürger ist zum Inhaber der Staatsgewalt und jeder Staatsbürger dem andern als politisch gleichberechtigt erklärt worden. Ebenso regelmäßig ist aber auch die Ausübung der Staatsgewalt der Gesamtheit sofort wieder entzogen und einer gewählten Vertretung überwiesen worden. Diese vertritt in Wahrheit nicht alle Staatsbürger, sondern nur ihre Mehrheit oder vielmehr nur die Mehrheit derjenigen, die von ihrer politischen Gleichberechtigung Gebrauch machen; oft genug ist es eine Minderheit. Schaut man also den Dingen auf den Grund, so ist das Volk gar nicht, wie sein Traum ihm vorspiegelte, zur Freiheit gekommen. Es hat seinen Herrn gewechselt: an die Stelle des einen, der es regierte, oder der Adels- und Patrizierkaste, die die Macht im Staate in den Händen hatte, ist die Herrschaft der vielen getreten. Freilich, als der Traum seine suggestive Wirkung auf die Armen und Niedergedrückten zuerst ausstrahlte, gab es einige Beispiele republikanischer Staatswesen, die echte Volksherrschaften waren, ein paar kleine Kantone der Schweiz, von freien Bauern in geordneten Lebensverhältnissen und mit bescheidenen Bedürfnissen bewohnt. Aber sie konnten als Beispiele nur deshalb dienen, weil sie eng umgrenzt und höchst einfachen Baues waren. Das wußten die, welche jene Kantone im 18. Jahrhundert als Vorbild aller Staatsverfassung priesen, noch recht genau. Alle Verehrer demokratischer Verfassungen begegneten sich damals in der Anschauung, daß eine „Republik“ klein sein müsse. Erst die Männer des Konvents im Jahre 1792 wandten die Form auf einen großen Staat an. Da ist denn aus der Volksherrschaft sofort von der Stunde des ersten Versuchs an die Herrschaft der vielen geworden. Auch hat sich die Demokratie in den großen Staaten unfähiger als jede andere Regierungsform erwiesen, in ihren Einrichtungen beständig zu bleiben. Die Neigung zu entarten oder mißbraucht zu werden, ist dort geradezu eines ihrer Kennzeichen geworden. So viele Staatswesen nach und nach demokratisiert wurden, schon bald fühlten sie sich getrieben, Maßnahmen zum Schutze derjenigen Bürger zu ergreifen, die nicht zu den vielen und ihren Anführern gehören. Unter den Besonderheiten der nordamerikanischen Staaten fällt keine so sehr

in die Augen als ihr Streben, den Eingriffen der Staatsgewalt in die Lebensverhältnisse der Einwohner durch ungezählte Verfassungsgesetze feste Grenzen zu stecken. Es leitete sie dabei die Absicht, dank der verstärkten Bindegewalt, die solchen Gesetzen eignet, die Minderheiten und die Unwissenden vor Ausbeutung zu sichern. Während aber der Erfolg dieses Mittels immer zweifelhafter wird, macht sich um so bedenklicher der Schaden bemerklich, daß entweder die Verfassungsgesetze gleich gewöhnlichen Gesetzen oft geändert und ihre besondere Geltung dadurch rasch entwertet wird, oder daß die Unbeweglichkeit der vielen Verfassungsgesetze die lebendige Staatstätigkeit auf Schritt und Tritt daran hindert, den wechselnden Bedürfnissen zu folgen. Mit anderen Worten, sie binden den Staat mehr als die Übelgesinnten. Frankreich hat ursprünglich der Entartung seiner Demokratie durch die Errichtung einer vorsichtig organisierten ersten Kammer, des Senats, vorzubeugen gesucht. Nach kaum einem Menschenalter demokratischer Regierung ist man daran, um sich der wachsenden Mißbräuche wirksamer erwehren zu können, das Proportionalwahlrecht einzuführen; es soll auch den Minderheiten einen gewissen Einfluß auf die Regierung und Gesetzgebung, zum mindesten die Möglichkeit einer gewissen Mitaufsicht im Staate verschaffen. Aber noch steht die Erfahrung aus, ob nicht dieses Wahlsystem in einem so ausgedehnten und volkreichen Staate die Folge haben wird, daß wichtige Gesetze gar nicht mehr oder nur unter unendlichen und verderblichen Schwierigkeiten eine Mehrheit erlangen; zudem widerspricht das System dem Wesen der Demokratie, das darin besteht, die Minderheiten niederzuhalten. In der Schweiz mit ihren auch heute noch kleinen Verhältnissen versucht man es mit Volksanfragen, Volksinitiativen und Volksreferenden; der Ausweg ist nicht freier von Mängeln als der französische und nordamerikanische, obwohl er in Nordamerika neuestens viel nachgeahmt wird.

Entartung und Mißbrauch in den demokratischen Republiken ist aber nicht etwa Schuld des Volkes. Die Massen haben sich in ihnen bisher eher ruhiger gehalten als unter anderen Regierungsformen. Schon die Gewährung des allgemeinen Wahlrechts, das ihnen die Möglichkeit gibt, sich von Zeit zu Zeit in geordneter Weise politisch zu betätigen und ihre Stimmung kundzutun, sodann die durch die parteipolitischen Agitatoren ständig genährte Hoffnung auf Besserung ihrer Lage durch den Staat, und das durch die demokratischen Einrichtungen in ihnen unterhaltene Selbstbewußtsein scheinen in den Staaten, die demokratisiert sind oder in deren Verfassungsbau immerhin einige demokratische Bestandteile eingefügt sind, revolutionäre Ausbrüche fernzuhalten. Ursache des vielfachen Mißbrauchs und der Entartung der Staatseinrichtungen in einer Demokratie ist vielmehr die Schwäche dieser Einrichtungen selbst und das Unzutreffende der Voraussetzungen, von denen man bei der Demokratisierung der großen Staaten ausgegangen ist. Die Kultur und Bildung der einzelnen Bevölkerungsschichten ist bei den großen Völkern viel zu differenziert, die Spannung zwischen der tatsächlich herrschenden

sozialen Ungleichheit und der theoretischen politischen Gleichberechtigung zu stark, als daß von heute auf morgen demokratische Gesinnung ein ganzes Volk durchdringen und die Besitzenden dazu gebracht werden könnten, ihr wirtschaftliches Übergewicht nicht mehr selbstsüchtig im Staatsleben auszunutzen. Die Schwäche der Staatseinrichtungen aber beweist sich vor allem darin, daß in den Demokratien ein einzelnes Staatsorgan, die Kammer, das Haus der Gemeinen, der Reichstag oder wie es sonst genannt werden mag, den Trieb in sich hat und in der Regel auch über die Macht verfügt, die anderen Staatsorgane zu entkräften oder ganz und gar zu verschlingen. Der die demokratische Staatsanschauung beherrschende Begriff der Volkssouveränität bringt es mit sich, daß sich das Parlament, weil man sinnloser Weise ihm ausschließlich im Staate die Sendung, das Volk zu vertreten, beimißt, praktisch gar nicht auf einzelne, bestimmte Befugnisse beschränken läßt. Überall hat sich die Erfahrung wiederholt, daß das Parlament vor dem Machtbereich keines anderen Organs der Verfassung Halt macht und allmählich alle Staatsgewalt an sich zieht. Es darf als Gesetz der demokratischen Staatsentwicklung ausgesprochen werden, daß jede demokratische Verfassung in einem Großstaate von Natur danach strebt, sich in eine parlamentarische Demokratie umzubilden. Der Verlauf des Prozesses ist der Welt in seiner ganzen Breite und in all seinen hervorstechenden Zügen am lehrreichsten in der Abwandlung des französischen Verfassungslebens von 1875—1882 vor Augen geführt worden. Einzelheiten sind vielleicht noch schärfer hier und da in anderen Ländern zu beobachten. Die Unduldsamkeit, die Volkskammern gegen ihnen beigeordnete ‚Erste Kammern' verspüren, hat in dem siegreichen Kampfe des englischen Unterhauses gegen das Oberhaus ihren wohl erschöpfenden Ausdruck erfahren. Das unwillkürliche Begehren jedes aus demokratischen Ideen erwachsenen Parlaments, einer ihm noch gegenüberstehenden wurzelkräftigen Monarchie das Mark auszusaugen, hat sich in dem brutalen Anlaufe des Deutschen Reichstags wider die persönliche Initiative des Preußischen Königs in der Führung der Reichsgeschäfte zur Zeit der sogenannten Novemberkrise des Jahres 1908 besonders aufschlußreich enthüllt.

Die parlamentarische Demokratie ist von allen Regierungsformen die schlechteste, die denkbar ist. ‚Le culte de l'incompétence' nannte der Franzose Faguet das Buch, das er 1910 über sie schrieb. Das Gefühl der Verantwortung, dessen Stärke für die Gesundheit und Leistungsfähigkeit eines Staatswesens entscheidend ist, pflegt in demselben Verhältnis zu schwinden, in dem die Demokratisierung eines großen Staates fortschreitet. Der Monarch, der durch Inzucht und aus Pflichtbewußtsein am geeignetsten ist, die Verantwortung für das politische Tun auf sich zu nehmen und sie auch seinen wichtigsten Beratern und Gehilfen aufzuerlegen, wird geflissentlich in die Ecke gedrängt oder ganz beseitigt. Das Beamtentum, durch das Parlament beständig in seiner Wirksamkeit behindert, wird allmählich stumpf und läßt die Dinge gehen, deren Führung es doch nicht mehr in seinen Händen behalten

kann. Das Parlament redet zwar in alle Verhältnisse hinein, drängt sich bei der Lösung aller Fragen nach vorn und brüstet sich wohl gar damit, daß es die Verantwortung für große Entschlüsse auf sich nehmen werde. Seine Vielköpfigkeit aber, sein Mangel an Überlieferungen, mehr noch seine Herkunft aus Wahlen lassen in ihm nie ein ausreichendes Verantwortlichkeitsbewußtsein sich entwickeln. Die große Mehrzahl seiner Mitglieder wird immer ohne Vorbildung, auch ohne inneres Interesse und Pflichtgefühl für die gesetzgebende und nachprüfende Tätigkeit sein, zu der sie sich auf Grund einer Volkslaune oder der Wahlhilfe einer Partei die Berechtigung anmaßen darf. Gleich in der ersten parlamentarischen Demokratie, welche die heutige Kulturwelt erlebte, nahm ein Ausschuß des Parlaments, des Konvents, für diesen selbst die Zügel in die Hände. Bei Licht besehen, hat jedes Parlament naturnotwendig seinen Wohlfahrtsausschuß. Immer ist es ein kleiner Kreis von Parteiführern und betriebsamen Parlamentariern, der die übrigen Abgeordneten durch seine überlegene Technik in der Übung parlamentarischer Gebräuche und parteipolitischer Handgriffe in Fesseln legt, und je mehr in einem Parlament die Gruppierung nach Fraktionen durchgebildet ist, desto ungehemmter statt des Parlaments zu handeln vermag. Aber solches Zurückdrängen und Einschulen der bloß abstimmenden Abgeordneten durch einige wenige leitende Kollegen ändert nicht die Physiognomie der parlamentarischen Regierung in ihrem Unterschied von der Regierung anderer Staatsformen. Eine Dynastie hält sich, dem Dunst und den niederen Leidenschaften aller Wahlvorbereitungen entrückt, an der Spitze ihres Volkes, wenn sie gut und gerecht regiert. Der Abgeordnete, der sich seinen Wählern in kurzen Fristen zur Wiederwahl stellen muß, geht desto sicherer aus der Urne als Sieger hervor, je agitatorischer er auf die Massen einwirkt, je besser er sich auf die Künste des Demagogen versteht. Denn das Volk ist zwar keineswegs für die Überlegungen der Vernunft und für die Beschwörung seiner idealen Herzenserregungen unzugänglich; dennoch ist es leichter zu erhitzen als zu führen, und bis in seine mittleren und oberen Schichten hinauf jubelt es unkritisch und leidenschaftlich, wenn ein redegewandter Mann oder Leute, zu deren Stand es aufzusehen gewohnt ist, seine Einfalt sich zunutze machen. Den anerkannten Führern der Parteien freilich verbürgt ihr Name in den meisten Demokratien die Wiederwahl. Was aber hilft sie ihnen, wenn nicht auch ihre Parteigenossen in ansehnlicher Stärke in das Parlament regelmäßig zurückkehren? Eben das unabänderliche Vorwiegen der wahltaktischen Gesichtspunkte vor den politischen hemmt das Verantwortlichkeitsbewußtsein der Parlamentarier und hebt es vielfach auf. Selbst wenn also ehrenwerte und politisch denkende Männer die Parteien führen, sind ihnen durch die Rücksichten, die sie auf die Erhaltung ihrer Partei nehmen müssen, die Hände gebunden, wird ihnen wohl auch der Blick getrübt. Zudem werden sie in fast allen Ländern immer mehr durch reine Berufspolitiker ersetzt, die im Parlament rücksichtslos nur ihr selbstsüchtiges Interesse und die Geschäfte ihrer Partei besorgen. Diesem Lauf der Dinge läßt sich um so weniger ein Riegel vorschieben, als allein von den Mitgliedern

der Parlamente, denen doch das Recht der Anklage jedes anderen Staatsorgans eingeräumt ist, keine Rechenschaft gefordert werden darf. In besonders eindrucksvoller Weise hat Woodrow Wilson, der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten, vor einigen Jahren die Zustände, die sich aus dem Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl in den demokratischen Staaten entwickeln, an dem Beispiel des ältesten und größten unter ihnen geschildert.

Indem die Kraft der Staatsleitung unter der Herrschaft der demokratischen Regierungsform in den Organen, die früher die Staatsgewalt ausübten, zerstäubt wird, von dem an ihre Stelle getretenen parlamentarischen Organ aber nicht aufgefangen und zu neuer Anwendung gebracht werden kann, büßt das staatliche Leben nicht nur seine Einheit und vieles von seiner Leistungsfähigkeit ein, sondern es kommt auch um seinen Selbstzweck. Fremdartige, unpolitische Interessen bemächtigen sich seiner. Vor allem überwuchern und durchwachsen die großen Parteiverbände den Staatsorganismus. Nichts ist so charakteristisch für die Fortschritte der Demokratie in einem Staatswesen, zum mindesten bei den germanischen Völkern, wie die bis zum äußersten getriebene Durchbildung des Fraktionswesens in den Parlamenten, die Unterbindung jeder unabhängigen individuellen Betätigung mit Hilfe der Geschäftsordnung und der gleichzeitige Umbau der Parteiorganisationen draußen unter dem Volke in willenlose Maschinen. Das Parlament hört dadurch auf, Organ des Staates zu sein. Es ist auch nicht mehr, wenn es denn jemals diese Stellung wahrgenommen hat, die Vertretung des Volkes. Es wird zum Werkzeug der Parteien. Nützte die Bildung politischer Parteien ursprünglich den Parlamenten, da sie ihre Zusammensetzung und ihre Arbeiten erleichterte, so verschlingen nunmehr die Parteien das Parlament, wie dieses die übrigen Staatsorgane verschlungen hat. Die Selbstbehauptung der Parteien in ihrem ewigen Kampfe untereinander und das Erhaschen eines möglichst ausgiebigen Beuteanteils für die Anhänger einer jeden unter ihnen wird zum wesentlichen Zweck des politischen Treibens. Eine Partei wie die andere denkt nur daran, wie sie den übrigen durch straffen Drill ihrer Anhänger, durch Steigerung ihrer Werbetätigkeit, durch Einfluß auf das Parlament und die Regierung einen Vorsprung abzugewinnen vermag. In einem ungewöhnlich stoffreichen, trefflichen Buche, das wiederholt für diesen Aufsatz herangezogen wurde, ‚Die moderne Demokratie' (1912), hat Hasbach alle Merkmale des so bedeutsamen Prozesses zusammengetragen, insonderheit soweit er in Nordamerika verfolgt werden kann. Die sicherste, auf jeden Fall wahrnehmbare Wirkung der Fortschritte einer Partei in ihrer Organisation ist die Auslieferung der Wähler, des Volkes, an die Tyrannei einer Clique von Berufspolitikern. Deren Lohn pflegt in Ämtern und anderen Vorteilen zu bestehen, die sie von der Partei empfangen. Die Politik wird durch diese Organisationen zum Geschäft. In der Regel ernährt der neue Erwerbszweig seinen Mann, wenn nicht redlich, so doch reichlich; sein kapitalistischer Charakter ist unverkennbar. Am vorteilhaftesten kann das Geschäft betrieben werden, wenn die Parteien durch das

Parlament nicht nur die Gesetzgebung beherrschen, sondern auch Einfluß auf die Zusammensetzung der Regierung haben. Sowohl in Frankreich wie in den Vereinigten Staaten haben sie daraufhin die Regierung mitsamt dem ganzen von ihr abhängigen Verwaltungsapparat in einen Wahlorganismus umgebildet, der der jeweiligen Kammermehrheit unschätzbare Dienste leistet und nur selten versagt.

Es liegt nun aber in der Natur des modernen Wirtschaftslebens, daß kein Erwerbszweig isoliert gepflegt und abgeerntet werden kann. Immer wird von benachbarten Gebieten des Geschäftslebens auf ihn übergegriffen, wie sich hinwiederum seine eigenen Nutznießer auch einen Mitgenuß an deren Ertrag zu verschaffen lieben. Und ganz allgemein zieht das Großkapital, sobald ein neuer Erwerbszweig sich aussichtsreich entfaltet, auch ihn in sein Machtbereich, befruchtet ihn und beutet ihn aus.

Der unmittelbare Nachbar der Berufspolitiker im Geschäftsleben ist die Presse. Sie lenkt im Wettbewerb mit ihnen die öffentliche Meinung und lebt gleich ihnen von ihr. Was ein Parlament redet, dringt nur durch das Sprachrohr der Presse an das Ohr der Wähler, und niemals zeigt sich eine Partei ihren Wählern nur in dem Lichte, in dem sie vor sie hintreten möchte, sondern immer auch in dem Lichte, in das die Presse sie rückt. Ein widerhaariges Blatt ist schwerer aus dem Wege zu räumen als ein sich gegen die Parteientwicklung sperrender Parlamentarier. Der mit seinem Namen im Hintergrund bleibende Redakteur eines großen Blattes weist der politischen Entwicklung heute schon in allen demokratischen Staaten nachdrücklicher die Richtung als der Parteiführer, dessen Name in aller Munde ist. Die Presse, nicht die Politiker haben in Frankreich um die Wende des letzten Jahrhunderts den Parteien der Rechten die furchtbaren Wunden geschlagen, durch die sie vorerst in eine hoffnungslose Minderheit gedrängt erscheinen. Frühzeitig hat sich daher zwischen Parteien und Presse eine Interessengemeinschaft herausgebildet. Die Presse verlangt rücksichtsvolle Behandlung. Annoncen und Druckaufträge fließen ihr zu. Für ihre Verbreitung wird geworben. Nachrichten von sensationellem Werte werden ihr vermittelt, Mandate und einträgliche Ämter, in Nordamerika mit Vorliebe Botschafterposten, ihr zugestanden.

Schwieriger als den Beziehungen zwischen Presse und Parteien ist den krummen Wegen nachzuspüren, auf denen sich in der Regel Großkapital und Berufspolitiker begegnen. In Nordamerika treiben sie bald ihre Geschäfte miteinander, bald trachten sie einander auszuwuchern. Ländereien werden gemeinsam zu billigen Preisen erworben und zu hohen an Staat und Gemeinde abgesetzt. Der Gewinn aus staatlichen und städtischen Lieferungen wird geteilt. Überschüsse, die man unter groben Preisübersetzungen aus öffentlichen Unternehmungen erzielt, werden in die Taschen Privater geleitet. Oft findet das Großkapital seine Entschädigung darin, daß notwendige Gesetze, die ihm Lasten auferlegen würden, nicht erlassen oder mindestens nicht ausgeführt werden. Umsonst wird ihm freilich solcher Gefallen nicht erwiesen. Manch-

mal werden Verordnungen nur erlassen, um ihre Übertretung dulden und dafür Gelder zu Parteizwecken eintreiben zu können. Auch sonst werden Beiträge zu Parteizwecken begierig von den Parteiführern in Empfang genommen. Zwingen die Milliarden, über die das Großkapital verfügt, die Berufspolitiker, seinen Wünschen Rechnung zu tragen, so besitzen diese in ihrer suggestiven Macht über die Massen das Mittel, die Kapitalisten einzuschüchtern. In den geregelteren, europäischen Verhältnissen Frankreichs haben sich auch die Beziehungen zwischen Großkapital und Berufspolitikern schon verfeinert, erscheinen sie geordneter, deshalb aber doch von wesentlich derselben Art. Der französische Sozialist Delaisi hat sie unlängst in einem kleinen, lesenswerten Buche ‚La démocratie et les financiers' nachgewiesen. Nach seinen Darlegungen haben sich die Berufspolitiker in Frankreich schon des Wettbewerbs mit dem Großkapital ganz und gar begeben und sich ihm gegen ausgiebige Beteiligung an seinen Finanzgeschäften unterworfen. Ursache mag sein, daß sich eine so maschinenmäßig ausgebildete Parteiorganisation, wie sie den amerikanischen Politikern zur Verfügung steht, in den romanischen Ländern bisher nicht zustande bringen ließ. Der Parlamentarismus Frankreichs hat nach Delaisi heute nur noch den Wert einer spanischen Wand, die das Kapital zwischen sich und dem Volke für nötig hält, damit es dahinter den Staat auf eine nie erhörte Weise mißbrauchen kann, um seine Geschäfte zu besorgen. In der Kammer und im Senat stellen die Angehörigen des Großkapitals oder ihre Verwandtschaft, obwohl das Wahlrecht allgemein ist, etwa zehn v. H. aller Abgeordneten. Einen nicht geringeren Einfluß auf die Kammern übt das Großkapital dadurch aus, daß es die gewandtesten Juristen unter den Abgeordneten aller Parteien als Anwälte mit der sehr einträglichen Vertretung der großen Unternehmungen beauftragt. Der erste bedeutende Typ dieser Députés avocats-conseils war Waldeck-Rousseau. Sein Erbe ist der Sozialist Millerand. Dessen bevorzugter Konkurrent war — bis zu dem Tage, da er Präsident wurde — Raymond Poincaré.

Die Neigung zur ‚Korruption' oder nüchterner ausgedrückt, die Neigung, aus der Politik einen Erwerb zu machen, ist von je in den Demokratien vorhanden gewesen. Die Schwäche der Staatseinrichtungen im demokratischen Staatswesen gibt der Ausnutzung des Staates zu Zwecken der Bereicherung ganz von selbst freie Bahn. Sogar in den einfachen Verhältnissen der eidgenössischen Kantone war schon vor Jahrhunderten die Bestechlichkeit ein weit verbreitetes Laster. Mit der Größe des Staatsgebietes und der Dichtigkeit der Bevölkerung wächst die Korruption. Gleich der erste Versuch eines großen Staates mit der parlamentarischen Demokratie, der Konvent, ‚entschleierte' schon, wie Hasbach mit Recht hervorhebt, ‚das Wesen der Demokratie mit ihren großen, noch mehr mit ihren niedrigen, die Freiheit des Individuums mit Füßen tretenden Tendenzen'. Das Volk hat von der demokratischen Herrlichkeit nichts als den Schein. Ihm gehört der Traum. Die ganz anders geartete Wirklichkeit trägt ihre Früchte den Besitzenden und den Rücksichtslosen. Statt zu eines Königs Hofhalt beizusteuern,

müssen die Massen nun der Erwerbsgier einer Horde von Ausbeutern frönen. Statt eines wohlbesorgten und starken Staates haben sie einen gelähmten, um sein inneres Gleichgewicht gebrachten Staat und sind all seinen Gefährnissen ausgesetzt. Reden dürfen sie von ihren Rechten, auch sich von ihnen reden lassen. Aber wehe ihnen, wenn sie von der politischen Gleichberechtigung mit ihren Führern Gebrauch machen und einmal anders als diese wollen: die Demokratie hat eine schwere Hand und eine harte Faust. Wenn es die Herrschaft ihrer Berufspolitiker gilt oder den geschäftlichen Vorteil der mit ihnen verbündeten Kapitalisten, dann entbietet sie gar rasch die bewaffnete Macht und zögert auch nicht lange, die Zwangsgewalt der Gesetzgebung und des Richterspruches für sich in Anspruch zu nehmen. Des französischen Ministers Briand scharfes Einschreiten gegen die streikenden Eisenbahner ist noch in aller Erinnerung. In fünf Staaten der Union ist nach einem Vermerk Hasbachs der Boykott gesetzlich verboten, in 33 gibt es Gesetze, die gegen Bedrohung, Verschwörung und Verhinderung Arbeitswilliger gerichtet sind. Lange Zeit hat dort eine Anzahl Gerichte Gesetze, die zum Schutze der Arbeiter erlassen waren, für nichtig, als der Verfassung zuwider erklärt. Dieses Verfahren der demokratischen Machthaber, das selbst die Gerichte verdirbt, ist durchaus folgerichtig. Jeder König und jede Aristokratie muß, um sich zu behaupten, die Gesamtheit des Volkes im Auge behalten und kann sich gar nicht auf die Dauer auch nur mit einer einzigen, irgendwie beträchtlichen Gruppe durch Verletzung ihrer Interessen in Widerspruch setzen. Die Regierung eines demokratischen Staatswesens ist dagegen grundsätzlich bloß die Regierung des Bruchteils der Bevölkerung, durch den sie in den Sattel gelangte. Ihr ist die Aufgabe gesetzt, den übrigen Teil niederzuhalten und ihm jeden Einfluß auf die Staatsgeschäfte abzuschneiden. Der Gegensatz von Traum und Wirklichkeit ist also in der Demokratie nicht nur in menschlicher Gebrechlichkeit, sondern im Wesen dieser Staatsform selbst begründet. Sie ist weder sozial, d. h. dazu geeignet, den Massen bei ihrem Ringen um eine künftige Verbesserung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Lage, um eine gerechtere Gesellschaftsordnung Vorspanndienste zu leisten, noch freiheitlich, wie es ihr dank einer schon in den Anfängen des nordamerikanischen Freistaates erfolgten Vermischung liberaler und demokratischer Bestrebungen nachgesagt wird. Wer einmal als Historiker beobachten konnte, wie schwer gerade die edelsten und begeisterungsfähigsten Männer vor 1789 auch unter praktisch milden Regierungen den Mangel an Rechten ertrugen, wie sehr sie sich durch diesen Mangel in ihrer Menschenwürde gekränkt meinten, und welch ein überschwengliches Gefühl der Erlösung sie auf die Kunde von der Erstürmung der Bastille durchstürmte, der wird sich dem Zauber nicht verschließen, mit dem der Traum von der Demokratie als dem Staate der Gleichheit und Freiheit die Massen nun schon länger als ein Jahrhundert umfängt. Aber das Mitempfinden darf nicht die Einsicht hindern, daß dieser Traum der verderblichste ist, der je das Gemütsleben großer Menschenmassen befiel. Denn gerade der Schein des gleichen Rechts,

der Freiheit, der Achtung vor der Menschenwürde, den die Demokratie um sich zu verbreiten versteht, erlaubt es ihren Nutznießern, die sozial Schwächeren mehr als je zu versklaven. Gerade die demokratische Staatsentwicklung drückt denen, die die Massen in Abhängigkeit von sich halten, außer ihren natürlichen Hilfsmitteln noch die staatlichen Zwangsmittel in die Hand; und die der Demokratie von Haus aus fremde, ihr ebenfalls durch den Liberalismus mitgeteilte Idee, daß Gesellschaft und Staat identisch seien, dieser nur die Verkörperung jener wäre, legt ihnen noch zu der Verwendung der staatlichen Zwangsmittel für ihre eigensüchtigen Zwecke unerschöpflich viele Vorwände nahe. Gewiß, auch das Königtum arbeitet mit Massensuggestionen. Treue, Liebe, Ehrfurcht als Ideale eines guten Untertanen, das Gottesgnadentum, die Entfernung, in der die Königsfamilie vom Volke lebt, das Formenwesen, mit dem sie sich bei allem öffentlichen Auftreten umgibt, all dies wirkt in hohem Maße suggestiv. Aber einmal ist die Suggestion in der Demokratie zur Hypnose ausgeartet, und sodann entspricht die Gegenleistung der Monarchie doch auf ganz andere Art den dargebrachten Gefühlen als die Taten demokratischer Machthaber den auf die Demokratie gesetzten Hoffnungen.

Wo immer man unbefangen nachprüft, erweist es sich für die demokratischen Staatswesen als typisch, daß Verheißung und Erfüllung einander notwendigerweise widersprechen. Die Verheißungen sind darauf angelegt, die Massen in ihrem Traumzustande zu bewahren, die staatlichen Handlungen aber darauf abgesehen, ihnen möglichst geringen und späten Anteil an den Gütern dieser Erde einzuräumen. Selbst die Kantone der Schweiz haben sich gehütet, die Anwendung der Freiheiten, die sie in ihre Verfassungen hineinschrieben, durch Ausführungsgesetze zu sichern. Für Frankreich ist es charakteristisch, daß jede neue radikale Partei, um die Wähler zu gewinnen, vielversprechende Programme aufstellt und sie auf sich beruhen läßt, sobald sie ans Ruder gekommen ist. In Nordamerika ist damit zu vergleichen, daß es nirgendwo um die Rechtsdurchsetzung getroffener Anordnungen so übel bestellt ist wie dort. Sieht man von einigen kleinen Demokratien ab, so haben mit der Gleichheit der Steuern die demokratisch regierten Staaten bisher am wenigsten Ernst gemacht. In mehreren von ihnen sind aber die Lasten für kriegerische Zwecke am drückendsten gesteigert worden. Der Zusammenhang zwischen dem Bewilligungstaumel der modernen Parlamente und den Fortschritten der Demokratie ist gar nicht mehr zu verkennen; eben in den Demokratien scheint am deutlichsten durch, welch erheblichen Einfluß die Bedürfnisse des Unternehmertums auf die Bewilligungen ausüben. Auch der Selbstverwaltung, obwohl sie ihnen teuer wie ein Augapfel sein soll, haben die Demokratien keine besondere Tatkraft zugewandt. Ein kräftiger Arbeiterstand hat sich während des 19. Jahrhunderts wohl in Deutschland, dem am meisten monarchischen Lande der Welt, und in England entwickelt, dessen Schicksale bis vor kurzem von einer Aristokratie gelenkt wurden. In Frankreich und den Vereinigten Staaten

sind dagegen die Arbeiter noch weit zurück. Vor allem aber: wie ist es in den Demokratien um die Forderung nach nationaler Erziehung, nach Volksunterricht bestellt? Sie wurde der Demokratie, man darf wohl sagen, mit in die Wiege gelegt; ihre Erfüllung sollte die den Massen durch die politischen Rechte angeblich gerettete Menschenwürde wahrhaft erneuern und verbriefen. Aber noch in dieser Stunde kann kein demokratischer Staat sein Schulwesen dem Preußens vergleichen, das doch als Widerspiel aller Demokratie verrufen ist. Gemessen an den Bildungsmitteln der Zeit und dem Bildungsdrange der Massen, bleiben vielmehr die pädagogischen Leistungen mancher Demokratien noch hinter denen früherer Jahrhunderte zurück. Selbst die bescheidene Wirkung ihrer Schulen wird jedoch für viele Tausende durch die verhetzende und verdummende, zum mindesten oberflächliche und vorurteilsvolle Agitation der Parteien und der Presse alsbald wieder wettgemacht. Der Schaden ist unabschätzbar groß. Allzeit hat die Empfänglichkeit des Volkes für alles Gute und Hohe als sein schönes Vorrecht vor den wirtschaftlich Bessergestellten gegolten. Um ihretwillen schien das Volk der Jungbronnen, in dem sich die Nationen ohne Unterlaß verjüngten. Die Demokratie jedoch sorgte dafür, daß materielle Gesinnung auch in seine Reihen sich einschlich, und mit ihr kam die Lockerung der Sitten. Wo sie erst überhandgenommen hat, stumpfen sich die Nerven der Proletarier und kleinen Bürger selbst gegen den Reiz ab, den der Traum von der Herrlichkeit der Demokratie durch sie sprühte. Das Mißtrauen gegen die Mitbürger reißt ein. Geheimer Ingrimm, nach außen kalte Gleichgültigkeit gegen die herrschende Staatsform frißt um sich. Die letzte, schlimmste Stufe ist jene Art von Verzicht auf alle Besserung der unleidlich gewordenen Verhältnisse, bei der niemand mehr sich eine unabhängige Meinung über eine Frage bilden mag, jeder nur noch auf die Meinung des anderen schaut, jeder seine Nachbarn fürchtet und sich gedankenscheu und willenlos in Reih' und Glied einfügt. Schon Tocqueville meinte, in Amerika brauche ein mit der Meinung der Mehrheit nicht verträgliches Buch nicht verboten zu werden, weil man es nicht erst zu schreiben oder zu drucken wage. Von Zeit zu Zeit bilden sich Strömungen, die in einem derart erkalteten Volksorganismus die Wärme und Begeisterung wieder anfachen möchten. Eine der merkwürdigsten kennzeichnete die Rooseveltperiode in den Vereinigten Staaten, die in der unerwarteten Erhebung Woodrow Wilsons als sittlicher Persönlichkeit zur Präsidentschaft gipfelte. Zu dem erstrebten allgemeinen und nachhaltigen Umschwung haben solche Strömungen indessen noch in keinem Volke geführt.

In Deutschland sind wir erst in den Anfängen der Demokratisierung des Staatswesens. Im letzten Jahrzehnte sind ihre Fortschritte dennoch schon reißend geworden. Die Beispiele, die darauf deuten, häufen sich. Die Kraft all unserer Staatsorgane außer dem Parlamente welkt dahin. Besonders empfindlich wurde die Monarchie, zumal in der Novemberkrise des Jahres 1908, zurückgedrängt. Das Verantwortlichkeitsgefühl des Beamtentums mindert sich, hingegen seine Nachgiebigkeit wider die Wünsche und Ansprüche

der Volksvertreter, durch die es sich Ruhe erkauft und die Bewilligungslust aneifert, nimmt jählings zu. In der Durchbildung des Fraktionswesens und der Umwandlung der Parteiorganisationen in Maschinen sind wir kaum noch hinter Amerika und England zurück; die Zahl der Berufspolitiker und Parteibeamten schwillt entsprechend schnell an. Über die Parteien aber erhebt sich inzwischen schon die Macht der Presse. Die liberale Presse, an der Spitze das ‚Berliner Tageblatt', die ‚Kölnische Zeitung' und die ‚Frankfurter Zeitung', hat in den letzten Jahren der inneren Entwicklung des Liberalismus die Richtung gegeben. Die ‚Kölnische Volkszeitung' und der ‚Augustinusverein' legten in den Auseinandersetzungen über das Wesen des Zentrums ihre Meinung — wenigstens äußerlich — der ganzen Partei auf. Die nichtsozialdemokratische Presse hat in fast geschlossenem Aufmarsche, in den auch die anfangs zögernde Zentrumspresse hineingezogen wurde, die Stimmung des Volkes für die jüngste Heeresvorlage derart eingenommen, daß den Verhandlungen des Reichstags keine selbständige Bedeutung mehr zukam. Immer fester und stärker schließt sich der Ring materieller Interessenverbände um die Parteien und das Parlament. Bei der plötzlichen sozialdemokratischen Anklage auf unsaubere Beziehungen der Großindustrie zu der Heeresverwaltung ging auch schon ein erstes banges Erschauern vor dem wachsenden Einfluß des Kapitals auf den Staat durch die öffentliche Meinung; die Ruhe, das gute Gewissen, mit dem man zwanzig Jahre vorher die Enthüllungen Ahlwardts über die ‚Judenflinten' abgewehrt hatte, war nicht mehr vorhanden. Das nationale Gefühl äußert sich fast nur noch in stoßweisen leidenschaftlichen Aufwallungen, wie es etwa an der Zeppelinbegeisterung vor fünf Jahren oder kürzlich an dem Rausche festzustellen war, womit die Heeresvorlage und ihre Lasten nach dem Taktschlag der Presse ohne Nachdenken, ohne Erörterung, ohne Widerspruch hingenommen wurden. Dagegen ist der Nation die Fähigkeit zu ernster, erhebender Rückerinnerung an schwere oder große Tage ihrer Geschichte verloren gegangen; ohne ihr ethisches Empfinden aufzurühren, zieht das Jahrhundertgedächtnis der Befreiungskriege an ihr vorüber. Zugleich hat das Gefühl für das organische Wachstum der Reichsverfassung und für die Rücksicht, die von der Gesetzgebung darauf genommen werden sollte, abgenommen. Das politische Interesse schrumpft auf die Beschäftigung mit den Steuerfragen und materiellen Anliegen zusammen. Die radikale Gesinnung, der immer neue Millionen von Wählern zum Opfer fallen, mutet schon an wie der Vorbote der Stimmung, in die sich das nordamerikanische und französische Volk für alle Anliegen der inneren Politik ergeben hat. Auch die Erscheinungen des sittlichen Niedergangs sind uns nicht erspart geblieben.

Zahlreich und tief genug sind also die Spuren, die das Vordringen der Demokratie in unserem Vaterlande schon zurückließ. Freilich ist ihnen nur eine verhältnismäßige Bedeutung beizumessen, solange als sich die politische Moral noch so wenig versehrt erweist, wie wir bisher anzunehmen berechtigt sind. Verdächtigungen und Verleumdungen persönlicher





Beuroner Kunstschule/Krypta in Monte Cassino, Reliefs aus der Konfession



Gegner sind wohl auch bei uns mehr als erlaubt im Schwange. Aber noch leisten die Anhänger der Parteien ihren Dienst meist idealen Sinnes und mit opfermutiger Hingabe. Die Entschädigung der Parteibeamten hält sich in mäßigen Grenzen. Der Reichstag zeigte sich bei der Anklage gegen das Kruppsche Unternehmen so überrascht und entrüstet, daß das Großkapital noch nicht viele seiner Mitglieder in Abhängigkeit von sich gebracht haben kann. Die sittlich hohe Auffassung der deutschen Monarchen von den Pflichten der Regierung und der strenge Geist des alten deutschen Beamtentums hat sichtlich Überlieferungen hinterlassen, die noch zügelnd wirken. Auch die hergebrachte anständige Gesinnung und ideale Denkart der Mehrzahl im deutschen Volke wurzelt offenbar nach wie vor so tief, daß die verflachenden und materialistischen Strömungen des demokratischen Zeitgeistes sie nicht leicht zerstören können. Aber um Überlieferungen und Widerstandskraft kann es über Nacht geschehen sein, wenn das Unheil gar zu mächtig anschwillt. In dem engeren Bereiche der deutschen Sozialdemokratie, die von allen Parteien am ungeduldigsten auf die Demokratisierung unseres Staatslebens drängt, ist die Entartung hier und da schon bis zu ihren äußersten Folgerungen vorgeschritten. Man ist sich einig über den Mißbrauch, den die Partei mit der Verwaltung der Krankenkassen trieb. Ärger noch sind die bekannt gewordenen Fälle, wonach lokale Organisationen der Sozialdemokratie geheime oder stillschweigende Abmachungen mit einzelnen kapitalistischen Unternehmungen, vielleicht selbst mit Stadtverwaltungen haben. Diese legen der Werbetätigkeit der Partei keine Schwierigkeiten in den Weg, dulden unter ihren Arbeitern allein der Partei nahestehende Organisationen, die Partei hinwiederum nimmt die wirtschaftlichen Interessen der Arbeiter gegen jene Unternehmungen nur noch mit gedämpftem Eifer wahr.

Von der Sozialdemokratie wäre denn auch der erbittertste Widerstand zu erwarten, wenn versucht werden sollte, die Demokratisierung unseres Staatswesens zum Stillstand zu bringen. Aber auch auf die meisten nichtsozialdemokratischen Politiker und Parteien ist kaum zu rechnen. Einmal werden sich viele West- und Süddeutsche ihren Hang, auf die Demokratie zu schwören, um so schwerer abgewöhnen, je unverkennbarer sich hinter ihrem demokratischen Empfinden nur eine uneingestandene, aus der kleinstaatlichen Zeit ihrer Heimatprovinzen ererbte Abneigung wider jede kräftige Staatsgewalt und Staatszucht verbirgt. Sodann aber, und das ist die Hauptsache, tragen ja alle unsere Parteien, mit Ausnahme der Konservativen, die Binde der konstitutionellen Staatsdoktrin der Franzosen vor ihren Augen. Kaum daß die Fremdherrschaft des genialen Korsen gebrochen worden war, hat sich die jener Staatsdoktrin auf Deutschland gelegt. Dank ihr haben unsere Parteien keinen Blick dafür, daß der Reichstag, nach den natürlichen Bedingungen seiner Wirksamkeit im deutschen Verfassungsleben gewürdigt, zumal bei der heutigen Psyche der Bureaukratie, wahrhaftig fest genug gegenüber der preußischen Krone und dem Bundesrate steht, so oft er die Presse und die öffentliche Meinung der Nation hinter sich hat. Der

wesentliche Inhalt der Verfassungspolitik ist für sie die beständige Vermehrung der Macht des Parlaments sogar um die kleinen und kleinsten Rechte der fremden Vorbilder und das nicht minder beständige Mißtrauen gegen die Krone und das Beamtentum, als sännen diese nur auf Kränkungen der parlamentarischen Rechte. In der selbstsüchtigen Sorge um ihren Einfluß im Staate haben die Parteien auch das Volk noch in seinem Wahne bestärkt, als habe es für seine Geltung im Staate ebenfalls alles getan, wenn es möglichst viele Vertreter in den Reichstag oder die Landtage schickt, die die parlamentarischen Rechte auf Kosten der anderen Staatsorgane ausdehnen und dem Beamtentum, ja der Krone selbst großschnäuzig gegenübertreten. Es ist kaum zu beschreiben, wie sehr dadurch auch bei uns der Demokratie der Berufspolitiker und Kapitalisten der Weg geebnet wird.

Wo wir uns von der Geschichte belehren lassen können, haben Stände, die aus kleinem Anfang sich erfolgreich emporarbeiteten, allemal zuerst in ihrem besonderen Lebenskreise nach Rechten und Freiheiten ausgeschaut und sich mit ihrer Hilfe gegen diejenigen, von denen sie unmittelbar bedrückt und gehemmt wurden, durchgesetzt. Das Bürgertum zum Beispiel hat sich erst einmal innerhalb der Mauern seiner Städte die Selbstbestimmung erstritten und dort sich organisiert und politisch geschult, nicht aber gleich mit den Kaisern das Reich regieren wollen. So hätten auch die Anstrengungen der Massen vorerst dem zugewendet werden sollen, daß sie sich in der Fabrik und der Gemeinde eine Stellung schufen. Hätten die deutschen Arbeiter frühzeitig das rechte Verständnis für den besonderen Organismus, in dem sie ihr Brot verdienen, und für das politische Gebilde, dessen Bürger sie sind, gewonnen, hätte sich ihr Wille dazu aufgereckt, vor allem in Fabrik und Gemeinde Anteil am Regimente, und zwar an der Verwaltung, zu erhalten, so hätte menschlichem Ermessen nach das gewerkschaftliche Wesen in Deutschland heute nicht mehr mit der Gleichgültigkeit Hunderttausender und dem ewigen Aus und Ein der meisten andern zu kämpfen, so wären aus den Arbeiterausschüssen der Fabriken schon beachtenswerte Selbstverwaltungsorgane geworden, und in der Gemeindepolitik sprächen die Arbeiter ein kräftigeres und nützlicheres Wort mit, als sie es heute günstigstenfalls vermögen. Die christlichen Gewerkschaften würden nicht in der üblen Lage sein, daß sie sich nur mit Mühe der sozialdemokratischen und freigewerkschaftlichen Bewegung an die Fersen heften können, und der Einfluß des Unternehmertums wie der Berufspolitiker hätte sich nicht um ein Vielfaches im Vergleich zu dem der arbeitenden Schichten gesteigert. Ein gründlicher Wandel der Anschauungen in dieser Hinsicht ist die Voraussetzung jedes zuverlässigen Umschwungs zugunsten der Arbeiter. Bei den christlichen Gewerkschaften dämmert eine Ahnung davon wohl immer klarer auf. Auch auf sozialdemokratischer Seite hat die Erfahrung der Theorie schon manches bedeutsame Zugeständnis in der gleichen Richtung abgewonnen. Aber dahin, daß sich in ihr die politische und gewerkschaftliche Tätigkeit der deutschen Arbeiterschaft grundsätzlich neu orientiert, scheint der Weg doch noch weit. Sich selbst überlassen, hätten

die Arbeiter ihn vielleicht mit dem Instinkt werdender Stände längst gefunden. Daß sie auf die ihnen fremden Reibungen zwischen Parlament und Regierung durch die Parteipolitiker abgelenkt wurden, hat sie geblendet.

Gleichzeitig aber haben die Politiker damit auch dem arbeitenden Volke das Auge für den unentbehrlichen politischen Rückhalt seiner Kämpfe um gleiche Beachtung als Stand und um Menschenwürde verfinstert. Dieser Rückhalt ist unter allen Umständen und in allen Verhältnissen ein starker und in seinen Handlungen freier Staat. Deshalb ist dem Volke nichts in der Welt gründlicher zum Verderben ausgeschlagen als die neuzeitliche Identifizierung von Staat und Gesellschaft und die Parlamentarisierung und gleichzeitige Demokratisierung der Staaten. In der Gesellschaft gebietet immer, wenn sie sich selbst überlassen wird, der wirtschaftlich Mächtige; sieht man im Staate nach dem Beispiel des Liberalismus und der modernen Demokratie bloß die organisierte Gesellschaft, so macht man die Herrschaft der wirtschaftlich Mächtigen fast unüberwindlich. Die Massen werden nun und nimmer schon durch die bloße Verleihung politischer Rechte stark gemacht, ihre Sache wahrzunehmen. Wenn die moderne Demokratie das Gegenteil behauptet, so ist, was sie sagt, eitel Lug und Trug. Dem Volk kann nur ein Staat helfen, der, nach eigenem Gesetze gebildet und in sich gefestigt, regelnd mit zwingender Hand in die gesellschaftlichen Verhältnisse einzugreifen vermag. Im Vergleich mit den schon völlig demokratisierten Ländern bietet unser eigenes Vaterland hiefür den schlagendsten Beleg. Es war bisher in der Fürsorge und im Schutz der arbeitenden Klassen den anderen Staaten voraus. Das dankte es der in den achtziger Jahren noch fast unversehrten königlichen Gewalt an der Spitze des Reiches und dem eisernen Willen Bismarcks. In demselben Schritt, in dem das Parlament an Gewicht gewann und in das deutsche Staatswesen die Demokratie eindrang, hat die deutsche Sozialpolitik ihren großen Schwung und ihre Initiative wieder verloren; sie wurde in die Breite entwickelt, nicht mehr zu neuen Aufgaben vorwärts geführt.

Daß die von der konstitutionellen Doktrin beherrschten Parteien für die doppelte Schwächung, die sie der Volkssache zufügten und noch fortwährend zufügen, keine Empfindung haben, ist nicht verwunderlich. Der französische Konstitutionalismus ist alles andere als sozial und den breiten Massen aufrichtig hold, und in dieser Gesinnung ist er unwandelbar. Er stellt alles im Staate auf die Macht, die durch den Wahlzettel und das Parteigetriebe errungen werden kann. Wenn er dabei auch den arbeitenden Schichten die Möglichkeit offen hält, Einfluß zu erlangen, so verläßt er sich doch bei seinem nie überwundenen Ursprung aus der Bourgeoisie darauf, daß selbst unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechts die Mehrheit in der Regel bei den anderen sein wird. Haben seine Bekenner trotzdem sozialpolitische Werke gefördert, so wurden sie entweder von außen her, sei es durch die Regierungen oder durch Arbeiterbewegungen gedrängt, oder humanitäre oder auch christliche, nicht aber politische Gesinnung hat sie getrieben. Das grellste

Licht wirft auf diese Tatsachen vielleicht das etwas lichtscheue Verhältnis der meisten Anhänger des Konstitutionalismus zu der Frage, welche Wirksamkeit dem Christentume im Staate zukomme und einzuräumen sei. Die Mitarbeit des Christentums kann weder bei der Sozialpolitik noch bei der Pflege der Staatsgesinnung und staatlichen Zucht vermißt werden. Der Konstitutionalismus hat dennoch, da ihm seiner Natur nach weder etwas an der Kraft des Staates noch an der Sozialpolitik liegt, den Staat verfassungsmäßig für neutral und indifferent erklärt; seine Vorkämpfer aber hindert er in ruhigen Zeiten nicht, teils ihre Sympathie für das Christentum in allgemeinen Wendungen zu gestehen, teils sogar noch von einem ‚christlichen Staat' und von ‚christlicher Sozialpolitik' zu reden, und damit sich selbst wie das Volk über den unter dem konstitutionellen System unaufhaltsamen Lauf der Kulturentwicklung zu täuschen. Deshalb muß ohne alle Rücksicht auf die Dienste, die nicht wenige im Sinne der französischen Doktrin konstitutionell gesinnte Politiker in bester Absicht dem Volke leisteten, von ihnen entweder eine Selbstbesinnung auf den Pfaden ihrer verfassungspolitischen Meinungen verlangt werden, oder das Volk darf sich ihnen nicht auf die Dauer anvertrauen, wenn anders der Demokratisierung unseres Staatswesens noch ein Riegel vorgeschoben werden soll. So lange als sie in der bisherigen Geistesverfassung verharren, sind sie vor allem Vorarbeiter der Demokratie und helfen die Massen immer weiter der Mißwirtschaft der wahren Machthaber der Demokratie, des Kapitals und der Berufspolitiker zutreiben.

An Wegweisern zum rechten Ziel hat es in Deutschland das ganze 19. Jahrhundert hindurch nicht gemangelt. Übereinstimmend forderten sie zum vertrauensvollen Anschluß an die Überlieferungen des vaterländischen Verfassungslebens auf und wünschten seine Einrichtungen den veränderten sozialen Bedürfnissen gemäß mit neuem Gehalt zu erfüllen, ganz ebenso wie deren äußere Form von Stein und Metternich bis zu Bismarck den neuen staatlichen Verhältnissen entsprechend umgebildet wurde. Der am glänzendsten veranlagte der deutschen Staats- und Gesellschaftspolitiker des vergangenen Jahrhunderts, Lorenz von Stein, harrte schon früh auf ein soziales deutsches Königtum der Zukunft. Was er sich darunter vorstellte, hatte nichts mit dem Schlagwort von Kaisertum und Demokratie gemein, das Friedrich Naumann in Umlauf gebracht hat und das dem von den Pariser Marktweibern beschimpften und fürs Schaffot heranreifenden Königtum des armen sechzehnten Ludwig zur Zeit der Nationalversammlung abgelauscht ist. Lorenz von Stein dachte an eine Verfassung, die das deutsche Königtum als den bisher lebenskräftigsten Träger unserer Geschichte mit dem arbeitenden Volke als der stärksten sozialschöpferischen Kraft der deutschen Gegenwart Seite an Seite brachte, als Macht zu Macht, um in gegenseitiger Hilfereichung Deutschlands Staat wie Volkstum innen wie außen großartigeren Tagen als je entgegenzuführen. Die gleiche Idee läßt sich in den Gedankengängen einer langen Reihe konservativ gerichteter Politiker Nord- wie Süddeutschlands bis 1870 und darüber hinaus verfolgen. Sie war leicht mit den Richtlinien

zu vereinigen, die der vom Liberalismus und der Demokratie mit so großem Unrecht für sich beanspruchte Freiherr vom Stein zu Beginn des 19. Jahrhunderts an der Spitze Preußens unserer Verfassungsentwicklung vorgezeichnet hatte. Der General von Radowitz, zugleich Denker und Mann des Handelns, begeisterte sich an ihr sowohl in seinen ‚Gesprächen aus der Gegenwart über Staat und Kirche', wie in Ratschlägen für die Regierungen. Bismarck sperrte ihr dann geradezu das Tor zur Verwirklichung auf, als er sich 1866 das allgemeine gleiche Wahlrecht für den Reichstag ausbedang und 1878 seine großen inneren Reformen in Angriff nahm. Hätte es einsichtige Politiker genug gegeben, die die Arbeiter anleiteten, ihr Wahlrecht nicht für fremde oder gar feindliche parteipolitische Zwecke zu verwerten, hätten hinwiederum die Arbeiter die Größe der Stunde verstanden und Männern ihr Vertrauen geschenkt, die ihr Mandat im Sinne der alten deutschen Pflicht des Rates und Beistandes ausübten, so hätten sie heute kaum darüber zu klagen, daß die Reformperiode schon vorübergegangen ist. Gegen Rückfälle des Beamtentums in ein freiheitswidriges Verhalten wäre das Volk durch das Reichstagswahlrecht und den Einfluß, den der Reichstag schon von Anbeginn der Verfassung an hatte, hinreichend geschützt gewesen. Die letzten Schranken des Versammlungs- und Vereinsrechtes durfte die Regierung mit ruhigem Vertrauen fallen lassen. Sie hätte ebenso mit besserer Aussicht auf Erfolg zu größerer Publizität ihrer Geschäftsführung gedrängt werden können. Vor allem aber hätte das Volk neben seinen Aufgaben in Fabrik und Gemeinde der Bedeutung der Presse für sein Aufwärtsstreben mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden vermocht. Eine nach allen Richtungen freie und hochstehende Presse, die erzieherisch wirkt und den Mut der Wahrheit besitzt, ein freiheitliches Vereins- und Versammlungsrecht, ein uneingeschränktes Wahlrecht und eine so weit als möglich ausgedehnte Öffentlichkeit des Staats- und Gemeindelebens kommen dem Aufstieg der Masse wirklich zugute, während Änderungen der Regierungsform bestenfalls deren Schicksal nicht verschlechtern. Nun ruht die Hoffnung für die Zukunft auf dem Kaiser. Er hat wohl seinem Bildungsgange gemäß keine unmittelbare Fühlung mit der Idee des sozialen Königtums, bewegt sich aber nach seiner ganzen Denkart und Vorstellungswelt auf sie zu. Kann in des Kaisers Leben schon von einer Tragik gesprochen werden, so möchte es wohl deshalb sein, weil er gerade auf diesem Wege ohne Unterstützung und Förderung blieb, während er andernfalls alle seine außerordentlichen Fähigkeiten, dem arbeitenden Volke Hilfe zu bringen, hätte entfalten können. Das Beamtentum hat sich im Laufe der Jahrzehnte mit dem Konstitutionalismus schon derart abgefunden, daß in seinen Reihen kaum auf ein Verständnis zu rechnen ist. Gegen die Parteien aber könnte, vielleicht wirksamer noch, die Presse gestellt werden. Wenn nur einige angesehene Blätter der Verkündigung konservativ-sozialer Anschauungen, wie sie Lorenz von Steins Wort vom sozialen Königtum aufs glücklichste zusammenfaßte, ihre Spalten öffneten, würden die Parteien bald den Druck empfindlich spüren. Ist aber wirklich noch in der

Nation um den Kaiser her ein, wenn auch kleiner Kreis von Männern und Frauen zu sammeln, die sich den Lockungen der parlamentarischen und demokratischen Bestrebungen zu entziehen die Kraft haben? Der Zeitpunkt wäre wohl noch einmal gegeben, die arbeitenden Schichten des Volkes und alle, die es damit gut meinen, aufzurütteln.

Denn wie vor einem hohen Walle stehen gegenwärtig diejenigen, die sich in den letzten Jahren eingestanden, daß die Eingliederung der deutschen Arbeiter in den Staat und die nationale Gesellschaft durch die soziale Gesetzgebung des Reiches nicht in dem vielfach erwarteten Maße gelungen ist, und nun ihr Augenmerk den Aufgaben der allmählichen geistigen und sittlichen Erziehung des Arbeiterstandes zuwandten. Schriften über den staatsbürgerlichen Unterricht hageln seitdem auf uns nieder, darunter manches wertvolle Buch; indessen, die Entsittlichung des Volkes schreitet unberührt davon springflutmäßig voran, auch die radikale Gesinnung breitet sich immer weiter aus. Diese Ohnmacht rührt vor allem von unseren verfassungspolitischen Wandlungen her. Dank ihnen kommt der staatsbürgerliche Unterricht nicht an die Herzen heran, sondern muß rein aufklärend wirken. Wohl mag in ihm von Deutschlands wirtschaftlicher Blüte, seiner Weltstellung, seiner noch unter günstigeren Zeichen bewirkten Gesetzgebung lebhaft und warm erzählt werden. Die innersten Saiten des Gefühlslebens der Massen aber werden nie zu lautem Klange angeschlagen werden können, wo in einer Nation einerseits die Wünsche auf staatsrechtliche Entwicklung so wenig mehr mit den Überlieferungen des staatlichen Werdegangs gemein haben und die Kritik so sehr überwiegt, wo anderseits die ganze schon demokratisierte Welt wider die Hoffnungen Zeugnis ablegt, mit denen wir vom Baume einer ihr Wesen täglich schroffer hervorkehrenden kapitalistischen Staats- und Gesellschaftsentwicklung goldene soziale Früchte erwarten. Das wäre anders, wenn wir uns auf dem Wege zum sozialen König- oder Kaisertum (das Wort nicht nur als Schmuck rednerischer Leistungen verstanden) statt auf dem zur parlamentarischen Demokratie befänden. Der Pulsschlag der Freude an einer volkstümlichen Verfassung wie der der Zuversicht auf eine wirklich großzügige Fortsetzung der Sozialpolitik nach dem Versprechen der Kaiserlichen Botschaft von 1880 wäre dann in aller Stärke da. Dann könnte auch das Christentum seine sozialorganisatorische Kraft wieder einmal fröhlich und unbefangen entfalten; denn das soziale Königtum wäre in Wahrheit ein ‚christlicher Staat' mit ‚christlicher Sozialpolitik'. Des Kaisers hochherziges Wirken für die Herstellung unserer reinen Sitten und für die Bewahrung der guten, gläubigen Art unseres Volkes, womit er nun schon jahrzehntelang das Hauptstück aller uns nötigen staatsbürgerlichen Erziehung bezeichnet, würde endlich Widerhall finden und Gestalt gewinnen. Fürs erste hängt nun davon alles ab, ob die Schwierigkeiten, die sich einer gedeihlichen Erziehung des Arbeiterstandes für den Staat und die Gesellschaft entgegentürmen, den Nachdenklichen die Einsicht für das schärfen, was Demokratie ist und wie ihr Handlangerdienste geleistet werden und auf

welchem Wege dem Volke ehrlich und mit Erfolg geholfen werden kann. Von der Stunde an würde uns die schauerliche Losung, die die geheime Triebfeder aller parlamentarischen Demokratie bildet: Durch das Volk gegen das Volk, nicht mehr zu schrecken brauchen. Das sich unter königlicher Führung wieder wie in alten Zeiten in einen echten Volksstaat wandelnde Deutschland würde seine stolzen Bahnen mit neuer, frischer Kraft vorwärtsschreiten dürfen unter dem Wahlspruche: Für das Volk mit dem Volke!



In conspectu Dei

Wo sich nur Dein Strahl die Gasse bricht . . .
Mitten durch des Lebens Freuden, die ich trage,
Mitten durch die Lasten erdbeschwerter Tage
Wandl' ich, Gott, in Deinem Angesicht.

Deines Angesichtes Fülle flicht
Wie ein goldnes Panzerhemd um Haupt und Glieder
Und ich lächle, denn die Pfeile, die wohl hin und wieder
Schwirren, gleiten ab und kränken nicht.

Aber wenn des eignen Herzens Gier
Mir das Auge dunkelt, daß ich meinen Stern nicht sehe,
Wenn Dein Anblick Schrecken ist statt Zier,

Wenn die Sünde Deiner heil'gen Nähe
Nicht mehr achtet, Herr . . . dann geh hinaus von mir,
Daß ich nicht in Deinem Angesicht vergehe.

Ilse von Stach.

Die Frau in der Statistik
Von Elisabeth Gnauck-Kühne

Die Statistik ist eine Wissenschaft, die sich aus der bescheidenen Gehilfenstellung im Dienste der Volkswirtschaft zum Range einer selbständigen Wissenschaft entwickelt. Leider wird die Statistik in unserer gebildeten, aber noch nicht genügend staatsbürgerlich interessierten Bevölkerung weder richtig geschätzt noch benutzt, trotz ihrer praktischen Bedeutung und trotz des dankenswerten Strebens der amtlichen Stellen, die wichtigsten statistischen Ergebnisse allen zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke wird vom Kaiserlichen Statistischen Amt neben dem umfangreichen Quellenmaterial monatlich das Reichs-Arbeitsblatt zu einem Preise herausgegeben (das starke Heft 10 Pf.), der es vom Gratisbezug knapp unterscheidet. Die Gleichgültigkeit vieler Gebildeten ist um so befremdlicher, als jeder einzelne bei den statistischen Volkszählungen als nationalen Angelegenheiten mitzuwirken berufen ist, ja von der gewissenhaften Mitwirkung aller die Zuverlässigkeit des statistischen Ergebnisses abhängt. Vielfach wird über der kleinen Mühe der Listenausfüllung im Drange der Geschäfte vergessen, der Bedeutung der Unternehmung, an der man mitwirkt, eine noch so kurze Betrachtung zu schenken, und doch ist die Tragweite dieser kostspieligen Unternehmungen, der Volks- und der Berufszählungen, gewaltig. *Die großen Linien der wirtschaftlichen Entwicklung treten klar heraus* und ermöglichen richtige Beurteilung und zweckdienliche Maßnahmen.

Einzelergebnisse freilich sind vielfach nur schätzungsweise zu benutzen. Unbedingte Zuverlässigkeit können wir dagegen bei behördlich kontrollierbaren bevölkerungsstatistischen Angaben annehmen, wie sie z. B. beim Standesamt gemacht werden müssen.

Wenn wir nun die Statistik über die soziale Lage des weiblichen Geschlechts in Deutschland befragen, so tun wir gut, uns zu vergegenwärtigen, daß wir der Zwiespältigkeit des Frauenlebens Rechnung tragen und die Frau im Eheberuf und im Erwerbsberuf betrachten müssen.

Der Ausdruck Zwiespältigkeit ist mit Vorbedacht gewählt. Er besagt mehr als Doppelseitigkeit. Das Leben des Mannes als Berufsarbeiter und Soldat ist doppelseitig und doch einheitlich, so wie die Medaille zwei Seiten hat und doch aus einem Guß ist. Das Militärjahr ist nur eine kurze Unterbrechung. Der Beruf des Mannes ist und bleibt die lebenslängliche Grundlage für ihn und seine Familiengründung, *bürgerlich* ist der Beruf das Wesentliche, Ehe und Vaterschaft das Zufällige. Die Sprache drückt das fein aus, indem die Anrede des Mannes dies Wesentliche, sein Geschlecht, seinen Beruf und Rang, ausdrückt, das Zufällige, ob er verheiratet ist, nicht andeutet.

Für das Weib hat die Ehe, hat die Hausmutterschaft eine wesentlich andere Bedeutung, sie verlangt unter normalen Umständen für lange Jahre

einen ganzen Menschen. Vereinigt die Frau Beruf und Ehe, so ist die Doppelbelastung eine aufreibende, die Kerze brennt an beiden Enden. Gibt sie ihren Beruf auf, so entsteht ein Riß, ein Spalt zwischen ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft, ausgenommen in den Fällen, wo der Beruf ein hauswirtschaftlicher war oder wenigstens sich im Hause vollzog. Die Sprache geht auch hier mit der Natur, indem sie entsprechend der Bedeutung der Ehe für das Weib, für die Verheiratete eine andre Anrede gebraucht als für die Unverheiratete.

Der Zwiespältigkeit des Frauenlebens wird in höherem Maße als die Volkszählung die Berufs- und Betriebszählung gerecht. Wir haben von diesen letzteren drei gehabt, 1882, 1895 und 1907. Der letzte Band der amtlichen Statistik des Deutschen Reiches über die Berufszählung von 1907 ist diesen letzten Sommer erschienen, und damit liegt das Ergebnis dieser weitschichtigen Erhebung abgeschlossen vor. Den Ergebnissen dieser Zählung sind die hier vorliegenden Angaben hauptsächlich — nicht ausschließlich — entnommen.

Aller Anfang ist schwer. Das gilt auch beim ersten statistischen Streifzug. Es sind ihrer nicht wenige, die sich mit der Begründung ablehnend verhalten, daß die Zahlen kein zutreffendes Bild geben könnten, denn im Laufe des Zählungsjahres, ja noch ehe die Zählung abgeschlossen sei, habe sich das Ganze schon verschoben, und die Angaben stimmten nicht mehr. Von den Ledigen seien viele in die Ehe getreten, von den Verehelichten seien viele Witwen geworden oder gestorben usw., kurz, im besten Falle sei das Ergebnis ein Augenblicksbild. Darauf wäre zu sagen, daß, wenn Ehemündige geheiratet haben, aus der Altersklasse von 15 viele in das Alter der Ehemündigkeit eingerückt sind, und wenn viele gestorben sind, sind auch viele geboren.

Ein Bild verhilft vielleicht zu einer Vorstellung.

Die Bevölkerung ist wie ein großer Strom. Wir stehen beobachtend an seinen Ufern und sehen ihn fließen. Unablässig gleiten seine Wassermassen, aus ewig sich verändernden Tropfen bestehend, an uns vorüber und verschwinden uns aus den Augen, aber der Wasserspiegel bleibt sich gleich, so gut wie die Tiefe des Stromes. Nur starke äußere — vielleicht weit abliegende — Einflüsse können da merklich eingreifen.

So gleitet unablässig der Strom der Menschheit an uns vorüber und verschwindet unter dem dunklen Tor des Todes unseren Blicken. Es sind stets andre Menschen, aber das Bild bleibt dasselbe, wofern nicht starke äußere Umstände es verändern und dem Strom eine andre Richtung geben.

Diese Veränderungen erfaßt und registriert die Statistik. Sie beweist uns zum Beispiel, daß wir ein vorwiegend industrielles Volk geworden sind, daß wir einen beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung genommen, daß wir eine gewaltige Bevölkerungszunahme gehabt haben, und daß jetzt die Geburtenzahl abnimmt. Die Statistik dient als chemische Retorte, in der die Bevölkerung in ihre Bestandteile zerlegt wird, und sie dient als

Pegel, der die Zu- oder Abnahme aufzeigt, sie wird zum Wächter, der spornen oder warnen kann. Wer sich von dem Zahlenmeer nicht abschrecken läßt, der führt sich in eine Arbeit ein, die an spannenden Momenten den Ausgrabungen auf kunstgeschichtlichen Stätten nicht nachstehen dürfte. Die Ausgrabungen aus den Folianten der Zählung von 1907 werden leider, soweit die Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts in Frage kommt, durch den Umstand erschwert, daß der glatte Vergleich der Zahlen über die weibliche Erwerbstätigkeit mit dem Ergebnis der früheren Zählungen infolge veränderter Fragestellung nicht ohne weiteres möglich ist, ohne diesen Vergleich aber ein Hauptmoment, die Entwicklungsrichtung, nicht zu erfassen ist. Immerhin wollen wir versuchen, Wasser aus dieser Quelle zu schöpfen und unsre Ansichten zu klären.

Zu den Punkten, die der Klärung bedürfen, gehört die Vorstellung vom Frauenüberschuß und seinem Einfluß auf die Heiratsaussicht des weiblichen Geschlechts. Über die Natur dieses Überschusses, sowie über die Höhe der Heiratsziffer tauchen immer noch irrtümliche Ansichten auf, obschon durch die amtliche Statistik des Deutschen Reichs wiederholt erschöpfende Darstellungen erfolgt sind.

Die Tatsache, daß im Reiche mehr Knaben als Mädchen geboren werden, ist bekannt, seit wir eine behördliche Statistik haben. Auf 100 Mädchen-kommen jährlich 106,1 Knabengeburten. Diese Tatsache ist nur geringen Schwankungen unterworfen. So wurden im Jahre 1906 auf 100 Mädchen 106 Knaben geboren, im Jahre 1907 aber 106,3. Bis zum 14. Jahre bleibt das männliche Geschlecht in der Überzahl. 1907 ist in den Altersstufen von 14—20 Jahren ein weiblicher Überschuß festgestellt, ein Umstand, der vermutlich auf Nebenumstände bei der Zählung (wie mangelhafte Angaben aus Furcht vor Besteuerung) zurückzuführen ist; von 20—40 Jahren überwiegen die Männlichen wieder die Weiblichen. Im Jahrzehnt von 40—50 treffen wir ein Plus von Frauen, und dieses numerische Übergewicht erhält sich, und zwar in steigendem Maße, bis in die höchsten Altersstufen hinein. Von 70 Jahren und darüber hatten wir bei der vorgenannten Zählung rund 200 000 Frauen mehr als Männer (gegenüber 719 451 Männern 913 176 Frauen). Wir haben mithin einen Überschuß an *alten* Frauen. In den heiratsfähigen Jahren dagegen ist ein Mehr von männlichen Personen vorhanden.

An 20- bis 30jährigen Weiblichen hatten wir im Zählungsjahre 5 087 468, an Männlichen desselben Alters 5 121 882.

Man wird nun mit Recht einwenden, daß diese rein formale Gegenüberstellung betreffs der Aussicht auf eheliche Versorgung nichts besagt, da Männer von 20—30 Jahren nicht durchschnittlich in der Lage seien, zu heiraten. Der Einwand bleibt berechtigt, auch wenn wir feststellen, daß die Zählung von 1907 ein günstiges Ergebnis für die Heiratsmöglichkeit der Männer von 20—30 Jahren verzeichnet: 1907 war die Zahl der Männer, die in diesem Alter heiraten konnten, um 355 200 Köpfe größer

als 1895. Stellen wir trotz dieser Tatsache die Männer von 30—60 den Frauen von 25—50 gegenüber. (Das 25. Lebensjahr sei als Grenze gesetzt, weil dies Jahr sich in der Statistik als ein Wendepunkt im Leben des Weibes herausgestellt hat.) Das Verhältnis muß sich durch diese Verschiebung zugunsten eines Frauenüberschusses ändern, denn die unteren Altersklassen sind naturgemäß stärker besetzt als die höheren, und die hier gesetzte Heiratsgrenze der Frauen umfaßt nach unten ganze fünf Altersjahre mehr. Die zehn Altersjahre von 50—60, die wir den Männern nach oben zugeben, entsprechen in ihrer numerischen Bedeutung nicht den fünf Jahren von 25—30. Das Ergebnis ist denn auch, daß wir bei dieser Gegenüberstellung ein Mehr von 375 282 Frauen bekommen. Dies Ergebnis als ungünstig für das weibliche Geschlecht und den Gesellschaftshaushalt oder gar als Ursache der Frauenbewegung hinzustellen, geht aber nicht an. Im Gegenteil, es hieße von der Bedeutung der weiblichen Arbeit außerhalb des Eheberufes eine falsche Vorstellung bekunden. Dieser weibliche Überschuß von 375 000 Köpfen ist ein ganz unentbehrlicher Faktor in unsrer Gesellschaftsrechnung. Ohne ihn würde ein Notstand eintreten, den in erster Linie die Frauen selbst am schwersten empfinden müßten. Dieser Notstand müßte auch trotz dieses Überschusses eintreten, wenn alle die Weiblichen wirklich heirateten, denen numerisch ein Mann gegenübersteht, und wenn es keine Witwen gäbe, denn dann stünde eben nur an Frauen unter 50 Jahren dieser Überschuß von 375 000 für den Gesellschaftshaushalt zur Verfügung. Um diese 375 000 Weiblichen müßte dann seitens der Verheirateten ein solcher Wettbewerb eintreten, daß eine jede, wohin auch immer sie geruhen würde zu gehen, eine Tyrannis einführen könnte, von der unsre heutige Abhängigkeit von unseren Dienstboten in Stadt und Land sich unterscheiden müßte wie ein Bildstock vom Straßburger Münster.

Gegen die Annahme eines Notstandes wäre allerdings hier einzuwenden, daß wir unsern Bedarf an weiblichen Lohnhilfskräften* ganz überwiegend mit Weiblichen unter 30 Jahren bestreiten. Das trifft tatsächlich zu. Es ist ein charakteristisches Merkmal der weiblichen Erwerbstätigkeit, im Gegensatz zur männlichen, daß ihr numerischer Höhepunkt in die Zeit der jugendlichen Unreife fällt. Wir hatten 1907 in der Industrie rund eine Million (1 044 085), in der Landwirtschaft rund 900 000 (918 823), in Handel und Verkehr 139 659 Lohnarbeiterinnen unter 30 Jahren, und diese würden uns ja bei der angenommenen Heiratsgrenze von 25 Jahren zur größeren Hälfte zur Verfügung bleiben, denn das Jahrfünf vor der angenommenen Heiratsgrenze ist zahlreicher besetzt als das Jahrfünf von 25—30. Es waren in den angeführten Zahlen aber auch 350 000 (350 972) Lohnarbeiterinnen von 25—30 Jahren in Landwirtschaft, Industrie und

* Sogenannten c-Personen. Die Statistik unterscheidet die Erwerbstätigen nach ihrer Stellung im Beruf als Selbständige, Angestellte, Lohnhilfskräfte (Arbeiter) und bezeichnet sie als a-, b- und c-Personen. (Soziale Schichtung.)

Handel und Verkehr einbegriffen — woher sollten wir, wenn alle Weiblichen dieses Jahrfünfs heirateten, nun diese Schar und die rund 48 000 Ledigen von 25—30 Jahren in den ‚Freien Berufen' (darunter Lehrerinnen und Krankenwärterinnen) nehmen, woher die 125 000 ledigen Dienstboten von 25—30 Jahren, woher die 20 000 ledigen Aushilfsfrauen von 25—30? Nach Einstellung des gesamten weiblichen Überschusses in die Rechnung würden uns fast 200 000 fehlen; an Witwen von 25—30 Jahren waren 1907 nur 14 488 als Lohnarbeiterinnen tätig.

Des weiteren könnte man gegen die Behauptung eines Notstandes bei Verheiratung aller Ehemündigen ab 25 Jahren einwenden: Die Volkswirtschaft kümmert sich überhaupt nicht um den Familienstand, sie macht, wie statistisch zu beweisen ist, vor der Ehe nicht Halt: Wir haben 1907 allein in der Landwirtschaft 300 000 verheiratete Lohnarbeiterinnen und desgleichen 370 000 in allen anderen Berufen gezählt, warum sollen nicht alle heiraten und doch dabei Berufsarbeiterinnen bleiben, geradeso wie der Mann? Auf die Weise würde das Frauenleben aufhören, zwiespältig zu sein.

Dieser Einwand ist jedoch nur von der äußersten Linken zu besorgen. Die übrige Kulturmenschheit wird nicht von dem Ideal angezogen, daß das Familienheim aufhören soll zu existieren, die eheliche Wohnung zum Nachtquartier, das Kind zu einer lästigen Zugabe herabgedrückt werden soll. Dagegen taucht hier eine andere bestechende sozialpolitische Erwägung zugunsten der Heirat aller Ehemündigen ab 25 auf, nämlich ob nicht durch die Verheiratung aller ehemündigen Weiblichen die Unterbietung der Männer durch die Frauen aufhören, der Mann zur erwerbenden Einheit der Familie gemacht und die verheiratete Arbeiterin dem Hause zurückgegeben werden könnte? Wenn diese aufs innigste zu wünschende Wirkung durch die Verheiratung aller weiblichen Ehemündigen ab 25 erzielt werden könnte, so müßten wir alle Hebel ansetzen, die Ehehäufigkeit zu steigern, und kein Mittel dürfte unversucht bleiben, um die Heiratslust der Männer anzufeuern. So könnte z. B. eine Prämie (in Form von Steuererlaß) auf die Heirat gesetzt werden, wie es seinerzeit unter dem merkantilistischen System in Frankreich bereits geschah. Unser steuerliches Kinderprivileg ist ja schon ein Schritt in dieser Richtung. Andere Mittel liegen nahe. Der Verheiratete müßte zwei Wahlstimmen haben, der Junggeselle, im Gegensatz zum Kinderprivileg, vom 30. Jahre an einen Steuerzuschlag von 10 Prozent zahlen. Auf diese Weise würde auch die nicht zu unterschätzende Versuchung, bei der Eheschließung den Geldpunkt mitsprechen zu lassen, in der gesamten steuerzahlenden Bevölkerung ein wenig abgeschwächt und somit der Rassenhygiene gedient, denn wenn wir den nachgelassenen Steuerbetrag, der in der Kasse bleibt, als Zins ansehen und ihn kapitalisieren, so brächte jedes Mädchen eo ipso ein kleines Vermögen mit in die Ehe*.

* Könnte nicht unsere vielgeschmähte Modetracht eine freundlichere Beurteilung durch den Hinweis erfahren, daß sie eheförderndd wirken kann? Es galt bisher für billiger, eine Frau zu ernähren, als sie zu kleiden. Jetzt geht die Mode dahin, alle

Aber würde die gesteigerte Ehehäufigkeit auch tatsächlich die eheweibliche Arbeit und die Unterbietung des Mannes beseitigen? Ließe sich wenigstens eine einschränkende Wirkung erhoffen? Die Statistik sagt leider nein, wir müssen ihr sogar entnehmen, daß der gesteigerten Ehehäufigkeit eine gesteigerte eheweibliche Erwerbstätigkeit zur Seite steht. Der prozentuale Anteil der Verheirateten in der Gesamtbevölkerung hat sich gehoben, 1882 betrug er 34,2 v. H., 1907 aber 35,3 v. H. Der Zuwachs der in der Ehe lebenden Bevölkerung ist zwischen den letzten beiden Berufszählungen von 1895 bis 1907 fast doppelt so groß ausgefallen wie in den dreizehn Jahren von 1882 bis 1895: in dem Zeitraum von 1882 bis 1895 betrug er 13,9 Prozent, in dem Zeitraum von 1895 bis 1907 aber 23,6 Prozent. In Vollzahlen: 1895 lebten bei einer Gesamtbevölkerung von 51 Millionen (51 770 284) 17 Millionen (17 633 697) in der Ehe, 1907 bei einer Gesamtbevölkerung von 61 Millionen (61 720 529) 21 Millionen (21 789 573). Die Steigerung der Ehestandszahlen hat die beschleunigte Entwicklung des Volkskörpers noch übertroffen. Diese Zunahme der Ehehäufigkeit hat jedoch keineswegs die vorerwähnte erhoffte Wirkung gehabt. Eine Abnahme der eheweiblichen Lohnarbeit ist nicht nachzuweisen. Im Gegenteil. Die Zählung von 1907 hat sogar ein Mehr von 55 Prozent an verheirateten Lohnarbeiterinnen ergeben. 666 997 verheiratete Lohnarbeiterinnen standen neben rund 4 Millionen (3,68 Millionen) ledigen.

Die größte Zahl an verheirateten Lohnarbeiterinnen hat mit 295 624 die Landwirtschaft, den größten Zuwachs aber (129 286) hat die Industrie gehabt; sie bleibt mit der Gesamtzahl von 269 000 verheirateten Lohnarbeiterinnen (neben 115 000 verwitweten und 1 072 626 ledigen) nur um 26 000 hinter der Landwirtschaft zurück.

Im Rahmen der Industrie weist die Textilindustrie (das Spinnstoffgewerbe) die meisten verheirateten Lohnarbeiterinnen auf, nämlich rund 111 000; an zweiter Stelle steht die Industrie der Nahrungs- und Genußmittel mit rund 41 000, an dritter die Bekleidungsindustrie mit rund 20 000 verheirateten Lohnarbeiterinnen.

Es wäre nun aber ein Irrtum, diese verheirateten c-Personen insgesamt als solche anzusehen, die in fremden Betrieben stehen, sagen wir kurz als außerhäusliche Betriebsarbeiterinnen*, die kein Herdfeuer hüten können. In der Textilindustrie, im Bekleidungsgewerbe und in der Industrie der Nahrungs- und Genußmittel spielt die Heimarbeit eine große Rolle,

---

Verhüllung als lästig und unnötig aufs äußerste zu beschränken. Noch ein paar Schritte auf diesem Wege, und seien sie so klein und trippelnd, wie die Mode sie will, und Damenschneider- und Stoffgeschäftrechnungen gehören zu den Märchen.

* Früher gebrauchte man die Bezeichnung Fabrikarbeiterin, aber mit dem Inkrafttreten der Novelle zur Gewerbeordnung von 1908, also vom 1. Januar 1910 ab, ist die Bezeichnung Fabrik aus der amtlichen Gewerbestatistik und einschlägigen Gesetzgebung verschwunden; der Gewerbeaufsicht unterstehen jetzt „Betriebe mit mindestens zehn Arbeitern und gleichgestellte Betriebe".

und die Heimarbeit vollzieht sich, wie ihr Name sagt, im Hause und ist vorwiegend Sache der Ehefrauen. Die Heimarbeit in der Herstellung der Nahrungs- und Genußmittel beschäftigt allein in der Tabakverarbeitung rund 30 000 lohnarbeitende und 1630 im Betriebe des Gatten hauptberuflich tätige Ehefrauen. Über andere Zweige des Nahrungsmittelgewerbes liegen leider so klare Angaben nicht vor. In der Bäckerei z. B. sind 21 000, in der Fleischerei 15 000 Ehefrauen als c-Personen angegeben, jedoch die Mehrzahl davon entfällt auf die im Geschäft des Gatten mithelfenden Ehefrauen. Die Heimarbeiterinnen und die mithelfenden Ehefrauen stehen aber unter anderen Lebens- und Arbeitsverhältnissen als die Betriebsarbeiterinnen, ihre Erwerbstätigkeit unterliegt infolgedessen einer andern Beurteilung. Nicht als ob die Heimarbeit kein Problem des Arbeiterschutzes wäre, im Gegenteil, ihre Schäden sind allgemein bekannt, aber man steht ihnen nicht hoffnungslos gegenüber, sondern strebt, sie zu beseitigen und die Heimarbeit unter menschenwürdige Bedingungen zu stellen. In den Fachausschüssen, im Tarifvertrag und Lohnamt sieht man Mittel und Wege, zum Ziele zu kommen. Organisationen wie der Gewerkverein der Heimarbeiterinnen Deutschlands, der Bayrische Industrie-Verband und sein Vorläufer in der Eifel, die in der Bildung begriffenen norddeutschen Hilfskomitees zur Beratung der Heimarbeiterinnen sind eifrig bestrebt, die Wege zu ebnen. Einen Schritt vorwärts hat uns das Hausarbeitsgesetz von 1911 gebracht.

Leider läßt sich nicht genau angeben, wie groß die Zahl der Heimarbeiterinnen, der mithelfenden Ehefrauen und der außerhäuslichen verheirateten Arbeiterinnen in Klein-, Mittel- und Großbetrieben ist. Volle Klarheit über die ehefrauliche Erwerbsarbeit in den verschiedenen Formen haben wir deshalb nicht. Es würde Sache der Frauenvereine sein, beim Bundesrat als dem Auftraggeber des Kaiserlichen Statistischen Amts, die Bewilligung einer Zählung zu erreichen, die in erster Linie die soziale Lage des weiblichen Geschlechts berücksichtigt und für jedes Jahrfünf den Familienstand und die Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts eingehender als bisher feststellt, d. h. nicht nur ermittelt, wieviel Frauen ledig, verheiratet, verwitwet und geschieden sind, und wieviele davon erwerben und in welcher sozialen Stellung, sondern auch wieviele vor, oder nach oder während der Ehe oder in jedem Familienstande vorübergehend oder zeitlebens erwerbend tätig gewesen sind, und wieviele gelernte, wieviele nur ungelernte oder kurz angelernte Arbeit anzubieten hatten. Eine solche Zählung würde klarstellen, wie die Lage des weiblichen Geschlechts durch den Wechsel in unseren Wirtschaftsformen beeinflußt worden ist. Ein Wechsel ist unwiderleglich nachzuweisen. Aus einem vorwiegend Ackerbau treibenden sind wir bereits ein vorwiegend industrieller Staat geworden, denn wenn wir alle Berufsangehörige zusammenfassen, d. h. die Erwerbstätigen, die Rentner, die Familienangehörigen und Dienenden, kurz alle, die aus einem Beruf unmittelbar oder mittelbar ihren Unterhalt beziehen, so ernährte 1907 die Landwirtschaft

nur noch 18 Millionen (17 681 176) Einwohner, die Industrie aber 26 Millionen (26 386 537). Wenn die Entwicklung diese Linie innehält, so wird möglicherweise auch die ehefrauliche industrielle Lohnarbeit zunehmen und uns dadurch vor das ernste Problem stellen, wie wir die Familie, die Grundlage unserer Kultur, schützen. Schon jetzt beziffert sich allein in Berlin die Zahl der unbeaufsichtigten, bereits eingeschulten Kinder auf 14 000 = 6 Prozent*. Wieviele mögen es sein, wenn wir die vorschulpflichtigen mitzählen?

Die Schäden der Betriebsarbeit der verheirateten Frauen liegen auf der Hand. Jeder kennt sie, so gut wie die Schäden der Heimarbeit. Aber im Gegensatz zur Beurteilung dieser letzteren sieht man gegenüber der Einstellung verheirateter Frauen im Betriebe keinen Ausweg. Ein bekannter rheinischer Industrieller hat für sich die Schwierigkeit umgangen, indem er die Ehefrau ausschließt. Das heißt den Knoten durchhauen. Wenn nun alle Unternehmer diesem Beispiele folgten? Schwerlich würden allgemein zum Ersatz teure Männerkräfte eingestellt werden, eher billige weibliche Jugendliche und alte Frauen. 1907 sind neben 5367 Dienstboten über 70 Jahre an Lohnarbeiterinnen dieses Alters in Landwirtschaft, Industrie und Handel und Verkehr noch rund 76 000 gezählt worden (gegenüber rund 96 000 Männern). Das Kapitel der alten, müden Frauenhände ist ein wenig erbauliches. Tatsächlich steigt die Frauenarbeit in dem Jahrzehnt von 50—60 noch einmal an. Ja noch schlimmer. Sie nimmt nicht nur quantitativ wieder zu, nachdem im Dienst der Familie die besten Kräfte verbraucht sind, nein, den alten und deshalb wehrlosen, stumpfen Frauen wird auch die Arbeit aufgebürdet, für die sich sonst niemand findet. ‚Die schwersten und schmutzigsten Arbeiten werden von armen alten Frauen verrichtet', sagte Professor Herkner auf der Tagung des Vereins für Sozialpolitik in Nürnberg.

Der im ersten Augenblick bestrickende Vorschlag des Sozialhygienikers Professor Kaup, Halbtagsschichten für verheiratete Frauen einzuführen, begegnet großen Schwierigkeiten, sobald wir die praktische Ausführung erwägen. Um einen einzigen Punkt herauszugreifen: Wer soll bei doppelter Schicht die doppelten Versicherungslasten tragen?

Die verheiratete Industriearbeiterin ist das Sorgenkind der Sozialpolitik! —

Ein Umstand soll als tröstlicher Ausblick nicht verschwiegen werden: Wenn wir nicht nur die ehefrauliche, sondern die gesamte weibliche Lohnarbeiterschaft in Betracht ziehen, so ist ihr Wachstum hinter dem Wachstum der weiblichen Bevölkerung überhaupt zurückgeblieben, hat also nur absolut, nicht auch verhältnismäßig zugenommen. 1895 hatten wir bei einer weiblichen Bevölkerung von 26 361 123 Personen 4 112 011 weibliche Lohnhilfskräfte. 1907 zählten wir unter 31 259 429 weiblichen Per-

---

* Helene Simon, Die Schulspeisungen in Groß-Berlin. Schriften der Gesellschaft für soziale Reform.

sonen 4 751 184 weibliche Lohnhilfskräfte: die Mehrung der weiblichen Bevölkerung beträgt 18 Proz., die Zunahme der Lohnarbeiterinnen 15 Prozent. Aber in diesen Wein fällt wieder ein recht bitterer Tropfen durch die Tatsache, daß dies Zurückbleiben mit durch die Abnahme der Zahl der weiblichen Dienstboten verursacht worden ist. In dem Zeitraum von 1895—1907 betrug diese Abnahme 64 574, denn 1895 wurden rund 1 300 000 (1 313 957 weibliche Dienstboten gezählt, 1907 nur 1 200 000 (1 249 383).

Im Gegensatz dazu sei erwähnt, daß die Zahl der Verkäuferinnen sich verdoppelt hat.

Wenn wir nicht nur die c-Personen, die Lohnarbeiterinnen, ins Auge fassen, sondern, von der sozialen Schichtung absehend, die weibliche Bevölkerung in Nichterwerbende und Erwerbende unterscheiden, unter letztere mithin auch die a- und b-Personen, die Selbständigen und Angestellten einbeziehen, dann hatten wir 1895 rund 5 Millionen (5 264 393) weibliche Erwerbstätige, 1907 rund 8 Millionen (8 243 498).

Wir sind von der irrtümlichen Vorstellung über den Frauenüberschuß und seine Folgen und von der Behauptung ausgegangen, es sei für den Gesellschaftshaushalt günstig, daß nicht alle Mädchen von 25 an heiraten, denen numerisch ein Mann gegenübersteht, weil der zahlenmäßige Überschuß zur Befriedigung des gesellschaftlichen Bedarfs nicht genügen, eine Vermehrung der eheweiblichen außerhäuslichen Arbeit aber nicht wünschenswert sein würde. Hier decken sich das individuelle und das gesellschaftliche Interesse nicht ganz, sind aber doch unlöslich miteinander verstrickt, denn gerade das verheiratete weibliche Individuum bedarf vielfach der verfügbaren Hilfskräfte. Was nun den Überschuß an alten Frauen betrifft, so ist zu bemerken, daß auch dieser abnimmt, und zwar nicht nur infolge besserer statistischer Erfassung der Männer (z. B. der Deutschen in ausländischen Häfen) und durch Nachlassen der Auswanderung. Es ist hier auch in Anschlag zu setzen, daß die Sterblichkeit der Männlichen in dem Jahrzehnt von 1900 bis 1910 nachweislich in höherem Maße abgenommen hat als die des weiblichen Geschlechts: Auf je 1000 männliche Personen kamen im Jahrfünf 1900—1905 jährlich 22,28 Sterbefälle, von 1905—1910 ist die Zahl auf 19,55 zurückgegangen. Dieser Umstand beeinflußt das numerische Verhältnis der Geschlechter zugunsten der Männer, und nicht minder tut dies die Abnahme der Auswanderung. 1890 kamen noch auf 100 Männer 104 Frauen, 1910 nur noch 102,6.

Wenn wir uns nun mit dem zahlenmäßigen Verhältnis der Geschlechter im heiratsfähigen Alter beschäftigt haben, so wissen wir deshalb noch nicht, wie der Anteil der Weiblichen am Eheberuf tatsächlich beschaffen ist. Man begegnet hierüber den verschiedensten Angaben, die gewöhnlich an dem Fehler leiden, daß sie ohne genaue Altersangaben sind, oder sich mit rein formalen und deshalb nichtssagenden Gegenüberstellungen begnügen. Wenn wir z. B. die gesamte ehemündige weibliche Bevölkerung zusammenzählen und sie in Ledige und Verheiratete aufteilen, so fällt der Anteil der Ver-

heirateten gering aus, bei näherer Überlegung erkennen wir jedoch die Unhaltbarkeit dieser Aufstellung, die ein verfrühtes Heiratsalter in Rechnung setzt. Vor Abschluß des 16. Lebensjahres gibt die Statistik von 1910 schon 64 verheiratete Frauen an. Von 16 Jahren gab es 528 verheiratete Frauen; 17 Jahre alt waren 2944 Ehefrauen und 32 Witwen, 18 Jahre 10 788 Frauen und 111 Witwen. Von 15—18 Jahren stehen mithin 14 324 Ehefrauen neben 2½ Millionen (2 523 118) Ledigen — eine kleine Zahl Ehefrauen in der Tat —, aber wer würde es anders wünschen? Außerhalb des ‚Bundes für Mutterschutz' schwerlich irgend jemand. Lassen wir die frühen Altersstufen von 15—18 mit ihrer starken Besetzung fort, so ergibt sich ein anderes, der Ehehäufigkeit günstigeres Bild.

Von 18 Jahren aufwärts hatten wir im Jahre 1907 13 325 881 Verheiratete und verheiratet Gewesene, 5 346 312 Ledige. Von 25 Jahren aufwärts 12 402 519 Verheiratete und verheiratet Gewesene, und 2 444 174 Ledige (von 7 haben sich 6 verheiratet). Von 25 bis 60 Jahren 10 094 104 Verheiratete und verheiratet Gewesene, und 2 167 357 Ledige (von 6 haben sich 5 verheiratet). Von 25 bis 50 Jahren 7 903 929 Verheiratete und verheiratet Gewesene, und 1 920 349 Ledige (von 5 haben sich 4 verheiratet).*

Noch genauere Angaben können wir aus der Volkszählung von 1910 gewinnen.

Bis 24 Jahre überwiegt die Zahl der Ledigen die der Verheirateten. Im Altersjahr 23—24 stehen noch rund 278 000 Ledige neben rund 256 000 Verheirateten. Aber im Laufe von zwölf Monaten verändert sich die Lage. Im Alter von 24—25 Jahren haben die Verheirateten die Ledigen überholt: rund 294 000 Verheiratete stehen 232 000 Ledigen gegenüber, in Verhältniszahlen: 44,14 v. H. Ledige, 55,86 v. H. Verheiratete. Mit andern Worten: auf vier Ledige kommen rund fünf Verheiratete. Im nächsten Altersjahre hat sich das Mehr der Verheirateten bereits verdoppelt; betrug es vorher 60 000, so steigt es im Altersjahre von 25—26 auf 128 000. Nun nehmen von Jahr zu Jahr die Ledigen ab, die Verheirateten zu, bis im Alter von 33—34 Jahren die Grundzahl der Verheirateten ihren Höhepunkt erreicht mit rund 390 000, während die Zahl der Ledigen auf rund 75 000 sinkt. In diesem Altersjahre sind von sechs Mädchen fünf verheiratet.

Die nächsten Jahre sind der Eheziffer nicht so günstig, infolgedessen ergibt sich, fassen wir das ganze Jahrzehnt von 30—40 zusammen, für die

---

* Diese eine Feststellung genügt zur Widerlegung der Behauptung der Vorsitzenden des Bundes für Mutterschutz, Dr. phil. Helene Stöcker: ‚Nach der Statistik des Deutschen Reichs ist annähernd die Hälfte der ehemündigen Bevölkerung von der Ehe, also von der Möglichkeit eines als sittlich anerkannten Geschlechtsverkehrs ausgeschlossen. Angesichts dieser Tatsachen erscheint die moralische Verfemung der unverehelichten Frau, die einem Kinde das Leben gibt, unhaltbar.' (Katalog der Ausstellung: Das Kind S. 82.) Es widerfährt der amtlichen Statistik gewiß nicht oft, daß man lockere Forderungen auf sie stützt!

Heiratsziffer ein weniger günstiges Bild als in dem Einzeljahr von 33—34, denn dies eine Jahr war der Höhepunkt, und der Gesamtbestand umschließt auch die ungünstigeren Jahre. Das Gesamtresultat des Jahrzehnts von 30—40 ist, daß von 100 Mädchen rund 81 (80,96 v. H.) verheiratet, rund 15 (15,23 v. H.) ledig sind. (Der Rest von 3,81 v. H. entfällt auf die verheiratet Gewesenen, von denen später die Rede sein wird.) Nur 15 von 100 Mädchen sind ledig. Mit anderen Worten: In diesem Jahrzehnt sind von 25 Mädchen 21 verheiratet.

Wie steht es nun aber im Alter von 40—50 Jahren? In diesem Jahrzehnt findet von Jahr zu Jahr eine regelmäßige Abnahme der beiden Grundzahlen statt, die Verheirateten sind schließlich um 94 000, die Ledigen um 16 000 gesunken. Das Ergebnis ist, daß 2 620 519 Verheiratete 384 306 Ledigen gegenüberstehen. Von 100 Mädchen sind 77,66 verheiratet und 11,39 ledig.

Wo bleibt aber der Rest von 10,95 v. H.?

Er entfällt auf die verheiratet Gewesenen und eröffnet damit eine neue Gedankenreihe. Ziehen wir die 10,95 v. H. verheiratet Gewesenen und die 77,66 v. H. noch Verheirateter des Jahrzehnts von 40—50 zusammen, so ergibt sich, daß bis zur Altersklasse 50 88,61 v. H. geheiratet haben, von 25 Mädchen mithin 22 zur Ehe gelangt sind — allerdings ist 1/8 davon (die 10,95 v. H.) schon wieder auf sich gestellt, sei es als Witwen oder als geschiedene oder eheverlassene Frauen. Die Ehe ist für diese 10,95 v. H., rund 11 v. H. kein ‚Bund fürs Leben' gewesen.

Schon im jugendlichen Alter von 16 Jahren wurden bei der letzten Zählung 10 Witwen ermittelt. Das erste Zehntausend wird in der Altersklasse 32—33 voll, das zweite bereits zwischen 39—40 Jahren. In der Altersklasse 46—47 überholt die Zahl der Witwen (38 000) die der Ledigen (36 000). Und nun steigt die Zahl der verheiratet Gewesenen von Jahr zu Jahr, im grellen Gegensatz zu den Grundzahlen der Ledigen und Verheirateten, die naturgemäß mit zunehmendem Alter abnehmen. (Der weibliche Gesamtbestand der Altersklasse 50 betrug noch 310 314, der Altersklasse 60 nur noch 235 652.) Innerhalb des sinkenden Geamtbestandes steigt, wie gesagt, die Zahl der Witwen, und zwar in erschreckender Weise. Der Jahrgang 29—30 weist ihrer 6563 auf; von 39—40 Jahren ist ihre Zahl schon auf 21 711 gestiegen; 44—45 Jahre alt waren bei der letzten Zählung 32 584 Witwen. Das ganze Jahrzehnt von 40—50 Jahren zählte 344 760 Witwen, die Altersstufen von 50—60 haben zusammen 635 136; und im Alter von 60—70 Jahren standen gar 797 829 Witwen. Im ganzen betrug die Zahl der Witwen 2 583 872 — so viel, daß wir die Gesamtbevölkerung des Königreichs Württemberg damit ersetzen können*.

* Bei den Männern überholt erstmalig die Zahl der Witwer die der Ledigen um volle zehn Jahre später, nämlich im Alter von 56 bis 57 Jahren. In diesem Altersjahre standen bei der letzten Zählung 17 000 Witwer neben 174 000 Verheirateten und 15 000 ledigen Männern. (In demselben Alter standen auf der weiblichen Seite 66 000 Witwen, die im nächsten Jahr auf 72 000 steigen, 22 000 Ledige und 144 000 Verheiratete.)

Das Schlußergebnis ist: Die höchste Grundzahl der Verheirateten trafen wir im Altersjahr 33—34, den höchsten Prozentsatz im Jahrzehnt 30—40.

Den höchsten Bestand an verheiratet Gewesenen hatte das Altersjahr 67—68 mit 88 000.

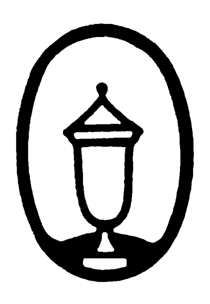
Fragen wir: In welchem Alter haben wir die meisten weiblichen Verheirateten? so lautet die Antwort: von 30—40.

Ändern wir die Fragestellung aber dahin: Wieviel Mädchen gelangen überhaupt — wenn auch nur vorübergehend — zur Ehe? so gibt das Jahrzehnt von 40—50 uns die Antwort: Von 100 Mädchen sind schließlich rund 89 (88,61 v. H.) den Weg zum Standesamt gegangen, nur 11 (11,39 v. H.) sind ledig geblieben.

Fassen wir den Bestand aller Altersstufen zu Gesamtzahlen zusammen: Am 1. Dezember 1910 hatten wir 6 942 514 ehemündige ledige weibliche Personen (die 11 649 080 Kinder bis zu 15 Jahren scheiden aus), 11 621 685 verheiratete Frauen und 2 672 538 verheiratet Gewesene (darunter 88 666 geschiedene Frauen). Von 100 waren rund 33 (32,69) ledig, rund 55 (54,72) verheiratet, rund 13 (12,59) verheiratet gewesen. Nach diesem Gesamtergebnis wären nur 67,31 v. H. Mädchen zur Ehe gelangt (verheiratet und verheiratet gewesen). Es ist aber wohl zu bedenken, daß dieses Ergebnis durch die frühen Altersstufen von 16—25 Jahren, in denen die Zahl der Ledigen überwiegt, wesentlich beeinflußt wird. Das tatsächliche entscheidende Verhältnis ist in dem Ergebnis des Jahrzehnts von 40—50 Jahren festgestellt, das noch einmal wiederholt sei: Von 100 Mädchen sind schließlich rund 89 zur Ehe gelangt.

Stellen wir nun die naheliegende natürliche Frage, aus welchen sozialen Schichten die 89 Prozent und die 11 Prozent vorwiegend rekrutieren, so gibt die Statistik leider keine Antwort. Es liegt auf der Hand, daß die Eheschließung um so leichter ist, je weniger Ansprüche beiderseits gestellt werden, mithin die unteren sozialen Schichten an den 89 Prozent am stärksten beteiligt sind, aber genaue Angaben über die Herkunft der Verlobten haben wir nicht. Und doch wäre dies bedeutsam, um daraus Schlüsse für die Lebensaussichten der weiblichen Jugend ziehen zu können. Positiv können diese Schlüsse ja freilich für das Einzelindividuum nicht ausfallen, höchstens könnten wir schließen, welche der beiden Lebensmöglichkeiten — Ehe oder Erwerbsberuf — die größere Wahrscheinlichkeit in den verschiedenen sozialen Schichten und Berufsständen für sich hat. (Auch die Berücksichtigung dieses Punktes bei einer Zählung zu erbitten, wäre Sache der Frauenvereine.) Der eigentlichen Schwierigkeit des Frauenlebens wären wir damit allerdings kaum näher gekommen, denn diese Schwierigkeit liegt nicht darin, daß wir nicht wissen, ob das Mädchen sich verheiraten wird oder nicht, daß wir mithin nicht wissen, ob wir das Mädchen auf einen Erwerbsberuf vorbereiten sollen, den es vielleicht bald wieder verläßt, oder auf den Eheberuf, den es vielleicht nicht erreicht. Die Schwierigkeit liegt vielmehr in dem, was wir

wissen: daß neunundachtzig von hundert Mädchen zur Ehe gelangen, daß aber mit der Ehe als einer Versorgung auf Lebenszeit nicht gerechnet werden kann, daß ein großer Prozentsatz vor oder nach der Ehe auf sich gestellt ist und dann selbst für Lebensunterhalt oder -inhalt zu sorgen hat. Der Übergang von dem Erwerbsberuf zum Eheberuf oder umgekehrt bedeutet für das Weib aber einen Bruch mit der Vergangenheit. In der Zwiespältigkeit des Frauenlebens liegt die große Schwierigkeit. Eine Forderung der Vernunft wird es, das Mädchen auf beide Lebensmöglichkeiten vorzubereiten. Für die erwerbsberufliche Ausbildung ist durch die Frauenbewegung viel erreicht worden. Jetzt gewinnt die Einsicht an Boden, daß auch für den Eheberuf eine geordnete Vorbereitung nötig ist. So ist zu hoffen, daß wir, nachdem die heißersehnte Mädchenschulreform Tat geworden ist, mit der Zeit auch zum weiblichen Dienstjahr kommen. Wir heben damit die hauswirtschaftliche und mütterliche Arbeit zur gelernten Arbeit empor und werden ihrer grundlegenden Bedeutung annähernd gerecht. Wird die praktische Schulung mit religiös-sittlicher Festigung vereint, so fördern wir das Ganze: ‚Gebt mir bessere Mütter, und ich gebe euch eine bessere Welt!‘ (Augustinus.)



Kleine Bausteine

Charakterfragen für junge Leute
Von F. W. Foerster

Ja und Nein.

Ja und Nein sind die beiden Worte, die man am ersten lernt, wenn man eine fremde Sprache treibt. Und ‚ja' und ‚nein' sind auch die wichtigsten Worte der ganzen Sprache. Das Ja, das große, feste Bekennen, das Einsetzen aller Lebenskräfte, der Handschlag der Treue und der Liebe; das Nein — die feste Burg des Gewissens, die schneidende Trennung von dem, was nicht zu uns gehört, die heilige Entschlossenheit des Entsagens. Wie sie gesprochen werden und wo sie gesprochen werden — darin kommt das tiefste Wesen des Menschen zum Ausdruck. Aber wie wenig Menschen können wirklich Ja und Nein sagen! Ein ganzes, reingeglühtes Ja aus den Tiefen des Charakters, ohne ein verstohlenes Nein darinnen — ein ganzes, ehernes, unwiderrufliches Nein, in das auch kein noch so leises ‚Ja' mehr hineinflüstert: das ist die höchste Sprachkunst, daß man solche Nein und solche Ja zu sprechen weiß, und nur bei den Menschen wird man froh und sicher, die in dieser Sprachkunst Meister sind. Und man darf sagen: daß jemand am rechten Orte Ja und am rechten Orte Nein zu sagen weiß, unzweideutig, ungemischt — das ist die Probe seiner ganzen Charakterbildung.

Die Kunst, ja zu sagen.

‚Ein alleinstehender Herr sucht ein Zimmer', so heißt es oft in Zeitungsinseraten. Wie wenig Herren aber gibt es, die in Wirklichkeit allein stehen können! Die meisten haben auf die Dauer weder die Kraft noch den Willen, bei ihrem Ja zu bleiben, wenn Kameradschaft, Zeitmode und öffentliche Meinung sich für das Nein erklären. Sie werden schwindlig, wenn niemand mehr da ist, an den sie sich anlehnen können. Ihr Ja versinkt gurgelnd in der Kehle, wie der Fischer, der von den Nixen in die Tiefe gezogen wird. Wer noch ungeübt ist im Kampf mit der Macht der Gesellschaft, der beobachte sich nur selbst, wie wenige spöttische, überlegene und kalte Gesichter genügen, um die Kraft und Sicherheit unseres Eintretens für mißliebige Anschauungen oder Personen zu lähmen. Wie schwer wird es oft jungen Leuten von ernster Richtung gemacht, sich selber treu zu bleiben, wenn sie in einen Kreis kommen, in dem man zu den Dummen, Kindern oder Philistern gerechnet wird, wenn man sich als Gegner sogenannter ‚freier Ansichten' und ‚freier Sitten' bekennt! Und doch ist nichts für den Charakter und für den Willen förderlicher, als daß man ernste Grundsätze und gesunde Prinzipien ungescheut gerade dort bekennt, wo man nur mit dem Gegenteil imponiert — sei es auch nur, daß man unter lauter Bierseideln sein Glas

Milch auffahren läßt wie ein Kanonenboot in fremden Häfen, mit stolzer Flagge und blitzenden Geschützen. Mancher bringt es wohl noch dazu, sein Glas Milch zu bestellen — aber, sobald es auf seinem Platze vor ihm steht, da merkt man: es ist ein Glas ohne Kanonen, es fehlt das festentschlossene, tiefdurchdachte, schwergeladene ‚Ja' zur Milch, das allen Spöttern Achtung gebietet und der Milch neues Land erobert: statt dessen kommt nur ein halbes Ja, und aus den Gebärden und Mienen liest man die demütige Bitte um Verzeihung, das Mißtrauen in die eigene Überzeugung, das halbe und unsichere Nein — und ehe der Milchtrinker sich's versieht, hat man ihm Bier in seine Milch gegossen. Und er selbst ist schuld daran, denn in seiner Seele schwamm Bier und Milch noch durcheinander, war noch nicht tapfer geschieden — und darum flossen sie auch auf dem Tische wieder zusammen.

Die Kunst, nein zu sagen.

An einem Zeitungsladen sah ich einmal einen Herrn ein Gespräch mit der Verkäuferin, einem etwa sechzehnjährigen Mädchen, beginnen. Plötzlich schien er ihr irgendeine unsaubere Zumutung zugetraut zu haben, denn ein ‚Nein' fuhr aus ihrem Munde, scharf und schwungvoll wie eine Granate aus einer Festungskanone, so daß er zurückprallte, ohne auch nur ein Wort weiter zu sagen, mit scheuem Blick auf die Umgebung, die den Schuß gehört haben mußte. Gesegnet sei dies herrliche ‚Nein' und die Mutter, die ihre Tochter zu solcher Schwungkraft der Absage erzog! Wahrlich, mit einem solchen ‚Nein' als Waffe, da kann man das schönste und zarteste Mädchen an einen Zeitungsladen im Wartesaal eines Großstadtbahnhofes stellen — und sie wird da sicherer sein, wie das behütetste Mädchen im besten Erziehungsinstitut der Residenz.

Aber wer es lernen will, solches Nein nachzusprechen, der muß wissen, daß es nicht nur mit der Stimme, sondern mit der ganzen Seele gesprochen werden muß — keine einzige Regung darf in der Seele sein, die Verrat lispelt, keine noch so leise Neugier, Gefallsucht, Spielsucht, Sinnlichkeit, die hinter dem Nein ihr Ja zu flüstern wagt, — das Nein muß von einem Gewissen gesprochen sein, das keine Widerrede duldet.

Es gibt nichts Erhebenderes als eine zarte Seele mit solch einem unbezwinglichen Gewissen!

Tanz und Charakter.

Was hat Tanz und Charakter miteinander zu tun? Man braucht diese Frage nur zu stellen, um sich sofort daran zu erinnern, wieviel vom innersten Charakter des Menschen sich beim Tanzen verrät. Wer erinnert sich hier nicht an den Selbstsüchtigen, der beim Tanz nur sein eigenes Vergnügen sucht und keine Sorge für die Tanzfreude seiner Gefährtin hat, sich im Schritte nicht an sie anbequemt, sich auch nicht die Mühe nimmt, sein eigenes Tanzen zu vervollkommnen, sondern ungeniert jeder Dame zumutet, ihn bei seinen plumpen Sprüngen anmutig zu begleiten? Man denke ferner an den Sinnlichen, der jede Gelegenheit benutzt, sich anzuschmiegen und ver-

traulich zu werden, und dessen Tanz unverkennbar etwas Unfreies und Dumpfes an sich hat. Endlich beobachte man den Willensschwachen und Charakterlosen, der seine Tänzerin ohne jede feste und umsichtige Führung läßt, im Gedränge wie eine Billardkugel hin und hergestoßen wird, überall anstößt und schließlich nach zahlreichen ‚Pardon‘ und ‚Autsch‘ durch den Stoß irgendeines vorbeitanzenden Paares mit der Seinigen auf die Klippen geschleudert wird, auf denen die zuschauenden Mütter sitzen.

Den ‚Gentleman‘ hingegen erkennt man beim Tanzen an der Art, wie er seine Dame führt, und wie er sie durch das Maß der eigenen Bewegung vor unweiblichen Bewegungen schützt, wie er durch kein Wort, keine Miene und keine Gebärde Versprechungen aussendet, von denen er nicht weiß, ob er sie halten kann, wie er seine Dame nicht nur vor Zugluft, sondern auch vor ihrem eigenen Temperament und vor fremdem Gerede schützt und weibliches Entgegenkommen niemals renommierend preisgibt. Mancher ahnt gar nicht, wieviel ehrenvolle und ritterliche Regungen, ja wieviel der besten Manneseigenschaften gerade in der Tanzgeselligkeit geübt und erprobt werden können. Und so wie der Soldat stets eingedenk sein soll, daß er des „Königs Rock“ trägt, so soll der Mann auch auf dem Tanzboden sich nie seiner ritterlichen Würde und Verantwortlichkeit begeben, ja er soll hier doppelt wachsam sein, daß er nicht schwindlig wird im Charakter und im Gewissen, so wie man auf glattem Boden doppelt vorsichtig im Schreiten ist. Mannesehre und Tanz darf nicht voneinander getrennt werden; der Tanz soll nicht nur ein Zappeln der Beine und das Hüpfen eines Männchens sein, sondern die Darstellung eines Mannes, der seine Haltung bewahrt auch in der stärksten Bewegung, der seine Dame so führt, daß sie nicht ausgleitet, daß sie andere nicht stößt und von ihnen nicht gestoßen wird, und der bei aller Festigkeit, mit der er den Arm um die Dame legt, doch nie zudringlich tanzt, sondern stets Distanz zu halten weiß. Ist dies alles nicht auch ein Gleichnis für viele höhere Dinge im Leben?

Zur Mannesehre im Tanzsaal gehört es auch, das man sich keine Tänze aufdrängen läßt, die von dorther kommen, wo Mann und Weib schon längst keine Ehre mehr haben. Es gibt eine Menschenwürde zu verteidigen nicht nur in der Fabrik und in der Werkstatt, sondern auch auf dem Tanzboden, und es gibt Tänze, die man Affen, Böcken, Hanswursten und Lumpen überlassen soll, und die ein echter Mann unnachsichtig zu boykottieren hat. Und wem hier der ‚Zorn der freien Rede‘ und der Mut zu ‚flammendem Proteste‘ fehlt, der mag in Volksversammlungen noch so gewaltig auftreten — er ist doch kein Mann und kein Freiheitsheld, sondern ein Feigling und ein Herdentraber. ‚Mannesmut vor Königsthronen‘ ist oft viel leichter, als Mannesmut im Tanzsaal.

Verrat.

Das Wort Verrat hat einen schrecklichen Klang: eine bodenlose Verzweiflung liegt dahinter. Nächtliche Kinderträume fallen uns ein, in denen man in unergründliche Tiefen unaufhaltsam hinabstürzt. Oder man sieht

vor dem innern Auge ein Schloß am Meere, umgeben von gewaltigen Mauern und Türmen — und plötzlich werden die Türen geöffnet, pfeifend braust der Sturm hinein, bläst alle Lichter aus, reißt alle Türen auf, wirft alle Türen wieder zu — Verrat schreitet schwer und wild bis in die letzten Räume, ‚Verrat‘ dröhnt es von Männerstimmen, ‚Verrat‘ gellen die Stimmen der Frauen — am Morgen aber sieht die Sonne nur noch rauchende Trümmer, darüber wehen die Zypressen, es singen die Vögel, und die Wellen rollen mit dem ewiggleichen Klange über die zertretenen Ufer. Was weiß die Natur von Treue und von Verrat? Aber für den Menschen ist Treue die einzige Heimat auf dieser Erden – Verrat ist Erlöschen aller Herdfeuer, Verdunkeln aller Himmelslichter — Verrat ist Nacht, Eis und Tod.

Wer möchte ihn nicht hassen, wenn er mit spottenden Gebärden und gewaltiger Zerstörung mordend und sengend in das Leben einbricht? Und doch, wieviel Verrat tragen wir in unserer Seele, ohne es zu wollen und zu wissen! ‚Herr, bin ich's, bin ich's, bin ich's . . .?‘ — so fragen die Jünger entsetzt durcheinander, als Christus das Wort gesprochen: ‚Einer unter euch wird mich verraten!‘ Keiner traut sich selber vollkommen — Verräterei scheint wie ein dunkles, tief eingeborenes Verhängnis über der Seele des Menschen zu liegen. Und keiner von uns vermag sich ohne Sünde zu fühlen, wenn er die herbe Anklage des britischen Generals Gordon hört: ‚Der Mensch ist in seiner Essenz ein Verräter.‘ Was heißt dies, und wo sitzt eigentlich unser geheimnisvoller Anteil an dem Fluch des Verratens?

Der Herdentrieb im Menschen ist es, der so wenig ganz unerschütterliche Treue aufkommen läßt. Die jeweils um uns sind, die haben die Macht über unsere Seele. Das ist die Diktatur der Anwesenden. Wehe dem Abwesenden! ‚Ich kenne diesen Menschen nicht.‘ Seine Ansprüche und seine Rechte werden der Unterhaltung, der Menschenfurcht, der feigen Anpassung geopfert. Das ist der Sieg der Sichtbaren über die Unsichtbaren.

Es gibt gar keine höhere Schule der Charakterbildung, als daß man den Verräter in sich selber bekämpft und ein empfindliches Gewissen bekommt für das, was eigentlich zur Ausübung wahrer Treue gehört — wieviel Schweigen, wieviel Bekennen, wieviel Fürsorge für die Unsichtbaren, wieviel Tapferkeit gegenüber den Sichtbaren, wieviel Kampf gegen gesellige Gefallsucht, gegen das Kameradschaftmachen mit jedermann — kurz, wieviel Befreiung von der Tyrannei der menschlichen Gesellschaft! —

(Fortsetzung folgt.)

‚Die Schiffbrüchigen‘ / Von Viktor Eschbach

Seit Wochen wird jeden Abend im Deutschen Theater in Berlin das von dem bekannten Verfasser der ‚Roten Robe‘, André Brieux, unter obigem Titel verfaßte französische ‚Drama‘ oder sagen wir lieber ‚Stück‘ dem ‚aufklärungsbedürftigen‘ Berliner Publikum vorgeführt. Die Anregung zu den zahlloser Aufführungen dieses französischen Theaterstücks ging von der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten aus. Schon aus dieser Tatsache läßt sich mit Grund vermuten, daß es sich bei diesem Schauspiel um ein Tendenzwerk handelt, und auch leicht erraten, welche Tendenz es verfolgt. Tatsächlich läuft denn auch das ganze Stück darauf hinaus, dem Zuhörer und Zuschauer die verhängnisvollen Folgen der syphilitischen Ansteckung für das Individuum, für die Familie, für das Volksganze und die Gesellschaft mit schreckenerregender Deutlichkeit vor Augen zu führen. Es liegt für den Verfasser eines derartigen Tendenzwerkes nahe genug, die Farben recht dick und grell aufzutragen, und tatsächlich hat es Brieux auch nicht verschmäht, mit groben Effekten zu arbeiten. Der künstlerische oder auch nur literarische Wert des Stückes dürfte unter diesen Umständen kaum sehr hoch zu veranschlagen sein. Indessen auch ein vom ästhetischen Standpunkt aus plump zu nennendes Tendenzwerk kann ethisch und sozial begründete Werte besitzen, die eine rührige Propaganda dafür als wohl berechtigt, ja sogar als moralische Pflicht erscheinen lassen können. Ein unter solcher Tendenzmarke lanziertes (und wir können in diesem Falle wohl auch sagen: geschaffenes) Werk wird auch der ästhetisch und kritisch geschulte literarische Feinschmecker gelten lassen können, da es sich ja von vornherein als das gibt, was es ist: als ein auf den sittlichen Willen und den Intellekt des Hörers absichtsvoll wirkendes Stück, das also bewußt auch auf den Anspruch verzichtet, als Kunstwerk gemessen und gewürdigt zu werden. In diesem Sinne ist wohl auch die Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten für seine Aufführung in Berlin eingetreten, in diesem Sinne hat wohl auch Brieux selbst das Stück geschrieben.

Wenn wir also von einer literarischen und dramatischen Kritik hier absehen dürfen, so sind wir um so eher berechtigt, den logischen und ethischen Maßstab an das Werk zu legen. Es gilt also u. a. die wichtigen Fragen zu stellen: ist die Idee, für die der Verfasser in seinem Werk eintritt, gut? und dann vor allem: hat er sie überzeugend vertreten, und sind die Mittel zu ihrer Realisation durchschlagend wirksam? Über die erste Frage wird kaum zu streiten sein: es sind im Grunde Binsenwahrheiten, die freilich deshalb nicht weniger bedeutungsvoll sind und nicht weniger mißachtet und — ignoriert zu werden pflegen, die uns hier mit Pathos verkündet werden. Gern wollen wir an den vollen Ernst und die ehrliche Begeisterung glauben, womit der Verfasser sein peinliches Thema behandelt hat, und die — wir wollen einmal Optimisten sein — auch auf den moralischen Durchschnittsmenschen nicht ohne Eindruck bleiben mögen.

Anders stellt sich uns aber die Bedeutung des Stückes dar, wenn wir die Art der Problembehandlung näher betrachten. Brieux läßt die Handlung sich so entwickeln, daß als die Wurzel alles Übels sich immer wieder die Unwissenheit offenbart, die Unwissenheit über die Herkunft, über den Verlauf, über die nächsten und fernsten Folgen der syphilitischen Ansteckung. „Ich wußte ja nicht . . .“: das ist der Refrain nach jedem Unglück, das ist der ständige Gegenstand der Entrüstung des aufklärenden und predigenden Arztes während der drei Aufzüge des Stückes. Allein schon gleich zu Anfang des Stückes selbst müßte man eigentlich stutzig werden über diese hohe Einschätzung des bloßen Wissens. Der junge Mann, der da von einem Spezialisten die bittere Wahrheit erfahren muß, ‚weiß‘ doch am Schlusse der Konsultation zur Genüge, um was für eine Krankheit es sich handelt, und auch die Folgen werden ihm vom Arzt mit wünschenswerter Deutlichkeit vor Augen geführt. Hat der nunmehr alles ‚Wissende‘ sich etwa infolge seines ‚Wissens‘ abhalten lassen, die geplante Ehe einzugehen? Haben die furchtbar ernsten Ermahnungen und unerbittlichen Aufklärungen seines Arztes es vermocht, ihm die Kraft zu geben, daß er seiner leidenschaftlichen Liebe zu seiner Braut widerstehe, auf die großen Vorteile seiner bevorstehenden Verheiratung und eine aussichtsreiche Zukunft verzichte und alle unbequemen und schlimmen Folgen auf sich nehme? Nun wird freilich die Eingehung der Ehe von seiten des Mannes psychologisch damit erklärlich gemacht, daß er sich auf ein Zeitungsinserat hin einem ebenso obskuren wie gewissenlosen Arzt anvertraute, der ihm in kürzester Zeit völlige Heilung in Aussicht stellte: Also doch wieder die ungenügende Aufklärung? Allein diesen verhängnisvollen Schritt tat er doch erst nach der grausamen Eröffnung durch den gewissenhaften Mann der Wissenschaft. Da muß man denn doch fragen: was nützt uns denn alle Aufklärung, wenn ihr nicht geglaubt oder Folge geleistet wird, sobald ihre Resultate uns in schwere Konflikte bringen, wenn die Autorität des berühmten Spezialisten hinter der erbärmlichen Weisheit und frivolen Auskunft des Kurpfuschers und Quacksalbers zurückstehen muß?

Und wenn dies bei einem heiratsfähigen Mann der begüterten und gebildeten Kreise geschieht, was soll man von der großen Masse des mittleren und kleinen Bürgertums erwarten, von der untersten Schicht des Proletariats ganz zu schweigen?

Indes sehen wir ab von dem Brieuxschen Stück selbst: die Widersprüche und Unzulänglichkeiten in der Behandlung des Problems könnten ja lediglich an der Ungeschicklichkeit des Verfassers liegen, nicht an der von ihm verfochtenen These selbst. Allein gibt uns etwa die Wirklichkeit eine Bestätigung dieser These? Man sehe sich doch einmal in den Kreisen der mittleren und höheren Gesellschaftsschichten um und erforsche unbefangen die Auffassungen und Gesinnungen der modernen männlichen Jugend in diesen Dingen. Wer wagte zu behaupten, daß den heutigen jungen Männern die Aufklärung in sexuellen Angelegenheiten mangelt? Wer aber noch daran zweifeln wollte,

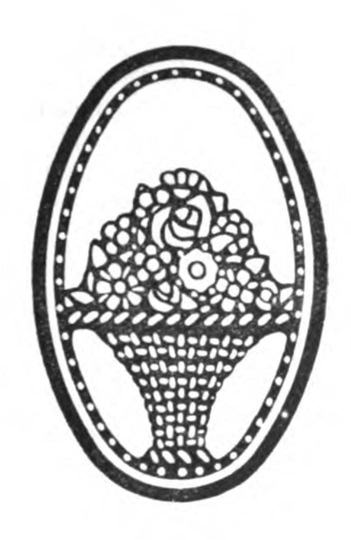
der erkundige sich bei den Medizinern unter der akademischen Jugend. Diese dürften doch nachgerade genügend Bescheid wissen: und doch, bleiben diese etwa von Ansteckungen verschont? Und erst die professionellen Lebemänner? Soll man auch von denen glauben, daß sie infolge Unwissenheit an den Folgen ihres Lebenswandels kranken? Gewiß mögen manche, vielleicht auch viele, infolge ihrer Unkenntnis der wirklichen Gefahren und all ihrer Folgen ‚schiffbrüchig‘ werden, ihr eigenes und anderer Leben zerstören. Allein wie viele haben über sich und andere Unheil gebracht bei voller Kenntnis der Sachlage? Die umfassendste Kenntnis und tiefste Einsicht bleibt praktisch wert- und wirkungslos, wenn nicht Wille, Gemüt, Charakter aus dem Erkannten die Konsequenzen zu ziehen vermag. Wahrlich nicht die Unwissenheit ist der Übel größtes, das haben die tiefsten Lebenskenner noch immer erkannt, sondern der egoistische Eigenwille und der Mangel an Selbstbeherrschung, Selbstüberwindung und Opfermut.

Indessen auch von diesen psychologischen Betrachtungen und Widersprüchen abgesehen, noch ein anderer, tieferer Grund ist es, der uns den Brieuxschen Lösungsversuch so unbefriedigend und unzulänglich erscheinen läßt. Nehmen wir einmal an, jene obengenannten Schwächen und Kurzsichtigkeiten in der Beurteilung der Menschennatur wären nicht vorhanden, die richtige und rechtzeitige Aufklärung hätte wirklich den gewünschten Erfolg und bewahrte die Menschheit vor all den traurigen Folgen dieser fürchterlichen Krankheit. Eine Seite dieses Problems bliebe dabei ganz unberücksichtigt: die ethische, ja man wäre fast versucht, hinzuzufügen, auch die ästhetische. Und hier kommen wir an einen Punkt, wo wir nicht das Stück des französischen Schriftstellers, sondern die ganze Geistesart und Lebensauffassung, aus der heraus es geschrieben wurde, für bedenklich halten, ja in letzter Instanz ablehnen müssen. Es ist dies die Verschiebung aller moralischen Gesichtspunkte aufs Medizinische, Hygienische und Juristische hinüber, eine Verschiebung, die in Wirklichkeit schließlich nichts anderes als eine Ausschaltung aller ethischen Reflexionen darstellt. Wir wollen uns ganz gewiß nicht verhehlen, daß eine ausschließlich moralische Behandlung des schwierigen Problems sowohl theoretisch nicht genügt, als auch praktisch an der Schwäche der menschlichen Natur und der Kompliziertheit unseres modernen Lebens versagt; wir nehmen auch keinen Anstand, einzugestehen, daß früher und auch jetzt noch vielfach die Frage zu einseitig moralisch erörtert worden ist, und daß diese Einseitigkeit jene amoralische hygienische Reaktion mit provoziert hat. Allein das alles rechtfertigt nicht im entferntesten die viel schlimmere Einseitigkeit unserer modernen Aufklärungsethiker, die durch Bereicherung unseres Wissens mit medizinischen und juristischen Kenntnissen alle Leidenschaften des menschlichen Herzens zu regulieren wähnen.

Es wäre gewiß Torheit, die Aufklärung im Prinzip zu bemängeln oder gar zu verwerfen. Nicht die Aufklärung als solche, sondern nur die Motive, aus denen heraus gewisse Kreise sie so leidenschaftlich betreiben, und

ihre daraus entspringende maßlose Überschätzung gilt es zu bekämpfen. Nicht die bei den unbestreitbaren tiefen Zusammenhängen und innigen Wechselbeziehungen zwischen Körper und Geist unvermeidliche Verquickung von moralischen mit hygienischen Überlegungen, sondern ihre restlose Identifizierung ist es, was dem sittlich und ästhetisch feiner empfindenden Menschen alle jene hygienischen Bestrebungen so unsympathisch macht. Alle Fragen nach gut und böse lösen sich dort auf in solche nach gesund und krank, nach vorteilhaft und schädlich, in Fragen der Klugheit und Dummheit, der berechnenden Vorsicht und gedankenlosen Unvorsichtigkeit. Wir haben hier ein typisches Beispiel von Nutzanwendung jenes utilistischen, d. h. alle Fragen des Lebens nach Nützlichkeitsgesichtspunkten entscheidenden Moralprinzips, das von allen tieferen Philosophien in der Geschichte verpönt wurde, dafür aber um so mehr bei der breiten Masse der modernen Bildungsphilister Beifall und vor allem auch — Verständnis fand und immer wieder finden wird. Gewiß, es mag sein, daß jene Kreise überhaupt nur durch den Appell an die trivialsten Weisheiten des gesunden Menschenverstands zugänglich sind: denn der Durchschnittsmensch, auch der gebildete, oder vielmehr gerade er besonders, scheut eine Vertiefung der Begriffe nicht minder wie die Unbequemlichkeiten ethischer Konflikte. Von diesem Standpunkte aus hat Brieux zweifellos den richtigen Ton getroffen und seine Wahrheiten plausibel zu machen verstanden. Mag auch sein, daß mancher ‚klüger' aus der Vorstellung herausgegangen ist, daß er für die Zukunft ‚vorsichtiger' sein wird, daß er nunmehr weiß, was alles ihm bevorstehen kann, wenn er sich nicht ‚in acht nimmt'; und schließlich kann es nicht schaden, wenn auch diese philisterhaften Verstandesmenschen auf eine ihnen verständliche Weise an den Ernst dieser Dinge erinnert werden. Aber ebenso sicher ist es, daß mit einem medizinischen und juristischen Belehren, Aufklären, Warnen und Behüten unserer gebildeten und nichtgebildeten Banausen und banalen Lebenstechniker das gewaltige Problem nicht entfernt gelöst werden wird. Das Sexualleben ist mit das furchtbarste und zugleich ehrfurchtsvollste Problem, das der Menschheit auferlegt worden ist. Nirgendwo in unserem Dasein finden sich wie hier Geist und Körper, Seelisches und Animalisches so geheimnisvoll, so widerspruchsvoll, so grotesk miteinander verknüpft. Da ist es kein Wunder, wenn eine durch und durch so nüchterne rationalisierte Ethik, wie die utilistische, wenn unsere moderne hygienische und medizinisch-juristisch orientierte Lebensauffassung an dem irrationellsten Lebensphänomen kläglich scheitern muß. Gewiß, Kenntnis der Physiologie ist gut, Beobachtung der hygienischen Vorschriften ist gut, Einblick und Überblick über die einschlägigen juristischen Beziehungen und Zusammenhänge ist gut: das alles und noch manches andere ist ganz vortrefflich. Für manche, vielleicht für viele, für die vielen allzuvielen, deren Lebensschifflein nicht mit besonders schwerer ethischer und ästhetischer Fracht beladen ist, mögen jene Kenntnisse zur Not genügen; niemals aber in den tieferen Konflikten des Lebens, die keinem erspart bleiben, der in seinem Dasein mehr sieht als die Regulierung seines

Trieblebens und die Befriedigung seiner Alltagsbedürfnisse. Worauf es dann ankommt, das ist unsere Lebens- und Weltanschauung: sie behält bewußt oder unbewußt das entscheidende Wort. Alle unsere großen aktuellen Fragen sind im Grunde Weltanschauungsfragen, nur von einer Weltanschauung her läßt sich an diese Probleme überhaupt ernstlich herantreten. Eine solche ist aber nicht Sache des bloßen Verstandes und der klugen Berechnung, wie der Utilitarismus in seiner naiven Philisterhaftigkeit wähnt, sondern zugleich auch des menschlichen Herzens mit seiner Sehnsucht und ewigen Forderungen. Vom Herzen gilt das bekannte Wort Pascals, daß es Gründe hat, die der Verstand niemals erfassen wird. Nirgends aber besitzt dieses Wort tieferen Sinn als auf dem rätselvollen Gebiet des sexuellen Lebens. Es ist daher kein Wunder, wenn ein so eminent ‚verständiger‘ Schriftsteller wie Brieux bei allem Aufwand von klugen Ermahnungen und eindringlichen Belehrungen uns im Grunde nichts zu sagen weiß. Das vermag nur der in die Tiefen des Lebens dringende und aus ihnen schöpfende Dichter und Dramatiker, nicht der Leitartikel dramatisierende Literat.



Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Der Begriff des ‚Dichters‘ ist unserer Zeit fremd geworden; man sagt, der Dichter passe nicht in unsere Zeit, sicher ist, daß er zu unserer Zeit gegensätzlich steht. Denn der Dichter setzt sich nicht vor die Dinge, kneift kritisch die Augen zu und fragt sich: wie stelle ich das dar, sondern er hat ein innerliches Erlebnis und bemüht sich, dies darzustellen. Er versinkt in gesegneten Augenblicken tief in das Wesen der Welt, das Gefühl ewiger Zusammenhänge wird ihm offenbar, die mannigfaltige Außenseite der Welt sieht er geschaffen durch ewige geistige Kräfte, er wird immer das Bild des Lebens aufstellen wie es sein sollte, nicht wie es, verzerrt durch Schuld, Gleichgültigkeit, Frevel, wirklich ist. Wenn er das alles darstellt, so wird er ein Werk schaffen, das durch sein bloßes Dasein Kritik am Bestehenden ist. Er zeigt höheres; der Masse da unten erscheint ein leuchtendes Gebilde, es muß dieses Gebilde hassen, als etwas Störendes, Mahnendes, welches die dumpfe Ruhe des Trieblebens verächtlich bescheint. In manchen Zeiten, da ein idealer Schwung auch die Massen beseelt, wird der Dichter schon bei Lebzeiten zu Horchenden sprechen können, heute, wo die Lösung der sozialen Frage leidenschaftlich und vielfach versucht wird und versucht werden muß, der Mensch aber meisthin nicht gut praktisch und ideal interessiert sein kann, muß der Dichter notgedrungen auf eine augenblickliche Wirkung verzichten; — drohende Gewitter stehen finster am Horizont, die Sorge ums Brot treibt alles ins Feld — da predigt selbst der Pfarrer Sonntags vor leeren Bänken. Man muß sich aber vor allzustrenger Verurteilung der Zeit, in der man lebt, hüten, gerade die Bitterkeit der Zeitfragen und Zeitkämpfe läßt in einzelnen Menschen eine lebhafte Unbefriedigung geboren werden und läßt die Sehnsucht nach dem echten Dichter, der über der Zeit steht, desto inniger und feuriger werden. Daher es dann immer mancherlei Gemeinden von ‚Stillen im Lande‘ gibt, die dem Dichter ein zwar kleines, aber dankbares Publikum sind. Ein solcher Dichter mit vorläufig noch fehlender Massenwirkung, aber mit einer aufhorchenden kleinen Gemeinde ist Lienhard. In den langen Jahren, da die Entwicklung dieses Dichters zu beobachten war, ist deutlich geworden, daß er mit heißem Bemühen nach menschlicher und poetischer Vollkommenheit trachtete. Deutlich geworden aber auch, daß der Glauben: bedeutender Dichter sein, heiße bedeutender Mensch sein, für ihn als Dichter nicht ohne Gefahren war. Nur zu leicht verleitet das Gefühl, innerlich reif zu sein und als Mensch in erbittertem Ringen alles Unedle, Schwache und Schwunglose in sich selbst niedergerungen zu haben, dazu, dies menschlich-persönlich Wichtige auch von vornherein poetisch wichtig zu nehmen. Persönlichkeit und Dichter haben aber ihre eigenen Gesetze des Wachsens und Reifens; während der Mensch Lienhard fertig war, stand es mit dem Dichter Lienhard noch keineswegs so; die Fülle der guten und edlen Gedanken, die er der Welt zu verkünden hatte, auch dichterisch ver-

---

* Friedrich Lienhard, ‚Der Spielmann‘, Roman aus der Gegenwart. (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, Mk. 4.—.) Georg Engel, ‚Die vier Könige‘. (Grethlein & Co., Leipzig, Mk. 6.—.)

wandelt darzustellen gelang ihm nicht immer, die Gestaltungskraft zeigte sich nicht immer stark genug, die wachsende Last der Gedanken und Ideen in sich zu verarbeiten und mit sich zu reißen, daß sie schwebend als leuchtende Welt sich selbst trugen. Wenn es ihm aber gelang — ich denke da immer wieder an die Dramen ‚Heinrich von Ofterdingen' und ‚Wieland der Schmied', welch letzterer gerade jetzt wieder auf der Danziger Freilichtbühne eine erstaunliche Wirkung ausgeübt hat — wenn es ihm also gelang, die Idee künstlerisch zu vergegenwärtigen, so schuf er Werke, deren Zeit unbedingt einmal kommen muß. Und wenn es ihm nicht gelang, so blieb doch noch soviel, daß ernsthafte Menschen Herz und Geist an solchen Arbeiten aufrichten konnten. Es ist ja auch nur zu leicht zu verstehen, daß ein so hochsinniger Mensch wie Lienhard wirken will und wirken muß um jeden Preis: so erscheint er zuweilen nicht als Dichter, sondern als geistiger Führer, den es drängt, seine Sache auch in doktrinärer Form darzulegen, sie in faßlicher Art nicht nur dem genießenden Empfinden, sondern auch dem nachprüfenden Verstande zu bieten. Die Krönung von dieser Art Arbeit waren die sechs Bände ‚Wege nach Weimar', höher und weiter ging es nicht gut und man konnte erwarten, daß nunmehr Lienhard wieder an seine Entwicklungsmöglichkeiten als Dichter denken würde. Er wandte sich denn auch einer neuen Dichtform zu, dem Roman ‚Oberlin'; man konnte dem Werk mit ehrlicher Achtung begegnen. Nun ist auch sein zweiter Roman erschienen, ‚Der Spielmann', der aber kein Roman ist, sondern sozusagen ein populärer Abriß Lienhardscher Weltansicht, dazu eine Art Autobiographie. ‚Der Spielmann' hat eigentlich nur diese Bedeutung, daß seine Lektüre dem mit Lienhards Ideen noch nicht vertrauten Leser eine leichtfaßliche Übersicht dessen bietet, was Lienhard will. Denn dem Eingeweihten giebt das Buch nichts Neues. Im ‚Thüringer Tagebuch' und in den ‚Wegen nach Weimar' ist alles, was im Spielmann steht, schon enthalten, sogar das Entwicklungsprinzip, auf dem der Roman aufgebaut ist: Fernfahrt — Einkehr. Ein junger Dichter, den das bunte Leben zu verwirren droht, wird durch Freundin und Gattin in die tätige Stille geführt — nur daß diese Entwickelung nicht eigentlich dargestellt, sondern durch Gespräche, Briefe, Monologe erörtert wird. Immer fehlt das Blut und die Fülle des Lebens, es sind Theoreme, die nicht überzeugen; Lienhard war das, was er sagen wollte, wichtiger, wie das Kunstwerk, um das es sich doch handeln sollte. Unmöglich ist es keineswegs, daß Lienhard noch einmal den Roman schreibt, der die ihm so sehr am Herzen liegende Entwicklung von außen nach innen künstlerisch bewältigt, aber dazu gehörte von vornherein eine größere Breite der Anlage, ein Anfangen mit der hitzigen Jugend, ein Enden mit dem Wirken (dem echten Wirken!) als reifer Mann. Hier hinein gehören Gegensätze, wie immer in ein Dichtwerk; der Leser muß sich gefühlsmäßig selbst entscheiden können, gedankenvolle Gespräche helfen da nichts, Darstellung überzeugt allein. Kein Zweifel auch: der rechte, noch zu schaffende ‚Spielmann'-Roman würde das Höchste geben, was ein Roman überhaupt geben kann: eine andere Art ‚Wilhelm Meister'. Daß Lienhard diesen Roman schreiben kann, glaube ich wohl; eins steht fest: Der heutige Versuch war verfrüht. Schon wegen der Nähe und Neuheit des persönlichen Erlebnisses, das hier dominiert. Es eilt ja nicht, das große Werk kommt immer noch zurecht.

Wenn ich nun Georg Engel mit seinem neuen Roman ‚Die vier Könige' neben Lienhard nenne, so geschieht es, weil Engel ein vollkommenes Musterbeispiel dafür geliefert hat, wie ein Gestalter Gedanken organisch aus Menschen wachsen läßt und sie ihnen nicht nur — in den Mund legt. Ich habe schon mehrfach

darauf hingewiesen, daß Engel in der Gegenwart immerhin eine Ausnahmestellung einnimmt. Er ist sicher nicht von jener höchsten Art, zu der Lienhard bestimmt ist, er vergißt nie, daß die Leser sich zunächst einmal unterhalten wollen. Innerhalb dieses Zugeständnisses arbeitet er aber so ehrlich, läßt hinter den Dingen, die geschehen, immer geheimnisvolle Urgründe auftauchen, so daß der Leser hinter den Einzelfällen immer die ewigen Menschheitsdinge spüren muß. Das ist heutzutage schon immer sehr viel. Er sieht in der Gegenwart vier Könige um die Herrschaft kämpfen und wünscht sie darzustellen. Das Eisig-Gedankenhafte, das zunächst immer da sein wird, wenn nicht die Figuren und Geschehnisse, sondern die Ideen und ihre Wirkungen dem schaffenden Geiste zuerst auftauchen, ist von vornherein durch die Einführung der vier Könige ausgelöst. Bei einem Kartenspiel von guten Bürgern erscheinen sie, werfen die vom Grog Benebelten hinaus und setzen sich — als die vier Könige des Kartenspiels, selbst hin, um gegeneinander zu spielen. Und erst nach diesem humoristisch-symbolischen Vorspiel setzt der Roman ein, in dem ein adelsstolzer Gutsbesitzer, ein liberaler Bürgermeister, ein selbstgerechter Pfarrer und ein idealistischer, sozialdemokratischer Lotse gegeneinander kämpfen. Alles Menschliche droht in diesem Kampfe unterzugehen, Herrschaft zu haben wünscht alles, die Idee macht die Menschen zu Todfeinden, bis schwere Geschicke, Schuld und Sühne ihre klärende und lösende Wirkung ausüben. Bernhard, der Gutsbesitzer, spricht das Ergebnis des Buches einmal aus: ‚Wir liegen innerhalb der Nation wie vier, fünf fremde Völker unter ihren Königen gegeneinander und werfen Schanzen zwischen uns auf. Und dieser Kampf braucht nicht aufzuhören, denn aus ihm quillen Leben und Entwicklung. Aber von jetzt an will ich nicht vergessen, Herr Pastor, daß hüben wie drüben Menschen stehen. Arme, weinende und jauchzende Menschen, die ihr bißchen Glück nach Hause tragen wollen.‘ Und in seiner reizenden, auch das Tote belebenden Art läßt Engel eine Pagode unter silbernem Hut das Schlußwort sprechen: ‚Kampf und Streit, das sind die beiden Riesen, die den Erdball zwischen ihren Fäusten drehen. Und sie waschen ihn mit Schweiß und Blut, damit das alte Gefüge zusammenhält und nicht auseinanderspringt. Zuweilen aber lassen sie auch ihre Tochter auf der Kugel tanzen. Ein wundersames, rosiges Mägdelein, das Versöhnung heißt. Und wenn die Erde ihre Fußtritte verspürt, dann erbebt sie und feiert ihre höchsten Feste. Willst du das Mägdelein verjagen, du Tor? Ich nicht, ich bejahe das Leben, ich bejahe es.‘ — Hier ist kein schwächlicher Determinismus, der gesteht, daß jeder auf seinem Standpunkt recht habe — also habe ich nicht mehr Recht wie er, und ein Kampf ist gemein. Nein, den Standpunkt bekämpfen, aber den Menschen lieben, ist das Rechte. Diese Überzeugung, die Engel zum Schluß, wie ich zeigte, auch in Worte faßt, hat der Leser aber schon aus dem Roman selbst geschöpft, und das ist das Wesentliche, welches zeigt, daß Engel nicht mathematisch gleichsam ein Ideenexempel löste, sondern daß die dargestellten Geschicke machtvoll und menschlich genug sind, daß der Leser die Lösung selber findet. Die Idee überzeugt nie, das Leben immer.

Hochland-Echo

Der Barbarenwald

Der große schwedische Forschungsreisende Sven Hedin hat es der Mühe wert gehalten, den Roman eines seiner Landsleute durch ein von ihm geschriebenes Vorwort eigens zu empfehlen. Das Buch selber ist von K. G. Ossian-Nilsson und heißt ‚Der Barbarenwald'*; es verdient in der Tat eine besondere Aufmerksamkeit, die ihm in Deutschland bisher noch nicht zuteil geworden zu sein scheint. Der Verfasser, einer der begabtesten Lyriker der jüngeren schwedischen Literatengeneration, hatte sich aus idealer Begeisterung der ‚großen Kulturbewegung' des Sozialismus angeschlossen, fand sich aber dann gründlich enttäuscht und zurückgestoßen und hat seine Erfahrungen niedergelegt in einem sozialen Roman, eben dem ‚Barbarenwald'. Über diesen Titel gibt Sven Hedin in der erwähnten Einführung Auskunft, indem er gleichzeitig die Gründe jener Enttäuschung klarlegt.

> ‚Gepackt von der sozialdemokratischen Volksbewegung und selbst Zeitungsmann in ihrer Presse, erkannte der Verfasser klar, daß das, was ihm das Teuerste war: Kultur, persönliche Freiheit, Vaterland, gesunde gesellschaftliche Entwicklung, Ordnung und Stärke, unter den Sozialdemokraten um nichts heiliger galt als in anderen Lagern, sondern daß im Gegenteil diese Begriffe und Ideale von ihnen oft verhöhnt und niedergetrampelt wurden.' Das Buch, sagt Hedin weiter, ‚stellt einen donnernden Protest dar gegen die dämmernde Pöbelherrschaft, einen schallenden Warnungsruf gegen den wandelnden Barbarenwald, der alle höheren und helleren Aussichten zu verdunkeln und mit seinen Wurzeln im Laufe einer oder zweier Generationen eine Kultur zu ersticken droht, die eine Entwicklung und einen Kampf von 6000 Jahren hinter sich hat.'

Die ästhetische Seite des Ossian-Nilssonschen Buches mag hier außer Betracht bleiben. Zur genaueren Kennzeichnung jener erwähnten Grundauffassung sollen nur diejenigen Stellen wiedergegeben werden, an denen der Autor einen hochgebildeten, aber deklassierten Dichter, der an dem sozialdemokratischen Blatte mitarbeitet, den Kern seiner Entrüstung aussprechen läßt. Mit einer Mischung von Galgenhumor und Inspiration erklärt dieser innerlich zerrissene Poet den anderen Redakteuren und den Intelligenzen der Partei, wie töricht und widerspruchsvoll es sei, wenn Akademiker, die gern ihre Nervosität Humanität nännten, dem nahenden Barbarensturm Vorschub leisten,

> ‚wir, die wir wissen, daß die Differenzierung ein Gesetz ist, das ewig die Assimilierung ergänzt, wie Attraktion und Repulsion einander ergänzen und aufwägen! Wir, die wir wissen, daß die Erde vereisen wird, und dennoch in Entzücken verfallen über ferne Zukunftsziele, die wir ideal nennen.

* K. G. Ossian-Nilsson, ‚Der Barbarenwald'. Eine Erzählung im Zeichen des Klassenkampfes. Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Emilie Stein. Verlag Albert Bonnier, Leipzig und Stockholm, o. J.

„Wir leiden an schlechtem Gewissen, was dasselbe wie Nervenschwäche ist. Unsere Kultur hat einen moralischen Katzenjammer bekommen, sie hält inne und zaudert — wie Rom und Hellas vor dem Untergang — und darum dringt die Barbarei ein. Wir haben die Barbarei verkannt, unterschätzt, die Barbaren falsch behandelt, ihre Unwissenheitssümpfe sich ausbreiten, ihre Elendwälder über die Grenze hereinwachsen lassen. Ja, jeder dieser Organismen, dieser Arbeiterverbände ist ein Baum, jedes Volkshaus ist ein wachsender, schattiger Baum, und alle zusammen sind sie ein mächtiger, erobernder Wald, verbunden durch kleine Wäldchen von Proletarierhäusern und Armenvierteln, durch das Nessel- und Dornengestrüpp des Elends. Die große Bewegung des Klassenhasses ist ein gewaltiger Urwald der Barbarei, in dessen Schatten die Hunnenhorden, die Verwüster der Zivilisation, die anrückenden millionenköpfigen Massen ihre Zelte aufschlagen. Die Barbaren und der Barbarenwald, beide rücken sie vor, plündern unsere Gärten, verwüsten unsere Äcker, stürzen unsere Festungsmauern und schlagen unsere Heere. Ach, wir haben das Erbe, das Hellas und Rom der Kultur, vernachlässigt, wir haben über unseren Spaten geschlafen und wir mißachten unsere Schwerter; unsere großen Helden sind tot, erschlagen wie Gladiatoren auf der Arena unserer Mißgunst, unsere Pfadroder sind müde geworden, und wir fallen mit Steinen über sie her. Uns gegenüber stehen die Barbaren und der Barbarenwald — und was tun wir angesichts ihrer Macht, wir Epigonen, wir Romaioi, wir Graeculi? Wir flüchten. — Einige in gestürzte Tempelwölbungen, wo das Schwert sie bald erreichen wird. Andere in die Arme des Waldes, in die Reihen der Barbaren — als Romaioi der Zivilisation, die den Barbaren im Vernichtungskampfe gegen sie selbst dienen.

O, ihr Akademiker, hört ihr denn nicht das Getrampel, das Getrampel der Barbarenmasse, die sich rüstet, die Kultur, die unser Stolz, und die Freiheit, die der Schöpfer der Kultur ist, zu zerstören? Hört ihr nicht das Hunnenheer, wie es mit dem Schwerte an Roms krachende Türe hämmert? . . .

Und wir, die Kinder der Kultur, wir schmieden die Waffen der Barbaren, wir ordnen ihre Haufen in hellenische Phalanx und römische Legionen, wir zeigen den Weg, wir führen den Zug, wir blasen zum Angriff auf die Ruinen der Erde und des Himmels . . .

„Warum will die Masse nichts von unserem nationalen, unserem vaterländischen Ewigkeitstraum wissen, ja, warum haßt die Masse die Nationen? Darum, weil sie selbst eine Nation ist, eine neugeborene, erobernde Barbarennation, weil ihr Klassenhaß ein Nationalhaß ist. Warum haßt die Masse die Religionen? Weil die Masse der neue Gott ist und dessen erstes Gebot — gleich dem aller Götter — lautet: Du sollst keine andern Götter haben neben mir. . . . Die Kultur ist ihr Zeughaus für ihren Kampf gegen die Kultur. Aber die Masse wählt nicht die edleren Waffen der Kultur. Sie greift lieber zur Agitation als zur Diskussion, zur Resolution als zur Toleranz, zur Überredung als zur Überzeugung, zum Boykott als zur Freiheit, und das einzige, was sie aus Hellas geholt hat, heißt Ostrazismus, die Verfolgung der Selbständigen. Mit Recht — denn der Gedanke ist rücksichtslos und erwürgt seine Erzeuger. Die Intelligenz ist gefährlich, sie macht die Menschen einsam. Der Freisinn ist verderblich, er reißt die alten Galgen nieder und erlaubt den Schelmen, uns an neuen aufzuhängen. Die Masse ist dumm, aber sie ist schlau genug, ihre Dummheit zu hüten, diesen unersätzlichen Vorrat an Energie, Glauben und Selbstsicherheit. Die Masse ist stark, denn sie ist stets einer Ansicht und einig in allen Hand-

lungen, eins und einig unter jeder der roten Krawattenschleifen ihrer Einheiten.

‚Sprecht mit zwei Kulturmännern: ihr werdet sie uneins und uneinig in fast allem finden, was unter dem Gewölbe der Ahnung lebt und webt, uneinig untereinander, uneins mit sich selbst. Dies ist ihre Kraft, und dies ist die Kraft der Kultur, jener Kultur, die ihren regenbogenschimmernden Palast mit Hilfe der stahlfederspitzen Mauerkellen der Diskussion und Polemik erbaut hat.... Sprecht dagegen mit zwei Herren Flod oder sogar mit zwei Herren Adrian oder zwei Herren Örtengren*: ihr werdet sie alle sechs einer Meinung finden über den ewigen Frieden, die freie Liebe, den einzig seligmachenden Marxismus und die materialistische Geschichtsauffassung. Ihr werdet sie einig finden über rot als die schönste Farbe, den Sozialismus als die wahrste Lehre, Marx als den größten der Menschen und den Verräter als das erbärmlichste alles Gewürms. Die Uneinigkeit, die uns Diskussion läßt, ist ihnen vollständig unbegreiflich. . . .

‚Ich habe mich getäuscht, ihr habt mich getäuscht mit euerem Idealismus, der nur Herrschsucht, mit euerer Frömmigkeit, die nur religiöser Hochmut ist, mit eueren Freiheitsphrasen, die niemand anderen befreien als euch selbst. Alle die anderen sollten ihr Ich verleugnen, euer Kreuz auf sich nehmen und euch folgen. Alle die anderen sollten ihr Gut und Gold im Stiche lassen, während ihr euere fünfzig Prozent einstreicht. Alle anderen sollen dem Kugelregen ausgesetzt, kritisiert, zu Boden gedrückt, euch gleichgemacht werden, ihr selbst aber wollt schußfrei, gegen jede Kritik gefeit sein, euch über euere sogenannte Mission erheben und alle anderen unter die Füße treten. Alle anderen sollten Halunken und Lumpen heißen, wenn sie sich und ihr Eigentum verteidigen, aber die geringste Einwendung gegen die Unfehlbarkeit euerer Institutionen macht den Angreifer zum Halunken und Lumpen. Alle Mittelmäßigkeiten werden Größen, wenn sie bloß in allem die Partei der Masse stützen, aber alle Größen Mittelmäßigkeiten, sobald sie ihre eigenen Wege gehen. Euer Geist ist Fanatismus, euer Wandel Boykott, euer Zukunftstraum ein Gefängnis, in dem ihr selbst als Gefangenenwärter umhergeht . . .‘

An einer andern Stelle heißt es dann im Munde desselben Sprechers:

‚Die Solidarität ist wie der Wald, er mildert das Klima und beschützt das Schwache und Gleichartige, die Blümchen und jungen Sprößlinge. Aber sollen Eiche und Riesenföhre gedeihen, so muß der Jungwald fort, und es entstehen sogleich Lichtungen im Walde. Erst wenn die Lichtungen groß genug geworden sind, kann die Saat, die Kultur sich hervorwagen. Nur wo der Berg sich hoch und nackt erhebt, ist die Aussicht frei und die Welt groß.

Ein Wald kann einen Fiebersumpf beschützen, eine Räuberbande. Die Solidarität beschützt zumeist Stillstand und Barbarei. Die Solidarität ist nicht einmal an und für sich eine Moraltugend. Solidarität setzt schwache Individualität, lenksamen Willen, grobe Instinkte voraus. Sie erinnern sich wohl noch aus Ihrer Schulzeit, welche Schüler am meisten zusammenhielten: die arbeitsamen oder die faulen, die künftigen Strolche oder die besten Zeugnisse! Wie manch eines begabten Knaben Schulzeit vergiftete nicht jener sogenannte Kameradengeist, der nicht erlaubte, daß ein einzelner eigenen Willen und eigenen Geschmack besitzt! . . .

Sich auf die Dauer allein zu erheben, widerspricht einem Naturgesetz.

---

* Sozialistische Führer in dem Roman.

Entweder müssen die vielen hinauf oder der eine hinunter, und gewöhnlich trifft das letztere ein. Der Geist in einem solidarischen Korps oder in einer Klasse wird daher leicht verpestet, das Niveau niedrig. Die Tyrannei der Solidarität ist die einzige, die andauernd ist und also verderblich wirkt. Das lehrt uns die ganze Weltgeschichte. Ostrazismus ist bloß der griechische Name für Solidarität. Diese Solidarität stürzte Themistokles und reichte Sokrates den Giftbecher. Die Solidarität der Pharisäer führte Jesus zum Kreuze. . . .

Wenn aber die Solidarität im allgemeinen das Niveau herabdrückt, so muß sie um so verderblicher da wirken, wo dieses von Anfang an niedrig ist. . . . Der schwedische Durchschnittsarbeiter weiß und versteht nichts, ehe nicht die Botschaften der internationalen Masse ihn erreichen. Er weiß ebensowenig von sich selbst wie von der Außenwelt. Er hat keinen geschulten Unterscheidungssinn für das Wahre und das Halbwahre. Die internationale Masse vermittelt ihm durch ihre Boten Aufklärung und das Wunder, daß er diesen Botschaften begierig lauscht. Diese Botschaften sind freudig und süß anzuhören, sie enthalten soviel, was wahr und gut — und natürlich auch soviel, was unwahr und minder gut ist — aber alles wird ohne Unterschied verschlungen, und was dabei zu kurz kommt, ist nicht der Arbeiter, sondern die Kultur. . . .

Das Proletariat will alle Entwicklungs- und Verbindungsfäden zerschneiden, die Naturgesetze unter die Füße treten, aller Mystik des Wunders, der Persönlichkeit, der Seele, des Daseins, des großen kosmischen Zusammenhangs entraten, Nationalität und Individuum ertöten, die Geschichte vergessen oder verdammen, . . . die Menschheit zu einem einzigen widerwärtigen Bastardgezücht von rot und gelb und schwarz und weiß machen — alles der Mängel einer zufälligen ökonomischen Situation wegen. . . . Ein Nationalhaß ohne Maß und Grenzen sondert sie von jeder andern Nation, jeder anderen Klasse. Eine Solidarität ohne alle Bedingungen verbindet sie untereinander. Ich aber sage Ihnen: in diesen Spuren wächst die Barbarei, das neue Mittelalter, der finstere, dichte Barbarenwald, der vielleicht niemals von einer neuen Renaissance gelichtet werden wird! Ich sage Ihnen, i c h wollte in diesem Walde nicht leben. . . .

Das sind natürlich zum Teil Paradoxe, die sich selbst auf das erträgliche Maß zurückführen. Aber es war vielleicht gut, sie aus dem Munde eines alkoholerregten degenerierten Sprechers zu hören in einer Zeit, wo auch bei uns in Deutschland zahlreiche Akademiker, Künstler und Gebildete anfangen, im Interesse einer angeblichen neuen ‚Kulturbewegung' mit den sozialdemokratischen Barbarenhorden zu liebäugeln. Es ist vielleicht auch gut, vor einer Überspannung der sozialen Organisationsidee überhaupt zu warnen und dem armen Individualismus auch noch ein bescheidenes Plätzchen zu wahren. Angesichts der unausbleiblichen Folgen eines bloßen Solidaritätstaumels wird man nicht aus dem Auge lassen dürfen, daß eine Proletariats- oder Arbeiterbewegung nur neben einer organisch sie begleitenden und tragenden Kulturbewegung allgemeiner Art segensreich sein kann — wie wir z. B. neben der christlich-nationalen Gewerkschaftsbewegung in Deutschland die Kulturmacht des Volksvereins für das katholische Deutschland erblicken. J. M.

Rundschau

Zeitgeschichte

Die Katholikentage sind Jungbrunnen der einheitlichen Aktionskraft, die den deutschen Katholiken seit Windthorsts Tagen eignet und entschlossen ist, sich nicht aus dem deutschen Kulturleben ausschalten zu lassen.

Man kann sich denken, daß Metz dem Katholikentage manche Schwierigkeiten aufgegeben hat. Im nahen Saarrevier tobt der Gewerkschaftsstreit. In Lothringen selbst stehen sich nach 42 Jahren französische und deutsche Kultur (nicht ohne Schuld der Regierung) unvermittelt gegenüber. Das Grenzland wird nur von den letzten Wellen jener tiefen Bewegung berührt, die durch die katholischen Kreise Altdeutschlands zieht. Die Organisationen sind in den Reichslanden nicht dicht und differenziert genug, um den verschiedensten Interessen, den feineren geistigen ebenso wie breiten, schwunghaften Volksbewegungen eine Resonanz zu verleihen, wie z. B. am Rheine.

Über der Tagung schwebten zwei Leitmotive: Die Erinnerung an die Konstantinstat, und der Aufruf zur Kolpingsarbeit. Im Kampfe um das Recht sind die deutschen Katholiken — zu Görres' und Windthorsts Zeiten — zusammengeschmiedet worden. Daher der große Enthusiasmus, welchen die scharf geschliffene, rhetorisch glänzende Rede des Bischofs Faulhaber von Speyer über die Freiheit der Kirche auslöste. Im Kampfe eins geworden hat das katholische Deutschland dann jene Kräfte entfaltet und der nationalen Entwicklung mitgegeben, ohne die der innere Aufbau des Reiches seit vierzig Jahren nicht gedacht werden kann. Der Aufruf zu freudiger Kolpingsarbeit, die den Ringenden hält und hebt aus Hochachtung vor seiner Seele, traf deswegen auf ein geschultes Verständnis. Wenn durch manche Kreise unseres Vaterlandes zurzeit soziale Müdigkeit schleicht, so bewies die Versammlung des Volksvereins wie auch die tiefschürfende Arbeit des sozialcaritativen Ausschusses in der Abwandererfrage, daß in der katholischen Weltanschauung die tiefsten Quellen sozialen Verständnisses rauschen. Sie rauschten vor allem auch in der Rede des ehemaligen Arbeiters und Redakteurs der ‚Westdeutschen Arbeiterzeitung', Joos, der mit feinem Griffel zeichnete, was in der Seele des vierten Standes lebt. Was für köstliche Schätze vermag doch katholische Arbeit aus dem Volke zu heben.

Der deutsche Katholizismus muß zurzeit manche Prüfung bestehen. Es gibt Leute, die lieber durch den kühlen Morgenwind wandern, als in der Mittagshitze mitzubauen. Sie sind verdrossen, daß wir uns um Literatur und Kunst, Tarifverträge und Staatsbudgets bemühen. Sie erklären, die Idee allein wirke und siege, Detailarbeit verschütte die Quellen. In den jüngsten Bestrebungen des französischen Katholizismus finden solche Gedankengänge ein Echo. Aber auch Frankreich wird vor die gleichen Probleme sich gestellt sehen, wie wir in dem Augenblick, wo Friede wird zwischen Staat und Kirche. Sollen wir uns diesen Problemen gegenüber tot stellen und ins Gras legen? Feigherzig war der Katholizismus niemals. Immer trug er den Gedanken der Eroberung in sich. Daß Windthorst immer noch unter uns steht und wacht, dafür kann der Metzer Katholikentag als Zeuge aufgeführt werden. Dieser Geist hat, wie die Linzer Tagung bekundete, nicht minder bei den

Katholiken Deutschösterreichs starke Wurzeln geschlagen. Möge er in Metz auch unseren französisch sprechenden Brüdern nahegekommen sein. Dr. N. Brem.

Philosophie

Lotzes Lehre vom Zusammenhang der Dinge. Auf dem Titelblatt einer Erstausgabe von Hermann Lotzes philosophischem Hauptwerk ‚Mikrokosmus' finde ich von vorwitziger Hand dem Namen des Verfassers die Glosse beigefügt: ‚ein Spätromantiker'! Und damit soll offenbar eine ähnlich herabsetzende Einschätzung bekundet sein, als sie Lotze schon bei den Materialisten um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zuteil wurde, die den Leugner der altvitalistischen ‚Lebenskraft' zunächst zu den Ihrigen hatten zählen wollen, dann aber, als er in seiner Medizinischen Psychologie und weiteren Werken entschieden zu einer immateriellen Seelensubstanz sich bekannte, für den ‚Apostaten' jede erdenkbare Herabsetzung bereithielten. Heute kann man es eigentlich nur noch mit stiller Heiterkeit konstatieren, daß just ein Karl Vogt für seinen Göttinger Gegner den Titel des ‚spekulierenden Struwelpeters' geprägt hat. Denn wenn man sich fragt, auf welcher der beiden damals streitenden philosophischen Parteien der nötige Gebrauch der geistigen Reinlichkeitsmittel am meisten vernachlässigt wurde, wird man diesen Vorwurf gerade bei Lotze am allerwenigsten begründet finden. Im Gegenteil. Gerade von der überhebenden, draufgängerischen Art der vorangegangenen idealistischen und materialistischen Spekulation hebt sich seine vorsichtig abwägende, realistisch jedem Tatsachengrund gehorchende, naturwissenschaftlich gründlich gebildete Denkweise in wohltuender Vornehmheit ab. Einen gewissen zurückhaltenden Skeptizismus konnte er bei aller Einsicht in die Notwendigkeit metaphysischer Grundlagen sogar nie ganz überwinden. Und wie er schon ein Jugendwerk, die sog. Kleine Metaphysik (1841) mit dem resignierten Satze beschloß: ‚Gott weiß es besser', so endete noch eine seiner letzten Auseinandersetzungen mit der ‚Tages- und Nachtansicht' seines Freundes und Geistesverwandten Fechner (1879) in dem vertröstenden Ausblick: ‚Bald werden wir alle mehr davon erfahren.'

Lotzes zurückhaltende und versöhnliche Art hat ihn freilich doch nicht gehindert, in gewissen Grundfragen mit voller Entschiedenheit Stellung zu nehmen. Und wie er schon auf seinen beiden Spezialgebieten, in der Psychologie wie in der Ästhetik*, den notwendigen Zusammenhang mit allgemein philosophischen Voraussetzungen unbedingt aufrechthielt, ‚da jederzeit, wo die ausdrückliche Zugrundelegung einer Metaphysik abgelehnt wird, eine unausgesprochene und deshalb weniger vorbedachte Metaphysik sich geltend macht' (1847 gegen Waitz), so hat er auch in den letzten Fragen der Metaphysik selbst so deutlich Farbe bekannt, daß man ihn geradezu, zumal seit Eduard von Hartmanns unfreundlicher Monographie (1888), als ‚den Erkenntnistheoretiker des spekulativen Theismus im neunzehnten Jahrhundert' zu bezeichnen und je nach dem eigenen Standpunkt als solchen zu schätzen oder zu verkennen pflegt. Es ist charakteristisch, daß noch neuerdings der Herausgeber von Lotzes leider unvollendetem ‚System der Philosophie'**, Georg Misch,

* Die beiden lang vergriffenen, wichtigsten Spezialwerke Lotzes sind nun wieder leicht zugänglich: die ‚Medizinische Psychologie' in anastatischem Neudruck schon seit 1896, die ‚Geschichte der Ästhetik in Deutschland' — ein systematisch und historisch gleich bedeutungsvolles Grundbuch — erschien jüngst als vierter der originalgetreuen Neudrucke von ‚Hauptwerken der Philosophie' bei Felix Meiner (Leipzig 1913. Geb. M. 10.—).

** Bd. I: Logik, Bd. II: Metaphysik in der ‚Philos. Bibliothek' (Leipzig 1912, bei Felix Meiner, geb. je M. 8,50).

vergeblich diesen ‚Makel' abzuwischen trachtet; ein Bemühen, das sich bei Vollendung des dritten Teils, der Ethik, Ästhetik und Religionsphilosophie umspannen sollte, von selbst verboten hätte.

Aber auch ohne dies genügt eine unbefangene Würdigung der anderen Hauptwerke Lotzes und vor allem des ‚Mikrokosmus'*, um die Hartmannsche Charakteristik als im Wesen vollkommen zutreffend zu erkennen; und so findet denn auch Lotzes neuester, zuverlässiger Biograph Max Wentscher** die Bedeutung seines Meisters gerade darin, daß Lotze — im Gegensatz zu Hegel — in der Welt ‚nicht das bloße Produkt einer logisch notwendigen Ideenentwicklung' gesehen hat, sondern sie als ‚durch freien Willensentschluß der Gottheit hervorgebracht, geschaffen' erfaßte; und daß er ferner gerade im Interesse der Freiheit, deren Begriff im Mittelpunkt seines Denkens steht, ‚lebendige Persönlichkeit für diese Gottheit fordert'.

Es ist höchst reizvoll in Wentschers Lotzebiographie zu verfolgen, wie diese Grundgedanken schon in seinen Jugenddichtungen Lotze vor Augen stehen, wie sie ihn dann durch seine medizinischen und philosophischen Studien begleiten und in allen Einzelwerken sich bekunden, um schließlich im ‚Mikrokosmus' ihre abgeklärteste und zugänglichste Fassung zu finden. Denn dieser ‚Versuch einer Anthropologie', der mit seinen ‚Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit' sich zu Herders ‚Ideen' wie zu Humboldts ‚Kosmos' stellt und sie fortsetzt, hat ja keine geringere Aufgabe, als die Frage zu ergründen, ‚welche Bedeutung der Mensch und das menschliche Leben mit seinen beständigen Erscheinungen und dem veränderlichen Laufe der Geschichte in dem Großen, Ganzen der Natur hat, deren beständigem Einflusse wir uns nach den Ergebnissen der neueren Wissenschaft mehr als je unterworfen fühlen.' Das in vieler Hinsicht klassische Werk will, ausgehend von den, allen bloßen Mechanismus beherrschenden, teleologischen Grundzusammenhängen, die sich schon im menschlichen Mikrokosmus zwischen Leib und Seele offenbaren, die letzten sinnvollen Harmonien aufweisen, die im weitesten Weltgeschehen zwischen mechanischen Mitteln und geistigen Zwecken gesetzt sind. Lotzes von Grund aus ästhetisch-religiös gestimmte, von Leibnitzens Optimismus getragene Ideenentwicklung glaubt im Aufweis der großen zweckeinheitlichen Harmonien, die Natur- und Menschheitsgeschehen im Gange halten, allen verhängnisvollen Zwiespalt überbrücken zu können, der zwischen rein naturwissenschaftlichem Denken und überlieferten religiösen Glaubensvorstellungen aufzuklaffen droht. Die großartige theistisch-teleologische Ansicht vom ‚Zusammenhang der Dinge', wie sie uns Lotze im letzten Buche des Mikrokosmus entrollt, lehrt eines ganz gewiß: daß in der unendlichen Wechselwirkung alles Einzelnen eine Ordnung und ein Fortschritt obwaltet, der nur aus einem unendlichen Geiste entspringen und in ihm sein Ziel finden kann. Aber wenn Lotze in dieser Harmonisierung schließlich so weit geht, überhaupt nur noch in dem ‚In-Beziehung-Stehen' das ‚Sein' der Dinge im all-einenden Geistigen ihre alleinige wahrhafte Wirklichkeit zu finden, so muß sich diesem monadologisch weltverklärenden Spiritualismus und — trotz mancher Einschränkungen — kulturoptimi-

* Mikrokosmus, neuerdings in billiger Gesamtausgabe (3 Bd., geb. M. 12,50, bei S. Hirzel, Leipzig). Daraus das letzte (9.) Buch, ‚Der Zusammenhang der Dinge' in handlicher Sonderausgabe, eingeleitet von M. Frischeisen-Köhler (in der Deutschen Bibliothek, Berlin 1913, geb. M. 1.—).

** Max Wentscher, Hermann Lotze. Bd. I: Lotzes Leben und Werke (Heidelberg 1913, bei Carl Winter. Geb. 10,50). Eine würdige und notwendige Ergänzung zu Kuno Fischers Geschichte der neueren Philosophie.

stisch menschenverklärenden Humanismus zuletzt ein ‚vollkommen unübersteigliches Hindernis' entgegenstellen, ‚welches ihre wissenschaftliche Durchführung hindert: das Dasein des Übels und des Bösen in der Natur und in der Geschichte'. ‚Den rettenden Gedanken', so muß an diesem entscheidenden Punkte Lotze bekennen, ‚hat hier niemand gefunden und ich weiß ihn auch nicht.' Obwohl Lotze in der Welt der Werte den Schlüssel zur Welt der Formen finden will, hat er sich hier den Schritt von der christlichen Ethik, der er huldigt, zur christlichen Metaphysik, zum Bekenntnis der Sünde und der Erlösung und damit zu einem vollebendigen Gottes- und Menschheitsbegriff versagt und damit seine religionsphilosophischen Jünger dem berechtigten Vorwurfe Hartmanns preisgegeben, daß Lotzes ‚interkonfessioneller Theismus' eher für rein optimistisch-rationalistische Religionen, wie Judentum und Islam, als für ‚eine so stark pessimistisch und mystisch gefärbte, wie das Christentum', den philosophischen Anhalt darbietet. Lotzes Lehre vom Zusammenhang der Dinge ist viel zu sehr das Bekenntnis einer philosophischen Übergangszeit, einer ehrlich-bescheidenen Besinnung auf die eigentlichen Aufgaben, aber nicht schon Lösungen universeller und wirklichkeitsgerechter Gedankenorientierung, als daß aus ihr feste Grundlagen einer neuen Schule gewonnen werden könnten. Aber das schließt keineswegs aus, seinen feinsinnigen Werken eine Fülle wertvoller Anregungen zu entnehmen, die schon frühzeitig von katholischen Denkern wie Hertling, Braig u. a. erkannt worden sind. Aus dem Neuaufleben Lotzescher Gedanken, wie es unsere Tage bringen, wird sich gewiß auch für die christliche Philosophie noch manche weitere Nutzung und Klärung ergeben; denn auch in der Zeitenfolge der Gedankensysteme herrscht ein zielbestimmter Zusammenhang der Dinge.

Dr. Max Ettlinger.

Literatur

Die Novellen des Cervantes.

Vor 300 Jahren, 1613, erschienen die novelas ejemplares, die lehrreichen Novellen, wie Cervantes erklärte, denn ‚wenn du sie recht beachtest, so wird keine darunter sein, aus der sich nicht irgendein nützliches Beispiel entnehmen ließe', die Musternovellen, wie eine dankbare Nach- und schon Mitwelt zu deuten pflegte. Cervantes selbst war stolz auf sein Werk: ‚Ich bin der erste, der Novellen in kastilianischer Sprache schrieb; denn die vielen, welche bisher im Drucke erschienen, sind lauter Übersetzungen aus fremden Sprachen. Diese aber sind mein Eigentum, weder nachgeahmt, noch gestohlen; mein Kopf hat sie erzeugt, meine Feder zur Welt gebracht, und in den Armen der Presse sollen sie nun wachsen.'

Cervantes hatte Recht und das nicht nur für Spanien. Seine Novellen sind die ersten freierfundenen von Bedeutung in der europäischen Literatur überhaupt. Fast alles vor ihm, auch was Boccaccio und seine Nachahmer schufen, ist nur die künstlerische Formgebung für ein seit Jahrhunderten vorhandenes Material. Indien hatte die Fabulierkunst geboren: die Novelle sowohl wie das Märchen und die Legende; die gleichen Stoffe waren dann in Schwank- und Anekdotenform das ganze Mittelalter hindurch Eigentum fast aller Nationen. Was immer wieder interessierte, war die Art des Vortrags, das wechselnde Formgewand, die stets gewandelte, verschärfte, präzisierte Pointierung. Boccaccio hob als erster die vorhandenen Schwänke durch klassische Formgebung in das Gebiet der Kunst hinein; Cervantes aber erfand selbst, schuf Neues, wurde so zum Schöpfer der europäischen Novelle.

Es ist uns fast unverständlich, wie wenig stoffgierig die Kunst des Mittelalters war, wie selten sie auf die Suche nach Neuem ging. Nicht nur die Poesie,

auch die bildende Kunst; die Malerei vor allem, die immer wieder die gleichen religiösen und antiken Motive verarbeitete. Die Überlieferung ist heilig und unantastbar, der vertraute Stoff wird mit immer neuer Freude aufgenommen, vertieft, genossen. Eine reine Äußerlichkeit beweist das schon: die ersten Prosaromane haben so ausführliche Titel und Kapitelüberschriften, daß von einem eigentlichen Spannungsreiz gar nicht mehr die Rede sein kann.

Erst die Renaissance schafft hier Wandel, langsam, Schritt für Schritt, bis Cervantes kam und mit seinem Don Quijote und den novelas ejemplares ein Neuland erschloß, über dessen Weite und lebendige Fülle auch der moderne Leser noch staunt.

Schon in den ersten Teil des Don Quijote, der 1605 erschien, hatte Cervantes Novellen eingeschoben, darunter die in ihrer scharfen Psychologie fast modern anmutende von der unziemlichen Neugier (curioso impertinente), auch später noch einige geschrieben, — seine besten hat er aber selbst in dem 1613 erschienenen Bande vereinigt, der eine gewisse Geschlossenheit zeigt und den Cervantes sicherlich aus guten Gründen auch in den späteren Auflagen nicht erweitert hat. Über die Entstehungszeit der einzelnen Novellen sind wir nicht genau orientiert, man wird aber für die Mehrzahl mit größter Wahrscheinlichkeit die Jahre nach 1588 annehmen dürfen, in denen Cervantes als Aufkäufer und Eintreiber von Naturalien im Auftrage der Regierung in Andalusien weilte. Der Zauber dieses Landes liegt auch über den Novellen.

Ähnlich wie der Don Quijote uns ein Typ geworden ist, eine Abstraktion von der Schöpfung des Cervantes, ein einseitiger Begriff, mit dem schlechtweg ein Narr bezeichnet wird, der für etwas Überlebtes sich in einen aussichtslosen Kampf stürzt oder das Veraltete mit lächerlicher Zähigkeit verteidigt, eben weil das Buch mehr gelobt als gelesen wird — ähnlich ergeht es auch den Novellen des Cervantes. Der Inhalt der Preziosa ist bekannt; noch immer geht sie, von Carl Maria von Webers melodienreichen Klängen getragen, über unsere Bühne; die andern Novellen aber bilden nur für einen kleinen Teil der Gebildeten eine stete Quelle des Genusses.

Und doch gehören sie nicht nur zu den Erstlingsblüten der Novelle, sondern zu den unvergänglichen Werken der Weltliteratur überhaupt. Ich kenne keine fesselndere Einführung in spanisches Leben, in die Seele auch des spanischen Volkes. Tiefe und Weite finden sich in dem Buch und umspannen ein Bild voll farbigster Fülle und heiterster Lebendigkeit. Und drüber der Himmel Spaniens mit Sonne und südlichen Farben. Zigeuner ziehen durch das Land, in schmutzigen Schenken sitzen die Gauner; der Adel einsam auf seinen weiten weißen Schlössern; in den Städten, deren Häuser mit vergitterten Fenstern auf schmale, heiße Gassen sehen, drängen sich Ritter und Bürger, Studenten und Hochstapler, Dirnen und stolze, schöne Frauen. Spaniens Kämpfe mit England spielen hinein und türkische Seeräuber erzählen von den Gefahren, die Cervantes selbst in jahrelanger Gefangenschaft kennen gelernt hatte. Und alle diese Menschen sind Spanier durch und durch. Como si mueve España, la tierra trembla. Ein bezwingender Zug von Vornehmheit, Mut, Treue, Vaterlandsstolz zeigt sich überall, und selbst die Gauner haben ein etwas, das sie sympathischer erscheinen läßt als ihre Berufsgenossen des Nordens.

Die Luft in diesen Erzählungen ist voller Klarheit und Ruhe: es steht eben Cervantes hinter dem Buch und jener tragische Humor, der den Don Quijote zu einem der bedeutendsten Romane aller Zeiten machte. Nur ein Mann konnte sie schreiben, der des Lebens Höhen und Tie-

fen kannte und dem nach Stürmen und Kämpfen, nach Hast und Unrast die Harmonie einer frohen, freien, gütigen Lebensauffassung geschenkt war. Und erzählt hat uns Cervantes dies alles in einer Sprache, die um so reizvoller ist, je mehr sie das bunte, drängende Leben durch ihre edle, klassische Einfachheit gefesselt hält.

Die Novellen fanden sofort eine weite Verbreitung. Der erfinderische Reichtum der Motive lockte die Dramatiker an: bereits im 17. Jahrhundert spielten die englischen Komödianten in Deutschland einen dem Cervantes entliehenen Stoff. Gleich dem Don Quijote nahmen einzelne Personen aus den Novellen ein Eigenleben an: Preciosa und Rinconete y Cortadillo wurden typisch für bestimmte Klassen. Sie wandern durch alle Literaturen, werden hin und her übernommen, ohne daß Cervantes als ihr Schöpfer bekannt war. Erst die Romantik, die auch im Don Quijote das dichterische entdeckte, verwies wieder mit Nachdruck auf ihn und nahm auch seine Novellen in ihre liebevolle Hut. Schon 1795 hatte Goethe an Schiller geschrieben: ‚An den Novellen des Cervantes habe ich einen wahren Schatz gefunden.‘

Dr. Hubert Rausse.

Kunst

Benediktinische Kunst. In Monte Cassino, dem Mutterkloster des Benediktinerordens, ist die Krypta nun fertiggestellt worden und damit ein Hauptwerk der Beuroner Kunstschule vollendet. Man muß es das Hauptwerk nennen, wenn man sich die geistige Bedeutung dieser Begräbnisstätte des hl. Benedikt und der hl. Scholastika vergegenwärtigt und eine Kunst beglückwünscht, die in steter strenger Konsequenz von der noch idyllischen deutschen Naturruhe des lyrischen Tempelchens von St. Maurus im Felde bei Beuron bis zu der statischen Hieratik in der geweihten Confessio des italienischen benediktinischen Stammklosters geführt hat, wo eine geschichtliche Gnade sich eingewurzelt und der christliche Ordensgedanke den Hauptpfeiler der Brücke von der orientalischen, schon vorchristlichen Kontemplation zur abendländischen christlichen Tätigkeit aufgebaut hat. Daß einer aszetischen Kunstrichtung und einem in mathematisch strengen Formen denkenden Manne, der sich nicht zufrieden geben konnte mit der nordisch-christlichen ‚Tribulation‘, dieser Weg und Erfolg beschieden war, ist kein Zufall. Man mag betonen, daß der Bildhauer Peter Lenz schon vor seinem Eintritt in den Benediktinerorden seine künstlerischen Ideale in ihren bestimmten Formen ausgebildet gehabt habe, und wird doch in seinem Verhältnis zu dem Orden eine Wahlverwandtschaft oder besser eine Wahl und Berufung aus einem gemeinsamen geschichtlich-christlichen Geiste heraus erkennen dürfen. P. Desiderius Lenz, der ehrwürdige Patriarch von nun 81 Jahren, mag auf sein Lebenswerk mit jener selbstlosen Heiterkeit zurückschauen, die eine Lebensform seiner Kunst ist, mit jenem christlichen Hedonismus, der, aus dem Bewußtsein einer vorchristlichen Urharmonie fließend, sich weniger dem nachchristlichen, ruhelosen geschichtlichen Erlösungsdrama hingibt, als die nicht zerstörten Elemente der göttlichen Weltordnung erkennend genießt und mit christlichen Kräften eine restauratio versucht. Das ist die katholische weltumfassende Idee und es ist auch die Ordensidee.

Die Kunst zeigt das Alter und das Altersbewußtsein der Menschheit an, und je weniger eine Zeit und geistige Gemeinschaftsform fähig ist, ihre ‚psychischen Relationen‘, um die Worte eines modernen Historikers zu gebrauchen, in die Jugend der Menschheit und in die Quellen ihres Daseins zurückzuleiten, um so ideell magerer und im nächstliegenden Stoffkreis beschränkter, um so naturalistisch verarmter muß ihre Kunst

aussehen. Es ist, wie wenn das Alter einer geistigen Form schon ein Verdienst wäre, die innere Kraft gibt und vergangene Kräfte in sich wiederzuerwecken fähig macht. Je älter ein Orden ist, desto näher ist er der Kontemplation der reinen Harmonie, und die Höhe seiner geschichtlichen Stufe verliert sich nicht. Das Mittel, diese Stufe als eine überzeitliche und übergesellschaftliche Fläche und Ebene innezuhalten, ist die Regel. Sie ist eine in das praktische Leben übersetzte, umgezeichnete Offenbarung, Hingabe mit dem Zweck, zu bauen, Bau mit dem Zweck, sich hinzugeben. Die Regel, die den Menschen aus der bloßen stofflichen Zeitlichkeit und Natürlichkeit herausschält und ihn sozusagen nur als den geläuterten Umriß eines Einzelwesens in lückenloser Gemeinschaft einer allumfassenden Idee unterordnend einfügt, nimmt ihm sein geschichtliches, vergängliches Maß und gibt ihm ein ewiges, bleibendes. Diese Architektonik des Ordensgedankens erhebt sich von selber über die enge geschichtliche Stilform, und je mehr sich ein Orden durch seine Regel aus der Zeit herausgelöst hat, um so reinere Urformen fallen ihm als Anteil zu, um so abstrakter symbolisiert er den zeitlosen Kirchengedanken: Eine solche uranfängliche, übergeschichtliche Höhe nimmt der Benediktinerorden ein, nachdem die primitivere Naturform des Anachoretentums vorüber und für das Christentum die Zeit auch der weiteren kulturellen Aufgabe gekommen ist. Es ist, wie wenn die geistigen Erkenntnisse und die hieratisch-liturgisch gestalteten Flächen der Beuroner Kunst wiedererweckte Kräfte, Reminiszenzen aus der Vergangenheit des Ordens, Alterssymbole seines Daseins und die stets durch alle Jahrhunderte vorhandenen Wände des Schreines wären, in denen der Segen des hl. Benedikt aufbewahrt wird. Ja, daß diese Wände schon von Anfang der Welt vorhanden waren und nur darauf warteten, in den christlichen Zeiten mit Gnaden gefüllt zu werden, das ist der Kunstgedanke des P. Desiderius. Die Aufgabe ist, den Schrein in seiner ersten Herrlichkeit wiederherzustellen.

Es war eine wunderbare, eines Ordens gerechte Aufgabe, eine Krypta zu schmücken, und jedes Teilchen des lückenlosen Baues zeigt, mit welcher Freude die Beuroner Kunst den Gang in die Katakomben ihrer christlichen Vergangenheit angetreten hat*. Jenes erwartungsvolle, von dem Schauer einer gebannten unterirdischen Macht, dem besiegten Tode, gesättigte Gefühl, welches die fest umrissenen, stark flächig verschlossenen und doch wieder leicht und frei gegliederten Eingangstore mit ihrem metallenen Gitterwerk, das den Atem des Lebens und Todes langsam und stetig durchschwingen läßt, wachrufen und welches die heiligen Gestalten, zu den Seiten der beiden Treppen mit dem Eintretenden hinabwandelnd, in den Rhythmus einer stillen, feierlichen Prozession übertragen, dieses Gefühl, das den Auferstehungsgedanken in der Wallfahrt zu den unterirdischen Grabstätten der Bekenner nacherlebt, ist den christlichen Kirchenbauten in den letzten Jahrhunderten, schon von der Gotik ab, ganz fremd geworden. Ist das nicht ein Hauptgrund, daß die treibende Kraft im architektonischen Formensinn allmählich ausblieb, weil der Mensch nicht mehr in einem vorbildlichen Bekenner die Last der Kirche in ihrer ganzen Schwere über sich fühlte, und die Kirche demnach vom Schutzort immer mehr zum Versammlungsort allein wurde? In dem neuen benediktinischen Kunstgeiste ist der Krypta das dunkel Drohende, das sie in alten romanischen Kirchen hat, genommen; es würde die Idee, die ganze Kirche als

* Die Werke der Krypta sind in 18 Lichtdrucktafeln abgebildet in dem Album ‚La cripta di Monte Cassino', erschienen bei Danesi, Rom.

eine liturgisch dienende zu empfinden, belasten und stören. Die Krypta wird hier zu einer ecclesiola in ecclesia, sie ist nicht mehr das halb naturhafte, noch nicht durchgestaltete Samenkorn, sondern das Spiegelbild einer verklärten Welt, ein himmlischer Hof, in den die Glieder der zeitlichen Kirche in ihrem Wandel als in einer geordneten dienenden Funktion aufgenommen sind. In einer Art von Friesen umziehen sie die Wände, jedoch in verhältnismäßig geringer Höhe, damit das überall eingefügte Wortbild pax und darüber in den Bogenfeldern die Vorbilder, Heilssymbole und liturgischen Gesetzesmahnungen räumlich unbedrängt ihre geistige Freiheit behalten, wie auch der ganze gottesdienstliche Raum mehr den Begriff von sich selber als das Gefühl eines körperlichen Menschen einschließt, wodurch eben die lückenlose, aber freischwebende, aus einer bestimmten körperhaften Konzentration befreite Gehaltenheit der Idee in einem diesseitigen Raume zustande kommt. Durch die trotz verschiedenen Materials möglichst gleichmäßige Übersetzung in Fläche, hauptsächlich mit Hilfe des Mosaik, eine Abstraktionstendenz, der sich allerdings das Relief wie die Plastik nicht ganz fügen will, da diese ihre ins eigenmächtige Volumen gehende Herkunft und Geschichte nicht verleugnen können, und durch das symmetrisch streng geordnete und abgestufte, in der Funktion der Bewegung ähnlich empfundene wie in der flächigen Anschauung gleich gesetzte Verhältnis von Mensch, Pflanze, Tier und Schriftornament wird der seelisch anspannende Reiz einer zwischen Wahl und Qual kämpfenden Dynamik vermieden und kommt jene hieratische Statik zustande, die das nachirdische Leben mit der vorirdischen Anschauung vereinigend die ‚ewige Ruhe' darstellt. ‚Schon der Begriff „ewig" bedeutet für uns Menschen „Ruhe"; denn alles Bewegen verzehrt und muß schließlich zerstörend sein.' In dem Altarbild sammelt sich die Ruhe ohne Drang und selbst ohne fesselnden Mittelpunkt, ohne körperhaftes Gewicht, rein erhaben wie in einer Hostie. Die ganze Komposition der Krypta ist wie ein Psalm, der in der Anschauung zum Schweigen kommt.

Die Kunst der Beuroner Kunstschule*, die im wesentlichen die Schöpfung des P. Desiderius Lenz ist, nimmt in der Gegenwart nach allen Seiten eine Ausnahmestellung ein. Wie die in verschiedenen Jahren, teilweise noch von dem Laien Peter Lenz 1865 niedergeschriebenen, in dem kleinen Schriftchen ‚Zur Ästhetik der Beuroner Schule' gesammelten Ansichten des P. Desiderius so ganz von aller landesüblichen und schulmäßigen Kunstanschauung abweichen, daß der an die durchschnittliche Ästhetik und kunstgeschichtliche Entwicklungslehre Glaubende nichts mit ihnen anfangen kann und sie für ein Erzeugnis mönchischer dogmatischer Absichtlichkeit halten muß, so steht auch die seit bald 50 Jahren blühende neue benediktinische Kunst im schärfsten Gegensatz zum ganzen modernen Kunstleben und wird allgemein, nicht zuletzt auch auf katholischer Seite für eine wenn auch beachtenswerte Willkürlichkeit gehalten. Der heutigen liberalen Kunstauffassung tritt diese dogmatische Kunst bewußt und absichtlich gegenüber. Freiwillig entledigt sie sich der persönlichen und zeitlichen Subjektivität, hält sich von gesellschaftlichen und religiösen Bewegungen ganz fern, verschmäht die üblichen kunstgeschichtlichen klassischen Ideale, begnügt sich selbst nicht mit dem kirchlich vielfach als mustergültig empfohlenen mittelalterlichen Kunstschaffen wegen seines Vorherrschens des rein Menschlichen, bindet sich vielmehr freiwillig an ein kaum von sonst jemand anerkanntes Kunstdogma, durch das sie sich mit der vorchristlichen Kunstübung in Ägypten und dem Orient

* Vgl. die ausführliche Würdigung im Aprilheft 1906 von ‚Hochland'.

verwandt und verbunden und in einer mystischen Versenkung in die geheimnisvollen Harmonien geometrischer Abstraktionen der Uroffenbarung angenähert fühlt. Diese Kunst, die über Zeit und Raum hinweg den vollkommensten heidnisch-christlichen Glaubensorganismus in sich auferbauen will und zwischen der und der übrigen heutigen christlichen Kunst mit ihrer sentimentalen Stimmungsanmut und ihrem ärmlichen Verdeutlichungseifer ein unübersehbarer Abgrund der geistigen Bewußtseinshöhe klafft, die ihre gesamte Kunstübung regularisierte, die Natur in Formeln baute und die Phantasie in Zellen schloß, was dem modernen Begriff des individuellen Organismus und einer gefühlsmäßigen Ausdrucks- und Charakterkunst ebenso widerspricht, wie es sich der hieratischen Absicht selbstverständlich einfügt, eine solche der Heimat, der Rasse und der geistigen Situation der Zeit gegenüberstehende Kunst muß als etwas Fremdes empfunden werden. Ihre Sonderung entstammt aber der hohen Bewußtheit eines großen Zusammenhanges. In ihr ist kein anderer Wille am Werk als der, sich in die Weltordnung im größten Sinne einzuordnen; und dieser Wille kann nur im weitesten, freiesten katholischen, das ist, weltumfassenden Denken so mächtig werden und dieses Werk konnte nur einem Ordensmanne und in einem gesellschaftlosen und sozusagen zeitlosen Stande gelingen. Soweit es überhaupt gelingen konnte. Denn der Mensch bleibt ein zeitliches Wesen und was die Kunst von der uroffenbaren Harmonie in sich hat, muß sich unausweichlich mit zeitlichen Elementen mischen. So muß, was im ewigen, über die Weltgeschichte hinwegschauenden Sinne Bindung ist, gegenüber zeitlichem Wollen und Müssen schließlich doch als Sonderung erscheinen, als freiwilliger Ausschluß aus der zeitnotwendigen Aufgabe.

So hohen und feinen Genuß die formvolle Harmonie ganz in geistige Abstraktionen übertragener Naturgebilde und kontemplativer Standestätigkeiten gewährt, so kann der wirkende Mensch sich doch nicht abseits seines geschichtlichen Daseins stellen. Er müßte sonst zur Hieroglyphe erstarren. Während die pseudoklassische Kunst der siebziger Jahre und der nachfolgende Naturalismus den Kunstidealen der Beuroner natürlich aufs schroffste widersprechen, findet sich in der modernsten, teilweise von Impressionismus ausgehenden Kunstbewegung manches Verwandte, wenn man nur durch ihre groben Äußerungen hindurch tiefer schauen will. Gewiß, die Absichten sind himmelweit verschieden und wenn man die Beuroner Kunst mit Hieroglyphen vergleichen kann, so muß man die modernen Formen Fetische nennen. Aber es ist ein verwandter Drang nach geistiger, gesetzmäßiger Entstofflichung des Daseins lebendig geworden. Darin unterscheidet er sich jedoch von der Beuroner Kunst: während diese eine vorgeschichtliche Abstraktion zu erreichen sucht, will die Moderne in einer geschichtlichen Konkretion das Absolute bilden, die Idee nicht aus der Zeit heraus, sondern die Zeit in die Idee hineinheben. Denn die Welt kann seit dem Christentum noch weniger als vorher Ruhe genießen und ihre restauratio muß eine fortwährende Neubildung sein.

Daß die Zeit zwar andere Wege zu ihrem Ziele geht, dabei aber hofft, den benediktinischen Idealen auch näher zu kommen, diese Überzeugung wird der Patriarch der Beuroner Kunst schwer teilen können. Aber unserer Dankbarkeit soll er gewiß sein. Sein Werk harrt auf ein höheres Kunstbewußtsein. Wenn dieses Bewußtsein einmal stark wird, so wird seine Schöpfung zwar nicht nachgeahmt, aber besser verstanden werden. Bis dahin hat er den Lohn in der Anschauung.
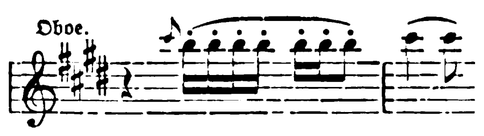
Konrad Weiß.

Musik
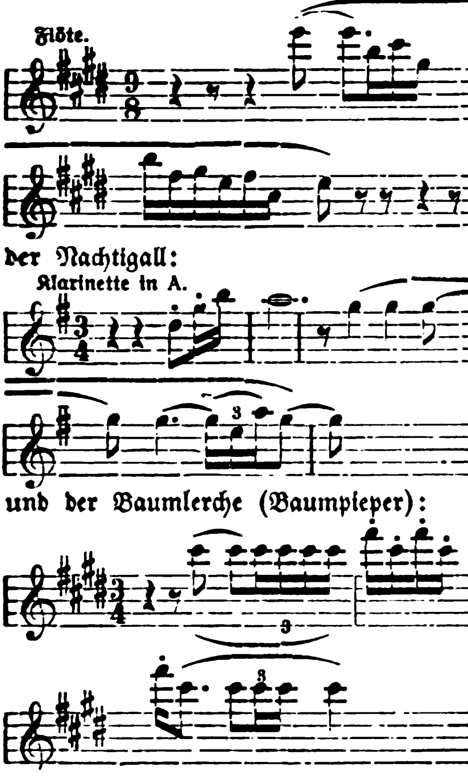
Zur Entstehungsgeschichte von Wagners ‚Ring'. Unter dem Titel ‚R. Wagner über den Ring des Nibelungen' ist im Verlag Breitkopf u. Härtel unlängst ein Buch von E. Kloß (†) und H. Weber erschienen, das eine Sammlung der Aussprüche des Meisters über sein Werk (in den Schriften, Briefen usw.) zu bieten unternimmt. Obwohl es somit einen materiell neuen Inhalt nicht hat, ist das darin gewonnene Gesamtbild doch insofern ein neues, als alle die bekannten Äußerungen solcher Art systematisch und chronologisch geordnet erst in voller Deutlichkeit ihre gegenseitigen Beziehungen offenbaren und manches, worüber man im Originalzusammenhang oft flüchtig hinweggelesen hat, nunmehr gesteigerten Eindruck gewinnt. Dies gilt beispielsweise für einige anekdotenhafte Zitate aus der Selbstbiographie (‚Mein Leben') und dem Tagebuch für Mathilde Wesendonck. Es handelt sich dabei um nichts Geringeres als um Beiträge zu der neuerdings mit so großem Interesse behandelten und auch in ‚Hochland' (Juniheft 1912, Seite 379) bereits einmal berührten Frage nach dem Wesen der musikalischen Schöpfertätigkeit. Manche der plastischen Motive seines ‚Ring' sind nämlich Wagner ganz zufällig durch äußere Anregungen aufgegangen. So erzählt er z. B. in ‚Mein Leben' von dem Beginn der Komposition des ‚Siegfried':

‚Am 22. September begann ich .... die Aufzeichnung des Entwurfes. Da stellte sich denn eine der Hauptlagen meines Lebens zu entscheidender Bedrängnis ein: unserem Haus gegenüber hatte sich neuerdings ein Blechschmied einquartiert und betäubte meine Ohren den ganzen Tag über mit seinem weitschallenden Gehämmer. In meinem tiefen Kummer darüber, nie es zu einer unabhängigen, gegen jedes Geräusch geschützten Wohnung bringen zu können, wollte ich mich schon entschließen, alles Komponieren bis dahin aufzugeben, wo mir endlich dieser unerläßliche Wunsch erfüllt sein werde. Gerade mein Zorn über den Blechschmied gab mir jedoch in einem aufgeregten Augenblicke das Motiv zu Siegfrieds Wutausbruch gegen „Stümperschmied" Mime ein: ich spielte sogleich meiner Schwester das kindisch zankende Polterthema in G-Moll vor, und sang wütend die Worte dazu, worüber wir alle denn so lachen mußten, daß ich beschloß, für diesmal noch fortzufahren.'

Namentlich von den gewaltigen wie intimen Naturmalereien seines Werkes mögen sich Wagner manche in ähnlicher Weise durch unmittelbare Eindrücke nach außen ergeben haben. So ist auf solche z. B. ein Teil der Waldszene aus ‚Siegfried' zurückzuführen. ‚Meine täglichen Spaziergänge', erzählt der Meister in der Selbstbiographie, ‚richtete ich an den heiteren Sommernachmittagen nach dem stillen Sihltal (bei Zürich), in dessen waldiger Umgebung ich viel und aufmerksam nach dem Gesang der Waldvögel lauschte, wobei ich erstaunt war, die mir gänzlich neuen Weisen von Sängern kennen zu lernen, deren Gestalt ich nicht sah, und deren Namen ich noch weniger wußte. Was ich von ihren Weisen mit nach Haus brachte, legte ich in der Waldszene Siegfrieds in künstlicher Nachahmung nieder.' Wagner hat trotz der natürlich notwendigen musikalischen Stilisierung die einzelnen Vogelstimmen so genau beobachtet und festgehalten, daß sich ihre Träger aus der Partitur unschwer feststellen lassen. In B. Hoffmanns ‚Kunst und Vogelsang' (Leipzig 1908) ist diese Analyse vollzogen und nachgewiesen, daß es sich dabei um die Stimmen der Goldammer:



der Goldamsel (Pirol):



handelt. Die eigentliche Waldvogelmelodie aber, die später dann auch sprachliche Gestalt gewinnt (‚Hei, Siegfried gehört nun der Niblungenhort‘)



ist dem Gesang der Schwarzamsel abgelauscht. —

Wieder in anderer mehr ‚interner‘ Weise ist Wagner die Idee zum Vorspiel des ‚Rheingold‘ aufgegangen:

‚Nach einer in Fieber und Schlaflosigkeit verbrachten Nacht zwang ich mich des anderen Tages zu weiteren Fußwanderungen durch die hügelige, von Pinienwäldern bedeckte Umgegend. Alles schien mir nackt und öde, und ich begriff nicht, was ich hier sollte. Am Nachmittag heimkehrend, streckte ich mich todmüde auf ein hartes Ruhebett aus, um die langersehnte Stunde des Schlafes zu erwarten. Sie erschien nicht, dafür versank ich in eine Art von somnambulen Zustand, in welchem ich plötzlich die Empfindung, als ob ich in stark fließendes Wasser versänke, erhielt. Das Rauschen desselben stellte sich mir bald im musikalischen Klange des Es-Dur-Akkordes dar, welcher unaufhaltsam in figurierter Brechung dahinwogte; diese Brechungen zeigten sich als melodische Figurationen von zunehmender Bewegung, nie aber veränderte sich der reine Dreiklang von Es-Dur, welcher durch seine Ausdauer dem Elemente, darin ich versank, eine unendliche Bedeutung geben zu wollen schien. Mit der Empfindung, als ob die Wogen jetzt hoch über mich dahinbrausen, erwachte ich in jähem Schreck aus meinem Halbschlaf. Sogleich erkannte ich, daß das Orchestervorspiel zum ‚Rheingold‘, wie ich es in mir herumtrug, doch aber nicht genau hatte finden können, mir aufgegangen war.‘

Eine der bewundernswertesten Seiten von Wagners Kunstwerken ist die innige, unlösliche Verschmelzung von Dichtung und Musik. Demgegenüber erscheint es nun doppelt merkwürdig, daß Wagner trotzdem die musikalischen Ideen nicht immer gleich in bewußtem Anschluß an die dichterische Situation kamen, sondern diese manchmal zu dem bereits fertigen Tongedanken erst gesucht werden mußte. In diesem Sinne ist z. B. folgende Notiz aus dem Tagebuch für Mathilde Wesendonck charakteristisch: ‚Die Muse beginnt mich zu besuchen: kündigt mir das die Gewißheit Ihres Besuches an? Das erste, was ich fand, war eine Melodie, die ich erst gar nicht unterzubringen wußte, bis auf einmal die Worte mir aus der letzten Szene des „Siegfried“ kamen. Ein gutes Zeichen.‘ Ähnlich heißt es in der gleichen Quelle ein andermal: ‚Mein Gefallen am Heiteren ist — vorwiegend. Denken Sie, als ich kürzlich den lustigen Hirtenreigen bei Isoldes Schiffahrt ausarbeitete, fällt mir plötzlich eine melodische Wendung ein, die noch viel jubeln-

der, fast heroisch jubelnd, und doch dabei ganz volkstümlich ist. Fast wollte ich schon alles wieder umwerfen, als ich endlich gewahr wurde, daß diese Melodie nicht dem Hirten Tristans zugehöre, sondern dem leibhaftigen Siegfried. Sogleich sah ich die Schlußverse Siegfrieds mit Brünnhilde nach und erkannte, daß meine Melodie den Worten: „Sie ist mir ewig, ist mir immer Erb und Eigen, Ein und All" usw. angehört. Das wird sich unglaublich kühn und jubelnd ausnehmen.'

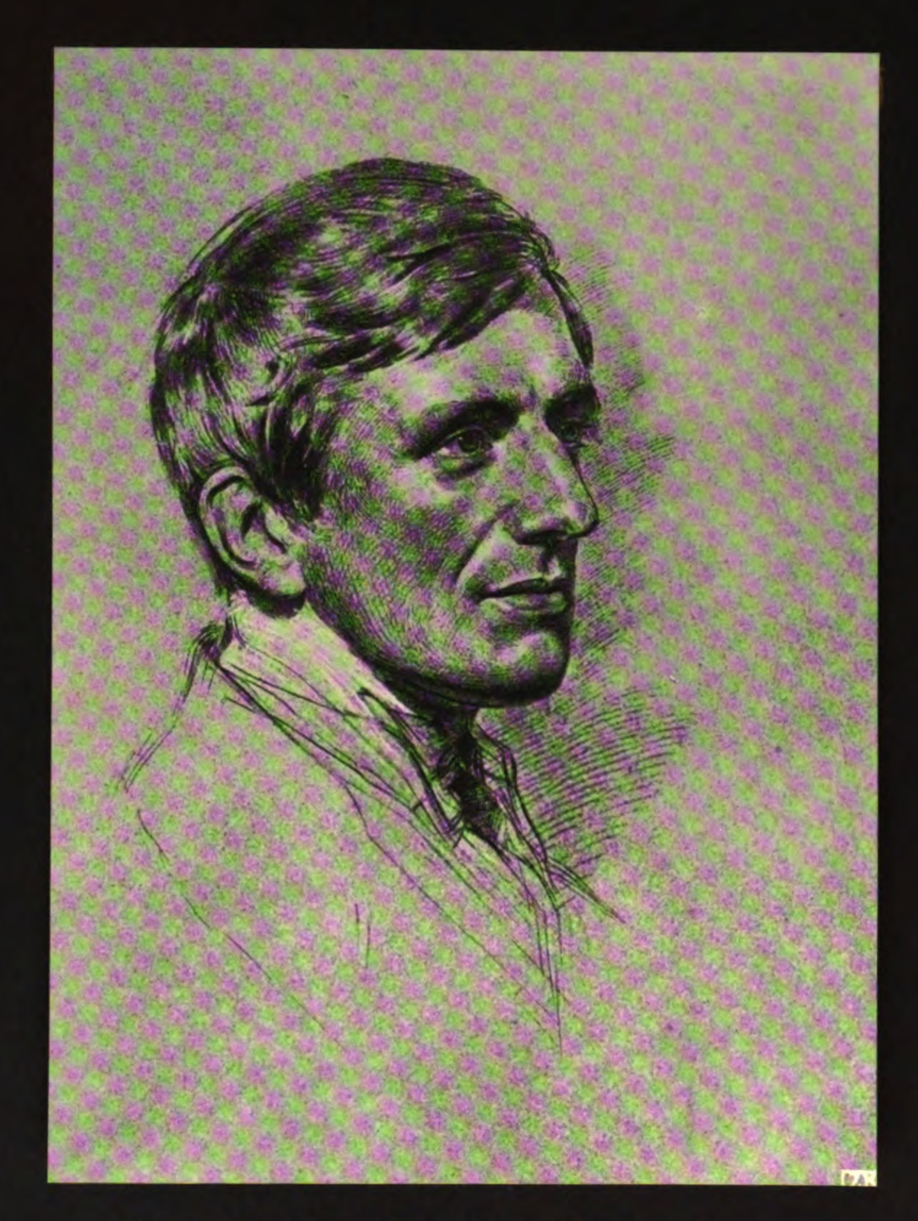
Bei Wiedergabe dieses letzteren Zitats ist übrigens dem sonst recht gewissenhaften Herausgeber unseres Ringbreviers ein komischer Irrtum passiert. Er hat sich verlesen und geschrieben: ‚daß meine Melodie dem Wotan (statt Worten) ... angehört'. Für eine ‚mit Zustimmung des Hauses Wahnfried' veröffentlichte Arbeit ein böser Lapsus. Doch kann er den Gesamtwert der Sammlung nicht beeinträchtigen, die, wie die angezogenen Stichproben ersehen lassen, in vielen Momenten interessant in die Geheimnisse der Geisteswerkstatt eines großen Künstlers hineinleuchtet. Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Entgegen dem Einsiedlergedanken der früheren Zeiten, dem gegensätzlichen Einswerden von Natur und Mensch im Gefühl der Abtötung durch die Einsamkeit, wobei sich der Geist befreit, zieht der Künstler unserer Zeit das Gefühl in die Natur hinein, siedelt es irdisch an und verflicht den Geist in die Sorglosigkeit eines idyllischen, vom Alltag entfernten Daseins. Albert Welti, der im Sommer 1912 im 50. Lebensjahre schon verstorbene Schweizer Maler (vgl. über seine Kunst Hochland, Januar 1910), war einer der ganz wenigen modernen Künstler, in denen ein Stück Romantik fortlebt, das bei ihm zudem fast gar nicht durch Vorbilder beeinflußt, sondern urechtes, fast schweizerisch sonderlinghaftes Eigenwesen war. Das unruhige deutsche Naturgefühl, das in romantischen Einsiedeleien, etwa bei Schwind poetisch gedämpft oder ganz gestillt erscheint, empfindet er in seinem Hieronymusbild als eine drollige Laune, die sich in dem Gegensatz des schnurrigen Gebahrens des Löwen zu dem behaglichen Ernst des studierenden Weisen äußert. Es ist eine humorvolle, doch geistig leise beherrschte Sorglosigkeit in der stillen Szene, die durch den schönen landschaftlichen Ausblick heiter begleitet wird.

Die Bilder aus der Krypta in Monte Cassino sind in dem Rundschauartikel ‚Benediktinische Kunst' gewürdigt.

Herausgeber und Hauptredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



George Richmond / John Henry Cardinal Newman



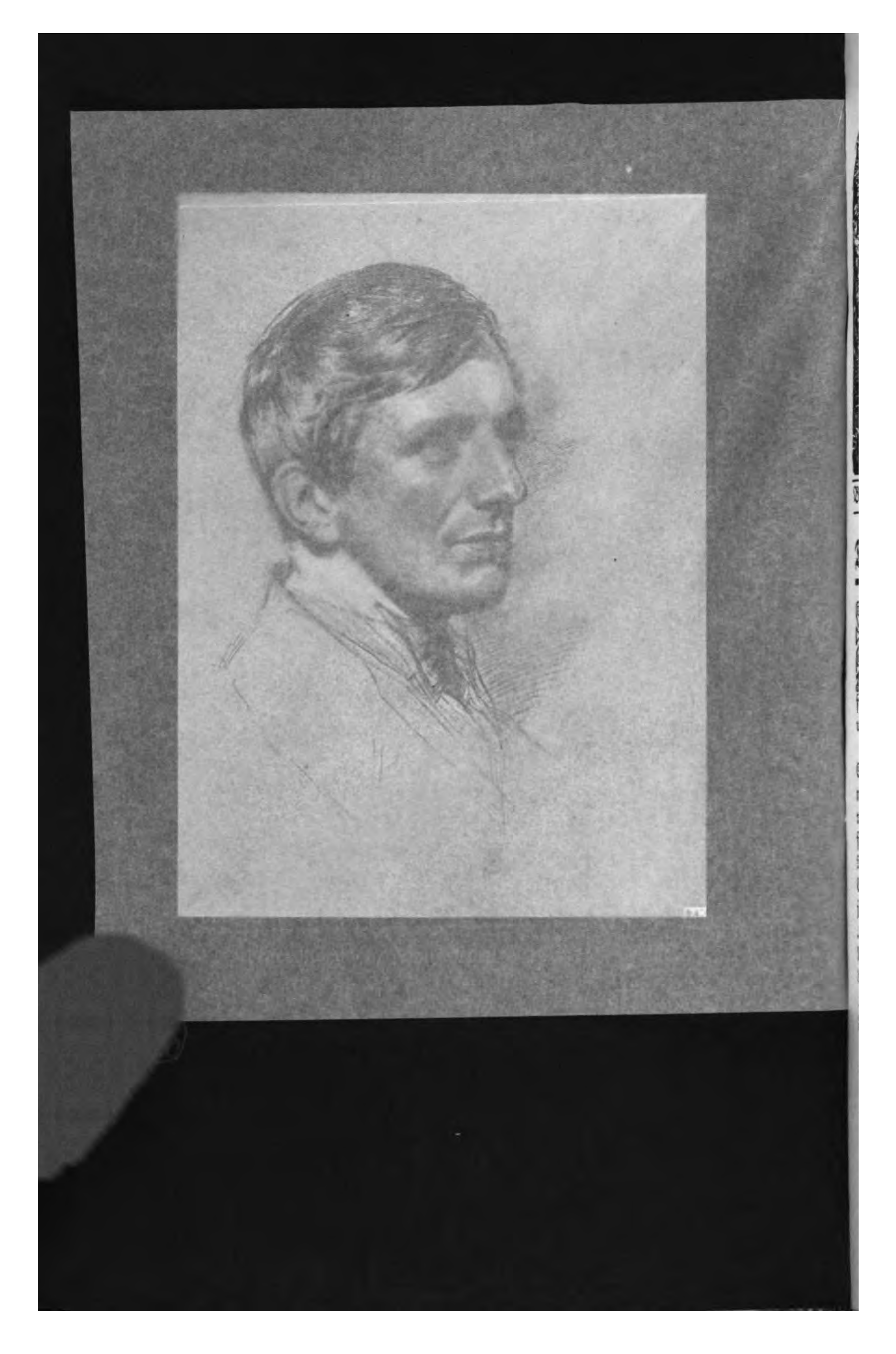


Band 1 Elfter Jahrgang 1913

Die Gräber der Ruhlosen / Von Karl Linzen

In Weimar hat der Herbst seinen ganz eigenen Stimmungsreiz. Wenn die Wipfel des alten Parkes sich rot und golden färben und die Gespinste der Abendnebel sich immer zeitiger über dem sanften Flusse lagern, dann wird die Seele leicht willenlos gefangen von jener Wehmut und erhabenen Resignation, die an manchen Tagen und zu manchen Zeiten der noch immer kleinen Stadt das Gepräge geben. [illegible] Fackelzüge der Festspieljugend verglänzt sind und die letzten [illegible]en sich wieder einmal verlaufen haben, ist es für die in Wei[illegible] wandern. Nach Tiefurt hinaus, nach Ettersburg und Bel[illegible] die kleinen stillen Schlösser in der Sonne träumen, von Herbst[illegible] und fallendem Laub. Und von Erinnerungen! Aber auch in [illegible] Stadt, der stillen und feinen, soll man die Augen offen halten. [illegible] so versteckte Winkel und krumme Gäßchen — die haben gerade [illegible] Zauber. Die Seifengasse zum Beispiel mit ihren vermoderten [illegible]den und überhasteten Mauern; mit ihrem Zwittercharakter von [illegible]ren-, halb Armeleutegasse. Wenn fängt sich in dieser schm[illegible] [illegible]stwind und treibt von der uralten Linde her, die [illegible] bewacht, das bunte Raschellaub [illegible] Frauenplan hin — auf Goethes Haus zu.

Ist man just in der rechten Stimmung, so kann man sich vom Frauenplan links hinaufwenden und die Amalienstraße entlang schlendern. Dann kommt man bald zu Gittertor und Mauer. Hier ruhen die Toten — Weimars Tote.





Band 1 Elfter Jahrgang 1913

Die Gräber der Ruhlosen / Von Karl Linzen

In Weimar hat der Herbst seinen ganz eigenen Stimmungsreiz. Wenn die Wipfel des alten Parkes sich rot und golden färben und die Gespinste der Abendnebel sich immer zeitiger über dem sanften Flusse lagern, dann wird die Seele leicht willenlos gefangen von jener Wehmut und erhabenen Resignation, die an manchen Tagen und zu manchen Zeiten der noch immer kleinen Stadt das Gepräge geben.

Jetzt, da die Fackelzüge der Festspieljugend verglänzt sind und die letzten Sommerreisenden sich wieder einmal verlaufen haben, ist es für die in Weimar schön zu wandern. Nach Tiefurt hinaus, nach Ettersburg und Belvedere, wo die kleinen stillen Schlösser in der Sonne träumen, von Herbstfäden umweht und fallendem Laub. Und von Erinnerungen! Aber auch im Bezirk der Stadt, der stillen und feinen, soll man die Augen offen halten. Es gibt da so versteckte Winkel und krumme Gäßchen — die haben gerade jetzt einen Zauber. Die Seifengasse zum Beispiel mit ihren vermorschten Häuserwänden und überbüschten Mauern; mit ihrem Zwittercharakter von halb Herren-, halb Armeleutegasse. Gern fängt sich in dieser schmalen Zeile der Herbstwind und treibt von der uralten Linde her, die Frau von Steins Haus bewacht, das bunte Raschellaub in gespenstigem Tanze nach dem Frauenplan hin — auf Goethes Haus zu.

Ist man just in der rechten Stimmung, so kann man sich vom Frauenplan links hinaufwenden und die Amalienstraße entlang schlendern. Dann kommt man bald zu Gittertor und Mauer. Hier ruhen die Toten — Weimars Tote.

Ich bin gestern am Spätnachmittag wieder einmal auf diesem bedeutsamen Gottesacker gewesen, und zwar auf dem älteren Teile, den die Fürstengruft und die griechische Kapelle mit ihren vergoldeten Kuppeln beherrscht. Am Himmel hingen tiefe Regenwolken; es dämmerte schon. Hier und dort stand eine Malve in feurigem Braunrot, vereinzelt auch noch ein Goldlack. Aber im allgemeinen gibt es viel dunkelgrünes Blattwerk und wenig Blumen in diesem berühmten Totenviertel. Die Gräber sind eingesunken und mit schweren Steinplatten bedeckt, deren eingehauenes Schriftwerk in Moos und Verwitterung verschwindet. An den halb umgefallenen Eisenkreuzen frißt und blättert der Rost. In Augenblicken hat man kaum das Gefühl, auf einem Friedhof zu sein; eher in einem erinnerungvollen herrschaftlichen Garten, den die Schloßleute haben verwahrlosen lassen. Aber in dieser Verwahrlosung liegt künstlerische Absicht und Stil. Dort an der knorrigen, bis in den Wipfel von dickem Efeu umsponnenen Birke der kleine zärtliche Nistkasten und manche andere Spur deuten auf die pflegende Menschenhand.

Ich wanderte die Allee hinan in der Richtung des Windes, der sich über mir in dem Gedränge der Lindenkronen zu schaffen machte. Aber nur einige Dutzend Schritte, dann ließ ich den ungebärdigen Burschen allein weiterlaufen. Nicht den Fürsten- und Dichtersärgen oben am Ende der Baumzeile sollte mein Besuch gelten, noch lockte mich die ewige Lampe, die Maria Paulownas Gruft erhellt. Ich wandte mich auf einem kleinen Seitenpfade rechts nach der Mauer hin, die den alten vom neuen Friedhof scheidet, und wo ich manche Tafel mit Namen aus Weimars nachklassischer Zeit weiß.

Es sind schöne, wohlerhaltene Gräber, mit Eisengitter versehen, von alten Bäumen überschauert. Die hier gebettet sind, schlafen schon lange. Es ist nicht der frische Duft des Todes, der erschreckend aus diesen Hügeln dringt.

Ich lese den Namen von Johannes Falk, der die Kinder so liebte; die Namen ‚v. Seebach', ‚v. Laßberg' und manche andere, die in den Tagen der Weimarischen Biedermeierzeit einen guten Klang gehabt. Und schon stehe ich vor einem offenen Steinsarkophag, der, im Empirestil aufgebaut, die weiße Marmorgestalt eines schlummernden jungen Mädchens zeigt.

Auf dem Sarkophag steht zu lesen: ‚Ruhestätte der Familie Goethe'. Das stille Marmorbild — man erkennt die charakteristische Goethenase — zeigt des Dichters Enkelin, Alma v. Goethe. Neben ihr schlafen an dieser umfriedeten Stelle ihre Mutter, Ottilie v. Goethe, geb. v. Pogwisch, ihre Brüder Walther und Wolfgang, und endlich Ottilies Mutter, Henriette v. Pogwisch, geb. Gräfin Henkel v. Donnersmarck. Auf den fünf gleichgeformten, steingefaßten Gräbern blühen noch rote Pelargonien zwischen dunkelglänzendem Efeu. Walther v. Goethes Tafel trägt den Vermerk: ‚Mit ihm erlosch Goethes Geschlecht, dessen Name alle Zeiten überdauert.'

Ein eigentümlich scharfer Geruch von feuchter Erde und welken Blättern ist in der Luft. Der Ort ist still; hier läßt es sich träumen. Nebenan in dem Lindengezweig über dem Falkschen Grabe zwitschert leise eine Amsel. Es ist ein Lied in kurzabgebrochenen Molltönen; kein Sommerlied — ein Lied der Klage um entschwundene Sonnentage.

Ich muß dem nachsinnen, daß man auf diesen Sarkophag ebensogut hätte schreiben können: ‚Ruhestätte der Ruhlosen'. Oder sind sie nicht Zeit ihres Lebens wie der ewige Jude durch die Welt gewandert, ziellos und ruhlos — die Kinder und Enkel des immer Zielbewußten, des olympisch Ruhevollen?

Man kann den Niedergang dieser Familie, die unter der glänzenden Last des großen Namens dahinwelkte, studieren wie ein Trauerspiel. August v. Goethe, des Dichters Sohn, starb in Italien. Unter Roms brütender Sonne liegt er bei der Pyramide des Cestius begraben, dort, wo so mancher deutsche Landsmann sein Haupt zum letzten Schlummer hat betten müssen. Die Geschichte, wie August, den Spuren des Vaters zu folgen, damals mit Eckermann auf die Südlandreise ging — wie der allein heimkehrende Eckermann von Goethe ‚vollkommen heiter und ruhig', ohne ein Wort über den gestorbenen Sohn, empfangen wurde —, die Geschichte ist ausreichend bekannt.

Was ihm zutiefst das Herz zerriß, das pflegte der Alte am Frauenplan ja schweigend mit sich abzumachen. Durch Arbeit in der Stille zu überwinden, das war ein großes, wichtiges Kapitel in seiner Lebenskunst.

In Goethes Hause zu Weimar saß nun Augusts Witwe, die Frau mit dem heißen, abenteuerlichen Herzen, das sie als Backfisch schon einstmals an einen Lützowschen Jäger, der sich vor den Franzosen in den Park geflüchtet, verloren hatte. Eine von den vielgeliebten und vielgescholtenen Frauen, über die es leicht wäre, den Stab zu brechen, wenn nicht ein geheimnisvoller Zauber in den Augen der Nachwelt ihre Erscheinung immer von neuem umwitterte. Goethes Enkelsöhne Walther und Wolfgang — das ‚Wölfchen', wie ihn der Großvater zärtlich nannte — waren damals noch Knaben. Der junge Erbgroßherzog Karl Alexander spielte mit ihnen. Als Nesthäkchen war dann noch die kleine Alma da.

Das ging so ein paar Jahre hin. Dann schloß der Olympier die Augen und bezog den kühlgemauerten Raum, wo seines Freundes Karl August fürstliche Gebeine schon seit mehreren Jahren auf ihn warteten. In dem schlichtvornehmen, gelben Haus am Frauenplan blieb die Wanduhr stehen und wurden die Fenster dunkel. Die Sonne des Genius, die diese Gemächer durchleuchtet hatte, war erloschen.

Nur oben in der engen Mansardwohnung flimmert rötliches Licht. Dort hausen sie — die Hinterbliebenen — die Überlebenden: Goethes Enkelkinder mit ihrer Mutter. Bis in die Seele fröstelnd kauern diese Schwachen, die für sich selbst nichts bedeuten können, in dem grellen, kalten Schein des ahnherrlichen Nachruhmes.

Wie lautet die stolze Strophe in Schillers ‚Siegesfest'?

> ‚Von des Lebens Gütern allen
> Ist der Ruhm das Höchste doch;
> Wenn der Leib in Staub zerfallen,
> Lebt der große Name noch.'

Aber schließlich — man ist noch jung, und das Leben bringt manches Heitere.

Da ist ein zierlich gedeckter Teetisch, dem Ottilie v. Goethe präsidiert. Duftige Sommerblumen — feines Gerät — illustre Gäste. Mit der Fülle ihrer dunkelblonden Locken, die sie im Gespräche lebhaft zu schütteln pflegt, mit dem kluggeschnittenen, energischen Gesicht, das sie zuweilen in eine strenge Miene zu kleiden weiß, der zarten Gestalt, den schmalen, durchgeistigten Händen erscheint die Hausfrau so recht dafür geschaffen, einem biedermeierischen Teetisch vorzustehen. Wenn die Narbe, von einem alten Sturz mit dem Pferde herrührend, dieses Antlitz nicht ein wenig entstellte, man würde berechtigt sein, es schön zu nennen. Mejer aus Jena, Frau v. Heygendorf, Dr. Ludwig Froriep sind zugegen. Man liest Grillparzer mit verteilten Rollen. Ottilie besitzt die ausgeschriebenen Partien des damals noch ungedruckten Stückes ‚Wehe dem, der lügt' vom Dichter selbst. Rings auf den Stühlen sitzt Weimars Adel und lauscht. Nur die Söhne des Hauses sind nicht zugegen. Walther studierte damals bei Felix Mendelssohn in Leipzig Musik; Wolf hatte sich klausnerisch drüben im Gartenhaus zwischen seinen Büchern vergraben. Er sollte im Herbst das Maturitätsexamen machen.

Das war ihm Jahre 1839. Um diese Zeit geschah es, daß die Kaiserin von Rußland nach Weimar zu Besuch kam. Als sie eines Tages bei Frau v. Goethe vorsprach, sollte Wolf gerufen werden. Er erwiderte barsch: ‚Sagen Sie der Kaiserin, ich sei kein wildes Tier' — und kam nicht.

Damals schon widerstrebten die Brüder diesem fürchterlichen Berühmtsein, das eigentlich nicht ihrer Person galt und nur die Zartheit und Schwäche ihrer weichen, mimosenhaften Naturen vor den neugierigen Augen der Welt bloßstellte. Sie empfanden ihren Platz am Frauenplan fast wie einen Pranger. Mit immer deutlicherem Unwillen trugen sie den Stempel als ‚Stücke des großväterlichen Nachlasses', als ‚literarische Reliquien'. Und der Wunsch, Weimar zu verlassen — fort aus dem ahnherrlichen Hause zu fliehen —, der Wunsch wurde bald in den Herzen übermächtig.

Und die Unrast — das Wandern, begann. Ottilie ging mit Alma nach Wien. Wolf bezog nacheinander vier Universitäten und suchte nach bestandenem Doktorexamen, die Gesundheit zu stärken, Capri auf. Wenn man die Blätter dieser Schicksale durchfliegt, so stößt man auf ein Gewirr von Etappen. Weimar, Wien, Leipzig, Bonn, Heidelberg, Berlin; Rom, Meran, Travemünde; Dresden, Eisenach, Wien, Jena, Weimar, Bad Elster, Franzensbad — so geht es im bunten Wechsel durcheinander.

Das war reichlich viel Unseßhaftigkeit für jene alte Zeit, in der die Postkutsche ihre Rolle noch lange nicht ausgespielt hatte. Nur einen gab es damals in deutschen und österreichischen Landen, der Goethes Erben an Unstete und Ruhelosigkeit noch übertraf. Es war Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau, der Zigeuner unter den Dichtern und große Kenner der Landstraßen — der unglückliche Lenau.

Und doch findet, wie alles, auch diese unruhige Reiselust eine gewisse Erklärung in dem Charakter der Zeit. Das Leben in den Biedermeiertagen war, verglichen mit dem des stolzen Empire und früherer Epochen, gar eng

und arm. Die schlimmen Kriegsjahre hatten so viel Wohlstand als Blut gekostet; man richtete sich so bescheiden wie möglich ein. Nur das Herz machte sich auf und flog aus dem Bezirk der geblümelten Vorhänge und Tapeten, der glatten gelb und schwarzen Möbel, der wohlgefalteten Hemdbrüste, Bratenröcke und lilafarbenen Regenschirme fort ins weite, wunderreiche Traumland der Romantik. Nicht umsonst hat Eichendorff so beweglich und innig vom Wandern gesungen.

Ja, zu einengend und klein deuchte den Goetheenkeln in Weimar damals auch der Frauenplan.

Aber Walthers Talent für Musik erwies sich als nicht ausreichend. Dazu kränkelte er von Jugend auf. Selbst Liszt, der Gütige und Mächtige, an den Ottilie sich 1842 in einem Briefe wandte, konnte hier nicht helfen. So wurde Walther Goethe der stille, unglückliche Mann, der sein enttäuschtes Herz vor den Menschen, oft selbst vor den Freunden, verschloß. Immerhin war er in der Folge noch der Seßhafteste unter allen und konnte sich, dem alten Nest getreu, Jahr um Jahr in den Mansarden des alten Goethehauses einspinnen.

Wolf war ein Dichter. Nach dem Bericht einer Zeitgenossin hatte er ‚tiefe, dunkle, glühende Augen' und fühlte, als er noch ein halber Knabe war, schon ‚die Liebe eines Jünglings'. Als Neunzehnjähriger hatte er mit einer Dichtung ‚Erlinde', die ‚die ersten Jugendwerke seines Großvaters sehr übertraf', bei Humboldt und Varnhagen Lob geerntet und gab 1851 ein kleines Heft, ‚Gedichte' bei Cotta heraus. Es war mit ihm nicht anders als mit Walther. Der Harfe, die unter des Großvaters Händen so machtvoll gerauscht, verstand er nur schwache und kranke Töne zu entlocken. Bald wußte er seinem Lebensweg kein Ziel mehr. Er soll einmal daran gedacht haben, katholischer Priester zu werden. Gewiß nur Phantasiespiel — nicht mehr. Er wurde Weimarischer Kammerherr, dann Legationssekretär bei der preußischen Gesandtschaft in Rom, später in Dresden. Vor meinen Augen steht sein Bild, so wie Begas den Fünfunddreißigjährigen während der Travemünder Zeit in Öl gemalt hat. Eine schmächtige, vornehme Erscheinung im eleganten Rock, mit gewelltem Haar und biedermeierischen Favoris. Man denkt wohl an den liebenswürdig plaudernden Grandseigneur, der in Rom als Vertreter des Gesandten seine Tage mit vornehmer Geselligkeit hingebracht hat. Aber doch liegt in diesem wohlgebildeten Antlitz mit der Goethenase und dem etwas zu stark vorspringenden Unterkiefer eine gewisse seltsam hölzerne Starrheit. Wolf Goethe litt an neuralgischen Gesichtsschmerzen, die bei jeder angestrengten Arbeit ihm das Leben zur Pein machten und ihn oft zwangen, das Gesicht ganz und gar unbeweglich zu halten. Er selber pflegte dieses Leiden mit grimmiger Ironie als ‚körperliche Verzweiflung' auszudeuten.

Von Wien aus schrieb Wolf 1861 an Mejer:

‚Ein großes Hindernis für die Vollendung aller meiner Arbeiten ist der Umstand, daß ich seit meinem langen Kranksein täglich nur ein bestimmtes, sehr eng bemessenes Quantum Arbeitskraft mit der Feder in der Hand habe.

Ist es ausgegeben, sei es, wofür es sei, dann versagt der Körper für den betreffenden Tag jede weitere ähnliche Tätigkeit. Dazu kommt ein innerer geheimer Widerwille gegen alles Veröffentlichen, gegen Lob und Tadel, die uns unser Leben beschränken und unsere Stellung mehr oder weniger verfälschen, wenn wir etwas veröffentlicht haben. Ich kann eigentlich die Stellung eines Schriftstellers nicht leiden, und auch der Ruhm eines solchen ist mir antipathisch ...'

Gleichwohl arbeitete er mühselig an einer Geschichte der Bibliothek des Kardinals Bessarion. Auch daraus wurde nichts Rechtes. Dem Enkel des allzeit Formgewaltigen fehlte die Kraft und wohl auch der Wille zur Form. Kärrnerarbeit war, was er tat, nicht das Bauen eines Königs.

Wer muß wohl nicht an die Verse denken, die Wolf in einer trüben Stunde auf ein Blatt Papier geworfen:

,Alle Blumen sind gepflückt,
Alle Lieder sind verstummt,
Und ich geh einher gebückt,
Und ich geh einher vermummt.'

Und Ottilie? Wir finden sie bald in Wien, bald in Dresden und Eisenach, immer um ihre Kinder bangend, von denen sie Alma bereits in der Blüte durch den Typhus verloren hat. Als Wolf 1847 krank in Meran sitzt, glaubt sie zu hören, ,wie die Flügel des Todes um ihn rauschen', und sie schreibt verzweifelt an Walther:

,Willst Du mir nicht helfen, Walther, willst Du nicht mit mir vereint versuchen, ob wir uns nicht eine Existenz zimmern können, wo wir weniger leiden? Auf mehr rechne ich nicht. Gönnt Ihr meiner Seele nicht bald Ruhe, muß ich Euch so unglücklich fortwährend sehen, so wird mir bald der Friede, den Ihr meinem Alter versagt ... Ich thue, was ich kann, nehme jeden Morgen wie die Haussierer mein Bündel auf den Rücken und schleppe es fort bis zum Abend, wo ich wie gebrochen dann bin ...'

Solche Worte fand diejenige, die dem Dichter des Faust die Tage des Alters verschönt hatte, die mit ihm zusammen den Plutarch gelesen und sich täglich seiner traulichen Nähe freuen gedurft. Es ist immer das gleiche trübe Lied, das aus den vergilbten Familienbriefen klingt.

1862 stürzte Wolf in Wien auf dem Glatteis und zog sich eine böse Stirnwunde zu. Er fühlte sich hinterher abgespannt ,wie in den schwersten Zeiten'. Im Sommer 1868 lag Walter in Dresden fast auf dem Sterbebette. Aber man lebte weiter, man verzehrte sich in Ungenügen und Ruhlosigkeit, man welkte heimlich dahin. Wer denkt nicht unwillkürlich an neidische Götter, die das überreiche, unter reinsten Glückssternen abgeblühte Leben des Großvaters so bitterlich an den armen Enkeln gerächt haben?

Aber noch immer gab es etwas Licht. Ottilies Wohnung in Wien war ein kleines Museum, vollgestopft mit antiken Raritäten, Kunstschätzen und Erinnerungsgegenständen. Die Kunst war Ottilien ja immer ,wie eine

barmherzige Schwester' gewesen. Jetzt versah diese ‚Schwester' an der Augenleidenden, die nicht mehr viel lesen und schreiben konnte, erst recht ihr Amt. Das kostete freilich Geld — viel Geld. Ottilie war alles andere als eine sparsame Hausmutter, und die Söhne taten in blinder Zärtlichkeit alles, sie die zunehmende Knappheit der Mittel nicht merken zu lassen. So schmolz die einst reiche Dichterhabe unter den Händen der unglücklichen Frau zusammen.

Nach einer mehrjährigen ‚monotonen Existenz' in Jena kehrte Ottilie 1871 in die Mansardenwohnung am Frauenplan zurück. Die ‚Herzensmüdigkeit', über die sie in einem Brief an den immer teilnehmenden Großherzog Karl Alexander geklagt, war in dieser Zeit verflogen. Der Jubel über Deutschlands Siege fand einen Widerhall in dem Enthusiasmus der Greisin. So schrieb sie an Dr. Seligmann:

‚Ja, lieber Freund, die Heldengräber von 1813 kränzen sich alle wieder mit frischem Grün, sie wissen nichts Größeres, als diesen Krieg wieder daran zu schließen und ihn wach zu rufen als einen heiligen Krieg. Alte Jugenderinnerungen sind mit doppelter Gewalt aus der Vergangenheit mir nahe getreten, und als die Glocken erklangen und die zwei Flaggen unseres Hauses ans Fenster schlugen, da setzte ich mich auf einen kleinen Lehnstuhl wie 1813 vor das Bild des Herzogs von Urbino, das mir immer Ähnlichkeit mit meinem Jugendfreund zu haben schien, und dankte Gott, daß ich zum Lebensschluß Deutschland auch in moralischer Größe wieder sich erheben sah . . . Ich habe meinen alten Franzosenhaß noch frisch erhalten und schließe, wie ich begonnen: Gott dankend, es noch erlebt zu haben, und Ihnen, daß Sie meiner dabei gedachten. Wolf lebt in Jena nicht besser als ein Student, aber das Lazarett kennt seine Ersparnisse, und Sie können denken, daß es mit Walther noch schwerer wird, ihn zu einer Ausgabe für sich zu bewegen, und dennoch müßte es gewiß sein.'

Der Teetisch in Weimar florierte wieder mit Sommerblumen, feinem Gerät und erwählten Gästen. Ganz wie einst; nur die Locken der Dame, die unter der lichten Tüllhaube hervornickten, waren schneeweiß geblichen.

Um diese Teetische der alten Zeit spann ein Zauber; es ging so traulich und bedächtig daran zu, wie wir es kaum mehr träumen. Man verstand damals klug zu reden und artig zu lauschen. Der Großherzog Karl Alexander war ein Freund solcher Teetische und weilte oft bei Ottilien und ihrer Schwester, der Priorin Ulricke, die gleichfalls eine Tüllhaube und aufgesteckte Locken trug, zu Gaste.

Adelheid v. Schorn, die in ihren jüngeren Jahren auch zu dem kleinen Kreis gehört hat und der es jedesmal gar feierlich zumute war, ‚wenn sie auf der engen Treppe an Goethes Zimmern vorbeiging', erzählt heute:

‚Der Teetisch war nur mit Zwieback und kleinen Butterbrötchen versorgt; wenn man aber gegen 10 Uhr das Haus verließ, verbreiteten sich oft verräterische Küchendüfte auf der Treppe — es war öffentliches Geheimnis, daß Goethes erst zur Nacht aßen, wenn ihre Gäste fort waren. Das nahm niemand übel auf, es gab dieser dahinwelkenden Familie des

großen Mannes nur ein noch wehmütigeres Ansehen; denn man wußte, daß sie nicht Geld genug hatten, um ihre Gäste reichlicher zu bewirten.'*

Schmalhans war also Küchenmeister.

1872 im Sommer, als Wolf in Franzensbad weilte, kam Meier nach Weimar. Er schreibt über seinen letzten Besuch bei Ottilie:

'Frau v. Goethe, jetzt fast sechsundsiebzigjährig und zum Tode krank an Herzbeutelwassersucht, fand ich in den Mansardzimmern des Stadthauses, wo sie als junge Frau einst gewohnt hatte. Die Vereinsamte begrüßte mich mit alter Güte, jedoch aus ihrem Lehnsessel aufzustehen vermochte sie nicht mehr. Wolf hatte recht, sie war wie ein Hauch. Aber ihre alte Lockenfülle umgab noch das schmale Gesicht, und auch im Anzuge war ihr Geschmack derselbe: sie trug einen farbigen Umhang mit Goldborte. Jahre und Krankheit waren ihr sehr anzusehen; als ich aber ihr gegenüber saß, richtete sich das gesenkte Haupt nach wenig Minuten in die Höhe, und es gab Momente, wo man hätte meinen können, die Zeit sei spurlos an ihr vorübergegangen, so lebhaft waren Anteil, Auge, Rede, Handbewegung. Ihre Söhne und meine Kinder, alte und neue Freunde, Liebe und Haß, Bewunderung und Verwerfen, Kleines und Großes und Größtes bewegte das Gespräch, nicht zum wenigsten die große Zeit des Krieges, die eben vorüber war und das Eine Deutschland, ihre alte Hoffnung, geschaffen hatte. Schmerz, Freude, Erinnerung, Treue, noch immer Liebe zum Leben, alles klang lebhaft an. Mir war, als erlebe ich den Schlußsatz eines Beethovenschen Musikstückes. Als ich nach einer Stunde Abschied nahm und in der Tür einen letzten Blick zurückwarf, da war die alte Frau in sich zusammengesunken wie der Aschenhaufen vom lodernden Feuer. Ich wußte, ich werde sie nicht wiedersehen.'

Am 26. Oktober starb Ottilie. Das ,Stümpfchen Mutter', an dessen Flackern sich Wolf noch mit so kindlicher Liebe gefreut hatte, erlosch gänzlich. Fortan hausten die Brüder mit einer uralten Dienerin allein in der Mansarde. Die Archivschätze des Großvaters zu hüten schien ihnen jetzt die wichtigste, die einzige Lebensaufgabe. Man kann wohl an Zwerge der alten Sage denken, wie sie eifersüchtig über dem Goldhort des Riesen wachten. Nichts von den Papieren gaben sie heraus und hielten das Kleinste heilig. Obwohl sie beinahe darbten, dachten sie in vornehmer Gesinnung doch keinen Augenblick an einen Verkauf der Schätze, deren Schicksal in ihre Hände gelegt war.

Mit welchen Empfindungen mag der alternde Wolfgang damals zuweilen den kleinen Schreibtisch betrachtet haben, der in Goethes Arbeitszimmer am Fenster stand? Er war auf Veranlassung des Großvaters einst angefertigt und aufgestellt worden; denn Goethe liebte es, daß ,Wölfchen', sein Augentrost, neben ihm arbeitete.

Im Herbst 1879 zog sich Wolf, gleichsam zum Sterben, nach Leipzig zurück. Er wohnte dort bei einfachen Bürgersleuten, deren Sohn ihn

* Adelheid v. Schorn, ,Das nachklassische Weimar unter der Regierungszeit Karl Friedrichs und Maria Paulownas.'

pflegte. In einer Winternacht 1883 brachte ein Krampfanfall ihm ziemlich plötzlich den Tod.

Nun war nur Walther allein noch übrig, der letzte Goethe. Es leben viele in Weimar, die sich des kleinen Mannes noch erinnern, der immer hastig und wie menschenscheu die Straßen durchschritt. Der Großherzog Karl Alexander besuchte ihn oft. Er hat den Spielgefährten seiner Jugend, den Goetheenkeln, lebenslang die Treue gehalten.

Über diese Zeit schreibt Adelheid v. Schorn:

‚Einige Monate vor seinem Tode habe ich Walther besucht; ich wollte den Letzten, der den Namen Goethe trug, noch einmal sehen. Das Zimmer, in dem ich oft bei seiner Mutter gesessen, war jetzt so mit Büchern angefüllt, die auf dem Sofa, auf Tischen und Stühlen lagen, daß faktisch nur ein Stuhl für einen Besuch freigehalten war. Walther saß — matt und zusammengesunken — auf einem Rohrstuhl am Ofen, vor sich einen kleinen Tisch, auf dem ein Glas Wasser stand. Er war gut und liebenswürdig wie immer; sein feines, weiches, schüchternes Wesen hatte etwas Rührendes, man hätte ihn vor jeder harten Berührung schützen mögen. Er war so schwach, daß ich nach dem Austausch einiger freundlichen Worte wieder fortging, weil ich sah, daß er das Sprechen nicht vertragen konnte.‘

Walther Goethe starb am 15. April 1885. Sein Testament, wodurch er den Weimarischen Staat zum Erben von Haus und Sammlungen eingesetzt hat, ist allbekannt. — — — —

Nebenan in dem Lindengezweig über dem Falkschen Grabe zwitschert noch immer die Amsel. Es ist ein Lied in kurz abgebrochenen Molltönen; kein Sommerlied — ein Lied der Klage um lang entschwundene Sonnentage.

Allzu gewaltig hatte des Ahnherrn goldene Leier einst die Länder durchtönt. Die schwachen Finger der Enkel vermochten kein Instrument mehr zu spielen. Feuer und Kraft, Glück und Glanz waren verbraucht. Wenn es in der Folge der Geschlechter ein Gesetz des Kontrastes gibt — hier ist es erfüllt.

Drüben ruht er, zwischen Zypressen und Eichen, in der fürstlichen Gruft, die längst zum Heiligtum und Mekka der literarischen Welt geworden ist. Ihm zur Seite der andere Unsterbliche, der die Strophe gesungen:

‚Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch —‘

Und hier, unter den welkenden Pelargonien, liegen diese Armen, die lebenslang an der Last des großen Namens geschleppt. Hier ist die Ruhestätte der Ruhlosen.

Zu diesen Gräbern muß man jetzt gehen, im Herbste, da die Blätter fallen. Herbst ist es ja — Frühling und Sommer vorbei — von vornherein im Leben der Goetheenkel gewesen.

In Träumen schlendere ich weiter — betrachte hier ein Grab — entziffere dort eine Inschrift. Jetzt stehe ich an der Stelle, wo Oberbaurat Coudray, der bei Goethe verkehrte und Weimars fleißiger Baumeister in

der Biedermeierzeit war, sich zum Schlummer gebettet hat. Und ich lese noch manchen Namen von unverblichenem Schimmer.

Hier liegt auch der alte Schwanenwirt, weiland Nachbar und Lieferant des Herrn Geheimen Rats. Carl Gottlob Bergholdt hieß der Brave. Der ‚Weiße Schwan' am Eingang der kleinen Seifengasse ist noch heute ein reputierliches Gasthaus. Eine Kanonenkugel steckt in der Wand; sie stammt noch aus der Franzosenzeit.

Im ‚Weißen Schwan' pflegte Goethe einst seine Besuche einzuquartieren. Dann sagte die greise Exzellenz wohl schon Tage vorher zum alten Bergholdt: ‚Wie steht's mit den Betten, Herr Nachbar? Ich habe heute früh einen Brief erhalten — Zelter kommt.'

Carl Gottlob Bergholdt prangte zu seiner Zeit als Hauptmann der Weimarischen Bürgerwehr gewichtig mit Säbel und Epauletten. Nebenher war er nicht bloß Bienen-, sondern auch Musenvater. Im ‚Schwan' tagte damals der sogenannte Musenverein. Wenn von dem die Rede ist, muß ich sogleich auch an den dicken Giovanno denken, weiland Regimentstambour bei den Weimarischen Scharfschützen und ebenfalls Mitglied des Musenvereins. Es geht die Kunde, der Redliche habe sich vor einem halben Dutzend Thüringer Klöße nicht gefürchtet, und er habe zu sagen gepflegt: ‚So eine Gans ist ein ungätlicher (unvorteilhafter) Vogel. Eine ganze ist zu viel und eine halbe ist zu wenig.' Wahrlich, der Verdacht, ein Epigone gewesen zu sein, besteht wenigstens gegen den Regimentstambour Giovanno nicht.

Pst — leise! Vor mir sitzen ein paar wilde Kaninchen, die soeben aus dem Grab einer alten Gräfin hervorgeschlüpft sind. Mit gespitzten Ohren kauern sie vor einem zarten Laub und bewegen im Takt die Schnäuzchen. Da trommelt eine Handvoll Kastanien ins Gras, und husch — sind die Karnickel in den Erdlöchern verschwunden.

Der Wind weht empfindlich kühl — dichter wirbeln die Blätter. Es dunkelt. Das Lied der Amsel in den Falkschen Linden ist schon eine geraume Weile verstummt. Als ich dem Ausgang zustrebe, leuchtet Frau von Steins schönes Marmormedaillon zu meiner Linken gespenstig weiß. Auf dem runden Efeubosket, das die Stelle des Grabhügels vertritt, liegt ein Myrtenkranz mit hellen Chrysanthemen.

Meine Schuhe werden von der Berührung der Blätter feucht. Aus den alten Gräbern scheint es zu dampfen. Ich schreite hastiger fürbaß —

Über Weimars Park draußen breitet sich die wolkige Herbstnacht. Später wird es vielleicht klar werden. Dann kleiden die hohen Pappeln am ‚Stern' sich in silberigen Schimmer — ruhevoll schwimmt am Himmel der Mond — füllet ‚wieder Busch und Tal still mit Nebelglanz —'

Das Schlachtfeld / Roman von Franz Herwig

(Fortsetzung.) Die breite Eichentreppe mit dem dunklen, geschnitzten Geländer schwang sich behäbig das ungeheure Treppenhaus empor. An der Tür zum Musikzimmer empfing Lisa Welonska. Sie hatte sich umgekleidet; in ihrem hellgrauen, hochgeschlossenen Seidenkostüm, das noch glänzend dunkelbraune Haar hochfriesiert, mit ihrem kühnen Gesicht hob sie sich von dem rötlichen Hintergrund des dämmerigen Zimmers majestätisch ab. Wenn sie ging, überragte sie alle, ihre kurzen, bestimmten Worte ließen jeden aufhorchen. Es waren bereits Gäste anwesend. Zwei Redakteure, der eine vom Czas, der andere vom Kuryer Warschawski, hatten sich in die Ecke hinter dem Flügel geflüchtet und disputierten über die Bauernfrage. Während Lisa Welonska sich von einer Gruppe junger Frauen löste, die von ihren sich an einem kleinen Bufett für das Abendessen stärkenden Gatten verlassen waren, trat Julian rasch auf seine Mutter zu und drückte ihr Valeriens Brief in die Hand.

‚Was soll das?' fragte sie und sah nach der Aufschrift. ‚Valerie?' setzte sie rasch hinzu.

‚Ja, Mama, und ich bitte dich, den Brief gleich zu lesen. Mir scheint es notwendig. Übrigens bitte ich dich, zu erlauben, daß ich vielleicht heute abend noch mit dir darüber spreche.'

‚Welche Torheit,' sagte die Welonska, ‚von mir zu verlangen, jetzt einen Brief zu lesen!'

Aber sie hatte den Briefbogen schon in der Hand und überflog ihn. Als sie an die Stelle mit den Kosenamen des Vaters kam, — Waisenkind, flügellahmer Falke, weißes Mäuschen — lächelte sie geringschätzig, aber inzwischen hatten die zuletzt gekommenen Gäste abgelegt und traten herein. Der General stelzte sofort auf Lisa zu; sein hageres Gesicht verzog sich schwärmerisch.

‚Gepriesen sei Gott für den Tag, da er mir Ihre Bekanntschaft schenkte. Wenn ich wieder im freien Amerika bin, wird mir das königliche Vaterland in Ihrer Gestalt vor Augen stehen.'

Sofort war ein Schwarm um Lisa. Sie drehte Valeriens Brief zusammen. Die Tür des Speisesaals rollte zurück. In die matte Helle des Musiksalons strömte das blendende Licht der venezianischen Leuchter. Ein Quartett von Instrumenten, das man nicht sah, intonierte den Einzug der Gäste auf der Wartburg.

Es waren zwanzig Personen; niemand strahlte glücklicher als Agenor Welonski. Inzwischen hörte man das Poltern eines Wagens in der schlechtgepflasterten Gasse; er hielt vor dem Hause. Ein

Diener sagte Agenor zwei Worte ins Ohr und sah zu Jan Malezki hinüber. Der rief über die Tafel:

‚Unser Dichter? Unser Königssproß? Herr Korzek, wie er sich nennen läßt? Vergib, Agenor, aber ich lud ihn ein.‘

Welonski erhob sich und breitete die Arme aus.

‚Keine größere Freude konntest du mir machen! Sei herzlich bedankt!‘ — Er wendete sich an die Tischgesellschaft: ‚Geehrte Herrschaften und Brüder,‘ rief er, ‚wir bekommen noch liebe Gäste, ja, ich darf sagen, wir bekommen auch einen hohen Gast —‘

‚Scht!‘ machte Golembiowski, der nicht weit von ihm saß.

‚Nun gut, es ist der Dichter des Dramas „Siegmund der Erste"; er will nur Herr Korzek heißen, aber denken wir daran —‘

Die neuen Gäste traten ein, an ihrer Spitze der bleiche Jüngling, ein Kopf wie aus Alabaster gemeißelt, mit großen, braunen Augen. Im Lärm der Begrüßung, des Stuhlrückens, des Klirrens der Gedecke, die man auflegte, blinzelte Jan Malezki Julian zu, und Julian drohte ihm lächelnd mit dem Finger.

‚Ich konnt' es mir nicht versagen,‘ flüsterte Jan, ‚wir werden an ihm heute nacht viel Freude haben.‘

Barbara Szuman schüttelte gerührt mit dem Kopf und sagte zu ihrem Nachbar, dem General Zmurko:

‚Ein so schöner Mensch, dieser Herr Korzek, und wie aufregend, daß er eigentlich ganz anders heißen soll, und ein Dichter ist er obendrein auch. Wenn ich das meiner Ulana erzähle, wird sie weinen, sie ist so ideal veranlagt.‘

Der General, der es nicht gern sah, wenn man einen anderen bewunderte, brummte:

‚Nun, nun,‘ und widmete sich seiner Suppe, die von Herrn Tscharniezkis berühmten Krebsen stammte.

‚Nach alter Sitte: das Wohl der lieben Gäste,‘ rief Welonski, stand auf und erhob den großen Kristallpokal, bis an den Rand gefüllt mit herbem Ungarwein. ‚Lieben wir uns!‘ rief er und trank aus.

‚Lieben wir uns,‘ sang Jan Malezki die Melodie des alten Bruderliedes; die Musikanten, die gerade in einer Verdischen Melodie schwelgten, brachen erschreckt ab.

‚Noch nicht, Jan!‘ rief Welonski und wollte sich ausschütten vor Lachen, ‚erst wenn die Damen sich zurückgezogen haben!‘

Professor Lelewel und Julian, die beide schwache Esser waren, unterhielten sich halblaut.

Der Professor hatte den jungen Priester nach seinem Wirken gefragt, und Julian erzählte, wie er im Laufe der Wochen eine Menge von halbwüchsigen Straßenkindern aufgelesen habe, die weder eine Schule besuchten, noch in die Kirche zu einem anderen Zweck kämen, als um Unfug zu treiben. Und was das schlimmste war, sie würden nie etwas lernen. Auch sehe man, wie die Barmherzigkeit sich verirren könne. Zur Mittagszeit warteten sie in Rudeln an den Toren der Klöster; wenn sie ihre Suppe gegessen hätten, galoppierten sie nach einem anderen Kloster. So bekämen sie drei-, viermal Essen und platzten beinahe vor Wohlsein. ‚Welch eine kurzsichtige Barmherzigkeit!' schloß Julian.

‚Und was fangen Sie mit ihnen an?' fragte Lelewel interessiert.

‚O,' sagte Julian und lächelte, ‚zunächst spielen wir zusammen irgendwelche wilden Spiele, wobei es Schläge setzt. Erst haben sie mich derb verspottet, meine Buben, aber jetzt finden sie, daß ich ein guter Kamerad bin, und mit jedem Tage wächst ihre Schar. Ich habe einen alten jüdischen Betsaal draußen in Kasimierz gemietet, und da erzähle ich ihnen von vielen Dingen. Und dann machen wir uns das Vergnügen, an die Wände zu schreiben, und da wir keine Bänke hatten, haben wir zusammen Bänke gezimmert.'

‚Und Ihre weiteren Pläne?'

‚Sie etwas lernen zu lassen. Jeden ein Handwerk. Man darf es sie nur nicht merken lassen, was man von ihnen will. Heute abend, da wir uns besonders gut unterhalten hatten, habe ich zum erstenmal das Vaterunser mit ihnen gebetet. O, wir werden noch weiter kommen, Sie sollen sehen!'

Jan Malezki hatte einen Teil dieses Gesprächs gehört, er hob sein Glas und rief:

‚Julian!' Er trank ihm zu. Julian deutete lachend auf den Becher mit Mineralwasser, der vor ihm stand, und Jan zog eine Grimasse, indem er kopfschüttelnd sagte: ‚Wo bleiben die guten, altpolnischen Sitten!'

Stanislaw Tscharniezki griff die Frage auf und meinte mit seiner großen lächelnden Ruhe, ob Jan jene guten altpolnischen Sitten meine, nach denen es üblich war, daß der Geistliche am Morgen gegen die Säufer von der Kanzel donnerte und abends mit ihnen bezecht unterm Tische lag? Es sei gut, wenn die Geistlichen sich jetzt dazu verstünden, auch in ihrem äußeren Leben Vorbilder zu sein, viel freilich fehlte noch, daß auch der Adel den Ehrgeiz habe, Vorbild zu sein.

Jan erwiderte ihm, daß er eher auswandern wolle, als sich zu einem nüchternen Vorbild gebrauchen zu lassen; ja in seinen Augen sei die Nüchternheit für den richtigen Adligen eine Strafe Gottes, und er würde sich vor den Augen seiner Mitbrüder verbergen, wenn Gottes Hand an ihm also sichtbar würde.

Herr Tscharniezki wendete sich an den Redakteur des ‚Kuryer': ‚Der gute Malezki, ich habe ihn lieb, aber er und seinesgleichen werden nie verstehen, daß die Rolle des polnischen Adels in der Neuzeit noch zu spielen ist. Dem Adel, der wirtschaftlich unabhängig ist, würde es am leichtesten sein, wirklich adlig zu leben und den niederen Ständen ein leuchtendes Vorbild zu sein. Von Adel sein, legt die Verpflichtung auf, sich sittlich und geistig auf eine hohe Stufe zu stellen. Welche Berechtigung hätte der Adel sonst noch in unseren Tagen?'

‚Irre ich mich,' sagte der Journalist und beugte sich aufmerksam vor, ‚oder bin ich recht unterrichtet, daß Sie eine Anzahl Gleichdenkender um sich sammeln wollen, um in Landtag und Reichsrat eine Gruppe für sich zu bilden?'

‚Ich mag ähnliche Pläne einmal besprochen haben,' antwortete Tscharniezki ablehnend, ‚aber sicher habe ich nicht die Absicht, ein öffentliches Mandat anzunehmen. Mir graut vor dem unsicheren und unsauberen Boden, auf den ich mich da begeben müßte.'

Golembiowski hatte das Wort von dem unsauberen Boden recht verstanden und rief:

‚Was wollen Sie! Um als Parlamentarier etwas zu erreichen, darf man auch ein wenig Schmutz an den Fingern nicht scheuen. Man dient doch der Sache damit!'

‚Hören Sie auf,' sagte Tscharniezki, ‚man muß eine edle Sache auch mit edlen Mitteln verfechten!'

Der Abgeordnete setzte ein nachsichtiges Lächeln auf und entzog sich der Diskussion.

Indessen mannigfaltige Gespräche laut waren, hatte Lisa Welonska, trotzdem sie auf den glatten Ablauf des Essens genau achtete, mehrere Male die Hand nach der winzigen Rolle ausgestreckt, die vor ihr auf dem Tischtuch lag. Kaum konnte sie ihre Ungeduld bezähmen, sie spielte mit der Papierrolle wie eine Katze mit der Maus, umschloß sie fester und ließ sie wieder fahren; immer mußte sie den Dienern Winke geben, einem Gast antworten oder ein zögerndes Gespräch neu beleben. In ihr steigerte sich die Erregung bis zum Zorne; endlich, als ihre Schwägerin Barbara Szuman sich zu ihr neigte und

von ihren Töchtern zu reden begann, nahm Lisa den Brief, rollte ihn in ihrem Schoße auf, und blitzschnell hatte sie ihn überflogen. Sie erbleichte und suchte den Blick ihres Mannes; der wendete den Kopf, er hatte sie beobachtet.

,Lies, meine Liebe,' fauchte sie Barbara an, steckte ihr den Brief zu und warf sich in ihren Stuhl zurück, so daß sie fast die Platte mit getrüffeltem Truthahn streifte, die ein Diener gerade präsentieren wollte. Sie warf ihm einen so wütenden Blick zu, daß der arme Mensch beinahe die Platte fallen ließ.

Agenor hatte mit einem geschickten Schielen alles gesehen; er blickte sich hilfesuchend nach Julian um, aber der war mit Professor Lelewel im leidenschaftlichen Disput. Er hatte das Gefühl, daß nicht weit von ihm eine geladene Bombe liege und wagte sich kaum zu rühren, aus Furcht, sie würde dann sofort platzen.

Während der ganzen Zeit hatte der schöne Herr Korzek wie ein Geist dagesessen, der sich bewußt ist, in diese armselige Menschenwelt nicht zu passen. Jan Malezki hatte ihn schon lange beobachtet und wendete sich jetzt mit einer gemachten Ehrerbietigkeit an den Jüngling:

,Vergeben Sie, Herr Korzek, eine Frage: zweifellos haben Sie, um Ihr Drama schreiben zu können, weitgreifende und eingehende Studien machen müssen.'

,In der Tat,' sagte Herr Korzek, und sah tiefsinnig an Jan vorbei.

,Nun,' rief Onkel Malezki, und zeigte große Freude, ,dann können Sie mir ja auch bestätigen, daß es immer die Eigenart der Polen war, den Kopf in den Sand zu stecken, ich sprach eben mit Herrn Szuman darüber, und er wollte es nicht glauben. Mir scheint, auch Sie, Herr Korzek, sind von dieser Nationaluntugend nicht frei, gestehen Sie es nur, Ihr Drama ist ein Beweis dafür.'

Herr Korzek wurde unruhig, da zwei junge Frauen, die es bisher nicht gewagt hatten, ihn anzusprechen, bei dem Wort Drama sich interessiert vorbeugten.

Jan Malezki fuhr behaglich und langsam fort:

,Denn die Kämpfe König Sigmunds mit den Deutschrittern waren ja doch nur nebensächlich, nicht wahr?'

,Nun —'

,Ja — schlimmere Feinde waren schon die Russen, aber der böseste, niederträchtigste Feind, dessen Widerstand Sigmunds Sorgen für Polen tragisch traf, war der eigene Adel.'

‚Wie? Ich weiß —'

‚Sie wissen das, zweifelos, aber weshalb stellten Sie diesen Kampf nicht dar? Erinnern Sie sich der Privilegien, die der Adel dem Könige im offenen Aufruhr abtrotzte? Eine solche Szene fand 1527 statt, wenn ich nicht irre, nicht wahr?'

‚In der Tat — 1527.'

‚Oder vielmehr 1537.'

‚1537,' echote Herr Korzek unruhig.

‚Aber dieses alles wollten Sie nicht sehen, in der Vergangenheit soll alles gut und schön aussehen, und wenn es nicht so war, dann waren einzig die dreimal verfluchten Deutschen daran schuld,' sagte Onkel Malezki spöttisch.

Die beiden Damen sahen über das schöne Gesicht des Herrn Korzek eine schnelle Röte huschen und blickten Jan vorwurfsvoll an.

General Zmurko wischte sich mit der Serviette den Mund und räusperte sich.

‚Herr Malezki scheint die Deutschen sehr zu lieben?'

‚Ich liebe nur die Wahrheit, mein General.'

‚Die Wahrheit ist, daß der Haß gegen die Deutschen nicht erst von den Teilungen sich herschreibt.'

‚Mein General ist geschichtlich gut beschlagen?' Jan strahlte, er war in seinem Element.

‚Nun, ich muß gestehen, daß ich an den langen Winterabenden mich damit vergnüge, die Historie zu erforschen, soweit mein alter Kopf das erlaubt. Und da habe ich gefunden, daß Polen die Deutschen deshalb hassen lernte, weil es den Deutschen zu viel zu verdanken hatte.'

Der General schluckte angestrengt, an der Tafel wurde man unruhig, mit Ausnahme der Damen, Agenors und der beiden Geistlichen Lelewel und Julian.

‚Wirklich seltsam,' sagte der General hämisch, ‚welche merkwürdige Art von Patriotismus man zuweilen antrifft.'

Onkel Malezki freute sich von Herzen über dieses Wort. Er wuchs geradezu.

‚Da konnten im 12. Jahrhundert vier herzogliche Brüder sich nicht vertragen, einer besonders, ein Herr Boleslaw, der Kraushaarige, hauste ärger als ein Räuber. Nun, sie konnten nicht mit ihm fertig werden und riefen die Deutschen, um Ruhe zu stiften und den rechtmäßigen Herzog zu schützen.'

Professor Lelewel hob dem Sprecher das Gesicht zu und nickte vor sich hin.

Gerhard von Kügelgen/Goethe



‚Und als Konrad von Masowien mit den Preußen und Litauern nicht fertig werden konnte, wen rief er zur Hilfe? Den Deutschritterorden.‘

‚1230,‘ murmelte Lelewel.

‚War der große Kasimir ein Deutschenfresser? Nein, er wußte, wer Handel, Gewerbe, Kunst in sein Polen brachte.‘

‚Da ist es doch seltsam,‘ sagte der General erregt, ‚daß Polen dennoch zerfiel.‘

‚Seltsam, mein General? Ja, es würde seltsam sein, wenn die Deutschen ihre guten Werke fortsetzen hätten dürfen.‘

‚Aha!‘

‚Aber da wurden die Schlachzizen auf die steifnackigen Deutschen eifersüchtig, sie traten sie, wie sie konnten, waren sie doch allmächtig. Und es dauerte nicht lange, so wanderten die Deutschen aus, an ihre Stelle traten die Juden und mit Polen ging es schneller zu Ende als mit einem Menschen, der die Schwindsucht hat.‘

Inzwischen hatte Lisa Welonska die Tafel aufgehoben, der Streit setzte sich in Agenors Zimmer fort, wo Zigaretten und Liköre gereicht wurden. Die Damen hatten sich in das Musikzimmer zurückgezogen. Eine junge, muntere Frau setzte sich an den Flügel und die leidenschaftlichen Klänge einer Sonate von Paderewski ließen die Plaudernden verstummen.

Lisa hatte Barbara Szuman zu sich gewinkt, sie saßen in der äußersten Ecke im Halbdunkel und Lisa machte ihrem Zorn über Valerie Luft. Barbara sekundierte ihr, aber in ihren Worten klang ein leiser Triumph, daß ihre eigenen Töchter so brave Mädchen waren, zudem so ideal veranlagt, welches sie am häufigsten betonte, daß sie sich hüten würden, auch nur eine Fußspitze in den Schmutz des Lebens zu setzen. Denn daß das Leben — außerhalb des warmen Elternhauses und der seine Stelle vertretenden Pensionate — ein großer Sumpf war, das stand für sie fest. Für die Söhne — nun da war es gut und schön, daß sie das Leben kennen lernten; man mußte da beide Augen zudrücken und die Nase noch obendrein; aber für Mädchen —!

‚Das ist der unselige moderne Geist,‘ erwiderte Lisa, ‚der wie eine geballte Wolke von gefährlichen Bazillen über der Welt steht. Und ich sehe wohl, daß ich Valerien gegenüber viel, viel zu nachsichtig war. Ich hätte ihr die schlechten Ideen frühzeitig austreiben müssen, aber — so!‘

Sie hob in nicht mißzuverstehender Weise die Hand.

Das Musikstück war zu Ende. Lisa und Barbara beteiligten sich lebhaft an dem Beifall und Lisa rief: ‚Ach, bitte, — es war wundervoll — dürfen wir nicht noch mehr hören?'

Die junge Frau rückte lächelnd den Klaviersessel wieder zurecht.

‚Und was willst du tun, Lisa?' fragte die Schwägerin.

‚O, ich möchte sie hier haben! Ich würde sie sehr rasch anderen Sinnes machen!'

‚Aber man würde darüber sprechen, und ich finde, man spricht schon zuviel über deine Kinder.'

Lisa klopfte mit der Spitze des Fußes auf das Parkett.

‚Wer spricht — und was spricht man?' fragte sie scharf.

Barbara, die nichts so fürchtete als erregte Auseinandersetzungen, meinte beruhigend, daß es ja nur die Neuheit der Pläne Julians sei, die den Leuten zu raten gäbe. Man liebe ihn jedoch durchaus. Und von Mieschko könne man ja überhaupt nichts sagen, da niemand seine Pläne kenne. Aber vielleicht wäre es möglich, Valerie rasch zu verheiraten?

In diesem Augenblick erschien der schöne Herr Korzek zwischen den Brokatportieren der Türe, um dem Klavierspiel zu lauschen, und alle Damen konstatierten, daß er mit seinem andächtigen Gesicht hinreißend aussehe.

Lisa beobachtete ebenfalls Herrn Korzek aufmerksam. Sie sagte nachdenklich lächelnd:

‚Vielleicht — Herr Korzek; ich finde, daß er nicht gut höher hinaus könnte, wenn er nicht eine amerikanische Milliardenerbin heiraten will, was er nicht nötig hat. Und Valerie hätte hier eine schöne Aufgabe, einen geschniegelten Dummkopf, der Geld und Namen hat, in eine bedeutende Wirksamkeit zu drängen. In Polen hat die Frau noch immer die wichtigere Rolle gespielt.'

Barbara erschrak; sie kannte die Schwägerin, die immer durchsetzte, was sie wollte, und wenn sie Herrn Korzek —

‚Man hat seinen Namen schon mit dem der Helene Lubomirska zusammengenannt,' sagte sie errötend. In Wirklichkeit hatte sie Herrn Korzek bereits heute abend durch ihren Gatten nach Berlin einladen lassen; für eine ihrer Töchter würde er, wenn der Himmel es wollte, besser passen als für Valerie.

‚Jedenfalls', sagte Lisa bestimmt, ‚muß Agenor ihr sofort befehlen, nach Hause zu kommen. Oder ich hole sie selbst!'

Agenor Welonski war für einen Augenblick hinter Herrn Korzek erschienen und hatte seine Frau und seine Schwester im eifrigen

Gespräch gesehen. Alles, was ihm noch bevorstand, fiel über ihn. Mutlos und aufgeregt ging er zu Julian, der mit Professor Lelewel noch immer disputierte, und raunte ihm, eine kurze Gesprächspause benutzend, zu:

‚Du vergißt nicht, Julian, mit Mama zu sprechen? Ich muß mich nachher doch den Brüdern widmen.‘

Julian sagte: ‚Ja, ja,‘ und wendete sich wieder zu Lelewel:

‚Aber die soziale Fürsorge, die ich für die Buben anstrebe und später auch für die Erwachsenen, soll doch nur ein Mittel sein, ihnen die ethische Wirkung einer fruchtbringenden Arbeit zu zeigen! Ich will sie in den großen Kreislauf des göttlichen Schaffens hineinziehen. Ganze, edelstrebende Menschen müssen sich dann von selbst zu Gott drängen. Ich werde sie nicht zu stoßen brauchen. Nichts entgöttlicht den Menschen so rasch als Müßiggang; er verfault bei lebendem Leibe. Und Almosen geben, damit nur recht viel gefaulenzt wird — welche Kurzsichtigkeit! Gott wirkt und schafft unaufhörlich; je mehr wir wirken und schaffen, desto näher kommen wir ihm.‘

Der Professor wiegte den Kopf.

‚Mir scheint, Sie fassen nur das Nebensächliche an —‘

Julian fiel ihm ins Wort und rief: ‚Und ist das auch nebensächlich, wenn wir der Sozialdemokratie Boden abgewinnen?‘

Der Professor warf sich in einen Sessel; Julian blieb stehen.

‚Hören Sie, lieber Sohn, wirken Sie das Ihre, solange man Sie in Ruhe läßt. Wenn ich nebensächlich sagte, so meinte ich, daß mir eine Wiedererneuerung der Geister wichtiger erscheint.‘

‚Aber —‘

‚Noch deutlicher — ich meine die Erneuerung der Seelen. Für den, der behaglich und innig sich in die Arme Gottes drängt, ist es nebensächlich, ob er im Leben ein Bettler, ein guter Handwerker, ein Universitätsprofessor oder ein König ist. Vor Gott gilt nur die Glut der himmelstrebenden Seele. Auch die national-polnische Bewegung muß ich verwerfen. Es ist weniger wichtig, Bürger im Königreich oder in der Republik Polen zu sein, als Bürger im weltumspannenden christlichen Geisterreich. Wir brauchen in der Welt nicht frei zu sein; die Seele ist immer frei, je mehr sie sich vergöttlicht. Die Dinge da unten werden dann so klein und arm. Sie sehen, daß wir sozusagen feindliche Brüder sind; zum Überfluß suche ich ja auch Mitstrebende; ich habe bereits einen Verein junger Studenten gegründet, eine Art Bruderschaft, und ich hoffe beim Kardinal bald ihre Genehmigung zu erreichen.‘

Julian hatte noch viel auf dem Herzen. Aber die Damen, und notgedrungen auch ihre Gatten, brachen auf. Der Professor sah auf die Uhr:

‚Bei den Dominikanern ist heute vierzigstündiges Gebet — begleiten Sie mich?‘

Julian dachte einen Augenblick an seine Mutter und an Valerie. Aber der Drang nach Sammlung vor der entscheidenden Unterredung war mächtiger.

‚Ich begleite Sie,‘ sagte er rasch.

In dem Durcheinander des Aufbruchs, der allgemein wurde, drückte er Hände und verbeugte sich. Endlich war er bis zu seiner Mutter vorgedrungen, nahm ihre Linke zwischen beide Hände und flüsterte:

‚Vielleicht erlaubst du, daß ich noch jemand bei unserer Angelegenheit zu Rate ziehe? Ich würde dann jetzt zu ihm gehen und am Morgen gleich mit dir sprechen.‘

‚Wen meinst du, Julian?‘ fragte Lisa.

‚Gott,‘ sagte er und lächelte.

Sie strich mit einer scheuen, kurzen Bewegung über seinen Kopf, die mehr ein Schlag wie eine Liebkosung war, und sagte:

‚Geh’, mein Julian, ich erwarte dich um 8 Uhr.‘

III.

Während Professor Lelewel und Julian im Kerzenschein vor dem Hochaltar der Dominikaner knieten, verließ eine lachende und lautsprechende Gruppe von Herren das Welonskische Haus. Es waren Onkel Malezki, Golembiowski, Szuman, der General und der schöne Herr Korzek, und Agenor unterhielt sie mit der Erzählung, wie es ihm soeben gelungen sei, sich den Händen Frau Lisas zu entziehen. Gerade als ihm der heimlich instruierte Diener Mantel und Hut gebracht hatte, war seine Frau erschienen. Er hatte eine wichtige Unterredung vorgeschützt, aber Lisa hatte ihn durchschaut. Julian sei in der Kirche, habe sie gesagt, und bete, und wohin gehe er und was wolle er tun? Nun, hab’ er gesagt, es sei auch ein gottgefälliges Werk, die Brüderlichkeit zu pflegen; denn alles Unheil in der Welt komme doch gerade daher, daß die Liebe immer mehr abnehme. Ob er damit nicht recht habe, fragte er die Begleiter. Im übrigen gäbe es kaum ein unschuldigeres Vergnügen, als nach den Sorgen des Tages mit guten Freunden noch ein Glas zu trinken, und nicht umsonst wisse er und Jan eine stille Zuflucht, wo man

allein in ganz Krakau sicher sei, um diese Stunde noch einen guten Wirt von alten Sitten zu finden, der auf das Klopfen von Ehrenmännern seine Pforten öffne.

‚Hättest du mich gerufen, Agenor,‘ sagte Jan, ‚so hätte ich dir geholfen.‘

Er glitschte wie ein Bube mit balanzierenden Armen über eine gefrorene Pfütze und fuhr dann fort:

‚Ich hätte ihr gesagt, daß nach guter alter Mode eine Geselligkeit nicht vollkommen sei, ohne einen richtigen Rundgesang. Wie sie sich erinnern wolle, habe er versucht, das schöne „Lieben wir uns“ anzustimmen, aber Agenor habe ihn daran gehindert. Nun also sei Agenor uns den Rundgesang noch schuldig, und ein Ehrenmann lasse über eine Schuld an Freunde nicht die Sonne aufgehen.‘

Sie gingen über den Ringplatz, die Nacht war mondklar geworden, das Dach der Tuchhallen blendete, Mickiewicz auf seinem Sockel sah in dem geisterhaften Licht aus, als lebte er. An dem wunderlichen Turmkranz der Marienkirche schien der Mondschein silberne Einfassungen zu bilden. Es schlug ein Uhr und der Feuerwächter blies seine uralte Weise in die Nacht.

‚Wenn ein Dichter unter uns wäre,‘ begann Malezki laut, ‚ein Dichter, der für die versunkene Zeit die rechte Liebe hat, so würde er jetzt in Versen sprechen. Ich könnte mir vorstellen, daß er hier auf- und abgehe in der hallenden Nacht und die Toten beschwört, die nicht sterben können.‘

Herr Korzek wußte sich bei dieser Rede nicht zu benehmen; er begann ein eifriges Gespräch mit dem General, der an diesem Abend mehr und mehr seine Zurückhaltung gegen ihn aufgegeben hatte, und schritt schneller aus; denn ihn fror gewaltig.

Malezki blickte ihnen befriedigt nach und raunte:

‚Die Seelenverwandtschaft beginnt sich zu offenbaren; ob ich noch eine Apostrophe an den Krieger der Zukunft versuche, der in hellen Mondnächten auf diesem Platz sich große Taten gelobt? Aber mir scheint, auch Herr Zmurko müßte bereits bei diesem Gedanken frieren.‘

‚Lassen Sie es gut sein,‘ sagte Szuman, ‚auch mir würde jetzt ein Glas Warmbier lieber sein.‘

‚Das ist das rechte Wort: Warmbier!,‘ rief Malezki, ‚ich will Met trinken, so heiß, daß mir die Augen tränen!‘

Sie waren in die Dominikanergasse eingebogen und hielten vor einem schwarzen Haus; die Gasse war finster; nur aus den Fenstern der Dominikanerkirche gegenüber schimmerte Licht.

Jan Malezki donnerte mit beiden Fäusten gegen eine mit Blech beschlagene Tür, er pfiff auf zwei Fingern und rief: ‚Jankiel! Jankiel!‘

Agenor Welonski berührte ihn am Arm und deutete auf die schweigende Kirche. Aber ehe Jan eine gewisse Verlegenheit zeigen konnte, wurde ihm die Tür geöffnet; ein grauhaariger Jude, der noch an seinem Kaftan knöpfte, verbeugte sich mit unbewegtem Gesicht und murmelte:

‚Gottes Wunder, der gnädige Herr Malezki.‘

Sie gingen beim Schein einer Kerze durch das Gewölbe eines Trödellagers, das Malezki nie anders wie das ‚Nationalmuseum‘ nannte, dann kam man durch eine Glastür in ein quadratisches Gemach, und der Jude zündete die hängende Petroleumlampe an. Ihr Schein beleuchtete die rauchbraunen Wände, an denen verrostete Waffen hingen und zwei Gemälde, die nichts mehr zeigten als schwarze Leinwand. Um den schweren Eichentisch ließ sich die Gesellschaft nieder, der Jude stopfte den gußeisernen Ofen voll Holz und setzte das Honigbier über das knatternde Feuer. Durchdringender Metduft stieg auf. Die Herren schnupperten und mußten dann über sich selber lachen.

‚Aber gibt es denn eine Stelle auf der weiten Welt,‘ rief Jan, ‚wo man geborgener sein kann als hier? Unser General wird bald eher das ganze zweite polnische Armeekorps zu allen Teufeln gehen lassen, als sich hier vom Sitz rühren, und was mich betrifft, so bin ich mehr als einmal, wenn mir die geldhungrigen Bluthunde nach der Kehle sprangen, hierhergeflüchtet; Jankiel ließ sie nicht herein.‘

In großen Krügen dampfte der heiße Met, die Schnurrbärte tauchten in seine duftende Flut.

Agenor Welonski sah von einem zum andern, und ihre zufriedenen Mienen entzückten ihn so, daß er kaum die Rührung verbergen konnte.

‚Tut mir die Liebe und seid alle meine Gäste,‘ rief er und ging zu jedem und umarmte ihn.

‚Lieben wir uns;‘ sie standen alle auf und sangen das Lied bis zu Ende. Selbst Herr Korzek sang tapfer mit, und der General brummte in falschen Tönen dazwischen.

‚Ja,‘ rief der General, ‚wir haben in Amerika ein großes Heer und brave Kameraden, wir haben die St. Martinshusaren, und haben die Kolumbusseeleute, die unter dem Patronat des hei-

ligen Petrus stehen, und die Ritter des heiligen Kasimir — aber wir haben kein so gemütliches Loch, wie die Brüder in der Heimat, und ich werde bittere Tränen vergießen, wenn ich in Town of Lake an diesen Met denke.'

Onkel Malezki ging zu ihm und klopfte ihm die hageren Wangen.

‚Ich besuche dich, mein Alter, ich komme zu dir, und ein Faß Met bringe ich dir mit — groß wie ein Hausflur, damit deine Kolumbusseeleute das nasse Element nicht ganz entbehren, und ich werde Kapitän bei ihnen.'

‚O, wir haben auch ein Musikkorps, und Herr Nagel ist Dirigent,' sagte der General.

‚Herr Nagel?' lachte Jan, ‚dann ist er ein Landsmann von Herrn Szuman und Herr Szuman muß bei ihm Flötenbläser werden. Und Agenor wird Feldprediger, er ist mir zu lieb, als daß ich ihn in Reih und Glied sich stellen ließe, aber Herr Golembiowski wird Fourageur. Denn unsere Abgeordneten sind für den Kuhhandel geboren.'

‚Und ich?' rief Herr Korzek, und schoß von seinem Stuhle empor.

Der General räusperte sich:

‚Mäßigung, Mäßigung, Herr Korzek wird die Aufgabe finden, für die der Ruhm seiner Vorfahren ihn bestimmt hat.'

Aber der Dichter war von dem heißen Met kühn und hartnäckig geworden.

‚Onkel Malezki, Onkel Malezki,' rief er beharrlich, ‚antworte!'

‚Du, mein Sohn,' sagte Jan und legte den Kopf auf eine Schulter und betrachtete ihn liebevoll, ‚welch ein anderes Amt könntest du haben als mit deinen Gesängen uns anzufeuern, geliebter Bruder! Unsere Artillerie — und unsere Marine — und deine Verse — wer könnte ihnen widerstehen?'

Herr Korzek brach in ein unsinniges Gelächter aus, Jan rief nach Wein. Der ihn brachte, war nicht mehr Jankiel. Jan blickte auf: ‚Wunder Gottes,' rief er, den jüdischen Tonfall nachahmend, ‚liebe Brüder, der alte Simon ist wieder da!'

Der große, weißbärtige Jude, eine wahre Patriarchengestalt, küßte Jan den Ärmel.

‚Welche Freude,' sagte er langsam mit einer tiefen, tönenden Stimme, ‚welche Freude, daß der gnädige Herr Malezki den alten Simon noch kennt.'

Er verbeugte sich tief nach allen Seiten.

‚Mein Neffe Jankiel,‘ sagte er leise, ‚muß zum Viehmarkt nach Szakowa, er spannt jetzt ein. Er läßt die gnädigen Herren bitten, sich meine Bedienung gefallen zu lassen.‘

‚Woher kommst du?‘ fragte Jan; er hörte den Juden gern erzählen und hielt ihn am Kaftan fest. ‚Erzähle doch, nimm dir einen Stuhl. Wo überallhin trieb dich dein unruhiges Herz?‘

‚Ich bin in Arabien gewesen, gnädiger Gönner, und auch in Amerika, und das Herz ist so unruhig wie zuvor.‘

Szuman schlug auf den Tisch:

‚Wir wollen ein Lied singen, aber keine Litanei hören!‘

Sofort wollte der Jude sich erheben und sich zurückziehen, aber Jan hielt ihn fest; er sagte mit ruhiger, klarer Stimme, die gar nicht mehr nach Rausch klang:

‚Simon ist ein Lebenskünstler, und wir können von ihm lernen, und was er sagen wird, ist keine Litanei, sondern Lebensweisheit. Wenn ich einmal ganz ruiniert bin, mache ich es sicher wie Simon. Wir verstehen mit unserem Geld nichts anzufangen, wir leben immer in unserer grauen Bürgerlichkeit weiter, Simon ist ein Bettler und lebt so farbig, wie je ein Mensch.‘

‚Die gnädigen Herren wollen es mir nicht anrechnen,‘ sagte der Jude demütig, ‚wenn ich dem Befehl des Herrn Malezki folge und zwei Worte sage. Ich habe ein Weib gehabt und habe Handel getrieben, aber ich fand, daß ich nicht lebte. Ich habe die alten Bücher gelesen und die neuen Bücher, aber ich fand, daß ich nicht lebte. Da beschloß ich, ein Wanderer zu werden und das Leben zu suchen. Ich nahm nichts mit mir als das Wort Gottes und meinen Gebetsmantel. Ich habe Europa durchwandert, von Amsterdam bis Moskau, von Konstantinopel bis Neapel. Und überall fand ich milde Hände und ich fand Gottes milde Hand, die mir die weite Erde zeigte. In Jerusalem war ich dreimal und ich kenne das Land der Väter, wie die Herren ihre Gutshöfe kennen. Ich habe in allen Sprachen gesprochen. In Zelten habe ich geschlafen und in Palästen. Ich habe die Wüste gesehen und das gesegnete Land Kalifornien. Die wohlhabenden Leute und die fleißigen Leute bebauen die Erde und schmücken sie, und ich war der, der ihre Werke genoß. Zuweilen war ich glücklich im Genuß.‘

Seine Stimme verlor sich im Murmeln, er stand auf und ging ins Dunkel.

‚Aber ich werde erst ruhig sein, wenn Jehovah mich zu sich nimmt.‘

Georg Melchior Kraus/Goethe



Einen Augenblick lang war drückende Stille; dann sagte Jan: ‚Das klingt anders wie sonst, Simon!‘

‚Es klingt, wie das Herz spricht, es wird alt und sagt: es ist nur eins — Jehovah.‘

‚Aber wir sind doch nicht in den Fasten,‘ rief Szuman.

Agenor Welonski trank sein Glas aus und näherte sich schwankend dem Juden.

‚Du elender Jude,‘ sagte er schluchzend, und schüttelte ihn, ‚du stinkender, elender Hund, glaubst du, wir sind besser als du? Wir sind erbärmliche Sünder und die Engel im Himmel weinen über uns, und Maria, die Mutter Polens, hält sich die Nase zu und sagt, pfui, wie stinken die Sündenlümmel. Und ich habe ein Kind, eine holde Jungfrau, und wenn ich denke, daß sie jetzt in ihrem weißen Bettchen liegt und von ihrem alten Vater träumt —. Brüder, liebe Brüder,‘ rief er, und hob die Arme, ‚kommt, wir wollen uns aufmachen und barfuß zur heiligen Mutter von Tschenstochau gehen, damit wir unserer Sünden ledig werden.‘

Und er erwischte Jan und umarmte ihn und bedeckte sein Gesicht mit Küssen und Tränen.

‚Man sollte jetzt einen Schnaps trinken,‘ murmelte Golembiowski.

‚Und vielleicht ein wenig essen,‘ sagte Herr Korzek, der grau im Gesicht war.

‚Und dann singen und tanzen,‘ rief Jan und drückte Welonski auf einen Stuhl. ‚Bring uns Schinken, Simon; es ist seltsam, die Juden essen keinen Schinken, aber in ganz Galizien haben sie den besten. Und dreht die Stühle mit der Lehne gegen den Tisch; es ist jetzt an der Zeit; wer die Augen schließen will, braucht sich dann nur ein wenig nach vorn zu neigen und fällt nicht, wie es sonst sicher geschieht.‘

‚Mein Zug geht um zehn Uhr,‘ murmelte Szuman und sah tiefsinnig vor sich hin.

‚Es ist noch Zeit,‘ sagte Jan, ‚wir bringen dich zur Bahn.‘ Dann sprang er auf und rief:

‚Simon! Der kleine Löb soll mit der Geige kommen. Und wir wollen einen Krakowiak tanzen, daß das Haus bebt!‘

Agenor, der ein wenig geschlummert hatte, fuhr empor und sah lächelnd um sich.

Ein zwölfjähriger Jude war plötzlich da, er riß die Augen mühsam auf, aber da es Geld zu verdienen galt, drehte er die Schläfenlöckchen zurecht und stimmte die Geige.

‚Der General soll mit mir tanzen,' rief Jan, ‚und er muß Sporen haben, denn er soll den Bursch vorstellen, während ich die junge Maid sein werde!'

Sie schnallten dem General, der in einem fort vor sich hinlachte, ein Paar ungeheurer Rädersporen aus Jankiels Nationalmuseum an, Jan setzte sich in Positur und krähte die Melodie: ‚Ulana hat zwei Freier, zwei Freier hat Ulana,' der kleine Löb hob den Bogen und der Tanz begann: Taridadidaromda.

Wie der lange General die langen Beine warf und die Hacken zusammenschlug! Wie Onkel Malezki, die Arme in die Hüften gestemmt und mit süßem Lächeln den Kopf geneigt, sich wie ein Kreisel drehte! Das Stampfen begleitete das Klirren der Hängelampe, Staub stieg auf und die Weingläser tanzten mit. Die Brüder feuerten mit Händeklatschen und Geschrei die Tänzer an und Onkel Malezki flog aus einem Arm des Generals in den anderen. Löb strich die gleiche Melodie, immer die gleiche Melodie, schneller, immer schneller, und der schöne Herr Korzek ersetzte mit viel Geschick und Eifer vermittels eines abgenagten Schinkenknochens und des Feuerhakens den Triangel. Die wilde Lust schlug den Tobenden über die Köpfe zusammen.

◆ ◆ ◆

Frisch und von reiner Lebensheiterkeit geradezu leuchtend, kam Julian gegen acht Uhr des Morgens an den Teetisch. Seine Mutter wartete schon auf ihn, mit ihr Tante Szuman, die im Hause geschlafen hatte. Er wünschte den Damen guten Morgen und küßte ihnen die Hände.

‚Nun,' sagte Lisa Welonska, ‚wir wollen gleich von dem Briefe sprechen, die Tante hat ihn auch gelesen. Und du, Julian, — hast du dich mit dem großen Herrn beraten?'

‚Sag mir erst deine Ansicht, Mutter.'

‚Ich weiß kaum einen Rat — es sei denn den: Valerie zu befehlen, in Lüttich zu bleiben, dann nach einem Gatten für sie Umschau zu halten und sie vor eine vollendete Tatsache zu stellen. Daß sie wie ein Judenmädchen in der Welt herumfährt, gebe ich nie zu.'

‚Und du, Tante Szuman?'

‚Ich kann mich kaum in deiner Mutter Lage versetzen, Julian; ich muß sagen, meine Töchter würden sicher nie einen solchen Brief schreiben wie Valerie. Aber jedenfalls finde ich es richtig, ihr möglichst bald einen Mann zu suchen, mag der dann sehen, wie er mit ihr fertig wird.'

‚Nun, mir scheint,' sagte Julian nachdenklich, ‚ihr habt da

irgendein Mädchen im Auge, das irgend welche Mädchenlaunen im Kopf hat, und ihr denkt, wenn sie erst verheiratet ist, wird sich das schon geben.'

,Und du, Julian?' fragte seine Mutter.

,Aber es handelt sich doch um Valerie, um dein Kind, um meine Schwester, und wenn ich an ihr früheres Leben denke und daran denke, daß sie eine Welonska ist, so meine ich, Valerie hat keine Launen, aber sie hat einen Willen.'

,Was du Willen nennst, sind nur hartnäckige Launen!'

,Liebe Mama, jeder Mensch trägt eine Bestimmung in sich, die Gott ihm geschenkt hat, und jeder Mensch sehnt sich darnach, dieser Bestimmung gerecht zu werden und strebt danach mit allen seinen Kräften.'

,Und Gott hat die Eltern über die Kinder gesetzt, damit sie ihnen den rechten Weg weisen, denn sie allein haben die rechte Erfahrung.'

,Gewiß; Valerie bittet euch ja auch, ihr behilflich zu sein, ihr zu raten und beizustehen.'

,Du kannst im Ernst, Julian, verlangen, daß ich —'

Julian legte seine warme, ruhige Hand auf ihre bebenden Finger.

,Ich verlange nichts, Mama, was du nicht billigen könntest. Ich muß gestehen, daß ich die Erziehung der Töchter in unseren Kreisen keineswegs billigen kann. Sie werden zu oberflächlichen Geschöpfen erzogen, die, wenn sie nicht besonders starke Charaktere sind, weder gute Frauen noch gute Mütter, am wenigsten ganze, feste Menschen werden. Ich meine, es würde nicht schaden, wenn man die Zügel, die man ihnen frühzeitig anlegt, auch einmal lockere, damit man sieht, wohin ihr Wesen, auf sich selbst gestellt, eigentlich sich drängt. Ist's gut, so darf man ihm nachgeben. Und Valerie — nun, ich denke, daß sie einmal zeigen soll, was sie eigentlich will. Ist ihr das Leben zu hart, wird sie schon rasch wieder unterkriechen und ihren Familienhafen desto mehr lieben. Wenn es zum Beispiel möglich wäre, sie unter dem Schutze eines ihr wohlwollenden guten Hauses die ersten Schritte in das Studium hinein machen zu lassen, so würde sich alles finden. Wir hätten ihr nicht das Leben verbaut und verbittert und könnten beruhigt sein.'

,Dann mag sie hierher kommen,' rief die Welonska. ,Haben wir etwa keine Hochschule hier?'

,Gewiß, aber Valerie zitiert Onkel Szuman, und ich muß

aus eigener Kenntnis sagen: sie hat recht. Wir sind in allem weit zurück, nicht am wenigsten mit unseren Hochschulen.'

‚Aber was willst du denn?'

‚Ich denke so: Tante Szuman ist ja in Berlin, wenn sie sich überwinden könnte und Valerie aufnehmen? Etwa nur für die ersten Semester?'

Er sah Barbara an, der dieser Vorschlag wenig gelegen kam. Wenn nun Valerie mit den dummen Ideen ihre Töchter ansteckte? Und wenn Herr Korzek zum Besuch kam? Man konnte nicht wissen, Valerie war eine Heimliche —! Aber ihr im Grunde weiches, ja allzu weiches Herz beschwichtigte die Bedenken und sie sagte, ja, sie wolle, wenn sie dem Hause ihres Bruders damit einen Gefallen erweise, Valerie gern zu sich nehmen. ‚Ich werde sie lieb haben wie mein eigenes Kind!'

Lisa schüttelte den Kopf.

‚Mein Gott, ich weiß nicht, was ich zu dem allem sagen soll.'

‚Aber würde es nicht prächtig gehen?' rief Julian, und sein Gesicht glänzte von Glück und Güte.

Sie redeten noch eine halbe Stunde hin und her, besprachen die Einzelheiten, Lisa immer mit den Worten ‚nur für den Fall' — und endlich umarmte Julian seine Mutter und küßte sie lachend.

‚Geh fort,' sagte sie, ‚ich bin viel zu schwach gegen euch.'

‚Und wir telegraphieren ihr gleich — wann geht dein Zug, Tante Szuman?'

‚Um zehn Uhr; wo nur Szuman steckt? — Man muß ihm doch ein Wort über Valerie sagen.'

Man beruhigte sie, er würde sicher direkt zum Bahnhof fahren und man würde noch einmal alles bereden können.

Sie brachen auf, zu gleicher Zeit, als auch das Gelage der Brüder zu Ende ging.

Es stiegen aber nur Agenor, Szuman und Malezki in den Wagen, den Löb schnellfüßig herbeigeholt hatte. Golembiowski lag mit dem Kopf auf dem Tisch und brummte nur, als man ihn schüttelte. In einer Ecke aber, in inniger Umarmung schlafend, lagen der General und der schöne Herr Korzek, und der Anblick war so hold, daß den drei Fortgehenden die Tränen kamen, als sie sich von dem Bilde losrissen.

Als die Damen mit Julian auf den Bahnsteig kamen (Julian hatte rasch das Telegramm aufgegeben: ‚Studium bewilligt, Tante Szuman holt dich und nimmt dich in ihr Haus'), saß Szuman

bereits in einer Ecke des Abteils und schlief. Der Zustand der sehr vergnügten und zärtlichen Herren Malezki und Welonski sagte den Damen genug. Frau Szuman begann zu weinen und Frau Welonska warf ihrem Gatten Blicke zu, die ihn tödlich erschreckten. — Er ging, von Jan dirigiert, auf sie zu und wollte sie umarmen, aber da stieß der Zugführer in sein Hörnchen; Barbara erschien im Abteil neben ihrem Gatten und schüttelte ihn, aber indessen der Zug sich in Bewegung setzte, sahen die Zurückbleibenden nur, wie die gute Barbara die Hände rang und kopfschüttelnd und anklagend gen Himmel blickte.

IV.

Die Tage, die nach dem Absenden ihres Briefes vergingen, waren für Valerie Tage des tiefsten seelischen Leides gewesen. Ihre nur zu empfindliche Phantasie hatte sie aus zuversichtlichem Hoffen in wildeste Verzweiflung gestürzt. Ein Nichts genügte, ein törichter Gedanke, sie wieder hoffen zu lassen, und wie sie immer schmerzlicher hin und hergerissen wurde, hatte sie schließlich ganz das Gefühl verloren, um was es eigentlich ging. Ihre Maßlosigkeit verwirrte ihr Ziel und Weg. Ihr schien, als wenn es sich um Leben und Tod handelte, sie wäre erstaunt gewesen, wenn ein ruhiger und warmer Mensch ihr lächelnd gesagt hätte, daß es sich ja eigentlich nur darum handelte, ob man ihr zu studieren erlaubte oder nicht. Das, woran ihr Wille sich einmal geklammert hatte, war ihr noch immer als das Köstlichste des Lebens, ja als das Leben selbst erschienen. Ihr Vater hatte ein weitläufiges Gut in der Nähe von Tarnow; sie hatte viele Sommer als Kind dort verbracht. Auf dem mit einer wildbewachsenen Feldsteinmauer umgebenen Friedhof hatte ein uralter Birnbaum gestanden, den die Kinder zu plündern gewohnt waren. An einem seitlich ragenden Zweige im höchsten Gipfel war schließlich noch eine einzige Birne geblieben, und Valerie, sie war damals zwölf Jahre, hatte gesagt: die hole ich auch. Je mehr ihr bei stundenlangen Versuchen deutlich wurde, daß es unmöglich sei, diese, überdies verkrüppelte, unansehnliche Frucht zu bekommen, desto erbitterter wurde sie. Endlich stürzte sie ab und brach einen Arm. Ihre Verzweiflung war maßlos, sie glaubte nie wieder froh werden zu können, wenn ihr diese Birne, diese Birne entging. Julian schlug sie eines Tages mit einer langen Stange herunter und brachte sie ihr. Sie war ihm ins Gesicht gefahren und hatte die Frucht zertreten. Zwei Jahre lang haßte sie Julian, wie sie nie im Leben einen Menschen gehaßt hatte.

Ähnlich war ihr jetzt zu Mute: da oben hing die Birne, aber sie hatte den Arm gebrochen und konnte nicht hinauf.

Die guten Nonnen tuschelten verstört zusammen. Valerie lag im verdunkelten Zimmer, das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Man brachte ihr unschuldige Mittelchen, sie stieß sie fort. Ernstmahnende Worte erregten ihren Hohn, liebevolles Streicheln ließ sie sich gefallen, um hinterher in wildes Schluchzen auszubrechen und zu klagen, daß sie niemand auf der Erde habe, der sie liebe. Schließlich überfielen sie rasende Kopfschmerzen; die Nonnen, glücklich, daß sie nun etwas hatten, was zu lindern war, brachten ihr Pyramidon. Valerie schluckte die Pastillen gehorsam und schlief endlich ein.

Eines Tages gegen Mittag kam das Telegramm Julians. Und als sie es las, war ihr wieder, als habe Julian mit einer langen Stange die Birne abgeschlagen und ihr lächelnd gebracht. Mein Gott, verstanden denn die Menschen nicht, daß sie hungern, darben, ringen und Schmerzen leiden wollte, indem sie nach ihrem Ziel stieg, aber nicht warm eingepackt, behütet und betreut, die Frucht sozusagen auf einem Präsentierteller gereicht bekommen wollte! Die Idee hatte sich in ihr festgefressen, daß ihr Leben und ihr Ziel etwas sehr Seltenes zu bedeuten hätte; sie hatte Gleichnisse für ihre Wünsche im Leben großer Männer gefunden und wußte, daß diese in Dachstuben gehungert, in erniedrigenden Diensten ausgeharrt hatten, um das zu erreichen, was sie sich vorgesetzt. Sie freilich wußte nicht, noch nicht, was sie erreichen wollte, aber das Gefühl, das Gefühl, alle Heiligen im Himmel, hatte sie doch!

Und mit ihrer brausenden Sehnsucht sollte sie sich unter die Arme ihrer guten, so leicht gerührten Tante flüchten, die sich rühmte, viel zu schade für diese Welt zu sein, sie, die den Idealismus so warm im Busen fühlte? Die hatte immer das Zerrbild großer Gefühle gegeben. Sie liebte die Poesie, sie behauptete, ohne sie nicht leben zu können, aber sie meinte eine süßliche, kindische Poesie, die einen Abgrund von Banalität in sich barg. Sie liebte die Natur, betrachtete sie mit dem Klemmer auf der Nase und sagte, nein, wie ist das reizend. Große Männer liebte sie, aber nur wenn sie wie Richard Wagner seidene Schlafröcke trugen. Und ihre so treuen Abbilder, die Töchter! Trotz ihres Zornes mußte Valerie lächeln, als ihr plötzlich ein Tag in der Sommerfrische von Zakopane einfiel. — Zehn Jahre war es sicher schon her. Wie niedlich und geschniegelt die Mädchen waren, immer in Weiß, und kein Fleckchen auf den

Stiefelchen, und die Haarschleifen standen am Abend noch genau so steif wie am Morgen! Und bei ihr — Gott weiß wie es kam, — war irgendwo plötzlich ein Riß da, oder an den Schuhen war irgendetwas Unappetitliches, und was die Haarschleifen anlangt — nun sie waren zu ihrem Erstaunen immer verschwunden. Da war es natürlich, daß ihr die Szuman-Mädchen stets als Muster vorgehalten wurden, und was das schlimmste und aufregendste war, sie fühlten sich ihr gegenüber auch als Muster. Da hatte sie sich eines Tages gerächt. Sie besaß ein hellgraues Eselchen, das sie zärtlich liebte, indessen Tante Szuman schon von weitem schrie, wenn sie das Langohr nur sah; Esel seien heimtückisch und röchen schlecht, behauptete sie und hatte ihren Töchterchen verboten, das Tier auch nur anzufassen. Valerie verleitete die guten Kinder jedoch eines Tages, den Esel nicht nur anzufassen, sondern auch sich zusammen auf seinen Rücken zu setzen — das Böse findet hundert Mittel, wenn er gilt der Tugend zu schaden, — und da Ulana, die älteste, aber auch die ängstlichste, an seinen Ohren sich festzuhalten suchte, an welchen Organen er sehr empfindlich war, so bockte er und warf seine Reiterinnen ab. Und da zum Überfluß in unmittelbarer Nähe der Unglücksstelle ein Dunghaufen sich befand, der, wie eine Festung von einem allerdings weniger klaren Wassergraben umflossen war, so konnte es nicht ausbleiben, daß die Szuman-Mädchen nicht nur beschmutzt, sondern auch übelriechend ihrer Mutter in die Hände fielen. Valerie war damals ein für allemal zu einem boshaften Geschöpf gestempelt worden.

Und mit diesen Mädchen, mit denen sie nichts verband als eine zufällige Verwandtschaft, sollte sie fortan zusammenleben?

Julian hatte telegraphiert, Tante Szuman werde sie abholen. Also war sie in Krakau gewesen, als ihr Brief eintraf? Morgen konnte sie dann in Lüttich sein. Weigerte sich Valerie mit ihr zu fahren, dann hatte sie es mit Mama gänzlich verdorben, wer weiß, was man dann über sie beschloß. Und plötzlich blitzte der Gedanke in ihr auf: fliehen, ehe all das geschah, nach Berlin fliehen und ohne die Hilfe eines einzigen Menschen, einsam und stolz ihren Weg beginnen! Kaum daß ein leiser Zweifel, ob ihre Kühnheit nicht eine törichte Kühnheit sei, für einen Augenblick in ihr wach wurde. Ein Taumel erfaßte sie; ja, sofort mußte sie aufbrechen; ein wenig Geld hatte sie ja, vor allem aber hatte sie den Willen, was konnte stärker sein, als dieser Wille?! Und so groß war die naive Überschwenglichkeit ihres jungen Herzens, daß sie meinte, o, nur erst

in Berlin sein und alles würde hell werden, um sie und in ihr. Ganz tief in ihr, ohne daß sie es sich bewußt vorstellte, war das selbstverständliche Gefühl, daß bei ihrem Eintritt in das ‚Leben' sofort gleichfühlende Brüder und Schwestern sie umringen und sie gleichsam wie eine Langersehnte begrüßen würden.

Ihr Entschluß stand fest: Die Sonne des kommenden Tages sollte sie nicht mehr hier treffen.

Und, wie kam es? Ihr schweifendes Sinnen stieß auf ein verborgenes Plätzchen in ihrem Kopf, und da stand ein ahnungsvollmunteres Wort aus dem Tagebuch Goethes festgewachsen: ‚Frisch also! Die Torschließer klimpern vom Bürgermeister weg, und eh es tagt und mein Nachbar Schuhflicker seine Werkstätte und Laden öffnet: fort!' Dieses Liedchen voll zukunftfroher Heiterkeit sang unaufhörlich in ihr. Inzwischen waren die Stunden gegangen. Valerie hielt in ihrem Zimmer Umschau — ah, richtig, sie mußte ja packen. Aber ihre Koffer hatte die Schaffnerin irgendwo in Verwahrung. Und was nützten ihr die Koffer? Die Mutter Oberin würde sie ja keinesfalls reisen lassen! Da sie aber reisen mußte, so nahm sie eben nichts mit. Um so besser; sie lachte übermütig. Vielleicht ergab sich später die Möglichkeit, daß ihr die Koffer nachgeschickt wurden? Sie kleidete sich rasch um und ohne sich zu besinnen, ging sie nach unten. Die Oberin empfing sie erfreut; das Alter hatte sie schwerfällig gemacht, aber es hatte ihr gelassen ein scharfgeschnittenes Gesicht und große graue Augen; ihre Stimme war tief und klangvoll.

Valerie bat um die Erlaubnis, ein wenig spazieren gehen zu dürfen; sie erschrak tödlich, als die Lüge heraus war und meinte, glühendrot geworden zu sein. Fing das neue Leben mit einer Lüge an? Und wenn Mutter Oberin sie nicht ohne Begleitung, wie es üblich war, gehen ließ?

Aber die Nonne strich ihr nur über die Wangen und sagte:

‚Geh nur, es ist recht, die frische Luft wird dir gut tun.'

Die arglose Güte der Worte traf sie tief, und als sie die Tür des Zimmers hinter sich geschlossen hatte, stand sie bebend noch einige Augenblicke. Wenn sie umkehrte und alles sagte? Aber sie wußte ja, was dann geschah. Sie wendete sich, aber in einer plötzlichen Eingebung beugte sie sich noch einmal über den Türgriff und küßte das kühle Metall, auf dem die gütige Hand so oft gelegen hatte.

Sie erreichte einen Personenzug nach Aachen und fuhr davon in einem seltsam zwiespältigen Gefühl.

Edward von Steinle / Marianne von Willemer



Sie meinte später, nie etwas so häßliches erlebt zu haben als diese Fahrt und den Tag, der ihr folgte. Die schwarze Nacht, abenteuerlich erhellt von der Lohe der Hochöfen! Der jagende Donner, der dem Zuge nachlief! Die verlassenen Stationen! Die ungenierten Menschen, deren Nähe so widerlich war! Und dann der graue Morgen, der zögernd und mißmutig kam, die Urweltleere der Fluren im ersten Dämmerlicht! Endlich die nasse, nebelnde Weltstadt, ihr mißtönender Lärm, ihr rasendes Durcheinander, dieses krampfhafte Leben mit stieren, weit aufgerissenen Augen! Wo überallhin hatte ihr Irren sie getrieben? An bleifarbenem Wasser hin, das dick und träge stand, unter Bäumen hin, die dastanden, als würden sie nie wieder grünen, überall roch es nach Verwesung und Tod. Wo war in diesem labyrinthischen Kolosseum ein Winkelchen, da man sich bergen konnte? Eine knallrote Backsteinkirche stand kühl und ablehnend da, Valerie berührte den Türgriff, sie rüttelte daran, bisher kannte sie keine verschlossenen Kirchen: Christus war hier nicht zu sprechen. Sie fror wie ein junger Vogel, der aus dem warmen Nest gefallen, sie stellte den Kragen des weichen Kamelhaarmantels, den sie noch über dem pelzbesetzten Kleid trug, hoch, umsonst, der Frost saß innerlich. Und immer diese langen Schluchten der Straßen — wohin nur, wohin?

Ihr Marterweg hatte am Abend ein Ende gefunden. Welch ein Ende! Im äußersten Westen, in schwindelnder Höhe eines Hinterhauses das fremde Zimmer. Eine noch junge Frau mit habgierigen und zudringlichen Augen, wie alle die Geschöpfe der Tiefe, hatte Valerie, die teilnahmlos mit hängendem Kopf auf einem Stuhle saß, ausgefragt. Ob sie kein Gepäck habe? Sie könne nur an anständige Damen vermieten. Bezahlen müsse sie aber vorher. Studieren wolle sie? Das sagen sie alle. Aber vielleicht bekäme sie Scherereien mit der Polizei? Man wisse ja gar nicht, ob sie nicht eine russische Anarchistin sei, außerdem hätten die immer eine Menge Freunde, das gäbe es bei ihr nicht; einen Freund, nun ja, den könne sie ja haben. Jedenfalls müsse sie erst einmal sehen; aber wie stände es denn nun mit dem Bezahlen?

Valerie gab der Frau, was sie verlangte, sie hätte sterben mögen vor Scham. Ging sie denn nicht? Endlich konnte sie den Riegel vorschieben und dann gab sie sich wehrlos der hetzenden Schar scharfer Gedanken preis.

Aber nach dieser Nacht, die sie in Kleidern liegend, oft aufschreckend, verbracht hatte, war sie wieder ganz Entschluß, ganz

Stolz, ganz Lebensdurst: eben Valerie Welonska. Die wich wohl einmal, aber dann ging sie um so hartnäckiger auf die Schanzen los.

Sie fand die Universität; das Gewimmel der jungen Menschen um sie her entzückte sie. In der Fensternische eines Korridors hörte sie polnisch sprechen, das Herz schlug ihr vor Freude; man wies sie in ein Büro, wo man ihr eröffnete, daß man zunächst eine Anzahl von amtlichen Papieren von ihr haben müsse. Sie schrieb es sich auf. Zweifelhaft sei, ob das Abgangszeugnis ihres Lütticher Instituts, das sie noch beibringen müsse, für ausreichend angesehen würde. War dies nicht der Fall, so müsse sie erst ein besonderes Examen bestehen; man gab ihr die Adressen einiger Institute. Vorlesungen besuchen? Ja, das könne sie, soweit die Lektoren damit einverstanden seien.

Mit einem Verzeichnis der Vorlesungen zog sie sich in eine Konditorei zurück. Welche erstaunlichen Dinge gab es da zu lernen, sie errötete vor Freude angesichts dieses verwirrenden Reichtums von Wissen, der sie anlockte. Ohne sich zu besinnen, schrieb sie die Briefe, um die verlangten Papiere zu bekommen.

An den folgenden Tagen saß sie stundenlang auf der Bibliothek, sie fühlte sich gehoben inmitten der ragenden Bücherwände, des unaufhörlichen Geraschels der Blätter, die man umwendete, der eifrigen Köpfe. Nach Hause ging sie erst am Abend, und auch dann nur zögernd. Sie hatte Erlebnisse gehabt; der Sohn ihrer Wirtin, ein geschniegelter Bursch, der in einem Warenhaus angestellt war, hatte mit ihr ein Gespräch angefangen. Sie hatte höflich und kurz erwidert und war gegangen. Sie hatte ein gewisses stolzes Mitleid mit diesem Jüngling empfunden, der der Meinung war, er könne sich mit ihr — Valerie Welonska! — unterhalten. Die Wirtin hatte ihr jedoch am anderen Morgen gesagt, sie brauche gar nicht so hochmütig zu tun, ihr Sohn sei ein feiner Mensch und das Fräulein im dritten Stock, die Schauspielerin, sei ganz wild nach ihm. Valerie hatte dieses Fräulein gesehen, sie bebte vor Erregung, daß dieses Fräulein sie auf der Treppe ansprechen würde. Eines Abends war Lärm und Gelächter in der Wohnung gewesen; der Sohn der Wirtin hatte Freunde bei sich. Gegen Mitternacht war an Valeriens Tür gepocht worden, man hatte sie aufgefordert, herüberzukommen. Sie hatte vor Zorn die Lippen zerbissen — o — mit der Peitsche über die Hunde können!

Die ganze Nacht lag Valerie wach, am anderen Morgen setzte sie der Frau mit leidenschaftlichen Worten zu. Das ungefüge

Deutsch formte sich nicht so rasch, als sie es sprechen wollte, sie schrie, mit bebenden Fäusten, abgerissene Sätze, Worte. Die Frau blieb ihr nichts schuldig, Valerie habe sicher recht guten Grund gehabt, nicht aufzumachen, jedenfalls habe sie —. Und sie warf ihr eine abscheuliche Verdächtigung ins Gesicht. In maßlosem Entsetzen taumelte Valerie zurück. In diesem Augenblick ging die Klingel; Valerie hörte eine bekannte Stimme im Korridor — es war Tante Szuman, ihre runde Fülle erschien in der Zimmertür, die Tränen liefen ihr übers Gesicht, sie streckte die Arme aus und rief: ‚Valerie!'

Sie sank in das Sofa und zog Valerie an sich.

‚Armes törichtes Kind,' sagte sie, ‚Gott und die heilige Jungfrau seien gepriesen, daß ich dich habe!'

Sie erzählte der bestürzt Schweigenden, daß ihr Vater da sei, er hätte sich nicht überwinden können, der Gute, hierher mitzukommen, aber er warte in Szumans Wohnung. Ihre Adresse sei von Lüttich nach Krakau telegraphiert worden; o, mein törichter Brief, dachte Valerie. Ob sie auch bedacht habe, in welche Gefahr sie sich begeben habe? Und Tante Szuman erzählte von den Listen und Tücken der Großstadt und daß ein junges Mädchen ihnen wehrlos gegenüberstehe. Valerie sah plötzlich deutlich, sie sah vieles von dem, was ihr flüchtig aufgefallen war in drohendem Licht, sie dachte an die Szene von heute Nacht, an den wüsten Anwurf der Wirtin heute Morgen. Und ihr war, als sei sie unter die Räuber gefallen und habe es nicht gewußt. Alle die Schrecken, die an ihr vorübergestreift waren, sah sie jetzt höhnisch drohend in der Ferne stehen. Und ein so großer Schmerz fiel über sie, daß sie die gerührten Umarmungen ihrer Tante erwiderte und leise zu ihr sagte:

‚Wenn du mich noch haben willst — ich gehe mit dir.'

Sie gingen. Die Wirtin, der die Gelegenheit günstig erschien, hatte Ansprüche geltend gemacht, von Kündigung gesprochen und für den folgenden Monat Bezahlung verlangt. Tante Szuman, die in Gelddingen sehr peinlich war, hatte genaue Aufklärung verlangt, aber Valerie hatte der Frau rasch das Geld in die Hand gedrückt. Sie schützte sich damit nicht vor gehässigen und höhnischen Bemerkungen, die ihr nachfolgten. Auf der Treppe hatte Tante Szuman immerfort ihren Arm an sich gedrückt und gemurmelt:

‚Armes Kind, armes Kind.'

Der Wagen wartete unten, die großen Karossiers zogen an. Das Szumansche Haus lag, inmitten eines alten Gartens, in der

Rauchstraße. Im Salon saß Agenor Welonski, hilflos, zerbrochen, mit geröteten Augen. Er vermochte nicht aufzustehen, seine Knie zitterten. Valerie fühlte die große Liebe, die ihn bewegte, sie kniete wortlos vor ihm nieder und legte ihr Gesicht an seine Brust. Seine Hände tasteten unsicher über ihr Haar.

‚Mein Kind,‘ sagte er, ‚mein armes Vögelchen.‘

Sie fühlte sich geborgen. Heimlich und mit einem rührenden Flehen in der Stimme sagte Agenor später zu seiner Schwester Barbara: ‚Ist es denn wirklich nötig, wie Lisa verlangte, daß Valerie in eine Besserungsanstalt kommt?‘

Barbara Szuman sah ihn entrüstet an:

‚Lisa ist eine Barbarin,‘ sagte sie bestimmt, ‚und daß du ihr das nicht sofort gesagt hast —! Valerie ist ein Engel, das fühle ich und niemand soll von ihr schlecht denken!‘

Agenor fiel eine Last von der Seele. Er wusch sich rasch mit Kölnischem Wasser und ging lächelnd wieder zu Valerie.

Sie zog ihn an einem Knopf seines Rockes zu sich und fragte:

‚Und die Papiere, hast du sie mitgebracht?‘

Sie wurde ungeduldig, als er erstaunt verneinte, holte ihr Notizbüchelchen und las ihm vor, was sie gebrauche. Er möge sich sofort darum kümmern, sie habe keine Zeit mehr zu verlieren.

‚Aber Mama —,‘ wagte er einzuwerfen.

Sie blitzte ihn an und sagte:

‚Höre, Papa, wenn wir gute Freunde bleiben sollen, so vertritt mich bei Mama ein wenig energischer!‘

Nachdem sie auf seinen Schnurrbart einen Kuß gehaucht hatte, verschwor er sich, es für sie mit der ganzen Welt aufzunehmen.

Beim Mittagessen, als Herr Szuman von einer Fraktionssitzung nach Hause kam — die Töchter wurden erst zu Weihnachten in Berlin erwartet — wurden die ersten Schritte für Valerie beraten. Zu den Bekannten des Hauses gehörte ein junger Privatdozent der Geschichte, Franz Eckermann, dem eine große Zukunft vorausgesagt wurde; man war gewiß, daß er gern Valerie beraten würde.

Am nächsten Nachmittag ließ er sich melden. Valerie wünschte, mit ihm allein zu sprechen, und Tante Szuman verließ das Zimmer.

Er war ein stattlicher Mann mit klugem Gesicht, drei Fältchen, von den äußeren Augenwinkeln ausgehend, verrieten den lächelnden Beobachter. Valerie sah ihn kaum an. Da war irgend ein Herr, der in gewissen Fragen besser Bescheid wußte als sie, nun wohl, so würde er eben einige Auskünfte geben, sie würde sich be-

danken, und alles war erledigt. Er stellte einige Fragen, um den Umfang des im Institut erworbenen Wissens festzustellen. Sie antwortete ein wenig ungeduldig; sie war doch kein Schulkind, dem man Lektionen abfragt!

‚Sie werden fleißig sein müssen, wenn Sie in Deutschland eine Abschlußprüfung bestehen wollen.‘

Valerie verteidigte erregt ihre Vorbildung, Dr. Eckermann begnügte sich zu sagen: ‚Wir wollen sehen,‘ und fragte, welche Pläne sie dann habe. Ihrem Vaterland zu dienen, sei ihr Wunsch, erwiderte sie, um das zu können, müsse sie ihr Vaterland aber erst kennen lernen. Sie sei über Frankreich besser unterrichtet, als über Polen, irgendwo müsse doch der Grund stecken, daß Polen aus dem Rate der Völker gestoßen sei. Er müsse sie recht verstehen, die platten Tatsachen, die man in ein paar Schlagworten zu fassen gewohnt sei, kenne sie wohl, aber da seien sicher noch andere geheimnisvolle Ursachen am Werke gewesen. Zudem wären wieder andere Kräfte am Werke, die gut, aufbauend und sicher wirkten, und die im Nationalcharakter ebenfalls wurzeln müßten, denn immer noch, wie vor einem Jahrhundert, gebe es ein Polen, das immer wieder vor dem Richterstuhle Europas sein Recht verlangte.

‚Dafür kann ein unterrichteter Mensch zweifellos eine rasche Erklärung bereit haben,‘ sagte sie, ‚aber diese Art der Erklärung — sie mag noch so richtig sein, will ich nicht. Ich möchte —‘ Sie unterbrach sich und fuhr Dr. Eckermann an:

‚Sie lächeln?‘

‚Ich bitte, fahren Sie fort,‘ antwortete er.

‚Ich weiß ja, daß ich mich vielleicht nicht ganz deutlich ausdrücke —‘

‚O, ich verstehe vollkommen.‘

Valeriens Stimme wurde wärmer, freier:

‚Ich möchte — die Erklärung selbst finden, ich möchte gewissermaßen die Falltür öffnen und bis zu den letzten Ursachen und Gründen herabsteigen. Dann werde ich auch den Punkt sehen, wo ich meine Hände anlegen kann.‘

‚Und ich verstehe wohl recht, daß sich Ihr Beruf — im bürgerlichen Sinne — danach richten wird, welche Erkenntnisse Sie im Laufe der ersten Jahre schöpfen?‘

‚Ja, ja,‘ rief sie.

‚So daß Sie also, wenn Sie zum Beispiel fänden, daß Ihrem Vaterlande eine tüchtige Ärztin nottue, Medizin studieren wür-

den, oder wenn es eine Lehrerin wäre, Sie sich auf die entsprechenden Fächer werfen würden?‘

Er spottet, dachte sie, er nimmt mich nicht ernst.

‚Herr Doktor,‘ sagte sie, und ihre Augen blitzten, glücklich über die Antwort, die ihr über die Zunge sprang, ‚Polen könnte ja auch ein Weib gebrauchen, das Arzt und Lehrer in einer Person wäre — ich meine im tieferen Sinne?‘

Er sah sie einen Augenblick interessiert an und dachte: Schwärmerin — dieses blasse, hochaufgeschossene Mädchen mit den brennenden Augen, das immer von ‚tieferem Sinne‘ redet, mit seiner lechzenden Leidenschaftlichkeit, wird ein unbequemer Mensch werden. Sie wird das Leben an der Idee messen, wo bleibt da das arme Leben? Eine höchst unbequeme Person für ihre Landsleute!

‚Soviel sehe ich,‘ sagte er und erhob sich, ‚daß Sie sich jetzt noch nicht auf irgendeine Disziplin festlegen wollen. Ich werde Ihnen eine Anzahl von Vorlesungen zusammenstellen, die Sie Ihrem vorläufigen Ziel näher bringen können. Die Geschichte Polens müssen Sie schon bei mir hören; die Zahl meiner Hörer wächst dann auf drei,‘ fügte er lächelnd hinzu.

Er gab ihr die Hand, — sie legte ihre kühlen Finger für einen Augenblick hinein und fand, als er gegangen war, daß er ein arroganter Mensch sei, ein eingebildeter Mensch, eben ein richtiger Preuße.

Sie kam mit ihm in der Folge öfter im Szumanschen Hause zusammen, und es gedieh zwischen ihnen ein dauernder Kriegszustand.

Im übrigen besuchte sie den Winter über ein Lyzeum und jagte sich mit fieberhaftem Eifer durch die Vorbereitungen zum Maturitätsexamen. Sie bestand es mit Auszeichnung, und im Sommersemester bezog sie die Universität.

(Fortsetzung folgt.)

Stift Neuburg, eine Romantikerklause

Von Fritz Krauß

An vielen Kapellen und alten Schlössern fuhr ich vorüber, als da sind: Wimpfen, Ehrenberg und so fort. Das Ufer stand schon recht grün mit Büschen, darin schlugen die Nachtigallen und schlugen recht schön, denn es war der erste Mai, darum man auch das Schiff mit Blumen umhängt und mit grünen Zweigen umsteckt. Das Abendrot kam und darin stunden viele Burgen und Kapellen; da erklangen von ihnen die Glocken, und das Schiff ging recht stille.

Wenn von heiliger Kapelle
Abendglocke fromm erschallet,
Stiller da das Schiff auch wallet
Durch die himmelblaue Welle.

Schiffer sinkt dann betend nieder —
Und wie aus dem Himmel helle
Blicken aus den Wogen wieder
Mond und Sterne.

Eines ist dann Wolk und Welle,
Und die Engel tragen gerne,
Umgewandelt zur Kapelle,
So ein Schiff durch Mond und Sterne.

Von so weihevollen Gefühlen, wie sie Justinus Kerner, dem Dichter, bei seiner Neckarfahrt wurden, mag auch noch heute die Brust des Wanderers oftmals geschwellt sein, wenn er im Neckarschifflein talwärts fährt und bei der vorletzten Flussesbiegung, eh' das abendlich dämmerige Häusergewoge Alt-Heidelbergs in seinen Blick rückt, nun auf einmal zur Rechten hinter würdigen Bäumen, heimeligem Epheu und Süßstrauch hervor, hell und freundlich Stift Neuburg heruntergrüßt. Es ruht auf wohligem Hügel, hat ein gotisch Kirchlein mit putzigem Türmchen, und daran lehnt sich behäbig und breit das stattliche Herrschaftshaus, das einstige Klostergebäude, welches, unter seine geschwollene, schwarze Dacheshaube geduckt, aus vielen blinkenden Fenstern ins liebliche Tal äugt.

Kloster und Stift.

Ganz früher war es eine Burg, wie schon der Name erzählt, die, wohl im Unterschied zu der alten auf dem Heiligenberg daneben, die neue Burg genannt ward. Zu der Zeit aber, da Diemo Abt war, gegen das Jahr 1130 hin, kam in das damals weit und breit berühmte Kloster Lorsch an der Weschnitz ein wohl ritterbürtiger Mann mit Namen Anshelm, um des heiligen Benedikt Kleid zu nehmen. Er war ‚ein Knecht Gottes, gar fromm und reich und stiftete die Zelle zu Niwenburg (Neuburg). Er ließ da eine Kirche bauen und zu Ehren des heiligen Bartholomäus weihen und ließ auch Wohnungen herrichten für die, so Gott hier dienen wollten, und schenkte jenem Ort all seine Habe und sein Gut'. So wurde, wie einst auf dem mons Casinus durch des heiligen Benedikt Hand, die ehemals weltliche Veste Niwenburg in eine geistliche Burg umgewandelt, in welche nun einige Mönche mit ihrem Propst einzogen und da, unterm Schirm ihres Mutterklosters Lorsch, wie

in ihrer Heimat, nach der Regel des heiligen Benedikt lebten. Ein rechtes klösterliches Leben wollte aber anfangs in Neuburgs Mauern nicht aufblühen, und auf Betreiben des Pfalzgrafen Konrad von Staufen und seiner Gemahlin Irmingard geschah 1195 die Umwandlung in ein Benediktiner-Nonnenkloster. Trotzdem man um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert Neuburg der strengen Regel des heiligen Bernhard unterstellt hatte, so war es doch nicht aufzuhalten, daß im Laufe des 14. Jahrhunderts die mit dem damaligen wirtschaftlichen Aufschwung verknüpfte allgemeine Verlotterung von Ordnung und Sitte auch in diese Stätte, wo reiner Gottesminne ein Hort sein sollte, einbrach. Nicht nur, daß der Chronist von drei Morden, die auf Neuburgs Gebiet verübt wurden, zu berichten weiß, wir hören auch, daß die dortigen Nonnen nichts dabei fanden, in enganliegenden, hochgeschürzten Kleidern in der nahen Stadt Heidelberg, gleich koketten Weltdämchen, umherzustolzieren. Dem Pfalzgrafen Ludwig III. und seinem Nachfolger Friedrich dem Siegreichen war es zu danken, daß in diesen aus den Fugen gegangenen Verhältnissen energisch Wandel geschaffen wurde, indem man Neuburg von dem Zisterzienserorden löste und wieder der Regel Sankt Benedikts, aber in der strengen Observanz der Bursfelder Kongregation, zuführte. Unterstützt wurde die Reform aufs nachdrücklichste durch die damalige Äbtissin auf Kloster Neuburg, Margareta Folin von Irmtraut, eine bedeutende Persönlichkeit, welche überhaupt das Kloster im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts zu seiner höchsten Blüte brachte. Nicht nur, daß sie mit mühender Sorgfalt die innere und äußere Verwaltung des Klosters betrieb, unter ihrem zupackenden Regiment wurde auch durch umfangreiche Umbauten dem Kloster neue Festigkeit und Wohnlichkeit verliehen. Davon erzählt uns noch heute in sinniger Weise die eine an der Innenseite des Tores der Umfassungsmauer eingelassene, arg verwitterte Inschrift:

‚Got zu lob in ewikeyt
Ist diser closter baw bereyt
Des jares do man tusend zalt
Vierhundert dru und achtiz alt
Als man hie inn hielt observantz
Do grunet Marien roßenkrantz.‘

Die guten Beziehungen, welche das Kloster damals zu dem pfalzgräflichen Hofe unterhielt, drücken sich darin aus, daß des Kurfürsten Philipp jüngste Tochter, Katharina, im Jahre 1515 in den Konvent eintrat. Ihr großer mit gotischem Astwerk verzierter Grabstein auf dem Stift zeigt uns ihre gedrungene Gestalt im vollen Ornat einer Äbtissin unter einer Nische vor einem Vorhang auf einem Löwen stehend. Allein gerade dieses enge Verhältnis zwischen Kloster und kurfürstlichem Hof hatte es auf sich, daß während der Reformation Streitigkeiten zwischen Konvent und Äbtissin ausbrachen, die im Jahre 1562 die Auflösung des Konvents herbeiführten. Nachdem mehr denn 4 Jahrhunderte Söhne und Töchter Sankt Benedikts

S. de Custine/Friedrich Schlegel



in diesen Mauern gehaust, sollte Neuburgs weiteres Geschick in die Hände kurfürstlicher Herrschaft gegeben sein.

Zunächst mußte Neuburg als ‚Lusthaus' der Gemahlin des Kurfürsten Friedrich IV. dienen und hat als solches 1622, bei Heidelbergs Belagerung, wahrscheinlich die Scharen Tillys in seinen Mauern beherbergt. Nachdem es durch das Restitutionsedikt von 1629 schon ein sicherer Besitz des Jesuitenordens geworden zu sein schien, brachte es die Restitution der pfälzischen Kurfürsten wieder an die Reformierten, und 1671 errichtete der Pfalzgraf Karl Ludwig auf Neuburg eine ‚Gesellschaft von tugendhaften Frauenzimmern', ein protestantisches adeliges Fräuleinstift. Von daher stammt aber nicht nur der heutige Name Stift Neuburg, sondern auch seine ganze gegenwärtige äußere Gestalt dürfte im wesentlichen auf diese Zeit um 1670 zurückzuführen sein, wo Karl Ludwig eine äußere, bauliche Erneuerung mit Neuburg vornahm. Neben der Befestigung des Ganzen durch Palissaden, hat er vor allem das breitträchtige Wohngebäude, dessen beide mächtige Flügel ehmals im Westen und Süden den Kreuzgang umfingen, errichtet, und dem aus dem 14. Jahrhundert stammenden Kirchlein ließ er im Westen einen Turm vorsetzen.

Als aber dann in Heidelberg die katholische pfalzneuburgische Linie den Thron bestieg, kamen auch die Jesuiten in die Pfalz, und 1709 nahmen sie Stift Neuburg in ihren Besitz, wo es bis zur Aufhebung des Ordens 1773 verblieb, um dann in die Hände ihrer Rechtsnachfolger, der Lazaristen, überzugehen. Während dieser Zeit war das Stift eine Stätte, wohin sich die Herren Patres nach den Mühsalen der Arbeit zur Erholung zurückzogen; ‚besonders nach überstandenen Promotionen gab man sich hier gern den Genüssen der Tafel und des geselligen Lebens hin.' Allein die finanzielle Notlage der durch die Revolutionskriege in ihren Einkünften aus den linksrheinischen Besitzungen geschmälerten Heidelberger Universität veranlaßte diese, die kurpfälzische Regierung mit der Bitte anzugehen, der Universität das Stift zur Tilgung der rückständigen Professorenbesoldungen zu überweisen. Daraufhin wurde Neuburg im Jahre 1799 dem Rotgerber Johann Peter Werle für die der Universität vorgeschossene Summe verpfändet und ging somit in Privatbesitz über. Auf Umwegen erwarb es nun schließlich 1825 der Frankfurter Rat Johann Friedrich Heinrich Schlosser, der Freund und Schwiegerneffe Goethes, der Mäzenas der Nazarener, einer der Führer der katholisch-romantischen Bewegung.

Schlosser und der Goethekreis.

Friedrich Schlossers Leben stand von vornherein unter dem Stern Goethes. Schon in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts war Goethe dem Vater Hieronymus Peter und dem Onkel Johann Georg Schlosser freundschaftlich nahe getreten, wovon der Anfang des 12. Buches von ‚Dichtung und Wahrheit' ausführlich erzählt. Diese Bekanntschaft wurde dann zu naher Verwandtschaft geschürzt, als Johann Georg

Schlosser am 1. November 1773 Goethes Schwester Cornelie als Gattin heimführte und somit Goethes Schwager ward. Trotz dieser engen Familienbande scheint ihn mit Goethe aber kein so herzliches Verhältnis verknüpft zu haben wie seinen Bruder Hieronymus Peter, den Verfertiger lateinischer Gedichte und eines heute auf Stift Neuburg gezeigten mythologisch umständlichen Epithalamiums auf seines Bruders Hochzeit mit Cornelie Goethe. Ihn hat Goethe nicht nur in einer vor 1775 entstandenen, zaghaft feinen Bleistiftzeichnung festgehalten, er hat auch das bekannte in der Originalhandschrift nebst jener Zeichnung und einem heiteren Brief, auf Stift Neuburg befindliche Gedicht an ihn gerichtet, worin er ihn anredet:

‚Du dem die Musen von den Aktenstöcken
die Rosenhände willig strecken.'

Die Freundschaft des großen Dichters ging auch auf Hieronymus Schlossers Söhne, unsern am 31. Dezember 1780 geborenen Fritz Schlosser und den um zwei Jahre jüngeren, schwärmerisch überspannten Christian über. Auf dem Frankfurter Gymnasium vorgebildet, studierte Fritz Schlosser 1799 in Halle und dann in Jena. Hier lernte 1801 Goethe die beiden Brüder kennen, und während er in dem älteren Fritz ‚eine ruhige, verständige Natur' erkennt, bezeichnet er Christian als ‚einen kleinen Enragé für die neueste Philosophie und das mit soviel Geist, Herz und Sinn, daß ich und Schelling unser Wunder daran sehen.' Dieser Christian war nach dem unverdorbenen Urteil von Goethes Mutter ‚sehr überspannt, glaubte mehr zu wissen als beynahe alle seine Zeitgenossen, hatte wunderbare Ideen ...' Er war ein unsteter, reizbarer Geist, hat sich nacheinander in der Medizin, der Poesie, dem Erziehungswesen und der Politik versucht und starb an einem starken Anfall von Brustentzündung am 14. Februar 1829. Er wurde begraben in der Kirche SS. Vincenzo et Anastasio in Trevi, wo ihm sein Bruder ein Grabdenkmal errichten ließ. Neben einem Abguß dieses Denkmals bewahrt Stift Neuburg, als weitere Andenken an ihn, eine Marmorbüste und ein Gemälde. Die Büste zeigt einen fieberhaft verbohrten, ungestümen Schädel. Auf dem schlichten zähen Ölbildnis von der Hand des romantischen Malers Franz Riepenhausen sitzt Christian Schlosser in schwarzem Rock, hohem, weißem Kragen und Halstuch vor einem grünen Tisch, auf dem, über zwei großen Büchern, seine Rechte ruht. Sein dunkles Haar ist wirr zerzaust, die grauen Augen stechen verzehrend ins Weite.

Viel maßvoller, gesetzter war der Bruder Friedrich. Nachdem er 1803 in Göttingen als Doktor der Rechte promoviert hatte, ließ er sich als Advokat in seiner Vaterstadt Frankfurt nieder. Dies blieb nun auch sein fester Wohnsitz für die ganze Zeit seines Lebens; selbst als er dann 1825 Stift Neuburg erwarb, hielt er sich doch mit seiner Frau während der Wintermonate meist in seiner Vaterstadt auf. Er vermählte sich 1809 mit Sophie Du Fay, mit der er in kinderloser aber glücklicher Ehe gelebt hat. 1807 wurde er unter dem Fürsten-Primas Dalberg Stadt- und Landgerichtsrat, im Spätjahr 1812 — sicherlich ein Beweis für seine mannigfaltige Bildung

— Oberschul- und Studienrat und Direktor des neugebildeten Frankfurter Lyzeums. Von da an blieb der Titel Rat an ihm hängen.

Um diese Zeit geschahen zwei Ereignisse, welche für Friedrich Schlosser von weittragender Bedeutung geworden sind: sie haben seinem fürderen Leben Sinn und Richtung gegeben. Im September 1808 starb Goethes Mutter. Dies gab den Anlaß zu Schlossers engem, regem Verhältnis zu Goethe. Das andere war der Übertritt Schlossers zur katholischen Kirche im Jahre 1814. Von hier aus knüpfen sich die Fäden zu den romantischen Dichtern und Malern.

Nach dem Tod seiner Mutter schickte Goethe, zur Regelung der Erbschaft mit den Enkeln seiner Schwester, seine Frau Christiane nach Frankfurt, um die Angelegenheit ‚glatt und nobel' abzumachen. Allein erledigt war die Sache damit nicht. Denn die Erbschaft, meist liegendes Gut, blieb in Frankfurt stehen, und Goethe brauchte daher am Ort einen geschäftserfahrenen Vertreter. Dazu wählte er den Rat Schlosser. Der Briefwechsel, der sich daraufhin zwischen beiden entspann, dauerte fast bis an Goethes Lebensende. (Er wurde 1877 von Julius Frese mit anderen Goethe-Briefen aus Fritz Schlossers Nachlaß herausgegeben.) Wir ersehen daraus, wie Schlosser mithalf, den Stoff für Goethes ‚Dichtung und Wahrheit' zusammenzutragen. Er übersetzte dafür die von Goethe herangezogenen Stellen aus Giordano Bruno aus dem lateinischen Originaltext ins Deutsche; er tat sich um nach allerhand lokalem Material aus Goethes Jugendzeit. So hat er das in Goethes Selbstbiographie gleich im ersten Buch bei der Schilderung des Pfeifergerichts erwähnte Stäbchen und den Becher, die da dem Schöffen übergeben wurden, beigeschafft. Auch seines Vaters Sammlung belangreicher Frankofurtensien stellte er dem Dichter zur Verfügung. Später sammelte Schlosser eine umfassende Goethebibliothek (die 1865, nach Frau Schlossers Tode, an das katholische Seminar in Mainz überging) wie überhaupt alles, was auf Goethe Bezug hatte: Erst- und Einzeldrucke seiner Schriften, Medaillen, Bilder usw. Diese Sammlung macht den Hauptbestand der Goetheana des Stiftes Neuburg aus. Sie sind fast alle untergebracht im heiter hellen ‚Goethesaal'.

Zunächst treffen wir da, als ein Herzstück der Sammlung, das Brustbild Goethes, von Gerhard von Kügelgen gemalt, welches der Dichter 1811 dem Verwandten und Sachwalter Schlosser als Dank für die vielen Bemühungen und Beschwerlichkeiten, die er in Sachen von Goethes Erbschaft auf sich geladen, geschickt hat, um ihm ‚für so viel Liebe, Güte und Treue auch endlich einmal etwas Erfreuliches zu erzeigen.' Goethe präsentiert sich im großartigen Ornat des Staatsministers, den güldenen Ordensstern auf der rechten Brust, mit dem russischen St. Annenorden und dem Band der französischen Ehrenlegion geziert. Dazu hat der Maler, um das Ganze noch bombastischer auszustaffieren, um den nüchternen schwarzen Staatsrock noch eine purpurne Draperie herumgeschwungen. Sie bringt auch koloristisch, neben dem spärlichen Gold und Rot der Orden, einen

lauteren Ton ins Bild. Das Gemälde hat eine merkwürdige Entstehung: es ist kombiniert aus einem 1808 und einem 1810 nach der Natur von Kügelgen gemalten Porträt Goethes. Das Bild ward von Goethe ‚zum allerfreundlichsten empfangen' und er schrieb dem Maler, dadurch werde dessen ‚Name am Main und Rhein in Würde und Segen bleiben'. Er ließ eigens dafür in Dresden einen besonders reich geschnitzten, vergoldeten Rahmen anfertigen, auf dem in erhabener, west-östlich verschnörkelter Schrift unten GOETHE, oben SCHLOSSER, links KUEGELGEN, rechts MDCCCX steht, und sandte es am 24. Januar 1811 an den hocherfreuten Schlosser mit einem höchst umständlichen Brief. Kügelgens ‚Bilder', berichtet uns Stephan Schütze, ‚gefielen fast allgemein durch ihr lebhaftes (etwas buntes) Kolorit und durch den Ausdruck weit geöffneter strahlender Augen, wodurch er sie zu idealisieren strebte.' Dies Urteil trifft auch unser Bild. Bloß, daß hier Kügelgen im ‚Idealisieren' noch weiter gegangen. In die aufgerissenen Feueraugen, in die herausgedrückte Gesichtsmuskulatur, in die zusammengekniffenen Lippen hat der Künstler solche Anspannung und inneres Kochen hineingepreßt, daß man deutlich das aufwogende Getöse vom ersten Kaiserreiche herausbrausen hört. Diese von dem Maler in das Bild hineingetragene allgemeine Zeitstimmung hat auch Goethe, der ‚in den theatralischen Reizen nicht die rechte Kraft des natürlichen Lebens fand', wohl herausgespürt, wenn er einige Jahre später über Kügelgens Kunst sagte: ‚Von seiten der Kunst bedroht uns hier ein Schrecknis. Kügelgen malt abermals das gute und das böse Prinzip; aber nicht wie früher jedes einzeln für sich, sondern beide im Streit begriffen. Wem das böse ähnlich sehen wird, ist leicht zu erraten (‚dem Napoleon natürlich', bemerkt Riemer); das gute hingegen gleicht, ich wette, den Gebrüdern Kügelgen'. (‚Da sich Kügelgen auch in Goethes Porträt hineinmalte' — setzt Riemer in den ‚Mitteilungen über Goethe, Berlin 1841, II. Bd. S. 673 erklärend hinzu.)

Die eine Ecke des Zimmers zeigt aber noch ein Ölbildnis Goethes. Es stammt aus den ersten Jahren seines Weimarer Aufenthaltes und ist eine Nachbildung des Goethe-Porträts von Georg Melchior Kraus, welche die Herzogin Amalie, als Geschenk für Frau Rat, Goethes Mutter, hat anfertigen lassen. Der bezopfte Dichter, im graulilanen Hausrock, sitzt zurückgelehnt an einem groben Tisch, auf den er sich mit dem linken Arm stützt, während er in der ausgestreckten Rechten die Silhouette der Frau von Stein hält, deren liebedle Züge er mit schwärmerisch weiten Blicken, voll wonnigem Entzücken eintrinkt. Es ist ein stilles, gefühlsbanges Bild. — H. Düntzer (Goethes Leben, Leipzig 1880) sagt dazu: ‚Wolfgang erfreute sich seines (am 21. April 1776) in Besitz genommenen Gartenhauses, in welchem ihn Kraus vor dem einfach tannenen Arbeitstische, eine Silhouette eifrig beschauend, gleich in der ersten Zeit malte.' Vielleicht hat der Maler aber auch jenen Augenblick in Pyrmont verewigen wollen, als dem blühenden Dichter zum ersten Male das Porträt der Frau von Stein zu Gesichte kam und er darunter die zukunftsschwangeren Worte setzte: ‚Es wäre ein herr-

liches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe.' In einem vielleicht schon 1775 zu datierenden Briefe Friedrich Justin Bertuchs an den berühmten Kupferstecher Daniel Chodowiecki erfahren wir über das Gemälde: ‚Es ist nur ein einziges historisches Porträt von Goethe, das ganz er ist. Die Herzogin Mutter besitzt es. Herr Kraus aus Frankfurt hat es gemahlt'. Ende 1778 ließ die Herzogin Amalie aber dieses jetzt im Besitze der Familie Vulpius in Weimar befindliche Ölgemälde für Goethes Mutter durch den Hofmaler Johann Ehrenfried Schuhmann kopieren, welcher am 2. Januar 1779 die Rechnung einreichte: ‚Dasz Pordre von dem Herrn Geheimthe Legacions-Rath Göthen copirt. 4 Rt.' Die überglückliche Frau Rat bedankte sich für das Geschenk am 30. November 1778 mit einem gar herzhaften Briefe: ‚Ihro Durchlaucht Legens recht drauf an Goethens Vater und Mutter in ihrer Einsamkeit zu erfreuen. Kaum haben wir uns über den Jahrmarkt und alles was dabey war herrlich ergötzt; so bringt der Postwagen wieder etwas in schönem grünem Wachstuch wohl verwahrt mit — wie der Blitz ist Frau Aja dahinter her . . . that einen großen Schrei, als sie ihren Hätschelhanß erblickte. Wir finden viele gleichheit drinnen, und haben eine große Herrlichkeit damit . . ., da wir ihn selbst in 3 Jahren nicht gesehen haben, zumahl da er im Frack gemahlt ist worin ich ihn immer am liebsten so um mich herum hatte, und es auch seine gewöhnliche tracht war. Jetzt wird ein Rahm drum gemacht und es wird in die Weimarer Stube aufgestelt . . . Nun Theureste Fürstin! nehmen Sie den innigsten wärmsten und hertzlichsten Danck von Vater und Mutter davor an, und erhalten uns und Docter Wolfen dero Unschetzbahre gnade . . .' Dieses Gemälde ging dann aus dem Nachlaß der ‚Frau Aja' in Schlossers Besitz über und kam so aufs Stift Neuburg. — Die Werther-Illustrationen in weichen englischen Schabkunstblättern und in den puppigen Kupfern Chodowieckis, die in der Nähe dieses Goethebildes hängen, geben ihm den rechten Gefühlshintergrund.

Gar in Goethes Knabenzeit führen uns zwei gleich große Blumenstücke von der Hand des Frankfurter Malers Justus Junker. (Man findet sie abgebildet in der ‚Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, dargebracht vom Freien deutschen Hochstift 1899.') Es sind dieselben beiden Gemälde, die Goethe im vierten Buch seiner Lebenserinnerungen so eingehend beschreibt, trotzdem der Dichter dort irrtümlich behauptet, jene Bilder seien auf Holztafeln gemalt gewesen, während bei den unsern Leinwand den Grund abgibt. Man muß die betreffende Stelle im Goethe nachlesen, um in die besinnliche, behäbige Stimmung hineinzukommen, aus der heraus diese beiden Stücke in sauberer, zünftiger Malweis und in so alttrauten, verschossenen Farben gemacht worden sind. Wie es beim Goethe steht, ist das eine Stilleben viel zufällig bunter aus allerhand Blumen zusammengesteckt; links sitzt ein Frosch und rechts ein Mäuschen. Vorne liegt ein Zweiglein reifgetrübter Pflaumen, das gar so frisch und lecker gemalt

ist, daß man von weitem an den großen französischen Maler Chardin denken kann. Das andere Stück, die Verbesserung zum vorigen, ist wirklich maßvoller und zurückhaltender, ‚kunstvoller‘ in der Anordnung und in der Farbenabstimmung. Dem alten Rat Goethe hat das erste, weil es frischer und lebhafter war, aber doch besser gefallen.

Weitere bildnerische Goetheana sind das danebenhängende Aquarell Edward von Steinles ‚Apotheose auf Goethes Tod‘ und das Porträt von Goethes Geliebte, Lili Schönemann, von ihrer Tochter Elise von Türckheim gezeichnet.

Auch in die Frankfurter Jugendzeit gehören dann zwei kleine Porträtzeichnungen in Bleistift von des jungen Goethe reinlicher, sorgfältiger Hand. Die eine ist das schon erwähnte Bildnis von Rat Schlossers Vater, Hieronymus Peter Schlosser, das andere ein Porträt des Physiognomikers Lavater, Goethes Freund. Eine weitere Zeichnung Goethes, in Tusche und Sepia, zeigt uns eine italienische Landschaft bei Sonnenuntergang in der leichten, lauen Art, wie sie Goethes Zeichenkunst stets eignet.

Mehr als Gezeichnetes besitzt aber das Stift Geschriebenes von Goethes Hand. Zunächst einen schönen Brief Goethes an Marianne von Willemer, dann Briefe Goethes an Rat Schlossers Eltern, Briefe der Eltern Goethes an Rat Schlossers Vater, Briefe August von Goethes an Rat Schlosser und des Kanzlers Müller an Rat Schlosser. Die hurtigen Briefe Goethes an Sophie von Laroche (1772—1775) befinden sich hier in Abschriften Friedrich Schlossers. Vor allem ist da aber ein Kleinod, der einzige, so herzliche, herrliche Brief Goethes aus Italien an seine Mutter, aus dem ich wenigstens diese beiden kurzen, glücksbetäubten Stellen anführen will: ‚Wie wohl mir's ist, daß sich so viele Träume und Wünsche meines Lebens auflösen, daß ich nun die Gegenstände in der Natur sehe, die ich von Jugend auf in Kupfer sah, und von denen ich den Vater so oft erzählen hörte, kann ich Ihnen nicht ausdrücken;‘ und dann den hohen Satz: ‚Ich werde als ein neuer Mensch zurückkommen und mir und meinen Freunden zu größerer Freude leben.‘ — Außer dem schon erwähnten, an Rat Schlossers Vater gerichteten Gedicht: ‚Du dem die Musen von den Aktenstöcken usw.‘ finden sich hier noch an Werken Goethes Verse aus dem ‚West-östlichen Divan‘, ferner ‚Künstlers Morgenlied‘ und zwei Sprüche. Daneben treffen wir aber noch auf viele Manuskripte aus dem Goethekreis. Ein paar Zeilen von dem Stürmer und Dränger Reinhold Lenz, Briefe von Goethes Jugendfreund J. H. Merck und von Caroline Herder; dann sowohl englische Verse von William Jerusalem, als ein kurzes Schreiben Charlotte Kestners, den Urbildern von Goethes Werther und Lotte; schließlich einen Brief von Frau von Stein und Goethes später Liebe Ulrike von Levetzow. Vor allem aber besitzt das Stift ein ganzes Päckchen Briefe von Goethes Suleika: Marianne Willemer. Sie ist, als putziges Großmütterchen, fast alljährlicher Gast auf dem Stifte gewesen. Und ihr Andenken lebt nicht nur in diesen Briefen aus den Jahren 1841, 1842, 1851, 1852 und 1856—1860 fort, auch

eine greise, melancholische Haarlocke und vor allem eine leicht hingesetzte Bleistiftzeichnung aus dem Jahre 1855 von der Hand Edward von Steinles rufen ihr Gedächtnis wach. Sie hat ein krauses Häubchen auf, aus dem lustige Ringellöckchen zu beiden Seiten der Stirn hervorquellen, und eine behagliche Bandschleife umfängt das noch immer füllige Kinn der munteren Greisin. Ihre Arme ruhen auf dem Teetisch vor ihr: so schaut sie behaglich mit fast schelmisch verzogenen Mundwinkeln aus den hellen, freundlichen Augen seitlich aus dem Bilde heraus. Man glaubt es gern, daß dieses aufgeräumte Mütterchen jeweils ein lieber Gast auf Stift Neuburg gewesen ist. Eine trauliche Schilderung von dem damaligen idyllischen Leben auf dem Stift gibt uns eine junge Bekannte und Begleiterin Marianne Willemers, Emilie Kellner, die öfter Augenzeugin dieses friedlich-freundlichen Treibens sein durfte (‚Goethe und das Urbild seiner Suleika', Leipzig 1876). ‚Früh morgens 7 Uhr rief das Läuten der Glocke die anwesenden Katholiken in die heilige Messe, welche in der kleinen, reizenden Hauskapelle abgehalten wurde. Hohe Bogenfenster mit prachtvoller Glasmalerei gingen nach dem Parke, und wenn die Zweige der großen, alten Bäume säuselnd durch die geöffneten Fenster herein winkten, die gefiederten Bewohner derselben ihren Gesang in der Morgenstille ertönen ließen, störte dies durchaus nicht die Andacht der Versammelten!

Nach der Messe wurde zum Frühstück geläutet. Man kam im möglichst netten Morgenneglígé zum gemeinsamen Frühstück in dem einfachen Eßzimmer zusammen. Auf dem runden Tisch lag eine rot und weiße Damastdecke, ein großes Brett mit blankem Messingkessel nebst Kaffeekanne und Tassen bezeichneten den Platz, den Frau Rat Schlosser einnahm, denn sie ließ sich ihr Recht als Hausfrau, den Kaffee selbst zu bereiten, nicht nehmen. Und wie vortrefflich verstand sie die Zubereitung desselben! Es war ein schönes Bild, die treffliche Frau bei dieser Beschäftigung zu sehen. Ich sehe sie vor mir im kleidsamen, einfachen Morgenüberrock, mit dem dick garnierten Tüllhäubchen, welches ihr liebes altes Gesicht umrahmte, und wie sie behend und zierlich ihre Gäste selbst bediente, die Tassen voll des köstlichen Mokkas goß, dann die Brosamen der Weißbrote zu kleinen Bröckchen zupfte für die vor den Fenstern schon unruhig herumfliegenden Tauben, welche, an diesen Tribut gewöhnt, ungeduldig wider die Fenster flatterten. Es war ein Eckzimmer, in dem gefrühstückt, überhaupt die Mahlzeiten eingenommen wurden. Zwei Fenster gingen nach dem Hofe, wo mitten auf dem großen mit hohen Bäumen bepflanzten Rasenplatz ein Taubenschlag stand. Der Blick weilte gerne auf dem stattlichen Tore mit seinen himmelhohen Pappelbäumen und dem Hofe, der stets belebt war durch Hühner, Pfauen, Welsche Enten, Hunde und sonstige Geschöpfe des Tierreichs. Durch die offene Glastüre, welche von der andern Seite nach der großen Terrasse zuging, sah man das wunderschöne Neckartal mit seinem grünen, rauschenden Fluß und die lieblichen Ufer, hinter welchen sich die hohen bewaldeten majestätischen Berge erhoben. Blumendüfte zogen herein, man hörte das Plät-

schern des Springbrunnens, oder vielmehr einer kleinen künstlichen Wasserglocke, worunter täglich ein frischer Blumenstrauß oder Kranz zur Zierde angebracht war, und unter traulich heiterm Geplauder, dazwischen mit dem Füttern der Tiere draußen beschäftigt, dehnte sich die Frühstücksstunde wohl bis gegen 10 Uhr aus. Dann nahm Frau Schlosser ihren Schlüsselkorb und verschwand, um das Räderwerk ihres Haushaltes in Bewegung zu setzen, — doch geschah dies stets unhörbar, und man bemerkte niemals eine geräuschvolle Tätigkeit. Die Gäste des Stifts gingen sämtlich ihrer Wege ungestört, Eins vom Andern, zogen sie sich entweder in ihre Gemächer zurück, begaben sich in den Garten oder in den nahen Wald. Zu Tisch rief die Glocke um 2 Uhr. Man versammelte sich meistens im Wohnzimmer und ging paarweise und in bester Toilette hinunter ins Eßzimmer. Der Kaffee wurde bei schönem Wetter in der Regel in der großen Laube auf der Terrasse eingenommen, und nachmittags unternahm man gewöhnlich einen größeren Spaziergang in die wunderschöne Umgegend oder den Wald! Der Philosophenweg, das Brunnenstübchen, die Engelswiese und vor allem das alte Schloß bei Heidelberg sind Orte, die sämtlich einen Zauber ausübten auf die Besucher, und die noch jetzt in der Erinnerung als reizende Punkte leuchten. . . . Abends 7 Uhr erklang abermals die Glocke und rief zum Thee ins große Wohnzimmer. Der Tisch stand vor dem Sopha, über demselben hingen lebensgroße Porträts in Öl, Herrn und Frau Schlosser in ihrer Jugend darstellend; wiederum saß Frau Rat an dem gewohnten Plätzchen, vor sich den summenden Theekessel! In der Mitte des Tisches ein Körbchen mit frischen Blumen. War dieser Akt vorüber, dann wurde vorgelesen, oder Spiele und allerlei Kurzweil unternommen, wenn nicht Musik die Unterhaltung bildete.

Die ausgebreitete Bekanntschaft Schlossers und ihre große Gastfreundschaft führten beständig neue Elemente ihrem geselligen Kreise zu, und daher war das Stift ein Sammelplatz der bedeutendsten Persönlichkeiten unseres Vaterlandes.‘

Die bewegliche, gewinnende Freundlichkeit des gelehrten, geistvollen Rat Schlosser und die fast entgegengesetzte, meist gemessen ernste, aber zartfühlend wohlwollende Art seiner gebildeten, auch dichterisch veranlagten Gattin sorgten jeweils für eine sinnvolle, angenehme Unterhaltung. Aber besonders die Anwesenheit von Mütterchen Willemer war wie ein leichter Schlüssel, der flugs aller Herzen aufschloß und sie übersprudeln ließ. „. . . Bei Gelegenheit von Frau von Willemers Anwesenheit wetteiferten die beiden alten Damen im Erzählen und Auftischen amüsanter Szenen und Geschichten. Wirklich allerliebst heitere Stunden waren es, wenn die beiden Freundinnen zusammen waren, und die Zuhörer hatten einen wahren Genuß im Beobachten dieser beiden so ganz verschiedenen Naturen. Zwei grellere Gegensätze als diese edlen Frauen kann man selten finden. Bei dem lieben Großmütterchen war alles Natur, sie war leichtlebig, voller Grazie und Beweglichkeit. Ihr unverwüstlicher Humor, ihre neckende, scherzende Art kon-

Overbeck von Cornelius/Cornelius von Overbeck gezeichnet



trastierte oft höchst komisch mit der gemessenen, ernsthaften Würde der Frau Rat Schlosser, die einer gewissen Schwerfälligkeit nicht entbehrte. Wenn Frau von Willemer in ihrem großen mimischen Talent Jemanden der Gesellschaft nachahmte und Frau Rat Schlosser mit ganz erschrockener Miene zusah, den Spaß nicht gleich verstand, aber dann, wenn sie endlich des Pudels Kern entdeckt, so herzlich anfing zu lachen, daß ihr schier der Atem ausging — das waren Szenen, deren harmlose Heiterkeit noch in der Erinnerung ein Lächeln heraufzaubern! . . .'

Von dreien solcher Besuche auf dem Stift berichtet Marianne auch an Goethe: 1828, dann im Jahre darauf, wo sie dort den Dichter Ludwig Tieck sah, und schließlich 1831 mit den Worten: ‚Nur so viel, daß ich mit Professor Creuzer bei Schlossers auf dem Stift Neuburg, wo ich wohnte, viel von Ihnen sprach, und daß Ihrer herzlich und liebevoll gedacht wurde.' Gar merkwürdig und rührend war aber jener letzte Besuch Mariannens im Spätjahr 1860. ‚Es war an einem herrlichen Herbsttag, an dem man den Sonnenschein und blauen Himmel doppelt schätzt, wegen der Ahnung des baldigen Scheidens,' als man vom Stift aus, unter Frau Rat Schlossers kundiger Führung einen Besuch der Heidelberger Schloßruine unternahm. Man muß es nun in Emilie Kellners Buch selber nachlesen, wie da noch einmal alles Liebesglück, welches Suleika-Mariannen vor 45 Jahren in dieser Stätte an des Dichters Seite geworden, in Schleiern der Wehmut und unter Tränen der Rührung in der Erinnerung der sinnend versunkenen Greisin aufsteigt, und sie schließlich zur jüngeren Freundin mit einer scheuen Feierlichkeit in die Worte ausbricht: „Ich feiere hier das Andenken an einen der schönsten Augenblicke meines Lebens. Sieh', hier auf dieser Stelle hat der große Dichter Goethe mich geküßt.' Wenige Tage nachher reiste die Freundin mit Großmütterchen nach Frankfurt zurück. ‚Merkwürdig war ihre damals ganz besondere Rührung bei dem Abschied von Frau Rat Schlosser und dem Stifte. Es war, als könne sie sich gar nicht trennen von der geliebten Freundin und dem ihr so teueren Orte! Sie zerfloß in Tränen und wir mußten sie zum Einsteigen in den harrenden Wagen noch wahrhaft nötigen. Als wir eben abgefahren waren, rief sie plötzlich dem Kutscher „Halt!" zu und sagte, sie habe eines ihrer Häubchen vergessen, dies müsse sie haben. Doch sich besinnend, winkte sie dem Kutscher, weiterzufahren und sagte mir: ‚Nein, ich will die Haube auf dem Stifte zurücklassen, zum Pfande, daß ich im November wiederkomme!' Dabei weinte sie immerfort, wie ein betrübtes Kind, und konnte ihrer eigentlich unmotivierten Rührung nicht Meister werden. Ob ihre Seele wohl eine Ahnung beschlich, daß sie zum letzten Mal auf dem von ihr so sehr geliebten Stifte gewesen? —

Es war am 6. Oktober, als wir zusammen heimreisten. Aus ihrem Besuche auf dem Stifte im November, wie sie gehofft, wurde nichts — zwei Monate später, am 6. Dezember 1860, wurde sie uns durch einen schnellen, schmerzlosen Tod entrissen. —'

Ein besonderes Gnadengeschenk Marianne Willemers ist ihr Silhouetten-

album, dessen Bildchen eine bedeutsame Zierde des Stiftes bilden. Da tauchen sie alle vor uns auf, als schwarze Schatten, vor allem die Helden des ‚Sturmes und Dranges'. Zunächst oben, wie ein Symbol, schwärmerisch aufrecht: Goethe und Lotte. Dann all die vielen: Leopold Wagner, Heinse, Jacobi, Leisewitz, Gellert, Claudius, Hölty, Wieland, Ramler, Jerusalem, Weiße, Klopstock, Lichtenberg, Bürger, Rabener, Zachariae usf.

Wie ganz und gar Goethes Geist nicht nur in den Räumen, auch in den innersten Herzen jener Menschen von Stift Neuburg wohnte, das bezeugen am hellsten die köstlichen Worte, die Schlosser nach des Dichters Tode am 2. Mai 1832 an Sulpiz Boisserée schrieb: ‚Von unserer Kindheit an hatte Goethes Gestirn mit immer gleichem Glanze über uns gestrahlt; Generationen waren neben ihm aufgeblüht und dahin gewelkt, manches schön aufstrebende Talent, manches reiche Gemüt hatte sich wenigstens in Perioden der Entwicklung an ihn gerankt und seine Einwirkungen aufgenommen — und wie manche der uns teuersten unter diesen deckt längst das Grab, während wir uns gewöhnt hatten, dem alten Heros gewissermaßen eine Art physischer Unsterblichkeit beizulegen. In ihm und dem im verflossenen Jahre geschiedenen Minister von Stein starben die beiden kräftigsten Heldennaturen, die mir im Leben begegnet.' Und selbst Frau Rat Schlosser pflegte noch in späteren Jahren jede gegen Goethe gerichtete Äußerung mit den Worten abzubrechen: ‚Sie haben Goethe nicht gekannt.'

Schlosser und die romantischen Dichter.

Wir haben es schon vorhin angedeutet, daß, neben der Freundschaft Goethes, Schlossers Übertritt zum Katholizismus die zweite Triebfeder war, welche seines inneren Lebens Ablauf im Gange hielt. Es war Ende des Jahres 1814 in Wien, wohin ihn seine Vaterstadt Frankfurt auf den Kongreß der Mächte als politischen Vertreter gesandt hatte, als Fritz Schlosser mit seiner Gattin den folgenschweren Schritt tat. Am Tage vor ihrer Abreise nach Wien, am 23. September, hatten sie noch mit Goethe, der bei ihnen in Frankfurt zu Gast war, unter einem Dach geweilt. Der Dichter innerlich in den frohsinnlichen Prächten und heidnischen Herrlichkeiten des Orients schwelgend, den er gerade damals in seinem ‚West-östlichen Divan' besang, während seiner Gastgeber Sinn und Seele in dumpfer Zerknirschung aufschluchzte nach dem lösenden, einhüllenden Mysterium des Kreuzes. Wie weit weg ihre Seelen voneinander weilten! In seinen biographischen Notizen bemerkt Schlosser zwar nur ganz kurz: ‚1814, Dezember 21., trat ich mit meiner Frau zur Kirche zurück. — December, 30. Unsere Firmung.' Aber in dieser Kürze steckt beileibe keine Flüchtigkeit, nur die gesättigte Festigkeit bittersten Ernstes, echtester Überzeugung. Um so größer erscheint es uns aber, daß sowohl Goethe wie Schlosser in ihren gegenseitigen Beziehungen keiner dem andern, nach diesem Schritt, irgend etwas nachtrug. Ungetrübt währte ihr treuherziges Verhältnis weiter. ‚Der Gläubigste ist

auch der Duldsamste,' war Friedrich Schlossers Lebenssatz. Erst recht sein nahes Verhältnis zu dem festen, eifrigen Protestanten Freiherrn von Stein, mit dem zusammen er 1819 für die Gründung der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde und das Zustandekommen der Monumenta Germaniae historica wirkte, beweist seine grandiose Toleranz. Allein es war ein schwerer Schritt, der gerade bei einer so heiter milden, still verständigen Natur, wie Friedrich Schlosser es war, manchen seltsam berühren mag und nach einer Erklärung suchen läßt. Zwei Jahre vorher hatte zwar der Schwarmgeist Christian Schlosser, der Bruder, gleichzeitig mit dem Schicksalsdramatiker Zacharias Werner in Rom denselben Schritt getan, 1813 der befreundete Maler Overbeck. Das waren Beispiele. Der Verkehr mit Klemens Brentano mag mitgewirkt haben. Vor allem trugen aber die drückenden Zeitverhältnisse dazu bei. Es war eine laute, donnernde Zeit, wo der eherne Schritt napoleonischer Kolonnen Europa durchdröhnte, wo Staatsgebilde und Fürsten wie Pappfiguren vom Atemhauch eines Einzigen umgeblasen wurden, wo man vor lauter Kanonendonner und Kriegsgeschrei seine eigene innere Stimme nicht mehr hörte. Wer da keine grobe Eisennatur war, der wurde leicht erdrückt von den schwerlastenden Zeitläuften. Friedrich Schlosser war einer jener Sanften und Stillen im Land, die dem Druck auszuweichen suchten und in dem tobenden Getriebe der Zeit ihre Seele nicht verlieren wollten. Er hätte, wie Goethe, seinen Geist in den süßen Herrlichkeiten des Orients erheitern und einlullen können, allein seine Natur — und die bleibt am Ende doch das Entscheidende — seine scheue, fromme Natur trieb ihn unter die warmen, schützenden Fittiche der katholischen Kirche.

In der katholisch-romantischen Richtung bewegt sich auch Schlossers dichterische, oder besser nachdichterische Produktion. Eine Reverenz an Goethe ist zwar sein polyglottischer Versuch, des Freundes bekanntes Gedicht ‚Freudvoll und leidvoll' in zwölf Sprachen zu übertragen, welches Büchlein er ‚Frau Geheimrätin Willemer huldigend zu Füßen gelegt' hat. Allein ganz in jener Art sind dann seine übrigen Werke. Zunächst die Neuausgaben heiliger Schriften: De imitatione Jesu Christi. Editio nova. Francof. 1823; dann ‚Bekenntnisse aus dem Leben der heiligen Theresia von Jesu'. Ins Deutsche übertragen. Frankfurt 1827; ‚Die Nachfolge des armen Lebens Christi von Johannes Tauler'. 1833; ‚Die Lieder des heiligen Franz von Assisi'. 1842 und vieles andere Kleinere. Dann seine Schrift: ‚Die morgenländische orthodoxe Kirche Rußlands und das europäische Abendland', 1845. Friedrich Schlossers Hauptwerk ist aber das zweibändige: ‚Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte', das nach Schlossers Tod, 1852, von seiner Witwe mit einem Vorwort von Beda Weber herausgegeben wurde. Es bringt Übersetzungen katholischer lateinischer Kirchenlieder vom 4. Jahrhundert ab, Überarbeitungen vorgefundener deutscher Lieder, Bearbeitungen lyrischer Stücke aus dem Alten und Neuen Testament. Schlosser vereinigt darin riesige Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der Hymnologie mit flüssigem,

gewandtem Sprachausdruck. Diesen muß man auch in dem ebenfalls nach seinem Tode von Sophie Schlosser herausgegebenen, geschwollenen Band: ‚Aus dem Nachlasse', 1856, wohl anerkennen.

Auch die Dichter und Literaten, die auf Stift Neuburg ständig ein- und ausgingen, waren von der katholisch-romantischen Richtung, sodaß Gutzkows böswillige Zunge von Stift Neuburg als einer ‚ultramontanen Gespensterburg' sprechen konnte. So verband Schlosser mit den beiden Grafen Stollberg enge Freundschaft, und der umfängliche Briefwechsel, welcher noch heut' auf dem Stifte lagert, dreht sich hauptsächlich um die feindliche Stellungnahme der Stollbergs zu dem klassizistischen Aufkläricht, dem Homerübersetzer und Heidelberger Professor Johann Heinrich Voß.

Neben Ludwig Tieck war Friedrich Schlegel ein Freund des Schlosserschen Hauses. Sein Bildnis, von der Hand der Gräfin S. de Custine 1816 in Frankfurt gemalt, ziert heute noch das Stift. Das Ölgemälde zeigt in glatter, zahmer Zeichnung und zurückhaltenden Farben das etwas aufgeschwemmte Gesicht Schlegels mit den kleinen Ohren und dem angegrauten, hereingekämmten Haar. Er schaut merkwürdig sinnend, fast brütend aus dem Bild heraus. — Seine Gattin, Dorothea Schlegel, war mit Frau Rat Schlosser gut befreundet, wovon ebenfalls ein dicker Stoß Briefe auf dem Stift Zeugnis gibt.

Aber auch der vielbewegte, vom Schicksal arg gequälte Klemens Brentano, dessen sinnlich-übersinnliche Dichtung in ihrer bohrenden Inbrunst und schwälenden Glut am tiefsten die katholisierenden Gefühle jener Tage ausspricht, war ein häufiger Stiftsbesucher. Eine Anekdote, welche noch heute in mündlicher Überlieferung auf dem Stifte fortlebt, legt Zeugnis ab für die bezwingende Macht der menschlichen Persönlichkeit Klemens Brentanos. Als man eines Abends im Goethesaal des Stiftes zum Gespräch versammelt war, sagte im Laufe der Unterhaltung Brentano plötzlich zu dem anwesenden Hausgeistlichen, der auch sonst noch Rat Schlossers Geschäfte zu führen hatte: ‚Gehen Sie in die äußere Mission, hier sind Sie doch nur Luxusgeistlicher!' Das nahm sich der Geistliche so zu Herzen, daß, als er am andern Morgen wiederkam, er fest entschlossen war, seinen Posten im Stifte aufzugeben und Brentanos Rat zu folgen. Klemens Brentanos Bildnis gibt uns eine Bleistiftzeichnung Edward von Steinles, die ihn darstellt, wie er im Schlosserschen Hause zu Frankfurt seine ‚Mehreren Wehmüller' vorliest. (Abgebildet im Steinle-Werk A. M. von Steinles, Abb. 432, und in A. v. Bernus und A. M. von Steinle: Klemens Brentano und Edward von Steinle.) Der Geiger, welcher den unteren Teil des Blattes einnimmt, ist der Fiedler aus dem vorgelesenen Märchen. Das 1841 entstandene Blatt hatte der Künstler Marianne von Willemer geschenkt; von dieser kam es an Frau Sophie Schlosser und so auf das Stift. Neben dieser Zeichnung hängt Klemens Brentanos gramvergrabene Totenmaske. —

Auch mit dem Schicksalsdramatiker Zacharias Werner liegt eine Korrespondenz Schlossers vor. Daß auch Justinus Kerner auf Stift

Neuburg vorsprach, davon redet einer seiner anwesenden Briefe vom 8. August 1853, wo er an Frau Schlosser schreibt, er wollte ‚in alter, fröhlicher Erinnerung hier einmal bey Ihnen . . . seyn . . . aber [er] fand sie nicht'. Auf einem, allerdings vom jetzigen Besitzer erst hinzuerworbenen Umriß-Porträt von Marie Kerners Hand macht er sich über seinen antikisch idealisierten und frisierten Kopf lustig in einem daruntergeschriebenen, unveröffentlichten neckischen Verse:

‚Das soll ich seyn, ich weiß es nicht,
Getroffen ist nicht mein Gesicht,
Getroffen aber ist der Rock
Des Körpers Haltung und der Stock.'

Um so ernster, mit mystischer Weltanschauung getränkt, sind die Verse von Kerners Seherin von Prevorst, die sich in Friederike Hauffes Originalhandschrift hier finden:

‚Dich Lebenskreis, dich werd ich wiederfinden,
Wenn ich durch alle Kreise bin,
Dann wird nicht fehlen auch das kleinste Pünktchen,
Das jetzt verloren ist nach meinem Sinn,
Dann wird es ganz mir helle werden,
Aus jenem Mittelpunkte steigt ein Licht,
Das wird erleuchten, ob auf Erden
Ich hab' erfüllet meine Pflicht.
Auch nicht das kleinste wird verschwinden,
Was eingetragen in den Kreis,
Und alle Zahl' und Zeichen wird man finden,
Die ich, jetzt noch so forschend, nimmer weiß.
Dieses wenige über meinen aufgezeichneten Lebens Ring
Rike Hauffe'.

Friedrich Graf von Schack, der Dichter und spätere Mäzenas, ist 1845 und 1847 der wiederholten Einladung der Schlosserschen Eheleute gefolgt und hat dem Stift seinen Besuch abgestattet. Er war ganz entzückt von der Freundlichkeit seiner Gastgeber. Er begeisterte sich für die anwesenden Kunstschätze, vor allem für Edward von Steinles ‚Märchenerzählerin'. Dann bewunderte er aber die wohlbestallte Bibliothek dieses ‚einfachen Bürgerlichen', die er in ihrer geschmackvollen und umsichtigen Auswahl den auf ihren Landsitzen hausenden Edelleuten als Muster empfahl. Durch diese Büchersammlung wurde der Graf zum Studium der Kirchenväter, wie Basilius, Synesius und Augustinus, angeregt, und er konnte sich nicht genug tun, ihre goldene Eloquenz zu bewundern.

Und nun Karoline von Günderode, das unglückliche Frankfurter Stiftsfräulein, das als Dichterin den Namen Tian und Jon führte. Von ihrem Liebestod zu Langenwinkel am Rhein, wo sie sich das von ihrem Geliebten, dem vorhin erwähnten Mythologen und Symboliker Creuzer, verschmähte, sehnsuchtskranke Herz durchbohrte, geben die Aufzeichnungen

Friedrich Schlossers, ein schmuckes, trauliches rotes Bändchen, diesen ganz schlichten Bericht: ‚Ende 1806. In diesen Sommer fällt der Anfang meiner Bekanntschaft mit dem Hause Brentano. Ging allein nach der Münsterer Saline. Kurz zuvor hatte ich Fräulein von Günderode im Leonhardischen Garten zum ersten und einzigen Mal gesehen und kennen gelernt. Fußgang bis Kastel bei Mainz. Auf der Rückkehr von der Saline über Rüdesheim, den Niederwald, Schloß Johannisberg kam ich nach Langenwinkel am Abende desselben Tages, an welchem Fräulein von Günderode war beerdigt worden.‘

In den Sammlungen des Stifts ist ein Brief Karolinens, wo sie schalkhaft von der Notwendigkeit der Frau im Leben des Mannes plaudert, und ein vom 18. August 1806 aus Frankfurt datiertes Schreiben Friedrich von Leonhardis, wo er sich nachdrücklichst danach erkundigt, ob, wie das Gerede geht, Creuzer wirklich an Günderodes Tod schuldig sei. Weiterhin ruht hier aber noch ein blaubleiches Heftchen, auf dem, wohl von Schlosserscher Hand, geschrieben steht: ‚Fragment eines unediert gebliebenen Werks von Tian (Karoline v. Günderode) 1806. Vier gedruckte Oktavbogen und Abschrift des Korrekturbogens des fünften Bogens. Der Druck ward nicht über den fünften Bogen fortgesetzt, — die bereits gedruckten Bogen wurden supprimiert. 1806.‘ Das Titelblatt fehlt, aber wir wissen, daß wir das nach längeren brieflichen Auseinandersetzungen mit Creuzer ‚Melete von Jon‘ betitelte Werk der Günderode vor uns haben. Diese ‚Melete‘ Karoline von Günderodes (die, wie sonst den Dichternamen Tian, hier Jon als Pseudonym annimmt) wäre uns überhaupt verloren gegangen, wenn nicht ein wunderbarer Zufall dieses Unikum nach Stift Neuburg verschlagen hätte. Wahrscheinlich hat Creuzer das Buch, dessen Drucklegung nach Günderodes jähem Tod eingestellt ward, seinem Freunde Friedrich Schlosser einstens geschenkt. Im Jahre 1906, anläßlich der hundertsten Wiederkehr des Todestages der Dichterin, hat Leopold Hirschberg das Büchlein in Berlin bei Max Harrwitz in 400 Exemplaren einem kleinen Kreise von Verehrern der Günderodeschen Poesie zugänglich gemacht. Es ist der Dichterin letztes Werk, und in ihm wirft ihr früher Tod seine Schatten schon voraus. Eine Stelle daraus in einem ‚Briefe an Eusebio‘ (= Creuzer), aus der all ihre bange, liebberauschte Todessehnsucht aufflackert, kann ich mir nicht versagen, anzurufen: „... Eins aber hat mir stets das innerste Gemüt schmerzlich angegriffen, es ist dies: daß hinter jedem Gipfel sich der Abhang verbirgt; dieser Gedanke macht mir die Freude bleich in ihrer frischesten Jugend, und mischt in all mein Leben eine unnennbare Wehmut; darum erfreut mich jeder Anfang mehr als das Vollendete, und nichts berührt mich so tief wie das Abendroth; mit ihm möcht' ich jeden Abend versinken in der gleichen Nacht, um nicht sein Verlöschen zu erleben. Glückliche! denen vergönnt ist, zu sterben in der Blüthe der Freude, die aufstehen dürfen vom Mahle des Lebens, ehe die Kerzen bleich werden und der Wein sparsamer perlt. Eusebio! wenn mir auch dereinst das freundliche Licht deines Lebens erlöschen sollte, o! dann nimm mich gütig mit, wie der göttliche Pollux den sterblichen Bruder, und laß

mich gemeinsam mit dir in den Orkus gehen und mit dir zu den unsterblichen Göttern, denn nicht möcht' ich leben ohne dich, der du meiner Gedanken und Empfindungen liebster Inhalt bist, um den sich alle Formen und Blüthen meines Seyns herumwinden, wie das labyrinthische Geäder um das Herz, das sie all' erfüllt und durchglüht.'

Auch von dem gleich unglücklichen Hölderlin schlummert da ein noch ungedrucktes Manuskript im Stiftsarchiv. Es ist ein Stück aus seiner Pindarbearbeitung, welches erst im Jahre 1806 entstanden ist und so ein merkwürdiges Denkmal dichterischer Lichtverklärung und des damals über den unseligen Dichter hereinsinkenden Wahnsinnsdunkels darstellt.

Joseph von Eichendorffs allbekanntes Lied ‚In einem kühlen Grunde' hängt im mageren Rähmlein als Originalhandschrift an der Wand.

Schlosser und die romantischen Maler.

In gleicher Freundschaft wie mit den Dichtern lebte Schlosser auch mit den Malern der katholisch-romantischen Schule, den sogenannten Nazarenern. Und eben diese Beziehungen vermittelten all die köstlichen Bilderschätze, welche den Hauptbestandteil der Sammlung auf Stift Neuburg ausmachen. Es war das ja damals jene goldene Zeit, wo man auf einmal anhub, rein aus dem Heiligen Geist heraus Bilder zu malen, eine Zeit, wo der Satz möglich war, den König Ludwig I. den Schaffenden zurief: ‚Große Künstler, weil ihr Christen seid!'

Ob Friedrich Schlosser an den mächtigsten und kernigsten der romantischen Maler, an Peter Cornelius, durch persönliche Bekanntschaft geknüpft war, steht dahin, sicherlich hat aber der Bruder, Christian Schlosser, in Rom bei den ‚Klosterbrüdern von St. Isidor' viel verkehrt. Jedenfalls befinden sich zwei große Bleistiftzeichnungen von der Hand des Cornelius, aus Schlosserschem Besitz, auf dem Stift. Die eine, die ums Jahr 1813 in Rom entstanden sein wird, stellt den ‚Abschied des Apostels Paulus von der Gemeinde zu Ephesus' dar (abgebildet in Christian Eckert: Peter Cornelius; Bielefeld und Leipzig 1906, S. 41). Es sind ja lauter antikisch hergerichtete Figuren, in scharfe, kalte Konturen eingesperrt. Aber dafür konnte der junge Künstler nichts, das war eben der gefrorene Zeitstil des Empire. Allein wie auf dem Bilde der Jüngling aus Ephesus den Apostel in stürmischer, inniger Leidenschaft umschlingt, als könnte er ihn nimmer verlieren, während Paulus, in gefaßtem Schmerz des gereiften Mannes, den Kopf zum Jüngling herabneigt und seine Rechte dem anderen Jüngling gelassen zum Abschiedskusse reicht, das konnte damals nur einer malen, der dort doch noch so junge, feurige Cornelius. Das andere ist ein Doppelwerk von Cornelius und Friedrich Overbeck. ‚Zur Erinnerung an unsern Freund C. F. Schloßer von F. Overbeck und P. Cornelius. Rom den 16. März 1815' steht rechts unten auf der Bleistiftzeichnung in nachgefahrener Schrift. Es ist also ein Geschenk der beiden Führer der deutschen romantischen Malerei an Rat Schlossers Bruder, den Schwarm-

geist Christian. Das Bild ist ein rechtes Symbol der Freundschaft: einer hat den andern gezeichnet. Links ist Overbeck von der Hand des Cornelius, rechts Cornelius von Overbecks Hand dargestellt. Daher kommt es, daß auf dem Bilde einer dem andern unwillkürlich etwas von seinem eigenen Wesen mitgegeben hat. So besitzt Cornelius, der männlichste Maler seiner Zeit, trotz seiner an sich strengen Züge, etwas mädchenhaft Scheues, träumerisch Versunkenes in dieser Auffassung, während Cornelius selber seinem Freund in die wallenden Haare, die edelstarke Nase, in die mächtigen Augenbogen, den sinnlich vollen Mund allen kräftigen Schwung seiner eigenen Seele hineingebändigt hat und aus den herrlich hellen Augen des Freundes sein eigenes Feuer strahlen läßt. So hat sich hier ein Freund im anderen dargestellt.

Weitere Werke Friedrich Overbecks, der ja wiederholt Schlossers Gast war, weilen nicht mehr auf dem Stift. Zwei Sepiazeichnungen, eine ‚Heilige Familie' und eine ‚Grablegung Christi', sowie eine reinliche, sanfte Bleistiftzeichnung ‚Auferweckung von Jairi Töchterlein' (alle drei abgebildet in den ‚Meisterwerken des Stifts Neuburg', Verlag F. Bruckmann in München 1880), die, aus Schlossers Besitz, noch 1880 auf dem Stifte sich befanden, sind durch Erbteilung an Verwandte des heutigen Stiftsherrn abgezweigt worden, wie manch andere Bilder auch noch. Diese drei anmutsvollen, innig leisen Werke Overbecks sind wohlgestellte Kompositionen, die ihre Abkunft vom florentinischen Raffael gut durchschimmern lassen.

Mehrmals Gast auf dem Stift war auch Philipp Veit. Wir sehen ihn auf einem Selbstporträt in Kohlezeichnung, das er um 1815 in Rom gemacht hat (abgebildet in den ‚Meisterwerken des Stifts Neuburg' Nr. 5). Der breitfrisierte Kopf eines Jünglings von einigen zwanzig Jahren blickt da, nach junger Künstler Art, unternehmend in die Welt. Ein anderes Werk von Veits Hand ist das Ölbildnis der Freifrau Marie von Bernus, einer nahen Verwandten Fritz Schlossers. Das 1838 entstandene Gemälde präsentiert rein malerisch-koloristisch die vorzüglichste Leistung aller auf dem Stift vorhandenen Bilder. Unter den Nazarenern galt die Farbe ja als etwas Sinnliches, Sündiges, und nur die reine Kontur sollte reiner Gesinnung Ausdruck sein. Daher sind die meisten Nazarener im Kolorit ihrer Bilder über ein bloßes Illuminieren eigentlich nicht hinausgekommen. Philipp Veit war fast der einzige unter ihnen, der nicht bloß mit dem Gemüt malte, sondern auch einen tüchtigen handwerklichen Schulsack und eine feine Malkultur zur Kunst mitbrachte. Wie er das knisternde Schimmern des weißen Atlaskleides und die zarten rosa-grünen Reflexe der damastgefütterten Innenseite der pelzbesetzten Sammetmantille herausgeholt hat, und wie er das Fleisch der Frau so blühend gemalt hat, das zeugt für das kultivierte Können Veits, das in dem kleinen anwesenden Entwurf zu seinem ‚Friedrich II.' im Kaisersaal zu Frankfurt allerdings wie plötzlich eingetrocknet erscheint. Es kam eben auch sehr auf die Aufgabe an, vor die sich diese Maler gestellt sahen. Ein monumentales Stilbild verlangt andere Mittel als ein

lebensfrisches Porträt. Die Zeichnung einer sinnigen, minnigen ‚Genoveva' mit einem schnurrigen Häslein im Eck, dem der Knabe versunken zuschaut (abgebildet im ‚Stiftsalbum' und in den ‚Meisterwerken des Stifts Neuburg') befindet sich heute nicht mehr im Besitze des Stifts.

Der Lieblingskünstler und Hausfreund Friedrich Schlossers war aber der andere Frankfurter: Edward von Steinle. Den umfangreichen, sehr warmherzigen Briefwechsel zwischen Steinle und der Familie Schlosser hat des Künstlers Sohn im ersten Bande von ‚Edward von Steinles Briefwechsel mit seinen Freunden' 1897 herausgegeben. Steinle hat die meisten Bilder auf dem Stift. Ihm hat Schlosser auch das abschließende Doppelfenster übertragen in der Kapelle, die er durch den Baurat Hübsch aus dem ehemaligen strengen Chor in einen polygonalen Zentralbau mit flauem Sterngewölbe hat umbauen lassen. Das Fenster Steinles, in der Mitte, stellt eine weiße ‚Verkündigung' dar. Die beiden engbrüstigen Fenster, rechts und links, sind aber aus lauter echten, mittelalterlichen Glasgemälden zusammengestückt. Mit ihren herben Linien und ihren herzhaften Farben von mystisch tief leuchtender, brünstiger Glut heißen sie Steinles dünnblütiges Stück ganz zurücktreten. An der rechten Wand der Kapelle hängt ein Tondo, die ‚Madonna del Campidoglio', welchen Steinle 1841 für den Senator Freiherrn Fr. v. Bernus (nicht für Schlosser) gemalt hat. Die geschlossene Dreieckskomposition, in einer Fläche angeordnet, die hochedlen Formen sowie die wohl und voll tönenden Farben lassen Raffaels Einfluß leicht erkennen. Doch ist es ein Bild von Haltung und Hehre. — (Die Kapelle ist geweiht, und jährlich zweimal hält hier der Geistliche von dem nahen Dorfe Ziegelhausen eine Seelenmesse für Friedrich Schlosser.) —

Weitere Werke Steinles sind dann die Kartons zu den in der Schack-Galerie befindlichen Gemälden: ‚Der Türmer' und ‚Der Fiedler', darüber zwei ‚Engel' ebenfalls in Kreide gezeichnet; dann das anmutige Triptychon ‚S. Margarita de Cortona', dessentwegen Schlosser diese Legende übersetzt und im Druck herausgegeben hat. Weiterhin eine Umrißzeichnung zu dem früher ebenfalls auf dem Stift befindlichen Ölgemälde ‚Die apokalyptischen Reiter'. Schließlich die vom jetzigen Stiftsherrn, Freiherrn Alexander v. Bernus erst hinzugefügte lavierte Zeichnung: ‚Die irdische und die himmlische Liebe', aus der ‚Liebesschmerz und Schmerzensliebe' wie Rosenbalsam betäubend träufelt. (All diese Bilder Steinles sind in dem umfassenden Werk: Edward von Steinle. Des Meisters Gesamtwerk in Abbildungen. Herausgegeben durch Alphons M. von Steinle; Kempten-München 1910 wiedergegeben.)

Julius Schnorr von Carolsfeld ist durch die Sepiazeichnung einer hoheitsvollen Madonna, der zwei Engelknaben zur Seite stehen, aus dem Jahre 1845 vertreten. Der schon 1812 verstorbene Nazarener Franz Pforr zeigt eine 1810 entstandene zartfeine Zeichnung, die man wie eine Vorahnung seines frühen Todes nehmen könnte: Zu einem mittelalterlichen Künstler, der an einer Gottesmutter malt, tritt plötzlich der Knochenmann

Tod und ruft ihn ab von dieser Welt. Die klapperige Rechte zeigt hinauf zu dem offenen Himmel, wo in der Glorie Christus mit Maria thront. Die Landschaft auf dem Bildchen ist ganz dürerisch vielfältig und kläubelnd gemacht. (Von seinem Vater Joh. Georg Pforr, dem ‚deutschen Wouverman' sieht man ein feinnerviges Pferde-Aquarell, des Künstlers letzte Arbeit.)

Noch stärker Dürers Einfluß zeigt Ferdinand Fellner. Von den beiden vorhandenen Federzeichnungen haben die ‚Landsknechte mit Pferden' den kernigen, struppigen Strich, wie ihn auch der ganz unter Dürers Einfluß stehende Cornelius der Faustillustrationen aufweist. Von gleich kräftigem Schlag, aber gewaltigerem Wuchs war Alfred Rethel, einer der stärksten Pfeiler deutscher Kunst im 19. Jahrhundert. Seine Bleistiftzeichnung ‚Konrad III. und der heilige Bernhard in der Stiftskirche zu Frankfurt a. M.' hat einen dramatisch bewegten Zug, der hinreißt.

Ein rechtes Gegenstück zu Rethel ist Johann von Schraudolph. Er klingt mit drei Stücken seiner linde säuselnden Zeichenkunst herein, wovon das eine, ein treffendes Gegenbild zum vorigen, den ‚heiligen Bernhard im Dome zu Speyer', behandelt. Von Joseph v. Führich besaß das Stift, wie das ‚Stiftsalbum' bezeugt, ehemals einen sanftseelischen ‚heiligen Franziskus von Assisi, der den Tieren des Waldes predigt.' Michael Wittmer, der sonst noch durch ein buntes Bardenbild und eine weitgespannte Landschaft vertreten ist, verdankt man die Nachbildung der sogenannten Kaiserdalmatika, deren byzantinisches Original sich in der Sakristei von St. Peter zu Rom befindet.

Ferdinand Beckers, des Steinle-Schülers, umfängliches, mehrteiliges Aquarellbild ‚Brüderlein und Schwesterlein' führt uns zur Landschaft hinüber. Es ist von einer fröhlichen Anmut der Figuren und einer versonnenen Waldromantik, die an Moritz von Schwind erinnert. (Dieser selber ist übrigens durch garnichts Landschaftliches vertreten, sondern durch einen fröhlichen fragmentarischen Freskenentwurf für den Römer zu Frankfurt.) Von dem Darmstädter August Lukas ist ein Aquarell da, welches in gebleichten Farben den ‚Erlkönig' behandelt.

Einem trefflichen Landschafter begegnen wir aber dann in dem Tiroler Joseph Anton Koch. Neben einem gobelinhaft aquarellierten ‚Wasserfall' sehen wir drei seiner kernigen, herrlichen Landschaftszeichnungen: eine weite, mannigfaltige Gegend aus den Sabiner- oder Albanerbergen und zwei Landschaften mit mythologischer Staffage, wovon die mit dem vom Adler entführten Ganymed, aus dem Jahr 1838 des Künstlers letzte Arbeit darstellt, über deren Vollendung er hinwegstarb. Nach dem ‚Stiftsalbum' besaß Friedrich Schlosser von J. A. Koch auch noch eine zupackende ‚Höllenszene zu Dantes Göttlicher Komödie' und ein Aquarell zu dem von Koch ja wiederholt ausgeführten Gemälde ‚Macbeth und die Hexen'.

Von Ferdinand Oliviers weicher Hand rührt das Landschaftsgemälde her: ‚An Wasserflüssen Babylons saßen wir und weinten, wenn

wir an Zion dachten'. Eine ganz wunderliche, romantische Landschaft von dem Heidelberger Daniel Fohr, wo Ritter in eine jenseits vom Flusse gelegene, mittelalterliche Stadt einziehen, dahinter sich schrullige Berge aufgipfeln, hängt daneben.

Ein anderer, sehr talentvoller Heidelberger Maler, Ernst Fries, ist dann recht reich vertreten. Von ihm stammen nicht nur die 1829 gezeichneten, sprechend lebendigen Bildnisse des Friedrich Schlosserschen Ehepaars, er hat auch, neben sonstigen anwesenden Landschaftsaquarellen, sechs reizende Ansichten vom Stift für lithographische Zwecke sorgfältiglich, liebevoll in Bleistift ausgeführt, von denen drei, in einem Rähmchen vereinigt, ausgestellt sind. Eine der Lithographien nach diesen Zeichnungen hat Schlosser damals dem greisen Goethe geschickt, welcher sich in seinem letzten Brief an Schlosser am 28. May 1830 mit diesen Worten dafür bedankte: ‚Es war wirklich, theuerster Herr und Freund, ein sehr glücklicher Gedanke: durch einen geschickten Künstler Ihre ernst-heitere Wohnung und die unschätzbare Gegend abbilden und vervielfältigen zu lassen; es kann uns nichts freudigeres und mehr ermunterndes begegnen, als wenn wir, zugleich mit guten und herzlichen Worten, auch ein vorzügliches Lokal erblicken, wo Sie behaglich verweilen, wo Sie an uns denken, von woher Sie Ihre Schreiben an uns richten. Es entsteht daraus eine gewisse Unmittelbarkeit des Zusammenseyns, welche höchst reizend ist.' — Und schließlich auch das kleine stille Ölgemälde von Stift Neuburg mit dem geschickten, traulichen Bildausschnitt und seinen graugrün gedämpften Tönen ist Ernst Fries zu verdanken. Von zwei rahmenden, pittoresken Felsen umfangen, träumt hinten, jenseits des Neckars, auf einen sanften Hügel gebettet, Stift Neuburg. Über der Gegend brütet ein dumpfer, wolkenverhangener Gewitterhimmel. Das macht, daß die geschwängerte Luft alles so trübe verhängt, und daß der sonst so muntere Neckar hier so müde und bleich aus seinem gewundenen Tal vorschleicht. Bloß zwei verwegene Sonnenstrählchen haben sich heimlich durch die drohenden Wolkenschieber hindurchgestohlen und huschen nun etwas gespenstisch fahl über das friedsam fromme Stift hin, als wollten sie es neckend aus seinem alten Schlafe schrecken.

* * *

Somit ist Friedrich Schlossers Walten in seiner eigentlichen Bedeutung für die damalige Zeit und noch mehr fast für uns: in seinem helfenden Wirken für das Geistesleben seiner Zeit vorübergezogen. Er war ein edler, biederer Mensch, dem äußere Ordnungsliebe und Säuberlichkeit ein Symbol seiner inneren Reinheit und genauen Pflichterfüllung waren. Das Ölgemälde von Karl von Stralendorff auf dem Stift zeigt ihn uns ja, wie er an einem Tische, auf dem seine Lieblinge, Bücher und fromme Miniaturen liegen, in aufrechter aber gelassener Haltung sitzt. Sein zartgefügter Kopf mit den gutmütig großen Ohren läßt uns auf seine schwächliche körperliche Konstitution überhaupt schließen. Aus den kleinen, hellen Augen glänzt

heitere Milde, und nur die zähen Falten um den gepreßten Mund geben Kunde von seinem ausdauernden Pflichtbewußtsein. Man sieht, es ist das kein draufgängerisch resolut handelnder Charakter, überhaupt keine schöpferische Natur, sondern in ihm wohnt ein geräuschloses, zartfühlendes Wesen. Darum konnte seine Bedeutung eben auch nicht in seiner aktiven Wirksamkeit als Beamter, Gelehrter und Dichter liegen, vielmehr in seiner rezeptiven Haltung, als Verehrer und hilfreicher Freund Goethes, dessen Wirken und Werken er in sich und andern einen fruchtbaren Boden bereitete, und als edler Mäzenas romantischer Dichtung und Kunst, wodurch er Stift Neuburg zu einem rechten romantischen Musenhof, einer Romantikerklause umgewandelt hat.

Die Nachfahren.

Für Erben solch geweihten Besitztums bedeutet das schon ihrem Leben Zweck und Erfüllung geben: in rechten Treuen, das ist mehrend, den überkommenen Schatz zu behüten und zu verwalten. In Ehrfurcht Aufrechterhalten und Stützen der kostbaren Überlieferung heißt in diesem Falle allein schon Charakter. Diesen Zug, treue Hüter des köstlichen Schatzes gewesen zu sein, kann man gottlob auch den Nachfahren Schlossers auf dem Stift bis auf den heutigen Tag wohl nachrühmen. Nach Friedrich Schlossers 1852 erfolgtem Tod blieb seine Witwe, Sophie Schlosser, Stiftsherrin auf Neuburg, bis auch sie 1865 aus dem Leben schied. Da das Schlossersche Ehepaar kinderlos geblieben, vererbte sich Neuburg auf den nahe verwandten Frankfurter Senator Franz Freiherrn von Bernus. Er war vor allem ein Freund des klassischen Altertums, und von seinen Reisen im Süden brachte er allerhand griechische und römische Vasen, Bronzen, Waffen, Münzen, sowie etruskische und ägyptische Altertümer mit. So hat er die Sammlungen auf Stift Neuburg, gewissermaßen nach der goethisch-griechischen Seite hin, ergänzt. Alexander Friedrich von Bernus, sein Sohn, dem er 1887 das Stift hinterließ, war ein frommer Mann, gleich seinem Vorfahren Friedrich Schlosser. Er suchte vor allem die Autographensammlung des Stifts, wenn auch ziemlich wahllos, zu vervollständigen. Sein Schwester- und Adoptivsohn Alexander Oskar von Bernus, der seit 1908 Stiftsherr ist, hat nicht nur die alte Tradition mit rein historisch-wissenschaftlichem Interesse langmütig weitergegängelt, er hat es versucht, wieder ein persönliches Verhältnis zu all dem zu gewinnen, was jenem Schöpfer dieser ganzen romantischen Welt aus Büchern und Bildern ebenfalls innerste Herzensangelegenheit war. Er hat den Staub einer bloß historisch-gelehrten Anteilnahme von den Dingen genommen und ihnen neues eigenes Leben entgegengebracht. Er spricht:

> ‚Dank daß wir solche Stätte überkamen!
> Wir aber, Andere in gleichem Rahmen,
> Erneuen und beleben das Vermächtnis.‘

Das macht, er ist, wie einst Rat Schlosser auch, ein Dichter, bloß daß er seinen Ahn' an Sinn für Satzfall und Wortmelodik weit übertrifft.

In richtiger Erkenntnis knüpft er an die lilienblassen, weihrauchtrunkenen Jünger und Erneuerer jener romantischen Bewegung vom Anfang des 19. Jahrhunderts, an die neuromantische, symbolistische Kunstströmung, die man in England mit Präraffaelismus umschreibt und die in Deutschland in Stephan George ihren stärksten Ausdruck findet. An diesen, der selbst auch öfter Stift Neuburg aufsucht, hat Alexander von Bernus, seinen eigenen Ton bewahrend, künstlerisch sich angeschlossen. So fand er auch den Weg zu dem von der Zeit verschütteten Herzen all der Schattengestalten aus seiner Väter Zeit, die sich ihm täglich entgegenstellen. — Wie sehr der jetzige Stiftsherr darum bemüht ist, die Sammlungen, die er seit Frühjahr nun auch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat, im gegebenen Sinne auszubauen, darauf hinzuweisen, habe ich ja in meinen vorstehenden Ausführungen einigemal Gelegenheit gehabt; dabei verdient auch festgestellt zu werden, daß er mit seinem kultivierten bibliophilen Sinn die gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts recht herabgekommene Schlossersche Bibliothek wieder vervollständigt hat. Doch vor allem ist es eben sein dichterischer Geist, der die Beziehungen des Erben zum Erben knüpft. Mögen die freien Übertragungen römischer Dichter dem Zuge des einen ‚Stiftpatrons', dem goethisch-heidnischen froher Sinnlichkeit folgen, das mit Alphons M. von Steinle herausgegebene Brentano-Steinle-Buch und erst recht seine Gedichtbücher ‚Maria im Rosenhag', ‚Hymnen an die Günderode' und der ‚Liebesgarten' sind Blüten, die der alteingesessene, vielhundertjährige Geist von Stift Neuburg getrieben hat. Und das an Stift Neuburg gerichtete Gedicht aus der ‚Maria im Rosenhag' mag zeugen, welchen Mächten der Stiftsherr sein teures Besitztum befiehlt:

Gepriesne, nimm Besitz von dieser Stätte,
Wo früh und spät dein Grüßen uns begegne,
Daß unser Tagwerk sich nicht selbst entsegne,
Wenn es mit einmal dich verloren hätte.

Sei Hort zugleich und Hüterin des Hügels,
Den du erhöhst — hier sieh ins Tal gewendet,
Wie des gewundnen Flusses Helle blendet,
Dort folge den Gefilden luftigen Flügels.

Und einmal eingekreist von eisiger Scholle
Errette uns den Frühling und das volle
Beglückte Nachgefühl von Sommerbränden.

Daß über diesen feiernden Geländen
Sich kein vergiftetes Gewölk entlade,
Sei um und unter uns, du Born der Gnade.

John Henry Kardinal Newman nach neuesten Dokumenten / Von A. Laros

„Cor ad cor loquitur."

Das gegenwärtige Geschlecht macht eine furchtbare Wandlung durch. Am Tage wird es ganz von dem Drange des Wirtschaftslebens, von der Reklame der Tagesmeinungen und Parteien in Anspruch genommen, und auch der Abend ist mit gesellschaftlichen Verpflichtungen und den Reizen des Genußlebens derart angefüllt, daß es sich seiner seelischen Lage kaum bewußt wird; aber in der Nacht, wenn der Lärm verstummt und der Mensch mit seiner Seele allein ist, dann erhebt sich in ihm eine Stimme, zunächst leise und flehend, dann immer dringender und unwiderstehlicher, daß er sie nicht mehr überhören kann, jene Stimme, die ihn einst aus dem Vaterhause Gottes hinausgetrieben hatte in die Welt der Wissenschaften und der Naturbeherrschung, um dort das wahre Leben und die Auswirkung aller Kräfte zu finden. Aber er hat sie nicht gefunden; indem er nach der Peripherie des Lebens strebte, hat er die Verbindung mit dem Zentrum verloren, und wenn er nun in den Stunden der Selbstbesinnung in sein Inneres sieht, dann erschrickt er über die Leere, und mit der Stimme der Enttäuschung wendet er sich an diejenigen, die ihn auf diesen Weg gewiesen haben: „O Maîtres, vous avez voulu nous abreuver de science; mais la science nous a trompés. Nous croyons nous connaître, et nous ne savons pas comment vivre. Vous avez voulu nous rendre plus sages; vous n' avez pas su nous rendre meilleurs . . ."*

Noch ehe die Lehrer der lebenden Generation vom Schauplatze abgetreten sind, haben sie diese Stimme der Enttäuschung gehört und ihren Widerhall im eigenen Innern wehmütig mit ins Grab genommen. Taine bedauerte es, seine Philosophie nicht in lateinischer Sprache geschrieben zu haben, weil sie zu viel Unheil anrichte, und als Renan sich am Abend seines ruhelosen Lebens niedersetzte, um sein Tagewerk zu überschauen, glaubte er in seinem Innern die Glocken seines versunkenen Glaubens zu vernehmen, die ihn auch jetzt noch nicht zur Ruhe kommen ließen: ‚Eine bekannte Sage der Bretagne erzählt von einer Stadt Is, die in grauer Vorzeit von den Wellen des Meeres fortgespült sei. Die Stelle, wo diese Stadt sich einst erhoben haben soll, wird noch jetzt an der Küste gezeigt, und die Fischer berichten gar merkwürdige Dinge von ihr. An stürmischen Tagen, so versichern sie, erblickt man im Wellengrund die Spitzen der Kirchtürme und an ruhigen hört man aus der Tiefe herauf die feierlichen Glocken, die den Tageshymnus läuten. — Mir ist es oft, als ruhte auf dem Grunde meines Herzens auch eine Stadt Is, wo nimmer müde Glocken die Gläubigen, die nicht mehr hören, zum heiligen Opfer rufen. Bisweilen halte ich den Atem an,

---

* Giraud: La philosophie religieuse de Pascal et la pensée contemporaine. Paris 1903, S. 5.

um jene zitternden Klänge zu vernehmen, die mir aus unendlichen Tiefen emporzusteigen scheinen gleich Stimmen aus einer andern Welt.'*

Auch weite, kirchlich gläubige Kreise sind von der religiösen Sehnsuchtswelle ergriffen worden, nicht um die Wahrheit zu suchen, sondern um die längst gefundene in sich und anderen zu verwirklichen. Der Unterschied von Ideal und Wirklichkeit im kirchlichen Leben ist das Problem ihres Denkens, nicht die Zahl der Sünder, sondern die Mittelmäßigkeit und Äußerlichkeit der sog. Gerechten. Gerade die Überzeugtesten empfinden die Gewissensfrage Newmans in sich wie einen schweren Vorwurf, worin sich das Leben der heutigen Christen von dem der Nichtchristen unterscheide, was sie um ihres Glaubens willen tun, das sie ohne den Glauben nicht täten**. Miß Wilfrid Ward hat in ihrem Roman ,One poor scruple' ein in Licht und Schatten fein temperiertes Bild des praktischen religiösen Lebens in England entworfen, das auch auf andere Länder zutrifft; sie schildert z. B. eine Szene unter den Sonntagskirchengängern und fragt, wie viele von denen, die dort stehen, knien oder sitzen, aus tiefem religiösen Bedürfnis, aus der Sehnsucht nach Gottesnähe gekommen sind, um mit Moses auf den Berg des Herrn zu steigen und Zwiesprache mit ihrem Gott zu halten! — Und über dem Splitter im Auge des Nächsten wird von solchen Kritikern der Balken im eigenen Auge nicht übersehen. Es sind in den letzten Jahren erschütternde Selbstanklagen veröffentlicht worden; darin kämpfen Seelen den Gotteskampf um Glauben und Heiligkeit, und das weiteste Interesse sowohl in kirchlichen wie außerkirchlichen Kreisen wird ihnen dabei zuteil. ,Christians are the only bible which the men of the world read to day' (Wescott); aber sie sind auch die Bibel der Gläubigen. Leben entzündet sich nur an Leben, und die Religiosität nur an der lebendigen religiösen Psyche. Darum geht das Streben des modernen Menschen nach starken und tiefen Persönlichkeiten, die das religiöse Ideal in sich verkörpern, nach r e l i g i ö s e n S e e l e n, die sich entweder aus dem Dunkel der Fragen und Zweifel zu einem Christentum der geistigen Verklärung durchgerungen haben, oder, von den Schatten der Leidenschaften nicht berührt, den Lichtweg der Reinheit und werktätigen Nächstenliebe wandeln. Nicht nur Belehrung über Religion, sondern Religion selbst, nicht bloß religiöses Wissen, sondern vor allem religiöses Leben, das Leben des Neuen Testamentes, das über alle Äußerlichkeit, die nun einmal eine der größten Gefahren des Kirchentums ist, zu der Innerlichkeit des religiösen Ernstes drängt und in Nikodemusstunden seinem Erlöser p e r s ö n l i c h nahe zu kommen sucht: Das ist die Sehnsucht aller religiös gesinnten Menschen; daher auch das lebhafte, nicht nur psychologische Interesse, das Männer wie der hl. Franz von Assisi, Franz von Sales, Bernardin von Siena, und Frauen wie die hl. Elisabeth, Bri-

* Renan: Souvenirs d'enfance et de jeunesse, Paris 1883, Vorwort.

** Vgl. bes. die Predigt: ,Wagnisse des Glaubens': Ausgewählte Predigten von Joh. Heinrich Kard. Newman, übers. v. Guido Maria Dreves, Kempten 1907.

gitta, Katharina von Siena u. a. weit über den Kreis ihrer Konfessionsgenossen hinaus gefunden haben.

Der Zeitpunkt, um eine Geschichte der religiösen Psyche in ihren verschiedenen Auswirkungen vorzulegen, oder die Entwicklung der Heiligkeit und des Gebetslebens durch die Jahrhunderte zu verfolgen, ist noch nicht gekommen; die ersten tastenden Vorarbeiten zu diesem fernen Werke beginnen erst, besonders in Frankreich, gemacht zu werden*. Vorerst kann es sich nur darum handeln, einzelne Typen oder Zeitabschnitte zu untersuchen, die das Problem nach einer individuellen Seite hin offenbaren, aber durch ihre überragende Größe eine überzeitliche Lösung andeuten.

1.

Die religiösen Bewegungen des 19. Jahrhunderts haben auf dem europäischen Kontinent keine auszuweisen, die mit der Oxfordbewegung und der daran anknüpfenden Wiedergeburt des religiösen Lebens in England, des anglikanischen wie des katholischen, entfernt verglichen werden könnte. Newman hat sie in einer berühmt gewordenen Predigt den ‚zweiten Frühling' genannt und in Worten geschildert, die kein Geringerer als Macaulay, obwohl auf anderm Standpunkt stehend, wegen ihres ‚königlichen Englisch' auswendig herzusagen pflegte. Wenn wir dürre Tatsachen für die lebendige Kraft nehmen wollen, die sie hervorgetrieben, aber nur zum geringsten Teil in ihnen zum Ausdruck gekommen ist, dann muß vor allem auf den vollständigen Umschwung hingewiesen werden, den die kirchlichen Formen des Christentums seit dieser Zeit erfahren haben; dieser Umschwung ist aber in der Hochkirche vielleicht noch höher anzuschlagen als im Katholizismus. Es ist zu allen Zeiten viel schwerer gewesen, aus dem sichern Besitz einer fetten Pfründe oder aus den wohlgeordneten, aber ausgetretenen Bahnen eines verweltlichten Kirchentums heraus sich zu der Idee eines geistigen Gottesreiches aufzuschwingen, dessen Weg über Golgatha führt, als wenn dieser Weg schon durch die Not der Verhältnisse vorbereitet ist.

Was die Hochkirche betrifft, so braucht man nur an das Wort Newmans zu erinnern, daß sie ‚eine Kirche von Gentlemen für Gentlemen' gewesen sei, die jede Fühlung mit dem Volke verloren habe und es ruhig der sozialistischen Ernte entgegenreifen lasse, und an das andere, daß man ihrem Klerus nichts besseres als den Verlust seiner Güter und die Krone des Martyriums wünschen könne, um sich in etwa ein Bild von ihrem Stand im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zu machen. Wakeman erzählt, daß die clergymen sich vor allem aus bessern Familien rekrutierten und in ihrem täglichen Leben sich in nichts von den squires, ihren Nachbarn, unterschieden, daß sie wochenlang auf die Jagd gingen, den Sport pflegten

* Vielleicht bietet sich bald Gelegenheit, den Lesern dieser Zeitschrift von den Werken Strowskis zu erzählen: Histoire du sentiment religieux en France au XVII siècle I. S. François Sales 1. Bd. II. Pascal et son temps III. Fénélon 2 Bd. Paris 1906—1912.

Philipp Veit/Freifrau Maria von Bernus



und auf ihre Trinkfestigkeit pochten, wenn sie sich nicht, wie es vielfach geschah, der Trunkenheit ergaben*. Die Stellen ließen sie durch arme curates versehen, von denen Georges Eliot in ihrem Amos Barton einen Typus gezeichnet hat. Auch von dem bessern Teil des Klerus muß Church, der ihn sonst in Schutz nimmt, gestehen: ‚Er wachte eifersüchtig über seine Rechte und Privilegien, erfreute sich reicher Pfründen, war mäßig, vernünftig, komfortabel, philanthropisch, tolerant, wohltätig. Alles das war gut, selbst bewundernswert, — das Leben des Neuen Testamentes war es nicht. Die anglikanische Kirche hatte die Religion für die Zivilisation, das erste für das 19. Jahrhundert, den Geist des Evangeliums für eine Nachbildung desselben durch Paley oder Mr. Simeon eingetauscht und schien seiner Aufgabe untreu geworden. . . . Der Prophet hatte aufgehört, zu rügen, zu warnen, zu leiden.'**

Aber am Ende des zweiten Drittels, so berichtet derselbe Church, wächst aus dem Volke das Bedürfnis heraus, nicht nur, wie es im Prayer-Book vorgeschrieben war, wieder jeden Sonntag, sondern auch in der Woche Gottesdienst einzurichten, Katechese zu halten, caritative Tätigkeit zu üben, kurz eine geistige Erneuerung einzuleiten, die das Angesicht der Staatskirche erneuert hat. Eine ungewöhnliche Kraft mußte über die eisigen Gemüter gekommen sein, wie eine Frühlingssonne über die Winterflur, um diese Auferstehung des religiösen Lebens zu bewirken. Heute, wo die Wasser sich gesammelt haben, sehen wir sie in der Form des Ritualismus wie einen breiten Strom durch ganz England fließen, der, zeitweise eingedämmt und gestaut***, sich siegreich seinen Weg gebahnt und auch der Hochkirche sein befruchtendes Element mitgeteilt hat.

Der Katholizismus befand sich am Anfang des Jahrhunderts in der Lage der alten Kirche, als die Gläubigen sich wie eine lucifuga gens in die Winkel und Gassen der Städte verkrochen und in Dachstuben und Kellern eine kümmerliche Wohnung fanden. Newman hat die Lage aus eigener Anschauung in der erwähnten Predigt geschildert. ‚Es war nicht mehr die Rede von der katholischen Kirche, als ob es eine solche noch in England gäbe, nicht einmal mehr von einer katholischen Gemeinde; nur wenige Anhänger der alten Religion sah man schweigsam und harmvoll umherschleichen wie Schatten eines vorzeitlichen Geschlechtes; . . . nichts als eine Handvoll vereinzelter Geschöpfe, die gleich den Findlingen und Versteinerungen von der großen Flut her zu zählen waren. . . . Hier ein Häuflein armer Irländer, die zur Zeit der Ernte kommen und gehen oder auch in einem elenden Winkel

* An Introduction of the history of the Church of England: ‚It would not be difficult to find districts of England and Wales, where drunkeness was very common among the clergy.' S. 459.

** Guardian, 16. Aug. 1890. Vgl. Blennerhassett: Deutsche Rundschau 1890/91, Nr. 8, S. 101.

*** Vgl. die ausführlichen Mitteilungen Zurburgs in dem trefflichen Aufsatz: ‚Die Religion im Leben der Königin Viktoria'; Hochland VIII. Jahrg. (1910/11) 1. Bd. S. 618 f.

der ungeheuren Weltstadt sich eingenistet haben; dort vielleicht eine ältliche Person, die man ernst und einsam, in fremdartiger, aber doch edler Haltung durch die Straßen wandeln sah, wie man sagt, aus guter Familie und — „römisch-katholisch". Ein Haus von alter Bauart und düsterm Aussehen, von Eibenbäumen umschattet, von hohen Mauern umgeben und mit einem eisernen Tore verschlossen, — es ging die Sage, daß dort „römische Katholiken" wohnten. Wer sie aber waren, was sie taten, aus welchem Grunde man sie „römisch-katholisch" nannte, das wußte kein Mensch zu sagen; schon der Name hatte einen üblen Klang und deutete auf Formelwesen und Aberglauben hin. Und schlenderten wir dann als Knaben, vielleicht neugierig, nach allen Seiten uns umschauend, durch die große Stadt, so gelangten wir wohl heute einmal an eine Kapelle der mährischen Brudergemeinde oder an einen Betsaal der Quäker, und morgen an eine „römisch-katholische" Kapelle; aber es war da nichts zu erkunden, als daß da Lichter brannten und weißgekleidete Knaben Weihrauchfässer schwangen. Was das zu bedeuten habe, das ließ sich nur aus Büchern lernen, aus protestantischen Geschichtsbüchern und Predigten; die wußten aber nichts Gutes davon zu sagen. . . . Endlich wurden sie so schwach und verächtlich, daß die Geringschätzung in Mitleid umschlug, und daß in den Großmütigen unter ihren Bedrängern sich wirklich der Wunsch regte, ihnen einige Gnaden zuwenden zu können, in der Voraussetzung, daß ihre Anschauungen doch gar zu widersinnig seien, um sich weiter ausbreiten zu können, und daß sie sich selbst ihres Eigensinnes schämen und bald entledigen würden, wenn sie sich in der bürgerlichen Gesellschaft halten wollten. Und so begann man denn aus lauter Mitleid unsere Lehren der protestantischen Welt erst recht verächtlich zu machen, damit der Blödsinn die Gegner zum Erbarmen stimme.'*

Und ein halbes Jahrhundert später zählte dieselbe Kirche nicht weniger als $1^1/_2$ Millionen Anhänger, allein in England; statt der vier apostolischen Vikare zwei Kardinäle, ein Erzbischof, 16 Bischöfe, 3000 Priester; jeder Monat bringt mehr als 600 Konversionen, besonders aus den oberen Ständen, und es gibt kaum eine bedeutende Familie, die nicht eines oder mehrere ihrer Glieder dazu gestellt hätte; Manning, dessen Vorgänger noch bei seiner Kreierung auf öffentlicher Straße in effigie verbrannt worden war, hat in der Rangordnung des Hofes seinen Platz unmittelbar hinter dem Prinzen von Wales, vor dem Marquis von Salisbury, und noch in aller Erinnerung sind die großen Unionsbestrebungen unter Führung des Lord Halifax, als der berühmte Brief Leos XIII. ‚Ad Anglos' mit heller Begeisterung aufgenommen wurde, und der Erzbischof von Canterbury öffentliche Gebete für ein glückliches Gelingen der Vereinigung mit der römischen Kirche anordnete.

Es ist klar, daß solche geistigen Strömungen nicht von **einem** Manne

* ‚Der zweite Frühling', gespr. auf der 1. Prov.-Syn. der Kirchenprov. Westminster zu Oscott am 13. Juli 1851 (Vorträge u. Reden, übers. v. Schündelen, Köln 1806).

aus dem Boden gestampft werden können; sie müssen in der allgemeinen, seelischen Entwicklung der Zeit liegen und durch das Seherwort eines Führers dem Volksganzen zum Bewußtsein gebracht werden.

Als erster dieser Faktoren ist die religiöse Erweckung durch den Methodismus zu nennen, jene Bewegung, die trotz ihrer bizarren dogmatischen Anschauungen und ihrer derben Mittel zur Aufpeitschung der Massen, an denen sie übrigens bald wieder abgeflaut ist, doch in mehr als einem Punkte an die franziskanische Reformbewegung des 13. Jahrhunderts erinnert und auch eine ähnliche Anhängerschaft unter dem arbeitenden Volke gewann; vielleicht war dies der einzige Weg, die Massen wieder religiös zu interessieren. Auch im Klerus fand die Bewegung Sympathien und schuf sich in seinen Reihen eine Art Organisation unter dem Namen der ‚evangelikalen' Partei, deren theologische Wortführer Thomas Scott, John Newton, Romaine, Millner waren. Was Newman ihnen verdankt, hat er in seiner „Apologia" erzählt; aber es ist sicher, daß sie überhaupt auf die geistig regsamen Gemüter auch außerhalb des Klerus einen ähnlichen Eindruck gemacht haben; im Volksmunde wie in der Presse hieß sie nur ‚die religiöse Partei' oder ‚die Partei der Heiligen'.

In den oberen Schichten der Bevölkerung wirkte vor allem der religiöse Unterton der Romantik, die, von Frankreich und Deutschland herkommend, in der Philosophie eines Coleridge, in den Dichtungen eines Wordsworth und Southey und besonders in der historischen Romankunst Walter Scotts ihren spezifisch englischen Ausdruck fand. Mehr als man anzunehmen gewohnt ist, hat die dichterische Erweckung einer großen, glaubensstarken Zeit der religiösen Bewegung den Boden bereitet. Das Ideal des Mittelalters, das der Verfasser des ‚Ivanhoe' und des ‚Kloster' in der prächtigen, von immergrünem Efeu umrankten Ruine von Melrose, dicht neben seinem Landsitz, symbolisiert sah, ging unbewußt in seine Leser über und weckte in ihnen eine unbestimmte, romantische Sehnsucht, mit der dann die Traktarianer ihre ‚Romfahrt' angetreten haben. Dazu kam durch die Vermittlung James Burton Robertsons die scharfgeschliffene Wissenschaft Möhlers, dessen Symbolik einen vielleicht noch nachhaltigeren Einfluß in England ausgeübt hat als bei uns; Friedr. v. Schlegels grandioser Durchblick durch die Weltgeschichte, der die Religion als Sinn und Ziel der Menschheitsentwicklung aufzeigte; die Dichtung unseres wenig bekannten Novalis, der, von einer tiefen, persönlichen Verehrung für Jesus Christus durchdrungen, dem durch die Revolution zermürbten Europa die Ideen einer religiösen Auferstehung als der einzigen Erlösung vorhielt und klar und wuchtig den Satz aufstellte, dem wir in hundert Variationen bei den späteren Schriftstellern, auch in England, begegnen: ‚Nur die Religion kann Europa wieder auferwecken, die Völker versöhnen und die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes, friedenstiftendes Amt installieren.'

Diese und andere Mächte haben die psychologischen Voraussetzungen geschaffen, an die eine religiöse Bewegung anknüpfen konnte. Zunächst sind

die Führer für sie gereift, und zwar, was in der Geistesgeschichte nicht allzuhäufig vorkommt, an einer Schule. Newman pflegte zwar zu sagen: ‚Lebensvolle Bewegungen gehen nicht von Komitees aus, und hohe Gedanken werden nicht durch Briefwechsel hervorgerufen, auch nicht nach Herabsetzung des Portos,' er hat sich immer gegen das Organisations- und Schulmäßige in Sachen der Religion skeptisch verhalten; aber auch nur das Oxford jener Tage, das bis zur Reformbill von 1854 noch ganz den religiösen Charakter seines Stifters aus katholischen Zeiten bewahrt hatte und nicht nur eine Heimstätte der gelehrten Arbeit, sondern auch, allerdings nicht immer mit großem Erfolg, ein Stadion der Charakterbildung und Erziehung sein wollte, konnte zum Ausgangspunkt der Bewegung werden. — Hier bildete sich ein Freundeskreis, dessen Hauptnamen Keble, Pusey, Hurrell Froude, Isaak Williams, Robert Wilberforce, Hugh Rose, William Palmer u. a. waren. Von verschiedenem Alter, verschiedenen Anlagen und Neigungen, fanden sie sich alle in der einen Idee der religiösen Verinnerlichung zusammen. Jeder von ihnen hat in seiner Weise tief auf die religiöse Entwicklung Englands eingewirkt, und nur ihrem Zusammenwirken mit mehr als einem Dutzend ähnlich gerichteter Geister war es möglich, eine religiöse Bewegung von der Breite und Tiefe, wie sie oben skizziert wurde, in die Wege zu leiten. Aber der beherrschende Geist, der fast alle ihre Vorzüge in sich vereinigte und von allen als die leitende Hand betrachtet wurde, die ihre vereinten Kräfte zum Siege führen sollte, — war Newman. Er hat, wenn man die vorbereitenden, begleitenden und folgenden Einflüsse mit in Rechnung zieht, nach Churchs Wort sowohl die anglikanische als die katholische Kirche in ihrer jetzigen Gestalt geschaffen: Das ist seine historische Bedeutung. ‚Auf die Frage, welcher geistige Einfluß auf die religiöse Kultur innerhalb der angelsächsischen Welt von der Mitte und bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts am mächtigsten und nachhaltigsten gewesen sei, ist die Antwort nicht zweifelhaft. Das Geschlecht, dem Byron und Shelley das Wiegenlied gesungen, für das Coleridge philosophiert, Sir Walter Scott eine untergegangene Welt wieder entdeckt, Carlyle und Darwin eine veränderte Naturanschauung aufgestellt haben, nennt den Namen John Henry Newmans als desjenigen, der am tiefsten auf die Gemüter gewirkt und die Geister am stärksten bewegt hat. . . . Bis zum letzten Tage eines neunzigjährigen Lebens war dieser Einfluß ein ausschließlich religiöser, aber ausgeübt von einem Manne, der auf geistigem Gebiet und in der Literatur von erstem Range war.'*

Aber darüber hinaus hat er noch eine allgemeine, überzeitliche Bedeutung, die bisher nicht genügend beachtet worden ist. So eng er mit der Oxfordbewegung auch verwachsen war und ihre belebende Seele bildete, — er ist nicht darin aufgegangen. Die Freunde erzählen, daß sein ungeheurer Einfluß in erster Linie auf den Zauber seiner Persönlichkeit

* Blennerhassett: Newman, S. 1—2.

zurückging, der alle festgehalten habe, die in seinen Bannkreis traten; aber sie erzählen auch, daß er sich nie und nirgends ganz hingegeben habe. Schon die Veröffentlichung seiner Briefe und Tagebücher durch Anne Mozley* hat gezeigt, daß er auch unter anderen Verhältnissen ähnlich geworden und selbst ohne Konversion und ohne Oxfordbewegung im Grunde derselbe geblieben wäre. Der historische Hintergrund ist notwendig, um seine Entwicklung zu verstehen und das Charakterbild zu fassen, das darin zur Auswirkung gekommen ist; aber je mehr wir uns zeitlich davon entfernen, desto klarer zeigt es sich, daß dies nicht die einzig mögliche Auswirkung gewesen ist; er wächst, wie die Bergriesen der Alpenwelt, aus seiner kleinen Umgebung heraus zu einem religiösen Typus eigener Art, der so lange die Geister fesseln wird, als der Gotteskampf um Seele und Seligkeit gekämpft werden muß.

Für uns kommt noch die aktuelle Bedeutung hinzu, daß er mit Problemen gerungen hat, die erst in unserer Zeit zur Entwicklung gekommen sind, und deren Beantwortung durch ihn gerade jetzt das größte Interesse beanspruchen darf. Dies ist vor allem der Gesichtspunkt, in den die neue, lang erwartete und als abschließend bezeichnete Newman-Biographie von Wilfrid Ward eingestellt ist**. Das Oratorium hatte bisher in überängstlicher Weise, vielleicht durch das Beispiel Purcells gewarnt, die geheimen Papiere, Briefe und Tagebücher aus der katholischen Zeit, der Veröffentlichung entzogen, so daß uns die anglikanische Periode seines Innenlebens besser bekannt war als die katholische; und doch mußte gerade dieser Teil, seine Stellung zu den Fragen, welche die Katholiken weit über Englands Grenzen hinaus noch heute entzweien, und die Art und Weise, wie er sich mit den schweren Verdächtigungen, die ihn 30 Jahre verfolgten, innerlich abgefunden und sie zu seiner inneren Heiligung benutzt hat, am meisten interessieren. Die Hüter des Nachlasses haben endlich dem Drängen der Newmanfreunde nachgegeben und alle Papiere dem anerkannten Geschichtschreiber der Oxfordbewegung und dem ausgezeichneten Biographen Wisemans zur Bearbeitung anvertraut.

Wilfrid Ward ist in Deutschland besonders durch seine ‚Problems and Persons‘ (London 1903) bekannt geworden, in denen er, mit Berufung auf Newman, den Entwicklungsgedanken in Kirche und Dogma in einem Sinne vertritt, der zwar von der Ansicht Loisys und Tyrrells erheblich abweicht, aber auch bei fortschrittlich gesinnten Theologen scharfen Widerspruch gefunden hat. Er steht also auf dem gerade entgegengesetzten Standpunkte seines Vaters, der zwar anfänglich ein glühender Verehrer Newmans, gesagt hatte: ‚Mein Kredo ist sehr einfach: Credo in Newmanum‘,

---

* Letters and Correspondence of I. H. N. during his Life in the English Church, 2 Bde., London 1891.

** The Life of John Henry Cardinal Newman, 2 Bde. (654 S. und 627 S.) London, Longmans, 1912 (geb. 36 M.).

später aber sein erbittertster Gegner geworden ist und im Einverständnis mit Manning ihn beim Hl. Stuhle als den gefährlichsten Mann in England denunziert hat. Die Geschichte kennt nicht viele Beispiele solch diametraler Gegensätze zwischen Vater und Sohn; aber vielleicht war Wilfrid Ward gerade durch die enge Vertrautheit mit beiden Richtungen besonders geeignet, den schwierigsten Teil einer Newmanbiographie zu liefern.

2.

Ward geht über die anglikanische Periode rasch hinweg, augenscheinlich, weil er darüber kein neues Material beizubringen hat; insbesondere erwähnt er mit keinem Worte ein Ereignis aus der frühesten Jugend, das wohl das wichtigste in Newmans Leben ist und die ganze spätere Entwicklung verständlich macht. Es ist nicht richtig, mit einer sich allmählich bildenden Newmanlegende die Konversion für den entscheidenden Schritt zu halten, der sein Leben in zwei gleiche Teile zerlegt und ihm endgültig eine feste Richtung gegeben habe. Newman war derselbe vor und nach der Konversion: Wie seine anglikanischen Anschauungen über Kirche und Sakramente nach dem Katholizismus hinweisen und trotz seines Widerstrebens dort endigen mußten*, so sind auch seine katholischen Überzeugungen über Kirche und Kultur, über Glaubensbegründung und Dogmenentwicklung schon in der anglikanischen Periode angebahnt. Der Übertritt mit den voraufgehenden, jahrelangen Seelenkämpfen ist nur die Folge einer innern Geistesrichtung, die er im zweiten Jahrzehnt seines Lebens in begnadeter Stunde erhalten hat, und der Reiz seiner religiösen Psyche liegt in der Eigenart, wie er in beständigem Ringen diese Erkenntnis festgehalten und in sich verwirklicht hat. Eine Charakteristik Newmans wird also diesen Punkt besonders hervorheben müssen. Church hat, vielleicht unbewußt, vor 20 Jahren bereits deutlich darauf hingewiesen: ‚Als evangelischer Christ in der Knabenzeit, als Anhänger der Hochkirche in der Jugend, als römischer Katholik in reifen Jahren und im Greisenalter hat Newman stets das gleiche Ziel verfolgt, zurückzulenken zum wahren ursprünglichen Leben des Neuen Testamentes;‘ und derselbe Church gibt den tiefsten Grund der Verehrung an, wenn er im Anschluß daran fortfährt: ‚Bei vielen und nicht zum wenigsten bei solchen, die nicht zur römischen Kirche gehören (wie der Schreiber dieser Zeilen), erweckt Newmans Lebensende Empfindungen, denen vergleichbar, die der Tod des Apostels Johannes in der Kirche der Väter und in den Tagen erweckte, da die Schlußworte seiner Epistel: „Kindlein, hütet euch vor den Götzen“ noch frisch in ihrem Gedächtnis lebten.‘

Ein Teil der Biographen sieht den Schlüssel zum Verständnis seines geistigen Entwicklungsganges in der G e n e a l o g i e**. Seine Mutter, Je-

* Sein Bruder François hatte diesen Ausgang schon 1826 vorausgesagt: ‚Es ist befremdend, daß 20 Jahre darüber hingehen mußten, bevor Henry die Stätte fand, wohin seine Doktrinen gehörten.‘

** John Henry am 21. Febr. 1801 geb. in der Londoner City, Old Broad Street, als Ältester von sechs Geschwistern, drei Knaben und drei Mädchen; am 9. April getauft.

mima Fourdrinier, stammt aus einer französischen Hugenottenfamilie, die bei der Zurücknahme des Ediktes von Nantes nach England geflüchtet war; die Vorfahren väterlicherseits waren Semiten und aus dem Lande Spinozas eingewandert, um in London Bankgeschäfte zu treiben. Sicher hat er von beiden Seiten vieles geerbt, besonders vom Vater die ausgezeichneten musikalischen Anlagen, die ihn als Vierzehnjährigen zur Komposition einer komischen Oper verleiteten, seine Vorliebe für Mathematik und die Gewandtheit des Geschäftsmannes, der in alle Finessen des Gesetzes eingeweiht war. Vielleicht ist hier auch der Ursprung der vielbesprochenen Eigenschaft zu suchen, die er in gleichem Maße mit nur wenigen gemein hat, sich in die Seele eines andern so einzuleben und dessen Gedanken sich innerlich anzueignen, daß sie ihm unbewußt als die Seinigen erschienen. ‚Man hat von ihm gesagt, seine eigene Erfindungsgabe sei gering; das Glänzende an ihm sei nur die Fähigkeit, die Ideen eines andern im Fluge aufzugreifen, das in ihnen zu finden, was dem Urheber entgangen ist, und seine Reichtümer daraus zu schöpfen (Dr. Abbott). Diese Beobachtung ist richtig, und man kann hinzufügen, nicht nur in bezug auf sein intellektuelles Werk, bei dem man die Quellen leicht nachweisen könnte, sondern auch in seinem moralischen Leben. Zu jeder Zeit läßt sich angeben, welcher Heilige damals der Gegenstand seiner Nachahmung war. Er ändert sich beständig und bleibt doch stets derselbe . . . Er entlehnt viel, aber nur wie Meister entlehnen; instinktiv erfaßt er bei jedem seiner Vorbilder dasjenige, was die organische Weiterentwicklung seiner Natur am meisten fördern könnte. Er war Original nach der Art La Fontaines.‘* Und weil er ein so feines Empfinden für geistige Werte in der Argumentation des Gegners hatte, vermochte er sich, was ihm in der katholischen Periode so übel ausgelegt wurde, nie einer bestimmten Partei zu verschreiben oder zu einer kategorischen Absage an moderne Geistesrichtungen zu entschließen; daher auch der eigentümliche Eindruck des Schwankens und der Unentschiedenheit, als ob er mit der einen Hand gebe und mit der andern gleich wieder nehme, das stete Abwägen und Nüancieren, das man als eines der charakteristischsten Merkmale seines Stiles bezeichnen kann.

Alles dies hat seinen Ursprung zum Teil sicher in einer ursprünglichen Veranlagung, die er von Hause mitbekommen hat; aber der wichtigste oder gar einzige Erklärungsgrund seines religiösen Entwicklungsganges ist sie nicht. Dieser liegt vielmehr in der sogenannten ersten Bekehrung. Man hat sie mit der ersten Bekehrung Pascals verglichen, aber dadurch ihre fundamentale Bedeutung verkannt. Die Ursachen und psychologischen Voraussetzungen hat Newman uns im einzelnen nicht erzählt, auch nicht angegeben, wie weit von einer intellektuellen oder ethischen ‚Bekehrung‘ die Rede sein kann. In gemäßigt kalvinischen Anschauungen erzogen, war er in die Lebensauffassung eines ‚weltmännischen Christentums‘ hineingewachsen,

---

* H. Bremond: Newman, Paris 1906, S. 6.

das Gott gibt, was Gottes ist, aber auch der Welt, was ihr gebührt; die Religion bedeutete für ihn nur eine durch die Tradition geheiligte Umrahmung seines Lebens, die auf sein inneres Denken und Empfinden ohne merklichen Einfluß blieb. ‚Vierzehn Jahre alt, las ich Paines Abhandlungen über und gegen das Alte Testament und verweilte mit Vergnügen bei den Einwürfen und Schwierigkeiten, die der Verfasser erhob; auch einige von Humes ‚Essays‘, vielleicht gerade den über die Wunder. So gab ich wenigstens meinem Vater zu verstehen; es wäre allerdings auch möglich, daß ich damit nur großtun wollte. Ferner erinnere ich mich, Stellen aus französischen Gedichten, ich meine von Voltaire, abgeschrieben zu haben, in denen die Unsterblichkeit der Seele in Frage gestellt wurde, und daß ich mir dabei dachte: Wie schrecklich — und doch, wie wahrscheinlich! (How dreadful, but how plausible!)‘

Da trat im August 1816 die methodistische Bewegung in seinen Gesichtskreis und verursachte in ihm eine Wandlung, von der er 60 Jahre später gesagt hat, ‚der Knabe sei vorher und nachher nicht mehr dieselbe Person gewesen‘*.

‚Als ich 15 Jahre alt war, fand ein gewaltiger Umschwung in meiner Seele statt. Ich kam unter den Einfluß eines bestimmten Kredo, und diese ersten dogmatischen Eindrücke drangen so tief in meine Seele, daß sie, Gott sei Dank, nie wieder verwischt oder verdunkelt werden konnten. Zunächst war das die Frucht des trauten Verkehrs mit einem längst verstorbenen, trefflichen Manne, der mir den göttlichen Glauben vermitteln sollte; noch mehr aber war es die Frucht der Beschäftigung mit den Büchern, die er mir in die Hand gab; zu den ersten, die ich las, gehörte ein Werk von Romaine, in dem die Lehre von der Unverlierbarkeit der Gnade vorgetragen wurde. Ich nahm dieselbe sofort an und wurde mir auf einmal bewußt, daß eine völlige Umwandlung in mir vorging (auch heute noch bin ich von dieser Tatsache mehr überzeugt, als daß ich Hände und Füße habe). Es war mir klar, daß diese Bekehrung den Tod überdauern werde und daß ich zur ewigen Herrlichkeit auserwählt sei. Ich bin mir nicht bewußt, daß dieser Glaube mich irgendwie verleitet hätte, lässig zu werden in dem Bestreben, Gott treu zu dienen. Ich bewahrte ihn bis zu meinem 21 Jahre; dann schwand er allmählich aus dem Bewußtsein. Aber ich bin überzeugt, daß er meine Anschauungen nach der Richtung, die meine kindliche Phantasie eingeschlagen hatte, tief beeinflußt hat, d. h. er löste mich mehr und mehr von den Gegenständen meiner Umgebung und bestärkte mich in dem Mißtrauen gegenüber der Realität der stofflichen Erscheinungen; vor allem aber setzte er in mir den Gedanken fest, daß es nur zwei unbedingt feststehende Wesen für mich gebe, die den Beweis ihres Daseins in sich selbst tragen: Ich und mein Schöpfer (Myself and my Creator).‘**

* Letters and Correspondence 193.
** Apologia S. 4.

Diese Erzählung steht einzig da in der Geschichte der Seelen. Man würde es nicht für möglich halten, daß ein fünfzehnjähriger Junge einer solchen geistigen Konzentration und seelischen Reife fähig wäre, wenn Newman es nicht selbst in so schlichten und bestimmten Worten versicherte, die jeden Zweifel ausschließen. Der Tragweite des Erlebnisses mag er sich erst später bewußt geworden sein, als die praktischen Konsequenzen und die Notwendigkeit bitterster Kämpfe und schwerster Selbstverleugnung sich zeigten; aber damals hatte die Gottesidee wie ein Blitz seine Seele durchleuchtet, und sein Licht schwebte ihm vor, als er noch Rom das Babylon an der Tiber nannte, und später, als er nach verzweifelter Gegenwehr an einem Oktoberabend das katholische Glaubensbekenntnis in die Hände eines italienischen Priesters ablegte. Seine Bekehrung ist also nicht das Resultat tiefer, seelischer Konvulsionen, kein Damaskus, wo die Seele ihrem Gotte gegenübersteht und ihn fragt: ‚Domine, quid me vis facere,' auch nicht das Fazit einer langen und schweren, logischen Gedankenoperation, wie es überhaupt nicht die Gepflogenheit Gottes zu sein scheint, sich in Stunden der Reflexion und Analyse zu offenbaren. Wenn der lebendige, seelische Vorgang in Worte gefaßt werden soll, so kann man ihn vielleicht am besten eine intuitive Erkenntnis nennen. Später hat er, gleich Pascal, dieses Erlebnis zum Ausgangspunkte seiner Glaubenstheorie gemacht und vor allem die psychologische Seite des Problems in den Pfarrpredigten in unerschöpflichen Variationen geschildert*:

‚Erhabene, oft vergessene und doch so wahre Lehre! Für jeden von uns gibt es nur zwei Wesen in der Welt: Er selbst und sein Gott. Denn was diese äußere Lebensbühne betrifft, diese Welt mit ihren Vergnügungen und Unternehmungen, mit ihren Ehren und Sorgen, ihren Erfindungen und ihren großen Männern, ihren Reichen, mit der Menge ihrer Sklaven der Arbeit, was kann sie uns sein? Nichts, nichts anderes als ein Schauspiel. Und was jene betrifft, die uns näher stehen, die wir nicht der eiteln Welt zuzählen dürfen, ich meine unsere Freunde und Verwandte, die wir recht tun, zu lieben, auch sie sind im Grunde nichts für uns . . . an unsere Seele kommen sie nicht heran, sie können nicht eindringen in unser Inneres, sie können uns nicht eigentlich Gefährten sein.'**

Diese Idee beherrscht seine ganze Gedankenwelt, in der anglikanischen wie in der katholischen Zeit; sie ist das tiefste Geheimnis seines innern Lebens und die inspirierende Kraft seines ganzen Werkes. ‚God enthroned within us at the very springs of thougt and affection'***: Das ist der ganze Newman†. Sein Leben ist nur ein Kampf um die Fest-

---

* Paroch. serm. I, Nr. 2. Seite 22—5; V, Nr. 16, S. 257—8; S. 267—9.

** ‚Ausgewählte Predigten', Kösel, Kempten 1907, S. 95.

*** Paroch. serm. V, 269.

† Aux bords de ces profondeurs, le biographe n'a plus pu à se taire, semblable à un sourcier qui n'a pas la force de jaillir les eaux, dont la baguette a deviné la présence.' (H. Bremond: Newman S. 237.)

haltung und Verwirklichung dieser ersten Gottesoffenbarung; und er hat ihn bis zum letzten Augenblick führen müssen.

Denn Newman war zu viel Künstler, um nicht trotz alledem an den Blumen, die er am Wege fand, Gefallen zu finden und die Reize der Freundschaft und Liebe nicht in sich zu empfinden. ‚Ein Herz, das sich sehnt nach Liebe,' so hat er von sich gesagt, und es war seine Gewohnheit nicht, zu übertreiben; doch das Erlebnis der ‚ersten Bekehrung' gebietet ihm schmerzlichen Verzicht, und deshalb fügt er gleich hinzu: ‚das Furcht hat vor der Liebe'. (‚One who could love them, but who durst not love.')* Wenig Menschen sind im Leben so viel und so innig geliebt worden wie Newman — in launiger Stunde hat er gern erzählt, wie ‚der Freunde reicher Segen ihm ungesucht und unverhofft vor die Türe kam und Einlaß bei ihm begehrte' —; und doch ist keiner innerlich so unabhängig von Freund und Feind, von Verehrung und Beschimpfung der Menschen geblieben wie er. Schon im Jahre 1824 schrieb er, von der Beerdigung seines Vaters zurückkehrend, in sein Tagebuch die Worte Pascals: ‚Je mourrai seul;' oft hat er sich und andern eines seiner Gedichte vorgelesen, das denselben Gedanken ausdrückt (Hora novissima), und als er die Auflösung nahe fühlte, entließ er die Brüder des Oratoriums mit den Worten: ‚I can meet my end alone.'

In der Tat, der Mann, der von Jugend auf nur zwei Wesen auf Erden kannte, seinen Schöpfer und sich selbst, der konnte allein sterben; auch im Leben war er trotz aller Freundschaft innerlich stets allein. Die Melancholie der Einsamkeit liegt über seinem ganzen Wesen, über seinem Antlitz, seinem Gang, seinen Gesten und besonders über seinen Predigten; man merkt, wie schwer es ihm wird, sich loszureißen von den Lockungen der Welt und nur auf sich selbst zu stellen. Einerseits eine natürliche, brennende Sehnsucht nach Menschenliebe, Anschluß und Vertrauen, und andererseits der religiöse Wille, sich an niemand und an nichts zu verlieren, sondern nur das eine Notwendige im Auge zu behalten: Das sind die beiden Pole, zwischen denen sich Newmans Seelenleben bewegt, und auf dem Grunde seiner Seele liegt die tragische Resignation, daß er zwischen ihnen oder über ihnen keinen festen Punkt zu finden vermag. Damit hat er an das Grundproblem aller religiösen Seelen gerührt, und seine Lösung ist um so interessanter, als ihm eine ungewöhnlich reiche Erfahrung an Bitternissen und eine entsprechende Schilderungsgabe zu Gebote stand. Er spricht im Grunde immer nur von sich selbst, wenn er z. B. sagt:

‚Was sollen jene tun, die sich unter Menschen versetzt sehen, unfähig, ihre Gefühle zu verstehen, ihnen fremd, mögen sie durch noch so lange Freundschaft verbunden sein; oder solche, die immer Schwierigkeiten haben, die sie selbst nicht lösen, viel weniger bannen können, und die niemand

* Verses on various occasions, London 1905, S. 57.

finden, der ihnen helfen wollte; oder solche, die Gefühle und Wünsche in sich tragen, ohne sie mitteilen zu dürfen; oder solche, die von ihrer Umgebung nicht verstanden werden und keine Worte finden, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, die in der Welt ohne Stelle, ohne Zweck zu sein scheinen oder andern im Wege stehen; oder solche, die der Stimme der Pflicht im eigenen Innern gefolgt sind ohne Berater und Helfer, ja vielleicht gegen die Ratschläge und Wünsche ihrer Vorgesetzten und Verwandten; oder solche, welche die Last irgend eines schmerzlichen Geheimnisses oder eines einsamen Kummers tragen, den sie niemand anvertrauen können?' — Ihr einziger Trost ist Gott. (‚Ausgewählte Predigten', S. 269.)

(Fortsetzung folgt.)

Gesang des Pilgers

Löse mir, Herr, die Schuhe meines Leibes,
Zu wandern bin ich müd. Die Zeit ist hier.
Die Luft wird blau, und jeder kommt zu Dir —
Ich kenne Dich nicht, Herr. Ich ging vergebens.

Du, jeder Form verleibt und jeder Blüte,
Du Atem jedem hauchenden Gebild:
Wo webst Du selber, hüllenlose Güte,
Wo schläfst Du, Traum, in dem wir alle sind?

Das Du verwehrtest dienend zu verklären,
Nur Gleichnis kenn' ich Deiner, seh nur Bild,
Doch nie Dich selber flammend in den Sphären,
Nie Deine Allgestalt, Gestaltender.

Mal kam ein Hauch in meine Mittagstille,
Mal ist im Beten etwas aufgeglüht.
Doch losch es hin. Zu wandern bin ich müd.
Löse mir, Herr, die Schuhe.

Herr, Dein Wille —

Ernst Bertram.

Die Naturreligion als tragische Weltanschauung / Von Else Hasse

(Schluß.) Seltsam ist es und tragisch zugleich, wie der Naturmonismus mit allen seinen Lehren und Nachwirkungen auf menschliches Verhalten und auf Naturzustände, der Entwicklung, seiner höchsten Hoffnung, entgegenarbeitet und desgleichen seiner Anschauung der Natur als der einen, die sich vervollkommnen muß. Sieht man sich Natur, wie sie ihm erscheint und wie sie unter seinem Einfluß werden müßte, näher an, so stellt sich heraus, daß Natur nicht nur verworren und dem Unvollkommenen zugehörig bliebe, sondern auch uneins mit sich selber sein und bleiben würde. Denn wenn das Böse mehr ist als ein schwarzer Schatten der Sinnlichkeit, wenn aller schlimme Augenschein und alle Furcht vor materiellen Mächten auf Wirklichkeit beruhte, wenn Begier, Gewaltsamkeit und Bosheit notwendig und der Tod in Wahrheit wäre, was er scheint, so klaffte ein ewiger Zwiespalt zwischen den Lebensmächten und den Vernichtern, wie ein solcher ja auch zwischen Geist und sinnerschauter Materie besteht.

Derjenige kann nicht Monist sein, der noch Materialist ist. Wenn er glaubt, daß Materie, so wirklich, wie sie ihm vor Sinnen steht, mit dem Geiste durch das Werden verbunden sei und in sinnlich-seelisches Bewußtsein überfließe, so glaubt er eine logische und tatsächliche Unmöglichkeit. Wie wäre hier ein Auf- und Überschwellen des einen zum andern auch nur denkbar? Was ist denn Stoff? Zuvörderst ein Gedankenbild, das im menschlichen Verstande aus sinnlichen Tastgefühlen und aus Begriffen von Dichte, Schwere, Begrenzung, Gestalt, Größe, Zersetzbarkeit entsteht. Wir können Materie nur in Ausdrücken erklären, die dem geistigen Leben entlehnt sind, und verbinden dennoch mit ihrem Bilde den Begriff eines toten, geistlosen Seins. Und was ist Geist? Spricht er sich selber nicht das Gegenteil von alledieſem zu? Er fühlt, daß in ihm das Leben quillt, und Leben ist ihm ein Ewiges, Unsterbliches; er ist nicht in Atome zerstäubbar wie die materiellen Sinnenbilder, denn er ist das festgeschlossene Eine; er weiß nichts von Gestalt noch Ausdehnung und Beschränkung im Raume, denn er überströmt in der Unendlichkeit; aller Schwere enthoben, ist er Kraft und Aufschwungskraft zugleich. Wäre die Materie so, wie die Sinne sie ihm vorstellen, ein dem Geiste Fremdes, dann klaffte die Welt in zwei unverwandte Hälften auseinander, von denen keine auf die andere zu wirken vermöchte, denn nur Verwandtes tritt in Wechselwirkung. Was also ist Materie außerhalb des Menschengeistes?

Wäre Materie mehr als ein Scheinbild der Sinne, wäre sie so materiell, wie sie ertastet wird, und kein elementargeistiges Kraftgemenge, dann würde sie vom Geist geschieden sein — und sonach wäre die Einheitslehre der Monisten nur ein durch den Entwicklungsgedanken verkleideter Dualismus. Von sich aus könnte die Materie nie zum Geist herüber und sich zu einer ihrem Wesen entgegengesetzten Fülle hinaufentfalten; Geistesfülle aber würde

rasch verdämmern, wenn der Geist von der Materie abhängig und wenn sie fähig wäre, auch an ihm ihre zersetzende Macht zu üben.

Das ist denn auch das trübe Ende, das der Monist sich absieht, wenn er die Natur- und Geistentwicklung auf seine Weise durchdenkt.

Einer ganz- oder halbmaterialistischen Weltanschauung stellt sich Entwicklung dar als die endlose Naturgeschichte des Sichliebens und -hassens der Elemente: Stoffe, die sich trennen und verbinden, Kräfte, die ineinander übergehen, sich wandeln, fliehen und finden und einmal in Äonen und in Äonen abermals sich zum Menschengeist hinaufentfalten, welcher Stoffe und Kräfte, denen er sein Dasein dankt, da und dort für kurze Zeit unter seine Herrschaft zwingt, um sich am Ende vor jedem Atom zu fürchten und, von den Gnaden der Materie abhängig, alsbald von ihr zerstört zu werden. Wo aber Todeshorizonte fahl heraufdämmern, wo man das Lauern der Vernichtung zu spüren meint, da wird vor allem Sinnenlust und nicht Vollkommenheit erstrebt. Mögen auch vereinzelte Bessere: Wissende, Schaffende, Heilige nach Gesetzen des Geistes, nicht der Sinne, leben und sich für die Welterhaltung opfern, so wären sie doch einzig dazu da, mit allem, was ihr Dasein überdauert, das Endziel der geschichtlichen Entwicklung auf Erden, das ungestörte Behagen einiger genießenden und aufgeklärten Geschlechter mit herbeizuführen und den letzten Menschen vielleicht einen hellen Tag zu sichern, ehe denn ‚die Sonne siech wird in kommenden Sommern' und die blühende Welt sich in Eis und Dunkel hüllt. Vielleicht — denn all und jede Entwicklung kann vom Tode mitten durchgerissen werden, viel zu frühe kann die Herrlichkeit der Erde zu Atomenstaub zerfallen, der auf dem Weg der ‚Wiederkehr des Gleichen' den öden Gang vom Chaos zum Kosmos, von der Materie zum Geiste abermals begänne. Die langen Nächte materiellen Werdens gingen in Ewigkeit den kurzen Tagen der Geisterhellung voraus, und die Seele würde immer wieder die Gefangene der Finsternis.

Monisten, um ihre letzten tragischen Schlußfolgerungen zu mildern und dem ziellosen Auf und Ab von Erstehendem und Vergehendem Sinn und Seele zu leihen, haben den Versuch gemacht, göttlichen Geist in die materielle Natur zu versenken und hineinzudenken. Moderne Pantheisten glauben an den ‚werdenden Gott', der, seiner selbst unbewußt, wie der Äther alle Dinge durchdringt, sie gestaltend, umgestaltend und sich mit jeder neuen Schöpfung überbietend, bis er im menschlichen Bewußtsein zu sich selber kommt und endlich, durch den Menschengeist sich immer höher schaffend, innerhalb seiner geschöpflichen Welt zur Selbstvervollkommnung gelangen wird. Wie aber sollte dieser Gott, der große blinde und verworrene Experimentator, der sich am eignen Werden mit guten und bösen Mitteln versucht, der alle Todesschrecken und Miriaden untergehender Geschöpfe zu seiner Lebensentwicklung braucht und die Vielheit der zerfallenden materiellen Erscheinungen zu seiner Geistentfaltung — wie sollte er zu vollem Leben, reiner Geistigkeit und Güte gelangen? Und wie konnte doch dieser Gott aus Dunkelheit und Dumpfheit sich von Stufe zu Stufe und bis zum Menschen hinaufbesinnen, wenn er im

Menschengeiste erst ein zieldenkendes Wesen wird? Wären dann nicht Menschen, die über ihn hinausdenken, göttlicher als Gott, dessen geistige Höhe von ihrer Geistentfaltung abhängt und in der Menschenseele beschlossen ist? Ist aber Gott nur ein In-mir, nicht auch ein Über-mir, so ist er nicht Gott, sondern eben ich, und was nicht über dieses Ich erhaben, nicht jenseits alles bösen und materiellen Wesens ist, kann das Ich nicht läutern und zu höherer Geistigkeit erheben. Das ‚Werden Gottes' müßte in der Menschenseele stocken, denn dem Gottgedanken der Monisten wohnt keine aufwärtstreibende, reinigende Kraft inne, eben weil er gar nicht streng monistisch ist, weil er — dem Christengotte ungleich — das geklärte, einheitliche geistige Sein der harrenden Seele nicht offenbart. Und sie soll von untenher offenbar machen, was noch nicht ist? Wie könnte sie, da aus den Tiefen der Natur die vielfältigsten Gewalten und zwiespältigsten Regungen in sie eingedrungen sind, sich und somit Gott zur Einfalt klären? Wie sollte die sinnverdunkelte Seele denn die eigne und die Allnatur zur vollkommenen Geist- und Gottnatur verklären können?

* * *

Klärung der Natur zur Gottnatur vollbrachte Christus. In seinem Geiste wandelte die Welt sich in den einen hinein, den er offenbarte. Denn das stärkste Gefühl im Geiste ist das Gefühl für Gott.

Christus kam aus jenen Zonen, wo der Zwiespalt und die Einfalt ihren ersten weltergreifenden Ausdruck fanden, wo die Tag- und Nachtgewalten als Götzenbilder zwischen Himmel und Erde standen, und wo die Sehnsucht eines Wandervolkes nach dem einigen Gott, dem ewigklaren, vollkommenen Geist, in einem Jenseits suchte. Was sie ahnend sucht, muß sein. Und im Bilde Gottes muß zum ersten die lautere Vollkommenheit, muß die naturüberlegene Geistigkeit erscheinen, in dem Bilde, das der Menschengeist zwar in sich selber findet, ohne ihm als Suchender und Seher doch schon zu gleichen, — während zwitterhafte Götzenbilder dem Vorzeitmenschen angeglichen waren, Bilder, in denen die Naturgebundenheit und das materielle Sein erschien, das schwach beseelte, unvollkommene, sich zum Tode neigende, das der Mensch mit Schrecken an sich selber fand und noch heute überall in der Natur, wo er sie mit Sinnen sieht, welche ‚dunkel sehen, wie durch einen Spiegel rätselhaft'. (1. Kor. 13, 12.)

Die mit Sinnen gesehene Natur ist keine Gottnatur. Sinnenbilder der Natur liegen schattend und beschwert mit allem Bösen über dem Bilde der Gottnatur, welches allein der Geist aufzudecken vermag. Der Geist wohnt schon jenseits der Natur, und wer zu Gott will, muß zuvor zum Geiste kommen.

Der Geist war immer da, und ‚sein Licht leuchtete in der Finsternis, aber die Finsternis faßte es nicht' (Joh. 1, 5) — in langen Zeiten nicht. Moses endlich faßte beides, Licht und Finsternis, da er durch klare Unterscheidungen und Gesetze seinen Geist erhellte, doch fand er Gott nicht nur im Licht des Geistes, sondern auch im Helldunkel der äußeren Natur: in einer

schwarzen Wolke, einer Feuersäule, und sang in seinem Lied vom Herrn, daß er die Grundfesten der Berge verbrenne und daß der Schrecken die Menschen inwendig berauben werde. Elias erkannte Gott nicht im Gewühl widersprechender Erscheinungen, nicht im Sturmesbrausen, Erdbeben, Flammenschwall, vielmehr im sanften Säuseln, das in der Seele lichte, tröstliche Gedanken spielen ließ. Hiob wendet sich vom blitzenden, donnernden Naturgott ab, dem die Seele ein ‚verachtet' Lichtlein' ist, der Schrecknisse wider sie rüstet, giftige Pfeile entsendet, dem Menschen ins Gebein, und der dem Bösen die Tage verlängert —, denn als Hiob fühlt, wie das Böse aus ihm selber lebt, als er sich beschuldigt und demütigt, verspürt er Gott im Gewissen: dort hallt sein feierlicher Donner, und wer ihn hört, singt Lobgesänge in der Nacht, und wer in seine Blitze schaut, wird rein von Sünd' und Schaden und ist wie Leviathan ‚geschaffen, ohne Furcht zu sein' — ist doch der gerechte Gott seiner Seele nicht mehr ferne! Und tief und tiefer empfanden die Propheten Gott im Geiste; wohl ragt sein Wesen noch hinaus in die Außenwelt der Leidenschaft, noch erschien der Heilige als ein Eifernder und Zürnender, als strafender Katastrophengott, und sein Bild vermag die Furcht und Finsternis aus Menschenseelen nicht völlig zu vertilgen; aber ‚der Gerechte entgehet der Angst', und wer nicht mehr mit selbstischen Begierden im Dunkeln hausen will, den bescheint die Morgenröte Gottes: Barmherzigkeit, Geduld und große Güte, und über jedem, der seine Seele aus verfolgendem Düster der Sinnlichkeit errettet, geht der Geist des Herrn auf, und so verheißt es ihm Jesaias: ‚Der Herr wird dir zum ewigen Lichte dienen und dein Gott zu deinem Glanze.' (Jes. 60, 19.) Das Reich des Lichts ist nahe herbeigekommen, und der Täufer Johannes will aus der Seele herauskasteien, was noch unrein ist, will Leibliches verleugnet wissen, um die menschliche Natur mit Gottesgeist zu taufen, — aber eine letzte Unklarheit, ein letzter Zweifelsinn und leise Bangigkeit liegen noch schattend über seiner Seele, und er streckt mit büßender Gebärde seine Arme nach dem Gott des Geistes aus, denn erst in Christo ist Gott eins geworden mit dem Menschengeiste, und ‚in seinem Licht sehen wir das Licht'. (Ps. 36, 10.)

Wer im Geiste Christi und durch ihn sehen lernt, erkennt zum ersten das innere Licht, danach die Helligkeit der Welt, und wird sein Auge für den heiligen Glanz der Gottheit klären, die sich in Christo als Geist und wahres Leben und Liebe offenbar gemacht — und ‚vollkommene Liebe verdrängt die Furcht', und der lebensvolle Geist führt Natur auf das zurück, was gut und ewig an ihr ist.

Einst tauchte aus dem Dunkel der Heidenzeit Odin, der Gott der Nacht, als Leuchte der Welt und Heiland auf und verdämmerte wieder in den Finsternissen der Natur; nun ist Christus das Licht der Welt und Heiland für allen Trübsinn der frühen und der späten Naturreligionen — wie für das dunkle Gottesahnen Israels —, und seine schauende Erkenntnis überstrahlt das tragische Wissen und Wähnen derer, die mit den Sinnen, nicht mit dem Geiste sehen.

Wie der Geist und was er sieht, im Gegensatz zu den Sinnen: das muß zuerst erfaßt werden, ehe die Gesichte der Patriarchen und Christi überschauende Weisheit begriffen werden können.

Welche Unterschiede zwischen geist- und sinnerschauten Welten! Der Geist sieht überall nur Geist, indes die Sinne nur Materie sehen, und ob der finstern Erde und den Wassern, die das Auge schaut, schwebt der Geist mit seinem Erkennen. Sinnliche Wahrnehmung und Naturwissenschaft forscht am Bild der Welt herum, der Geist am Wesen. Für die Sinne ist das Außenbild des Lebens zugleich sein Vollbild; dem Geiste geben die sichtbaren Bilder kein vollständiges Bild des Lebens. Denn die Sinne begreifen nur den Leib der Natur, die Vielheit seiner Glieder und im Verein mit dem Verstande die Kräfte und Gesetze, die Wirkungsweisen der Naturorgane, die der sinnbeschränkte Verstand vergöttert; der höhere Geist faßt im waltenden Gesetz den Zweck und die Zweckverwirklichung, ersieht sich im Organ die bildende Vernunft und nimmt im Mechanismus treibende Ideen wahr. Indes die Sinne nur Äußeres und Einzelnes erblicken: Atome, Stoffgebilde, Krafterscheinungen, Gestalten, Werke, Künste und aus der Welt des Vielen und der Widersprüche nicht herausfinden, wird der Geist seiner Einheit inne und sucht die gleiche über aller Mannigfaltigkeit der Welt und erhebt sich zum einigen Geist des Ganzen. So ahnt er den Gott und Schöpfer und erkennt, daß eine Schöpfung nur aus der Einheit möglich ist, nicht aus der Vielheit — ein Weltwerden aus der Vielheit von Atomen und Kräften wäre ein sinnloses Spiel von Zufällen, und dem widerspricht die ganze geistvolle Welt!

Das ist die Großtat des Geistes in Israel, daß er's offenbarte und entschied: Es gibt nur einen Gott und Schöpfer über der Natur — wer statt seiner die Natur vergöttert, Natur im ganzen, der muß sie auch im einzelnen vergöttern und muß glauben, daß Natur mit allen Mächten des Tages und der Nacht, selbst mit Freveln, Qualen, Toden schaffe. Und je mehr Mächte und im Dunkeln Schaffende, desto mehr Abhängigkeiten und Befürchtungen. Daß der Geist der Patriarchen weniger auf Mächte sah als auf eine Macht, das minderte schon Furcht und Abhängigkeitsgefühle, bis er in dem Gedanken sich frei und ganz beruhigt fühlte: Es gibt nur eine schaffende Lebensmacht, und die ist gut! Immer deutlicher erkannte er in ihr die Allgewalt, die die Sinne der Natur verliehen hatten, immer tiefer drang er in ihr unsichtbares Wesen ein und empfand es, wie durch sie und in ihr alle Macht der Finsternis vergehen muß. Da ist es heller in der Welt geworden — wie aber hat dem Geiste solche Klarheit werden können?

Der Geist, sich selber als ein Licht empfindend, und wie sich, so den einen ahnend, sah frühe ein, daß das Licht die Urwirklichkeit im Schöpfergeiste ist; doch erst dem christlichen Geiste wurde es ganz offenbar: ‚Gott ist Licht, und in ihm ist keine Finsternis' (1. Joh. 1, 5); er ist das Licht, das Finsternisse erst erkennbar macht und sie zugleich verblassen läßt. Vom Urlicht zeugt das Schattensehen und das Schattenbannen — Licht ist stärker



Edward von Steinle/Madonna del Campidoglio



als die nächtlichen Gewalten. Da ward der Geist, immer in dem einen lebend, alsbald gewahr, daß den Sinnen Licht und Finsternis gleich starke Wirklichkeiten sind und sie in beiden leben. Nun wand er sich leise von den Sinnen los, die ihm als seine ersten, noch beschränkten Erkenntniskräfte anhangen; nun überflügelt er sie als ein Scheidungmachender. Denn die Sinne unterscheiden nur das äußere Sein, Einzelsein, Verschiedensein der Dinge; der Geist scheidet sie nach Wert und Wirklichkeit. Er unterscheidet die ursprüngliche Wirklichkeit von der zweiten, sinnentsprungenen, und die erste ist ihm die werte, wahre, und die zweite nur so wirklich wie der Schatten. Schatten ist nicht im Schöpfergeiste und ist auch nichts Erschaffenes, nur Erscheinung in einer Welt, die die Sinne als eine materielle und körperliche malen; Schatten hat keinen Urquell wie das Licht. Und so wenig wie der Schatten, der um die Erde rinnt, rundum und hie und da sich dehnend, die Grundsumme des Lichtes zu mindern vermag, das von der Sonne ausstrahlt, so wenig ist alles Lebensfeindliche ein Teil der Grundsumme des Lebens, und auch der Tod kann sie nicht mindern; er ist kein miterschaffener Bestandteil der Schöpfung, nur eine Folgeerscheinung des sinnlich-materiell empfundenen Daseins.

Die Sinne glauben dem, was sie empfinden und was erscheint; der Geist rechnet mit dem Sinnenschein. Denn seine Innenwirklichkeit ist anders und lebendiger als die Sinnenwirklichkeit. Im Paradies des Geistes grünt der Baum des Lebens, ihn benagen nicht Zerstörer wie den Weltenbaum der Alten, und seine Krone ist das werte Wissen Christi, daß ‚Gott kein Gott der Toten, sondern der Lebendigen ist'. (Mark. 12, 27.) Der Geist weiß nur von einer Tatsache, und die heißt Leben; vom Todesschrecken wissen bloß die Sinne, denn sie sehen Lebensbilder schwinden und erkennen das bleibende Wesen nicht. Leben ist mehr und anderes als Lebensbilder: Leben ist Kraft aus Gott, und Kraft kann sich nicht im Tod verlaufen, nur die Erscheinung wechseln, in welcher sie den Sinnen sichtbar wird. Ihnen muß der Wechsel als Vergänglichkeit erscheinen, dem Geiste ist er nur ein Bild und Gleichnis auf gewisse Lebensvorgänge und Lebensübergänge, und aller Übergang ist in der Gotteswelt der Anfang zu einem tieferen Lebendigwerden. So ahnt's der Geist und läßt die Macht des Todes schattenhaft zurückschwinden, jedoch erst Christus hat sie ganz vernichtet. Er hat am Kreuzesbaum die Rune erworben, die Odin sich und seiner Sinnenwelt nicht gewinnen konnte: die Geistesmacht, die den Tod als nichtig erkennt und überwindet. Wohl ist Jesus Christus hingeschieden wie einst die Sonnenhelden, doch fühlte er seinen Geist in Gott übergehen, und so ward sein Untergang zu einem Sonnenaufgang des ewigen Lebens.

Und so wie Leben und Tod als ein Wesenhaftes und Schattenhaftes auseinanderfallen, so auch das Gute und das Böse vor dem Geiste, der beides nicht als gleiche Mächte, als zwei gleiche Wirklichkeiten wertet. Im hellen Garten des Geistes wächst auch der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen und überragt die Sinnlichkeit, die nimmer daran rühren soll, denn sie

anerkennt als böse ja nur das, was sie fürchten macht, Lust und Leben zu verlieren — sonst gilt ihr beides gleich: böse Lust ist ihr doch immer Lust, und so wird Böses ihr zum Guten. Böses wird den Sinnen sonach zur wesentlichen Wirklichkeit, wenn sie dem eigenen Erkennen überlassen bleiben; für den Geist aber ist das Gute das Wirklichere, ja es ist, wie Licht und Leben, die einzige Macht in ihm selber und in Gott.

Freilich muß der Geist Gutes und Böses erst klar unterscheiden und sich abermals tiefer erkennen lernen, bevor er wissen kann, daß sein Gott und er allein dem Guten und Vollkommenen angehören.

‚Siehe, ich habe dir heute vorgelegt das Leben und das Gute, den Tod und das Böse' —: dies Wort kam schon zum Geiste Moses, und der christliche Geist in einem Augustinus forschte, was das Böse wäre, und fand in ihm kein Wesen, nur die verkehrte Neigung der sinnlichen Kreatur, die dem Innersten und Gott abgewendet und auf die Außenwelt gerichtet ist. ‚Ich forsche, Vater, und behaupte nicht,' so hob er an und sprach im Geiste: ‚Das Böse, nach dessen Ursprung ich forschte, ist keine dauernde Wesenheit, denn wäre es Wesenheit, dann wäre es gut . . . Wenn etwas alles Guten beraubt ist, dann wird es überhaupt nicht sein . . . Nur das ist wirklich, was ohne Wechsel bleibt . . . Wo ist also nun der Sitz des Bösen, woher kommt es und auf welchem Wege hat es sich eingeschlichen? Lebt es etwa überhaupt nicht? Warum fürchten wir uns aber denn und hüten uns vor dem, was nicht ist? Oder aber, wenn unsere Furcht mächtig ist, ist dann die Furcht selbst das Böse, von der das Herz vergebens gereizt und gepeinigt wird? Es ist daher entweder das Böse wirklich, das wir fürchten, oder das Böse besteht eben darin, daß wir uns fürchten. Woher ist es doch, da der Gott alles schuf, der Gute Gutes? . . . War es eine böse Materie, mit der er dies schuf? Hat er dieselbe gebildet und geordnet, und blieb etwas zurück, das er nicht ins Gute wandelte?'*

Nach solchem Fragen und Forschen hat der Geist zuletzt entdeckt, daß sich die Furcht am Scheinbild der Materie erregt, welches nicht von Gott, nur von den Sinnen gebildet ist. Während sich der Geist dem Wahn der Sinne, die ihr Weltbild als wahr hinstellen wollen, widersetzt, geht ihm doch ein Erkennen auf, warum die Sinne — wiewohl sie geistige Organe sind — die Vorstellung einer materiellen Welt bilden mußten. Der Geist findet sich am Gegensatz und wird seines Wesens um so tiefer inne, je mehr er zum Unterscheiden und Bewerten kommt; und da zum Unterscheiden Unterschiedliches gehört und zum Bewerten Ungleichwertiges, so dienen materielle Bilder dem Geist dazu, an ihrem Ungeist sich selber klarer zu erfassen. Auch soll ja ihre von den Sinnen gefärbte, bunte Mannigfaltigkeit im Geiste einen Reichtum von Gefühlen wecken, denn in ihm liegt die Fähigkeit, tausendfache Harmonien zu empfinden, und von außen kommen die Bilder, deren materieller Schein vor dem wachen Geiste mehr und mehr verblaßt und nicht

* Aus den ‚Bekenntnissen' des Augustinus.

schaden würde, wenn nicht die Sinne eine Zeitlang, ehe noch der Geist erwacht, auf ihr Weltbild angewiesen wären. Ihm drängen sie voll Lebensgier entgegen, um alsbald der Furcht zu verfallen, da sinnliche Lebensgefühle durch materielle Bilder und Empfindungen eben leicht zu beeinträchtigen sind.

‚In der Welt habt ihr Angst,' der Welt des Scheins. Furcht, ursprünglich nur ein Warner der vom Geist noch unberatenen Sinne, spiegelt ihnen immer größere Fährde vor, je weiter sie in eine scheinbar materielle Natur eindringen. So wie vor Zeiten mit der Anzahl der Naturgötter und Dämonen sich die Bedrohungen mehrten, so eben die Gefahren in einer Welt, in der geschärfte Sinne die Macht der kleinsten Störenfriede entdeckten und immer neue Einzelmächte in ihrem rücksichtslosen Aufeinanderwirken. Furcht ist phantastisch. Auch jede Scheinmacht wird ja durch Furcht ermächtigt und von den Sinnen als Wirklichkeit und Übermacht empfunden. Und jede neue Bangigkeit, die aus materiellem Empfinden, Sehen und Wähnen der Sinne kommt und aus den einseitigen Annahmen, halben Wahrheiten, aus Irrtum und Trug des den Sinnen angeschlossenen Verstandes, macht die Welt böser. Daß die Furcht Böses schafft und herbeizieht: das alte Wissen ist wieder wahr geworden, wahr für jeden Ängstlichen, was Hiob klagte: ‚Das Furchtbarste fürchtete ich, und es hat mich getroffen, und wovor ich schrecke, ist über mich gekommen.' (Hiob 3, 25.) Der Geist erkannte, daß es Verzagtheit und Ängste sind, die das Lebensgefühl bis zur Krankheit herabsetzen; daß aus Menschenscheu vergiftendes Mißtrauen und fressender Haß folgen und aus der Sorge um Besitz und Mangel vielerlei Gebresten: Unzufriedenheit, leidenschaftliches Verlangen, Gier, Selbstsucht, Neid, Eifersucht, Heuchelei, Geiz, Erbitterung, Bosheit, Raubgelüst, Gewaltsamkeit. Furcht vor dem Unterliegen wird zum Trotz, Furcht vor Unterschätzung zum Hochmut, Furcht vor Unscheinbarkeit zur Eitelkeit und Empfindlichkeit, und Wut, Verzweiflung ist tobende Furcht. Wie Furcht alle Regungen, Beziehungen, Verhältnisse schlimmen Gesetzen unterstellt, wie sie die Seele und Natur verunstaltet, das Herz mit Jammer und das Bewußtsein mit Schädlichem erfüllt, Verstand und Willen zur Abwehr schwächt und den sonst freizügigen Gedanken an einem Punkte festbannt, wie sie lähmt, betäubt, verdüstert —: das wußten die Alten besser als das heutige Geschlecht, und die Weisheit Salomos erkannte, daß das Verzagen bänger macht denn die Plagen selber, daß die erschrockenen Gewissen sich immerdar des Ärgsten versehen, und daß kein Winkel in der sinnerschauten Natur den Menschen ohne Furcht bewahren könne. (Weish. 17.)

Nicht so in der Geisteswelt. Christus, der Vergeistigte, mahnte alle Seelen, sich nicht zu fürchten und getrost zu sein; er sah, daß die Angst in der Welt nicht durch materielle Macht, Gold, Gewalt und Hammerschlag, noch durch sinnliches Naturerkennen zu bezwingen sei, sondern nur aus dem freudigen Geist heraus, der die Welt des Scheins überwunden hat. Der Geist ist nicht betrübt noch finster vor Angst; der Geist, seines Lebens gewiß, ist unverzagt. Er fühlt nicht, was die Sinne fühlen; er merkt nur, was den

14*

Sinn beängstigt, und nennt Materie samt allem, wozu ihr Bild die Sinne treibt, böse: insofern es der lebendigen Geistigkeit und Güte widerstreitet.

Selbsterkenntnis des Geistes ist Erkenntnis seiner Güte, und im Lichte dieser Güte geht ihm freilich noch mehr Böses auf, als die Sinne in ihrer Dunkelheit gewahren, jedoch vermag der ganz erhellte auch die längsten und die feinsten Schatten der Sinnlichkeit bis zum Schwinden zu verkürzen. Nur weil unser wahres Wesen im Guten lebt, kann es sich wider Böses wenden und es enden lassen. Da im Geist nur eines ist — wie in Christo Güte, Licht und Leben, so daß von ihm gesagt ward: ‚Er war nicht Ja und Nein, sondern es war Ja in ihm,' — und da der Geist imstande ist, das Leben von verneinenden Gewalten zu erlösen, so muß es seiner Weisheit Ur- und Schlußwort sein: Wesenhaft ist nur das Gute, denn es wurzelt im Sein, und das Böse wird im Nichtsein verenden — es greift nur das Vergängliche an, mit welchem es vergeht. Und weil's in jeder Form vernichtend ist, zumal als Furcht und Leidenschaft sich mitsamt der Sinnenkraft verwüstet, wie soll denn Wohltat daraus entspringen und aus verheerender Triebgewalt Menschlichkeit? Wo es so scheinen will, da dringen eben andere, lebendige Gefühle und Gedanken willenskräftig kämpfend auf das Übel ein. Schuldlose Seelenspeise kann allein Gedeihen bringen. Aus Leiden und Verwirrung wird kein Glück gewonnen, nur aus erweckter Weisheit und dem Heldentum des Leidenden; ‚aus dem Irrtum entwickelt sich nichts'*, nur aus der Einsicht in die Wahrheit, und der Sünde folgt kein Segen nach, nur der Erkenntnis der Sünde. Sündenerkenntnis bezeichnet einen Fortschritt in der geistigen Entwicklung, denn sie entspringt aus dem lebendigen Gefühl für Vollkommenheit. Das Göttlichgute in der Seele hat den Begriff der Sünde aufgestellt; denn immer wird das Böse erst empfunden, nachdem ein Gutes dem Geiste fühlbar wurde, und wird durch das Inkrafttreten des Guten überwunden. Nur Überwindungen fördern die Entwicklung zu einem geistigeren Sein. Sich entwickeln, heißt innerlicher leben lernen und sich zum reinen Wesen und Lebensgrund des Geistes, zu höchster Güte hinbesinnen: zu Gott.

Also taten Patriarchen und Propheten: sie kamen durch Vergeistigung zugleich zum Guten und zu Gott. Denn wie die Sinne ihr Empfinden auf die Natur übertragen, so der Geist sein Leben auf Gott. Kaum daß ein Gutes in ihm rege wird, so erhöht der Geist die kleine Regung ins Unendliche, zur vollen Güte Gottes. Er wertet jedes reine Gefühl, jeden klaren Gedanken zu Idealen aus, die keinem äußeren Eindruck nachgebildet sind und göttliche Vollkommenheit ausdrücken. Ideale sind Hilfsmittel zur Erkenntnis Gottes wie der Gotteskindschaft des innern Menschen: denkt er sie, so kennt er seine Zugehörigkeit zum Vollkommenen, so weiß er, daß er Gottes ist. Nur weil im Urgeist Vollkommenheit ist, kann sie im Menschengeiste werden, nur darum konnte Christus befehlen: ‚Ihr sollt vollkommen sein' — nicht in fernen

---

* Goethe.

Zeiten, sondern jetzt, denn der geistige Mensch ist das Bild und Gleichnis Gottes, nicht Gott das Ebenbild und eine langsame Schöpfung der menschlichen Natur, und schon heute kann der Geist zur Gottähnlichkeit erwachen, in Beweisen der Kraft, die er von Gott empfangen hat.

Stünde nicht lebendige Kraft und Wirklichkeit hinter dem Gottgedanken, so könnte er im Menschen nicht Kraft und Leben wirken, die gottähnlich sind. Nicht ein Wähnen, — Wahrheit ist der Himmelstau, wodurch allein sich dürrer Grund belenzt, und nur eine wirkliche Sonne läßt alles Leben zur Blüte seiner Kraft gelangen. Wo Scheingebilde von Götzen, wo Materie und fremdnatürliche Stoffe, physische Kräfte als Urgrund der innern Kraft gedacht wurden und werden, da fühlte sie sich bald erschlafft; aber unerschöpflich ist die Kraft, die aus Gott in auferweckte Geister strömt. Die Kräfte mehren sich im Geiste in dem Maße, als er sie zu heiliger Fülle in Gott gesteigert denkt. Nunmehr ist's die Gottheit, die im Menschen alle kleinen Kräfte des Guten ins Unendliche erhöhen kann. Die anfangs nur beschränkt und endlich, vereinzelt, unvollkommen als ein Sehnen, Streben, als Bewunderung, Begeisterung, Ehrfurcht, Demut, Gewissenhaftigkeit, als Rechtlichkeit, Dankbarkeit und Sanftmut, Geduld, Erbarmen, Opferfreudigkeit im Geiste aufgeflutet sind, die werden, wenn in göttlicher Vollendung gedacht, überfluten und zu einer Kraft zusammenschwellen: zur Liebe, die im Gott der Liebe sich selber erst erkennt als das höchste Ideal, als die eine, die vollkommen ist, und jede gute Regung vollkommen macht, als das währende Gut und die alles vermögende Macht, als die geistigste im Geiste, der durch Liebe alldurchdringend, allverbindend, allgewaltig wird. Wo der christliche Gott erfüllend ins menschliche Bewußtsein eindringt, da macht er den Menschengeist zur größten Krafteinheit in der geschöpflichen Welt. Als solche ist er allem Widrigen gewachsen; denn in und mit dem gotterfüllten Geiste herrscht die Liebe — und verdrängt ihr Widerspiel.

‚Jetzt ergeht das Gericht über diese Welt; nun wird der Fürst dieser Welt hinausgestoßen werden . . . Siehe, ich gebe euch Macht, auf Schlangen und Skorpionen zu treten und über alle Gewalt des Feindes; nichts wird euch beschädigen' (Joh. 12, 31, Luk. 10, 19). Nicht Natur, die Liebe hat Vollmacht über alles Finstere, Böse, und zögert nicht, sie auszuüben. Christus hat und übte sie, als der ‚Erstling', der alle Überwinderkraft der guten Regungen durch Liebe vollständig machte. Und wahrlich: Liebe, wenn sie der Liebe Christi nachfolgt, zu Gott aufschwebend und herniederfahrend in die Welt der Schatten, könnte alles überwinden und von nichts überwunden werden. Denn sie ist das vom Bösen Unberührbare; sie geht immer auf das Lebenerhaltende, und für sie ist's keine Frage: Was bewahren? was bekämpfen? Mit Sicherheit entscheidet sie über Sein und Nichtsein von allerlei Gewalten, weil sie die bösen aufs klarste unterscheidet — denn jede Macht ist böse, über der nicht Liebe waltet. Heiden fühlten auch mit feindlichen sich religiös und also fest verbunden; Christen rüsten sich wider sie. Liebe bringt den Zwiespalt um der Einfalt willen und schwingt das Schwert

des Geistes, doch um des Friedens willen. Nicht mit dem Hammer tötet sie, sondern hält der Welt das Kreuz des Opfersinns entgegen; sie widerstrebt dem Übel nicht mit Üblem, sie tut nur Gutes. So bezwingt sie übelwollende Natur — die der Verstand bloß in Fesseln schlagen kann und der die Sinne unterliegen — und bewohnt ‚siegreiche Gehöfte'.

Was Liebe tut und denkt, was sie erschaut, ist Zug um Zug das Gegenteil vom Lebensbild der Sinne, von ihrem Empfinden und Handeln. Liebe dichtet das Leben in der Welt nicht als Trauerspiel, und überall ist eben das die erlösende Erfahrung, vermöge deren die Religion des Geistes und der Liebe die Tragik der sinnenhaften Naturreligionen aufhebt: daß der liebevolle Geist allein das Gute stehen und das andere vergehen läßt.

Ja, er vollbringt es mit der Tat und in Gedanken, in der Hoffnung und im Glauben. Das Leben wird so einfach durch die Liebe. Aufwärts geht es mit der Lebensfülle, und die Welt wird besser, wo sich Liebe regt. Strahlend neu wird die Seele, werden Menschen und die Erde und der Himmel. Das Tagesbewußtsein der Seele erhellt sich immer mehr und verbreitet sich vom Nächsten auf das Fernste, über alle Weiten der Natur.

Kindlicher als der Naturmensch, reifer wie der Spätling der Kultur ist der Liebende — ein wiedergeborener Mensch, voll Glanz der Heiterkeit und heiligen Wissens, unbefleckt und vielvermögend. Die Liebe ist's, die die Blitze der Triebgewalten bricht und Meere von Leidenschaften stillt, die über jeden Aufruhr ihren Frieden breitet, Roheit durch ihre Lindigkeit besänftigt und Verworrenheit mit ihrer Reinheit klärt. Der Liebende fühlt alle Tugenden von innen quellen, nicht aus dem Zufallswesen und den Launen der Natur, und jede Liebesregung schließt ihn an Gottes Leben an. Der Geist der Liebe führt sanft in hohe Ordnungen hinein — nicht aus der Unordnung erwartet er die Ordnung; auch wendet er, um gefährliche Notwendigkeiten zu umgehen, nicht ungesetzliche Listen an —: Liebe handelt immer gesetzlich, offen vor Gott, in Übereinstimmung mit seiner Notwendigkeit, außer welcher nichts notwendig ist. Wenn vormals Rechtlichkeit und Rücksicht, Schonung, Wohltat durch Gebot und Drohung erzwungen wurden, und der wilde Sinn Gesetzestafeln dennoch zerbrach, so hebt die Liebe vielerlei Gebote dadurch auf, daß sie in ihr Erfüllung finden, ehe sie gegeben sind. Wo eine starke Liebe, ist auch ein starker Wille, ein gottergebener, kein schwanker, niederer Eigenwille. Liebe zieht jede Regung zu ihrer Geistigkeit und Göttlichkeit empor und steigert jede Fähigkeit. Nicht als Geschöpf ungeistiger Götter, nicht aus Naturmacht und eigener versagender Menschenkraft schafft und scharwerkt der Liebende — seine Werke wachsen ihm ohne bange Sorgen aus der Hand, und was er bildet, zerfällt nicht. Selbst bei mechanischer Arbeit büßt er seine Geistesfrische nicht ein und seine Liebe erhöht sich auch in Knechtsgestalt zu königlicher Kraft. Er gewinnt sein Leben noch, indem er's hingibt, und krankt nicht an seinen Opfern, ob sie auch Herzblut kosten. Es naht ihm keine Ohnmacht wie der sinnlichen Natur, und keine Schwäche ängstigt ihn —: ist nicht die heilende Macht der Liebe größer als alle Heilrunen des Verstandes?

Geistige Liebe kennt nicht entnervende Begier, kein wildes Jagen nach Lust, weil Liebe immerwährende Freude ist; und wenn die zugreifenden Sinne bis ans Ende hungern, trotz der goldgefüllten Faust, so sättigt Liebe sich an einem Tropfen himmlischer Güte und speist Zehntausende damit. Mittellos erwirbt sie alles und steht hoch über Goldesmacht: da sie nicht zu erkaufen, noch zu bezahlen ist. Der Ring der Goldesmacht kann entwendet werden, die Goldglanzhexe von einer Hand in die andre gehen, die goldmahlende Mühle, die wirtschaftlich-technische Kultur mag stille stehen, und die Riesen, die ihr fronen, die große Masse sich empören — Liebe fürchtet nicht Mangel noch Verluste.

Sie verliert auch keine Menschenseele. Liebe ist geniales Eindringen in das Tiefenwesen. Geistige Liebe haftet nicht am Äußeren und Einzelnen: sie hebt das Sondersein und das körperliche Ichgefühl und Fremdheitsschranken zwischen Mensch und Menschen auf, sieht einen Geist aus wachen und schlafenden Seelen hervordämmern und schaut hoffend in den Gotterschaffenen hinein, nicht auf den Irrgeist, der mit dem Trank des Nimmermehrgedenkens an Gott und Güte Seelen beschläfert und erstarren läßt. So muß denn Liebe auch den Feind lieben und bleibt dem Argen gegenüber unbeirrt und unempfindlich. Wenn ein Natur- und Sinnenmensch dem schlimmen Nachbar seinen Seelenfrieden zum Raube hingibt, sich von unverschämten Herzen betrüben, von Gewalt und Tücke zur Bestürzung und bis zu Haß und Bosheit verstören läßt, so leidet Liebe nicht wie die sinnliche Natur, ihre Kraft wird durch kein Gefühl des Ausgeliefertseins vermindert, denn sie ist unabhängig und frei von bösen Nachgefühlen. Keine Freiheit außerhalb der Liebe — und der Freie ist aller Welt verbunden und fühlt die ‚Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens'. Wo zwei oder drei beisammen sind im Namen dessen, dem der Geist und Gott der Liebe innewohnt, da werden sie von derselben Kraft der Hilfe und Barmherzigkeit durchdrungen, die in Christo war. Liebe ist dann Schutzgeist, Glücksgeist, segnende Norne. Liebe erreicht alle Seelen. Keine Mißachtung der Schwachen mehr wie einst, keine Knechtung! Alle christlichen Gefühle verpflichten zur Dienstbarkeit und das geringste Gute im Geringsten verpflichtet zum Glauben.

Groß ist die Beweiskraft des kleinsten Guten für die Liebe! Es bezeugt ihr immer wieder eine göttliche Wirklichkeit, die alle andern ‚Wirklichkeiten' zu überwältigen vermag. Und weil sie weiß: kein Gutes in der Welt bleibt Winkelgut, in alle Weiten trägt es seinen Segen, — so wird ein kleines ihr zum allgemeinen, wie ihr dies eine denn auch unendlich mehr als das viele gilt und offenbart. Die ganze ungeheure Menschheit hatte viele Götter und nur einen Christus und wenige von seinen Worten, aber in den kleinen Kristallen schimmert farbig alle Menschlichkeit und Göttlichkeit, und mit dem liebevollen Hauch aus seinem Munde ist er den Jahrtausenden persönlich gegenwärtig, und was er sagte, überdauert die trübe Rede aller Kinder der Natur, deren Weissagungen die Rätselnacht der Allnatur nur hin und wieder flüchtig bis zur Dämmerung erhellen konnten. Erst der liebevolle Geist ist

fähig, Natur wahrhaft zu verstehen, denn er schaut die Gotteswirklichkeit in und über ihr und verbündet sich mit ihr.

Je mehr er sich in Göttliches und Gott vertieft, desto höher erhebt er sich über die Natur und kommt ihr dennoch näher, als ihr jemals ein Naturanbeter kam. Er naht sich ihr als einer, der seine Blicke vom Bild der äußeren Natur abgezogen hat, um an der Wahrheit zu haften. Wahrheit vermag allein der Liebende zu finden, der die größte Fülle von Tatsachen im Gemüt umschließt, von denen er zurückbehält, was dem Wesen seines Geistes entspricht und ihm lebendig eingeht. Was Wahrheit ist, spüren wir im belebten Geiste; was Scheinwesen ist, an der Entseelung. Liebe — weil sie alles, was in den Augen ist, tief in die Seele einbezieht — spürt Schein- und Wahngebilde auf und scheidet sie vom gotterschaffenen Leben, von Geist und Kraft im Innern der Natur. Sie handelt mit der Natur und für sie, indem sie allem Täuschenden, Toten, Zerstörenden, aller Unnatur ein strenges Nein entgegenruft — denn unterschiedslose Bejahung des Natürlichen wäre widernatürlich. Die reine Natur ist wieder herzustellen und der liebevolle Geist läutert jedes Stück Natur, auf das er jeweils einwirkt und gleicht es ihm selber an; selbst die erscheinende Natur, wo sie sich entgegenneigt, haucht er mit seinem Leben an: leiht ihren Formen Sinn und Bedeutung, den Farben seine Harmonien, und wandelt ihre schönen Bilder ins Wundersame um: in liebliche Erquickung, süße Ruhe, Entzücken, Wonne, Willensmacht, und all ihr Licht in seliges, heiliges Empfinden. So ist er allem überlegen und allem nahe. Er wird mit Mächten und Kräften eins, indem er sie in göttlichem Sinne nutzt, und vermag der Natur die erhabensten Leistungen abzuringen. Dabei wird's ihm klar und klarer, daß Natur in und mit dem Geiste nach Rückbesinnung auf ihren göttlichen Ursprung ringt, daß beide in demselben einigen Sein ihren Grund haben müssen — und Liebe führt ihn vollends in den Sinn des heiligenden Wortes ein, welches die Welten zur Einheit zusammenschließt: ‚daß Gott alles in allem sei'.

So führt denn Liebe die Welt auf die höchste fühlbare Einheit zurück, die nur über der Natur, jenseits der erscheinenden, zu finden ist. Gottnatur steigt strahlend auf, und das Alte verdämmert. Alles Geist — alles Liebe? Könnte Gott denn weniger sein und tun als sie? Und mußte nicht der Liebesgeist in Christo und den Seinen erkennen, daß Gott die Liebe ist? Was in der Liebe wirksam ist, muß noch viel wirklicher in Gott sein. Sie ist im Menschengeiste nur das Morgenlicht, das von der Weltensonne Kunde gibt —: ein Abglanz des allumfassenden Geistes, des unendlichen, freipersönlichen Seins. Liebe ist persönliche Ausstrahlung, und schon im Menschen fühlt sie sich verewigt, schon seinen Geist beginnt sie zur unermeßlichen Persönlichkeit zu weiten, und steigert, je mehr sie ihn erweitert, die persönliche Kraft — wie sollte Gott denn anders als persönlich sein? Den wir persönlich denken, der ist uns nahe: der Gott der Liebe ist ein Vater aller.

So endet Suchen und Sinnen, das sind letzte Bilder und Gleichnisse, die der Menschengeist aus seiner Natur in den persönlichen Gott der Liebe,

den gütigen Vater und geistigen Schöpfergott hineindenkt —: Wie der Menschengeist eine bewußte Einheit bleibt, soviel verschiedene Gedanken er auch denken mag, und wie Gedanken unauflöslich mit dem Denkergeist verbunden bleiben, ob sie scheinbar auch vereinzelt wandern: so verbleiben die Ideen im ewigen Geiste, so ist das Verhältnis Gottes zu seinen Geschöpfen. Wohl bezeugt der einzelne Gedanke nicht immer seine Herkunft aus dem Schöpfergeiste, er kann sich wenden, versinnlichen, abtrünnig werden — so verhalten sich Geschöpfe zu Gott. Wie aber irrende Gedanken sich im Geiste wieder klären können, so die Seele in Gott, und wie Gedanken, die im Geiste aus- und eingehen, doch niemals in ihm untergehen und zerfließen: so die menschlich-persönliche Seele nicht im persönlichen Gottesgeist. Doch wie im göttlich-erregten Menschengeiste eine wundersame Durchdringung aller Gedanken, Gefühle, Kräfte erlebt werden kann, so daß einzelnes nicht mehr spürbar wird, so mag das Leben aller Liebenden im Gott die Liebe sein — so verheißt es Christus: Ich im Vater und ihr in mir und ich in euch!

* * *

Von ihrer Weltanschauung wird die Menschheit auf- und niedergeführt, in alle Tiefen tragischen Verfalls oder auf die Höhen ihres Wesens. Der im Menschengeist vorherrschende Gedanke verwirrt oder läutert, versinnlicht oder vergeistigt die Gefühle, und auch der Wille wird ein anderer, je nach den Gedanken und Gefühlen, die ihn leiten.

Welch ein Unterschied, ob der Gott und Vater Christi oder nur Natur und der Naturmensch ‚alles in allem' ist! Wie anders wirkt der christliche Gottgedanke als Bild und Begriff der Natur! Um den Gottgedanken sammeln sich die geistigsten Empfindungen; der Naturgedanke zieht sinnenhafte Regungen ins Bewußtsein hinein. Gefühl für Gottheit ist richtungweisend und lenkt den Tatendrang auf das eine, was nottut; Naturvergötterung zersplittert ihn auf vieles Nebensächliche. Vor Gott gilt nur das Gute; sinnliche Natur läßt alles gelten. Wie friedlich ist der Mensch geborgen, der die Güte in Person, den vollkommenen Geist über sich und sich selbst dem Vater nahe fühlt; wie verloren einer, dem die gleichgültige Natur, das unpersönliche Chaos von streitenden Kräften das beängstigend nächste ist. Je näher Gott, desto mächtiger der Mensch; je näher der Natur, um so ohnmächtiger. Vor den Göttern und Gewalten in der Natur entsetzten sich die Sinne; der Geist aber liebt den Gott der Liebe. Nicht vom Bilde der Natur, von Gott kommt Lebensfülle — und das Leben muß recht behalten! Wer sich zu Gott als sein Geschöpf bekennt, wird ein Ganzes werden; Naturwesen bleiben eine Halbheit — denn Naturentwicklung braucht Äonen, ist ein Werk blinder Kräfte und endet nicht bei der Vollkommenheit, vielmehr im Tode. Gott stellt Entwicklung in nahe, nächste Menschenmöglichkeit; denn in der Gotteswelt ist Entwicklung ja ein Aufstieg der Seele zu der Vollkommenheit, von der sie ausgegangen ist — jetzt und heute schon mag der Tag des Herrn heraufdämmern, und je mehr der Menschengeist einfältiglich in Liebe lebt, um so heller wird es in der Welt.

Kleine Bausteine

Giuseppe Verdi / Von Eugen Schmitz

Im laufenden Jahr, das der Kulturwelt die hundertjährige Gedenkfeier von Richard Wagners Geburtstag brachte, ist noch ein zweites Datum von verwandter Bedeutung fällig. Am 10. Oktober 1913 waren nämlich auch hundert Jahre verflossen, seit Giuseppe Verdi, nächst Wagner zweifellos das bedeutendste musikdramatische Genie der zweiten Hälfte des vorigen Säkulums, das Licht der Welt erblickte. Verdi und Wagner als Musikdramatiker in einem Atem zu nennen, wäre vielen eifrigen deutschen Musikfreunden noch vor vierzig Jahren fast wie eine Blasphemie erschienen; denn lange Zeit sah man bei uns in dem italienischen Maëstro, dem Schöpfer des ‚Troubadour' und der ‚Traviata', nicht viel mehr als einen besseren Gassenhauerfabrikanten. Erst als Verdi von der ‚Aïda' angefangen sich in gewissem Sinn als Schüler des Bayreuthers bekundete, begann man in Deutschland ihn mit anderen Augen zu betrachten und gewann nun allmählich auch besseres Verständnis für das eigentliche Wesen seiner früheren Werke. Jedenfalls steht heute Verdis Bedeutung auch für unser Kunstleben außer Frage.

Natürlich kann trotzdem für uns der Verdigedenktag sich mit dem Wagnerfest an geistigem Gewicht nicht messen. Zunächst schon deshalb nicht, weil eben Wagner, der Dichtermusiker, doch das bei weitem universellere, künstlerisch wie entwicklungsgeschichtlich gewaltiger auswirkende Genie gewesen ist. Dann aber auch aus nationalen Gründen. Wie Wagner von sich zu sagen liebte, er sei ganz speziell ‚germanisch' auf die Welt gekommen, so ist auch bei Verdi das national Italienische im Wesen seiner Kunst so außerordentlich scharf ausgeprägt, daß sie restlos stets nur seinen Landsleuten zugänglich und verständlich sein wird. Darum gehen, wie wir bei unserem Wagner, so auch die Italiener bei der Einschätzung ihres Verdi stets von der Betonung der nationalen Bedeutung seiner Kunst aus. Auf ihr beruht in erster Linie die unglaubliche Popularität, deren sich Verdi seit mehr als einem halben Jahrhundert in allen Volkskreisen Italiens erfreut. Ja, man hat nicht ohne Grund behauptet, die Tatsache, daß Italien noch keine Nationalhymne habe, sei darauf zurückzuführen, daß das Volk es vorziehe, Freud und Leid in Verdischen Melodien austönen zu lassen. Verdi stand bekanntlich nicht nur als Mensch begeistert inmitten der national-italienischen Bewegung — ‚Viva Verdi' riefen die italienischen Patrioten bis zur Einnahme von Rom als Abkürzung des verpönten ‚Viva Vittorio Emanuele, Rè d'Italia' —, sondern hat auch als Künstler oft seinem Patriotismus in zündender Weise Ausdruck verliehen. Chöre wie: ‚O mia patria si bella e perduta' in den ‚Lombardi' (1843), ‚Si vedesti il leon di Castiglia' im

‚Ernani' (1844), ‚La patria tradita' im ‚Macbeth', ‚Via italia' in der ‚Battaglia di Legnano' (1849) gaben bei den Aufführungen nicht selten Anlaß zu politischen Demonstrationen und wurden in den Jahren der italienischen Einigkeitsbewegung zu Kampf- und Trutzliedern des Volkes. Mit den ‚Vespri Siciliani' (1855) feierte Verdi in ähnlicher Weise die befreiende Revolution wie ein Vierteljahrhundert vorher Auber in der ‚Stummen von Portici', und mit dem ‚Attila' (1846) hatte er einen Vorgang aus Italiens Geschichte berührt, dem ebenfalls alle patriotischen Herzen entgegenschlagen mußten: die Legende von Papst Leo I., der durch die überirdische Macht seiner Persönlichkeit die Hunnen zum Abzug aus Italien bewegte. Die berühmten Worte des Ezio in dieser Oper:



Av-rai tu l'uni-ver - so, re-sti l'Ita-lia, resti l' I - ta - li - a a me

entfesselten in den politisch bewegten Zeiten auf allen italienischen Theatern beispiellose Stürme der Begeisterung, und noch heute gibt es in jeder Aufführung des ‚Attila' bei dieser Stelle eine laute Demonstration. —

Mit dieser sozusagen ‚politischen' Seite von Verdis Kunst ist nun aber ihr spezifischer Nationalcharakter noch keineswegs erschöpft. Er prägt sich vielmehr auch in allgemeinen Stilmerkmalen aus. Zunächst in der Wahl der meisten Libretti aus dem Stoffgebiet jener übertrieben phantastischen, sensationslüsternen Romantik, die, von der Pariser Victor-Hugo-Schule ausgehend, um die Mitte des Jahrhunderts speziell die Literatur der Länder romanischer Zunge beherrschte. Bereits Verdis Erstlingswerk ‚Oberto, conte di San Bonifazio' (Dichtung von Solera, Premiere Mailand, 17. Nov. 1839) weist nach dieser Richtung, und ihr ist der Meister bis zum Beginn seines Wagnerianertums treu geblieben; noch die diese letzte Phase seines Schaffens einleitende ‚Forza del destino' (1862) wandelt textlich ganz in alten hyperromantischen Bahnen. Den Typ dieser Romantik aber kennen wir alle aus jenen Opern von Verdis mittlerer Periode, die wie ‚Troubadour' und ‚Rigoletto' dank ihrer besonderen musikalischen und dramatischen Vorzüge sich trotz unserer Abneigung gegen dieses romantische Genre auch bei uns eingebürgert haben. Nicht minder als der textliche zeigt ferner der musikalische Stil von Verdis Opern ausgeprägt nationales Gesicht, und zwar sowohl in der schmiegsamen kantablen, an Zieraten reichen Melodik wie in der durchsichtigen Instrumentation. Vor allem aber mutet uns die auffallende Lebhaftigkeit der Rhythmen, die auch tragischen Situationen einen fast heiteren Anstrich gibt, fremdartig an. Teilweise ist letzteres nun freilich geschichtlich gewordene künstlerische Dekadenz; im Grunde genommen aber erscheint es doch nur als der Reflex des uns Nordländern ferneliegenden intensiv lebhaften Empfindens, das den Italiener bei allen seinen Betätigungen und Äußerungen auch im gewöhnlichen Leben leitet.

Aus diesen ‚italienisch-nationalen' Gründen konnte und kann für Deutschland Verdi nur mit Bruchteilen seines Schaffens in Frage kommen. Namentlich schied naturgemäß die politische Seite seiner Kunst gänzlich für uns aus, und darum hat die diese besonders ausprägende erste Schaffensperiode des Künstlers für Deutschland die geringste Bedeutung gewonnen. Heute ist von den einschlägigen Werken auf unseren Bühnen überhaupt nichts mehr lebendig, und früher waren sie im deutschen Repertoire nur durch einen einzigen, für den Stil des jungen Verdi keineswegs ausschlaggebend charakteristischen Repräsentanten, die Victor-Hugo-Oper ‚Ernani' (Venedig 1844) vertreten. Dieses Werk, mit dem Verdi in seiner Heimat zum erklärten Lieblings- und Modekomponisten wurde und auch erstmalig den Weg ins Ausland fand, mußte hier, was die Beurteilung des Komponisten anlangt, durchaus irreführend wirken. Denn von jener originellen Frische, jener echten Weihe und Kraft der Empfindung, die andere Verdische Jugendarbeiten sofort als aus den Gleisen des Gewöhnlichen herausstrebende Produkte eines wirklich eigenartigen Talents kennzeichnete, ist gerade im ‚Ernani' verhältnismäßig wenig zu spüren, die an dramatischen Akzenten reiche Verschwörungsszene, die Finales und einige wuchtige Chöre vielleicht ausgenommen. Im allgemeinen aber herrscht der gefällige Salonton der gleichzeitigen italienischen Modeoper und ihres Hauptvertreters Donnizetti in den zahlreichen ohrenfälligen, leicht dahinfließenden Kabaletten, Kavatinen usw., aus denen sich die Partitur der Hauptsache nach mosaikartig zusammensetzt, vor. Zweifellos hat gerade dies seinerzeit den Modeerfolg der Oper begründet und ‚Ernani' auch lange im deutschen Repertoire erhalten. Heute aber ist das Werk und mit ihm das ganze Schaffen des jungen Verdi für uns Deutsche längst verschollen. —

Größer ist die Rolle, die der mittlere, auf der Höhe seiner Produktionskraft stehende Verdi für Deutschland gespielt hat. Die Hauptwerke dieser seiner Schaffensperiode: ‚Rigoletto', ‚Troubadour', ‚Traviata' und ‚Maskenball' behaupten nach wie vor ihren Platz im internationalen Repertoire und werden auch bei uns immer noch vom Publikum ebenso gern gehört wie von den Sängern gesungen. Was ihnen anfänglich zu dieser Stellung verholfen hat, war zweifellos ihre *musikalische* Seite. Man lachte über die verworrenen, die Romantik scheinbar im schlimmsten Sinn repräsentierenden Texte, aber man bewunderte die Musik und erfreute sich ihrer um so mehr, als sie in vielen Momenten sich jener alten Ohrenfälligkeit, jener melodischen Anmut um jeden Preis abermals näherte, die schon das Glück des ‚Ernani' gemacht hatte. Heute urteilen wir wesentlich anders. In der Musik dieser Opern finden wir heute neben wirklich Hervorragendem auch genug geschmacklosen Klingklang; dagegen hat sich unser an Wagner geschulter Blick für die teilweise zweifellos bedeutenden *dramatischen* Wirkungen des mittleren Verdi geschärft, trotz der nach wie vor erkannten Schwäche seiner Texte, in deren Verurteilung man freilich doch auch nicht zu weit gehen darf. Schlecht sind diese abwechselnd von Piave, Camarano

und Somma nach berühmten Vorbildern verfaßten Opernlibretti ihrer naiven, primitiven Technik, ihrer mangelhaften Charakterzeichnung und der Unklarheit ihrer Entwicklung nach, wozu bei uns in Deutschland noch die lottrige Sprache der miserablen Übersetzungen und sinnlose Striche als weitere negative Vorzüge kommen. Gut dagegen ist — und darauf kommt es eigentlich in erster Linie an — ihre zweifellose Bühnenwirksamkeit, die Situationen nicht nur von starkem szenischen Eindruck, sondern auch gewaltige Affektwirkungen birgt. Hier in erster Linie hat Verdi der Musiker eingesetzt und durch seine Kunst jene Momente schlagkräftiger Musikdramatik erzielt, die sein eigentliches Talent bekunden und diesen Werken auch heute noch, wo wir für ihre rein musikalischen Bravourstücke nach der Mode von Anno dazumal wenig mehr übrig haben, ihren Platz sichern. —

Die vielleicht besten Seiten dieser Musikdramatik des mittleren Verdi zeigt gleich der ‚Rigoletto‘ (Venedig 1851). Die nach Victor Hugos ‚Le roi s'amuse‘ von Piave bearbeitete Dichtung bringt mit der Erscheinung des Titelhelden, des von seiner Umgebung in den heiligsten Gefühlen als Vater mißhandelten Hofnarren einen dramatischen Charakter von starkem Eindruck, der auf die ganze Handlung ausstrahlt. In allen einschlägigen Situationen hält sich Verdis Musik voll echt südländischer Leidenschaft auf der Höhe dramatischen Ausdrucks. Ein Meisterwerk ist namentlich der vierte Akt, die Szene in dem Banditenhäuschen am Flußufer, wo Rigoletto seinen Herrn, den Herzog, der ihm die Tochter Gilda geraubt hat, ermorden lassen will, statt seiner aber dann das eigene Kind, das sich für den treulosen Geliebten geopfert, als Leiche findet. Den Untergrund bildet hier eine meisterliche musikalische Schilderung der düsteren ahnungsreichen Stimmung, die über der von einem aufziehenden Gewitter bedrohten nächtlichen Landschaft liegt. Darauf entfaltet sich nun ein kontrastreiches Gewebe scharfakzentuierter Affekte, das in dem berühmten Quartett zu einem musikalischen Charakterstück von genialem Ausdruckswert verdichtet erscheint. Wie hier die verschiedenen Stimmungen der vier Personen, das leichtfertige Tändeln des Herzogs mit der schönen, käuflichen Banditentochter, der brütende Rachedurst des sie belauschenden Rigoletto und die Verzweiflung der Gilda über die handgreifliche Treulosigkeit ihres heimlich geliebten Verführers in engem Rahmen zu einem einheitlichen musikalischen Bild gestaltet und doch im einzelnen wieder aufs feinste auseinandergehalten sind: — das ist von an Mozart gemahnender Meisterschaft. Demgegenüber lassen sich die rein virtuosen Gesänge des Herzogs und der Gilda um so eher in Kauf nehmen, als es auch ihnen, wie z. B. dem berühmten ‚La donna è mobile‘, keineswegs an wirklich originellem melodischen Charakter fehlt.

An dramatischer Bedeutung im ganzen kommt dem ‚Rigoletto‘ Verdis populärste Oper, der ‚Troubador‘ (Rom 1853), nicht gleich. Schon dem nach einem romantischen Drama des Spaniers Guttierez bearbeiteten Text von Camarano, ist er auch nicht *so* schlecht, wie ihn die miserable, verstümmelte deutsche Übersetzung erscheinen läßt, fehlt es bei seiner unklaren

Abenteuerlichkeit an jenem rein menschlichen Interesse, das beim ‚Rigoletto‘ schon der Charakter des Titelhelden garantiert. Und Verdi hat nichts getan, die Eindrücke zu vertiefen. Seine Musik ist von einer geradezu erstaunlichen melodischen Kraft; in dieser Hinsicht bedeutet der ‚Troubadour‘ einen zweifellos genialen Wurf. Aber in der ganzen Auffassung herrscht doch ausgesprochen ein an der Oberfläche haftender Salonton, dem das ‚Dankbare‘, ‚Gefällige‘, nicht aber wirkliche Ausdruckscharakteristik Ziel ist. Nur einige Momente machen eine Ausnahme, so z. B. die mit großer dramatischer Steigerung aufgebaute Erzählung der Azucena von der Hinrichtung ihrer Mutter und der dafür genommenen Rache, und vor allem die stimmungsvolle Szene im Kerkervorhof mit dem Miserere. Doch selbst hier läßt der melodisch ja wunderschöne Abschiedsgesang des Manrico den erwähnten Salonton anklingen, der dann insbesondere in den Arien der Leonore wahre Orgien von Geschmacklosigkeit feiert.
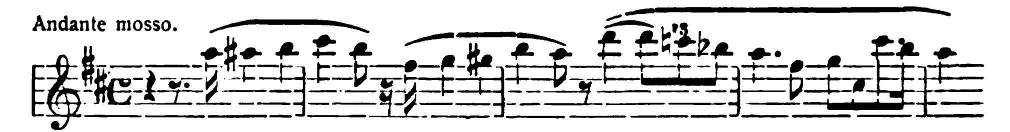
Ziemlich gleichzeitig mit dem ‚Troubadour‘ hat Verdi die ‚Traviata‘ — oder, wie sie in Italien heißt, die ‚Violetta‘ — fertiggestellt. Um so merkwürdiger erscheint die starke stilistische Verschiedenheit beider Werke. Im Gegensatz zum ‚Troubadour‘, dessen Tonsprache in großen Alfreskostrichen malt, ist die Musik der ‚Traviata‘ durchaus intim. Seines nach Dumas' ‚Kameliendame‘ von Piave recht geschickt bearbeiteten Textes wegen wurde das Werk im Hinblick auf die Sterbeszene im letzten Akt früher mit dem Spottnamen ‚Schwindsuchtsoper‘ belegt. Heute, im Zeitalter der ‚Salome‘, ‚Elektra‘ und ‚Tosca‘, ist man auf der Opernbühne freilich noch an ganz andere Dosen von Sensation gewöhnt. Zwei kontrastierende Ausdrucksgebiete treten in Verdis Musik hervor: die Zeichnung des glänzenden gesellschaftlichen Milieus, das den Hintergrund des Pariser Demi-Monde-Dramas bildet, und die Analyse der seelischen Linien dieses Dramas selbst. Bei der letzteren verliert sich Verdi für den modernen Geschmack oft zu sehr in Hypersentimentalität, doch fehlt es daneben auch nicht an heute noch zündend wirkenden, warm empfundenen Lyrismen. Durchweg sehr ansprechend wirkt die feine musikalische Milieuschilderung, die, von einem Hauch französischen Esprits beschattet, teilweise schon einen ganz modernen, elegant flüssigen Konversationston anschlägt. In ähnlicher Weise nähert sich Verdi dem modernen Stil auch in der letzten seiner berühmten Bravouropern, dem ‚Maskenball‘ (Rom 1859). Das die Ermordung König Gustavs von Schweden behandelnde Sujet war in den dreißiger Jahren bereits einmal von Auber komponiert worden. Antonio Somma hat danach für Verdi einen Text bearbeitet, der, im einzelnen viel Geschraubtes enthaltend, doch dramatischer Schlagkraft nicht entbehrt. Diese hat Verdi namentlich in einigen der großen Ensembles, z. B. der Verschwörerszene des vierten Aktes, musikalisch sehr wirkungsvoll gesteigert und dabei oft ein bereits auf das neue Musikdrama weisendes Streben nach Weitung der Gesangs-‚Nummern‘ zu wirklichen dramatischen Szenen betätigt. Mehr reaktionär erscheinen daneben wieder die zahlreichen dankbaren Einzelgesänge wie die Fis-dur-Romanze und

die Kanzone Richards, das Kantabile und die große Arie Renés, die Ballade des Pagen, die zwei Arien Amaliens usw., in denen sich jedoch abermals der alte, echt italienische Melodiker Verdi in ungebrochener Frische offenbart.

Nach dem ‚Maskenball‘ beginnt nochmal ein neuer Abschnitt in Verdis Schaffen — der letzte. Bis hieher geht, mit H. Kretzschmar zu reden, in des Meisters Leben die Geschichte des Talents, und nun beginnt die des außergewöhnlichen Charakters. ‚An Ehren, an Gütern und an Jahren reich, reif für die Ruhe auf dem Lorbeer, beginnt er jetzt umzulernen und begibt sich unbefangen in die Schule Richard Wagners.‘ Die Beziehungen Verdis zu Wagner bedürfen, soweit persönliche, aus des deutschen Meisters Werken geschöpfte Anregungen in Frage kommen, noch dringend der Untersuchung. Was darüber in den italienischen Biographien steht, ist ungenügend und falsch. Vielleicht bringt die zum Jubiläum veranstaltete Ausgabe von Verdis Briefen einige neue Aufklärung. Einzelne Wagnersche Stilmomente wie z. B. die Verwendung des Leitmotivs treten bereits seit dem ‚Rigoletto‘ hervor, doch wäre es verfehlt, deshalb hier schon von einen bewußten Anschluß Verdis an Wagner zu reden. Ebensowenig darf man diesen aber bis zu dem Zeitpunkt hinausschieben, wo — etwa ums Jahr 69 oder 70 — in Italien eine öffentliche Wagnerbewegung und Wagnerpflege begann. Verdi hat sicherlich längst vorher auf seinen Reisen im Ausland Wagners Werke kennen gelernt und Anregungen davon gewonnen. Jedenfalls zeigt er sich bereits in der drei Jahre nach dem Maskenball für Petersburg (1862) komponierten ‚Forza del destino‘ auf dem Weg zu Wagner und nach weiteren fünf Jahren im ‚Don Carlos‘ (Paris 1867) schon als unverkennbaren Schüler des Bayreuthers, wofür namentlich die straffere szenische Führung und die reichere orchestrale Untermalung der Singstimme kennzeichnend ist. Beide Werke sind in Deutschland so gut wie unbekannt, was wohl in der Art ihrer Dichtungen den Grund hat: Die ‚Forza del destino‘* repräsentiert, wie schon angedeutet, nocheinmal das alte romantische Genre in einer wirklich nur dem Südländer einleuchtenden Naivität, und der ‚Don Carlos‘ muß uns als eine Verballhornung Schillers — der übrigens bereits dem früheren Verdi in ‚Giovanna d'Arca‘ (1845), ‚I masnadieri (‚Die Räuber‘, 1847) und der heute noch in Italien ungemein beliebten, den Stil der ‚Traviata‘ vordeutenden ‚Luisa Miller‘ (1849) textliche Grundlagen geboten hatte — unmöglich erscheinen. Das ist bedauerlich, denn musikalisch ist speziell ‚Don Carlos‘, obwohl in der Erfindung nicht eben eines der frischesten Werke Verdis, doch von großem, prinzipiellen Interesse. Darum planen auch einige deutsche Bühnen zum nunmehrigen Jubiläum Aufführungen davon. Doch dürften dies vereinzelte Experimente bleiben und für Deutschland nach wie vor der ‚Wagnersche‘ Verdi nur mit seinen drei letzten Werken, der ‚Aïda‘, dem ‚Othello‘ und dem ‚Falstaff‘, in Frage kommen. Und auch von diesen überragt ‚Aïda‘ ihre beiden Gefährten an äußerer Bedeutung um ein Er-

* Eine kleine Studie über dieses Werk siehe im ‚Hochland‘, Oktoberheft 1908.

keckliches. Das zur Feier der Eröffnung des Suezkanals geschriebene und am 24. Dezember 1871 in Kairo zur Uraufführung gebrachte Werk ist textlich wie musikalisch ein gleich glücklicher Wurf. Nach einem altägyptischen Sujet von de Locle und Ghislanzoni verfaßt stellt sich die Dichtung als hohes Lied der Leidenschaft mit Entfaltung aller reinmenschlichen Affekte, die der alte und doch stets neue Konflikt zwischen Liebe und Pflicht wachruft, dar. Und erscheint uns der szenische Pomp der den äußeren Rahmen der Handlung bildenden Haupt- und Staatsaktion — ein Erbe der alten Grand opera — heute schon etwas überlebt, so spricht uns das reinmenschliche Drama des Rhadames, der Aïda und der Amneris stets aufs neue zu Herzen. Dafür wußte Verdi denn auch die wärmsten Töne der Empfindung zu finden, die namentlich in dem in gewaltigster Leidenschaft emporlodernden dritten Akt sich zu einem Feuer des Ausdrucks entzünden, wie es seit langem in der italienischen Oper nicht da war. Daneben hat der Meister aber auch für die Umrahmung, in der Schilderung des orientalischen Milieus Klänge von bezaubernder Farbenpracht angeschlagen. Seine Abhängigkeit von Wagner ist dabei eine rein technische; er eignet sich die stilistischen Mittel des deutschen Meisters an: insbesondere das reich untermalende sinfonische Orchester, dann gewisse Verfeinerungen von Rhythmik und Harmonik, auch Leitmotiv und Sprachgesang: allein er wahrt doch durchaus seine eigene künstlerische Individualität und weiß so als stark selbstschöpferischer Genius mit fremdem Handwerkszeug ein durchaus nur ihm eigentümliches Werk zu schaffen. Gerade dadurch steht Verdi turmhoch über den gleichzeitigen deutschen, schöpferisch impotenten Wagnerepigonen. Einen Vorsprung hatte der italienische Meister hierin freilich nicht nur durch sein Genie, sondern auch durch seine Nationalität, die ihm von vornherein stärkere Unabhängigkeit dem deutschen Vorbild gegenüber gewährte. Denn auch der Wagnerianer Verdi ist durchaus Vollblutitaliener geblieben, wenigstens was das Ausschlaggebende, die eigentliche melodische Erfindung betrifft. Das ‚Aïdamotiv‘ z. B.



wäre mit seiner sehnsüchtig schwellenden Chromatik ohne die Vorbilder von ‚Lohengrin‘ und ‚Tristan‘ gewiß nicht zu denken, und doch unterscheidet es sich seinem ausgesprochenen gesanglichen Charakter nach scharf von den mehr knapp instrumental thematischen Tongedanken Wagners. Es ist italienisch, nicht deutsch, Verdi, nicht Wagner.

Gleich ‚Aïda‘ wirkt auch ‚Othello‘ noch als Äußerung eminenter musikalischer Potenz durch eine glühende dramatische Leidenschaft des Empfindens, die doppelt staunenswert erscheint, wenn man bedenkt, daß Verdi diese am 5. Februar 1887 an der Scala in Mailand uraufgeführte Oper als angehender Siebziger schrieb. Die mächtige dramatische Wirkung des Werkes

Ernst Fries/Ansicht von Stift Neuburg



ist freilich in nicht geringem Maße auch ein Verdienst der von unfehlbarem Bühneninstinkt diktierten Dichtung Arrigo Boitos, die in knapper Präzision den Kern des Shakespeareschen Dramas mit teilweise bedeutsam selbständiger Entwicklung der Charaktere hinstellt und für dramatisch wie musikalisch gleich dankbare Kontraste sorgt. In dieser Hinsicht erscheint gleich der in medias res führende erste Akt mit der bewegten Sturm- und Lagerszene und dem im schärfsten Gegensatz dazu stehenden abschließenden Liebesduett zwischen Othello und Desdemona typisch. Die tiefempfundene Lyrik dieses wundersamen Ges-dur-Stückes hat auf die jüngeren italienischen Komponisten kaum minder stark eingewirkt als die ‚Liebesnacht' aus ‚Tristan' auf die Deutschen: die empfindsamen Episoden des Verismo haben alle mehr oder weniger hier ihre Quelle. Den Höhepunkt des Ganzen bedeutet aber der letzte Akt; das wehmütige Lied Desdemonas, das Ave Maria, der Eintritt Othellos, der Mord, Erkenntnis und Sühne: — das ergibt hier ein Nebeneinander von musikalisch schärfstens markierten und doch wieder mit großer Kunst zu einem einheitlichen dramatischen Stimmungsbild verflochtenen Gegensätzen, das nicht nur alle Konsequenzen aus des Meisters eigener Vergangenheit zieht, sondern ebenfalls wieder bedeutsam in die Zukunft weist; denn auch hiervon haben die Veristen trotz aller prinzipiellen Gegnerschaft zum ‚wagnerisierten' Verdi ungemein viel gelernt. Technisch ist der Einfluß Wagners auf Verdi im ‚Othello' zur Vollendung gelangt; nicht nur die gesteigerte Verwendung des sinfonischen Orchesters, Leitmotivs und aller sonstigen Wagnerschen Stilmittel ist dafür kennzeichnend, sondern auch die definitive Einteilung des Ganzen in dramatische Szenen an Stelle der äußerlich noch in Aïda beibehaltenen Gliederung nach musikalischen ‚Nummern'.

Seine letzte Oper, den ‚Falstaff' (Mailand 1893), hat Verdi als achtzigjähriger Greis geschrieben. Da ist es denn nicht weiter verwunderlich, wenn sich hier nun tatsächlich ein Nachlassen der musikalischen Erfindungskraft bekundet. Was aber trotzdem der greise Meister aus dem Werk zu machen wußte, bleibt nichts destoweniger staunenswert. Der Text Boïtos bot wieder vorzügliche Anhaltspunkte, obwohl Falstaff als ein urgermanischer Typus dem Italiener eigentlich ferner liegen mußte. Verdi seinerseits hatte sich im komischen Genre früher nur ganz vereinzelt versucht; am besten bekundeten seine Begabung hiefür einige heitere Szenen in der ‚Forza del destino'. Im ‚Falstaff' bietet er gewissermaßen eine Modernisierung der alten opera buffa mit ihrem plappernden Parlandostil und ihren belebten großen Ensembles. Dazu kommt als neuer Ausdrucksfaktor wieder das Wagnersche Orchester, das der humoristischen Detailcharakteristik in einer stark in die Zukunft weisenden Form dienstbar gemacht wird. Denn wie vom ‚Othello' entwicklungsgeschichtliche Fäden zum Verismo führen, so hat der ‚Falstaff' mit seinen archaisierenden Neigungen in modernem Gewande auf die folgende heitere Oper Italiens stärkstens ausgewirkt. Namentlich die bedeutendste Erscheinung auf diesem Gebiete, die musikalische Komödie der Richtung Wolf-Ferrari hat hier ihre Wurzel.

Verdi hat als Opernkomponist einen ungeheuren Weg zurückgelegt. Als er Ende der dreißiger Jahre debütierte, war Donizetti der Mann des Tages, und auf dem von ihm und seinem Kreis gepflegten Gebiet der dekadenten italienischen Bravouroper tat auch der junge Verdi seine ersten Schritte als Künstler. Von Anfang an bekundete er aber dabei jene ursprüngliche originelle Schöpferkraft, die ihn unaufhaltsam über seine ganze Umgebung hinauswachsen und bald als den unbestrittenen musikalischen Führer seiner Nation erscheinen ließ. In strengster künstlerischer Selbstzucht hat er dabei unablässig an sich und seinem Talent gearbeitet, keine der großen Zeitströmungen unbeachtet und ungenutzt lassend, so daß er, der geistige Erbe Donizettis zuletzt im Zeichen Wagners endete. Fürwahr, wenn man in der Kunstgeschichte nicht nur nach großen Talenten, sondern auch nach großen Charakteren sucht, so darf Verdi auch von diesem Gesichtspunkte aus als der Größten einer bezeichnet werden. In dieser Hinsicht ist er auch für uns, obwohl einer fremden Nation angehörend, ein nie genug zu rühmendes Vorbild, und wie die deutschen Kunstfreunde gemeinsam mit den Italienern vor zwölf Jahren an der Bahre des Meisters trauerten, so freuen sie sich nunmehr, mit ihnen den Verewigten zu seinem hundertsten Geburtstag feiern zu dürfen.

Verdis historische Bedeutung ruht auf seinen Opern. Vereinzelt hat sich der Meister aber auch auf anderen Gebieten mit hervorragendem Gelingen betätigt. Namentlich für die neuere italienische Kirchenmusik ist er mit seinem gewaltigen Requiem (aus der ‚Aïda'-Zeit) und den in der Empfindung noch abgeklärteren ‚Pezzi sacri' bahnbrechend geworden (Juliheft 1912), wie er auch der modernen Instrumentalmusik durch sein klangschönes, melodiöses Streichquartett in E-moll wertvolle Bereicherung zuteil werden ließ. Somit fehlt es Verdi auch nicht an einem weiteren Kennzeichen künstlerischer Größe: an Vielseitigkeit.

Kritik

Georg von Hertling als Gelehrter

Aus Anlaß zweier Festschriften / Von Max Ettlinger

Als Forscher und Lehrer im Gebiete der Philosophie, als Organisator katholischer Gelehrtenarbeit auf allen Gebieten des Wissens hat Georg Freiherr von Hertling eine reichgesegnete Wirksamkeit entfaltet, deren ganze Tragweite heute noch lange nicht zu übersehen ist. Immerhin können die beiden Festschriften, die ihm zum 70. Geburtstag aus seinem engeren philosophischen Schülerkreis* und aus der von ihm begründeten und bis heute geleiteten Görresgesellschaft von hervorragenden Vertretern aller Wissenszweige** gewidmet worden sind, einige Vorstellung davon geben, welche fruchtbare Fülle geistiger Arbeit die Hingabe eines Einzelnen in vorbildlicher Weise selbst zu leisten und auch bei anderen durch direkte und indirekte Einwirkung, Anregung und Förderung ins Leben zu rufen vermag. Gerade in dieser Weckung und Mehrung wissenschaftlichen Lebens bezeichnet sich weit mehr noch als in irgendeiner nur quantitativen Zuhäufung toten Wissenstoffs der Einfluß bedeutender geistiger Persönlichkeiten. In diesem Sinne erschließt sich erst die volle Bedeutung von Hertlings bekanntem Wort, daß ‚ein einziger Gelehrter, der erfolgreich in die Forschung eingreift und sich zugleich in seinem Leben stets als treuer Sohn der Kirche bewährt hat, ganze Bände Apologetik aufwiegt'; mit freudiger Genugtuung darf man die Geltung dieses Satzes auch an seinem Urheber bewährt finden.

Hertlings eigene philosophische Forscherarbeit hat namentlich nach drei Richtungen bedeutsame Erkenntnisfortschritte erbracht: in der Geschichte der Philosophie, in der Rechts- und Staatsphilosophie und in naturphilosophisch-metaphysischen Grenzfragen. Und nach allen diesen drei Richtungen können wir grade auch in den beiden Hertlingfestschriften die anregende Kraft seines Geistes erkennen.

In der Geschichte der Philosophie hat sich Hertlings besonderer Forschungseifer einer so ausgeprägten und vielseitigen geistigen Persönlichkeit wie dem hl. Augustinus zugewandt. Ihn zeichnete er 1902 in umfassender Darstellung als den großen Übermittler der antiken Weltweisheit an das christliche Mittelalter, als den erfolgreich ringenden Versöhner der Wissenshöhe seiner Zeit mit den ewigen Wahrheiten des Glaubens; von liebevoller, persönlicher Versenkung zeugte 1905 Hertlings neue Übersetzung der augustinischen ‚Bekenntnisse',

---

* Abhandlungen aus dem Gebiete der Philosophie und ihrer Geschichte. Eine Festgabe zum 70. Geburtstag G. v. Hertling gewidmet, von seinen Schülern und Verehrern. (24 Verfasser). Verlag Herder, Freiburg. Geh. 13,50; geb. 15.—. — Einzelne Beiträge können im Obigen nur erwähnt werden, insoweit sie mit Hertlings eigenen Arbeiten in näherem Zusammenhang stehen.

** Festschrift G. v. Hertling zum 70. Geburtstag dargebracht von der Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im Kath. Deutschland. (57 Verfasser.) Verlag Kösel, Kempten und München. Geh. M. 25.—, geb. M. 28.—, Prachtausgabe 2 Bde. auf Bütten und in Leder M. 80.—. — Ein Monumentalwerk, dessen vielseitiger Inhalt von einem einzigen Referenten kaum umspannt und gewürdigt werden könnte.

die er nur erst auf Anraten des bekannten Augustinus-Kenners P. Rottmanner veröffentlichte; die gelehrte Akademieabhandlung über ‚Augustinuszitate bei Thomas von Aquin', 1904, zeigt Hertling bei der Verfolgung jener inneren Auseinandersetzungen im mittelalterlichen Denken, vornehmlich zwischen Augustinismus und Aristotelismus, denen dann auch seine Akademie-Festrede ‚Wissenschaftliche Richtungen und philosophische Probleme im dreizehnten Jahrhundert' (1910; erschien zuerst im ‚Hochland') noch weiter nachging. Förmlich als eine Fortsetzung dieser Studien nach bestimmten Richtungen darf man gleich den ersten Beitrag der philosophischen Festschrift, Baumgartners Abhandlung zur thomistischen Lehre von den ersten Prinzipien der Erkenntnis verstehen, die dartut, wie der Aquinate grade hinsichtlich dieser Prinzipien eine Brücke von der aristotelischen zur augustinischen Auffassung schlug. Die bahnbrechende Studie, die Hertling bereits 1880 dem deutschen Meister der Scholastik ‚Albertus Magnus' widmete, hat sich Endres in seinem Beitrag ausdrücklich zum Vorbild gewählt, wie auch Schenz in der Festschrift der Görresgesellschaft daran anknüpft.

Hertlings philosophiegeschichtliche Arbeit beschränkt sich aber keineswegs auf den Kreis der patristischen und scholastischen Philosophie. Schon die erste und wahrlich nicht geringste seiner selbständigen Publikationen, die seinem Lehrer, dem bedeutenden Neuaristoteliker Trendelenburg gewidmet ist, gilt dem Meister der Wissenden und behandelt ‚Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles' (1871); bei der besonderen Berücksichtigung psychologischer Probleme, für die auch seine Beschäftigung mit Lotze von Einfluß war, läßt sich Hertling von der Überzeugung leiten, ‚daß die letzten Prinzipien der philosophischen Systeme auf dem Gebiete der Psychologie ihren deutlichsten Ausdruck finden'. Zur Beschäftigung mit Aristoteles hat Hertling als akademischer Lehrer seine Schüler stets mit besonderem Nachdruck angeleitet, und wie befruchtend zumal sein historisches Aristoteleskolleg gewirkt hat, das bezeugen in der Festschrift seiner philosophischen Schüler und Freunde speziell die Beiträge von Baeumker, Dimmler, Dyroff, Keicher und Wunderle. Von der Geschichte der mittelalterlichen Philosophie, um deren Förderung sich Hertling seit 1893 durch die Mitherausgeberschaft der Baeumkerschen ‚Beiträge' verdient machte, blickt aber seine Forschung nicht nur nach rückwärts ins Altertum, sondern auch nach vorwärts in die Neuzeit. Und gerade dem Fortwirken der Scholastik auf die neuere Philosophie galt sein besonderes Augenmerk. In der wertvollen Monographie über John Locke (1892) untersuchte er die Beeinflussung dieses englischen Sensualisten durch die platonisierende Theologenschule von Cambridge; die wichtigen Feststellungen der Akademieabhandlung über ‚Descartes Beziehungen zur Scholastik' (1897—99) konnte nunmehr M. Meier in seinem Beitrag zur Schülerfestschrift noch an einer weiteren Schrift des Descartes ergänzen und bestätigen.

Hertlings besondere Beschäftigung mit den großen Fragen der Rechts- und Staatsphilosophie fand ihren ersten literarischen Niederschlag zu Ende der siebziger Jahre, also bald nach seinem Eintritt in die politische Praxis. Aber es wäre trotzdem durchaus verfehlt, in den einschlägigen Werken — namentlich den Sammelbänden: ‚Aufsätze sozialpolitischen Inhalts' (1884) und ‚Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik' (1897), vor allem aber der klassischen, abschließenden Zusammenfassung ‚Recht, Staat

und Gesellschaft' (1906) — auch nur in zweiter Linie die Raisonnements eines parlamentarischen und diplomatischen Praktikers erblicken zu wollen. Hertlings rechts- und staatsphilosophisches Denken, so gewiß es mit der Lebenspraxis in steter Fühlung stand und dank ihr jedem reintheoretisierenden Utopismus abhold blieb, war von vornherein auf die grundsätzlichen Fragen gerichtet und wandte sich ihnen mit immer größerem Nachdruck zu. Es ging aus von dem großen Umschwang der soziologischen Lehrmeinungen, der sich gerade in den 70er Jahren hinsichtlich des Verhältnisses des Staates zum wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben vollzog und orientierte sich im bewußten Gegensatz zu dem damals herrschenden ökonomischen Liberalismus. Nicht minder aber trat Hertling schon damals dem entgegengesetzten Extrem des Staatssozialismus entgegen und berief sich bei der Ablehnung aller einseitigen theoretischen Ausschreitungen — nach dem Vorbild des aristotelischen Mittelwegs — stets auf die allein ausgleichenden und sich gleichbleibenden letzten Grundsätze der Sittlichkeit und des Naturrechts. Hertling geht letzten Endes bei allen solchen Erörterungen immer auf die tiefsten Gegensätze der Weltanschauung zurück und bekämpft bei seinen Gegnern vor allem die materialistischen Voraussetzungen; er weigert sich, in den sozialen Problemen nur mehr ‚Magenfragen' anzuerkennen und sie darum auch allein schon mit äußeren Maßnahmen für lösbar zu halten. ‚Das Gesetz des Staates gibt überall nur den äußeren Rahmen; die rechte Erfüllung, die volle Verwirklichung der sittlichen Ordnung kommt nur durch die Handlungen des einzelnen, welche von sittlicher Gesinmung getragen sind.' Positive ethisch-religiöse Gesinnung ist für Hertling der notwendige Rückhalt jeder wirklich grundsatzklaren sozialen Praxis und darum auch die Voraussetzung zureichender Sozialtheorie. Er formuliert diese tieferen Begründungen seiner Rechts- und Staatsphilosophie in der abstrakten Formel der ‚theistisch-teleologischen Weltansicht', aus der allein ein sinnvolles und folgerichtiges Verständnis alles Daseins und zumal auch der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung gewonnen werden kann. Diese theistisch-teleologische Philosophie aber hat im Christentum lebendige Gestalt gewonnen: ‚darum wird mit dem christlichen Glauben der Seele des Kindes autoritativ und in religiöser Form eingesenkt, was sich der grübelnden Vernunft als letztes Forschungsergebnis immer wieder herausstellt.' —

Die Auswirkung dieser Grundsätze ins einzelne kann hier weder an Hand von Hertlings eigenen Schriften verfolgt, noch gar ihre vielfältige Fortwirkung bei anderen des näheren aufgewiesen werden. Aber die eine markante Tatsache sei doch hervorgehoben, daß die von Hertling begründete Görresgesellschaft allein imstande gewesen ist, ein alle grundsätzlichen Fragen der Rechts- und Staatsphilosophie wie der sozialpolitischen Praxis einheitlich umspannendes Staatslexikon zu schaffen, für dessen ganze Haltung seine eigenen Beiträge richtunggebend geblieben sind. Auch in der Festschrift der Görresgesellschaft bekundet sich der Einfluß Hertlings gerade als Rechts- und Staatsphilosophen aufs vielfältigste und verleiht gar manchem Beitrag eine besondere Aktualität. Von den hervorragenden theologischen Mitarbeitern, an deren Spitze sich Bischof Faulhaber gestellt hat, hat eine beträchtliche Zahl Themen gewählt, die sich auf das Verhältnis von Staat und Kirche beziehen; nicht minder sind solche besondere Beziehungen für die Themenwahl vieler historischen und juristisch-staatswissenschaftlichen Beiträge mitbestimmend gewesen. Und von den Philosophen, die hier mitarbeiteten, wählten Sawicki und E. Müller die mit der Soziologie so enge zu-

sammenhängenden Grundfragen der Geschichtsphilosophie; Sawicki besonders sinnreich ‚Die historische Bedeutung der Ideen', um gegenüber der materialistischen Geschichtsauffassung auf die schöpferischen Kräfte jenes geistig-gläubigen Idealismus hinzuweisen, zu dem sich Hertling als Gelehrter wie als Staatsmann stets bekannt hat.

Gegen den Materialismus hat Hertling, wie in seiner Rechts- und Staatsphilosophie, so in seiner Naturphilosophie und allgemeinen Metaphysik mit überlegener Beweisführung Stellung genommen, wobei er stets auf enge Fühlungnahme mit dem Wissenstand der Naturforschung bedacht war. Bereits in seiner ersten Schrift ‚Über die Grenzen der mechanischen Naturerklärung' (1875), die positiv für die volle wissenschaftliche Berechtigung der ‚vielgeschmähten teleologischen Auffassung' eintritt, erkennt man diese wohlorientierte Beschlagenheit in der zitierten naturwissenschaftlichen Literatur und den gewählten empirischen Beispielen; auch die Widmung an einen befreundeten Naturforscher, den Geologen Lossen, kann es bezeugen. Die naturwissenschaftlich wohlfundierte Art, wie Lotze für die teleologische Weltansicht eintrat, nahm sich Hertling auch in den kleineren Schriften zum Vorbild, in denen er namentlich die Übertragung der mechanistischen Vorstellungsweise auf die Erklärung der organischen Entwicklungsgeschichte bekämpfte und den ‚Darwinismus als eine geistige Epidemie' (1880) kennzeichnete. Mag auch in Einzelheiten Hertlings Stellungnahme zum Deszendenzproblem heute der Revision bedürfen, in der grundsätzlichen Entscheidung für die teleologische und gegen die mechanische Naturphilosophie sind seine einschlägigen Schriften künftiger Einsicht vorausgeeilt und bergen einen heute noch nicht erschöpften Schatz gedanklicher Anregungen und Richtlinien; die zu erhoffende Veröffentlichung der Hertlingschen Vorlesungen über Metaphysik wird dies noch klarer im ganzen systematischen Zusammenhang vor Augen stellen und die heute schon vielerorts kenntliche Rückkehr zu den aristotelischen Grundüberzeugungen des weiteren fördern helfen. Näher gerade an die naturphilosophischen Gedankengänge Hertlings knüpft unter den Beiträgen der Schülerfestschrift derjenige von Ettlinger an, während sich Gutberlet, Hartmann, Ostler, Pawlicki, Seitz, Stölzle mehr durch die allgemeine Art der sachlichen Auseinandersetzung mit materialistischen und relativistischen Theoremen angeregt erweisen. Noch höher schätzen wir es ein, daß unter den Mitarbeitern der Festschrift der Görresgesellschaft auch sechs namhafte Naturforscher: Birkner, Gockel, Plaßmann, Stöckel, Wasmann und Weinschenk, mit Beiträgen aus ihren Spezialgebieten vertreten sind.

Denn auch da, wo die Beiträge der Festschriften zu spezialistischen Charakters sind, um unmittelbar an Hertlingsche Arbeiten anknüpfen zu können — man halte diese Beiträge, deren hier keine Erwähnung geschehen konnte, darum nicht etwa für die minder wertvollen! —, geben die betreffenden Gelehrten doch durch ihre Beteiligung zu erkennen, wie sehr sie sich dem Jubilar zu Dank verpflichtet wissen für eine ganze Lebensarbeit, die dem Dienste der Wissenschaft und der Förderung aller ernsten Geistesarbeit im katholischen Deutschland gewidmet war.

* * *

[In dem Artikel von Dr. Hans Eisele (Sept. 1913, S. 750 ff.) über die staatsmännische Tätigkeit des Freiherrn von Hertling sind dem Verfasser einige biographische Ungenauigkeiten unterlaufen, die wir im Interesse der zeitgeschichtlichen Forschung richtig zu stellen hier die Gelegenheit wahrnehmen. In dem Artikel heißt es, Frhr. v. Hertling habe als junger Gelehrter in Berlin

Ende der 60er und zu Beginn der 70er Jahre im Hause Savigny an den entscheidenden Vorbesprechungen zur Gründung der Zentrumsfraktion teilgenommen und dabei die großen Führer Windthorst, Franckenstein, Mallinckrodt, Ketteler persönlich kennen gelernt. Das ist nicht ganz richtig. Freiherr von Hertling ist nämlich nach unserer genauen Erkundigung schon im Herbst 1862, in seinem dritten Semester, nach Berlin gekommen. Er hat dort weitere vier Semester studiert und Ende Juli 1864 sein Doktorexamen bestanden. Von der Familie Savigny lebten damals in Berlin die Witwe des berühmten Juristen, eine Schwester von Hertlings Großmutter und deren jüngerer Sohn. Im Hause der letzteren war es, wo Hertling während seiner Studienzeit viel verkehrte. Die Witwe starb bereits im Frühjahr 1863. Der ältere Sohn, der spätere Vorsitzende der neugegründeten Zentrumsfraktion, war damals noch im diplomatischen Dienst, zunächst Gesandter in Brüssel, dann beim Frankfurter Bundestag. Nach Berlin kam er nur zu vorübergehendem Aufenthalt. Als im Jahre 1871 die Zentrumsfraktion begründet wurde, war Frhr. v. Hertling seit vier Jahren Privatdozent in Bonn. Somit konnte er unmöglich als Student im Savignyschen Hause die Gründung der Fraktion miterlebt und ihre großen Führer Windthorst, die beiden Reichensperger und Mallinckrodt kennen gelernt haben. Dem letzteren ist Frhr. v. Hertling überhaupt niemals persönlich nahegetreten.] D. Red.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Der deutsch schreibende Holländer Maarten Maartens las eines Tages Theodor Fontanes ‚Effi Briest'. In einer Vorbemerkung zu seinem Roman ‚Eva, ein Fall von wiedergewonnenem Paradies' sagt er: ‚Ich nahm mir damals auf der Stelle in aller Bescheidenheit, aber nach reiflicher Überlegung vor, denselben Gedanken, jedoch auf andere Weise, zu behandeln. Das Ergebnis ist das folgende Buch.' Ein leises Unbehagen ist erklärlich, wenn man diese Worte liest. An sich ist ‚Effi Briest' eine alltägliche Geschichte: eine junge Frau fällt. Wie immer bei Fontane ist das Problem nebensächlich; er wollte nie irgend etwas beweisen; was ihn groß gemacht hat, war immer nur die Art, wie er menschliche Dinge behandelte. Nun greift Maartens aus dem Roman das Gleichgültigste, das Problem heraus und sagt: es gibt auch eine andere Lösung. Gewiß; aber wer bestritt das je? Effi Briest geht an den Folgen des nach einem Jahrzehnt aufgedeckten Fehltrittes zugrund, in einer rührend-stummen Art, die zu Tränen rührt. Eva Melissant bei Maartens wird katholisch und geht ins Kloster. Kein Zweifel, daß beide Lösungen möglich sind; ganz nach dem Temperament der Heldin richtet es sich doch, wie sie mit ihrer Schuld fertig wird; es wäre leicht, noch ein Dutzend anderer Lösungen zu finden. Mit einem Kunstwerk ist nun einmal nichts und — alles zu beweisen. Stellung und Lösung eines Problems, gedanklich, überzeugt nie; stets kommt es darauf an, ob aus der Ausgestaltung des Lebens die Überzeugung

* Maarten Maartens, ‚Eva'. (Albert Ahn, Bonn, Mk. 4.—.) — Karl Bienenstein, ‚Der Einzige auf der weiten Welt'. (Adolf Bonz & Comp., Stuttgart, Mk. 4.—.) — M. Amelie Freiin von Godin, ‚Aus dem Lande der Knechtschaft', Albanische Novellen. (Josef Roller & Cie., Wien, Mk. 6.—.)

— für diesen Fall — zwingend ausgeht. Es besteht kein Zweifel, daß Maartens von einem falschen Fleck startete — um das Gleichnis zu gebrauchen; kein Zweifel auch, daß er dann weiter auf der falschen Bahn lief, denn er wollte durchaus den Charakter von Effis Gatten auch in Evas Gatten, wenigstens in den Grundzügen, haben, ja in das unheimliche Haus, in dem Effi Briest leben muß, wird auch Eva Melissant gesperrt — alles Dinge, die zu beabsichtigen, so unkünstlerisch wie nur möglich ist. Und es wird ja doch ein ganz anderes, natürlich, denn Maartens ist nicht Fontane; so gewiß eine Art von Verwandtschaft zwischen beiden besteht, so weit entfernt voneinander sind sie auch — wie Effi und Eva. Auf die Dauer läßt sich das Ingenium des Holländers die Bevormundung seines absichtsvollen Kopfes doch nicht gefallen, es macht sich frei, und von dem Augenblick an, wo es sich freimacht, beginnt auch die Bedeutung des Romanes und der Genuß des Lesers.

Denn wahrlich, Maartens hat es gar nicht nötig, bei einem andern zu leihen, da er selbst reich genug ist. Er hat auch nicht nötig, einen andern korrigieren zu wollen, denn das Leben ist mannigfaltig, und es gibt nichts zu beweisen, sondern nur darzustellen. Wenn man also die Absicht des Holländers als überflüssig ansehen muß, so bleibt, sieht man von ihr ab, das lebhaft interessierende Werk eines bedeutenden Schriftstellers übrig, der, durchaus eigen in seinen Mitteln, da, wo er sich frei gibt, zweifellos noch Bedeutenderes leisten wird als die ‚Eva'. Wenn wir zunächst bei diesem Buche bleiben wollen (vielleicht gibt sich einmal Gelegenheit, Maartens' Gesamtwerk zu betrachten), so ist vor allem die eigenartige Technik dieses Romans bemerkenswert, eine Technik, die eigentlich alles in Gesprächen leisten will, und auf direkte Erzählung gänzlich verzichtet. Da er, als Realist, ein Gespräch sich natürlich entwickeln läßt und nichts sagen läßt, was im gegebenen Augenblick zu sagen nicht möglich wäre, so bleiben die eigentlichen Geschehnisse immer gleichsam mit einem Schleier bedeckt. Er überläßt dem Leser die schwerwiegende Arbeit, zu ahnen und zu erraten, die andeutenden Linien selbst nachzuziehen und zu verfolgen, und man kann sagen, daß die Fähigkeit, den Leser nur bis zu einem gewissen Punkt zu führen und ihn dann sich selbst zu überlassen, sicher, daß er dann von selbst den richtigen Weg geht, — daß diese Fähigkeit in Maartens bis zu meisterlicher Vollendung gediehen ist. Wie im Gespräch, zumal im Gespräch mit Personen, denen man sich nicht gänzlich offenbaren kann, auch der innerlich Tragödien lebende Mensch sich nicht restlos ausgibt, so bleibt das tiefst Gefühlte in Eva Melissant auch ungesagt. Aber der Dämmer, der ihr Seelenleben stets bedeckt, hat für den willigen und phantasiestarken Leser den unnennbaren Reiz, mehr und Seltsameres zu wittern, wie in Wirklichkeit vielleicht vorhanden ist. Es ist damit der volle Reiz des Lebens erreicht: auch im bürgerlichen Leben sehen wir nie den Geschicken der Menschen auf den Grund, deshalb gerade beschäftigen sie uns viel länger, als es Geschicke tun würden, die wir bis in Geringfügigkeiten klar vor Augen hätten. Hier ist es auch, wo sich hinter Maartens der alte Fontane erhebt; hier, in der Kunst des Erratenlassens ähneln sich beide, ähneln sich, aber gleichen sich nie. Bei Fontane beschränkt sich das Erratenlassen auf Dinge, die zu sagen ihm widerstehen. Es ist bei ihm lediglich eine gewisse Zurückhaltung des Empfindens, eine reizvolle Keuschheit gegenüber heiklen Dingen. Das alles hat Maartens auch, aber er hat noch mehr; bei Fontane machen die Menschen schließlich auch einmal Konfessionen, das ist natürlich, aber Maartens bewältigt seinen Stoff, ohne je Konfessionen machen zu lassen, und das ist mehr!

In der Durcharbeitung der Charaktere (Durcharbeitung, wie gesagt, mit gewollten Einschränkungen) erweist sich Maartens ebenfalls als Meister. Gibt es etwas reizenderes als das Ehepaar Melissant mit seinem naiven Genießertum, dem liebenswürdigen Egoismus, dem Optimismus um jeden Preis. Gegen diese beiden Figuren verblaßt sogar ihre Tochter Eva, verehelichte Knoppe, wogegen andere und Nebenpersonen, wie das alte Freule Lerma, der katholische Pfarrer, der kalvinische Pfarrer wieder lebhafter, und wenn man bei dieser verschleierten Malweise so sagen darf, leuchtender in die Erscheinung treten. Sicher ist nach alledem Maartens ein Autor, mit dem die deutsche Leserwelt sich beschäftigen sollte; daß er viele Leser hat oder haben wird, ist ausgeschlossen, denn es ist zuviel, was er von seinen Lesern verlangt: Mitarbeit. Je dreister die Darstellungsart ist, je schnüffelnder die Psychologie, desto größer pflegt gewöhnlich der Kreis der Leser zu sein.

* * *

Wenn man bei österreichischen Autoren eine große Geschmeidigkeit der Form voraussetzen kann, die sich meist sogar im Spielerischen verdirbt, dazu eine gewisse genießerisch-leichtfertige Art der Lebensanschauung, so tut es wohl, in Karl Bienenstein einem Autor zu begegnen, der ernste Würde der Form mit tiefem Lebensernst verbindet. Wenigstens zeigt er sich so in seinem ‚Menschenleben‘: ‚Der Einzige auf der weiten Welt‘. Da es das erste Buch Bienensteins ist, nimmt man das ein wenig geschwollen Selbstbewußte des Titels und auch — hie und da — der Darstellung hin, um der vielen Schönheiten willen, die sein Buch bietet, um der reifen und guten Art, mit der er Welt und Menschen anschaut. Er verfolgt das Leben eines Försterbuben, Heinrich, von der Kindheit an, da er den Vater verliert, über das Jünglingsalter, wo er die Geliebte verliert, bis zum Mannesalter, wo er zu dem Weibe, das sich ihm gegeben hat, auch die Gesundheit verliert. Immer nimmt ihm das Leben etwas, das Liebste reißt es ihm aus den Händen, und so tief er unter diesen Leiden sich niedergedrückt fühlt, so lebenswillig, stolz und selbstbewußt richtet er sich immer wieder empor, um das Leben doch zu leben. Freilich, im Leiden wächst ihm auch die (christliche) Erkenntnis von der Notwendigkeit des Leides zur eigenen Vollkommenheit. ‚Solange die Menschen nicht von der Notwendigkeit des Leides überzeugt sind, solange kein dauerndes Glück für sie, solange nicht der Friede.‘ Ja, weit entfernt, die Menschen hassen zu lernen, lernt er sie lieben. Stets ist er bereit, sich im Gefühl des inneren Reichtums für andere zu opfern, und er beschließt sein Leben, indem er bei der Rettung der Kinder seiner Jugendgeliebten verunglückt. Freilich floh er in die Einsamkeit der Wälder und Berge, um als Kohlenbrenner sein Leben zu fristen, arm und nebensächlich den Menschen, aber innerlich reich und hoch über allen sich thronen fühlend. Mag da eine gewisse Überheblichkeit unterlaufen, mag er sich als eine Modifikation des Stirnerschen ‚Einzigen‘ fühlen — man nimmt das, wie gesagt, mit hin, um des ganzen ernst-schönen Wesens willen, das aus dieser Lebensdarstellung aufsteigt. Ein intensives Naturgefühl, von dem Zeugnis zu geben Heinis Leben in der Einsamkeit Gelegenheit bietet, ruft Schilderungen hervor, die in ihrer majestätischen Art überwältigen. Ein nachdenklicher, der Reife zustrebender und das Edle und Große im Menschen wie in der Natur verehrender Leser wird das Bienensteinsche Buch leicht liebgewinnen.

* * *

Und nun erbitte ich noch ein wenig Aufmerksamkeit für Marie Amelie von Godin, von der unsere Leser wohl hie und da schon einiges gelesen haben werden. Sie hat eine größere Anzahl von albanischen Novellen zu einem Bande: ‚Aus dem Lande der Knechtschaft' vereinigt und offenbart sich darin, mehr noch wie in ihrem ersten Roman ‚Tote Paläste', als ein gerade unter unsern schreibenden Damen wohltuend hervorragendes Schriftstellertalent. Es ist richtig, daß diese albanischen Novellen größtenteils in die Kategorie der Reiseerzählungen gehören, aber es ist staunenswert, wie die Verfasserin gänzlich in diesen Geschehnissen allen verschwindet und sie von innen heraus regiert. Und — Gott sei Lob und Dank — wie unsentimental ist diese Schriftstellerin, wie sachlich ernst bei aller psychologischen Delikatesse, wie sparsam mit dem persönlichen Überschwang, der so oft zur ‚Pohesie', nie zur Dichtung führt! Zugegeben auch, daß eine Absicht vorlag, ein ritterlich-freies, raschhandelndes, unter jahrhundertlanger Bedrückung hie und da angemorschtes Volk der Teilnahme der Einsichtvollen zu empfehlen. Aber diese Absicht verführt nie zu Schönfärberei, eine wohltuende Gerechtigkeit ist durchaus offenbar. Wenn der Erfolg dieses Buches auch zunächst der sein wird, über Albanien neue Begriffe zu schaffen, so möchte ich im Gegenteil auf die saubere Arbeit, die echte Gestaltungsfähigkeit in Novellen wie ‚Safa und Nedjat', ‚Die Verfluchte', ‚Der Fürst der Herden' hinweisen. Wenn Freiin von Godin sich nicht etwa dem bösen Spezialistentum ergibt, kann man von ihr als einer Hoffnung des Schrifttums sprechen.

Hochland-Echo

Die philosophische Bewegung zur Einheit hin.

Bei der letzten öffentlichen Sitzung der Kgl. belgischen Akademie der Wissenschaften hat der derzeitige Präsident derselben, Kardinal D. **Mercier**, zugleich Direktor der Klasse für Literatur, moralische und politische Wissenschaften, in Gegenwart König Alberts von Belgien eine bedeutsame Rede gehalten über die Bewegung der neueren Philosophie zur Einheit hin (Vers l'unité), aus deren weitblickendem Gedankengang wir die wichtigsten Sätze nach dem in der Revue néoscolastique veröffentlichten Wortlaut herausheben. Der Kardinal sagte:

> Ich möchte auf einer Seite der Geschichte den Gedanken erläutern, daß die Philosophie, wenn sie auf Gleichgewicht Anspruch machen will, alle Hilfsmittel, über die sie verfügt, ins Werk setzen und der reflektierenden Vernunft die moralische Welt ebensowohl wie die intellektuelle unterstellen muß zu dem Zwecke, den gesamten Inhalt des menschlichen Bewußtseins in einer umfassenden Synthese zu vereinigen.
>
> Nach der Revolution und den Kriegen des Kaisertums bemühten sich Männer wie Royer-Collard, Maine de Biran, Victor Cousin, Theodor Jouffroy, die Kette des philosophischen Unterrichtes wieder anzuknüpfen.
>
> Unter ihren Schülern um 1850 pflegten sich, wie Taine erzählt, fünf oder sechs junge Männer, von denen einer Botanik, ein zweiter Chemie und Medizin, die anderen Mathematik oder Geschichte studierten, häufiger des Abends im Quartier Latin zu treffen, um sich mit philosophischen Erörterungen zu unterhalten. Der Band ‚Les philosophes classiques du XIX siècle en France' ist aus ihren Unterhaltungen hervorgegangen.
>
> **Taine** sagt in diesem Bande (S. 36 u. f.) von sich selbst: ‚Was mich betrifft, so mache ich zwei Teile aus mir selbst: den gewöhnlichen Menschen, der ißt, trinkt, seine Geschäfte verrichtet, der es vermeidet, schädlich zu sein, und sich bemüht, nützlich zu sein. Diesen Menschen lasse ich vor der Türe. Er mag Meinungen, ein Benehmen, einen Hut und Handschuhe haben wie das Publikum; das geht das Publikum an. Der andere Mensch, dem ich den Zutritt zur Philosophie gestatte, weiß nicht, daß dieses Publikum existiert. Man mag aus der Wahrheit nützliche Folgerungen ziehen; er hat niemals daran gedacht. Die Wahrheit zu sagen, es ist kein Mensch, es ist ein Werkzeug mit der Fähigkeit zu sehen, zu zerlegen und zu schließen ausgestattet. Wenn er irgend eine Leidenschaft hat, so ist es die, viel mit Genauigkeit und über unbekannte Gegenstände zu arbeiten. Wenn ich in die Philosophie eintrete, so bin ich dieser Mann.'
>
> Dieser Separatismus, den Taine zur Schau trägt, ist eine anschauliche Schilderung des Geisteszustandes, wie er von demjenigen begründet worden ist, den man den Vater der modernen Philosophie genannt hat, von **Descartes**.

Die große Anstrengung des Verfassers der ‚Meditations‘ und des ‚Discours de la méthode‘ ist ein Versuch der intellektuellen Isolierung. Descartes hat die Leidenschaft, alles neu aufzubauen. Er löst sich los von allen Schlußfolgerungen, die von seinen Vorgängern gewonnen worden sind. Seinen religiösen Glauben, die Lehren der Moral läßt er außer acht. Er bildet sich eine ‚vorläufige‘ Moral (par provision), wie er sich ausdrückt (im 3. Teile seines Discours de la méthode), bloß um nicht gegen den üblichen Brauch zu verstoßen. Er gehört zu den Antipoden eines andern Geometers, Pascal, der schreibt: ‚Die ganze Menschheit ist wie ein einziger Mensch, der durch die Kette der Jahrhunderte fortdauert.‘

Für Descartes heißt Philosophie treiben urteilen, erkennen, nichts mehr und nichts weniger. Tugenden, Laster, mit einem Wort moralische Tatsachen, sind für Descartes nur Gedanken, und tatsächlich nennt er sie so. Der Zwiespalt im menschlichen Innern, von dem der römische Dichter (video meliora), von dem der hl. Paulus schreibt (Röm. VII, 15), ist für ihn nicht vorhanden. Er zögert nicht, darüber mit einer trügerischen Kühnheit zu schreiben: ‚Es genügt gut zu urteilen, um gut zu handeln, und auf das beste zu urteilen, was man kann, um auch sein Bestes zu tun, d. h. um alle Tugenden zu erwerben.‘

So faßte die alte Weisheit ihre Aufgabe nicht auf. Gewiß, beim Nachdenken muß man Ruhe bewahren und die Leidenschaften ausschalten. Aber wenn ein Ergebnis gefunden ist, muß es uns dann auch, kann es dann auch uns gleichgültig lassen? Ist es wahr, daß man, um unparteiisch, objektiv zu sein, notwendig weder Liebe noch Haß hegen darf? Wo ist dieses Hirnwesen ohne Herz, ohne Familie, ohne Vaterlandsliebe, ohne Glaube, ohne Hoffnung, ohne Barmherzigkeit?

Dieses künstliche Wesen existiert nirgendwo.

Es ist ebenso berechtigt wie unvermeidlich, daß der denkende Mensch seine Meinungen und Überzeugungen den sittlichen und sozialen Folgerungen gegenüberstellt, mit denen sie ihm logisch verknüpft erscheinen.

Gewiß, das Wahre ist nicht das Gute; das Wahre und das Gute unterscheiden sich ihrerseits vom Schönen, aber wir fühlen, wir ahnen, daß in einer rechten Ordnung der Dinge das Wahre, das Gute und das Schöne, Wissenschaft, Moral und Kunst nicht in einem unheilbaren Widerstreit stehen dürfen. In herrlicher Weise schildert Plato diese hohe Einheit des Wahren, Guten und Schönen in seinem ‚Gastmahl‘. Diese Einheit hat den Kirchenvätern, sie hat den Scholastikern vorgeschwebt.

Ohne Zweifel sind Philosophie und Theologie seit dem Ausgang des 12. Jahrhunderts für alle Lehrer bestimmt getrennte Disziplinen — die methodischen Beweisstücke, die seit zehn Jahren herausgegeben worden sind, haben es augenscheinlich bewiesen —; sie erkennen einer jeden ihre Mittel der Untersuchung und ihr selbständiges Vorgehen in der Beweisführung zu; aber vor der kartesianischen Scheidung hätte niemand sich auch nur vorgestellt, daß die Forderungen der Philosophie ihm zur Pflicht machten oder auch ihm die Freiheit ließen, von dem kleinsten Teile im Schatze des menschlichen Bewußtseins abzusehen. Kein Jahrhundert vor Descartes hatte die Trennung zum System erhoben. Und noch nach Descartes konnte man zu wiederholten Malen, besonders bei Spinoza und später bei einigen Pantheisten von Kantschem Gepräge glauben, daß das Gesetz der Einheit wieder zur Herrschaft gelangen würde.

Es geschah nicht; die kartesianische Strömung war stärker als die vorübergehenden Gegenwirkungen.

Kant hat ohne Zweifel mit seiner Kritik die beiden Gebiete des Gedankens und der Tat umfaßt, aber, statt sie in einer einzigen Gesamtauffassung zu vereinigen, endigt er damit, den Graben aufzuwerfen, der sie trennt, und den Dualismus, den Descartes in der Tat geltend gemacht hatte, als ein Recht aufzurichten. Während nach ihm der Mensch zu metaphysischen Schlußfolgerungen nur gelangt, indem er sie auf das persönliche Gefühl der Pflicht stützt, bewahrt die Wissenschaft das Monopol der Gewißheit in striktem Sinne, und darnach kann die eigentliche Philosophie nicht anders als theoretisch sein.

Der wissenschaftliche Exklusivismus drang ins Publikum ein . . . und es kam eine Stunde — die noch nicht für alle vergangen ist — wo die Wissenschaft durch allgemeinen Beifall auf einen Thron erhoben, damit belastet wurde, zugleich Gedanke, Moral und Religion darzustellen und zu sein.

Zu der Stunde, wo diese stumpfsinnige Voreingenommenheit ihre höchste Höhe erreichte, erscholl in Frankreich der Trompetenstoß Brunetières: der Bankerott der Wissenschaft.

In den Vereinigten Staaten und in England, in Frankreich, in Italien sproßten die pragmatistischen und voluntaristischen Gegenströmungen empor, und heute — ich meine damit die Philosophie der letzten Jahrzehnte — besteht ein entschiedener Kampf zwischen dem Intellektualismus und dem Anti-Intellektualismus, der seinerseits mit Übertreibung den Ausschreitungen des ersteren entgegentritt.

Er ergreift den ganzen Menschen mit seinen Erkenntniskräften, aber auch mit seinen Gefühlen, Strebungen, seinem Wollen.

Ist es nicht der ganze Mensch, der konkrete Mensch, mit Fleisch und Bein, mit einem persönlichen Ich, der lebende, denkende, handelnde Mensch, der philosophiert? Und wenn das so ist, wie kann man dann erwarten, daß sein Gedanke Halt mache, daß seine Forscherseele sich beruhige, wenn er in dem geistigen Bau, den er aufgerichtet hat, nicht sich selbst wiederfindet?

Es gibt in uns zwei Gedankenwelten, die übereinander lagern, — ich weiß das und vergesse es nicht — die eine spontan, die andere reflektierend. Aber die zweite hat den Inhalt der ersteren zum Objekte und wird sich daher nur zufrieden geben, indem sie die erstere erschöpft.

Was die Reflexion betrifft, so wird sie ihrer Aufgabe einer Prüfung in dem Maße untreu, als sie ihr Gesichtsfeld einschränkt, welches naturgemäß ebenso ausgedehnt ist wie das Gebiet des spontanen Lebens.

Das erste Gesetz des Theoretikers der Philosophie ist daher, als Thema seines Nachdenkens nicht den Gedanken und die Existenz des denkenden Ich zu nehmen, auch nicht einen größeren oder geringeren Teil des Wirklichen, den einige Einzelwissenschaften erforschen, sondern die Gesamtheit des Seienden, die unsere direkte Tätigkeit zu erfassen fähig ist.

Er wird das spontan Gegebene zerlegen, weil er bestimmt ist, zu abstrahieren, und unfähig ist, sich seiner Natur und den Gesetzen, die sie ihm auflegt, zu entziehen; daher muß er gern oder ungern beginnen mit der Analyse.

Aber wenn diese ihre Arbeit beendet hat, so wird er wieder zusammensetzen.

Keine Philosophie ohne Synthese.

Keine vollendete Philosophie ohne vollständige Synthese.

Die Einheit ist nicht nur in ästhetischer Hinsicht das Siegel der Größe,

das Offenbarungszeichen der Ordnung, sie ist auch die conditio sine qua non der Beständigkeit, das wesenhafte Gesetz des Gleichgewichtes und der Dauer.

Zwei Gedankenströmungen führen heute die Philosophie zu einer einheitlichen Auffassung.

Eine erste Strömung stellt sich dar im Pragmatismus des William James, im Humanismus Schillers und ihren vielfältigen Ableitungen. Ich halte mich dabei nicht auf, weil ich darin mehr Methode als System sehe.

Frankreich besitzt zur Stunde eine Gruppe Denker von machtvoller Originalität. Dem Nachfolger Vacherots an der École normale supérieure, Leo Ollé-Laprune, fiel die Mission zu, Männer wie Bergson, Le Roy, Wilbois, Maurice Blondel zur philosophischen Reflexion zu erwecken, Männer, die in oft unabhängiger Weise auf teilweise zusammenlaufenden Wegen auf eine mehr organische, mehr einheitliche Auffassung der Philosophie zurückkommen. Ollé-Laprune bezeichnet von Anfang an das katholische Ziel einer geistigen Erneuerung in der Richtung zur Einheit hin.

‚Es ist eine sehr armselige und beschränkte Art zu philosophieren,' so schrieb er, ‚den Menschen auf die Sinne, auf das Gefühl oder auf die reine Vernunft zu beschränken . . . Es ist eine Armseligkeit und eine Beschränktheit, die religiöse Sphäre zu unterdrücken und den Menschen und die menschlichen Dinge zu behandeln, als ob das Christentum nicht existiere' . . .

Den Ausschreitungen des Kritizismus stellte Ollé-Laprune das Recht des Philosophen zu einleitenden Bejahungen entgegen: ‚Um mannhaft zu denken,' sagte er, ‚ist es nicht nötig, gezweifelt zu haben.' Leibniz sagt in ausgezeichneter Weise: ‚Wenn es sich darum handelt, sich über die Dinge Rechenschaft zu geben, so hilft der Zweifel nichts dazu. Der Zweifel zerstört, löst auf, oder verwirrt wenigstens die zu übersehende Sache. Daß man prüfe, um den Zweifel zu überwinden, ist zuzugeben. Aber daß man, um zu prüfen, mit dem Zweifel beginnen müsse, das bestreite ich.'

Dem willkürlichen Separatismus, dessen Gesetz noch allgemein auf den Geistern lastete, setzte er die Verpflichtung gegenüber, nicht mit einer verstümmelten Seele an die Untersuchung der Wahrheit heranzutreten, und er stellte sich als Aufgabe, alle inneren Kräfte, alle Reichtümer der Überlieferung, alle Quellen des religiösen Lebens zusammenzufassen in eine Philosophie, welche dennoch die Vorzüge eines Intellektualismus nicht verkannte, der sich gelehrig der objektiven Realität unterwirft. ‚Denken', sagt er, ‚ist die Arbeit und die Pflicht des Philosophen . . . Der wahre Philisoph denkt mit seiner ganzen Seele; denn er denkt als Mensch und in menschlicher Weise. Er denkt, indem er sich auf den Boden stützt, der ihn trägt, indem er in Berührung bleibt mit der Menschheit, von der er einen Teil bildet, mit den Lebenden, mit den Toten. Er denkt ferner verbunden mit Gott, der Ursprung, Stütze, Regel, Licht jedes Gedankens ist. Daß man an die Untersuchung der Wahrheit mit einer verstümmelten Seele treten kann, kann ich nicht begreifen . . . Wenn die Philosophie die Theorie des gesamten Lebens ist, so ist sie selbst nicht das gesamte Leben, und darum muß man sie gestalten unter diesem herrschenden Vorbehalte: man muß leben und in normaler Weise leben, ehe man in normaler Weise über das Leben philosophiert, und ehe man in legitimer Weise nach seiner Philosophie leben kann.

Henri Bergson hat uns bis zur Stunde nicht gesagt, was die Anschauung ihn ahnen läßt in dem Doppelgebiete der Moral und der Religion...

Das Absolute ist bei Bergson nichts anderes als das ewige Werden, ein einziger beständiger Lebensdrang, der für einen Moment das Gewicht der Materie aufhebt, den Zerfall und die räumliche Zerstreuung derselben verzögert. ‚Ich gebe zu,' schreibt Bergson, ‚daß man dem Universum gegenüber von einem Zentrum spricht, wo die Welten entspringen wie die Raketen eines ungeheuren Feuerwerks, vorausgesetzt jedoch, daß man dieses Zentrum nicht als eine Sache, sondern als eine Folge von Hervorgehungen auffasse. Gott, so definiert, hat nichts Fertiges: er ist unaufhörliches Leben, Tätigkeit, Freiheit. Die Schöpfung, so aufgefaßt, ist kein Geheimnis; sie ist eine Tätigkeit, die sich vermehrt, indem sie fortschreitet, die schafft im Maße ihres Fortschreitens: Wir erfahren es in uns, sobald wir frei handeln.'

Niemand hat wirksamer als Bergson dazu beigetragen, uns von dem Kantschen Idealismus und dem mechanischen Positivismus zu befreien; niemand hat mit mehr Erfolg die Bemühungen des Wiederaufbaues unterstützt, der darauf hinzielt, die von den Ausschreitungen des kritischen Geistes aufgehäuften Ruinen wieder herzustellen.

Aber hat der Verfasser des Essai sur les données immédiates de la conscience und der Évolution créatrice zum Wiederaufbau positiv mitgearbeitet?

Ist seine Theorie des Immanentismus etwas anderes als eine Dichtung, mit Eleganz gestaltet auf einer eingebildeten Unterlage?

Bergson hat in Le Roy einen treuen Interpreten seines Gedankens gefunden. Le Roy schätzt der Philosophie von Bergson ‚eine außerordentliche Bedeutung und eine ungeheure Tragweite zu'. ‚Man kann sie nicht verstehen,' sagt er, ‚aber die Zukunft ist da; trotz der Mißverständnisse, trotz des Unverständlichen, da ist von jetzt ab der Ausgangspunkt jeder populären Philosophie.'

Joseph Wilbois und Maurice Blondel gehen ihrerseits von der Kritik des Idealismus und des Positivismus vor zwanzig Jahren aus. Der Gott Wilbois und Blondels ist nicht mehr das pantheistische Werden Bergsons, das sich beständig wieder erneuert und dem der geheimnisvolle Grund der Seele unter dem Antriebe eines unbewußten Determinismus anhängt; es ist der transzendente, persönliche Gott. Maurice Blondel vertritt die Philosophie der Tätigkeit. Er ist der reichste und eindringendste Schriftsteller der Plejade, dessen Gedanken aber wegen ihrer Zusammengesetztheit, wegen der unaufhörlich wechselnden Vielfältigkeit seiner Ausblicke und seiner Ausdrücke sowie der Fundamentalprobleme, die er berührt, verwirrende Zweideutigkeiten und Streitigkeiten hervorgerufen haben, die noch nicht ausgetragen sind.

‚Die Philosophie unterwühlt sich selbst,' sagt Ollé-Laprune, ‚wenn sie sich nicht frei macht von der Voreingenommenheit, den Menschen, das Leben, die Dinge, die Geschichte zu verstümmeln. Wie sie sich bemühen muß, ihre Ansichten der ganzen gegebenen Wirklichkeit anzugleichen, so muß sie auch raten, muß vorschreiben, muß selbst versuchen, alle menschlichen und göttlichen Hilfsmittel zu benützen, die dem Menschen zur Verfügung gestellt sind.'

Alle Philosophen, welche für die synthetische Interpretation des ganzen Gegebenen ihres Bewußtseins eintreten, treten für die Aufrichtigkeit ein.

Was ist die Aufrichtigkeit anders als die Hinwendung der Seele nach der Wahrheit? Wer aber Wahrheit sagt, der sagt intellektuelle, der Wirklichkeit angepaßte Vorstellung.

Im Königreiche der Philosophie ist die Einheit das Gesetz, aber das Zepter kann nur der Intelligenz angehören. H.

Rundschau

Kirchengeschichte

Die katholischen Missionen in den deutschen Kolonien. Wie Fürst Alois zu Löwenstein auf der Metzer Katholikenversammlung mitteilen konnte, hat die für die katholischen Missionen in den deutschen Kolonien bestimmte Sammlung der deutschen Katholiken anläßlich des 25jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers fast $1^1/_2$ Millionen Mark ergeben. Daß ein so erfreuliches Ergebnis erzielt wurde, ist sonder Zweifel zum guten Teil dem patriotischen Anlaß der Spende und dem wachsenden Interesse an unseren Kolonien zu danken. Andererseits aber wird nicht zu bezweifeln sein, daß das günstige Resultat der Sammlung auch als eine Frucht der Bemühungen der letzten Jahre in Anspruch genommen werden darf, durch welche das Augenmerk der deutschen Katholiken auf die Heidenmission gelenkt, und ihnen das Bewußtsein für die großen, gerade in unsern Tagen ihnen auf diesem Gebiet obliegenden Pflichten geweckt wurde. Bei dieser Aufklärungsarbeit hat die Missionsliteratur wissenschaftlicher und mehr volkstümlicher Richtung wertvolle Dienste geleistet; denn ihr fiel ja großenteils die Aufgabe zu, durch Verbreitung der Kenntnis über die Heidenmissionen und deren Lage erst die unerläßlichen Vorbedingungen für die Betätigung des Missionsinteresses zu schaffen.

Vor mehr als Jahresfrist wurde an dieser Stelle ein Bild von der frisch sich regenden Tätigkeit auf diesem Gebiet entworfen. Sie hat inzwischen nicht nachgelassen, eher noch eine Steigerung erfahren. Immerhin aber muß man urteilen, daß es sich um vielversprechende Anfänge handelt, und daß ein weiterer Aufschwung zu wünschen und zu erhoffen ist. Von den mancherlei Wünschen, deren Erfüllung von der jungen missionswissenschaftlichen Bewegung erwartet werden darf, war der dringlichsten einer der nach einer allumfassenden zuverlässigen Orientierung über die katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten, denen ja begreiflicherweise unser besonderes Interesse gilt.

Durch das Werk von Schmidlin*, das vom Internationalen Institut für missionswissenschaftliche Forschung als würdige Jubiläumsgabe dem Kaiser dargeboten wurde, hat dieser Wunsch in ausgezeichneter Weise seine Erfüllung gefunden. Sachkundig führt uns dieses Werk — nach einem Überblick über das Missionswesen der Heimat — durch den überseeischen deutschen Besitz und gibt abgerundete Bilder von der Tätigkeit der einzelnen Missionsgesellschaften in den Schutzgebieten. Steht naturgemäß die eigentliche Missionsarbeit im Vordergrund der Darstellung, so wird doch auch eindrucksvoll dargetan, wie weitverzweigt und bedeutsam die im Interesse ihrer Hauptaufgabe von den Missionen geleistete kulturelle Wirksamkeit ist, ihre Verdienste um die wirtschaftliche Erschließung und Hebung, ihre Arbeit in zahlreichen Schulen, ihr Eifer in caritativer Fürsorge. Wenn man erwägt, daß die Missionsarbeit erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit einsetzte, und all die Schwierigkeiten mannigfacher Art in Anschlag bringt, die es zu überwinden galt, und die bis zur Gegenwart hinderlich sind, so ist das Gesamtergebnis, das bis 1912 erzielt war, recht beträchtlich: im Vorjahre waren in 15 Mis-

---

* Die katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten. Mit 8 Karten und 155 Abbildungen. Münster, Aschendorff. 1913. XIV u. 304 S. 7,50 M., geb. 9 M.

Carl von Stralendorff / Friedrich Schlosser



sionsbezirken (apostolischen Vikariaten und Präfekturen) auf 225 Hauptstationen verteilt 460 Patres, 296 Laienbrüder, 413 Missionsschwestern und etwa 1750 Katecheten tätig; die Zahl der Neuchristen betrug mehr als 142 000, die der Katechumenen fast 50 000; in 1557 Schulen, von denen die reichliche Hälfte auf Deutsch-Ostafrika entfällt, wurden 86 500 Kinder unterrichtet. Angesichts dieser stattlichen Zahlen erscheint das Urteil vollauf berechtigt, ‚daß katholischerseits die deutschen Schutzgebiete sowohl hinsichtlich der Arbeitsintensität und des Kraftaufwandes als auch in bezug auf die inneren und äußeren Resultate zu den bestbestellten Missionsfeldern des Erdkreises gehören, ja alle anderen relativ wohl übertreffen, falls man das geringere Alter, die kleinere Ausdehnung bezw. Bevölkerungszahl und die objektive Bedeutung in Betracht zieht‘ (S. 232). Ja, Schmidlin meint, daß bei einer ungestörten Fortentwicklung in absehbarer Zeit eine überwiegende Christianisierung der einheimischen Kolonialbevölkerung zu erwarten sei, und daß dann der katholische Bruchteil derselben zum mindesten einen ansehnlichen Prozentsatz bilden werde (S. 238). Freilich, daß dieses Zukunftsbild verwirklicht werde, wird von der Erfüllung wichtiger Vorbedingungen abhängig sein. Vor allem wird das katholische Deutschland auch fürder mit werktätigem, opferwilligem Interesse die hingebende Tätigkeit der Missionare unterstützen müssen, ja, es wird nötig sein, daß in der Hinsicht noch mehr geschehe als bislang. Um diese Forderung zu rechtfertigen, braucht nur auf die bekannte Tatsache verwiesen zu werden, daß protestantischerseits mit gewaltigem Kraftaufwand für die deutschen Kolonialmissionen gearbeitet wird, so daß namentlich auf dem Gebiet der Schulen, auf dem jetzt schon eine numerische Überlegenheit auf seiten der protestantischen Missionen vorhanden ist, die Gefahr einer weiteren Überflügelung der katholischen Missionen keineswegs von der Hand zu weisen ist*.

Die Besorgnisse, die trotz des Großen, was bislang erreicht ist, für die Zukunft der katholischen Kolonialmissionen sich erheben, sind aber noch anderer Art. Zunächst das Vordringen des Islam. Es ist bekannt, daß dieser vor allem in Ostafrika, aber auch in Togo und Kamerun, eine energische und erfolgreiche Propaganda entfaltet und zu einer sehr ernsten Gefahr der christlichen Mission geworden ist. Die Schwierigkeiten, die in dieser Hinsicht erwachsen, sind um so ernster, als die Stellungnahme der Kolonialpolitiker zu der Islamfrage bisher keineswegs einheitlich ist; fehlt es doch auch in deutschen kolonialen Kreisen nicht an solchen, die in dem Islam eine brauchbare Stütze kolonialer Interessen erblicken und daher einer Begünstigung desselben das Wort reden zu müssen vermeinen. Demgegenüber ist Schmidlin zuzustimmen, wenn er — von den religiösen Gründen ganz abgesehen — im eigenen wohlverstandenen Interesse der Kolonialpolitik von dieser eine ablehnende Haltung gegenüber dem Islam fordert (S. 288). Der Fortschritt des Islam dem heidnischen Fetischismus gegenüber bedeute nur einen solchen auf dem Gebiete der äußeren Zivilisation, während ‚innerlich in ethisch-religiöser Hinsicht der Neger durch den Islam kaum gehoben, im Gegenteil in seinen Untugenden (z. B. Polygamie) vielfach bestärkt wird‘. Mehr Eindruck noch wird der Hinweis machen, daß der Islam als politisierende Religion für die Kolonialherrschaft eine schlimme Gefahr bedeute, wie ja z. B. die Mahdiaufstände deutlich erwiesen ha-

* Es sei darauf hingewiesen, daß Schmidlin die Frage des Verhältnisses der katholischen zur protestantischen Mission ebenso wie die verschiedenen prinzipiellen Fragen über das Verhältnis der Mission zum Kolonialwesen in beachtenswerten Ausführungen des Schlußkapitels (S. 259 ff.) erörtert.

ben. Darum solle die Regierung den Islam ‚durch ihren Einfluß so viel als möglich fernhalten und unschädlich zu machen suchen, zwar nicht durch physische Zwangsmittel, wohl aber durch indirektes Gegengift, besonders durch Unterstützung der christlichen Mission, dem einzigen sicheren Rückhalt gegen die Islamierung Afrikas, namentlich auf dem Gebiet der Schule, und durch Schutz der Neuchristen z. B. gegen die Übergriffe des islamischen Eherechts‘ (S. 289). Daß diese Forderungen das Richtige treffen, des zum Beweise sei auf das Urteil sachverständiger Kreise verwiesen, wie es in einer Resolution des letzten deutschen Kolonialkongresses in Berlin seine Formulierung gefunden hat; auch hier wird verlangt, daß alles vermieden werde, was zur Beförderung der Ausbreitung des Islam und zur Benachteiligung des Christentums dienen könnte, und missionarische Kulturarbeiten besonders auf dem Gebiet des Schulwesens und der Gesundheitsfürsorge werden der tatkräftigen Unterstützung auch der Kolonialregierung empfohlen. Die Resolution erblickt schließlich in der islamischen Gefahr eine dringliche Aufforderung an die deutsche Christenheit, die vom Islam noch nicht ergriffenen Gebiete ohne Verzug in missionarische Pflege zu nehmen. —

Noch einer weiteren Gefahr für die Zukunft der katholischen Missionen sei kurz gedacht. Sie bezieht sich vornehmlich auf Deutsch-Südwest. Diese Kolonie, die vorläufig allein als Siedlungskolonie großen Maßstabs in Betracht kommt, weist die bei weitem größte Zahl europäischer Kolonisten auf (fast 15 000). Wenn man nun einerseits in Betracht zieht, daß diese Kolonisten natürlich in jeder Hinsicht die maßgebende Rolle spielen, andererseits weiß, daß kaum ein Viertel derselben katholisch ist, so braucht das Bedrohliche, das diese Tatsachen für die katholische Eingeborenenmission in sich bergen, nicht näher gekennzeichnet zu werden. Und die dringliche Mahnung, daß die deutschen Katholiken sich stärker an der kolonialen Besiedlung beteiligen (S. 239), bedarf keiner weiteren Rechtfertigung. —

Auf diese Schwierigkeiten, mit denen die katholischen Missionen unserer Schutzgebiete in Zukunft zu rechnen haben, nachdrücklich hinzuweisen, ist nicht überflüssig. Wohl wissen wir, daß die Schwierigkeiten, die sich vor unseren wackeren Missionären auftürmen, nur ihren Schaffenseifer und Opfermut anspornen; aber daß sie derselben Herr werden, daß sie ihr segensvolles Wirken immer weiter ausdehnen können, das wird zum guten Teil von den Katholiken der deutschen Heimat abhängen; deren Missionsfürsorge darf sich nicht genügen lassen mit dem Ruhm, daß sie in diesem Jubiläumsjahr Großes geleistet. Die Erkenntnis der Schwierigkeiten, denen sich unsere katholischen Kolonialmissionen auch weiterhin gegenübersehen, muß ihr Gewissen schärfen für die gleichbleibenden Pflichten kommender Tage.

Dr. F. X. Seppelt.

Über die berühmte Santa Casa zu Loreto* veröffentlicht soeben der bekannte Historiker Georg Hüffer, früher Universitätsprofessor zu Breslau, den ersten Band eines für die viel ventilierte Streitfrage nach der Echtheit oder Unechtheit des hl. Hauses hochbedeutsamen Werkes. Hatte es auch in früheren Zeiten nicht an vereinzelten Stimmen gefehlt, welche die wunderbare Legende, nach welcher das kleine Haus der Verkündigung durch Engelshand von Nazareth zunächst nach Illyrien, von da nach Loreto übertragen worden sei, als Phantasiegebilde betrachteten, so hat doch erst im 20. Jahrhundert auch in den Kreisen katho-

---

* Loreto. Eine geschichtliche Untersuchung der Frage des heiligen Hauses von Professor Georg Hüffer. 1. Band. Münster i. W. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung 1913. 248 S. 8°. M. 6.—.

lischer Gelehrter die Kritik an der Legende scharf eingesetzt. Ich kann mich noch erinnern, welches Aufsehen ein bezügliches kurzes Wort P. Grisars in einem Vortrage auf dem internationalen Kongreß katholischer Gelehrter zu München im September 1900 erregte. Den Anstoß aber zu regster Beschäftigung mit der rätselhaften Frage gab im Jahre 1905 der italienische Barnabit P. Leopold de Feis durch eine größere Schrift (La santa casa di Nazareth ed il santuario di Loreto, Firenze 1905), worin er die Geschichtlichkeit der Loretolegende bestreitet. Im folgenden Jahre trat dann der in Historikerkreisen rühmlichst bekannte französische Domherr Ulysse Chevalier mit einem umfangreichen Buche über das Problem auf den Plan. (Notre-Dame de Lorette, Paris 1906, 519 pp.) Hier wurde zum erstenmal ein aus der im Lauf der Jahrhunderte riesig angeschwollenen Loretoliteratur gewonnener ungeheuerer Beweisstoff und wertvollstes Neumaterial mit kritischem Scharfblick gesichtet und verarbeitet: mit durchaus negativem Resultat. Das schwergerüstete Buch erregte großes Aufsehen, aus allen Kreisen katholischer Gelehrter schlossen sich sehr viele dem Ergebnis an. Aber auch die Verfechter der Legende, vor allem in Frankreich und in Italien blieben nicht müßig, galt es doch eine durch Jahrhunderte geheiligte, liebgewonnene, ganz mit dem religiösen Volksleben verwachsene Tradition von geradezu einzigartiger Erscheinung zu verteidigen und zu retten. Zeitungs- und Zeitschriftenartikel wuchsen zu einem gewaltigen Strome heran, und in den Jahren 1909—1911 sind, von kleinern Schriften abgesehen, allein vier umfangreiche Bücher über Loreto erschienen, die mit mehr oder weniger Geschick die angegriffene Position zu retten suchen. Und es scheint, als ob die Überlieferungsfreunde, die z. T. Chevalier mit wenig Liebenswürdigkeit behandeln, momentan das Übergewicht haben, wenn man mehr den Umfang ihrer literarischen Produkte, als deren kritischen Wert in Betracht zieht.

Hüffers Buch unterscheidet sich von den bisherigen Loretobüchern ganz bedeutend. Indem er ‚des uralten Rätsels endgültige Lösung' zu finden sucht, sieht er ab von aller unfruchtbaren Polemik und ‚erstrebt die volle Klärung des Loretoproblems auf dem Wege der geschlossenen, aus dem Grunde in steter logischer Entwickelung stufenweis aufsteigenden, streng methodischen Beweisführung.' (S. 9.) Dieser, bisher in der Frage nicht beschrittene Weg ist auch der erfolgreichste, wie die ganze Untersuchung tatsächlich zeigt. Der Forscher hat sich wahrlich die Sache nicht leicht gemacht. Seine Arbeit ist schlechthin als eine Musterleistung besonnener Kritik zu betrachten. Es ist kein Buch zu flüchtiger Lektüre. Nur mit angespannter Aufmerksamkeit kann man dem zielbewußt und methodisch vorgehenden Kritiker durch das Labyrinth des Quellenmaterials folgen; aber die scharfsinnige Art seines Vorgehens, die Gründlichkeit, mit der allen Einwänden begegnet wird, die Zuverlässigkeit der Führung, die Sicherheit des Urteils machen die Lektüre des Buches äußerst genußvoll und lehrreich.

War U. Chevalier zuerst von der Geschichte des hl. Hauses zu Nazareth selbst ausgegangen, so sucht Hüffer in dem ersten Buch seiner Arbeit die heute herrschende Loretolegende an sich und aus sich heraus zu würdigen. Er stand also vor der keineswegs leichten Aufgabe, die zwei Quellflüsse der Legende, die ‚Relatio Teramani' und die ‚Lauretanae Virginis historia' des Girolamo Angelita auf ihren kritischen Wert zu untersuchen. Der erste Bericht, verfaßt von dem 1473 verstorbenen Propst Pietro di Giorgio Tolomei, nach seinem Heimatsort Teramanus ge-

16*

nannt, ist die Grundlage der Legende. Von Interesse ist, daß schon im Jahre 1483 dieser Bericht im bayerischen Kloster Tegernsee bekannt war. Die genaue kritische Prüfung des Textes ergibt, daß die erzählten Vorgänge reine Fiktion sind. Der natürliche Kern der Legende ist die Übertragung eines Gnadenbildes von dem illyrischen Orte Tersat. Nicht besser als um den Teramanusbericht steht es um die Geschichte Loretos, welche Girolamo Angelita, Stadtkanzler des Loreto benachbarten Recanati, im Jahre 1531 dem Papst Clemens VII. gewidmet hat. Hier liegt eine Erweiterung des vorigen Berichtes vor, namentlich werden die Wanderungen des hl. Hauses bis zu ihrem letzten Ruhepunkt zu Loreto genau beschrieben. Aber die kritische Untersuchung erweist ganz unwiderleglich, daß Angelita seine Angaben selbst erfunden hat. Somit scheiden diese zwei Hauptquellen als völlig wertlos für die Geschichte Loretos aus.

Aber damit ist der Beweis noch nicht erledigt. Noch ist mit der Geschichtsmöglichkeit der wunderbaren Übertragung des Hauses zu rechnen. Die Endprüfung dieses von der Legendenerzählung losgelösten Wundergedankens ist die nächste und oberste Aufgabe des Kritikers. ‚Bildet doch die Frage nach der Wirklichkeit des Übertragungswunders den Schlüsselpunkt der Gesamtlage. Wenn hier einmal bis in den letzten Winkel der geschichtlichen Möglichkeit hineingeleuchtet sein wird, ist das ganze Loreto-Problem in seiner Hauptaufgabe gelöst‘ (S. 125). Diese schwierige Lösung erfolgt in glänzender Weise im zweiten Buch. Es behandelt die älteste Geschichte Loretos und sein Verhältnis zu den Päpsten der Frühzeit. Es stellt sich die wichtige Frage, ‚ob die Legende vom Hause der Verkündigung zu Loreto das Licht der Quellen verträgt oder nicht‘. Es zeigt an der Hand aller erreichbaren und eingehend geprüften, einwandfreien Quellen, daß die alte Geschichte von Loreto von dem Wundergedanken nichts weiß. Und darin liegt ja die letzte Entscheidung. Äußerst lehrreich ist in diesem Teil des Werkes das scharfsinnige Operieren mit dem Argumentum ex silentio, dessen überzeugender Gewalt kein Einsichtiger sich verschließen kann. Die älteste von Loreto erhaltene Urkunde von 1194 ‚schweigt über das Haus von Nazareth, weil seine Aussteller die Loretokirche eben nicht für dieses Haus gehalten haben‘ ... Da diese Urkunde das Wunder nicht kennt, ist es nicht vor 1194 geschehen; sie beweist zugleich, daß die Loretokirche — die Identität wird von Hüffer schlagend nachgewiesen — schon an ihrem heutigen Platze stand, die wunderbare Übertragung hat also auch nicht nach 1194 stattgefunden. Die angebliche Übertragung ist also nur spätere Sage. Auch die Untersuchung weiterer Urkunden der folgenden Zeit ergibt: ‚Die Kirche der hl. Maria von Loreto ist lediglich eine der zahlreichen Muttergotteskirchen auf der Flur von Recanati. Pfarrkirche des Fundus Laureti am Ende des 12. Jahrhunderts, erscheint sie im Beginn des 14. Jahrhunderts auch als gern besuchter Wallfahrtsort. Aber kein Geheimnis umgibt ihr Wesen, kein Wunder ihren Ursprung. Auf lauretanischem Boden ist sie gleich allen Nachbarkirchen entstanden. Einzig die spätere Sage hat ihr den schimmernden Ehrenmantel vom Hause der Verkündigung umgeworfen.‘ Dazu weist Hüffer ferner nach, daß kein Papst vor dem 16. Jahrhundert die Loretokirche als das Haus der Annuntiatio bezeichnet oder angesehen hat. Eine von Paul II. erlassene Ablaßbulle vom 12. Februar 1470 gibt deutlich zu erkennen, daß damals noch die Legende von der Übertragung eines Bildes in Kurs war. Vor 1470 kennt also niemand die bekannte Version. Die Bulle Pauls enthält schon den richtigen Kern der erdichteten Sage: die Überführung

eines Gnadenbildes. Erst das ausgehende Mittelalter hat diesen Kern mit dem stolzen Rankenwerk der Legende vom Nazarethhause umwoben.

Dies ist das bedeutsame Ergebnis des Hüfferschen Buches. Niemand wird dem Forscher Leichtfertigkeit im Urteil vorwerfen können. Man wird nicht leicht eine kritische Untersuchung ähnlicher Art finden, in der die kritische Sonde mit so großer Besonnenheit und Zurückhaltung gehandhabt ist, wie Hüffers Arbeit. Darum wird es den Gegnern, die dem Buche nicht fehlen werden, schwer fallen, die Wucht seiner Beweisführung zu erschüttern. Diese steht auf einer zu sichern Grundlage, die auch nicht mehr durch etwaige neue Funde, Aktenstücke oder monumentale Quellen erschüttert werden kann. Eine gründliche Einsicht in diesen ersten Band, von dessen reichem Inhalt hier nur die Grundzüge schwach angedeutet werden konnten, wird jeden vorurteilslosen Leser davon überzeugen. Hüffer ist tiefer in die Frage eingedrungen als Chevalier. Ein zweiter Band, der sich wohl vorzugsweise mit der orientalischen Seite der Frage, d. h. mit der Geschichte des Hauses in Nazareth selbst befassen wird, soll das Loretoproblem in seinem ganzen Umfang zum Austrag bringen. Die Hauptarbeit ist in dem ersten Band schon geleistet. Das negative Resultat mag dem Freund alter, durch den Glauben zahlreicher Generationen ausgezeichneter Traditionen schmerzlich sein, aber die Wahrheit hat schließlich doch größere Rechte als Überlieferungen, die auf trügerischem Grunde erwachsen sind. — Dr. Luzian Pfleger.

Löwener ethnologisch-religionsgeschichtliche Kurse. Die Notwendigkeit der Mitarbeit von katholischer Seite an religionsgeschichtlichen Studien, und zwar gerade ‚im Interesse einer ruhigen, gesunden Weiterentwicklung' derselben hat bereits F. X. Seppelt im Juliheft 1911 dieser Zeitschrift betont, allerdings auch gründliche methodische Schulung für diese Studien mit Recht gefordert *. Er konnte damals auf nicht wenige verheißungsvolle Ansätze katholischer Arbeiten auf diesem Wissensgebiete hinweisen. Daß nun die Initiative ergriffen wurde, einerseits die katholischen Religionshistoriker und Ethnologen in engere Berührung miteinander zu bringen, andererseits den Missionaren, die durch ihre Stellung die berufensten Beobachter der Naturvölker in religiöser und ethnologischer Hinsicht sind, die notwendige wissenschaftliche und technische Vorbildung zu geben, darf man freudig begrüßen.

Von P. Schmidt S. V. D., dem Herausgeber der Zeitschrift ‚Anthropos', und P. Bouvier S. J., Professor der Religionsgeschichte im Scholastikat zu Ore Place (Hastings, England), ging die Anregung aus, daß sich im September 1911 die Oberen mehrerer am Missionswerk beteiligter religiöser Genossenschaften und einige katholische Fachgelehrte an Universitäten unter dem Vorsitz von Msgr. Le Roy, dem Verfasser des Werkes ‚La religion des primitifs' in Löwen verständigten, einen permanenten Ausschuß zur Veranstaltung ethnologisch-religionsgeschichtlicher Kurse (‚Semaine d'ethnologie religieuse') zu bilden, die nicht Gelehrtenkongresse sein, sondern Studienzwecken dienen sollten. In einem allgemeinen Teile soll in diesen Kursen in das Studium der Ethnologie und der Religionsgeschichte durch Darstellung der Entwicklung und kritische Übersicht über die Methoden dieser Disziplinen, sowie in den Betrieb der Hilfswissenschaften eingeführt, dann auch über den Stand wichtiger aktueller religionsgeschichtlicher Probleme (Religion und Soziologie, Religion und Moral, Animismus, Totemismus, Jenseitsvorstellungen u. a.) be-

* Hochland, VIII 2, S. 452 ff.

richtet, in einem besonderen Teile über Einzelfragen dieser Wissenschaften eingehender gehandelt werden. Daneben sind durchaus praktische Vorträge von älteren Missionaren über die Technik ethnologischer, religions-, sprach- und kulturgeschichtlicher Beobachtung vorgesehen.

Apologetischen Interessen sollen diese Studienkurse direkt nicht dienen, sondern streng wissenschaftliche Orientierung bieten, gegenüber den willkürlichen Theoremen evolutionistischer Schulen auf Feststellung des Tatsächlichen hinarbeiten, das Interesse an diesen Fragen in katholischen Kreisen wecken und zur Mitarbeit anregen.

Der erste Versuch, dieses Ziel zu verwirklichen, war recht erfolgreich. Eine große internationale Schar von Teilnehmern aus dem Welt- und Ordensklerus, denen sich erfreulicherweise auch einige Laien anschlossen, bekundete für die durchweg trefflichen Vorträge des ersten Kursus, der vom 27. August bis 4. September 1912 in den Räumen der katholischen Universität zu Löwen stattfand, regstes Interesse, und es ergab sich die Notwendigkeit, den zweiten Kursus nicht erst 1914 oder 1915, wie ursprünglich geplant, sondern bereits in diesem Jahre wiederum in Löwen und mit ähnlichem Programm zu veranstalten. Nur waren die allgemeinen orientierenden Vorträge zur Einführung in das Studium der Ethnologie und Religionsgeschichte gegenüber den Vorträgen von 1912 durch Bezugnahme auf Einzelprobleme charakterisiert, war auf neueste Literatur Rücksicht genommen, das Programm vielleicht noch zweckentsprechender durchgearbeitet. Bildeten 1912 das Studium des Totemismus in den verschiedenen Erdteilen, die Darstellung der Religionen Annams und die Charakteristik der afrikanischen Religionen die Gegenstände, die in dem besonderen Teile behandelt wurden, so waren es in diesem Jahre einerseits die Frage der Astralmythologie, andererseits Geschichte, Entwicklung und Bedeutung des Islam. Daß in diesem Jahre im allgemeinen Teil ein ganzer Tag einer neuen Disziplin, nämlich der Einführung in das Studium der Religionspsychologie und der Mystik (die betreffenden Vorträge von P. de Munnynck O. P. und P. J. Maréchal S. J. gehörten zu den Glanzleistungen des diesjährigen Kursus) zufiel, scheint eine Vertiefung des Studienprogramms nach der philosophischen Seite hin zu bedeuten.

In dem Vorwort des nunmehr vorliegenden Berichtes über den Kursus von 1912* wird betont, daß diese Kurse nur eine Orientierung, kein fertiges System bieten, daß sie über alle religionsgeschichtlichen Methoden berichten, aber keine einzelne Methode präkonisieren, daß sie vor allem kritische Schulung geben und durch Anregen und Fördern von Einzelstudien die Vervollständigung des religionsgeschichtlichen und ethnologischen Tatsachenmaterials erreichen helfen wollen, das allein erst ein sicheres Fundament für religionsgeschichtliche Theorien bieten kann.

Man darf wohl schon in der streng sachlichen Art, mit der die einzelnen Gegenstände behandelt und die Auseinandersetzung mit entgegenstehenden Theorien bewirkt wurde, den Beweis sehen, daß gediegene Fachleute gewählt worden waren. Es ist zu erwarten, daß das Programm des nächsten Kursus, der 1915 in Deutschland stattfinden soll, noch fruchtbarer gestaltet werden wird, und es wäre zu wünschen, daß dem verdienstvollen Unternehmen auch von deutscher Seite größeres Interesse entgegengebracht würde.

Friedrich Andres.

Pädagogik

Über das amerikanische Erziehungswesen, vor drei Jahren in diesen Heften ausführlich geschildert, bringt der Harvard-

* Semaine d'Ethnologie religieuse. Compte-rendu analytique de la 1re Session 1912. Paris, G. Beauchesne u. Brüssel, Dewit 1913. Frs. 6.—.

Professor Münsterberg in seiner jüngst erschienenen Essaysammlung ‚Social Studies of To-day‘ (Fisher Unwin, London) unter dem Titel ‚The Educational Unrest‘ einen über die jüngsten Bewegungen auf diesem Gebiete trefflich orientierenden Aufsatz. Der verdiente Psychologe, der gelegentlich seines Austauschjahres hier in Berlin an manchem Abend einen angeregten Hörerkreis um sich versammelte, hat diese Zeit, wie kaum einer seiner Kollegen, zum Sehen und Lernen genutzt. So mögen denn auch, ihm nur halb bewußt, viele dieser klaren und weitblickenden Erörterungen angeregt sein durch das eingehende Studium deutscher Einrichtungen in Schule und Universität, denen ein paar andere Aufsätze im nämlichen Werk gewidmet sind. Für uns interessanter als solche Überblicke, die ein ferner Stehender seinen Landsleuten von uns vertrauten Einrichtungen gibt, ist die Spiegelung der aufstrebenden jungen Menschheit, die uns aus dem amerikanischen Unterrichtswesen entgegenschaut. Denn trotz des verschiedenen Gliederungsprinzips — die Teilung: Volksschule, Gymnasium fehlt bekanntlich in den Vereinigten Staaten und wird durch den dreistufigen Aufbau: Public School = High School = Universität ersetzt — sind es letzten Endes die nämlichen antagonistischen Kräfte, die hüben wie drüben das Erziehungswesen mit fruchtbarer Unrast durchsetzen. Nur daß sich in Amerika, wo man der Theorie das Experiment rascher folgen zu lassen geneigt ist, manches neu auftauchende Ziel schnell realisieren kann, dieweil wir hier noch in kritischer Gemächlichkeit das Für und Wider wägen. So ist beispielsweise der Kampf zwischen humanistischer und Berufserziehung drüben in ein weit vorgerückteres Stadium getreten als bei uns. In einem Lande wie Amerika, wo, mit Münsterbergs Worten, ‚der Erfolg zu oft nach Geld und Popularität gemessen wird‘, war es sehr natürlich, daß man eine möglichst rasche und möglichst intensive Berufsvorbereitung an die Stelle der langsamer arbeitenden und auf das ideale Ziel einer Kultur der ganzen Persönlichkeit hinsteuernden Erziehung setzte. Professor Münsterberg berichtet nun, daß man in immer weiteren Bevölkerungsschichten mehr und mehr zu der Erkenntnis gelangt, daß ein derartiges Ausbildungsverfahren ein schwerer Irrtum ist. Und was er hierüber ausführt, ist — dem vorhin erwähnten Spiegelungsprinzip entsprechend — auch für uns in hohem Grade beachtenswert. Universitäten und Berufsschulen, die die letzte fachliche Ausbildung geben, teilen sich drüben in noch mannigfaltigere Grade und Schattierungen als in Deutschland. Im Gegensatz zu ihnen aber sollen die vorangehenden vier Collège-Jahre der Kulturerziehung dienen. Münsterberg stellt die schwer zu realisierende Forderung: Wer in die Welt hinausgeht, muß den Punkt erreicht haben, wo nichts Menschliches seinem Interesse fernliegt und jedes Ding in der richtigen Perspektive gesehen wird. Die richtige Perspektive dürfte erst das Leben geben. Aber dem Optimisten, der führen und in die Höhe führen will, mag bei dieser Formulierung wohl der Gedanke vorschweben, daß man v i e l fordern muß, um e t w a s zu erreichen.

In den dieser Ausbildung der Persönlichkeit dienenden Collège-Jahren wünscht Münsterberg vor allem die Wahlfreiheit der Kurse beseitigt. Versuche haben ergeben, daß sich der unreife Schüler ausschließlich jenen Gebieten zuwendet, die seinen natürlichen Anlagen aufs bequemste entsprechen, und in denen er meist auch späterhin seinen Beruf sucht. Die Schüler folgen einfach der Linie des geringsten Widerstandes und versäumen darüber, die allerwichtigste Lektion der Schule zu lernen, nämlich sich auf Dinge zu konzentrieren, die ihren Neigungen und ihrem Begriffsvermögen ferner liegen. Das betrübliche Resultat ist der unerzogene Fachmann, dem jegliches Ver-

ständnis für außerberufliche Fragen fehlt, der sich von des Lebens ‚fettgedruckten Überschriften‘ in- und außerhalb der Zeitungen betrügen läßt und der, aus Mangel an ethischer Vertiefung, an Befähigung zu ernster Gedankenarbeit, Versuchungen jeder Art ohne sonderlichen Widerstand erliegen wird.

Spricht nicht aus diesen ernsten Worten des psychologischen Forschers eine Warnung auch für uns, die wir immer mehr das Schwergewicht auf bloße Berufsausbildung zu legen geneigt sind? In Amerika ist man durch Experimente bereits zu der Erkenntnis gediehen, daß in dem großen Wettrennen beruflicher Tüchtigkeit sich nur in den ersten Stadien der bloß fachmäßig Gebildete dem in Jahren reifender Entwicklung zur Persönlichkeit Erzogenen überlegen zeigt. Sehr bald gewinnt und behauptet dieser das Feld. —

In einer losen, wiewohl untrennbaren Verbindung mit diesem Kampf zwischen Kultur- und Berufserziehung steht in Amerika ein andres Problem, das man nach der drüben üblichen Weise mit den Schlagworten der ‚aristokratischen und demokratischen Erziehung‘ bezeichnet hat.

Um einem Mißverständnis gleich zu begegnen, sei bemerkt, daß es sich bei der Prägung dieser Worte keineswegs um Standesunterschiede handelt. Vielmehr geht der Streit um die Frage, ob der Unterricht sich dem Auffassungsvermögen des Durchschnitts oder dem der begabten Minderzahl anzupassen habe. Die ‚Erziehungsaristokraten‘ führen aus, daß in der Entwicklung eines Volkes einzig die besten Männer von Belang sind, just so, ‚wie eines Volkes Taten in der Menschheitsgeschichte nach dem Vollbringen seiner Genies gezählt werden.‘ Demgegenüber betont der ‚Demokrat‘ die Notwendigkeit der Erziehung der Massen. Münsterberg steht, wie seiner Persönlichkeit nach ohne weiteres begreiflich, auf jener Seite und hält den Verfechtern der demokratischen Theorie entgegen, daß die Masse niemals aus sich selbst, sondern immer nur von ihren Führern Kraft zur Emporentwicklung empfängt. Auch hier werden Anregungen aus Deutschland die eigenen Gedanken Münsterbergs vertieft und bekräftigt haben. Denn es ist ja das Prinzip unserer Universitäten, die besten Forscher an die bevorzugten Stellen zu setzen ohne Rücksicht auf ihr pädagogisches Talent und im Vertrauen darauf, daß die begabten Studierenden aus der Berührung mit einem Geiste, der selbstschöpferisch das Feld seiner Wissenschaft gemehrt und erweitert hat, größeren Gewinn ziehen müssen, als aus der mehr schulmäßigen Anleitung eines geschickten Pädagogen, der freilich dem Durchschnitt ungleich mehr zu bieten haben wird. Münsterberg spricht es mehrfach unumwunden aus, wie berechtigt er jene in Deutschland übliche Bevorzugung der besten Forscher findet und wünscht seiner Heimat aufs wärmste die Nachahmung dieses Beispiels. Trefflich zusammengefaßt erscheint sein Urteil in folgenden Sätzen: ‚Die Geschichte der Kultur zeigt wahrhaftig, daß die Erziehungsideale eines Landes sich stets nach den Forderungen, den Idealen und Eingebungen der am weitesten vorgeschrittenen und höchst entwickelten Einrichtungen gestalten. Oberflächlich ist der Gedanke, daß allein der gesunde Menschenverstand den Maßstab für die Erziehung der Massen regulieren könne. Denn dieser sogenannte gesunde Menschenverstand ist nichts anderes als der Ausfluß der kühnsten und durchdringendsten Gedanken, die inmitten der tiefsten Denker eines Volkes entstanden sind. Der Strom der Gedanken fließt niemals aufwärts; seine Quelle entspringt stets auf dem Gipfel der edelsten Geister.‘ Beda Prilipp.

Literatur

Hermann Kurz (zum 100. Geburtstag am 30. November). Literarische Gedenktage und Jahrhundertfeiern waren

in der letzten Zeit in Schwaben nichts Seltenes. Moerike und Uhland, Vischer und G. Pfizer, sie alle gaben Anlaß, den schwäbischen Anteil an der deutschen Literatur zu erörtern, und der Gegenwart zu zeigen, daß die Träger dieser Namen ein volles und dauerndes Anrecht auf ernste Bewertung ihres Schaffens haben. Gehört zu ihnen auch Hermann Kurz, der Dichter der Romane ‚Schillers Heimatjahre' und ‚Der Sonnenwirt', dessen hundertjähriger Geburtstag auf den 30. November fällt? Oder soll er uns Modernen nur als der Vater von Isolde Kurz gelten, deren Name so voll klingt in der Literatur der Gegenwart? Ich glaube, das wäre eine unwürdige Degradierung bei einem, dessen ganzes dichterisches Wirken doch nur auf Wahrheit und Wirklichkeit ausging, der gesagt hat: Das Erlebte will ich und die Wahrheit ist mein Signalwort. Ich glaube, man findet für das dichterische Schaffen von Hermann Kurz kein treffenderes Motto als eben den Willen und die Wahrheit. Man muß das schöne und ergreifende Buch von Isolde Kurz über ihren Vater gelesen haben, um zu verstehen, was gerade für ihn diese beiden eminent sittlichen Kräfte bedeuteten. Daß Kurz daneben auch noch ein Schwabe und gar einer aus der alten Reichsstadt Reutlingen war, und dem Geschlecht einer Glockengießerfamilie entstammte, in dem berufliche Tüchtigkeit mit dem Selbstbewußtsein bürgerlicher Ehrbarkeit Hand in Hand ging, auch das gab seinem ganzen Leben jene eigenartige Note, die ihn eben zu dem machte, was er sein und bleiben wollte, einer von den Ganzen, die das Geschick bezwingen, und keiner von den Halben, die um äußerlicher Vorteile willen ihr Tun und Treiben auf den Ton des platten Alltags stimmen. Und wenn man erfährt, wie hart und steil der Weg war, der nach Jahren herbster Not und Entbehrung den Dichter zu spätem Ruhme führte, dann überkommt es einen wie stille Ehrfurcht vor einem, der aufrecht und ungebeugt durch ein Dasein der Fronarbeit und Enttäuschung ging.

Schon die Kindheit des früh Verwaisten war freudlos. Theologe sollte er werden. Im evangelischen Seminar zu Maulbronn bereitete er sich auf den Übertritt in das Tübinger Stift vor, trieb aber daneben schon das Studium der neueren Sprachen, so daß er sogar mit Eduard Zeller und einem andern Mitschüler bei einem verwandten Reutlinger Verleger englische Gedichte in deutscher Übersetzung herausgeben konnte. So waren denn auch in Tübingen, wo er namentlich die Vorlesungen Uhlands und seines Stiftsrepetenten Strauß hörte, besonders Literatur, Germanistik, Geschichte und Philosophie sein Studium, und da er, ‚das blaue Genie', wie ihn seine Freunde nannten, sich dem engen Zwange des Stiftes nicht fügte, wurde er bald gemaßregelt, bestand trotzdem seine erste theologische Dienstprüfung, tat freilich nur kurze Zeit Kirchendienst und siedelte dann im Jahre 1836 als freier Schriftsteller nach Stuttgart über. Wohl fand er dort bald einen treuen Freundeskreis, aber er lernte auch alle Bitternisse des literarischen Broterwerbs kennen, mußte, nachdem in den Jahren 1836—1839 schon eine Reihe seiner Dichtungen: ‚Gedichte', ‚Genzianen'. ‚Dichtungen' erschienen war, seine Kräfte in allerlei Lohnarbeiten, wie der Übersetzung von Ariosts Rasendem Roland zersplittern, und dazu kamen die üblen Erfahrungen, die er mit seinem ersten Roman ‚Heinrich Roller' machte. Schon im Jahre 1838 waren Bruchstücke davon im ‚Morgenblatt' erschienen, allein er konnte erst 1843 für sein unter dem sensationellen Titel ‚Schillers Heimatjahre' bekanntes Werk einen Verleger finden. Von Stuttgart, wo der Dichter namentlich mit Moerike eine enge Freundschaft geschlossen hatte, von der beider Briefwechsel

kündet, kam Kurz sodann auf Veranlassung Auerbachs als Redakteur einer Familienzeitschrift nach Karlsruhe, wo er mehr und mehr auch in die politische Bewegung hineingezogen wurde, und daneben den ‚Tristan und Isolde‘ bearbeitete und vollendete. Gerade im Sturmjahr 1848 kehrte Kurz nach Stuttgart in die Redaktion des ‚Beobachters‘, des Organs der schwäbischen Demokratie, zurück, die er dann auch bis zum Jahre 1855 führte. ‚Ein adligerer Demokrat,‘ sagt Paul Heyse über diese Tätigkeit des Freundes, ‚ein vornehmer denkender Freund des gemeinen Mannes, ein mit stolzerer Seele sich den demütigsten Bürgerpflichten opfernder Weltbürger hat nie an einem Redaktionstisch gesessen und für den Tagesbedarf seiner Parteigenossen so mutvoll sub specie aeterni Sorge getragen.‘ Die Gründe für seinen Rücktritt vom ‚Beobachter‘ seien hier unerörtert. Im Jahre 1851 hatte er sich mit Marie von Brunnow, der Tochter eines ehemaligen württembergischen Offiziers, einer tapferen, aber auch sehr exzentrischen und keineswegs haushälterischen Freiheitsschwärmerin verheiratet, und wenn sie ihm auch in den nun folgenden herbsten Jahren seines Lebens eine treue Gefährtin und seinen Kindern eine sorgende Mutter mit allerdings sehr eigenartigen Erziehungsgrundsätzen war — man wird den Eindruck nicht los, daß die Verhältnisse des Dichters bessere gewesen wären, wenn sie vermittelnd zwischen seine Persönlichkeit und die Forderungen des Alltags getreten wäre. Ehe Kurz nun mit den Seinigen hinauszog in ein langes Wanderleben, das ihn bis zum Jahre 1863 von Ort zu Ort trieb, hatte er seinen zweiten großen Roman ‚Der Sonnenwirt‘, zu dem ihm Schillers ‚Verbrecher aus verlorener Ehre‘ den Stoff gab, vollendet. Allein wenn er mit ihm auch mehr Glück hatte als mit seinem ersten Roman, wenn er nun auch unter dem Druck der Sorgen eine rastlose Tätigkeit entwickelte, er blieb doch gebunden in trüben Verhältnissen, und seine Kräfte begannen mehr und mehr den Dienst zu versagen. Und doch, was hat er da alles geschaffen. Seine drei Bände Erzählungen mit so manchem kleinen Meisterwerk, ‚Die blasse Apollonia‘, ‚Das Arkanum‘, ‚Den Galgen sagt der Eichele‘, seine Skizzen aus dem schwäbischen Volksleben, seine ‚Denk- und Glaubwürdigkeiten‘, seine köstliche parodistische Erzählung ‚Die beiden Tubus‘, seine Erinnerungen aus der Familiengeschichte und seinen prächtigen Schwank ‚Skt. Urbans Krug‘. Damit schien freilich die Dichterkraft von Hermann Kurz erschöpft, und als ihm endlich im Jahre 1863 die Stellung eines Universitätsbibliothekars in Tübingen zufiel, beschränkte sich seine Tätigkeit auf geschichtliche und literarische Stoffe. In seinem Buche ‚Aus den Tagen der Schmach‘, Schilderungen aus der deutschen Franzosenzeit, begrüßt der ehemalige Demokrat freudig das neue Deutsche Reich. Daneben galt seine Arbeit namentlich Shakespeare, und ein wahrhafter Genuß war es ihm, zu Konewkas Silhouetten ‚Falstaff und seine Gesellen‘ den begleitenden Text schreiben zu dürfen. Am meisten Freude aber machte ihm in dieser Zeit die Freundschaft mit Paul Heyse, der sich mit ihm zur Herausgabe des ‚Deutschen Novellenschatzes‘ und des ‚Novellenschatzes des Auslands‘ verband und ihm damit eine sichere Nebeneinnahme brachte. Freilich, war's nicht auch eine Tücke des Geschicks, mit dem Hermann Kurz sein Leben lang so heldenhaft gerungen, daß es ihm nun nur noch kurze Zeit vergönnt war, sich sorgenloser Tage zu freuen? Am 10. Oktober 1873 machte ein Herzschlag seinem Leben ein Ende.

Unter grünem Gebüsch hat dem Dichter Reutlingen ein schönes Denkmal errichtet.

*

Vermögen wir heute einem dichterischen Schaffen, wie dem von Hermann Kurz noch völlig gerecht zu werden?

Man weiß, daß gerade die letzten Jahrzehnte der Wandlungen und literarischen Überraschungen gar mancherlei gebracht haben. Erst den Realismus unserer Jungdeutschen und dann aus ihm heraus als merkwürdige Blüte eine Neuromantik, die förmlich in Gefühlen und Stimmungen schwelgt. Wir meinen, zwischen diesen beiden Extremen sei Hermann Kurz aus eigenem Wollen und Können heraus auch seine eigenen und stillen Wege gegangen. Ich möchte hier von langen Erörterungen über seine Gedichte und Erzählungen absehen. Denn sie sind es m. E. erst in zweiter Linie, die ihm das Anrecht auf eine Wertung in der Zukunft sichern. Sie lassen sich, bodenständig und heimatlich im strengsten Sinn des Wortes, am allerwenigsten von denen verstehen, die an unsere Literatur mit sozialen und weltbürgerlichen Forderungen aller Art herantreten. Sie senken ihre Wurzeln so tief hinein in das Eigenleben eines kleinen Kreises und setzen in ihrem Ernst und manchmal recht barocken Humor soviel intime Kenntnis schwäbischen Gemüts und schwäbischer Absonderlichkeiten voraus, daß ihr inneres Verstehen dem Außenstehenden nur schwer wird. Den Dichter kann und wird dafür von niemanden ein Vorwurf treffen. Um so weniger, als er ja in seinen beiden großen Romanen ‚Schillers Heimatjahre‘ und ‚Der Sonnenwirt‘ Werke geschaffen hat, die ihm für alle Zeiten einen der ersten Plätze unter den Vertretern deutscher und unbestritten den ersten Platz unter den Vertretern schwäbischer Heimatkunst sichern. Etwas Wuchtigeres, in seinem geschichtlichen und dichterischen Wert gleich Fertiges und Geschlossenes hat vor ihm und nach ihm hier keiner geschaffen. Mag bei dem einen der Titel enttäuschen — von Schiller ist ja am allerwenigsten die Rede — er war eine buchhändlerische Spekulation; mag man dem Schluß des andern zum Vorwurf machen, daß sich ihn der Dichter durch Einschieben von Prozeßakten im Wortlaut sehr leicht gemacht habe — auch hieran trug ein drängender Verleger die Schuld — keiner von denen, die sich in ihren großen und kleinen Geschichten mit Hermann Kurz auf den gleichen Boden stellen, hatte das Talent und die Energie, die herbe und trockene Wirklichkeit so zu einem dichterischen Erlebnis umzuwerten, wie er. Gewiß, Kurz war und blieb ein starrer Schwabe sein Leben lang; seine Wege in die Ferne haben ihn nie über Karlsruhe und München hinausgeführt. Er hat sich in echt schwäbischem Mißtrauen gegen so vieles Neue und auch Gute abgeschlossen. Aber er ist auch niemals sich selbst untreu geworden. Verschlossen war er gegen viele. Er hat es in einem seiner schönsten Gedichte selbst gesagt:

Doch was ich mir in mir gewesen,
Das hat kein Freund gesehn, wird keine Seele lesen.

Th. Ebner.

Theater

Das ‚Mirakel‘ in Dresden. Nach Oedipus und Orestie, in denen Reinhardt zu seinen gewaltigen Massenentfaltungen zum ersten Male das Rund des Zirkus benutzte, erschien Weihnachten 1911 in der Olympia-Halle in London ‚das Mirakel‘, wo im Rahmen eines mittelalterlichen Marienmysteriums noch ungeheurere Menschenmassen in Bewegung gesetzt wurden. Die Berichte, die von der Londoner Aufführung seinerzeit zu uns über den Kanal kamen, ließen leicht den Gedanken aufkommen, daß es Reinhardt mit den Riesenmitteln seiner auswärtigen Gastspiele in erster Linie auf eine verblüffende Sensation abgesehen hätte: man hörte zu viel von den 3000 Mitwirkenden, von der Echtheit der Kostüme, von den enormen Gagen der ‚Stars‘, als daß man gegen den künstlerischen Wert dieses vielbesprochenen Unternehmens nicht Mißtrauen gefaßt hätte. Freilich hatte Reinhardt kurz vorher den Berlinern die

prächtig gelungene Neubelebung des ‚Jedermann' geboten, wo er in herrlicher Weise verstanden hatte, neben allem technischen Drum und Dran den künstlerischen Kern rein und klar herauszuschälen, und jeder, dem noch die machtvoll anschwellenden Chöre der argivischen Greise von ‚Oedipus' her im Ohre klangen, wagte mit Recht auf eine neue gesteigerte Wirkung Reinhardtscher Chor-Regie zu hoffen.

Am 19. September 1913 kam das Mirakel in dem erst kürzlich erstandenen Neubau des Zirkus Sarrasani zu Dresden zur Darstellung, nachdem die ersten deutschen Aufführungen in Wien, Prag und Leipzig mit unterschiedlichem Erfolge stattgefunden hatten. Obwohl die Raumbedingungen für den Einbau der gotischen Klosterkathedrale hier wesentlich ungünstiger lagen als in London und Wien, fand die Dresdener Aufführung bei Publikum und Presse eine gewaltige Resonanz. Die großartige Idee eines Theaters der 5000 mußte den meisten hier nahezu verwirklicht erscheinen: so einhellig war die Stimmung, die, von Szene zu Szene wachsend, über Bühne und Publikum lag. Und dabei handelt es sich um eine Pantomime, die das gesprochene Wort bis auf wenige Ausnahmen fast ganz ausschaltet und eine individualisierende Beseelung der Massen wesentlich durch Mienenspiel und Geste erreichen mußte. Sehen ist hier die Hauptsache — die Eindrücke, die dem Ohre übermittelt werden, sei es durch die begleitende Musik Humperdincks oder durch Gesänge oder Ausrufe der Massen, kommen erst in zweiter Linie, um aber dann gerade mit besonders eindringlicher Gewalt zu uns zu sprechen. So bezeichnen die Ausrufe der Masse durchweg die Culminationspunkte der Handlung; sie lösen Stimmungsgipfel aus, zu denen das ruhigere Gleichmaß der Pantomime allgemach emporführt.

Karl Vollmoeller hat für diese großzügige, dramatisch-pantomimische Darstellung eine Marienlegende bearbeitet, die sich im Mittelalter größter Beliebtheit erfreute und bis auf unsere Zeit hinein wiederholt von Dichtern neu belebt wurde. Es ist die Geschichte von der jungen Küsterin, die aus Sehnsucht nach den Freuden der Welt dem Kloster entflieht und während ihrer Abwesenheit von der Mutter Gottes in ihrem Amt vertreten wird. Dieser durch vielfältige Überlieferung gegebene Stoff, in dem die allverzeihende Güte der Jungfrau Maria durch ein seltenes Wunder illustriert wird, birgt nur wenige Züge in sich, die dem Drama günstig entgegenkommen: für eine Legende machen Zartheit, Innigkeit und gläubig-frommer Sinn den eigentlichen Gehalt aus: diesen voll auszuschöpfen, dazu wird letzten Endes nur die epische Darstellung fähig sein. Die Dramatisierung einer Legende ist ein künstlerischer Mißgriff. Maeterlincks ‚soeur Béatrice', wo das gleiche Mirakel dramatisch behandelt wird, ist als Ganzes trotz der unleugbaren Schönheiten der Sprache verfehlt. Legenden haben auf der Bühne kein Glück: das Schönste, was in ihnen steckt, können sie hier nicht entfalten. Sie wollen erzählt sein, sicher, ruhig, zart und zierlich, so wie es Gottfried Keller getan hat, unter dessen fein gestaltenden Händen gerade die Geschichte der weltflüchtigen Nonne ihre ganze Schönheit offenbarte.

Vollmoeller hat den Stoff für Reinhardt zurecht gemacht. Die einfachen Linien der Legende mußten in dieser Bearbeitung schwinden. Es waren Zutaten und Verbreiterungen notwendig, mit denen der Regisseur Effekte im Theater der 5000 erzielen konnte. Und wie Reinhardts Regie das Ganze darbot, war so bewundernswert in seiner Vereinigung von bildhafter Ruhe und leidenschaftlicher Bewegung, daß sich niemand dem anstürmenden Zauber dieser Aufführung entziehen konnte. Man wurde — ob man wollte oder nicht — mit hineingezogen in diese Welt mittelalterlich-katholischen Prunkes, wo Weih-

rauchduft die Räume durchzieht und eine brünstige Ekstase ungezählte Ave Marias stammelt. Das Marienwunder ward von festlichen Massenszenen umrahmt, in denen Kirchenbanner wehten, Pilger heranzogen, Krüppel und Lahme Heilung suchten; um diese wundertätige Madonna schart sich das ganze gläubige Mittelalter, alle seine Stände, erzschimmernde Krieger wie derbbeschuhte Bauern, erfüllen in der Farbenpracht ihrer Kostüme den Klosterraum. Die sieben weltlichen Jahre der Nonne Megildis geben Gelegenheit zu neuen Bildern: die dem Kloster Entflohene wird in einem wechselvollen Schicksal von Mann zu Mann getrieben; bei lautem Trinkgelage werden die Würfel um sie geworfen, bis zur Dirne, die den wilden Landsknechthaufen nachzieht, sinkt sie herab. Es erstehen Szenen, in denen unsere Sinne, die sich kurz vorher in Glockenklang und Glaubensmystik eingeträumt hatten, von neuem aufgepeitscht werden: die grauenvollste Losung des Mittelalters, das Wort „Hexe!" erschallt, und Hunderte von geballten Fäusten recken sich drohend vor der sündigen Schönheit auf. Der dämonische Spielmann, der die Nonne einst mit den verführerischen Tönen seiner Geige in die Welt hinausgelockt hat, heftet sich wie ein Schatten an ihre Füße — nur zuletzt muß er weichen, als die mahnenden Klosterglocken die Reuige mit magischer Gewalt zurückrufen. Mit ihrem toten Kinde tritt Megildis nach sieben Jahren der Lust und Schmach vor die Madonna. Süß und mild, doch voll unendlicher Wehmut sieht die Gebenedeite auf sie hernieder. Ihre Hände sind leer: das Jesuskind, das Megildis damals zu rauben drohte, ward durch ein Wunder entrückt. Da legt die Nonne das kleine tote Wesen der Jungfrau in die Arme. Mit wundervoller Mütterlichkeit nimmt die es zu sich empor, und das Kind erstrahlt in himmlischem Glanze wie früher der Jesusknabe. Daß diese letzte Szene in ihrer delikaten Zartheit vor dem grellen Bühnenlicht zu bestehen vermochte, ist in erster Linie der wundervollen Anmut zu danken, mit der Maria Carmi die Madonna verkörperte. Diese Maria hatte ein mildes, sanftes Lächeln auf ihrem Antlitz und in ihrer Gebärde eine frauenhafte Güte, wie wir sie auf den Bildern der größten Meister bewundern. Es war, als ob diese Madonna die Menschen wirklich zu himmlischer Begeisterung emporriß, und auch unter den Zuschauern machte sie skeptische Kritik verstummen. Von weiteren hervorragenden Einzelleistungen seien Mary Dietrich als Nonne Megildis, Ernst Matray als Spielmann und Wilhelm Diegelmann als roher Raubgraf erwähnt. Mit dieser Mirakel-Aufführung hat sich Reinhardt in Dresden einen vollen Erfolg geholt.

Carl Beck.

Musik

Musikgeschichte in den Mittelschulen. Während die Musikwissenschaft in ihren Einwirkungen auf die Musikpraxis bereits manchen schönen Erfolg erzielt hat, fehlt es ihr noch an rechter Vermittlung ihrer theoretischen Ergebnisse an weitere Kreise der gebildeten Welt. In erster Linie gilt dies für die Musikgeschichte. Die imponierenden, erstaunlich weitgreifenden Errungenschaften auf diesem Gebiete sind der Allgemeinheit so viel wie gar nicht zugute gekommen. Absolute Unwissenheit in musikgeschichtlichen Dingen steht bei der überwiegenden Mehrzahl unserer Gebildeten, selbst wenn es sich um Musikfreunde oder praktische Musiker handelt, durchaus an der Tagesordnung. Das ist um so verwunderlicher, als man den Schwesterkünsten gegenüber einen ganz anderen Standpunkt einnimmt. Wer Namen wie Dürer, Michelangelo, Rubens, Dante, Petrarca nicht kennt, gilt für ungebildet; von den großen Musikern der vergangenen Jahrhunderte, von Josquin, Senfl, Haßler, Schütz, Caris-

simi, Cesti, Cavalli usw. usw. haben dagegen die wenigsten unserer Gebildeten jemals, sei es auch nur die Namen, gehört, ohne das aber im mindesten als Defekt zu empfinden. Daß hierin eine höchst bedenkliche Einseitigkeit liegt, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Die Musik war zu allen Zeiten, namentlich aber in den letzten vier oder fünf Jahrhunderten, ein hochwichtiger Kulturfaktor. Die Kenntnis ihrer Geschichte ist daher unerläßlich für jeden, der wirklich Einblick in die Entwicklung unseres Geisteslebens gewinnen will.

Der nächste Weg, auf dem sich hier Besserung der Verhältnisse erzielen läßt, führt durch die allgemeinen Schulen und Bildungsanstalten. Speziell unseren Mittelschulen obläge die Pflicht, sich hier einzusetzen. Bis jetzt fehlt es da aber noch weit. Im Unterricht unserer Gymnasien z. B. ist Literaturgeschichte längst obligatorisches Fach, über Archäologie und Kunstgeschichte werden wenigstens halbobligatorische Vorträge abgehalten: die Musikpflege aber beschränkt sich auf praktische Gesangs- und Instrumentalübungen. Nun wird es sich ja gewiß nicht so rasch verwirklichen lassen, daß Musikgeschichte als selbständiges Fach in den Lehrplan aufgenommen wird; zunächst ist nur zu erstreben, daß musikgeschichtliche Erörterungen da Eingang finden, wo der allgemeine Lehrplan Gelegenheit dazu bietet, also vornehmlich beim Religionsunterricht, in den Literatur- und namentlich in den Geschichtsstunden.

Daß der katholische Religionslehrer bei der Durchnahme der Kirchengeschichte oder bei der Behandlung liturgischer Fragen auf die Entwicklung und Bedeutung des gregorianischen Chorals zu sprechen kommt, daß im Zusammenhang mit dem Tridentinischen Konzil auch der Name Palestrinas genannt werden muß, versteht sich wohl von selbst. Ebenso wird natürlich der protestantische Religionslehrer nicht umhin können, die wichtige Rolle, die Luther der Musik, speziell dem volkstümlichen Kirchenlied, in seinem reformatorischen Wirken zuwies, gebührend zu betonen und eingehend zu erörtern. In gleicher Weise ist auch für den Literarhistoriker ein gelegentliches Abschweifen auf musikgeschichtliches Gebiet unerläßlich. Daß z. B. die Poesie der Minne- und Meistersinger losgelöst von der musikalischen Seite dieser Kunst überhaupt nicht richtig zu verstehen ist, selbst was rein technische Fragen wie die Rhythmik anlangt, haben die neuesten vereinten germanistisch-musikwissenschaftlichen Forschungen unwiderleglich dargetan. Und auch für spätere Entwicklungsstadien ist bei den engen Beziehungen der lyrischen und dramatischen Poesie zur Musik (in Lied und Oper) eine Parallelbetrachtung beider Künste kaum zu umgehen. ‚Die Frage nach der Kraft, die die elende deutsche Poesie zwischen dem Dreißigjährigen und Siebenjährigen Krieg am Leben erhalten und den späteren Aufschwung ermöglicht hat, müßte auf die Musik, auf H. Albert, W. Franck, Ad. Krieger, auf Sperontes und Genossen führen,‘ bemerkt beispielsweise H. Kretzschmar in seinen ‚Musikalischen Zeitfragen‘ mit Recht, und ebenso unbestreitbar ist seine weitere Behauptung, daß Heinrich Schütz für das 17. Jahrhundert mehr bedeute als Martin Opitz, oder der Hamburger Opernkomponist Reinhard Keiser, der ‚Mozart‘ seiner Zeit, mehr als der gesamte Hamburger Dichterkreis. Ja selbst die Würdigung einzelner literarischer Persönlichkeiten erscheint bei Ausschaltung der musikgeschichtlichen Seite ganz verzeichnet. Daß Heinrich Albert als Musiker, als einer der ersten Vertreter des einstimmigen deutschen Kunstliedes eine weit bedeutendere historische Mission vollzogen hat, wie durch seine süßliche italienisierte Schäferposie, oder daß, um ein neueres Beispiel zu nennen, E. Th. A. Hoffmanns geniale Eigenart erst bei Betrachtung seines musikalischen Wirkens als Ästhetiker und Komponist ins rechte Licht tritt: das sind Tat-

sachen, deren Nichtbeachtung die historische Wahrheit aufs ernstlichste gefährden muß. Daß endlich eine Erscheinung wie Richard Wagner im literargeschichtlichen Unterricht eingehendste Berücksichtigung zu finden hätte: das heute noch besonders betonen zu müssen, schämt man sich beinahe. —

Nicht minder zahlreich und bedeutsam sind schließlich die Berührungspunkte, die der Geschichtsunterricht mit musikhistorischen Fragen bietet. Daß Geschichte mehr ist als ein Konglomerat von Schlachten, Regierungszahlen, Staatsverträgen usw.: diesen Standpunkt vertritt ja heute gottlob auch unser naturgemäß nur die Elemente der Wissenschaft bietender Mittelschulunterricht. Auch hier ist das Endziel, den ‚Geist der Zeiten' im ganzen erfassen zu lehren und zu lernen, weshalb neben der politischen auch die Kulturgeschichte berücksichtigt werden muß. Eine Kulturgeschichte aber, die die Musik außer acht läßt, ist unvollständig. Zu den führenden Geistern der gesamten Kulturwelt wie der Geschichte eines Landes gehören neben den großen Feldherren, Diplomaten, Dichtern, bildenden Künstlern auch die Musiker. So dürfen etwa Namen wie Orlando di Lasso, Ludwig Senfl, Hans Leo Haßler in keiner bayerischen Geschichte fehlen. Frägt man nach der kulturellen Bedeutung der Niederlande für das mittelalterliche Europa, so wird neben der niederländischen Malerschule auch der über ein Jahrhundert die Musik der ganzen damaligen Kulturwelt beherrschenden niederländischen Tonsetzerschule mit Meistern wie Okeghem und Josquin an der Spitze zu gedenken sein. Oder will man das kulturelle Wirken eines Fürsten wie Karl Theodor von Bayern bestimmen, so darf man neben dem Hinweis auf seine Gartenanlagen und Kunstsammlungen, auf die Gründung der Mannheimer Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Literaturgesellschaft nicht zu erwähnen vergessen, daß von dem weltberühmten Mannheimer Hoforchester und seinem Konzertmeister Stamitz die klassische Sinfoniemusik ihren Ausgang nahm. Ein richtiges Bild vom Leben und Treiben an den Fürstenhöfen des 17. und 18. Jahrhunderts läßt sich nicht entwerfen ohne Berücksichtigung der Geschichte der italienischen Oper in Deutschland, eine Darstellung des Städte- und Zunftwesens bleibt lückenhaft, wenn sie nicht die alten Kantoreien und Stadtpfeifereien in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht usw.

Bei dem Vorwurf, daß unser Mittelschulunterricht die im vorstehenden angedeuteten musikgeschichtlichen Aufgaben bis heute gar nicht oder so gut wie gar nicht berücksichtigt hat, darf eine dies wo nicht entschuldigende, so doch erklärende Schwierigkeit nicht übersehen werden. Die Schwierigkeit nämlich, die sich aus dem Wesen der Musik ergibt, deren Verständnis weit mehr Spezialkenntnisse und Spezialbegabung voraussetzt, als das der anderen Künste. Unüberwindlich ist diese Schwierigkeit aber nicht. Zunächst gibt es heute bereits musikgeschichtliche Publikationen genug, die auch dem Laien in gediegener, zuverlässiger Weise Aufschluß über die historische und ästhetische Stellung der einzelnen Werke und Künstler sowie über die musikalische Gesamtentwicklung geben. Außerdem ist heute, wo die Musikwissenschaft unter die akademischen Lehrfächer Aufnahme gefunden hat, den Mittelschullehrern auch Gelegenheit geboten, sich während ihrer Universitätszeit über musikgeschichtliche Fragen zu unterrichten. Es wäre sicher in jeder Hinsicht sehr vorteilhaft, wenn in den philologischen Studienplan künftighin eine kurze, allgemein orientierende musikgeschichtliche Vorlesung offizielle Aufnahme fände. Die dazu nötige Zeit ließe sich wohl unschwer einsparen, und einer verhängnisvollen Bildungslücke wäre damit abgeholfen. — Dr. Eugen Schmitz.

Neues vom Büchermarkt

Frauenbilder

Die Frau steht heute mehr als je im öffentlichen Leben. Daher bedarf sie auch dringender einer Führung, wie sie nur die vorbildliche Wirksamkeit großer Frauen geben kann. Diesem Gedanken und Zweck dient eine vom Herderschen Verlag veranstaltete Biographien-Sammlung „Frauenbilder", von der abermals einige neue Bändchen Zeugnis ablegen für die glückliche Hand, die sich in der Wahl der Stoffe betätigt. Den beiden ersten, der Fürstin Gallitzin und der beim Pariser Bazarbrand umgekommenen edlen Konvertitin Elise Hosker gewidmeten Bändchen folgen nunmehr die Lebensbeschreibungen der hl. Katha- von Siena von Helene Riesch, der Dorothea von Schlegel von Margareta Hiemenz und der Herzogin Renata von Anna de Crignis-Mentelberg. Die hl. Katharina von Siena ist eine Lieblingsfigur unserer Modernen. Was die psychologische Neugier unserer Tage an ihr reizt, ist die seltsame Vermischung von mystischer Schwärmerei und Tatkraft, von idealer Empfindsamkeit und realistischer Härte, von prophetischer Entzückung und praktischer Klugheit. Alle diese Züge treten in dem von Helene Rieschs kundiger Hand gezeichneten Bild deutlich hervor und doch ist die Gefahr vermieden, der psychologischen Analyse einen zu großen Raum zu gestatten. Die Erzählung bleibt einfach und sachlich und wirkt sozusagen mit der Unmittelbarkeit des Chronikstils. Die Arbeit über Dorothea von Schlegel hat das Verdienst der ersten Hand. Es ist schade, daß Margarete Hiemenz sich dem Raum der Sammlung fügen und wahrscheinlich auch dem besonderen Zweck manches Opfer bringen mußte. Die Biographie hätte eine bedeutend breitere Anlage und reichere Ausgestaltung vertragen. Auch hätten die Fähigkeiten der Verfasserin wohl dazu ausgereicht. Denn ihre Arbeit verrät gutes Verständnis der Zeit, innerliches Miterleben der Schicksale und Wandlungen Dorotheas.

Ebenfalls das Verdienst, der erste Biograph ihrer Heldin zu sein, kommt Anna de Crignis-Mentelberg zu. Das Leben der frommen und von ihrer Zeit wie eine Heilige verehrten Mutter des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern wird hier zum erstenmal aus den Quellen erzählt. Es ist ein Kulturbild von besonderem Reiz, das uns in eine der glänzendsten Epochen der bayerischen Geschichte versetzt und in der Herzogin Renata einen Charakter von erfrischender Geschlossenheit und Konsequenz zeichnet.

Unsere Kunstbeilagen

Unser Titelbild gibt die Erscheinung des noch jüngeren Kardinals Newman wieder. Die weiteren Kunstbeilagen zeigen eine Reihe der Hauptschätze des Stiftes Neuburg, die in dem Aufsatz von Fritz Krauß eingehend geschildert sind.

Herausgeber und Hauptredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Sandro Botticelli/Geburt Christi





Elfter Jahrgang — Dezember 1913

Der Kampf gegen die Fremdenlegion

Von Heinrich Pohl

I

Wer heutzutage [illegible] zu der Frage der franz[illegible] Gefahr, zu den [illegible] ist gewiß unbestr[illegible] den Staaten gefährlichen Überpa[illegible] der Fremdenlegion und die Werbearbe[illegible] feindlicher Hetze bietet; diese ist [illegible] schaftlichkeit und Maßlosigkeit nicht [illegible] reich. Aber damit ist die Frage k[illegible] Patriotismus zieht gegen die vielg[illegible] deutsche Männer verschiedener politi[illegible] wurf chauvinistischer Treibereien nicht [illegible] und Abwehrmaßregeln gegen die Fremden[illegible]

Zahlreiche Deutsche werden alljährlich in die [illegible] eingestellt. Sie machen einen großen Teil der Le[illegible] ein- zelnen Kompagnien soll der Prozentsatz der Deutschen b[illegible] steigen. Und gerade in den letzten Jahren will man eine besonders [illegible] Agitation für den Eintritt in diese französische Ausländertruppe bemerkt haben. So ist es erklärlich, daß sich laute, immer lauter werdende Klagen über die Werbetätigkeit für die Legion erheben, und daß die Blicke vieler Deutschen sich auf die Leiden junger Volksgenossen in ihrem Dienste richten.





Elfter Jahrgang Dezember 1913

Der Kampf gegen die Fremdenlegion
Von Heinrich Pohl

I.

Wer heutzutage vom deutsch-nationalen Standpunkte aus zu der Frage der französischen Ausländertruppe Stellung nimmt, läuft Gefahr, zu den ‚deutschen Chauvinisten' gezählt zu werden. Es ist gewiß unbestreitbar, daß es einen für den Frieden zwischen den Staaten gefährlichen Überpatriotismus gibt, dem auch die Existenz der Fremdenlegion und die Werbearbeit für sie willkommenen Anlaß zu franzosenfeindlicher Hetze bietet; diese ist nur ein kleines Gegenstück zu der an Leidenschaftlichkeit und Maßlosigkeit nicht zu überbietenden Deutschenhetze in Frankreich. Aber damit ist die Frage keineswegs erledigt. Nicht nur exaltierter Patriotismus zieht gegen die vielgenannte Ausländertruppe zu Felde, sondern deutsche Männer verschiedener politischer Richtung, Männer, die der Vorwurf chauvinistischer Treibereien nicht treffen kann, haben zu Schutz- und Abwehrmaßregeln gegen die Fremdenlegion aufgerufen.

Zahlreiche Deutsche werden alljährlich in die französische Fremdenlegion eingestellt. Sie machen einen großen Teil der Legionäre aus, und in einzelnen Kompagnien soll der Prozentsatz der Deutschen bis auf neunzig steigen. Und gerade in den letzten Jahren will man eine besonders rührige Agitation für den Eintritt in diese französische Ausländertruppe bemerkt haben. So ist es erklärlich, daß sich laute, immer lauter werdende Klagen über die Werbetätigkeit für die Legion erheben, und daß die Blicke vieler Deutschen sich auf die Leiden junger Volksgenossen in ihrem Dienste richten.

Selten nur wird die Frage sine ira et studio erwogen. Für eine unparteiische Beurteilung fehlt es vielfach an den unerläßlichen Voraussetzungen. In tatsächlicher wie in rechtlicher Hinsicht ist noch viel Aufklärungsarbeit zu leisten.

Die Fremdenlegion ist im Jahre 1831 aus politischen Flüchtlingen, Abenteurern und Fahnenflüchtigen gegründet worden. Die 80 Jahre ihres Bestehens bilden eine ununterbrochene Kette von Kriegen und Kämpfen, in denen zahlreiche Deutsche zu Frankreichs Ruhm — insbesondere zur Mehrung und Festigung seines Kolonialbesitzes — in Algerien und Marokko, in Spanien, in der Krim und bei Magenta, in Mexiko und Tonkin, in Dahomey und auf Madagaskar mit bewunderungswürdiger Todesverachtung gekämpft und ihr Blut vergossen haben*. Die französischen Bauern und Bourgeois fanden und finden es in ihrem Egoismus sehr bequem, daß angeworbene Fremde ihnen die Kolonien erwerben und verteidigen, so daß sie für diese Zwecke ihre Haut nicht zu Markte zu tragen brauchen**.

Die Légion étrangère besteht aus zwei Regimentern, dem 1. und 2. Régiment des étrangers. Über die Zusammensetzung nach Nationalitäten des in Saida liegenden 2. Regiments wird nach einer Statistik vom 1. Januar 1913 in einem Artikel der ‚Koblenzer Zeitung'*** folgendes gesagt:

‚Danach dienten in ihm 2169 Franzosen, 1339 Deutsche — wovon 354 Elsaß-Lothringer —, 391 Belgier, 327 Schweizer, 255 Italiener, 128 Spanier, 87 Tunesier, Algerier und Marokkaner, 61 Russen, 41 Luxemburger, sowie Skandinavier, Amerikaner und Australier. Auf Genauigkeit können diese Zahlen freilich keinen Anspruch machen. Wie schon erwähnt, braucht der Fremdenlegionär bei seiner Verpflichtung keine Papiere, da man seinen Angaben blinden Glauben schenkt. So kommt es, daß viele, die in der Heimat wegen eines Vergehens verfolgt werden oder ihre Spur aus anderen Gründen verwischen wollen, eine falsche Nationalität angeben. Rechtsrheinische Deutsche bezeichnen sich mit Vorliebe als Elsaß-Lothringer, Schweizer oder Luxemburger, während Angehörige dieser Staaten sich Reichsdeutsche nennen. Auf diese falschen Angaben ist es zurückzuführen, daß sich angeblich so viele deutsche Deserteure in den Werbebureaus unweit der Grenze stellen. Eine ständige Rubrik der französischen Presse berichtet, daß soundso viele deutsche Deserteure sich an einem Tage haben anwerben lassen. Die Nachricht gelangt nach Deutschland, wo man bald feststellt, daß in den angegebenen Garnisonen niemand desertiert ist. Die neu angeworbenen Fremdenlegionäre haben eben falsche Angaben gemacht. Sie glauben, als deutsche Deserteure einmal besonderes Interesse zu erregen und dann eine bessere Behandlung zu erhalten. Vielleicht erzählen sie von schlechter Kost und — wie jüngst ein bei einer Prügelei blau geschlagener Vagabund — von Mißhandlungen durch den Unteroffizier in den deutschen Kasernen, so daß die Pariser Blätter, welche die Angaben gläubig nachdrucken, sich nicht genug über die

---

* Dr. F. von Papen, Die Fremdenlegion. [In den Preußischen Jahrbüchern, Bd. 148 (1912) S. 294.]

** Karl Frhr. v. Stengel in der Zeitschrift für Politik Bd. VI (1913) S. 688.

*** Ich zitiere nach der ‚Kölnischen Zeitung' Nr. 1018 vom 9. September 1913.

Soldatenschinderei der „teutonischen Barbaren" entrüsten können. Die Schauergeschichten von dem harten Dienst und den Qualen der Fremdenlegionäre, die bei der Agitation gegen das Korps eine Hauptrolle spielen, sind größtenteils übertrieben. Schon wegen des heißen Klimas in Algier muß die Verpflegung eine gute, der Garnisonsdienst ein leichter sein. Was man erzählt, bezieht sich nicht auf die Fremdenlegion, sondern auf die französischen Strafkompagnien, in denen das Leben allerdings alles andere als angenehm ist. Frankreich unterhält in Afrika außer den fünf Bataillonen leichter Infanterie — Bataillons d'Afrique —, die sich aus vorbestraften Rekruten und bestraften Mannschaften, wie den Teilnehmern an den bekannten Militärkundgebungen gegen die dreijährige Dienstzeit, rekrutieren, vier Strafkompagnien. (Eine neue Strafkompagnie ist ab 1. Oktober 1913 in Kreider (Süd-Oran) errichtet.) Die gefürchtetste von ihnen ist die Sektion der Pioniere. Hier gleicht der Dienst der Arbeit in der Hölle, und die Crapaudine ist kein seltenes Mittel, einen Widerspenstigen zum Gehorsam zu bringen. Um in eine dieser Strafkompagnien zu kommen, muß der französische Soldat schon ein schweres Verbrechen begangen haben. Den Fremdenlegionär dagegen kann das Unglück schneller treffen. In der zusammengewürfelten Schar aus aller Herren Länder muß naturgemäß eine strenge Disziplin herrschen. Kleine Vergehen, die in anderen Regimentern mit ein paar Tagen Arrest bestraft werden, haben hier schon die Versetzung in die Strafkompagnie zur Folge. Wenn Fremdenlegionäre in Briefen nach der Heimat über menschenunwürdige Behandlung berichten, stehen sie meistens in den Strafkompagnien, die, um es nochmals hervorzuheben, keine besondere Einrichtung der Fremdenlegion, sondern eine der französischen Armee allgemein angehörende Kolonne bilden.'

Nichts weniger als objektiv sind auch nach v. Papen die Legionärsbriefe mit ihren Greuelschilderungen, die durch die Blätter gehen, und die Bücher früherer Legionäre, deren blutrünstige Darstellungen die braven Bürger das Gruseln lehren; auf diesen angeblich wahrheitsgetreuen Berichten fußen dann die vielen kleinen Schriften, deren Zweck es ist, junge Leute, und vor allem Soldaten, vor dem Eintritt in die Legion zu warnen. Von Papen rügt an diesen Schriften, daß wohl keiner ihrer Verfasser die Legion aus eigener Anschauung kenne, daß durch Verallgemeinerung von unerfreulichen Einzelfällen und nicht zuletzt durch stetiges Weiterschleppen von Dingen, die einmal waren, aber für die heutige Zeit nicht mehr passen, ein Bild entstehe, das durchaus nicht mit der Wirklichkeit übereinstimme.

Aber wenn er auch die Fremdenlegion für besser hält, als ihr Ruf ist, so nennt doch auch von Papen den Eintritt in diese Truppe einen törichten Schritt, und er hebt ausdrücklich hervor, daß den guten Seiten *sehr viele* wenig erfreuliche gegenüberstehen. Er spricht von dem schreienden Mißverhältnis zwischen der Bezahlung und dem anstrengenden Dienst:

‚Schon der Gedanke, zwei Jahre für alle Mühen und Anstrengungen täglich 4 Pfennige zu erhalten, müßte abschreckend wirken. Dann die Disziplin und der Dienst. Die Disziplin ist äußerst streng und die verhängten Strafen stehen oft nicht im richtigen Verhältnis zu der begangenen Tat. Der Willkür ungerechter Vorgesetzter ist Tür und Tor geöffnet. Dazu kommt, daß seit dem 25. Mai 1910 alle Strafen, die acht Tage Mittelarrest (prison) überschreiten, nachgedient werden müssen, was gegen früher eine außerordentliche Verschärfung

bedeutet und eine unglaubliche Härte, wenn man bedenkt, wie leicht sich jemand, selbst ganz schuldlos, eine Strafe zuziehen kann. Der Dienst ist besonders für Leute, die körperliche Anstrengungen nicht gewöhnt sind, außerordentlich schwer, in den unruhigen Gebieten des Südens und in Tonkin sehr gefährlich. Das ungesunde Klima hat schon bei manchen Legionären den Keim zu schwerem Siechtum und zu frühem Tode gelegt, und alljährlich fällt eine ganze Reihe von Leuten heimtückischen Krankheiten zum Opfer. Dabei bildet diese Ansammlung von vielen minderwertigen Elementen einen günstigen Nährboden zur Entstehung aller schlechten menschlichen Eigenschaften. Zwei Laster sind es besonders, die auf diesem Boden gedeihen und schwachen Naturen zum Verderben werden: die Trunksucht und die Päderastie. Die Päderastie vor allem ist das typische Legionslaster, dem in geradezu erschreckender Weise gefrönt wird.' (S. 304).

In einer kleinen Schrift (v. Witzleben ‚Was der Deutsche von der französischen Fremdenlegion wissen muß') finden sich über das Strafsystem in der Legion folgende genaueren Angaben, die ich hier wörtlich wiedergebe:

‚In der Fremdenlegion hat, wie in der ganzen französischen Armee, der Unteroffizier Disziplinarstrafgewalt, von der er den ausgiebigsten Gebrauch macht. Der Korporal schon kann zwei Tage Kasernenarrest austeilen, der Sergeant vier, Vizefeldwebel und „Adjutant" acht Tage oder vier Tage „salle de police" verhängen. Mit kluger Berechnung wird die Trunkenheit eines Mißliebigen zu seinem Verderben ausgenutzt. Kommt der Unglücksmensch einmal betrunken in die Kaserne zurück, so geht der listige Unteroffizier ihm in die Mannschaftsstube nach und erteilt ihm irgend einen Befehl. Antwortet der im Rausche an die drohende Gefahr nicht Denkende mit einem Schimpfwort, so ist der Zweck erreicht. Auch die Ausführung des Befehls schützt ihn nicht vor schwerer Strafe; folgt aber gar noch „Ungehorsam", dann schreitet das Kriegsgericht empfindlich ein. Über Gebühr hart sind die zur Anwendung kommenden Strafarten. Die geringste Strafe ist die Strafarbeit (extra-corvée), die für die kleinste Verfehlung im inneren Dienst verhängt wird und in schwerem Arbeitsdienst zu einer Zeit besteht, zu der der übrige Teil der Kompagnie leichten Dienst hat. Häufig ist der Kasernenarrest; den Tag über tun die Arrestanten allen Dienst, sie dürfen in der freien Zeit die Kaserne nicht verlassen und werden nachts in die „salle de police", in eine überfüllte Massenzelle, einen besonderen Raum im Gefängnis, gesperrt. Beide Strafen gelten als leichte gegenüber dem Gefängnis („prison"), vor dem der Legionär einen heillosen Respekt hat. Der Schrecken aller Schrecken sind die Gefängnisse der Legionskaserne in Sidi-bel-Abbes. Ein Raum, 5 Meter im Quadrat, mit dreißig, vierzig und mehr Insassen, ein Luftloch von einem Viertelmeter Durchmesser hoch oben an der Mauer, ein winziger Spalt über der Türe. Die Gefangenen mit langer Strafdauer und die in Einzelhaft befindlichen treten zweimal täglich zum „Arbeitsmarsche" an. Mit schwerem Sandsack müssen sie zwei Stunden lang im Kreise marschieren, zur Abwechslung mit ausgiebigem Laufschritt. An allen Ecken des kleinen Vierecks, in dem sie laufen, stehen Wachen mit aufgepflanztem Seitengewehr. Gar mancher stürzt da besinnungslos zusammen. Manche treten in ihrer Verzweiflung aus dem Gliede aus und verweigern den Gehorsam; die Folge ist Verurteilung zur „Zwangsarbeit".

Die Einzelhaft ist eine außergewöhnliche Körperstrafe; die Zelle ist ohne Licht und Luft; die Fleischportionen kommen in Fortfall. Nach der Vorschrift

soll nach je sieben Tagen eine viertägige Pause eintreten, in der der Bestrafte seinen Dienst in der Kompagnie tun und sein Fleisch erhalten soll. Die Vorschrift wird aber grundsätzlich umgangen, der Sträfling während der vier freien Tage einfach in die „salle de police" gesteckt und mit dem Arbeitsmarsche beschäftigt. So werden an Stelle der ursprünglich zudiktierten 28 volle 40 Tage verbüßt.

Wem „prison" nicht genügt, der kommt zu den „Zéphirs", zu den Straf-Bataillonen, und muß unter starker Bewachung im tiefsten Süden schwere Pionierarbeit leisten; er muß Straßen bauen, Brunnen graben, neue Stationen errichten helfen, und das alles auf den von der Zivilisation am weitesten entfernten Punkten. Die höchste Strafe ist Zuchthaus. Den Schluß bildet der Tod durch Erschießen, worüber das wegen seiner harten Urteile berüchtigte Kriegsgericht des Algerischen Korps in Oran entscheidet. Es genügt schon, Uniformstücke verloren zu haben, um vor das Kriegsgericht zu kommen. „Verloren ist gestohlen — verkauft!" lautet der Grundsatz, dessen Durchführung manchem Unschuldigen schon schwere Strafen verschafft hat; bei mildernden Umständen kommt der Angeklagte mit vom Regiment zudiktierten 60 Tagen Gefängnis durch; der Willkür der Unteroffiziere ist mit der rigorosen Auffassung über den Verlust von Uniformstücken Tür und Tor geöffnet. Wie rasch geschieht es, daß eine Halsbinde, eine Leibbinde fehlt! Gestohlen, verkauft! Schon droht das Zuchthaus, die Zwangsarbeit. Die Legionäre stehen ständig unter den Kriegsgesetzen!

Die grausamsten Strafen, das Eingraben in den Sand („silo") und das Zusammenschließen der Hände mit den Füßen („crapaudine"), finden seit einigen Jahren, da sie zumeist mit dem Tode endigten, keine Anwendung mehr. Immerhin muß das ganze Strafverfahren noch als ungewöhnlich hart und rücksichtslos bezeichnet werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine derart bunt zusammengewürfelte, teilweise aus dem Abschaum der Menschheit bestehende Gesellschaft wie die der Fremdenlegion nur mit den strengsten Disziplinarmaßregeln im Zaume gehalten werden kann. Trotzdem stehen die meisten Strafen in keinem Verhältnis zur Straftat. Auch gegen den unter geordneten Verhältnissen in jedem zivilisierten Staate aufrecht erhaltenen Grundsatz, ein und dasselbe Vergehen nicht zweimal zu bestrafen, wird in der Fremdenlegion unbedenklich verstoßen. So werden die Militärsträflinge nach Verbüßung der Freiheitsstrafen vor Rückkehr zum Truppenteil grundsätzlich noch bis zu sechs Monaten in die Strafbataillone gesteckt.'

Ich möchte an dieser Stelle nicht länger bei den Tatsachen und Vorkommnissen verweilen, die in letzter Zeit zu einer lebhaften Agitation gegen die französische Ausländertruppe geführt haben. Die deutsche Presse hat ebenso wie mehrere Vereine mit Ernst und Eifer sich der nötigen Aufklärungsarbeit gewidmet, und Tag für Tag hat jedermann Gelegenheit, sich über die Legion und die in ihr herrschenden Zustände zu unterrichten. —

Ebenso notwendig wie eine objektive Feststellung und Würdigung der tatsächlichen Verhältnisse ist eine juristische Klärung. Wollen wir die landläufigen Phrasen und Schlagwörter vermeiden, so müssen auch die in Betracht kommenden rechtlichen Gesichtspunkte unparteiisch gewürdigt werden: sonst wird man weder der französischen Republik noch unserer Reichsregierung, der man vorwirft, daß sie nicht energisch eingreife, ganz gerecht.

In erster Linie gebietet sich eine Feststellung des geltenden intranationalen und internationalen Rechts des Deutschen Reichs, von dessen Regierung ein Einschreiten gegen die Anwerbung deutscher Staatsbürger für die Legion erwartet wird. Diese Feststellung ist in gegenwärtiger Zeit um so weniger ein unnützes Beginnen, als es über kurz oder lang zu einem Eingreifen der Reichsgesetzgebung in der Frage der Fremdenlegion kommen dürfte.

Allem Anschein nach besteht in parlamentarischen Kreisen die ernste Absicht, sie nicht mehr so nebenbei zu behandeln, wie es bisher geschehen ist. Nach einer durch die Presse gegangenen Meldung wird sich der Reichstag sofort mit ihr befassen, wenn er Ende November (1913) zu neuer Arbeit zusammentritt; ob das in der Form eines Antrages oder einer Interpellation geschehen oder ob man das Thema beim Etat anschneiden wird, steht noch nicht fest. Jedenfalls will man diesmal energisch den Finger in die offene Wunde legen.

Ernst Bassermann hat sich in der ‚Nationalzeitung' vom 3. September 1913 dahin geäußert:

‚Es ist wohl nicht zweifelhaft, daß der Reichstag sich in der kommenden Tagung mit dem Skandal der französischen Fremdenlegion beschäftigen wird. Am richtigsten wird es sein, die Frage des besseren Schutzes der deutschen Staatsangehörigen gegen die Werber und Helfershelfer derselben im Wege von Initiativanträgen oder Resolutionen aufzugreifen und diese Anträge sodann einer Kommission zu überweisen. In dieser Kommission wäre über die einzuschlagenden gesetzgeberischen Wege, welche geeignet sind, dem Unfug der Werbung Einhalt zu tun, zu beraten und positive Vorschläge zu machen. Einstweilen vollzieht sich in Deutschland die Bildung von Vereinen zur Bekämpfung der Fremdenlegion. Diese haben als nächste Aufgabe das vorhandene Material zu sammeln und zu sichten, Reichsregierung und Parlament auf die Notwendigkeit gesetzgeberischen Eingreifens hinzuweisen und damit den Boden für eine kommende Gesetzgebung zu bereiten.'

Der Deutsche Reichstag hat sich, wie schon in früheren Jahren, so auch in diesem Jahre bereits mit der berüchtigten französischen Ausländertruppe beschäftigt. Redner der verschiedenen Parteien haben über sie gesprochen, und mehr als einmal haben Regierungsvertreter ihre Stellungnahme zu der aufgeworfenen Frage dargelegt. Die Verhandlungen des Jahres 1913 förderten interessantes Tatsachenmaterial zutage und gaben Veranlassung zu bedeutsamen Erklärungen vom Regierungstische. Sowohl das Auswärtige Amt als auch das Reichsamt des Innern waren daran beteiligt. Im ganzen kann man wohl sagen, daß bei aller Entschiedenheit der Stellungnahme bisher noch immer mit einiger Zurückhaltung im Reichstage von der Fremdenlegion gesprochen worden ist.

Der Abgeordnete Dr. Müller (Meiningen) stellte am 24. Januar 1913 im Reichstag die ‚Anfrage', ob die öffentlich aufgestellte Behauptung richtig sei, daß in der letzten Zeit die Werbetätigkeit der französischen Fremdenlegion eine besonders intensive gewesen, und daß vor allem die Anwerbung minder-

jähriger deutscher Staatsangehöriger, sogar angeblich auf deutschem Boden, zugenommen habe; bejahendenfalls: was die Verbündeten Regierungen zu tun gedächten, um diesem Unwesen Einhalt zu gebieten. Diese Anfrage beantwortete der Direktor im Reichsamt des Innern, Dr. Lewald, dahin: Die neuerdings in der Presse verbreiteten Nachrichten über angebliche Werbungen für die französische Fremdenlegion auf deutschem Gebiete seien der Reichsleitung nicht entgangen. Diese habe in jedem einzelnen Falle entsprechende Ermittlungen veranlaßt. Dabei hätten sich indes keine Anhaltspunkte dafür ergeben, daß in letzter Zeit die Werbetätigkeit der französischen Fremdenlegion eine besonders intensive gewesen, oder daß die Anwerbung minderjähriger Deutschen zugenommen habe. Die Behauptung, daß französische Agenten auf deutschem Boden eine Werbetätigkeit ausgeübt, habe sich bisher in keinem Falle erweisen lassen und in verschiedenen Fällen geradezu als erfunden herausgestellt. Die zuständigen deutschen Behörden würden gleichwohl alle weiteren Nachrichten dieser Art mit Aufmerksamkeit verfolgen und zutreffendenfalls mit größtem Nachdruck einschreiten.

Während die Reichsregierung von französischer Werbetätigkeit auf deutschem Boden nichts wußte, sprach bei der zweiten Beratung des Etats des Auswärtigen Amts der sozialdemokratische Abgeordnete Bernstein am 14. April 1913 für ein energisches Auftreten der Reichsregierung gegen die französischen Agenten für die Fremdenlegion. Man könne, so meinte der Abgeordnete, eine Politik des Entgegenkommens und der Freundschaft sehr wohl mit einer Politik verbinden, die energisch auftrete, wo es sich um Forderungen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit im weiteren Sinne handle. Man könne sehr weitherzig sein, ohne berechtigte Forderungen preiszugeben. Dazu brauche man noch keine Rüstungen. Es gebe eine ganze Anzahl Nationen, die nicht als kriegführende in Betracht kämen, und die doch wichtige Forderungen durch entschiedenes Auftreten durchgesetzt hätten. Es komme nur auf die Form an, in der man vorgehe, und nur darauf, daß man die öffentliche Meinung auf seiner Seite habe, die doch auch schon eine sehr große Rolle spiele, und die kein Kulturstaat gern gegen sich habe, wenn es einmal ernst werde. Die Reichstagsmitglieder seien in letzter Zeit viel mit Zusendungen bedacht worden, die sich gegen die auf deutschem Boden stattfindenden Anwerbungen für die französische Fremdenlegion richteten. Er glaube, es lägen dem Hause sogar Anträge vor, die sich dahin richteten, daß man diesen Anwerbungen für die Fremdenlegion durch eine gesetzgeberische Aktion entgegentrete. Die Sozialdemokraten würden grundsätzlich nichts dagegen einzuwenden haben und, wenn die Frage zur Sprache komme, sich eingehend darüber äußern. Sie würden gewisse Übertreibungen zurückweisen, aber dafür eintreten, daß man dieses Institut nicht unterstütze, das einer vergangenen Epoche angehöre, wo man ganz andere Auffassungen über den Militärdienst und die Beziehungen der Völker zu den Wehrfragen gehabt habe. Vorläufig aber bestehe dieses Institut noch und die Anwerbungen dafür fänden statt.

‚Nun ist mir', fuhr der Abgeordnete fort, ‚ein Fall mitgeteilt worden,

der durchaus eine Aktion der Reichsregierung herausgefordert hätte. Es handelt sich um den Sohn eines Handwerksmeisters in einer pfälzischen Stadt; der Vater ist meines Wissens nicht Sozialdemokrat — ich weiß nicht, welches seine politische Gesinnung ist. Sein zwanzigjähriger, also minderjähriger Sohn arbeitete in Lausanne in der Schweiz. Er wird dort, offenbar von einem Werber, veranlaßt, eine Stelle in einer Fabrik in Marseille anzunehmen, und geht auch hin, diese Stelle anzutreten. Wie es dann zugegangen ist, weiß ich nicht. Er befindet sich plötzlich in der Fremdenlegion und wird nach Marokko eingeschifft. Der Vater, der das erfährt, tut alle möglichen Schritte, seinen Sohn freizubekommen; der Sohn hat es selbst gewünscht. Der Vater richtet eine Bittschrift an den Deutschen Kaiser, an den Prinzregenten in München, an die deutsche Botschaft in Paris. — Ich werde Ihnen die Akten übergeben, Herr Staatssekretär! — Er wird von Pontius zu Pilatus geschickt. (Hört! Hört! bei den Sozialdemokraten.) Er sandte dann schließlich, weil er seinen Sohn nicht frei bekam, selbst einen Mann nach Marokko, der ihn dort frei bekommen sollte, das ist ihm aber nicht gelungen. Dann aber bekommt der Vater die Nachricht, daß sein Sohn in einer Schlacht gefallen ist. Auf diese Weise verliert ein 74jähriger Mann seinen einzigen Sohn. (Hört! Hört! bei den Sozialdemokraten.) Ich bin fest überzeugt: wenn man von der deutschen Botschaft zum Präsidenten der französischen Republik oder zum französischen Minister des Auswärtigen gegangen wäre und gesagt hätte: hier handelt es sich um den minderjährigen Sohn eines Deutschen, gebt ihn frei, — dann hätte man nicht mit dem Säbel zu rasseln und mit den Kanonenstiefeln aufzutrumpfen brauchen, sondern hätte den Mann sofort frei bekommen. Auch in Frankreich hätte man alles, was hochherzig und freigesinnt ist, auf seiner Seite gehabt, und es gibt in Frankreich genug Leute — nicht nur unsere eigenen Parteigenossen —, die gegen das ganze Institut der Fremdenlegion sind. Ich weiß nicht, welche Gründe die Reichsregierung oder die deutsche Botschaft in Paris veranlaßt haben, den Mann zurückzuweisen oder ihm zu sagen: Wende dich dahin oder dorthin! Ich meine, dieser Fall liegt so klar, wie nur ein Fall liegen kann. Warum konnte da nicht das Deutsche Reich eintreten und sagen: So etwas geht doch nicht an, laßt den jungen Mann frei, ihr habt ihn zu Unrecht angenommen?'

In seiner Erwiderung betonte der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, Zimmermann, zunächst, daß es sich um einen in der Pfalz geborenen jungen Mann handelte, einen bayerischen Staatsangehörigen. Diese Fälle würden nicht von der Reichsregierung bearbeitet, sondern von der Königlich bayerischen Regierung; die bayerische Regierung sei selbst in Paris vertreten. Wenn derartige Fälle an das Auswärtige Amt herankämen, würden sie wunschgemäß der bayerischen Regierung zur Vertretung abgegeben. Auch in diesem Falle habe es die Reichsregierung so gemacht und die bayerische Regierung gebeten, über den Verlauf der Sache das Auswärtige Amt auf dem laufenden zu halten. Die bayerische Regierung habe sehr nachdrückliche Vorstellungen in Paris erhoben und sich namentlich auch darauf berufen, daß der junge Mann leidend wäre und infolgedessen für den Dienst in der Fremdenlegion nicht geeignet sei, daß es vielmehr unmöglich sei, ihn dort zu verwenden. Die französische Regierung habe eine Untersuchung des Falles eingeleitet und den Antrag daraufhin abgelehnt. (Hört! Hört! rechts.) Der

junge Mann habe bei seiner Anwerbung bereits 20½ Jahre hinter sich gehabt. Im allgemeinen lehne die französische Regierung jeden Antrag ab, der sich auf junge Leute über 18 Jahre beziehe; daß sich aber das Auswärtige Amt in jedem Falle angelegen sein lasse, derartige Fälle von Anwerbungen zur Fremdenlegion, die zu seiner Kognition kämen, nachdrücklich bei der französischen Regierung zu vertreten, davon könne der Reichstag überzeugt sein. Der Unterstaatssekretär schloß unter dem Beifall der Rechten mit den Worten:

‚Sämtliche Fälle, die in den letzten drei Jahren zu unserer Kenntnis gekommen sind — und das sind nicht allein Fälle, die an uns von Angehörigen herangebracht worden sind, sondern meistens Fälle, die uns aus Zeitungen bekannt geworden sind —, haben wir genau untersucht. Es hat sich dabei ergeben, daß in 17 von diesen Fällen die Angaben, daß die jungen Leute wider ihren Willen angeworben wären, vollständig haltlos waren. Meistens handelte es sich um Übertreibungen, um Versuche junger Herren, die faule Militärpflichtige waren, sich auf diese Weise von einer Bestrafung wegen Entziehung von der Militärpflicht zu befreien. In sechs Fällen ist es zu Urteilssprüchen gekommen, und zwar in einem Falle zur Freisprechung, in fünf Fällen zur Verurteilung. Dabei ist aber in vier Fällen nicht festgestellt worden, daß die betreffenden Verurteilten mit französischen Agenten in Verbindung gestanden haben. In den übrigen neun Fällen schweben noch die Ermittlungen. Sie sehen, meine Herren, daß wir dem Treiben etwaiger französischer Agenten mit aller Energie entgegentreten. An uns wird es jedenfalls nicht fehlen, daß diesem Unfug, den wir ebenso bedauern wie Sie, Zügel angelegt werden, und daß derartige Vorkommnisse, wie sie leider gelegentlich zu beklagen sind, vermieden werden.‘

In der Reichstagssitzung vom 15. April 1913 schnitt auch der Abgeordnete Ahlhorn die Frage der Fremdenlegion an. Er verlas auszugsweise einen von den vielen ihm zugegangenen Briefen, worin es hieß:

‚In der letzten Zeit bewegen sich Werber für die französische Fremdenlegion auf deutschem Boden (selbst in Hessen) mit einer solchen Frechheit, arbeiten mit solchen Erfolgen, ohne daß man einmal von einem Gefaßtwerden hört, daß jedem Vaterlandsfreund die Galle überläuft. Entweder schläft unsere Polizei, oder sie hat — was bei unserer bureaukratischen Schwerfälligkeit nicht verwunderlich ist — keine Handhabe, oder unsere Grenzbewachung ist eine so jämmerliche, daß es nicht schwer fällt, einen schon vorher seiner Sinne Beraubten über die Grenze, und zwar am hellen Tage, mit der Bahn zu schaffen. Erfährt dann der Vater von der Sache, eilt nach Nancy, so sagt man ihm dort mit dürren Worten, daß sein Sohn ja unterschrieben habe und schon fort sei. Wendet er sich telegraphisch an die deutsche Botschaft in Paris, so ist bei der bekannten Zagheit des Herrn „de“ Schoen ein Erfolg gleich fraglich.‘ Daran knüpfte der Abgeordnete Ahlhorn die Bemerkung: ‚Was dieser Herr denkt und fühlt, das fühlen mit ihm im großen deutschen Vaterlande viele. Man wundert sich darüber, daß unsere Regierung diesem Menschenhandel nach Nord- und Westafrika nicht schon eher energisch entgegengetreten ist. Man sagt vielleicht: Das sind leichtsinnige junge Leute, die kein Mitleid verdienen, sie sind kein Verlust für das deutsche Vaterland. Wer aber die Schilderung ihrer Leiden mit angehört hat, wer gesehen hat, zu welchen verzweifelten Schritten diese jungen Leute, die das Unglück gehabt haben, nach Afrika zu gehen, greifen, um ihre Freiheit wieder

zu erlangen, der muß Mitleid mit ihnen haben. Glauben Sie nicht, daß es lauter Fahnenflüchtige sind, die sich dem Militärdienst entzogen haben. Nein, der größte Teil dieser unglücklichen jungen Leute ist verführt, trunken gemacht und dann dahin gebracht, woher sie selten zurückkommen. Ich meine, das Auswärtige Amt hätte alle Ursache, sich der Sache mit etwas mehr Nachdruck anzunehmen. Ich gebe gern zu, daß in der letzten Zeit mehr geschehen ist; aber jahrelang hat man der Sache mit verschränkten Armen gegenübergestanden. Ich bin der festen Überzeugung, die französische Regierung mißbilligt eine derartige Arbeit der Werber in Deutschland. Ich glaube, bei freundschaftlichen Vorstellungen der deutschen Regierung würde die französische Regierung ihr Ohr diesen berechtigten Klagen gegenüber nicht verschließen.'

Der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt Zimmermann wies besonders auf das Zugeständnis Ahlhorns hin, daß jetzt die Sache energischer betrieben werde, als es früher der Fall gewesen. Außerdem erklärte er:

,Soweit es sich um Anwerbungen im Inlande handelt, sind die inneren Behörden diejenigen, die diese Sache vermeiden und ein offenes Auge haben müssen. Wir können uns der Sache nur insoweit annehmen, als es sich um eine Freimachung angeworbener Fremdenlegionäre bei Frankreich handelt. Daß wir den Fällen, die zu unserer Kognition kommen, immer nachgehen, habe ich gestern schon angeführt. Ich habe aber dabei betont, daß leider die französische Regierung solchen Reklamationen gegenüber, in denen der betreffende angeworbene junge Mann das 18. Lebensjahr überschritten hat, sich ablehnend verhält. Da können wir trotz unserer nachdrücklichsten Vorstellungen nichts weiter erreichen.'

II.

Für eine wirksame Bekämpfung französischer Werbetätigkeit auf deutschem Boden dürften im allgemeinen die bestehenden strafrechtlichen Vorschriften ausreichen. Wer einen Deutschen zum Militärdienst einer ausländischen Macht anwirbt oder den Werbern der letzteren zuführt, ingleichen wer einen deutschen Soldaten vorsätzlich zum Desertieren verleitet oder seine Desertion vorsätzlich befördert, wird mit Gefängnis von drei Monaten bis zu drei Jahren bestraft; der Versuch ist strafbar. Auch das Verbrechen des Menschenraubs kann in Frage stehen. Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich bedroht mit Zuchthausstrafe denjenigen, welcher sich eines Menschen durch List, Drohung oder Gewalt bemächtigt, um ihn in auswärtige Kriegsdienste zu bringen. Gefängnis von einem Monat bis zu zwei Jahren trifft jeden, der es sich zum Geschäfte macht, Deutsche unter Vorspiegelung falscher Tatsachen oder wissentlich mit unbegründeten Angaben oder durch andere auf Täuschung berechnete Mittel zur Auswanderung zu verleiten.

Schon das Dasein dieser Strafbestimmungen ermöglicht ein scharfes Vorgehen gegen die französischen Werber; es kommt hier sehr viel an auf den guten Willen der Behörden, namentlich der Polizeibehörden, an dem zu zweifeln kein Grund vorliegt. Um die Bekämpfung der Werbetätigkeit wirksamer durchzuführen, müßte jeder, der selbst oder dessen Verwandter oder Bekannter zum Eintritt in die Legion aufgefordert worden — gleich-

viel ob mit oder ohne Erfolg —, bei Strafe zur Erstattung einer Anzeige bei der Polizeibehörde verpflichtet werden.

Alljährlich nehmen, wie berichtet wird, viele, erschreckend viele Deserteure, um den Folgen einer Verfehlung oder den Mißhandlungen durch ältere Kameraden oder Vorgesetzte zu entgehen, ihre Zuflucht zur Legion (von Papen S. 289). Gelänge es, diese Mißhandlungen vollständig zu beseitigen, dann würde die Zahl der deutschen Fremdenlegionäre ganz erheblich sinken. Militärischerseits wird mit ernstlichem Bemühen gegen die Feigheit der Soldatenmißhandlungen gearbeitet, und strenge Strafen treffen die Schuldigen. Aber Soldatenmißhandlungen werden nie ganz verschwinden. Stets wird es einzelne leidenschaftliche, jähzornige Vorgesetzte und Rekruten mißhandelnde ‚alte Leute' geben. Und wie kein Stand, so ist auch der Offizier- und Unteroffizierstand nicht absolut gesichert gegen das Eindringen vereinzelter ungeeigneter Elemente und auch solcher Menschen, denen das Quälen von Mitmenschen eine Lust ist. Die fortgesetzte unerbittliche Bekämpfung der Soldatenmißhandlungen im deutschen Reichsheere ist wohl eines der besten Mittel, den Zuzug deutscher Staatsbürger zur französischen Fremdenlegion zu vermindern. Die Soldatenmißhandlungen nehmen erfreulicherweise von Jahr zu Jahr ab, obwohl das Rekrutenmaterial gewiß nicht besser geworden ist.

Ehemalige Fremdenlegionäre haben die Milderung des deutschen Militärstrafrechts als ein geeignetes Mittel empfohlen, um die Zahl der Desertionen zu verkleinern, die den Eintritt in die Fremdenlegion so oft zur Folge haben. Dieser Gesichtspunkt ist gewiß nicht ganz unbeachtlich. Ob und inwieweit ihm durch die Gesetzgebung Rechnung zu tragen ist, darüber muß das maßgebende Wort in erster Linie von Militärsachverständigen gesprochen werden. Keine Reform unseres Militärstrafrechts darf die Aufrechterhaltung einer straffen Disziplin gefährden. Soweit ohne Gefährdung wesentlicher militärischer Interessen eine Milderung des Militärstrafrechts möglich erscheint, wird sich ihr kein verständiger Mensch widersetzen. Gerade in letzter Zeit ist ein § 110a in das Militär-Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 20. Juni 1872 eingestellt worden, der berechtigten Milderungsbestrebungen entgegenkommt. Für Fälle der Aufwiegelung und des Aufruhrs hat das Gesetz betreffend Änderung des Militär-Strafgesetzbuchs vom 8. August 1913 (Reichs-Gesetzblatt S. 621) die Strafen ganz erheblich herabgesetzt, ‚sofern ein minder schwerer Fall vorliegt und die Tat nicht im Felde begangen ist'. Abgesehen von dem neuen § 110a enthält das Gesetz vom 8. August 1913 eine Milderung des § 109 für die Anstifter und Rädelsführer im Falle der Rückkehr aller am Aufruhr Beteiligten zur Ordnung.

Wenn harte deutsche Militärstrafrechtsvorschriften zur Desertion und zum Eintritt in die Fremdenlegion führen, so ist es dringend geboten, die deutschen Soldaten, besonders in den Grenzgarnisonen, bei Zeiten über das in der Legion herrschende Strafensystem wahrheitsgetreu zu unterrichten. Man muß ihnen in aller Deutlichkeit vor Augen führen, wie es in dieser Beziehung

in der Fremdenlegion aussieht, wo der Willkür der Vorgesetzten so gut wie keine Schranken gesetzt sind. Wenn auch die barbarischsten Strafen, das Eingraben in den Sand und das Zusammenschließen der Hände mit den Füßen, nicht mehr zur Anwendung kommen, so sind doch die Strafen in der Fremdenlegion und die Behandlung der Strafgefangenen unglaublich hart und mit deutschen Zuständen nicht entfernt zu vergleichen.

Auffallend groß ist nach von Papens Überzeugung die Zahl der blutjungen Leute, deren Eintritt in die Legion nur als ein kopfloser Streich angesehen werden kann. ‚Die Sehnsucht in die Ferne und der Drang nach Abenteuern mag wohl in den meisten schon gesteckt haben, bis irgendein Ereignis eintrat, das die schlummernden Gefühle zur Tat erweckte: traurige Familienverhältnisse, eine böse Stiefmutter, ein jähzorniger Vater, ein strenger Meister, eine hoffnungslose Liebe, das sind, um nur einige zu nennen, die Motive, auf die ich gestoßen bin,‘ schreibt von Papen. Dem Abenteuerdrang unserer Jugend, dem viele beim Eintritt in die Legion unterliegen, durch Gründung einer deutschen freiwilligen Kolonialtruppe Rechnung zu tragen, ist eine oft und nachdrücklich empfohlene Maßnahme. So ist die ‚Kölnische Zeitung‘ wiederholt für die Errichtung eines eigenen deutschen Freiwilligen-Kolonialkorps eingetreten. Auch der Abgeordnete Dr. Ernst Müller-Meiningen befürwortete diese Gegenmaßregel in der Nationalzeitung vom 3. September 1913, und laut Bericht der Täglichen Rundschau vom 8. September 1913 schlug Dr. Ritter (Mainz) auf dem Alldeutschen Verbandstag als Kampfmittel gegen die Fremdenlegion die gleiche Maßregel vor. Wohl alle Deutschen verwerfen den Gedanken, neben die französische eine deutsche Fremdenlegion zu stellen. ‚Wir dürfen unserm Heer nicht den Schimpf antun, es mit einer derartigen Eiterbeule zu behaften,‘ erklärte mit Recht der Abgeordnete Dr. Paul Liepmann in der Nationalzeitung vom 3. September 1913. Aus Landessöhnen oder Deutschen aller Länder soll, damit die deutsche Abenteuerlust ihr Genügen finde, eine Soldtruppe für die deutschen Kolonien gebildet werden. Nach der auf dem Alldeutschen Verbandstage erhobenen Forderung sollte man, dem Beispiel der Franzosen folgend, nicht auf kleine Körpergebrechen, auf mangelhafte Papiere und dergleichen achten, sondern alle Schiffbrüchigen aufnehmen, einen Korpsgeist mit strengen Ehrenregeln großziehen, ordentliche Löhnung und Nahrung, und nach mehrmaliger Vertragserneuerung eine Pension gewähren. ‚Man gebe dieser Truppe gewisse äußere Privilegien und vermeide beim Vorliegen kleiner Jugendsünden bureaukratisches Vorgehen!‘ verlangt Müller-Meiningen.

Neben den Freiwilligen, die sich gegen Gewährung irgendwelcher Vorteile nach der Dienstzeit auf eine bestimmte Zeit verpflichten müßten, auch die Fahnenflüchtigen und Unsicheren der deutschen Kolonialtruppe einzureihen, dürfte zum mindesten nicht unbedenklich sein. Diese Anregung gab ein Aufsatz über den Wandertrieb der Deutschen in dem offiziellen Organ des Internationalen Völkerrechtsbundes zur Bekämpfung der Fremdenlegion. Der Verfasser tritt dafür ein, daß eine solche zwangsweise Einstellung nicht

den Charakter einer Strafe tragen dürfe, ferner dafür, daß diesen Fahnenflüchtigen und Unsicheren dieselben Vorteile bewilligt werden müßten wie den Freiwilligen, wenn sie sich während der Dienstzeit gut geführt hätten.

III.

Die an unsere Reichsregierung herantretende Forderung, zugunsten einzelner Fremdenlegionäre bei der französischen Regierung vorstellig zu werden oder von ihr generell die Nichteinstellung von Deutschen in die Legion zu verlangen, stützt sich auf einen Satz der Reichsverfassung. Deshalb ist zunächst dieser Satz seinem ganzen Inhalte nach festzustellen und dann in seiner Beziehung zur Fremdenlegionsfrage zu untersuchen.

Was die Auslegung der verfassungsrechtlichen Vorschrift anlangt, so kann ich im wesentlichen nur wiederholen, was ich aus Anlaß des Rechtsfalles Mannesmann in meinem Buche ‚Aus Völkerrecht und Politik' (Berlin 1913) S. 48 ff. ausgeführt habe.

Die staatliche Pflicht des Reiches zum Schutze seiner Angehörigen ist durch die Reichsverfassung Artikel 3 Absatz 6 begründet: ‚Dem Auslande gegenüber haben alle Deutschen gleichmäßig Anspruch auf den Schutz des Reichs.' Der Schutz, auf den alle Deutschen ‚Anspruch' haben, muß gleichmäßig gewährt werden, also ohne Bevorzugung eines deutschen Gliedstaates und seiner Angehörigen. Durch den Artikel 3 Absatz 6 ist keineswegs zum Ausdruck gebracht, daß das Reich allein zur Schutzgewährung dem Auslande gegenüber zuständig sein soll. Die deutschen Einzelstaaten sind vielmehr ebenfalls befugt, von sich aus Gesandte im Auslande anzustellen, denen dann der Schutz der Einzelstaatsangehörigen in erster Reihe obliegt. Der Artikel 3 Absatz 6 der Reichsverfassung begründet aber daneben auch die Schutzpflicht des Reiches; der Einzelstaat kann verlangen, daß das Reich zugunsten seiner Angehörigen eingreife *. Der deutsche Gesamtstaat schützt seine Söhne daheim und draußen in der Welt.

Die Pflicht des Reiches zur Gewährung staatlichen Schutzes ist die Gegenleistung für die Treupflicht jedes deutschen Staatsbürgers. Jeder Deutsche ist kraft seiner Reichsangehörigkeit verpflichtet, alle Handlungen zu unterlassen, die auf die Beschädigung des Staates abzielen, und nötigenfalls mit seiner ganzen Persönlichkeit für den Staat einzutreten.

Ein Deutscher, der sich im Auslande aufhält, kann seiner Staatsangehörigkeit durch Beschluß der Zentralbehörde seines Heimatstaats verlustig erklärt werden, wenn er im Falle eines Krieges oder einer Kriegsgefahr einer vom Kaiser angeordneten Aufforderung zur Rückkehr keine Folge leistet. Gehört er mehreren Bundesstaaten an, ist er also z. B. Preuße und Bayer zugleich, so verliert er durch den Beschluß die Staatsangehörigkeit in allen Bundesstaaten; wer bei Krieg oder Kriegsgefahr dem Rufe des Kaisers nicht folgt, ist des Reiches nicht wert. Treue um Treue! Der Staat

* Ludwig Dambitsch, Die Verfassung des Deutschen Reichs mit Erläuterungen. Berlin 1910. Seite 93.

schuldet sie seinem Bürger, der Bürger seinem Staat. Sie verlangt vom Staate nicht nur das Eintreten für verletzte und gefährdete Rechte, sie gebietet auch den Schutz und möglichste Förderung jedes schutzwerten Interesses.

Der Deutsche ist dem Auslande gegenüber zu schützen nach Maßgabe rechtlicher und tatsächlicher Möglichkeit. Tatsächlich wird die Art der Erfüllung dieser staatlichen Rechtspflicht überwiegend durch politische Verhältnisse und Rücksichten bestimmt. Rechtlich findet die Schutzpflicht ihre Begrenzung nur am Recht des Staates, an seinem internen und internationalen Recht, und dadurch, daß etwas faktisch Unerreichbares nicht Gegenstand der Treupflicht des Reiches sein kann. Impossibilium nulla obligatio. Dieser Satz gilt auch hier. Der Staatsräson aber dürfen Rechte deutscher Bürger nicht ohne weiteres geopfert werden. Wo ein Wille, auch ein Weg.

Dem einzelnen Deutschen ist kein Rechtsmittel zur Realisierung seines Schutzbegehrens an das Reich in die Hand gegeben. Das ‚Recht auf Schutz' ist nur der Reflex der Schutzpflicht der den Staat nach außen repräsentierenden Organe. Ein formell rechtlicher Anspruch auf den Schutz steht dem deutschen Reichsangehörigen nicht zu, so lange ihm nicht die ausschließliche Befugnis erteilt und rechtlich garantiert wird, die staatlichen Organe trotz ihres Widerstrebens zur Gewährung des Schutzes anzuhalten. Damit ist nicht gesagt, daß dem einzelnen durch die Schutzgewährung eine Gnade, eine Gefälligkeit erwiesen wird. Denn die Organe unserer auswärtigen Verwaltung sind verfassungsrechtlich verpflichtet, nach bestem Wissen und Gewissen in jedem Falle eines Schutzbegehrens und eines Schutzbedürfnisses über die rechtliche Zulässigkeit und die tatsächliche Möglichkeit einer Schutzgewährung zu entscheiden. Der Deutsche muß, so will es die Reichsverfassung, mit dem gleichen Vertrauen sein Schutzbegehren beim Auswärtigen Amt, bei der Gesandtschaft, bei dem Konsulat vorbringen können, wie er bei Streit um Mein und Dein klagend vor die Gerichte tritt. Unparteiisch und gewissenhaft wie ein deutscher Richter hat der Diplomat die Sach- und Rechtslage zu prüfen, und er hat das Schutzbegehren des geschädigten oder bedrängten Deutschen gar nicht erst abzuwarten, sondern er ist rechtlich verpflichtet, in allen Fällen, die zu seiner Kenntnis gelangen, von Amts wegen das Erforderliche zu veranlassen.

Die Ausbildung eines Rechtsschutzes des Bürgers auch auf dem Gebiete der auswärtigen Verwaltung ist in gewissen Grenzen sehr wohl denkbar, aber noch nicht verwirklicht. Statt dessen haben heute die nationale Presse und das Parlament wichtige Schutzfunktionen wahrzunehmen. Wo eine Verwaltungsbeschwerde nicht den gewünschten Erfolg hat, flüchtet der mit seiner Schutzforderung abgewiesene Deutsche in die Öffentlichkeit. Eine Notiz in der Presse, eine Petition an den Reichstag mag mitunter die Aufmerksamkeit und das Interesse der Reichsregierung erregen und sie zum Einschreiten veranlassen. Eine ‚Anfrage' im Reichstag wird nicht selten den gleichen Erfolg herbeiführen. Auch die Budgetverhandlungen des Reichstags bieten Gelegenheit, den Organen der auswärtigen Verwaltung das Gewissen zu schärfen; was sich nicht zur Beratung im Plenum eignet, kann in der Budgetkommission ausgiebig erörtert werden.

Die Wahl der Mittel zur Verwirklichung eines festgestellten Schutz-'Anspruchs' und die Entscheidung über die Grenzen des tatsächlich Möglichen werden immer in weitem Maße dem freien Ermessen der Diplomatie überlassen bleiben müssen. Hier entscheidet das freie Ermessen der Behörde. Neben dem Starkhalten der Machtmittel des Reiches vermag die Beschaffung eines sehr guten diplomatischen und konsularischen Nachwuchses am besten einen befriedigenden Auslandsschutz zu gewährleisten.

Der deutsche Staatsbürger, der in die französische Fremdenlegion eintritt, verliert dadurch die Reichsangehörigkeit nicht. Deshalb besteht auch zu seinen Gunsten die Schutzpflicht des Reiches*. Der minderjährige Deutsche, der sich der Fremdenlegion verschrieb — er mag 18 Jahre alt sein oder nicht —, der Reichsangehörige, der in unlauterer Weise, durch List, Gewalt usw. angeworben wurde, der Unglückliche, der in der Legion willkürlich behandelt wird, der Glückliche, dem die Flucht aus ihr gelingt, sind vom Reiche zu schützen nach Maßgabe rechtlicher und tatsächlicher Möglichkeit.

Es ist die Forderung gestellt worden, durch einen Akt der Reichsgesetzgebung jeden Deutschen, der in die Fremdenlegion eintritt, der Reichsangehörigkeit verlustig zu erklären. Der Abgeordnete von Liebert hat diese Forderung am 28. Mai 1913 im Plenum des Reichstags unter dem Beifall der Konservativen erhoben. Er begründete sie mit den Worten: 'Ich glaube, wir sind es unserm Volke schuldig, daß wir solche Leute, mögen sie sich auch im Rausche dazu entschließen, als Parias der Gesellschaft behandeln, und daß wir vor allem aber der französischen Nation kundgeben, daß die ganze Einrichtung der Fremdenlegion außerhalb der Zivilisation steht.'

Eine solche Kundgebung braucht meines Erachtens nicht in der Art zu geschehen, daß wir jeden Deutschen, der sich der Fremdenlegion verschreibt, für immer aus dem Reichsverbande ausschließen. Und die Ausstoßung soll doch eine Strafe sein; sie dürfte den Fremdenlegionär nur als eine verdiente Strafe treffen; er muß unbeschränkt geschäftsfähig und aus freiem Entschluß in den Dienst der französischen Ausländertruppe getreten sein. Die von französischen Werbern unter Anwendung aller möglichen unlauteren Mittel zur Fremdenlegion geschleppten Unglücklichen ohne weiteres und ausnahmslos zu 'den Parias der Gesellschaft' zu zählen, geht nicht an. Vielmehr ist eine genaue Prüfung in jedem einzelnen Fall am Platze, ehe das deutsche Vaterland einem Sohne die Türe weist. Der Deutsche, den Leichtsinn, Not, Unerfahrenheit oder Abenteuerlust in die Reihen der Fremdenlegion führte, ist Mitglied unseres Volkes. Er gehört seinem Heimatland, dem Deutschen Reich, auch weiter an. Man mag den Unglücklichen schelten, aber man darf ihn nicht verwerfen; des Schutzes des Reiches muß auch er grundsätzlich teilhaftig werden. So kann ich mich mit dem Vorschlage von Lieberts nicht befreunden und nur hoffen, daß er niemals uneingeschränkt seinen Weg in ein Reichsgesetz finde.

* Vgl. auch die Ausführungen von Karl Frhr. v. Stengel in der Zeitschrift für Politik Bd. VI (1913) S. 689.

Das neue Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz vom 22. Juli 1913, das am 1. Januar 1914 in Kraft tritt, hat in einzelnen Punkten Neuerungen gebracht, die für die Rechtsstellung deutscher Fremdenlegionäre von Bedeutung sind.

Nach § 28 dieses Gesetzes kann ein Deutscher, der ohne Erlaubnis seiner Regierung in den Dienst eines nicht zum Deutschen Reiche gehörigen Staates tritt, seiner Staatsangehörigkeit durch Beschluß der Zentralbehörde seines Heimatstaats verlustig erklärt werden, wenn er einer Aufforderung der Zentralbehörde zum Austritt nicht Folge leistet. Hierher gehört auch der Eintritt in die französische Fremdenlegion*. Die Aberkennung der Staatsangehörigkeit ist nicht obligatorisch gemacht. So lange der sie aussprechende Beschluß dem Adressaten nicht zugestellt ist, bleibt der deutsche Fremdenlegionär deutscher Reichsangehöriger, der vom Reich unter Umständen zu schützen ist.

Anders liegen die Dinge, wenn der deutsche Fremdenlegionär auf seinen Antrag die französische Staatsangehörigkeit erwirbt. Das neue Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz läßt einen Deutschen, der im Inland weder seinen Wohnsitz noch seinen dauernden Aufenthalt hat, seine Staatsangehörigkeit mit dem Erwerb einer ausländischen Staatsangehörigkeit verlieren, wenn dieser Erwerb auf seinen Antrag oder auf den Antrag des gesetzlichen Vertreters erfolgt (§ 25). Die Rechtslage des unter elterlicher Gewalt oder unter Vormundschaft stehenden deutschen Fremdenlegionärs ist hier insofern eine besondere, als der Antrag des gesetzlichen Vertreters nur mit Genehmigung des deutschen Vormundschaftsgerichtes gestellt werden darf. Die Staatsangehörigkeit verliert nicht, wer vor dem Erwerbe der französischen Staatsangehörigkeit auf seinen Antrag die schriftliche Genehmigung der zuständigen Behörde seines Heimatstaates zur Beibehaltung seiner Staatsangehörigkeit erhalten hat; vor der Erteilung der Genehmigung ist der deutsche Konsul zu hören. Diese Genehmigung dürfte einem deutschen Fremdenlegionär wohl kaum erteilt werden.

Der Verlust der Staatsangehörigkeit durch Erwerb einer ausländischen Staatsangehörigkeit ist eine Neuerung des Gesetzes vom 22. Juli 1913, dessen Bestimmungen — wie bereits bemerkt — vom 1. Januar 1914 gelten werden. Nach bisherigem Recht waren die Fälle von Doppelstaatlichkeit nicht selten; reichsrechtlich war an den Erwerb der französischen Staatsangehörigkeit durch einen deutschen Fremdenlegionär nicht der Verlust der Reichsangehörigkeit geknüpft. So ist es wohl denkbar, daß jemand in der Fremdenlegion steht, der Deutscher und Franzose zugleich ist. Eine solche Doppelstaatlichkeit, ein derartiger Widerspruch zwischen den Rechtsordnungen der Staaten, kann meines Erachtens in der Frage der Schutzpflicht des Reiches nicht zu unerträglichen Konsequenzen führen. Mit Recht schreibt Delius in seinem Kommentar zum Ge-

* Hans Delius, Das deutsche Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz vom 22. Juli 1913. Mannheim und Leipzig. 1913. Seite 58.

Hugo van der Goes/Anbetung der Hirten



setze vom 22. Juli 1913: ‚Deutsche, welche im Auslande wohnen und gleichzeitig Angehörige eines ausländischen Staates sind, werden von den daselbst residierenden Konsuln nicht in Schutz genommen, wenn sie mit den Behörden ihres Wohnortes in Konflikt kommen, oder von ihnen die Erfüllung derjenigen staatsbürgerlichen Pflichten, z. B. Ableistung der Militärpflicht, Entrichtung von Zwangssteuern usw. verlangt wird, welche den Einheimischen auferlegt werden.' Wenn ein wehrpflichtiger Franzose, der zugleich Deutscher ist, zum Militärdienst herangezogen wird, versagen wir ihm den Schutz des Artikels 3 Absatz 6 der Reichsverfassung. Hat sich ein Deutscher, der auch die französische Staatsangehörigkeit besitzt, für die Fremdenlegion anwerben lassen, ist er aus freiem Entschluß in diese Truppe eingetreten, dann wird die Schutzversagung erst recht am Platze sein.

Für die Rechtslage deutscher Fremdenlegionäre wichtige Bestimmungen enthält der § 26 des Gesetzes vom 22. Juli 1913:

‚Ein militärpflichtiger Deutscher, der im Inland weder seinen Wohnsitz noch seinen dauernden Aufenthalt hat, verliert seine Staatsangehörigkeit mit der Vollendung des einunddreißigsten Lebensjahres, sofern er bis zu diesem Zeitpunkte noch keine endgültige Entscheidung über seine Dienstverpflichtung herbeigeführt hat, auch seine Zurückstellung über diesen Zeitpunkt hinaus nicht erfolgt ist.

Ein fahnenflüchtiger Deutscher, der im Inlande weder seinen Wohnsitz noch seinen dauernden Aufenthalt hat, verliert seine Staatsangehörigkeit mit dem Ablauf von zwei Jahren nach Bekanntmachung des Beschlusses, durch den er für fahnenflüchtig erklärt worden ist (§ 360 der Militärstrafgerichtsordnung). Diese Vorschrift findet keine Anwendung auf Mannschaften der Reserve, der Land- oder Seewehr und der Ersatzreserve, die für fahnenflüchtig erklärt worden sind, weil sie einer Einberufung zum Dienst keine Folge geleistet haben, es sei denn, daß die Einberufung nach Bekanntmachung der Kriegsbereitschaft oder nach Anordnung der Mobilmachung erfolgt ist.

Wer auf Grund der Vorschriften des Abs. 1 oder 2 seine Staatsangehörigkeit verloren hat, kann von einem Bundesstaate nur nach Anhörung der Militärbehörde eingebürgert werden. Weist er nach, daß ihm ein Verschulden nicht zur Last fällt, so darf ihm die Einbürgerung von dem Bundesstaate, dem er früher angehörte, nicht versagt werden.'

Damit die Wehrpflichtigen auch in den Fällen der Fahnenflucht in der Lage sind, sich durch Nachholung ihrer militärischen Verpflichtungen die Staatsangehörigkeit zu erhalten, und um gegebenenfalls den Zeitpunkt ihres Ausscheidens aus dem Reichsverbande zweifelsfrei festzustellen, soll der Verlust zwei Jahre nach Bekanntmachung des Beschlusses gemäß § 360 der Militärstrafgerichtsordnung eintreten (Delius S. 55).

Eine Übergangsbestimmung mit Rücksicht auf § 26 gibt § 32 des neuen Staatsangehörigkeitsgesetzes, der vom Verlust der Staatsangehörigkeit für Auslandsdeutsche bei Wehrpflichtverletzung handelt. Da letztere gerade in der Frage der Fremdenlegionäre eine große Rolle spielt, sei auch diese Vorschrift des neuen Gesetzes im Wortlaut mitgeteilt:

‚Ein militärpflichtiger Deutscher, der zur Zeit des Inkrafttretens dieses Gesetzes im Inland weder seinen Wohnsitz noch seinen dauernden Aufenthalt hat und vor diesem Zeitpunkte das neunundzwanzigste, aber noch nicht das dreiundvierzigste Lebensjahr vollendet hat, verliert seine Staatsangehörigkeit mit dem Ablauf zweier Jahre, sofern er innerhalb dieser Frist keine endgültige Entscheidung über seine Dienstverpflichtung herbeigeführt hat.

Ein fahnenflüchtiger Deutscher der im § 26 Abs. 2 bezeichneten Art, der zur Zeit des Inkrafttretens dieses Gesetzes im Inlande weder seinen Wohnsitz noch seinen dauernden Aufenthalt hat und vor diesem Zeitpunkte das dreiundvierzigste Lebensjahr noch nicht vollendet hat, verliert seine Staatsangehörigkeit mit dem Ablaufe zweier Jahre, sofern er sich nicht innerhalb dieser Frist vor den Militärbehörden gestellt.

Die Vorschriften des § 26 Abs. 3 . . . finden entsprechende Anwendung.‘

Zu den vornehmsten Obliegenheiten unserer Diplomaten und Konsuln gehört die Gewährung von Rat und Beistand an deutsche Reichsangehörige im Ausland. Vielleicht wäre mancher deutsche Jüngling den Werbern für die Fremdenlegion nicht in die Hände gefallen, wenn ihm rechtzeitig eine hinreichende materielle Unterstützung zuteil geworden wäre. Deshalb kann man nur dringend wünschen, daß unsere Auslandsbeamten, wenn ein junger Deutscher an ihre Tür pocht, sich recht angelegentlich seiner annehmen. Jedenfalls sollte eine Abweisung aus rein formalistischen Gesichtspunkten niemals stattfinden, und selbst auf die Gefahr hin, einzelne Unwürdige zu unterstützen, muß dem Hilfe suchenden jungen Deutschen in liberaler Weise geholfen werden, besonders in Frankreich. Nach den Mitteilungen von Papens stellen einen großen Prozentsatz der deutschen Fremdenlegionäre die Handwerksburschen, die der deutsche Wandertrieb über die französische Grenze geführt hat, wo sie Arbeit zu finden hofften: ‚Der Landessprache nicht mächtig, mußten sie bald die traurige Erfahrung machen, daß ihre Hoffnung sie betrogen. Der Hunger stellte sich ein. Da verhieß das Werbebureau Wohnung und Essen. Das war es, was ihnen so bitter not tat, und schnell war der Kontrakt unterschrieben, der sie für fünf Jahre zur Legion verpflichtete.‘ Je schärfer man den Werbern in Deutschland zu Leibe rückt, um so eifriger werden sie solche Unglückliche auf französischem Boden für die Legion festzumachen versuchen. Auch sollen es die französischen Werber, seitdem ihnen der Boden unseres Vaterlandes anscheinend zu heiß geworden, auf die in London sich aufhaltenden beschäftigungslosen Deutschen abgesehen haben, die dort, vielfach mittellos, Stellung suchen. Die Unterstützung solcher mittellosen jungen Leute durch private Vereinigungen und durch unsere Auslandsbehörden wird manchen Landsmann vor dem unseligen Entschluß, zur Legion seine Zuflucht zu nehmen, bewahren könmen. Die Reichsregierung wird alle in Betracht kommenden deutschen Auslandsbehörden mit zweckdienlichen Instruktionen und ausreichenden Mitteln versehen müssen. Die richtige Behandlung mittelloser Deutscher in Frankreich ist eines der wirksamsten Mittel, um der Anwerbung deutscher Staatsbürger für die Legion entgegenzuwirken. Aus einem Aufsatz über ‚Die richtige Bekämpfung der Fremden-

legion', den unlängst die ‚Koblenzer Zeitung' veröffentlichte, seien folgende sehr beachtenswerte Ausführungen hier wiedergegeben:

‚Wenn sich heute ein bedürftiger Landsmann, nachdem er tage- oder wochenlang arbeitslos im fremden Lande umhergezogen ist, in Marseille bei seinem Konsul meldet, erhält er, vorausgesetzt, daß seine Papiere stimmen, die nötigen Geldmittel, um bis zum nächsten Konsulat in Lyon gelangen zu können. Dort gibt man ihm neue Mittel bis zum nächsten Konsulat, und er wird so etappenweise bis zur Grenze gebracht. Dieses System ist falsch. Ein ausgehungerter Mensch mit Geld in der Hand braucht noch nicht einmal leichtsinnig zu sein, um es zu etwas anderm als zu seiner Heimreise zu verwenden.

Die Hoffnung, vielleicht doch noch Arbeit zu finden, hält ihn zurück, bis die vom Konsulat erhaltenen wenigen Franken verbraucht sind. Niedergeschlagen, ja verzweifelt irrt er von neuem umher. Da hört er von der Fremdenlegion und läßt sich, obgleich er alles andere als kriegerisch veranlagt ist, durch Hunger und Not zur Unterschrift des ihn auf fünf Jahre bindenden Vertrags treiben, den er schon nach einigen Tagen bitter bereut. Die österreichischen Konsulate verfuhren früher ebenso. Seit einigen Jahren erhält jedoch der Österreicher, der sich bei seinem Konsul meldet, nicht einen einzigen Centime. Man zeigt ihm, wo er Nahrung und Quartier umsonst finden kann, und bestellt ihn eine Stunde vor Abgang des nächsten, nach der Grenze gehenden Zuges. Kommt er, dann bringt ihn ein Kosulatsbeamter zur Bahn, kauft ihm die Fahrkarte und gibt ihm, was er unbedingt zum Leben unterwegs braucht. Seitdem diese Einrichtung getroffen ist, hat die Zahl der Österreicher in der Fremdenlegion um fast die Hälfte abgenommen. In Paris liegt die Sache etwas anders. Hier gehen mittellose Deutsche meistens nicht auf das Konsulat, sondern erhalten von den verschiedenen Unterstützungsvereinen kleinere Summen, um damit die Fahrt oder den Marsch nach der Grenze anzutreten. Natürlich wird das Geld in Paris verbraucht. Erst wenn alle Quellen erschöpft sind, macht man sich ohne Geld per pedes Apostolorum auf den Weg. Die Folge ist, daß Hunderte kurz vor der Grenze in Verdun, Mezières, Toul, Nancy, Epinal oder Belfort den Legionsvertrag unterschreiben, um sich nach Wochen endlich wieder satt essen zu können. Von seiten des Pariser Konsulats müßte für mittellose Deutsche Arbeitsgelegenheit geschaffen werden. Wenn zehn oder zwanzig beisammen sind, dann werden sie unter Aufsicht eines Konsulatsbeamten nach der Grenze befördert. Die ostfranzösischen Werbebureaus würden bald weniger Arbeit haben, denn mindestens ebensoviele Deutsche werden auf der Heimreise angeworben, wie auf dem Marsch nach Frankreich hinein.'

Wie man vom deutschen Konsulat in die Fremdenlegion gelangt, zeigt auch ein Aufsatz von Dr. Max Roloff in den ‚Leipziger Neuesten Nachrichten' vom 11. Juni 1913.

‚Bedürftige und mit guten Legitimationspapieren ausgerüstete Reichsangehörige in die Heimat zurückzubefördern oder ihnen wenigstens eine kleine Unterstützung zur Linderung ihrer Not zu geben, fehlt den deutschen Konsulaten das nötige Geld. Worte, wie: „Da hätten Sie eben zu Hause bleiben sollen und nicht ins Ausland gehen!" und andere ähnliche Redensarten stillen den Hunger nicht; das hat sich wohl jeder schon selbst gesagt, bevor er auf dem Konsulat vorsprach.' ‚Befindet sich nun der Betreffende zufällig in Frankreich, so ist er meistens schon 24 Stunden nach seinem Besuch beim Konsul für die Fremden-

legion angeworben. Es sei noch besonders darauf hingewiesen, daß es sich hier nur um anständige, gut beleumundete und mit den besten Papieren versehene junge Deutsche handelt. Der Fachbummler weiß sich schon zu helfen im Auslande, ohne Konsul und ohne Fremdenlegion; der Deserteur hat selten Papiere bei sich, er weiß auch im voraus, daß er vom deutschen Konsul keine Unterstützung zu erwarten hat.' Und weiter: ‚Der Deutsche Hilfsverein in Marseille z. B. gibt jungen Bittstellern ein paar Marken, um sich satt essen zu können, das Konsulat weist ihnen die Tür; gegenüber auf der Straße aber steht ein französischer Polizist, um den schlecht Gekleideten als Vagabund zu verhaften! Was helfen hier alle lobenswerten Bestrebungen von Privatpersonen, um den Zuzug von Deutschen in die Fremdenlegion zu verringern, wenn nicht die Konsuln, als die berufenen Vertreter des Deutschen Reichs, an die sich der in Not geratene junge Landsmann zuerst wendet, keine Mittel haben, helfend einzugreifen. Das Budget des Auswärtigen Amtes würde wahrlich keiner allzu bedeutenden Erhöhung bedürfen, um bessere Elemente, die durch Leichtsinn oder andere Ursachen in Not geraten sind, zu unterstützen. Es ist für den Konsul doch gewiß ein Leichtes, die Böcke von den Schafen zu trennen, soviel Menschenkenntnis muß man diesem Beamten schon zutrauen. Solange hier keine Besserung einsetzt, ist nicht zu hoffen, daß die Zahl der Deutschen in der Fremdenlegion abnimmt; ja, man möchte fast sagen, diese Truppe ist manchmal eine Notwendigkeit, denn schließlich ist es für einen anständigen Menschen doch noch ehrenhafter, Fremdenlegionär zu sein, als in französischen Gefängnissen als Vagabund und Landstreicher zu verkommen. Die französischen Gerichte fackeln nicht mit Ausländern, die mittellos angetroffen werden und sich für die Fremdenlegion anwerben lassen könnten, aber es nicht wollen!'

IV.

Die Rechtsordnung jeden modernen Staates lehnt das Institut der Sklaverei ab. Schon vor hundert Jahren ist auch die international-rechtliche Bekämpfung des Sklavenhandels, der die Sklaverei aufrecht erhält, in die Wege geleitet worden. Alle Mächte erachten sich verpflichtet, zur Unterdrückung der Sklaverei nach Kräften beizutragen. Das Individuum, gleichviel, welchem Staate es angehört, gleichviel, ob es überhaupt eine Staatsangehörigkeit besitzt, soll grundsätzlich frei sein. Das ist nicht nur eine sittliche Forderung der Humanität, sondern ein Rechtssatz aller Kulturstaaten; sie bekämpfen die Behandlung von Menschen als Sklaven durch ausdrückliche Rechtsvorschriften, insbesondere durch schwere Strafandrohungen.

Man hat die Fremdenlegionäre ‚weiße Sklaven' genannt, man hat die Unterzeichnung des Werbeformulars als Selbstverkauf charakterisiert. Als ‚verkaufte Landsknechte der Franzosen' werden die Unglücklichen bedauert, die sich auf fünf Jahre für die Fremdenlegion verpflichtet haben. Die schweren, oft grausamen Strafen, die aus den kleinlichsten Anlässen verhängt werden, sind für die meisten deutschen Schriftsteller, die gegen die Fremdenlegion geschrieben haben, ein Beweis, daß die Söldner nicht als Menschen mit menschlichen Rechten, vielmehr als Sklaven angesehen werden.

Wenn man auch nicht von Sklaverei im Rechtssinne sprechen will, so kommt ihr doch die Behandlung der Fremdenlegionäre sehr nahe; sie ist

nicht die freier Menschen. Kein ethisches, kein rechtliches Band verpflichtet hier nach modernen Anschauungen, gleichviel, ob man das Verhältnis des Legionärs zur französischen Republik vom Standpunkt des Arbeitsvertrags beurteilen oder einen eigenartigen öffentlichen Vertrag annehmen will. Die Unterschrift unter dem Werbeformular bindet in keiner Weise, zumal wenn Minderjährige ohne Zustimmung ihrer Gewalthaber eingestellt werden. Weder Staatsbürgerpflicht noch Vertragstreue kommen bei der Fremdenlegion in Frage. Nach den Rechtsanschauungen aller anderen Kulturvölker vermag eine solche Ausbeutung der Not, des Leichtsinns, der Unerfahrenheit keinerlei Rechtspflichten zu begründen. Und Frankreich selbst wird eine ähnliche Behandlung freigeborener Menschen sonst nicht zulassen. Im Gegensatz zu Karl Freiherrn v. Stengel (S. 688) halte ich es für gerechtfertigt, den Vertrag wegen durchaus ungenügender Gegenleistung als unsittlich und daher nichtig zu behandeln, mag sich auch der Legionär durch Abschluß des Werbevertrages stillschweigend mit den Leistungen einverstanden erklärt haben. Die grande nation marschiert hier nicht à la tête de la civilisation. Es ist nur zu begreiflich, wenn man die Fremdenlegion als einen Schandfleck der französischen Nation gebrandmarkt hat, wenn im Deutschen Reichstage mehr als einmal das Wort gefallen ist, daß sich Frankreich mit der Beibehaltung der Legion außerhalb der Reihe der Kulturvölker stelle.

Das Deutsche Reich wird die Zustimmung von Angehörigen aller Kulturstaaten finden, wenn es den Dienst angeworbener deutscher Legionäre als Sklaverei betrachtet und daraus mit aller Ruhe und Entschiedenheit die gebotenen Folgerungen zieht. Insbesondere ist kein deutscher Konsul einen entflohenen deutschen Legionär den französischen Behörden auszuliefern verpflichtet, und m. E. dürfen dabei Legionäre, die sich der deutschen Wehrpflicht entzogen haben, und andere deutsche Staatsangehörige nicht unterschiedlich behandelt werden; auch in diesem Punkte kann ich den Ausführungen von Stengels nicht beipflichten. Frankreich schließt mit — vielfach minderjährigen — Deutschen einen Vertrag, der gegen Treu und Glauben und gegen die guten Sitten verstößt, da er zu rücksichtsloser Ausbeutung bei durchaus ungenügender Entlohnung führt. ‚Das moderne Arbeiterrecht läßt überall nur eine relativ kurzfristige Überlastung der eigenen Arbeitskraft zu und ist bestrebt, diese Fristen immer weiter abzukürzen; hier aber findet der Selbstverkauf in eine meist unabsehbare Sklaverei statt.'* In der Tat stellt diese Sorte ‚Sklaverei' eine tief bedauerliche Ausnahme dar; wie Sklaverei und Mädchenhandel und jede ähnliche Menschenerniedrigung müßte auch die Fremdenlegion, so wie sie heute ist, internationalrechtlich verboten werden.

Das französische Recht, das die Fremdenlegion zuläßt, ist einer zivilisierten Nation unwürdig. Aber es ist ein Widerspruch in sich, wenn behauptet wird, dieses Recht sei rechtswidrig, insbesondere völkerrechtswidrig. Viktor Reven (Die Fremdenlegion, 2. Auflage, Stuttgart 1913) versucht den Nachweis zu liefern, daß die Aufrechterhaltung der Fremdenlegion eine Beugung

* Reichstagsabg. Georg Gothein in der Nationalzeitung vom 3. Sept. 1913

und ein Bruch des Völkerrechts seitens des französischen Staates sei, und zwar durch Bruch und Beugung des nationalen Rechtes dieses Staates selbst. Reven stützt sich auf ‚zwei allgemein anerkannte Hauptgrundsätze des Völkerrechts‘: 1. In zivil- und strafrechtlicher Beziehung unterstehe jeder, ob er Staatsangehöriger sei oder Fremder, in jedem der Völkerrechtsgemeinschaft angehörenden Staate demselben Rechte unter sonst gleichen Umständen; eine Beeinträchtigung der danach den Fremden zustehenden Rechte bedeute eine Verletzung des nationalen Rechts und einen Bruch des Völkerrechts. 2. Ebensowenig wie der Fremde politische Rechte in dem Aufenthaltsstaate genieße, könne er in irgend welcher Beziehung zur Leistung politischer Pflichten herangezogen werden; also auch nicht zur Leistung von Heeresdienst.

Was den ersten ‚Hauptgrundsatz‘ anlangt, auf den sich Reven beruft, so möchte ich nur darauf hinweisen, daß eine unterschiedliche rechtliche Behandlung der einzelnen Fremdenlegionäre nach ihrer Nationalität wohl nicht nachweisbar ist. Auch dürfte es nicht zulässig sein, den als Erfüllung der nationalen Wehrpflicht sich darstellenden Dienst in der französischen Armee mit dem Dienst in der französischen Ausländertruppe gleichzusetzen. Zum Dienst in der Legion ist niemand verpflichtet; hier wird durch Vertrag nicht eine staatsbürgerliche Pflicht begründet, sondern angeblich eine Rechtspflicht statuiert, die in den Rechtsordnungen der meisten Kulturstaaten kein Analogon hat. Damit erledigt sich auch Revens zweiter Hauptgrundsatz. Ich kann ihm nicht zustimmen, wenn er sagt, es sei ganz offenbar und zweifellos Verletzung des Völkerrechts, daß der französische Staat an der deutschen Grenze und sogar teilweise in Deutschland selbst seine Werber für die Fremdenlegion sitzen habe. Auch darin vermag ich Reven nicht beizupflichten, daß die Wiedereinstellung eines entflohenen, wieder eingefangenen Fremdenlegionärs völkerrechtswidrig sei.

Bei dem Aufstellen ‚allgemeiner Völkerrechtssätze‘ ist große Zurückhaltung geboten, will man nicht das ganze Völkerrecht in Mißkredit bringen und der Völkerrechtswissenschaft, einem überaus wichtigen Zweige der Rechtswissenschaft, großen Schaden tun. Selbst unsere verbreitetsten Völkerrechtslehrbücher üben hier nicht immer die gebotene Zurückhaltung und Vorsicht. So hat man generell die Heranziehung der Staatsfremden zu der staatlichen Wehrpflicht oder zu der an deren Stelle tretenden Wehrsteuer für völkerrechtswidrig erklärt. Daß dieser Satz nicht am geltenden Rechte orientiert ist, zeigt ein Blick in den § 11 des Reichsmilitärgesetzes in der Fassung des Gesetzes vom 22. Juli 1913 und in § 10 des Gesetzes über den einmaligen außerordentlichen Wehrbeitrag vom 3. Juli 1913.

Das Fremdenrecht ist noch wenig geklärt. Für Preußen ist es zuerst grundsätzlich eingehender erörtert worden von den Staatsrechtslehrern Zorn und Anschütz, sowie von Beutner und Lohmann. Man wird als allgemeingültig den Satz aufstellen dürfen, daß jede willkürliche Behandlung des im Staate sich aufhaltenden Fremden rechtswidrig ist. Der Fremde kann ausgewiesen werden; aber solange er im Lande ist, gilt auch ihm gegenüber

der Grundsatz der gesetzmäßigen Verwaltung. Auch für Frankreich und die in seiner Fremdenlegion stehenden Ausländer gilt dieser Grundsatz; kein Franzose wird ihn bestreiten. Als rechtswidrig ist zweifellos jede gewaltsame Einstellung von Deutschen in die Fremdenlegion zu bezeichnen. Der Gewalt sind List, Drohung usw. gleichzusetzen. Wo Derartiges vorliegt, ist das Recht gebrochen und das Eingreifen der Reichsregierung geboten.

V.

Die aus Anlaß der Einstellung deutscher Staatsangehöriger in die Fremdenlegion sich ergebenden internationalen Streitfälle werden großenteils einer friedlichen Erledigung zugeführt werden können, auch wenn auf diplomatischem Wege eine Einigung nicht zu erzielen war. Die Differenzen werden in manchen Fällen weder die Ehre noch wesentliche Interessen des Deutschen Reichs und der Französischen Republik berühren und einer verschiedenen Würdigung von Tatsachen entspringen. Können sich die beiden Staaten in diplomatischen Verhandlungen über den einzelnen Streitfall nicht einigen, so ist es unter Umständen gewiß nützlich und wünschenswert, daß die Parteien eine internationale Untersuchungskommission einsetzen mit dem Auftrage, die Lösung dieser Streitigkeit zu erleichtern, indem sie durch eine unparteiische und gewissenhafte Prüfung die Tatfrage aufklären hilft. Die Bestimmungen des dritten Titels der Haager Schiedsgerichtskonvention von 1907 über das Untersuchungsverfahren dürften gerade in Sachen der Fremdenlegion gute Dienste leisten können.

Und nicht nur internationale Untersuchungskommissionen, sondern auch die internationale Schiedssprechung mag ein geeigneter Weg zur Beilegung einzelner Streitfälle sein. Sie ist in Rechtsfragen von den Mächten ‚als das wirksamste und zugleich der Billigkeit am meisten entsprechende Mittel anerkannt, um die Streitigkeiten zu erledigen, die nicht auf diplomatischem Wege beseitigt werden können' (Artikel 38 der Schiedsgerichtskonvention). Die Schiedssprechung in allen ihren Formen beruht auf der freien Zustimmung der streitenden Mächte zur Erledigung eines Konfliktes. Theoretisch gibt es keine Art von Streitigkeiten, welche nicht auf dem Wege der Schiedssprechung erledigt werden könnte; die Schiedssprechung ist auch bei reinen Interessenkollisionen, also nicht nur bei rechtlichen Differenzen, anwendbar.

Vielleicht ließe sich ein Schiedsvertrag zwischen unserem Staate und Frankreich über alle aus der Frage der Fremdenlegion hervorgehenden Streitfälle erreichen. Man könnte für diese Gruppe von Fällen eine feste Schlichtungsmethode im voraus vereinbaren, statt erst nach Eintritt des einzelnen Konflikts sich auf den schiedsgerichtlichen Weg zu einigen. Um keine Illusionen hervorzurufen und beiden Mächten die nötige Entschließungsfreiheit zu lassen, müßte der Vereinbarung des Schiedsgerichts für alle deutsch-französischen Fremdenlegionsfragen die Klausel hinzugefügt werden: ‚sofern die einzelnen Fälle und die Umstände es als angezeigt erscheinen lassen'. Denn im Handumdrehen kann eine einzelne Streitsache wegen eines deutschen Fremdenlegionärs zu einer ernsten politischen Frage werden, und für eine solche werden

wir nach einem trefflichen Wort des Grafen von Bülow (vom 1. März 1900) niemals eine andere Richtschnur anerkennen als die salus publica des deutschen Volkes. So wird sich letzten Endes das Deutsche Reich gerade im einzelnen gefährlichen Falle die Entscheidung vorbehalten müssen, ob ein Schiedsgericht in Aktion tritt oder nicht.

Freilich ist die Beschwörung der Gefahr für den Frieden in den einzelnen Streitfällen nicht das letzte Ziel einer verständigen, vorausschauenden Rechtspolitik. Wer bürgt dafür, daß nicht durch die besonderen Umstände des einzelnen Falles sich eine friedliche Schlichtung als unmöglich erweist?

Wiederholt sind denn auch Stimmen laut geworden, welche die Reichsregierung tadelten, weil sie die deutsch-französischen Marokkoverhandlungen des Jahres 1911 nicht dazu benutzt habe, die Abschaffung der Fremdenlegion durchzusetzen. ‚Wenn man auf die öffentliche Meinung gehört hätte, wäre bei den Verhandlungen mit Frankreich die erste Forderung des deutschen Volkes gewesen: Beseitigung der Fremdenlegion,' erklärte der Abgeordnete von Liebert am 11. November 1911 im Reichstage. Dagegen machte der Abgeordnete Erzberger sogleich Bedenken geltend: ‚Ich wünsche auch — das habe ich schon im letzten Frühjahre ausgesprochen —, daß von Deutschland her eine Speisung der zu vermehrenden Fremdenlegion nicht eintreten möge, und daß durch private Vereine, durch amtliche Aufklärung in Schulen, beim Militär vor dem Dienst in dieser Fremdenlegion gewarnt werde, weil er für einen Deutschen entwürdigend und für sein Leben und seine Gesundheit ungeheuer schädlich ist. Ob man aber so etwas aus der inneren Heeresorganisation in einen internationalen Vertrag aufnehmen soll, das erscheint mir doch im höchsten Grade zweifelhaft.'

Das diplomatische Marokkoduell war wohl wenig geeignet, diese Sache zum Austrag zu bringen, wenn man überhaupt zu einem friedlichen Abschlusse kommen wollte. Daß bei späterer Gelegenheit eine internationalrechtliche Verpflichtung Frankreichs zur Nichteinstellung von Deutschen in die Fremdenlegion zu erzielen ist, dürfte nicht ausgeschlossen sein. Man denke dabei nicht gleich an einen Friedensschluß nach einem für Frankreich unglücklichen deutsch-französischen Krieg. Es scheint durchaus im Bereich des Möglichen zu liegen, daß im Zusammenhange anderer großer politischer Fragen eine dem deutschen Interesse entsprechende Lösung gefunden wird.

Wie Graf von Kanitz am 30. März 1911 im Reichstage betonte, brauchen wir die Hoffnung nicht aufzugeben, daß es uns gelingen wird, auch im Wege der Verhandlungen ein befriedigendes Resultat in der Richtung zu erreichen, daß nicht mehr wie bisher deutsche Staatsbürger in dieses Korps eingereiht werden. Daß die Frage sich zu einer internationalrechtlichen Regelung eignet, daß hier nicht nur innerfranzösische Dinge zur Erörterung stehen, kann wohl nicht in Zweifel gezogen werden. Es handelt sich nicht bloß um eine Angelegenheit der inneren Heeresorganisation Frankreichs, sondern um einen nicht ungefährlichen Gegensatz der Interessen auf dem Gebiet der auswärtigen Politik. Warum sollte dieser Gegensatz nicht durch

internationalrechtliche Bestimmungen aus der Welt geschafft werden können, wie so viele andere Interessengegensätze? Steht doch hier Frankreichs Ehre ebensowenig auf dem Spiele wie seine Lebensinteressen. Seine Ehre verlangt nicht die Beibehaltung, sondern die Abschaffung der Fremdenlegion.

Do ut des — daß nach diesem Wort verfahren werde in friedlichen Tagen, ist dringend zu wünschen. Denn die Existenz der Fremdenlegion und die Werbearbeit für sie kann einmal in Stunden der Spannung den zündenden Funken darstellen; wie Richard Nordhausen am 15. Mai 1913 im ‚Tag' äußerte, gehört keine starke Prophetengabe dazu, dies vorauszusagen: ‚Ob im Augenblick, wo alles auf des Messers Schneide steht, ein deutscher Bursche freiwillig oder unfreiwillig nach Algier fährt, das gibt dann kaum noch den Ausschlag. Die einfache Tatsache seiner Anwerbung entscheidet. Aufflammender nationaler Stolz wird sie nicht schweigend hinnehmen. Nicht allein weil sie Menschenschmach und Sklaverei ist, muß die Fremdenlegion verschwinden. Nicht allein weil sie deutsches Ehrgefühl beleidigt. Pflicht jedes Friedensfreundes ist es, auf ihre Beseitigung hinzuwirken. Deutschland, das sieghafte, kann sich auf die Dauer nicht gefallen lassen, was es selbst nach einem unglücklichen Kriege nicht dulden würde. Die Forderung, daß Deutsche nicht mehr in die Fremdenlegion aufgenommen werden dürfen, und daß zunächst die Werbearbeit in den Grenzstädten aufhören muß, wird von nun an lebendig bleiben.'

Hier eröffnet sich in der Tat ein dankbares Feld aufklärender und werbender Arbeit für alle, denen es heiliger Ernst ist um einen möglichst dauernden und ehrenvollen Frieden zwischen den Staaten Europas. Besonders jene, die tagtäglich das Wort von der internationalen Solidarität der Kulturwelt im Munde führen, sollten nach Kräften dazu beitragen, daß der letzte Deutsche aus der französischen Fremdenlegion verschwinde. Das gilt für die Friedensapostel diesseits und jenseits der Vogesen. Karl Frhr. von Stengel hat Recht: ‚Würde Deutschland eine solche Truppe haben, so wären die Franzosen die ersten, die auf diese barbarische Einrichtung hinweisen würden, und die französischen Pazifisten würden nicht verfehlen, von den Auswüchsen des deutschen Militarismus zu sprechen. Da es sich aber um eine französische Einrichtung handelt, so heißt es: Ja, Bauer, das ist etwas anderes.' Wer in Wahrheit ein Friedensfreund ist und sich nicht damit genug sein läßt, friedensselige Redensarten zu machen, wer den überwiegend durch Gefühlsmomente bestimmten Gegensatz zwischen dem Deutschen Reiche und seinem westlichen Nachbarn für einen der größten und gefährlichsten in der europäischen Staatenwelt erachtet, der erkläre der Fremdenlegion den Krieg. Wer sie beseitigen hilft, dient der Überwindung des Krieges und der Sicherung des Friedens.

Staatlicher Schutz der Produktion und des Verbrauchs als sozialpolitische Aufgabe
Von Martin Spahn

Im Frühjahr 1913 würdigte Professor Hitze, der Meister unter den Sozialpolitikern des katholischen Deutschlands wie des gesamten deutschen Parlamentarismus, das verflossene Menschenalter unserer Sozialpolitik in einer kurzen, inhaltreichen Schrift. Mannigfache Kritiker sind der deutschen Sozialpolitik seit der Jahrhundertwende in der Wissenschaft entstanden, wertvolle Helfer für die alten Gegner dieser Politik in der Industrie. Darunter ist der ungestümste und wagemutigste Professor Bernhard in Berlin. Ihn packte sich Hitze. Der Blößen bot Bernhard genug. Seine Abfuhr war gründlich. Mit einer den ganzen Stoff behandelnden Sachkunde und gestützt auf eine im Laufe der Jahre immer klarer und ruhiger gewordene Erfahrung hat Hitze alle einzelnen Einwände, die Bernhard wider unsere bisherige Sozialpolitik erhob, entweder als falsch dargetan oder auf das richtige Maß zurückgeführt Mit einer aus dem Herzen dringenden Wärme bekannte er sich aufs neue zu dem, was in den letzten dreißig Jahren in unserem Vaterlande an sozialpolitischer Arbeit geleistet wurde.

Über die Größe des Geschehenen kann in der Tat für einen sozial gesinnten Beurteiler kein Zweifel bestehen. Dennoch spricht Professor Hitze selbst gelegentlich davon, daß dem Frühling der sozialen Botschaft Wilhelms I. und der Februarerlasse Wilhelms II. der Winter, daß dem Wellenberge das Wellental gefolgt sei. Er hofft freilich mit festem Vertrauen darauf, daß dem Winter abermals ein Frühling folgen werde, und nimmt daraufhin die Folgen der Jahreszeiten, das Auf und Nieder des Stromes als in der Natur bedingt und sich bescheidend hin. Aber was sich vorbereitet, entspringt vielleicht doch nicht nur dem natürlichen Ruhebedürfnis der Entwicklung nach der ersten sommerlichen Ernte. Es droht vielmehr eine Abkehr von dem Wege, eine geistige Auflehnung wider die Ideale des letzten Menschenalters. Denn in der Sozialpolitik sind wir wie in der Verfassungspolitik ins Treiben geraten.

Die Richtlinien der ersten Epoche unserer Sozialpolitik sind nicht von der öffentlichen Meinung und den politischen Parteien bezeichnet worden. Sie wurden im wesentlichen durch die Versicherungsgesetze festgestellt und diese hat Bismarck dem widerstrebenden Reichstag und der öffentlichen Meinung aufgezwungen. Der Arbeiterschutz, auf den die Parteien den Hauptwert legten, hätte der Sozialpolitik nun und nimmer den Schwung zu geben vermocht, den sie durch das Voranstellen der Versicherungsgesetzgebung erlangt. Bismarck hat auch den Geist dessen, was an Werken zustande kam, in starken, die Gemüter bewegenden Leitgedanken auszudrücken verstanden. So ist durch ihn in Tat und Idee die Triebkraft in die Sozialpolitik hineingekommen, dank

der sie dreißig Jahre hindurch weit hinaus über die ursprünglichen Absichten und Ahnungen Außerordentliches wirkte. Tatsächlich bilden Arbeiterversicherung und Arbeiterschutz, sowie alle die vielen Maßnahmen verwandter Art für den alten und neuen Mittelstand heute nur noch einen Ausschnitt aus dem Gesamtbilde, das die im letzten Menschenalter erfolgte Umgestaltung unserer von der Sozialpolitik erreichbaren wirtschaftlichen Verhältnisse dem Betrachter darbietet. Schon in der Vergangenheit erwies sich regelmäßig, so oft das deutsche Staatswesen auf nationaler Grundlage ruhte, daß der deutsche Staat mehr als jeder andere zur sozialen Betätigung neigt. Kaum, daß das neue Reich erstanden war, hat es diesen Grundzug deutscher nationaler Staatsbildung in überwältigend vielseitiger Anwendung aufs neue an den Tag gelegt, nachdem einmal Bismarck das Rad ins Laufen gebracht hatte. Und auch eine andere nationale Eigenschaft, die freilich eng mit jener ersten zusammenhängt, hat sich seitdem wieder im gleichen Maße bewährt. Wilhelm Heinrich Riehl, der Soziologe, rühmt einmal in der Einleitung zu ‚Land und Leuten', daß der Deutsche der geborene Sozialpolitiker sei; er übertreffe darin alle anderen Völker. So ungeschickt er sich gewöhnlich in der Staatspolitik anlasse, und so wenig sie ihn zu interessieren pflege, so praktisch zeige er sich bei der Lösung sozialpolitischer Aufgaben. Beide Ursachen im Verein mit Bismarcks Wegweisung machen den Aufschwung, den unsere Sozialpolitik binnen so weniger Jahrzehnte genommen hat, erklärlich. Die Eisenbahnen sind verstaatlicht worden. Auf den preußischen Kanälen hat sich der Staat das Schleppmonopol zugeschrieben. Die meisten größeren und mittleren Städte haben die Beleuchtungs- und Verkehrsanstalten in ihrem Weichbilde kommunalisiert oder in die Form gemischter Betriebe übergeführt. Nach ihrem Beispiele beteiligen sich auch die Bundesstaaten an den verschiedenen Zweigen des Bergbaues, demnächst auch an der industriellen Verwertung der Wasserkräfte. Die Städte bringen unter dem Einflusse bodenreformerischer Bestrebungen einen beträchtlichen Teil des Grund und Bodens in ihrem Banne an sich. Das Erbbaurecht wird von ihnen auf immer mannigfachere Art angewandt. In der Wertzuwachssteuer und in den Grundwertabgaben der Gemeinden, nun auch in der Reichsvermögenszuwachssteuer als einer, sozialistischer Denkweise entgegenkommenden Fortbildung der Erbschaftsbesteuerung stellen sich uns die augenfälligsten Eingriffe dar, die die Sozialpolitik in der Verkleidung der Finanzpolitik in die Privatwirtschaft wagte. Vorübergehend, hier und da indessen schon dauernd, wirken einzelne Gemeinden auf die Versorgung ihrer Bürger mit wichtigen Nahrungsmitteln, wie Milch, Kartoffeln oder Fleisch ein. Eine ungeahnte Ausdehnung hat die vorbeugende Fürsorge des Staates und der Gemeinden für die Gesundheit des Volkes angenommen. Das soeben erschienene, fesselnde Buch des Präsidenten des Reichsversicherungsamtes, Dr. Paul Kaufmann: ‚Schadenverhütendes Wirken in der deutschen Arbeiterversicherung' (Vahlen, Berlin 1913, 151 S.) verschafft auch dem Laien einen guten Überblick darüber. Diese Fürsorge gibt weiterhin immer nachdrücklicher den Anstoß zu einer Besse-

rung des Wohnungswesens durch staatliche Vorschriften und durch behördliche oder gemeinnützige Kreditgewährung. Vielleicht fällt jedoch noch helleres Licht auf den Umfang der Bewegung durch nachweisliche Wandlungen unseres Denkens. Vor allem ändert sich unser Begriff des Eigentums. Der Gegensatz zum Kapitalismus wird, wie Walther Schücking in seinem Buche: ‚Neue Ziele der staatlichen Entwicklung' (1913) an der gewerkschaftsähnlichen Organisation technisch-industrieller Beamten scharf beobachtet hat, nicht mehr nur von der Schicht der Lohnarbeiter, sondern auch von ihr übergelagerten Schichten empfunden. Zu dieser Feststellung könnten aus dem Staats- und Gemeindebeamtentum bedeutsame Parallelen geliefert werden. Nur handelt es sich dort einstweilen noch um verwickeltere Vorgänge, die entsprechend schwerer zu beschreiben sind. Wahrscheinlich gehört in denselben Zusammenhang auch die überraschende Erneuerung unserer Neigung und Fähigkeit zur Organisation in großen volkstümlichen Verbänden, Parteien und Korporationen.

Zu dieser gewaltigen Umwertung aller Werte des 19. Jahrhunderts, die sich in unserm Vaterlande um die Jahrhundertwende im Einklang mit den Überlieferungen unseres nationalen Staatslebens vollzog, haben Bismarcks Nachfolger im Kanzleramte und ihr Stab an Staatssekretären und Ministern, hat das gesamte Staats- und Gemeindebeamtentum und haben alle politischen Parteien von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken — nicht alle auf dieselbe Art und im selben Schritt, alle aber als gehorsame Werkzeuge der Entwicklung — mitgeholfen. Sie ist so außerordentlich, daß auch das Verhältnis, in dem die Sozialdemokratie als grundsätzliche und deshalb revolutionäre Gegnerin der individualistischen Staats- und Gesellschaftsanschauungen des vergangenen Jahrhunderts zum deutschen Staatsleben stand, nicht unberührt davon bleiben konnte. Sie erlebte, wenngleich nicht auf Grund der von ihr befürworteten Ideen, so doch tatsächlich die Erfüllung eines so beträchtlichen Teils ihrer Erwartungen mit, daß von hier aus der wirksamste Anstoß zum Revisionismus ausging.

Der allgemeinen Teilnahme aber entspricht nicht mehr, seit Bismarcks Führerhand erlahmt ist, die geistige Herrschaft über die Bewegung, die Erkenntnis, aus welchen Wurzeln sie herauswächst; und der Wille, die neu auftauchenden Ziele klar und mit all ihren Folgen ins Auge zu fassen. Wie hohl und bloß auf agitatorische Effekte berechnet ist das meiste, was sich die Sozialdemokratie und ihre Gegner in Hinsicht auf ihre Stellung zur Entwicklung der letzten Jahrzehnte und zu deren Aufgaben vorwerfen. Welch ein Unfug wird oft mit Worten wie Staats- oder Kommunalsozialismus getrieben! Noch gestern schalt man als staats- oder kommunalsozialistisch, was heute schon Gesetz und Einrichtung ist und zu dem sich die Scheltenden selber am lautesten bekennen. Dagegen fehlt es ganz und gar an großen, die Herzen packenden Grundgedanken, die über die vorläufigen Losungen Bismarcks hinaus zusammenfassen, inwiefern unsere überkommene nationale Anschauung vom Staat und von der Gesellschaft die immer umfassendere Entfaltung der Sozialpolitik ideell rechtfertigt, und die uns als

Bürger des Reichs ethisch darauf verpflichten, sie in der Richtung auf ihre nacheinander emportauchenden Ziele fortzubilden. Und doch braucht ein Volk, wenn es sich für eine Opfer kostende Aufgabe dauernd begeistern und an ihr festhalten soll, solche Formulierungen. Sie nehmen es mit der Macht religiöser Wahrheiten gefangen. Die Sozialdemokratie hat wenigstens versucht, mit dergleichen Gedanken, wenn auch von ganz anderem Standpunkte aus, das Volk zu erschüttern. Der Vorsprung, den sie dadurch seit Bismarcks Abgang vor allen anderen Parteien erlangte, könnte ihren Gegnern wohl am deutlichsten beweisen, woran es ihnen selber gebricht. Aber sie bescheiden sich nach wie vor damit, die Wähler nur über das Nützliche und Billige unserer Sozialpolitik ganz im allgemeinen oder lieber noch der einzelnen sozialpolitischen Anordnungen aufzuklären. Alle Aufklärungsarbeit richtet sich ihrer Natur nach nur an den Verstand. Sie hält sich notwendigerweise an der Oberfläche der Dinge und wandelt nicht die Gemüter. Um auch auf diese einzuwirken, werden von den Parteien religiöse Beweggründe angerufen, patriotische, sogar chauvinistische Gefühle angestachelt und wird mit all den äußerlichen, freilich virtuosen Mitteln moderner Agitationstechnik die Parteileidenschaft gegen den Feind und sein als utopisch verhöhntes Ideal zur Flamme angefacht. Leitgedanken haben immer zur Voraussetzung, daß es Leiter, daß es Führer gibt. Nur im Wirken geistesmächtiger, stark bewegter Männer erlangen große Ideen Gestalt und Ausdruck. Die Sozialdemokratie hatte solche Führer an Marx und Lassalle. Welche Namen aber ließen sich aus den anderen Parteien und unter den Staatsmännern nennen, von dem einzigen Grafen Posadowski abgesehen, der mit wachsendem Ernste nach der Begründung seiner Absichten auf Ideen gerungen hat, sich jedoch stets mit der zweiten Stelle im Reiche begnügen mußte?

Es hängt mit den eben gemachten Bemerkungen nahe zusammen, daß sich das sozialpolitische Verhalten der der Sozialdemokratie feindlichen Parteien, sieht man es genauer an, von Anfang an als zwiespältig kennzeichnet und zwiespältig bis auf diesen Tag geblieben ist. Wohl von den meisten Parteipolitikern, die sich an der sozialpolitischen Gesetzgebung der letzten dreißig Jahre beteiligten, darf man annehmen, daß sie grundsätzlich nicht auf deren Boden standen.

In der Gedächtnisrede, die Freiherr von Hertling auf dem Mainzer Katholikentage im Jahre 1911 Bischof von Ketteler zu Ehren hielt, fragte er zweifelnd, ob dieser 1877 gestorbene, von den Anhängern des Zentrums hochverehrte und als Zeuge viel angerufene Sozialpolitiker wohl die vom Deutschen Reiche seit 1881 getätigte Sozialpolitik gebilligt haben würde. Die Andeutung entbehrte gewiß nicht des Grundes! Ketteler war geistig abhängig von der katholischen Bewegung Frankreichs und Belgiens. Sie bevorzugte die Kirche als Führerin und die Initiative der Besitzenden und Gebildeten, um die sozialpolitischen Maßnahmen zu vollstrecken. Wider die unmittelbare Dazwischenkunft des Staates dagegen sträubte sie sich zähe; der Staat sollte nur als Schwert der Kirche zum Handeln kommen. Aber

nicht nur Ketteler, sondern die ganze Generation der deutschen Katholiken dachte so, die vor Hitzes Auftreten im Reichstage, d. h. vor 1884 sozialpolitisch tätig war. Hertlings Reden selbst, nicht minder die Reden Liebers oder die Aufsätze Edmund Jörgs bilden eine einzige lange Reihe von Belegen für die Furcht dieser Männer vor ‚der Schraube ohne Ende', als die sich nach Jörgs gelegentlichem Ausdruck die staatliche Sozialpolitik erweisen werde. Dasselbe Zentrum hat dennoch nach 1884 kräftig an der Schraube ohne Ende mitgedreht und ist stolz darauf. Es hat sich gewöhnt, die Schlagworte zu gebrauchen, durch die die Sozialpolitik volkstümlich geworden ist. Viele in seinen Reihen haben sich mit der Zeit sogar völlig in die von Bismarck erschlossenen Gedankengänge hineingedacht. Eine eindringende und grundsätzliche Rechtfertigung des Umschwungs in der Haltung der Partei ist indessen nie erfolgt. Die Zeitungen und die Versammlungsredner des Zentrums berufen sich tagtäglich unverdrossen auf die Führer vor 1884 ganz ebenso wie auf die nach diesem Jahre als Vorbilder. Treibt es sie aber von Zeit zu Zeit einmal, nicht nur auf andere zu verweisen, sondern selbst einen Anlauf zu grundsätzlicher Stellungnahme zu wagen, so erscheint ihnen ihre Partei mit Vorliebe als die Partei des Juste-Milieu. Diese Begriffsbestimmung ist, weil es der sozialpolitischen Mitarbeit der Partei an der festen, einheitlichen programmatischen Grundlage fehlt, begreiflich, aber die Partei entfernt sich mit ihr gleich weit von der glühenden Kirchlichkeit ihrer Vorläufer und Gründer in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wie von dem idealistischen Wesen der deutschen Sozialpolitik, die Bismarck betrieb, und an der mitzuarbeiten die starke Kraft des neugegründeten Reiches sie wie alle anderen Parteien gezwungen hat.

Nicht derselbe, aber ein anderer ebenso gewichtiger Widerspruch hindert die Liberalen daran, ihre sozialpolitische Tätigkeit auf eine feste Linie einzustellen. Unter ihnen hat eine erhebliche Anzahl, in Wiederaufnahme alter guter Überlieferungen aus der Zeit vor 1866, die sozialpolitische Tätigkeit des Reiches, die Eingriffe in die soziale Ordnung von Staats wegen in den letzten fünfundzwanzig Jahren grundsätzlich gebilligt und gefördert. Vielleicht rührt es nicht zum wenigsten daher, daß der Liberalismus allein unter allen auf dem Boden der Staatsordnung sich haltenden Parteien eine ganze, erst in der Bildung begriffene soziale Schicht der Bevölkerung, den neuen Mittelstand, in Massen von der Sozialdemokratie fernzuhalten und an sich zu fesseln vermochte. Aber selbst dieser Bruchteil der Liberalen, der für das Recht des Staates auf Sozialpolitik eintrat, stand gleich der Gesamtheit seiner Parteigenossen dank den westeuropäisch-konstitutionellen Anschauungen aller Liberalen vom Staate dem nationalen Staatsgeiste, der im Reiche waltet, so fremd gegenüber, daß auch er sich nicht zur Wertung der besonderen im deutschen politischen Wesen ruhenden Beweggründe unserer sozialen Gesetzgebung durchringen konnte. Schließlich blieb es daher für die Liberalen wie für das Zentrum bei der praktischen Unterstützung der deutschen Sozialgesetzgebung. Es kam nicht zu einem einmütigen Denken und Trachten, einem innerlichen Zusammengehen mit ihr.

Von einem solchen Zusammengehen darf man wohl nur bei den Konservativen, aber auch bloß für die kurze Zeit der achtziger Jahre, und nie für die gesamte Partei sprechen. Durch die Bedeutung, die die wirtschaftspolitischen Kämpfe von den neunziger Jahren an für die deutsche Landwirtschaft gewannen, büßte die sozialgerichtete Gruppe in der Partei den Nachwuchs ein. Ganz anders gesinnte und interessierte Männer bekamen wieder die Führung. Die Neigung, den wirtschaftlichen Vorteil mehr als die soziale Pflicht zu betonen, hatte sich schon in der Gründungsgeschichte der Partei ihren edelsten Mitgliedern schmerzlich fühlbar gemacht.

Dieser Zwiespalt zwischen der politischen Gedankenwelt und der praktischen Mitarbeit der Parteien scheint neuerdings auch auf die Sozialdemokratie überzugreifen, je mehr sie in den Gemeinden und allmählich auch im Reiche den Grundsätzen ihres Programms zum Trotze mitarbeitet.

Nur dieser Zwiespalt erklärt es auch, in Verbindung mit dem Rückgang der intellektuellen Fähigkeiten in unseren wie in allen Kammern der Welt, daß der Reichstag zuweilen völlig grundsatzlos an demselben Tage einander hohnsprechende Beschlüsse faßt. Hat er doch erst jüngst gleichzeitig durch die Annahme der Reichsvermögenszuwachssteuer das Steuerwesen der Nation, wenn auch am unrechten Platze, sozialer gestaltet und durch die Aufhebung der Reichswertzuwachssteuer den schärfsten und vielleicht auch mächtigsten Gegnern unserer Sozialpolitik einen bisher beispiellos entschiedenen Erfolg bereitet. Die Ausrede, daß sich der unverdiente Wertzuwachs an Grundstücken wirksam nur durch die Einzelstaaten und Gemeinden treffen lasse und der Reichstagsbeschluß weiter keine Tragweite habe als die Wiederherstellung der kommunalen und einzelstaatlichen Bewegungsfreiheit in der Besteuerung jenes Wertzuwachses, könnte nicht standhalten, wenn der Beschluß vor der Abstimmung in öffentlicher Sitzung ausreichend erörtert worden wäre. Aber der Reichstag hat aufgehört, über große Aufgaben zu debattieren. Stumm und rasch wie eine Guillotine arbeitet er in allen Stunden der Entscheidung über wahrhaft wichtige Gesetze. Er vermag nicht zu reden, weil seine Entscheidungen nicht mehr auf ein festes Ziel eingestellt und nicht mehr folgerichtig sind. Bei dem sich lockernden, jedoch noch immer engen Zusammenhang zwischen Presse und politischen Parteien wird auch die Presse kaum einheitlicher in sozialem Sinne redigiert. Nur pflegen die Widersprüche weniger kraß und die Oberflächlichkeit des Urteils weniger naiv zu sein; denn die Intellektuellen arbeiten wieder in wachsendem Maße an den größeren Zeitungen mit; auch werden an die Leitung eines größeren Blattes höhere Anforderungen als an die Ausübung eines parlamentarischen Mandats gestellt. Indessen wer in der Nation hätte ein Recht darauf, sich über solchen Zustand des Parlaments und der Presse zu entrüsten? Trägt doch das ganze gesellschaftliche und politische Dasein unseres Volkes hundertfältig das Gepräge ähnlicher Widersprüche an sich. Verbitternd kontrastiert der soziale Eifer mitsamt all den Einrichtungen, die er schon schuf, zu der materiellen Lebensweise, der sich die durch die Energie des Kapitalismus reich gewordene Nation überlassen hat. Und doch gehören Volkssitte und äußere Ordnung der sozialen Ver-

hältnisse ebenso unzertrennlich zusammen, wie sich der Geist einer Staatsordnung und der dahinterliegenden sozialen Ordnung gegenseitig bedingen. Aber auch hierfür hat unser Volk noch kein Gefühl. Während es ernster als wohl alle anderen Völker wünscht, durch Staat und Gemeinde den Armen und Schwachen zu Hilfe zu kommen, fördert es gedankenlos durch seine öffentliche Meinung unablässig die Entwicklung einer parlamentarischen Demokratie, des erfahrungsgemäß besten Nährbodens für den Mißbrauch des Staates durch den Kapitalismus.

Mußte nicht schließlich durch einen so überall durchscheinenden Mangel an innerer Einheit und geistiger Orientierung die Schwungkraft der deutschen Sozialpolitik erlahmen, so groß sie auch war? Nicht weil der Winter dem Herbste folgte, auch nicht, weil wir schon zu weit oder zu rasch vorangegangen sind, stockt gegenwärtig unsere Sozialpolitik und wird sie brüchig. Nein, die Nation sieht nur nicht, welcher Richtung der Weg fortan folgt, und daß eine aus dem Wesen unserer nationalen Staatsordnung erfließende politische und ethische Notwendigkeit vorliegt, ihn weiterzugehen. Eine Art leerer Raum hat sich nach der Vollendung der Reichsversicherungsordnung und nach der Versicherung der Privatangestellten bilden können, dadurch, daß die Nachwirkung der Bismarckschen Führerschaft aufhörte und eine andere, entschlossene Führung bisher nicht aufgekommen ist. Kraft dieses leeren Raumes kann sich die Gegnerschaft gegen unsere Sozialpolitik plötzlich mit gewaltigem Nachdruck sammeln, organisieren und erheben. Der Zusammenschluß des Bundes der Landwirte, des Zentralverbandes deutscher Industrieller und des Reichsdeutschen Mittelstandsverbandes nicht nur mit wirtschafts-, sondern auch aus sozialpolitischen Absichten, die Begründung des ‚Schutzverbandes für deutschen Grundbesitz' unter der rührigen Leitung des Herrn van der Borght sind denkwürdige Beispiele dafür. Es läßt sich gar nicht absehen, wie stark ihr Einfluß anschwellen wird, wenn nicht endlich wieder bestimmte erhabene Ziele sozialpolitischer Entwicklung klar und leuchtend in den Gesichtskreis unseres Volkes gerückt werden, und wenn nicht in der geistigen Disposition seiner Minister und — gemäß der seit Bismarcks Sturz gewachsenen Bedeutung der Parteien — auch in der der Parteien die Gebrechen überwunden werden.

An Aufgaben fehlt es wahrhaftig nicht. Der öffentlichen Erörterung drängen sie sich bald hier, bald dort auf. Nicht darüber, daß man zu wenig von ihnen spricht, ist zu klagen, sondern darüber, daß die allgemeine Aufmerksamkeit in Deutschland nicht genügend auf die dringendsten unter ihnen gesammelt wird und sie weder ins Volksbewußtsein übergeleitet noch in die gehörige Beziehung zur bisherigen nationalen Sozialpolitik gesetzt, vom Reiche als heilige Sache der ganzen Nation ergriffen werden. Es bleibt zu sehr bei Worten, und auch sie berühren zumeist nur die Oberfläche.

Hundertfältig besprochen wird auf solche Art das Erfordernis, die Arbeiterschaft zur Eingliederung in den Staat und die Gesellschaft zu erziehen, nachdem die Hebung ihrer wirtschaftlichen Lage teils durch das Reich,



teils durch ihre Selbsthilfe in die Wege geleitet worden ist. Gleichzeitig gilt es, den übrigen sozial schwächeren Ständen ebenfalls erzieherische Fürsorge zuzuwenden, damit sie nicht aus dem innerlichen Verbande mit Staat und Gesellschaft hinausgeraten. Aber wie im Verfassungsleben bleibt man auch hier bewußt oder in Selbsttäuschung gewöhnlich in Plänen bloßen Unterrichtes über die Bedingungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens befangen. Erziehung hat auf sozialem Gebiete dieselben Voraussetzungen wie auf allen anderen Gebieten des Lebens. Wie sich christliche Gesinnung nicht bloß durch Sittenlehre in das Gemüt eines Volkes pflanzen läßt, wie die christliche Erziehung auf die erhabenen Grundwahrheiten des Christentums gestützt werden muß, die sich der Herzen im Daherbrausen der Offenbarungen Gottes bemächtigen und über sie walten, so wird auch die soziale Erziehung immer nur Stück- und Blendwerk bleiben, es sei denn, daß ihr endlich die Möglichkeit bereitet werde, auf den festen Untergrund sieghafter, zugleich sozialer und nationaler Ideen zu bauen. Eben hier heißt es, die Erfahrungen des letzten Menschenalters nützen und nachholen, was bisher vernachlässigt wurde und durch dessen Versäumnis unser Volk so rasch wieder gleichgültig und richtungslos in den sozialpolitischen Dingen geworden ist.

Von den neuen Aufgaben materieller Natur, die sich auf der Bahn der wirtschaftlichen Hebung der sozial schwächeren Stände Schritt für Schritt vor uns aufgetan haben, ist die Teilnahme an dem Wohnungselend in den letzten Jahren rasch gestiegen. Namentlich die Bemühungen der Landesversicherungsanstalten und einzelner Gemeinden haben darauf hingewirkt. Auch die Bodenreformer, die seit einem Vierteljahrhundert die Beseitigung dieses Elends als unmöglich dartun, wenn nicht unsere Eigentumsverhältnisse an Grund und Boden durchgreifend verändert werden, sahen infolgedessen ihre Saat sprießen. Regierungen und Reichstag kommen indessen über papierene Resolutionen nicht hinaus, und auch in diesen vermeiden sie geflissentlich, den Kern der Aufgabe zu berühren, in deren wahre Ursachen hineinzuleuchten. Die in wenigen Tagen, man darf vielleicht sagen in wenigen Stunden verabredete Aufhebung der Reichswertzuwachssteuer hat auf die Einsicht der beiden verfassungsgemäß das Schicksal der Nation bestimmenden Organe in das Wohnungselend und auf ihren Ernst, die Nation zu dessen Bekämpfung aufzubieten, ein entmutigendes Licht geworfen. Als klassisches Beispiel aber dafür, wie es im Reiche gegenwärtig um die Zukunft der Sozialpolitik bestellt ist, wie es bei gelegentlichen guten Worten und einigen kurzatmigen Anläufen sein Bewenden hat, verdient die Abwehr der Lebensmittelteuerung eine etwas ausführlichere Besprechung.

Die Lebensmittelteuerung wie das Wohnungselend, das im Grunde nur eine andere Erscheinungsweise der herrschenden Teuerung ist, sind internationale Erscheinungen. Diese Tatsache versetzt viele in eine Stimmung des Verzichts auf jeden starken Eingriff, als könne er doch nicht helfen. Aber die Arbeiternot in der Fabrik und in Tagen der Erwerbsunfähigkeit war auch eine internationale Erscheinung und ist dennoch durch Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung mit Erfolg behandelt worden.

Lebensmittelteuerung wie Wohnungselend stellen sich uns vornehmlich als Schattenseiten der Fortschritte dar, die unser Wirtschaftsleben mit Hilfe der Industrie gemacht hat. Aber wie dieses selbst, so sind auch sie durch die Wirtschaftspolitik des Reiches seit 1879 gefördert worden. Das Reich entschloß sich 1879 zur Abkehr vom Freihandel, damit sich die sozial Starken in unserem Vaterlande eher gegen den ausländischen Wettbewerb behaupten konnten. Der Schutzzoll sollte den industriellen Unternehmern und den selbständigen Landwirten bessere Absatzbedingungen schaffen. Da jedoch Bismarck ihn sogleich mit der zündenden Losung: ‚Schutz der nationalen Arbeit' befürwortete, so erschien die Schutzzollpolitik den ihr anhängenden Parteien allmählich auch als zum Schutze der Arbeitnehmer in Landwirtschaft und Industrie bestimmt. Wie den Brotherrn der Absatz, so werde durch sie den Arbeitnehmern die Arbeitsgelegenheit verbürgt. Der Gedanke bestach. Schon Wilhelm Heinrich Riehl hatte einmal vor fünfzig Jahren gesagt, daß es den schärfsten Widerspruch herausfordere, wenn man ein Volk in zwei einander feindliche Hälften zu trennen versuche, in Produzenten und Konsumenten. Jedermann (außer den Taugenichtsen und den Arbeitsunfähigen) sei Produzent. Diese Meinung mußte für ein Zeitalter etwas besonders Verführerisches haben, das im Banne der sozialistischen Einschätzung der Handarbeit als des wahren Triebrades unserer wirtschaftlichen Kultur steht. Namentlich in den christlichen Gewerkschaften wurde die Meinung mit Überzeugung aufgegriffen. Die Schutzzollpolitik hat dadurch eine Festigung wie durch kaum etwas anderes erfahren. Nun wurde die Vorstellung, daß alle Glieder der Nation, ob selbständig oder unselbständig, eine einzige große Arbeitsgemeinschaft ausmachen, auch in den Massen lebendig; der Schutzzoll umriß die nationale Arbeitsgemeinschaft vor ihren Augen deutlich mit einer allen sichtbaren Grenze. Die ethische Wirkung dieses psychischen Vorgangs war außerordentlich. Aus dem bloßen Schutze der nationalen Arbeit wurde ihr mächtigster Antrieb. Die Arbeitstüchtigkeit, der Wille, an den Früchten der nationalen Produktion teilzuhaben, etwas zu leisten und es zu etwas zu bringen, wurde bis tief in die Arbeiterkreise hinein nachhaltig angespornt. Wertvolleres hätte den Massen gar nicht widerfahren können. So wurde die Schutzzollpolitik in das Ganze unserer Sozialpolitik hineingezogen und hätte also schon vorhin, in der Einleitung des Aufsatzes, wo in großen Strichen ein Bild der Ausdehnung unserer Sozialpolitik gegeben wurde, mitgenannt werden dürfen. Aber eben die Wendung der Schutzzollpolitik ins Sozialpolitische hätte ihre Anhänger auch viel früher und bestimmter darauf hinlenken müssen, daß sie in ihrer vorläufigen Zuspitzung allzu einseitig bloß die Produzenteneigenschaft der Angehörigen unseres Volkes ins Auge faßte. Riehl, der ausdrücklich gegen die Zerteilung eines Volkes in Produzenten und Konsumenten Einspruch erhob, hatte doch seiner Charakteristik jedermanns als Produzent sogleich hinzugefügt, daß jedermann auch Konsument sei. Erst durch diese Ergänzung wird der Gedanke vollständig. Ja, je mehr ein Volk produziert, desto reizbarer wird in seinen Individuen das Konsu-

mentenbewußtsein. Denn alle Produktion beruht auf der Steigerung und Vermehrung der Verbrauchsbedürfnisse. Würden die Arbeitermassen in den letzten Jahren nicht durch das Wirtschaftsleben dazu erzogen worden sein, höhere Ansprüche an die Lebenshaltung zu stellen, so wäre die nationale Produktion nicht in dem Maße gewachsen, das wir gewöhnlich nicht genug rühmen können. Wenn also auch in Hunderttausenden von Arbeitern die Erkenntnis geweckt worden ist, daß sie ganz ebenso wie die Unternehmer Produzenten sind, so hat sich infolgedessen doch nicht ihr Konsumentenbewußtsein zurückgebildet; mit der wachsenden Produktion ist dieses Bewußtsein in ihnen vielmehr geschärft und empfindlicher geworden. Deshalb ist mit dem Schutze der Produktion nur die eine Hälfte getan. Kommt die andere Hälfte, der Schutz des Verbrauchs, die Einflußnahme auf die Preisbildung durch Änderungen in der Organisation des Lebensmittel- und Wohnungsmarktes, nicht hinzu, so entwickeln sich aus dem Schutze der Produktion neben den günstigen wirtschaftlichen und sozialen Folgen auch so bedeutsame ungünstige wie die Teuerung und die durch sie verursachte Bitterkeit in ihrer gegenwärtigen Stärke. Es ist dann nicht möglich, die Förderung des Unternehmertums und die der Arbeitnehmer durch die Schutzzollpolitik im Gleichgewicht zu erhalten, und selbst die Erfolge der übrigen Zweige der Sozialpolitik können auf die Dauer gefährdet werden. Denn auch sie tragen durch die hohen Kosten, die die sozialen Gesetze Staat, Gemeinde und Gewerbe auferlegen, und durch die Mehrbelastung, welche die im sozialen Sinne erfolgten Verbesserungen der deutschen Steuersysteme für die Besitzenden mit sich brachten, zur Verteuerung des Lebensunterhaltes und der Wohnungen bei. Ganz zu schweigen von der Neigung des Kapitals, wenn es an einer Stelle stärker zu Leistungen herangezogen wird, an anderen sich um so mehr zu bereichern. Mit der Steigerung der Löhne und Gehälter allein ist auf die Dauer der Steigerung der Preise nicht nachzukommen. Schon wirkt diese mit darauf ein, daß Staat und Gemeinde ihre Reformpolitik verlangsamen und sogar unterbrechen. Unsere Wirtschafts- und Sozialpolitik droht einem Schlauche ähnlich zu werden, der von oben her gefüllt wird, aus dessen anderem Ende aber alsbald das Wasser abläuft. Tritt kein Wandel ein, so dürfte der Augenblick nicht ferne sein, wo die ganze Reformpolitik des letzten Menschenalters ad absurdum geführt wird, nicht weil sie unmögliches wollte, sondern weil Regierung, Parlament und öffentliche Meinung ihr nicht in all den Folgen, die sie hatte, nachgingen und nicht sie systematisch weiterbildeten. Merkwürdig müßte es freilich anmuten, wenn unsere Zeit gerade an der Kehre des Wegs auflaufen sollte, wo sich ihre Sozialpolitik der Einflußnahme auf die Preisbildung zuzuwenden hätte. Denn einmal würde der Einfluß keinen tieferen Einschnitt in die Erwerbsfreiheit des einzelnen erfordern, als es bisher immer der Fall war, wenn das Reich oder eine Gemeinde, sei es allein, sei es mit wirtschaftlichen Verbänden gemeinsam sozialpolitische Vorkehrungen traf. Nur augenfälliger möchte der Einschnitt geraten. Sodann aber haben sich Obrigkeiten und wirtschaftliche Korporationen schwerlich eine sozial-

politische Maßnahme früher und regelmäßiger angelegen sein lassen als die Regulierung der Preise zugunsten der Verbraucher. Erst das 19. Jahrhundert und nur dieses wollte von ihr unter dem Drucke vulgärliberaler Meinungen grundsätzlich nichts mehr wissen.

Etwa seit 1900 sind die Fleischpreise in Deutschland stetig gestiegen. Zuweilen schnellten sie besonders rasch herauf; aus der dauernden Teuerung wurde durch Mißernten oder Seuchen ein augenblicklicher Notstand. War er überwunden, senkten sich die Preise wohl wieder, blieben aber immerhin höher, als sie vor dem Notstand waren. Umgekehrt wurden die Notstände den Verbrauchern doppelt fühlbar, weil die Preise ohnehin wuchsen. So beeinflußten sich Teuerung und Notstände gegenseitig mit dem Ergebnis, daß sowohl die Teuerung wie die Notstände der Bevölkerung immer empfindlicher wurden, bis der Notstand des Herbstes 1912 die Massen hochgradig erregte. Nun kam auch Leben in die Behörden. Vom August bis Ende Oktober schienen sie die Aufgabe endlich großzügig und mit voller Kraft in Angriff zu nehmen. Eine Reihe von Städten, Straßburg und Cöln voran, stellte ein ganzes Programm aus Vorschlägen der verschiedensten Art zusammen, auf Grund deren sie die Fleischpreise zu binden und sogar zu ermäßigen hofften. Inanspruchnahme ausländischer Märkte in Verbindung mit der Einrichtung städtischer Schweinezucht- und Mastanstalten, Abschluß von Lieferungsverträgen mit landwirtschaftlichen Genossenschaften, Kreditorganisationen zur Sanierung des Metzgergewerbes fanden sich darunter. Dann folgten Ende September Anordnungen der verbündeten Regierungen, um die schärfste Not zu lindern. Weitere Maßnahmen zur Abwehr der Teuerung selbst wurden in Aussicht gestellt. Da der einheimische Markt vorerst an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt war, ermöglichte man in größerem Umfange als gewöhnlich die Einfuhr von Vieh und frischem Fleische. Die Maßregel schien auf eine erste Abbröckelung an der Schutzzollpolitik hinauszulaufen und ward deshalb in landwirtschaftlichen Kreisen beanstandet. Aber dieses Bedenken durfte, zumal die Einfuhrerlaubnis zeitlich begrenzt war, vor der sozialpolitischen Tragweite der beigefügten Bedingungen zurückgestellt werden, unter denen für die Einfuhr besondere Zoll- und Frachtvergünstigungen gewährt wurden. Die Vorteile sollten nur den Gemeinden, die sich bereit erklärten, vom Auslande für ihre Einwohner Fleisch zu beziehen, nicht auch dem Handel zugute kommen und den Behörden also zur Handhabe dienen, auf die Fleischversorgung wie die Preisfestsetzung einzuwirken. Dadurch wurde zum ersten Male wieder ein staatlicher Druck auf die Preisbildung geübt. Es wurden zugleich die Gemeindeverwaltungen moralisch genötigt, an der Überwindung des Notstandes mitzuarbeiten, und ihnen sogar die Hauptaufgabe dabei zugewiesen. Weil die Preisbildung an jedem Orte einer anderen Kombination preisbildender Faktoren unterliegt, muß sie auf dem Verwaltungswege, nicht bloß durch den Gesetzgeber beeinflußt werden. Kühnheit und Scharfblick eigneten diesem Vorgehen des Reichskanzlers, wie es die Nation seit Bismarcks Abgang kaum mehr erlebt hatte. Ganz weite Aus-

sichten auf Überwindung des reinen Individualismus in unserem nationalen Wirtschaftsleben und auf eine wahrhafte Neuorganisation unserer Volkswirtschaft öffneten sich. Diesen Eindruck besiegelte der Reichskanzler persönlich durch eine große Rede, die er am 25. Oktober im preußischen Abgeordnetenhause hielt und bei der ihm die beiden einflußreichsten Minister, Herr von Schorlemer-Alst und Herr von Dewitz, glänzend sekundierten.

So überraschend mächtig wie der ganze Aufschwung gekommen war, so wenig hätte man erwarten sollen, daß wiederum alles im Sande verlaufen werde. Es wurde noch im November 1912 eine Kommission von Sachverständigen einberufen. Solche Kommissionen zur Vorberatung großer Entscheidungen sind kaum zu umgehen. Sie werden leicht zum Begräbnisse jeder großgewollten Tat. Bismarck dagegen hat im Winter 1879 von Januar bis März das unvergeßliche Vorbild dafür aufgestellt, wie durch gute Vorbereitung, durch die Auswahl der Mitglieder, durch unermüdlichen Antrieb des führenden Staatsmanns auch eine schwer gefährdete Kommissionsarbeit rasch vollendet werden kann. Es galt damals den Entwurf der Tarifvorlage, und die Schwierigkeiten waren gewiß nicht geringer, als jetzt in der Teuerungskommission. Aber das Beispiel ist nicht nachgeahmt worden. Man ließ ein Jahr verstreichen und den Willen zur Hilfe getrost wieder erlahmen, das Interesse der Nation erkalten. Noch heute sind nicht einmal die Ergebnisse der Verhöre zusammengestellt und veröffentlicht worden. Unterdessen sind alle Widerstände erstarkt, die im Herbste 1912 sich kaum zu rühren wagten. Im Unterschied von der Mehrzahl der süddeutschen Städte hatten die viel zahlreicheren norddeutschen Städte gleich von vornherein nur unwillig die Fleischversorgung ihrer Bevölkerung in den Kreis ihrer Tätigkeit einbezogen. Offen heraus erklärte damals der Vorstand des deutschen Städtetages: Er erblicke eine nicht unbedeutende Gefahr für die deutschen Städte darin, daß ihnen die Durchführung der von der preußischen Regierung vorgeschlagenen Maßnahmen überlassen bleibe. Den Gemeinden erwüchse daraus die Verantwortung dafür, ob die Fleischteuerung dauere oder nicht. Diese Verantwortung glaube der Vorstand des deutschen Städtetages nicht übernehmen zu können. Auch der Grund, weshalb man von den Richtlinien der verbündeten Regierungen nichts wissen wollte, wurde nicht verhehlt. Es war die manchesterliche Gesinnung, die die norddeutschen Städte vielfach noch beherrscht, die Sympathie mit der schrankenlosen Freiheit des Handels und Gewerbes. Die Erklärung bemerkte darüber, daß auf eine dauernde Entlastung des Fleischmarktes nur zu rechnen sei, wenn das Fleischbeschaugesetz aufgehoben oder gemildert und die umfassende Einfuhr von Gefrierfleisch ermöglicht werde. Diese wurde nicht erlaubt. Fast alle Städte verlegten sich darauf so gut wie ausschließlich auf den Einkauf von Vieh und frischem Fleisch in den Nachbarländern. Dabei hat sich namentlich in dem bald überlaufenen Holland gezeigt, daß die Städte gegen die internationale Interessengemeinschaft der Viehhändler nicht nur nicht aufkamen, sondern im Gegenteil durch ihr geringes Geschick und ihr einander schädigendes Vorgehen die Geschäfte

der Händler besorgten. Infolgedessen fiel der Nachweis nicht schwer, daß auch die Behörden kein billigeres Fleisch als die Metzger zu liefern vermöchten. Ein weiteres Steigen der Preise wurde freilich für mehrere Monate verhütet. Aber es ist anzunehmen, daß bei wiederkehrender Gelegenheit, auf die sich der Handel besser einrichten könnte, auch diese Wirkung entkräftet werden würde. Auf jeden Fall haben die weitaus meisten Stadtverwaltungen schon jetzt aus ihren Erfahrungen die Nutzanwendung gezogen, die für den Vorstand des Städtetages im voraus feststand, daß es nicht ihre Aufgabe sei, dauernde Maßnahmen zu ergreifen. An solche aber haben sie sich im Ernste gar nicht herangemacht. Denn sie könnten nur darin bestehen, daß die einheimische Landwirtschaft durch langfristige Lieferungsverträge zur Vermehrung und Stabilisierung der Viehzucht angespornt und das Metzgergewerbe durch Kreditorganisation saniert, zur unmittelbaren geschäftlichen Verbindung mit den produzierenden Landwirten befähigt und zur technischen Vervollkommnung seines Wirtschaftsbetriebes angehalten würde. Um die Stadtverwaltungen auch zu dieser vorerst undankbaren und langwierigen Tätigkeit zu bewegen, hätten sich die politischen Parteien und die Berufsstände, die in den Gemeindevertretungen sitzen, zielbewußt und unnachgiebig hinter die Stadtverwaltungen stellen und auf der Anwendung aller ursprünglich in Vorschlag gekommenen Versuche bestehen müssen. Sie haben völlig versagt. Anfangs bekundete wenigstens die nationalliberale Partei erfreulichen Eifer, während selbst die Zentrumspartei sich größte Zurückhaltung auferlegte. Schon bald zogen auch die Nationalliberalen ihre Hände wieder zurück. Das parteipolitische Denken ist zu sehr verflacht, die politischen Aufgaben werden wesentlich danach eingeschätzt, wie lange sich das Interesse der Massen darauf richtet und ob nicht durch das Anpacken einer Aufgabe gewisse Wählerschichten auf längere Zeit hinaus schwierig werden könnten. Gerade große neue sozialpolitische Forderungen fliehen die Parteien gerne des Zwiespalts halber zwischen ihrer Praxis und Theorie. Von den Berufsständen wäre die Arbeiterschaft an erster Stelle in Betracht gekommen, um die Gemeinden vorwärts zu treiben. Aber anscheinend ist sie durch die Konsumvereinsbewegung so gleichgültig gegen Organisationsfragen des allgemeinen Lebensmittelmarktes geworden, daß auch sie sich unbeständig zeigte. Bei der Lösung der Besitzsteuerfrage haben die Arbeiter ja ebenfalls versagt und die Schädigung der Bodenreform durch die Preisgabe der Reichswertzuwachssteuer hingenommen und sogar gebilligt. Die Regierungen sind, was ihr eigenes Erschlaffen in etwas entschuldigen mag, von all denen im Stiche gelassen worden, die sich zu Hebeln des Regierungswillens in den Selbstverwaltungskörperschaften hätten machen müssen, wenn sie ihre Pflicht in dieser Stunde recht begriffen.

Vor allem aber hat sich doch das Metzgergewerbe wie eine Klippe, das Fahrwasser sperrend, jeder Bestrebung in den Weg geschoben, die ernstlich die Übelstände verbessern und vorwärts wollte. Vor seinem Widerstand machten die wenigen Stadtverwaltungen verzagt Halt, die es ehrlich gemeint hatten; die andern freuten sich des brauchbaren Vorwands und machten sich

nicht erst auf den Weg. Durch dieses Verhalten des für den Lebensmittelmarkt im Augenblick wichtigsten Gewerbes enthüllte sich das zu bewältigende Problem erst in seinem wahren Umfang und bis ins Innerste seiner Natur. Nunmehr freilich stehen seine Größe wie seine Schwierigkeiten klar vor unseren Blicken da.

Das Metzgergewerbe befindet sich in Deutschland, wie nach den Beobachtungen des letzten Jahres nicht bezweifelt werden kann, in tiefem Verfalle. Unwirtschaftliche und unübersichtliche Geschäftsführung hat vielerorts seine Angehörigen derart in die Schuldhaft von Viehhändlern und Kommissionären vielleicht öfter noch von einigen wenigen Großschlächtern am Orte verstrickt, daß das Gewerbe nach keiner Hilfe mehr verlangt, vielmehr schon vor ihr zurückschreckt, in dem instinktiven Gefühl, es könnte die geringste Erschütterung seines geschäftlichen Bestandes unabsehbare Folgen für einen großen Teil seiner Handwerksgenossen haben. Dieser Zustand der Verrottung beleuchtet vielleicht greller, als irgendeine andere Tatsache es könnte, wie es in Wahrheit in unserer anscheinend so hoch ausgebildeten Wirtschaftsverfassung um den Schutz der Verbraucher bei ihrer Versorgung mit den Dingen, die sie zum Leben nicht zu entbehren vermögen, bestellt ist. Retten kann sich das handwerksmäßig betriebene Metzgergewerbe dadurch, daß es sich noch gesund stellt, natürlich nicht. Die Kreditherrschaft der Großschlächter und des Handels, die Verdrängung der kreditbedürftigen Metzger vom Viehhofe und aus dem Schlachthause bedeutet, daß das Gewerbe reif zur rein kapitalistischen oder rein sozialistischen Gestaltung der Fleischversorgung ist. Namentlich die Stadt Basel bietet für die erste Möglichkeit der Entwicklung schon das Beispiel. Ein kapitalkräftiges Unternehmen übernimmt die Fleischversorgung für eine oder gar für mehrere Städte und setzt in die der Reihe nach aufgekauften Läden, die es in bloße Verkaufsstellen umwandelt, abhängige Metzger als Angestellte. Das letzte Jahr hat diese Entwicklung auch in unserem Vaterlande so lautlos wie erheblich gefördert. Daneben nimmt die Sozialdemokratie ihre lange Zeit vergeblich gewesenen Bemühungen um die Errichtung von Konsumschlächtereien wieder auf. Hier wie dort wird der Konsument von dem selbständigen Mittelstande immer weiter abgedrängt und dieser der Verkümmerung preisgegeben. In unglaublicher Kurzsicht aber decken bislang die Metzger selbst, in ihrer großen Mehrzahl, ihre Feinde bei der Heranführung der Sturmgräben an ihre Stellung. Sie versuchen nicht nur keine Abwehr, raffen sich nicht nur nicht zur Ordnung ihrer Kreditverhältnisse, zu genossenschaftlichem Vieheinkauf durch Vermittlung der Städte, zur wirtschaftlichen Verwertung der Nebenprodukte, zur Regulierung des Angebots gemäß der in den Großstädten nach Stadtvierteln mannigfaltig wechselnden Nachfrage und zur Erziehung des Publikums zu besseren Kauf- und Zahlungsgewohnheiten auf. Vielmehr lenkten sie noch im vorigen Herbste in der für sie aussichtsreichsten Stunde die allgemeine Aufmerksamkeit durch leidenschaftliche Beschwerden über die zu ihren Gunsten gemeinten Maßnahmen des Staats von ihren Gegnern ab. Hier muß eingegriffen werden.

Die wichtigste und dringendste Aufgabe ist heute, eine Entscheidung darüber herbeizuführen, ob das Metzgergewerbe, — nein, ob nicht nur das Metzgergewerbe, sondern der ganze Mittelstand, soweit ihm die Zufuhr von Lebensmitteln an die Verbraucher obliegt, wieder lebensfähig gemacht und seinen wirtschaftlichen Verrichtungen gewachsen erwiesen werden kann. Es würde um den Schutz der Verbraucher in unserem Wirtschaftsleben nicht so mangelhaft bestellt sein, wenn der Mittelstand gleich stark wie die anderen Stände an der Aufwärts- und Organisationsbewegung des letzten Menschenalters in unserer Volkswirtschaft teilgenommen hätte. Jetzt ist seine Selbständigkeit und seine Kraft zum Wettbewerbe mit dem Großkapital und mit den sich vervielfältigenden Konsumvereinen der erste Preis, um den das Spiel in unserer Volkswirtschaft geht. Läßt sich der Mittelstand ihn entreißen, so wird das Endspiel um das Wohl der Gesamtheit aussichtslos werden. Denn die Nation kann einen tüchtigen, gesunden Mittelstand kaum entbehren. Sie braucht ihn schon aus ethischen Gründen. Die Familie hat keinen besseren Hort als ihn. Aber die Nation kann auch deshalb nicht auf ihn verzichten, weil seine Verdrängung aus dem Metzgergewerbe, der Bäckerei und dem Milchverkaufe durch Aktiengesellschaften, nachdem sie im Wirtsgewerbe schon soweit vorgeschritten ist, den Einfluß des von Handelsinstinkten geleiteten Großkapitals auf alle unsere politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse unermeßlich steigern würde. Da drohen uns Monopole, die ganz anders gefährlich wären als alle Reichsmonopole, die der Reichstag verhindert hat. Weil aber beide, Mittelstand und nationale Gesamtheit, am Ausgang des Ringens auf Gedeih und Verderben interessiert sind, müssen sie auch dazu gebracht werden, als Bundesgenossen einander zu suchen. Leider ist in den Mittelstand tiefer als in alle anderen Stände die Meinung des vulgären Liberalismus eingeträufelt, als seien die Eingriffe des Staates und der Gemeinde in das wirtschaftliche Gebahren des einzelnen nicht nur überflüssig, sondern schädlich und ungerecht. Noch immer merken unzählige seiner Mitglieder nicht, daß ihr Stand gerade durch diese falsche Meinung unter der Wirtschaftsentwicklung des 19. Jahrhunderts schwer gelitten hat und bis auf unseren Tag der schwächste und am meisten gefährdete Stand unseres Wirtschaftslebens geblieben ist. Sie schleppen das von außen in ihren Stand hineingetragene und in ihm durch seine Todfeinde künstlich genährte Mißtrauen in ein Zusammenwirken mit dem Staate und der Gemeinde wie ewige Fesseln mit sich fort. Alle anderen Stände, wirtschaftlich durch Besitz oder Zahl oder Geschlossenheit viel mächtiger als der Mittelstand, haben sich seit 1879 auf den Staat oder die Gemeinden zur Durchführung ihrer Neuorganisation und zur Erreichung ihrer wirtschaftlichen Ziele gestützt; sie haben daraufhin — man darf wohl sagen, die Landwirtschaft allen voran — auch ihre Anpassung an die veränderten Bedingungen der Technik und des Vertriebs großzügig vollzogen. Der Mittelstand allein ist um die Hilfe von Staat und Gemeinde wie die Katze um den heißen Brei immer wieder herumgegangen; er beschränkte sich auf das Begehren kleiner

und untauglicher Mittel, die ihm, aber auch seinem Gegner nicht wehe taten. Der Staat und die Gemeinde helfen gewiß, wenn anders ihr Wille zur Hilfe nicht unecht ist, niemals und niemandem selbstlos; immer verlangen sie als Gegenleistung verstärkten Einfluß und die Übernahme bestimmter Pflichten gegen das allgemeine Wohl. So hat das Reich es mit dem industriellen und landwirtschaftlichen Unternehmertum gehalten, als es den Schutz der Produktion auf sich nahm. Es ist mit ähnlichen Forderungen an die Arbeiterschaft herangetreten, als es sich zur Sozialpolitik entschloß. Dafür gibt der Staat aber auch, wenn er nimmt, und er vermag reichlich zu geben. Der Mittelstand muß sich jetzt entscheiden. So elementar ist daran das Interesse von Staat und Nation, daß alles aufgeboten werden sollte, um eine öffentliche Meinung zu schaffen, die die zaudernden Glieder des Mittelstands aufrüttelt und fortreißt, ähnlich wie Bismarck es für seine Zwecke 1878—79 vorbildlich verstanden hat. Eine Willensäußerung der ganzen Nation würde auch in unserem Falle ihre Wirkung kaum verfehlen. Die Bevölkerung ist so bereit, wie sie zu Bismarcks Zeiten für alle großen Entschlüsse bereit gefunden wurde. Die Verantwortung liegt allein bei der Reichsregierung, den Parteien und denen, die Gewalt über die öffentliche Meinung haben. Begriffe der Mittelstand trotzdem nicht, daß es in der gegenwärtigen Krise des Lebensmittelmarktes seine Aufgabe ist, nach dem Vorgange des Unternehmertums und der Arbeiter sich mit dem Staat und der Gemeinde unter einigen Einschränkungen seiner Bewegungsfreiheit, dafür aber auch unter Konsolidierung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse zur Erfüllung seiner gesellschaftlichen Verrichtungen zu verständigen, so droht ihm die endgültige Erdrosselung, der nationalen Gesellschaft aber das Scheitern der Sozialpolitik an den Folgen der Wirtschaftspolitik oder der Wirtschaftspolitik an den Folgen der Sozialpolitik. Bricht sich dagegen die rechte Einsicht im Mittelstande noch Bahn, so wird auch der dritte der großen Berufsstände, auf denen unser Gedeihen beruht, wieder zu vollen Kräften kommen. Es wird unsere Wirtschafts- und Sozialpolitik neu befestigt, die durch sie beeinflußte Preisbildung des Lebensmittelmarktes — weiter wirkend auch die des Wohnungsmarktes — in ein gesundes Verhältnis zu der finanziellen Leistungsfähigkeit der Nation gebracht werden können. Das Ziel ist hoch und lockt. Es taucht folgerichtig und in gerader Linie hinter den Zielen nationaler Sozialpolitik auf, denen wir dreißig Jahre lang auf Bismarcks Wink hin zustrebten und die jetzt im wesentlichen erreicht sind. Wenden wir uns ihm zu, so wird endlich der organische Wiederaufbau der Gesellschaft und Volkswirtschaft nach ihrer Atomisierung durch das 19. Jahrhundert mit der Einbeziehung des Mittelstandes in die Aufgabenlösung der Gegenwart seinen Abschluß, seine allseitige systematische Durchbildung und Krönung erfahren.

Das Schlachtfeld / Roman von Franz Herwig

V.

‚Je weiter ich in die Geschichte unseres Volkes vordringe', schrieb Valerie an Julian, ‚desto mehr liebe ich unser Volk.' Je mehr sie von der schwerfälligen Bürgerlichkeit der Deutschen, ihrem rohen und zudringlichen Wesen umgeben sei, desto mehr preise sie die beschwingte Leidenschaftlichkeit der Polen, ihre ritterliche Art, die Hingabe des Lebens für einen Gedanken. Sie verkenne nicht, daß diese Vorzüge innig mit Fehlern verbunden seien; aber Polen brauche ja nur die guten Kräfte, die es habe, weiter auszubauen, um unter allen Völkern als Vorbild dazustehen! — Hier lächelte Julian; liebe Valerie, dachte er, den Weg sieht jeder, aber wer geht ihn? Wären nicht alle Fragen gelöst, wenn die Welt nach dem Gebote Christi lebte: den Nächsten zu lieben, wie sich selbst? Er las weiter, Valerie erzählte von dem Hause, in dem sie lebte, und daß sie kaum bei den Mahlzeiten die Verwandten sehe, im übrigen sei ein geheimnisvoller Mensch schon das zweite Mal zum Besuch. Er heiße Herr Korzek und werde besonders von der Tante Szuman mit größter Ehrerbietung behandelt. Er solle auch auf das Szumansche Gut eingeladen sein. Sie werde auch dorthin gehen, Mama habe sie für die Ferien nicht eingeladen, was sie sehr geschmerzt habe, aber sie wolle fleißig sein und alles vergessen. ‚Lieber Julian,' schrieb sie, ‚Du hast Schwierigkeiten bei Deinem Werke zu überwinden? Die Geldmittel fließen spärlich, schreibst Du, und Du brauchst soviel. Sieh, ich habe noch einige hundert Mark, ich brauche sie nicht, ich wollte eine Reise machen, aber ich gehe ja mit den Szumans. Nimm das Geld, ich schicke es Dir. Und laß Dir sagen, daß Deine Liebe zu Deinen Kindern, von denen Du schreibst, mich zu Tränen rührt. Wie beneide ich Dich, mein Julian, Du goldene Seele! Ich war oft recht häßlich zu Dir, sag es nur. Ich war so dumm, ein wenig klüger bin ich jetzt schon, oft schäme ich mich, wenn ich an die Valerie denke, die ich noch vor kurzem war.'

Julian war von dem Briefe tief beglückt. Erstand ihm da eine Hilfe, wo er sie nicht erwartet hatte? Er dachte nicht an das Geld, sondern an die geistige Teilnahme, die hier offenkundig wurde, an das innige Herüberneigen. O, er konnte es gebrauchen! Die Schar seiner Schützlinge wuchs, und mit ihr wuchsen die Sorgen und nicht zuletzt die Anfeindungen. Der alte jüdische Betsaal, in dem er seine ‚Kinder' täglich versammelt hatte, war ihm plötzlich entzogen worden. In der Stadt lief ein Gerücht, daß er die Buben

systematisch zu Sozialisten erziehe, infolgedessen versiegten die Geldmittel, die ihm aus den Kreisen seiner Standesgenossen doch zuweilen zugeflossen waren. Die Polizei mischte sich ein, sie besann sich jetzt auf ihre Pflicht, die Kinder in die Schule zu treiben; die meisten ließen sich nicht halten und liefen wieder zu Julian; er hatte Vorladungen zu folgen, man machte ihn für die Renitenz seiner Schützlinge verantwortlich. Er suchte um die Erlaubnis nach, daß seine Fürsorge als Schulunterricht gelte. Man verweigerte sie ihm, indem man seinen ‚Lehrplan' bemängelte. Die ihm als einem Welonski sonst so wohlgewogenen großen Herren zogen sich mit Entschuldigungen aus der Affäre. Einige stellten ihre Fürsprache in Aussicht, aber er spürte ihre Wirkungen nicht. Was sollte da werden?

Er nahm Valeriens Brief wieder auf. Jetzt tröstest du mich, dachte er; wie lange, und ich muß dich trösten, es kann in dieser Welt der Niedrigkeiten gar nicht ausbleiben.

Der Schlag der Uhr erinnerte ihn daran, daß seine Eltern ihn zu sprechen gewünscht hatten. Er erhob sich und nahm den Hut. Ein Lärm auf der Straße zog ihn an das Fenster: zwei Polizisten schleiften einen halbwüchsigen Knaben mit sich, dem eine Gruppe von Landleuten schimpfend folgte. Der Knabe sah mit Blicken um sich, in denen Trotz und Ängstlichkeit sich wunderlich mischten. Ohne sich zu besinnen, eilte Julian auf die Straße und holte den Trupp kurz vor dem Ringplatz ein. Er fragte, was der Junge begangen habe. Ein Polizist berichtete ihm kurz, daß er gestohlen habe. Auf dem Bahnhof, am Fahrkartenschalter, wo einige Auswanderer ihre Billette lösten, sei er erwischt worden, als er ein Fünfkronenstück einer Frau geradezu aus der Hand genommen habe. Julian sah den zerlumpten Knaben schmerzlich an; er kannte diese Art Knaben, um die der Staat sich erst dann kümmerte, wenn sie zu Verbrechern geworden waren. Er wußte — nun kam das Gefängnis, in dem die verderblichen Keime erst recht zur Reife gediehen. Wie konnte er diesen Knaben retten, ihn und seine Brüder? Wenn man ihn freiließ und ihm übergab? Aber wie sollte das möglich sein? So stand er traurig und sah, wie der Trupp sich entfernte; das Herz krampfte sich ihm zusammen.

Als er zu seinen Eltern eintrat, stand seine Mutter am Fenster.

‚Was gab es, Julian?' fragte sie; er wußte, daß sie ihn beobachtet hatte. Er berichtete. Die Mutter schwieg, sein Vater ließ ein Räuspern hören.

‚Ihr wünschtet mich zu sprechen?' fragte Julian.

Seine Mutter konnte sich nicht mehr beherrschen und rief: ‚War das vielleicht einer deiner Schützlinge?!'

Julian sah sie ein wenig erstaunt an, aber rasch brach die Güte wieder aus seinen Augen.

‚O Mama,' sagte er, ‚welch ein Priester wäre ich, wenn ich jenen Buben nicht wenigstens von heute ab als meinen Schützling ansähe?!'

‚Nun,' meinte Lisa Welonska, ‚ich kann dir ja natürlich nicht vorschreiben, wie du dir dein Leben einrichtest, nur bitte ich dich, deine Schützlinge nicht mehr in unser Haus zu führen.'

‚In der Tat, Julian —,' warf Agenor zögernd ein.

‚Ja, es ist nicht das erste Mal, daß ich Diebereien im Hause auf die Spur gekommen bin. Die Dienstboten ziehen die Achsel und meinen, und ich muß sagen, sie haben ein Recht, es zu meinen — daß jetzt allerlei Gesindel im Hause aus- und eingehe!'

‚Sei versichert, Mama,' sagte Julian und stand auf, ‚daß ich genau nachforschen werde — wenngleich ich dafür einstehen möchte, daß meine Kinder nicht stehlen.'

‚Du willst nachforschen? Armer Julian! Aber glaubst du im Ernst, daß sie dir die Wahrheit sagen? Was man ihnen alles zutrauen kann, hast du soeben an dem Burschen gesehen, den man abführte.'

‚Ich kenne ihn nicht; ich spreche nur von denen, die ich kenne.'

‚Torheit, Torheit, Julian; tragen sie nichts fort, so tragen sie etwas herein. Und ich will nicht, ich will durchaus nicht, daß unser Haus mit Ungeziefer und Schmutz erfüllt wird.'

‚O,' sagte Julian, und ein Lächeln spielte um seinen Mund, ‚ich hoffe bald ein Bad zur Verfügung zu haben, wollt ihr nicht die Ersten sein, die eine kleine Summe dafür zeichnen?'

Agenor sah seine Frau an, er stöhnte vor Unbehagen. Lisa sagte:

‚Ich finde, Julian, du spielst mit uns. Du hörst aus allem, was wir sagen, daß die Art der von dir beliebten Tätigkeit uns sehr unsympathisch, aber auch sehr unsympathisch ist, wir verlangen, daß du die merkwürdigen Besuche in unserem Hause nicht mehr empfängst und —'

‚Ah, es ist also euer Ernst,' fiel Julian ihr in die Rede, ‚daß ich euer Haus verlasse?'

Agenor beeilte sich zu antworten:

‚Das meint Mama wohl nicht, Julian, und ich — nun ich meine es keineswegs —.'

‚Mit anderen Worten,‘ — rief Lisa, ‚du drohst uns, Julian, das Haus zu verlassen, wenn wir diese Besuche nicht weiter dulden?‘

‚Was bleibt mir zu tun, Mama? Ihr laßt mir ja keinen Ausweg. Ich habe mich mit Haut und Haar meinen Kindern verschrieben, es gibt keine Zeit des Tages und der Nacht, wo ich ihnen nicht zur Verfügung stände. Ihr könnt euch nicht denken, welche Fülle von Dingen es gibt, die man mit mir zu besprechen wünscht, Dinge, deren Erledigung keinen Aufschub duldet. Auch die Eltern finden sogar schon den Weg zu mir. Wenn ich also denen, die auf mich vertrauen, nicht untreu werden will, kann ich ihnen meine Tür nicht verschließen.‘

‚Und wir? Und unsere Kreise, die schon längst —‘

‚Entschuldige Mama, aber ich bestehe ja keinesfalls darauf, euch und eure Bekannten in allzu nahe Berührung mit meinen armen Schützlingen zu bringen. Es ist ein Versäumnis von mir, wenn ich das nicht selbst einsah, vergebt mir, ich werde die Folgerungen ziehen.‘

Er hatte sehr ruhig und warm gesprochen. Aber gerade dieser Ton reizte Lisa.

‚Mein Gott, Julian,‘ rief sie und klopfte mit der Faust ungeduldig auf den Tisch, ‚du mußt zugeben, daß wir eine große Anzahl von Geistlichen kennen, hohe Geistliche, sehr unterrichtete, sehr aufgeklärte Priester, aber es fällt ihnen nicht ein, so zu handeln, wie du es tust. Also kann es wohl nicht nötig sein, und du tust mehr, als du zu tun brauchst. Es gibt doch andere Gebiete, auf denen du dich betätigen kannst —.‘

Julian wartete noch eine Weile, ob seine Mutter noch weiter sprechen würde. Sie sah mit gequältem und zornigem Gesicht aus dem Fenster.

‚Mama, jene Geistlichen, von denen du sprichst, sehen ihre Aufgabe in einer anderen Tätigkeit, im Weinberge ist viele Art von Arbeit vonnöten — nun, ich habe mir die meine nicht ausgesucht, Gott hat sie mir zugewiesen, er wird auch wissen, ob sie nötig ist.‘

‚Genug, genug, sprechen wir nicht weiter, es führt zu nichts. Nur eins will ich dich noch fragen, Julian.‘ Sie trat dicht vor ihn und sah ihm hart in die Augen.

‚Du sorgst für die Gassenbuben, du fegst den Schmutz aus den Winkeln zusammen, du opferst dich auf für Fremde. Und dein Bruder Mieschko? Weißt du vielleicht, auf welchen Wegen dein leiblicher Bruder Mieschko geht?‘

Es war Julian, als erhielte er einen Schlag ins Gesicht. Er erbleichte und trat einen Schritt zurück.

‚Mein Bruder Mieschko?' sagte er langsam, ‚was ist mit ihm?'

Lisa schlug eine höhnische Lache auf.

‚Sag's du ihm, Agenor,' rief sie, ‚ich habe Galle im Munde!'

‚Ja, in der Tat,' stammelte Welonski, ‚du solltest ein wenig dich nach Mieschko umschauen. Er führt ein seltsames Leben, Julian, ein unterirdisches Leben, Julian, gewissermaßen. — Sollen wir hinausgehen, Lisa?' fragte er.

‚O nein, ich möchte Julians Gesicht sehen.'

‚Nun,' fuhr Agenor fort, ‚er hat Anarchisten um sich, internationales Gesindel, er hält Reden, die einem blutige Tränen auspressen können, er drängt sich in die Kasernen, hat mit Soldaten Zusammenkünfte, man beobachtet ihn — die Polizei beobachtet ihn. O himmlische Mutter — man hat mir alles gesagt, und ich bin vor Scham fast gestorben.'

Julians Gesicht hatte sich versteint, vor seinen Ohren brauste es; er mußte die Hand über die Augen legen.

‚Weiß man Mieschkos Adresse?' fragte er mühsam.

Agenor reichte ihm einen Papierstreifen. Julian erhob sich schwankend und ging zur Tür.

‚Ich werde zu ihm gehen,' sagte er.

‚Julian!'

Lisa rief ihn an und gab ihm die Hand.

‚Geh mit Gott, Julian,' sagte sie leise.

‚Habt Dank, daß ihr mich zurechtgewiesen habt,' murmelte er, indem er ihre Hand küßte. ‚Ja, ich habe auch gesagt, wie jener Mensch in der Heiligen Schrift: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?"'

Er ging langsam die Treppe hinab. Ist es möglich, dachte er, habe ich mich so vergessen? Bin ich blind an meinen nächsten Pflichten vorübergegangen? Laufe einer Idee nach und stolpere über mich selbst? Valeriens Brief fiel ihm ein, ihre Lobpreisung polnischer Art. Da hast du unsere Art, lachte er bitter. Und war es denn möglich, jetzt noch Mieschko aufzuhalten, der sich sicher schon längst rettungslos der Idee, seiner Idee, verschrieben hatte?

Mutlos und bedrückt ging Julian durch die Straßen, in denen der glühende Staub wogte; sein Kopf schmerzte, und je näher er Mieschkos Wohnung kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Aus irgend einem Gewölbe rief ihn eine junge, frische Stimme mit

einem Gruße an. Es war einer seiner Schützlinge, den er bei einem Drechsler als Lehrling untergebracht hatte. Dieser muntere Gruß erfrischte ihn. Er sah den Jungen vor sich, wie er vor einigen Monaten gewesen war: in viel zu großen erbettelten Kleidern, die zerrissen um die schmutzigen Glieder hingen, mit einem verwüsteten Gesicht und den Augen eines verwilderten Hundes. Jetzt war sein ganzes Wesen ein frisches Lied. Ja, ja, dachte Julian, ich will dir noch viele so muntere Genossen schaffen, er sah den Acker wieder vor sich, auf dem seine Frucht reifen sollte, und als er das Haus erreicht hatte, das ihm bezeichnet war, stieg er entschlossen in seine Verwahrlosung, in seinen Lärm hinein. Scharen von halbbekleideten Kindern balgten sich in dem ungepflasterten, mit Haufen Unrats bedeckten Hof, an den kahlen vier Fronten war der Kalk abgefallen, überall waren zerbrochene Fensterscheiben und schmutzige Weiber, die durcheinander schrien. Auf einer der abgetretenen Stufen, die Julian erstieg, lag ein Betrunkener, durch die offenstehenden Türen sah man zerwühlte Betten, es roch nach verbranntem Fett. Auf Lumpen lagen schlafende Säuglinge, Wolken von Fliegen wogten um sie her.

O, dieses alles gehörte auch zu Polen! Da sammelte man einen Nationalschatz, da propagierten Dutzende von Ligen, über die Welt verbreitet, für die Unabhängigkeit Polens, da wurden Bücher geschrieben, um die Berechtigung der Polen zu erweisen, sich selbst zu regieren — und wie sah es im eigenen Hause aus? Drei Vierteile dieser Stadt waren eine Hölle, und niemand regte einen Finger, um den Leidenden auch nur einen Tropfen Wassers zu reichen. Nein, nein, die Abhängigkeit von fremden Völkern war nicht das Schwere. Das Drückende, das Tötende war die Abhängigkeit vom Laster, vom Schmutz, von der Verwahrlosung. Ja, so war es immer: einer Idee nachlaufen und an sich selbst zugrunde gehen!

Julian schellte an Mieschkos Tür. Es wurde nicht sofort geöffnet, der Schall von Schritten wurde unterdrückt. Es schien, als flüstere man. Endlich öffnete sich ein Spalt. Herr Welonski? Nein, der sei nicht zu sprechen. Sein Bruder? Er möge sein Anliegen sagen. Um einen einfachen Besuch handele es sich? Ein Bursche, der wie ein russischer Lastträger aussah, ließ schließlich Julian ein und riegelte hinter ihm wieder ab. Welonski lasse sich nicht gern stören, er könne nichts versprechen, aber er wollte nachfragen, ob Welonski zu sprechen sei.

Die Szene belustigte Julian, er sagte:

‚Also fragen Sie nach, ob es erlaubt ist, daß ein Bruder dem anderen guten Tag sagt.‘

Der Bursche setzte ein dummpfiffiges Gesicht auf und meinte:

‚Wissen Sie, wenn ich meinen Dienst nicht gut versehe, macht meine Rückseite mit Herrn Welonskis Stiefelabsätzen Bekanntschaft.‘

Er entfernte sich, mit dem dicken Kopf nickend. Kaum war er hinaus, so stürzte ein langaufgeschossener Mensch mit rötlichem Vollbart herein und schrie:

‚Dmitry! Wo steckt der Hundesohn?!‘

Der Mund blieb ihm offen stehen, als er den Priesterrock sah. Er murmelte: ‚Pardon,‘ und schoß davon. Julian hörte ihn rufen:

‚Mieschko, da ist ein Pfaffe, will er zu dir?‘

Inzwischen kam Dmitry zurück und winkte Julian.

‚Wenn Sie Dmitry sind,‘ sagte Julian, ‚so wurden Sie soeben gerufen.‘

‚O,‘ machte der Bursche, ‚Sie können sich nicht vorstellen, wie oft ich hier gerufen werde! Vom Morgen bis zum Abend geht es in einem fort: Dmitry, Dmitry. Wenn so viel verschiedene Dmitrys da wären, wie sie rufen, so würden sie auch noch nicht ausreichen.‘

Am Ende eines langen Ganges trat Julian in Mieschkos Zimmer; Mieschko stand in Hemdärmeln, das Zimmer war grau von Tabakrauch. Der Rotbärtige saß erwartungsvoll auf einem zerrissenen Sofa.

‚Aber so geh doch endlich!‘ schrie ihn Mieschko an.

‚Guten Tag, Mieschko,‘ sagte Julian und gab ihm die Hand.

Der Bruder sah ihn unruhig an; etwas Flackeriges war in seinem Wesen.

‚Entschuldige,‘ sagte er, ‚es ist ein wenig unordentlich hier. Aber das sind Nebendinge.‘

Drei, vier ungehobelte Brettertafeln lagen auf Holzböcken, Stöße von Drucksachen türmten sich auf ihnen. Es roch durchdringend nach verdorbenem Kleister. An der Wand hing eine Karte von Galizien, auf der rote und blaue Buchstaben eingezeichnet waren. Überall lagen Zigarettenstummel; ein Feldbett stand in der Ecke. Die von keinem Vorhang verhüllten Fensterscheiben waren blind und mit Fliegenschmutz bedeckt.

‚Du siehst dich um?‘ lachte Mieschko, ‚ja du bist bei keinem Müßiggänger, hier ist eine Stätte der Arbeit! — Übrigens, woher weißt du meine Adresse? Und was willst du eigentlich?‘

Es lag so etwas Sprungbereites in Mieschkos Wesen, daß

Hans Memling / Die Geburt Christi



Phot. F. Bruckmann A. G., München

Julian beruhigend, harmlos von Valerie zu erzählen begann, von den Eltern — so, als wäre alles in schönster Ordnung. Mieschko hörte zerstreut zu, die trotzige Falte auf der Stirn glättete sich, seine unruhigen Finger streckten sich.

‚Die Eltern gehen in der nächsten Woche aufs Land,‘ fuhr Julian fort, ‚vielleicht würde ich auch mitgehen, wenn du Neigung hättest, uns zu begleiten.‘

Mieschko sah ihn mißtrauisch an.

‚Ich? Keine Zeit dafür.‘

‚Was treibst du denn so Wichtiges?‘

‚Willst du mich verhöhnen?‘ fragte der Bruder, ‚Wichtiges! Nein, ich habe nichts Wichtigeres zu tun, als auf dem Lande zu faulenzen und die Bauern anzuspucken!‘

‚Mein lieber Mieschko — wenn ich dich verlocken wollte —: Erneuern wir die Tage unserer Jugend, wie es im Liede heißt, so glaube ich nicht, daß wir uns jemals damit vergnügt haben, die Bauern anzuspucken, wie du sagst. Ich erinnere mich sogar, daß wir nicht selten an ihren Herdfeuern vergnügt waren.‘

‚Ja, ja,‘ machte Mieschko etwas besänftigt, ‚aber so verstehe doch, daß ich darauf brenne, meinem Ziele näher zu kommen, hier, in den Beinen habe ich ein Zucken, wie es junge Pferde haben müssen, die für den Wettlauf gesattelt sind. Und überdies — in eure Welt kann ich nie zurück.‘

‚Mein Gott, Brüderchen, was machen wir da mit unserer Welt!‘

‚Ihr müßt euch schon bequemen, sie zu verlassen, sonst kann es geschehen, daß wir sie euch zertrümmern.‘

‚O, mein wohlwollender Bruder,‘ fuhr er triumphierend fort, ‚keine Ahnung kann dir sagen, was wir schon alles erreicht haben — was ich erreicht habe. Ja, du dachtest wohl, der Mieschko habe so Faseleien im Kopf, unfruchtbare und ungefährliche Faseleien, nein, nein, er hat gewirkt, euer Mieschko, gerungen, geschaffen, die Grundmauern, die festen Grundmauern ragen empor! Da bist du stumm. Jawohl, das Antlitz der Erde wird erneuert, und die Söhne der heiligen Mutter Polen sind seine Erneuerer! Indessen ihr in dickem Wohlbehagen eure Tage dahinlebet, haben wir —. Was gibt's?!‘

Er fuhr herum, eine junge, ungekämmte Jüdin, die mit einer Hand die Nachtjacke über der Brust zusammenhielt, hatte den Kopf durch die Tür gesteckt.

‚Mieschko,‘ sagte sie leise und stockte dann.

‚Bei allen Teufeln, was willst du denn!‘ schrie er sie an. Sie verschwand, Mieschko stürzte ihr nach. Julian vernahm gedämpft leidenschaftliche Worte. Eine andere weibliche Stimme mischte sich ein. Als Mieschko wieder eintrat, lächelte er verlegen; Julian erhob sich und fragte eindringlich:

‚Wer war das?‘

‚Anastasia, mein Guter. Ja, ja,‘ schrie er ausbrechend, ‚was reißt du die Augen auf, du hast ja gesehen, was mit ihr ist. Ich werde im Herbst ein Kind haben, was ist da weiter. Verschone mich mit deinen Predigten,‘ fuhr er fort, als Julian entsetzt den Mund zum Sprechen öffnete, ‚ich habe nicht die Absicht, dich nachträglich um Erlaubnis zu fragen. Übrigens ein dummer Zufall, an dem das Weib Schuld hat,‘ setzte er hinzu, indem er ärgerlich die Achseln zuckte.

‚Ihr seid nicht verheiratet?‘ fragte Julian leise.

‚Wir sind nicht so geschmacklos gewesen.‘

‚Gehört das alles auch zu der Erneuerung der Erde?‘ fragte Julian sehr ernst.

‚Du kannst dir denken, daß auch das dazu gehört. Übrigens propagieren wir eine andere Art von Geschlechtsgemeinschaft. Es hat keinen Zweck, darüber zu sprechen, nur eins: Die Kinder gehören der Mutter und ihrer Familie. Die mütterliche Familie gewährt dem Kinde allen Schutz, das Kind darf den Vater nicht mehr an der Verfolgung seiner Lebensziele hindern. Wo die mütterliche Familie wirtschaftlich nicht zu dem Schutze in der Lage sein sollte, wird der neue Staat einspringen.‘

‚Der neue Staat, den ihr schaffen wollt?‘

‚Jawohl, den wir schaffen werden. Du brauchst nicht so ironisch zu lächeln, ich bin sicher, du würdest erstaunen, tötlich erstaunen, wenn ich dir sagen dürfte, wie weit wir schon sind, wie weit wir in einigen Jahren sein werden. Sieh dorthin —,‘ er wies auf die Landkarte an der Wand, ‚ganz Galizien ist mit einem Netz von Agitationslinien überspannt, in diesem Augenblick sprechen Hunderte von Männern und Frauen zu den Unwissenden von der Republik Polen, die kommen wird. Die Geknechteten fallen uns schneller in die Arme als reife Birnen, wenn man den Baum schüttelt. Ich könnte dir Ziffern nennen, die dich entsetzen würden. Wir haben einen Teil der Sokolvereine für uns, in die Kasernen reicht unsere Agitation, wir werden ein Heer haben, wenn es zum entscheidenden Schlag kommt. Von den zwanzig Millionen Polen, die auf der

Erde leben, sind zwei Dritteile Proletarier, dazu rechne Rußlands geknechtete Jugend — und du kannst wissen, welche Sturmkolonnen wir hinter uns haben, wenn nur jeder zwanzigste Mensch die Waffe schultert! Wir sind für die nächsten Landtagswahlen gerüstet, mag Österreich den Landtag auflösen lassen, er wird in der gleichen Weise wiedergewählt werden.'

Er brannte sich befriedigt eine Zigarette an und reckte sich auf.

‚Ah — es ist eine Lust zu leben. Gestehe, mein wohlgewogener Herr Bruder, daß du dir Mieschko nicht so gedacht hast?'

‚Nun, in der Tat, das habe ich nicht gedacht,' murmelte Julian.

‚Siehst du, da verstummst du und deine Weisheit verläßt dich.'

‚Ich bin nicht stumm, Mieschko, nur traurig, denn ich sehe das traurige Ende, ohne die Macht zu haben, dich zurückzuhalten.'

‚Das Ende? Welches Ende? Und wieso traurig? Falle ich auf dem Schlachtfeld — nun, dann sterbe ich für den schönsten Gedanken, den die Menschheit je gehabt hat.'

Julian nahm den Hut. Mieschko glühte wie ein Sieger.

‚Eine bittende Frage noch, mein Bruder,' sagte Julian, ‚können wir nicht in Fühlung bleiben, ich meine so, daß wir uns zuweilen sehen — hier — oder an einem dritten Ort, vielleicht auch in meiner Wohnung.'

‚In deiner Wohnung? Wohnst du nicht mehr — bei den Eltern?'

‚Seit heute nicht mehr.'

‚Ah,' rief Mieschko.

‚Nur wegen der Bequemlichkeit der Eltern,' sagte Julian rasch.

‚O du guter, rücksichtsvoller Sohn. Aber in der Tat, wir wollen uns zuweilen sehen, wenn — ich gerade in Krakau bin.'

‚Danke dir, Mieschko, und lebe wohl indessen. — Noch eins —' er kehrte wieder um. ‚Mir ist — durch einen Zufall — zu Ohren gekommen, daß du nicht so unbeobachtet bist, als du glaubst. Die Polizei —'

‚Dacht' ich's doch!'

‚Vielleicht bist du ein wenig vorsichtiger —?'

‚O, die Krakauer Polizei tut mir nichts; man muß erst von Wien her eingreifen, und das geschieht vorläufig noch nicht. Später — wenn es geschehen könnte — werde ich mich besser zu verbergen wissen! Aber habe Dank für deine Warnung.'

Julian verließ das Haus. Mieschko war nicht glücklich, das stand fest, trotz der leidenschaftlichen Überheblichkeit, die er zur Schau trug. Die jagende Unruhe seines ganzen Wesens verriet ihn. Julian

empfand es als schmerzliche Beschämung, daß er viel zu lange gezögert hatte, seinem Bruder sich zu nähern. Jetzt, das wußte er, war in Mieschko der Trotz an der Herrschaft, vielleicht deshalb um so unumschränkter, als eine leise Stimme neben ihm zur Umkehr mahnte. Er wollte den Bruder im Auge behalten. Ein Schmerz, der ihn traf, konnte ihn zur Besinnung bringen. Julians eigene Sorgen drängten sich langsam wieder vor; er wollte in die Swietego Jana gehen, über seinen Besuch berichten und dann — ja es mußte sein — das Elternhaus verlassen.

Als er in die Grodzka einbog, kam ihm Herr Maletzki über den Fahrdamm her entgegen. Er winkte schon von weitem. In seinem hellgrau karrierten Sommeranzug, mit weißer Kravatte, eine Nelke im Knopfloch, kam er mit behaglich wiegenden Schritten daher. Er strahlte vor Vergnügen.

‚Ein gesegneter Tag, mein Julian,‘ rief er. ‚Ich möchte dich umarmen, da ich dich schon so lange nicht sah. Übrigens hätte ich nichts dagegen, mit dir ein kleines Frühstück einzunehmen. Wie ist es?‘

Julian gab vor, nicht in der rechten Stimmung zu sein. Onkel Maletzki sah ihn aufmerksam an, nahm seinen Arm und sagte:

‚Nun wohl, plaudern wir ein wenig, komm.‘

Sie sprachen, indem sie an der Franziskanerkirche vorbei in die Anlagen einschwenkten, über Valerie. Maletzki zeigte sich hocherfreut, daß sie zufrieden sei, er müsse sie besuchen, murmelte er, zweifellos müsse er sie besuchen. ‚Und Mieschko?‘

Julian war einen Augenblick in Versuchung, alles zu sagen, aber die Scham verschloß ihm den Mund. Er begnügte sich mit einigen kurzen Worten, und Maletzki war viel zu beglückt über diese Promenade unter den Kastanien, als daß er weiter fragte.

‚Und deine Arbeit, Julian?‘ fragte er plötzlich und blieb stehen. Man müsse zufrieden sein, erwiderte Julian, Schwierigkeiten gäbe es immer, überdies sei er jung und mutig, und Gott werde ihn nicht verlassen. Aber seine bekümmerten Züge täuschten Onkel Maletzki nicht.

‚Also du hast Schwierigkeiten; aber welcher Art sind sie, liegen sie in der Sache selbst?‘

Julian berichtete. In den zehn, elf Monaten, da er seine Tätigkeit begonnen, habe er einhundertdreiundvierzig Buben sozusagen in Behandlung gehabt. Davon seien acht nach einiger Zeit wieder verschwunden, zwei davon waren aber kürzlich freiwillig wiedergekommen.

Sechs, deren Alter es zuließ, habe er bei Handwerkern in die Lehre gegeben; man war zufrieden mit ihnen. Der große Rest hänge zärtlich an seinem Vater Julian, — nur —. Und er erzählte von den Schwierigkeiten, die das Bestehen seines Unternehmens in Frage stellten. Zunächst brauche er ein Heim für seine Kinder, ein Heim auch für sich. Nichts wäre von Dauer, wenn die Jungen während der Nacht und während der meisten Tagesstunden sich selbst überlassen seien. Sie ganz zu sich zu nehmen, erlaubten ihm die Mittel nicht, zudem sei es notwendig, gewisse Konzessionen zu bekommen, die man ihm bis jetzt verweigert hätte. Er wisse nicht ein, noch aus, aber ein Weg müsse, ja müsse sich finden.

‚Ist es nicht, als müsse man gänzlich an den Menschen verzweifeln?', rief Maletzki, ‚sie sollten dir Palmen auf den Weg streuen, statt dessen werfen sie dir Disteln und Dornen vor die Füße. Am meisten schadet dir wohl die Absicht, die du einmal äußertest, dich künftig auch mit den Arbeitern zu befassen. Hast du diese Absicht noch?'

‚Aber gewiß, seit heute mehr wie je, aber natürlich beginne ich erst, wenn ich mich an der Jugend versucht habe.'

‚Nun jedenfalls,' sagte Maletzki und hieb entschlossen mit seinem Stöckchen durch die Luft, ‚werde ich für dich einige Wege gehen. Auf mich kannst du immer zählen. Aber jetzt mußt du doch erst wieder eine Herberge haben? Wenn du zu mir zögest?'

Julian drückte ihm die Hand. ‚Ich kann es nicht — aus zwei Gründen, einmal würde ich die Eltern damit kränken und dann will ich mich von meinen Kindern nicht mehr trennen.'

Sie hatten den Schloßberg erstiegen und traten auf den Wehrgang der Umfassungsmauern. Um den Fuß des Berges drängte sich die Weichsel zwischen wüsten Ufern hin, wahre Wälder von Unkraut zogen sich bis an die Mauern.

Maletzki köpfte mit seinem Stöckchen einige Brennesseln, die sogar in den Mauernischen wuchsen und sagte:

‚Wenn ich ein Botaniker wäre, würde ich eine Abhandlung über „die Flora des Wawelberges" schreiben und sie dem polnischen Volke widmen. Man redet immer von dem heiligen Berge, in dem die Gebeine der Könige und Helden ruhen — zum Teufel mit dieser Pietät in Worten! Und sieh dir die Höfe an! Die Mauern! Die Fenster! Ist es nicht zum Weinen?'

Julian erwiderte: ‚Kann man dafür uns verantwortlich machen? Eher Österreich. Wenn Soldaten im Schloß hausen?'

‚Soldaten aus Galizien, mein Lieber. Aber sie sollen ja jetzt heraus, du wirst sehen, was dann wird! Weißt du — als König Stanislaw die Bastille sah und meinte, sie wäre wohl nie zu ruinieren, antwortete ihm ein Kastellan mit den denkwürdigen Worten: O, man braucht nur einen polnischen Starosten als Verwalter zu bestellen. — Geh mir mit unseren Landsleuten!‘

Sie waren im Begriff, die Stufen des Wehrganges herunterzusteigen, als Julian eine Schar von Kindern bemerkte, die in der offenen Weichsel badete.

‚Können wir hinuntergehen, Onkel Maletzki? Dabei sind sicher einige von den Meinen. Ich möchte ihnen sagen, daß wir am Nachmittag in die Felder gehen wollen, um uns ein wenig zu unterhalten. Was brauchen wir ein Dach über dem Kopf? Der Himmel schirmt uns besser.‘

Ehe sie an die Badestelle gelangten, kamen sie an einigen wüsten Häusern vorbei, an Schuttplätzen und schließlich an einem verlassenen Zimmerplatz, der von einer Planke umgeben war; eine Holzbaracke, zum Teil zusammengebrochen, zog sich im Hintergrund des Hofes hin. Schilder klebten an der Planke: der Platz war zu vermieten. Julian blieb plötzlich stehen und packte Maletzkis Arm.

‚Onkel Maletzki,‘ rief er, ‚sieh doch!‘

‚Was? Was?‘

‚Aber wäre das nicht ein wunderschöner Platz für unser Kloster? Mit einem Tummelplatz, o sieh — zwei Pappeln dort in der Ecke und dann sind wir umgeben von den Quartieren der armen Leute — o unser Gesang sollte sie herbeilocken!‘

‚Aber Julian, du denkst doch nicht im Ernst daran — hier, in dieser verrufenen Gegend —!‘

Julian rief: ‚Einen Augenblick,‘ und verschwand. Nach einigen Minuten kam er mit dem Vermieter zurück, der Onkel Maletzki hilfesuchend anblickte, denn was für eine Narrheit war es von diesem Priester, einen verlassenen Zimmerplatz zu mieten?

Julian stand bereits mitten auf dem Hofe und sah sich triumphierend um, dann eilte er zu dem Bretterschuppen. Er erwies sich mit seinen doppelten Wänden als besser gebaut, wie er angenommen hatte. Freilich — ein Teil des Daches hing herunter, in den Fenstern war nicht eine Scheibe heil und ein Teil der Rückwand war eingedrückt.

‚Hier könnte eine Querwand gezogen werden,‘ rief er, als Maletzki herantrat, ‚den Raum teilte man wieder in eine größere und

eine kleinere Hälfte. Denk doch, Onkel Maletzki,' sagte er leise, ,man hätte eine Kapelle und auch für mich ein Zimmer!'

Jan schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

,Julian, Julian! Du bist ein lieber Junge, aber höre — hier zu hausen, nein, das ist —'

Julian fiel ihm in die Rede. ,Schweige, schweige, ich bitte dich, ich bin entschlossen. Hören Sie, wendete er sich an den Vermieter, ,welchen Pachtpreis verlangen Sie?'

Der nannte achselzuckend eine winzige Summe; Julian sagte: gut, er wolle in einer Viertelstunde bei ihm sein und den Vertrag abschließen.

,Onkel Maletzki du sollst sehen: es wird herrlich,' — er zog Jan von einer Ecke zur anderen, ,später wird die Rückwand ausgebessert, man richtet sich häuslich ein mit seinen Kindern. O, ich will von Tür zu Tür betteln, denn es werden Bretter gebraucht; auch müßte man einen Arbeiter haben — das alles kostet Geld. Nicht alles können meine Buben, trotzdem wir uns tüchtig in Schweiß arbeiten werden.'

,Du bist wirklich entschlossen?', fragte Maletzki. ,Ja? Nun gut, du bist ein Starrkopf. Ich habe da einige Fichten schlagen lassen; ich werde dem Sägemüller sagen, daß er dir anfährt, soviel du brauchst. Himmelschreiender Unsinn! Schließlich kann ich dir auch meinen alten Kasprowicz schicken, damit er dir wenigstens die Wand aufrichtet, und laß Scheiben einsetzen, man muß dich behüten wie ein Wickelkind; der Glaser soll mir die Rechnung schicken. Wollte Gott,' knurrte er, ,ich wüßte schon, womit ich sie bezahlte. Sei froh, daß ich nicht dein Vater bin, ich würde dich beim Ohr nehmen.'

Julian warf sich ihm mit einem leisen Entzückensschrei um den Hals.

,Ah geh fort,' murrte Jan, ,ich wollte, ein himmlischer Nebel hätte mich deinen Blicken entzogen, vorhin, als du mich erwischtest.'

,Schilt nicht mehr, Onkel Maletzki,' sagte Julian lächelnd, ,sonst weise ich deine Gaben zurück.'

,Gut, gut, also beleidige mich noch obendrein. Aber höre, sollen deine Zöglinge auf der bloßen Erde schlafen?'

,Auf Stroh, Onkel Maletzki! Die Bettkästen werden wir selber zimmern. Du sollst sehen, es geht.'

,So, so, und du hast einen Vorrat Stroh? Was lachst du mich an? Wie? Ah so, ja, plündere mich arme Waise nur gänz-

lich aus; zudem gehen die Pferde acht Stunden bis Krakau. Aber ich bitte mir aus, daß ich wenigstens eine Freistelle bei dir bekomme, wenn man mich von Haus und Hof jagt.'

Als sie gingen, sagte Maletzki:

‚Übrigens könnte doch unsere Eminenz sich für die Duldung der Behörden verwenden.'

‚Der Kardinal ist in Rom.'

‚Ja, richtig, Lelewel schrieb mir, daß er ihn gesehen hätte. Aber ich denke, in der nächsten Woche wird er von Rom wieder zurück sein. Ich werde mit ihm sprechen. Er hat mich gern.'

‚Wer sollte dich nicht gern haben,' rief Julian aus ganzem Herzen. ‚Wie geht es Lelewel; was treibt er in Rom, jetzt im Sommer?'

‚Du fragst nach Dingen, die ich nicht wissen kann, übrigens gehe ich ihm aus dem Wege; er hat stets einen ganzen Schwarm überirdisch blickender Jünglinge um sich, da halte ich mich fern. Er geht damit um, auch die Künste zu reformieren; einigen jungen Leuten hat er schon die Köpfe verdreht. Alles soll nur der Seelenläuterung dienen, alles nur Mittel zum mystischen Aufschwung sein. Wir werden noch Wunderdinge erleben, sage ich dir. Sie sprechen nur in Gleichnissen und mit einer so schwebenden Stimme, daß man Weiber zu hören glaubt. Nun — ich will nichts mehr sagen,' setzte er hinzu, als Julian ihn unterbrechen wollte, ‚aber wir werden Wunderdinge erleben.'

Am Nachmittage zog Julian mit seiner Schar, die das Aufsehen der Bürger erregte, vor die Tore. Eine Stunde von der Stadt entfernt, gewahrte Julian einen Hügel, der nur mit kurzem Grase und verkrüppelten Kiefern bestanden war. Sie zogen singend hinauf. Auf der Spitze ließ Julian sich nieder, die Kinder lagerten sich den Hang hinab. Zwei Buben, die seit Wochen heute zum erstenmal wieder gekommen waren, zog er zu sich und legte seine Arme um ihre zerzausten Köpfe. Rings wogten die Felder in goldenen Wellen, Landleute sangen, und der Himmel stand blau und heiter wie eine Verheißung über Julian und seiner Schar. Er schloß für einen Augenblick die Augen und begann dann zu den Heimatlosen von der Zuflucht zu sprechen, die sie von nun an, und so lange sie wollten, bei ihm haben würden. Seine Stimme bebte vor Glück und über die Herzen der Horchenden rieselten namenlose Schauer.

(Fortsetzung folgt.)

Erich Schmidt. Ein Rückblick und Ausblick
Von Josef Nadler

Richard Meyer soll es unvergessen bleiben, daß er vor wenig Wochen Wilhelm Scherers Andenken dankbar und tapfer erneuerte; in einer Stunde, da Erich Schmidts Tod viele und rasch nacheinander erlittene Verluste der letzten Jahre noch einmal in die Erinnerung grub. Es war nicht fein und offenbarte großen Mangel an Herzenstakt, daß nun die immer Geschäftigen, die es gar nichts anging, das Los über die Wissenschaft warfen, die Scherer geschaffen hatte, während berufene Schüler des großen Meisters in unzerstörbarer Jugendfrische sich bemühten, Scherers Werk einer neuen Zeit und neuen Zielen zuzubilden. So wurde es versucht, den Nachruf für Erich Schmidt zu einem Nachruf der ganzen Wissenschaft auszuspinnen, bei dieser Gelegenheit ein paar Steine auf das Grab Scherers zu werfen und die Lebensarbeit derer zu entwerten, die noch einer Zukunft gewärtig an Esse und Amboß stehen. Da bedeutete Richard Meyers Wort über ‚Wilhelm Scherer' eine gute und schöne Tat.

Den Jüngern freilich sind solch ernste Stunden der Verluste eine Mahnung, den Weg, auf dem sie mitten innestehen, nach rückwärts und vorwärts zu überblicken. Denn Verantwortung und Pflicht wächst ihnen tausendfach zu. Und so unvergleichlich Lust und Freude sind, mit Hoffnung und Arbeit, Gedenken und Taten am Aufbau einer neuen und jungen Wissenschaft mitzuwirken, so klar und nüchtern muß der Blick bleiben, weil der geringste Fehler in der Richtung sich mit der fortschreitenden Bewegung ins Ungeheure ausdehnt; so fest und unverrückbar müssen Ausgangspunkt und Ziel im Auge bleiben.

Am Anfang unserer Wissenschaft war das Wort und nicht das Werk. Deutsche Sprachgeschichte hieß das Ziel, das sich die erste Wissenschaft von deutscher Art und deutschem Wesen setzte. Aus sprachlichem Interesse wandten sich die Ersten unserm Schrifttum zu, und da sie Historiker waren, dem Anfang unseres Schrifttums, wo ihrer die größten Aufschlüsse über das Wesen der deutschen Sprache harrten. Nun bestand aber schon seit Jahrhunderten eine Sprachwissenschaft, die seit 1750 etwa mit Christian Gottlob Heyne und Friedrich August Wolf in Göttingen und Halle nach allen Seiten ausgebaut und methodisch unendlich bereichert worden war. Sollte eine neue Wissenschaft von der deutschen Sprache entstehen, so konnte es sich im Grunde nur um stoffliche Erweiterung einer allgemeinen Sprachgeschichte handeln, und es war zwecklos, unfruchtbar, ja eine unverantwortliche Vergeudung geistiger Arbeit, selbständig Methoden suchen zu wollen für eine deutsche Sprachwissenschaft, wenn die klassische Philologie in nächster Nähe schon unvergleichliche glückliche Ausgangspunkte bot. Es lag als Notwendigkeit nahe, die Methode der klassischen Altertumswissenschaft zwar nicht völlig auf das neue Gebiet zu übertragen, aber doch sinngemäß umzudeuten. Das war nun auch der Weg, und in Karl Lachmann fand sich der Mann, der ihn am entschiedensten

beschritt. Von den ältesten Spuren deutschen Schrifttums, die man zunächst nur des sprachlichen Wissenszieles wegen aufsuchte, ging man nun die Jahrhunderte herauf und bezog auch die neueren und neuesten Literaturwerke in diesen Wissenskreis ein. Es wurde eine zweite Methodenübertragung. Was man anfangs mit Sinn und Bedeutung deutsche Philologie genannt hatte, das nannte man auch fürderhin so, obwohl man nun angab, eigentlich Literaturgeschichte zu betreiben und auch wirklich zu betreiben schien. Man wollte gar nicht sehen und zugeben, daß man schon eine zweite, andere Wissenschaft begründet hatte; daß man sich Ziele setzte, die mit den Methoden der Sprachgeschichte gar nicht zu erreichen waren; daß man nicht einfach das Stoffgebiet der deutschen Sprachwissenschaft bis ins 19. Jahrhundert erweitert hatte, sondern daß das eine völlig neue Problemstellung bedeutete: nicht mehr das Schriftmal als Mittel für sprachliche Erkenntnis, sondern selber als Gegenstand. Man hatte nun zwei wesenhaft verschiedene Wissenschaften, die sich gegenseitig bedingten und voraussetzten, wie eben jedes Wissen von einem andern gefördert wird. Man wollte nicht daran denken, daß Literatur schlechthin schon seit zweihundert Jahren Gegenstand akademischer Vorlesungen und wissenschaftlicher Behandlung war; man dachte gar nicht daran, an diese ältesten Versuche anzuknüpfen, sie auf ihren Erkenntniswert zu prüfen, und wenn dieser bejaht werden mußte, sie auszubauen. Man trieb einfache deutsche Philologie und trieb Literaturgeschichte mit.

Da kam Wilhelm Scherer. Wenn dieser Mann und seine Wissenschaft im ganzen Umkreis unserer Bildungsgeschichte einen Vergleich zulassen, so kann man nur an Christian Gottlob Heyne denken. Wie jener das ganze Gebiet der klassischen Altertumswissenschaften zu einem einheitlichen Erkenntniszweck zusammenfaßte, wie er getrennte Wissenszweige helfend heranbog, wie er neue förderte und ausbaute, wie er durch seine Schüler fast an jeder Tat der folgenden Generationen beteiligt war, die sich auf das Geistesleben der klassischen Vorwelt bezog, so Wilhelm Scherer. Auch er mußte von der Sprachgeschichte ausgehen wie jeder Historiker des deutschen Schrifttums. Er betrieb die Wissenschaft der ganzen Zeit von den Karlingen bis zu Grillparzer, er betrieb Sprachgeschichte und Literaturgeschichte, als große Einheit, aber nicht mehr als Gleiches, nicht mehr mit demselben Mittel, mit der gleichen Methode. Und das war die große Tat, durch die er beide Wissenschaften schied, nicht damit sie nun auseinanderfielen, sondern damit sie um so fester zusammenstünden, damit sie in freier Entwicklung jede ihr eigentümliches Ziel erreichten und dadurch wechselweise förderten. Er feilte die Mittel der Sprachgeschichte für die Literaturgeschichte zurecht. Sein Fehler war all das nicht, was sich der dümmste Kärrner ihm vorzuwerfen getraute, sein Fehler war ein zweifacher: auch er prüfte die ältesten Ansätze zu einer gesonderten Literaturwissenschaft nicht auf ihren Erkenntniswert, und er zog die letzten Folgen nicht aus den methodischen Voraussetzungen, die er aufstellte. Beides war in seinem Wesen begründet: ihm fehlte der Trieb zu erkenntnistheoretischer Spekulation, ohne den eine so ungeheure Schöpfung wie die seine nicht völlig zu geben war.

Die Grundlagen seiner Wissenschaftslehre sind wunderbar einfach, sie knüpften an Herder und an Humboldt an, deren geschichtliche Gedanken sich mehr denn je als unfaßbar fruchtbringend herausstellen. Scherers Ideen lassen sich auf zwei Gedanken zurückführen; der eine enthält im Keime die Prinzipien des Erkennens, auf die Literaturgeschichte bezogen, der andere die Prinzipien der Darstellung, auf die Literaturgeschichte gedeutet. Der Grundsatz seiner Wissenschaftslehre lautet etwa: jede literarische Tatsache und jede Persönlichkeit löst sich in Elemente auf; diese Elemente sind vergleichbar und unveränderlich; sie bieten die einzige Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis. Der Grundsatz seiner Darstellung lautet etwa: nicht diese vergleichbaren und unveränderlichen Elemente sind Gegenstand der Darstellung, sondern die unvergleichbaren und veränderlichen Individualitäten der Einzelwerke und Persönlichkeiten. Es ist unmöglich, die ganze Tragweite dieser zwei Gedanken in ein paar Worten abzuschätzen und etwa zu zeigen, welche Folgerungen daraus zu ziehen waren und welche Scherer nicht daraus gezogen hat. Was daran scheinbar mit den Grundsätzen der Sprachwissenschaft übereinstimmt, ist nicht ausschließlich sprachwissenschaftlich, sondern ganz allgemein jeder wissenschaftlichen Erkenntnis eigen, ist eben das wissenschaftliche Erkenntnisprinzip schlechthin. In Wirklichkeit waren damit alle Schranken aus der sprachgeschichtlichen Methode gefallen, und es wäre reizvoll, nachzuweisen, daß mit gleicher Folgerichtigkeit auch alle ästhetischen Nebengedanken fallen müßten. Es war nun sinnwidrig, diese neue zweite Wissenschaft noch immer deutsche oder gar germanische Philologie zu nennen, es war sinnwidrig und irreführend, von Germanistik zu sprechen, noch sinnloser aber, gar von Altgermanistik und Neugermanistik zu reden, als ob es sich hier einfach um zeitliche Unterschiede handelte. Die deutsche Sprachgeschichte reicht von den ältesten Glossen bis zur letzten Seite des heutigen Morgenblattes und die deutsche Literaturgeschichte vom Hildebrandsliede bis zur neuesten Schlachtendichtung Karl Bleibtreus. Wenn Scherer nun sowohl den urgermanischen Lautänderungen nachspürte als auch etwa Geibels Eigenarten nachging, so bewies das nur, daß er zwei Wissenschaften mit derselben umfassenden Kenntnis, mit der gleichen Größe im Kleinsten und Tiefsten und mit der gleichen anregenden Vielseitigkeit beherrschte. Lehraufträge ändern nichts an erkenntnistheoretischen Forderungen.

Um diesen genialen Menschen, der geliebt und geschmäht wurde wie selten einer, wuchs und trieb es um die Wende der siebziger und achtziger Jahre von wunderbarstem Leben. Es drängte sich eine Jugend um ihn, die sich nach außen und die ersten Jahre nach innen völlig eins fühlte, eine Jugend, die mit fröhlicher Keckheit wagte und Würfe tat, die in staunenswerter Arbeit das weite Gebiet eroberte, das Wilhelm Scherer mit seinen herrischen Speerschüssen als Eigentum gezeichnet hatte. Sie waren wie eine prächtig ausgebildete kleine Armee, und im ersten Anlauf hatten sie die ersten und wichtigsten Hörsäle der deutschen Universitäten erobert. Dem, der Scherers Art und Gestalt nur mehr historisch zu fassen suchen kann, ist es der überzeugendste

Beweis von der hinreißenden Gewalt und Größe dieses Mannes, daß sein Geist wie ein Frühlingswetter in diese Schar junger Männer fuhr, die da auszogen, eine neue Wissenschaft aufzurichten.

Jeder von ihnen ging seinen Weg, aber wirksam blieb in ihnen immer das Zeichen des Meisters, in dem sie gesendet waren. Keine ihrer Taten läßt sich wegdenken, als ob trotzdem geworden wäre, was wurde. Den einen, den jüngsten von ihnen, lockte es, Scherer nicht bloß in die Tiefe, sondern auch in die Weite zu folgen. Er gab als schönsten Nachruf an den Meister Scherers Lieblingsbuch ‚Die Poetik' heraus. Er machte sich in den ältesten und jüngsten Zeiten heimisch, nie im Grunde der Sprache wegen, sondern immer um des Umfassenden, Größern willen, das hinter Schriftgebilden und Wortzeichen steht. Mit dem feinsten Blick für Einzelheiten der Sprache, des Stiles, des Verses, des Stoffes verband sich ihm Kühnheit des Entwurfs und Sicherheit in der Ausführung. Wie Scherer wagte er es zum ersten Male, die Literaturmassen dieses großen Jahrhunderts, des neunzehnten, zu bändigen, und wie jener meißelte er neben so umfassenden Gesamtdarstellungen unverlierbare Charakterlinien eines Goethekopfes. Im andern wieder lebte Scherers Andenken am reinsten und liebenswürdigsten fort, und es sind Stunden reinsten Genusses, ihn von Scherer erzählen zu hören, von Straßburg, von Berlin, von Scherers Plänen, Schmerzen und Freuden, von Scherers Art zu sprechen, zu arbeiten, zu lesen, zu schreiben. Ihn verband mit dem Meister die gemeinsame, engere Heimat, an der er gut zu machen wußte, was Scherer an ihr fehlte. Er, dieser andere, hatte vor allem das, was dem Schülerkreise nicht in gleichem Maße eignete. Er hatte die unermüdliche Geduld, bei der Sache zu bleiben. In den jungen Jahren stellt er Plan um Plan in die Wirklichkeit, schafft der Forschung die unentbehrlichen Unterlagen in langen Reihen von Neudrucken, rückt gegenüber den norddeutsch Gerichteten das süddeutsche Geistesleben als Stoff ins Arbeitsfeld, nicht als Gegensatz, sondern als Ergänzung und aus Gerechtigkeit. Mit unfaßbarer Arbeitskraft und einer Ausdauer, die kaum mehr österreichisch ist, schafft er die großen modernen Ausgaben, erprobt sich dafür die einzig richtigen Grundsätze, unbekümmert um Widerspruch und bewußtes Unverständnis. Er schenkt der Forschung die führende Zeitschrift und ist doch, von so tausendfacher Arbeit umdrängt, mit stiller, lärmferner Ausdauer darauf bedacht, Scherers großes Werk über die Schwelle einer fernen Zukunft zu führen, ihm neue Erkenntnisquellen zu erschließen, ungeahnte neue Fragen zu stellen, Schlüsse und Beweisgänge auf immer festere Grundlagen zu stellen, die ganze Wissenschaft, den ganzen akademischen Lehrbetrieb in breitem Strome zurück ins Volk münden zu lassen.

Neben diesen unübersehbaren Fähigkeiten des Wandelns und des Fortschrittes stand der dritte, von allen vielleicht der am frühesten Reife, dem eben darum wohl eine eigentliche Entwicklung versagt war. Der wußte vor allem sein Lesen fruchtbar zu machen und sich immer gegenwärtig zu halten, was er lesend gesammelt hatte. Vielleicht der schärfste Denker unter

allen, der weder erweiterte noch erneuerte, sondern die einmal gewonnenen Methoden aufs fruchtbarste vertiefte. Seine ganze Arbeit war im wesentlichen erkenntnistheoretisch gerichtet. Was an Zufälligem und an Fehlerquellen der ganzen Art zu schließen und begründen von Scherer her anhaftete, das suchte er auszuscheiden. Da verstechnische Gesichtspunkte für die Erkenntnis literarischer Zusammenhänge und Fortschritte von größter Wichtigkeit waren, suchte er vor allem die Theorie des Verses in einem einflußreichen Buche zu geben, freilich ohne die Tatsache völlig zur Geltung zu bringen, daß der Vers der Antike und der Deutschen wesenhaft verschieden sei und daß daher die Sachbezeichnungen der Antike nicht anwendbar seien für die begriffliche Erkenntnis des deutschen Verses. Neben die großen Werke der Schule über Goethe, Lessing, Grillparzer suchte er das Werk über Schiller zu stellen, grundgelehrt und mit unantastbarer Kenntnis aller Einzelheiten. Aber die große Gabe zu gestalten, stand ihm nicht in gleicher Weise zu Gebote; er war überwiegend begrifflich veranlagt und wäre berufen gewesen, die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Literaturgeschichte nach allen Seiten klar zu legen. Eben diese logische Begabung war wohl auch der Quell seiner fördernden Kritiken, seines schonungslosen Dranges nach Klarheit, der ihn wohl dann und wann zu unfruchtbarer Härte und Grausamkeit hinriß.

Neben diesen dreien nun, die Scherers Werk nach verschiedenen, aber nicht gegensätzlichen Richtungen ausbauten, stand der Vierte, der Liebling des Glückes und des Erfolges, Erich Schmidt. Der grundlegende Aufbau der Literaturgeschichte als Wissenschaft ist von Österreich ausgegangen. Hier war die Heimat Scherers, von hier zogen eine lange Reihe von Trägern und Förderern der deutschen Sprachwissenschaft und deutschen Literaturgeschichte aus, hier wurde Erich Schmidt ‚die nächst Berlin wichtigste Professur‘ — wie man das so liebenswürdig ausdrückt — zu erster umfassender Wirksamkeit übertragen, der erste große Erfolg des Sechsundzwanzigjährigen auf rasch durcheilter Laufbahn. Man kann diesem Manne, dem so viel Begeisterung zuflog, nur gerecht werden, wenn man ihn vor den Hintergrund Scherers und seines Schülerkreises, vor den Hintergrund der ganzen jungen Entwicklung unserer Wissenschaft stellt. Scherers Art und wissenschaftliche Wirksamkeit fand an Christian Gottlieb Heyne manchen Vergleichspunkt. Erich Schmidt wäre etwa Friedrich August Wolf, der Schüler Heynes. Der Kern des Vergleiches läge nicht in Wolfs erkenntniskritischer und pädagogischer Arbeit, sondern in der ganzen Stellung der Persönlichkeit Wolfs zur Wissenschaft, die er trieb. Schmidt und Wolf sind Landsleute. Wie Wolf zum Schrecken der ganzen Universität Göttingen darauf bestand, als Student der Philologie statt des bisher üblichen ‚Student der Philosophie‘ in die Matrikel eingetragen zu werden und es auch durchsetzte, so etwa vertrat Erich Schmidt mit seinen frühesten Arbeiten über Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge den Gedanken reinlicher Scheidung. Er behandelte beide Lyriker nicht sprachgeschichtlich, sondern literarhistorisch. Vor allem

eines bestimmt die gleiche Stellung Wolfs und Schmidts in der Entwicklung ihrer Wissenschaften. Beide suchten sie als Kunst zu treiben. Die andern Schüler hatten das glücklich aus Scherers Erbe ausgeschieden: August Sauer, trotzdem er auf engste Verbindung zwischen Wissenschaft und Leben hielt; Richard Meyer, trotzdem er wie selten einer gerade das Künstlerische am wissenschaftlichen Stoffe auszubeuten verstand; Jakob Minor trotz seiner Herzensbeziehungen zum Theater. Erich Schmidt achtete da nicht viel auf diese *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*. Für ihn hat freilich nie Gefahr bestanden, daß die Strenge und Klarheit der Wissenschaft darunter leiden könnte. Aber da auf diesen Punkt immer die Vorwürfe flogen, die Scherer galten, so war doch äußerste Vorsicht geboten, damit der Troß der Unreifen und Dilettanten nicht den warmen und begeisterten Ton, das Nachprüfen mit dem Auge des Künstlers, die eleganten Handbewegungen der Arbeit, für die Hauptsache hielten; damit sie nicht aus der liebevollen Beschränkung wissenschaftlichen Interesses auf das Schöne und Bedeutende, auf Goethe und Lessing etwa, den Schluß zögen, Literaturgeschichte sei die Wissenschaft von hübschen Versen und bedeutenden Männern. Diesen Fehlschluß hatten die einen aus unfähiger Bequemlichkeit, die andern aus böswilliger Verdrehung schon aus Scherers Art des Interesses und des Arbeitens gezogen. Nun wurde es für die Oberflächlichkeit fern Stehender fast zum Grundsatz, trotzdem sie Erich Schmidts sonstige Arbeiten, die nicht Goethe betrafen und deren Stoff weder schön noch allgemein interessant war, eines Besseren belehren konnten.

Fand so Scherers Art, für das Künstlerische im wissenschaftlichen Stoffe einen gleichwertigen Ausdruck zu suchen, die geschichtlichen Äußerungen der Kunst nicht einfach geschichtlich, sondern auch künstlerisch zu werten, die ganze Wissenschaft als etwas Persönliches, als Kunst zu treiben, in Erich Schmidt ihren schärfsten und vollendetsten Ausdruck, so gilt das noch viel mehr für das ganze Problem des Darstellens überhaupt. Schmidt war gewiß ein großzügiger Forscher, aber er war als Darsteller größer; er erarbeitete sicher die wertvollsten Ergebnisse, aber bedeutender wurde alles doch dadurch, daß er es verarbeitete. Und gerade auf dem Gebiete der Darstellung konnte man Scherers Grundsätze gar nicht entschiedener, ja einseitiger betonen, als es Erich Schmidt tat. Wollte man die modernen Bezeichnungen und Begriffe der Wissenschaftslehre, wie sie etwa Rickert gegeben hat, auf die Anschauungen Scherers übertragen, so müßte man ungefähr so sagen: Scherer bediente sich für die Elemente der literarhistorischen Tatsachen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung; für die Darstellung, des Ganzen vor allem, anerkannte er die geschichtliche Begriffsbildung. Um weiterhin Rickerts Ergebnisse zurückzudeuten: Scherer behandelte die naturwissenschaftlichen Bestandteile der Geschichte — Begriff und Name im weitesten Sinne Rickerts — mit naturwissenschaftlichen Mitteln, die historischen Bestandteile aber mit geschichtlichen Mitteln. Er gewann zunächst das Allgemeine, Begriffliche und schied das Individuelle aus, um auf diesem

Wege um so klarer das Besondere, Individuelle, das durch Raum und Zeit Bedingte zu gewinnen. Und dieses darzustellen war sein oberster Grundsatz. So rang Scherer, knapp vor Lamprecht, mit Problemen, die seitdem die ganze Geschichtswissenschaft bewegen.

Das ist nun der Angelpunkt für die Wertung Erich Schmidts innerhalb der Entwicklung unserer Wissenschaft. Das Typische und das Individuelle! Man würde einseitig sein, wenn man Erich Schmidt jedes Interesse für das Typische in der geschichtlichen Entwicklung absprechen wollte. Aber groß war es nicht und bestimmend für ihn war immer die Frage nach dem Individuellen. Das ist der Schlüssel zum innersten Wesen Erich Schmidts. Lamprecht hat in scharfer Gegenüberstellung den Grundsatz geprägt: das Individuelle ist Gegenstand der Kunst; das Typische ist Gegenstand der Wissenschaft. Rickert hat dasselbe Problem so gestellt: bei der begrifflichen Erfassung der Wirklichkeit fällt alles Individuelle; uns interessiert aber das Individuelle und dafür muß es eine Wissenschaft geben, nämlich die Geschichte. Darauf müßte man ihm antworten: gewiß gibt es ein Interesse am Individuellen; das befriedigt aber nicht die Wissenschaft, sondern eben die Kunst. Und Rickert stellt das Problem ferner so: gewiß ist es denkbar, daß man die Geschichte rein begrifflich erfaßt und alles Individuelle ausscheidet; aber wer interessiert sich dann noch dafür? Darauf müßte man ihm antworten: eben die Wissenschaft und nicht die Kunst. In diesem Widerstreit der Interessen für das Typische und für das Individuelle, die Scherer so genial miteinander zu verbinden gewußt hatte, entschied sich Erich Schmidt für das Individuelle. Es war eine Entscheidung, die der Künstler in ihm beeinflußte. Er suchte sich ein Interesse durch Wissenschaft zu befriedigen, das ihm die Kunst ungleich tiefer stillen konnte. Es wird sich zeigen, daß er die Mittel zur Lösung dieses Problems in strengster Auswahl der Wissenschaft entnahm, daß sein Interesse überwiegend künstlerisch betont war, daß die Ergebnisse seiner Forschung und Darstellung fast ebensosehr künstlerisch als wissenschaftlich zu werten sind.

Gleichviel wo er angriff und was er angriff, er langte immer nach dem Individuellen. Reinmar, Rugge, Wagner, Lenz, Klinger, Lessing, die Beiträge zur allgemeinen deutschen Biographie, immer lag schon in der Fragestellung die Sehnsucht nach dem Individuellen. Ob er eine Dichtung oder einen Vers behandelte, immer interessierte ihn das, was Einmaliges, nie mehr Dagewesenes, nie mehr sein Werdendes an dieser Persönlichkeit, Dichtung, an diesem Verse sei. Er mußte natürlich auch fragen, was denn Allgemeines, Typisches an ihnen sei, was sie mit andern ihrer Art gemeinsam hätten. Aber so fragte er nur, um vom Allgemeinen absehen zu können, um zu wissen, wie sie alle das Gemeinsame, Überkommene, Typische individuell ausprägten. Damit war er freilich hart an Scherers Seite geblieben. Aber Fortschritt mißt man am Abstande vom Ausgangspunkt.

‚Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften'. Dieser Titel ist eine leichte Verschleierung des Tatbestandes. Die beiden Bände gestalten

vielmehr als das Leben und die Schriften Lessings, sie gestalten mit Auswahl und in großen Umrissen fast die westeuropäische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts, soweit sie in den Begriff ‚Lessing' eingeht. Das Werk ist wohl die folgerichtigste Ausprägung der biographischen Form, und es wäre daher denkbar, daß man auf erkenntnistheoretische Fragen gar nicht einzugehen brauchte und doch vielleicht schon aus dieser überscharfen Fassung der Darstellungsform über Recht oder Unrecht dieser Darstellungsform überhaupt entschieden hätte. Die Bewältigung der unübersehbaren Fülle historischer Erscheinungen ist nur auf zweifache Weise möglich. Entweder durch fortschreitende Begriffsbildung, indem man aus einer Reihe von Einzelnen das Individuelle ausscheidet, das Gemeinsame begrifflich zusammenfaßt und diesen Begriff dann für alles Einzelne gleicher Art setzt, oder indem man aus der unübersehbaren Fülle der Erscheinungen eine Auswahl trifft. Eine Auswahl treffen setzt einen Wert, einen Maßstab, einen Gesichtspunkt voraus. Schon hier ergibt sich aber ein logischer Widerspruch. Die Dinge für eine Auswahl werten heißt doch, alle prüfen und werten. Ich bin dort angekommen, von wo ich fort wollte. Weil ich die Dinge nicht alle fassen kann, suche ich eine Auswahl. Wenn ich aber so auswählen will, daß mir nichts von Bedeutung entgeht, muß ich alles kennen. Dazu kommt nun ein Zweites. Wert ist seinem Wesen nach relativ. Welche Beziehung für die Wertung wähle ich? Es ergeben sich also viele, verschiedene, an sich gleichberechtigte Gesichtspunkte oder Werte für die Auswahl und jeder von ihnen hat nur relative Geltung und keiner absolute. Und da natürlich jeder Gesichtspunkt für die Auswahl eine Einzelforschung auf dem ganzen Gebiete voraussetzt, so müßten sich alle diese Einzelforschungen nach dem jeweiligen Auswahlgesichtspunkte richten. So entstehen die ‚Richtungen', die logisch gleichberechtigt wären. Daß die Auswahl unter irgendeinem Gesichtspunkte nicht der Weg sein kann, um die unübersehbare Fülle der Einzelheiten, seien es nun Tatsachen oder Personen, zu bändigen und zu erkennen, daß das nicht die Grundlage irgend einer historischen Wissenschaft sein kann, ergibt sich aus dem Wesen des Begriffes ‚Auswahl', ‚Wert'. Nun ließe sich aber die Monographie als schlechthin abschließende wissenschaftliche Leistung nur dann rechtfertigen und anerkennen, wenn die Bewältigung aller Erscheinungen durch ‚Auswahl' und ‚Wertung' logisch zu Recht bestünde. Erich Schmidts Biographie ist die ausgeprägteste Form dieser Art. Wer nun in ihr ein schlechthin abschließendes Ergebnis sehen wollte, dem nichts mehr zuzusetzen wäre, der würde ihr den schlechtesten Dienst erweisen. Er würde die Bedeutung dieses großen Werkes an Bedingungen knüpfen, die logisch gar nicht zu erfüllen sind. Man würde dann einfach zu Lessing nach bestimmten Gesichtspunkten noch eine Reihe anderer Individuen dieser Art wertend auswählen, sie darstellen wie Schmidt Lessing darstellte und Literaturgeschichte hätte ihren Zweck erreicht. Ihr als Wissenschaft bliebe nun nichts mehr als höchstens diese ausgewählten Charakterbilder immer feiner und feiner auszuführen.

Hans Memling/Verkündigung an die Hirten



Phot. F. Bruckmann A. G., München

Das war nun freilich weder Scherers noch Schmidts Auffassung von der Wissenschaft und der Stellung der Biographie in ihr. Die Darstellung des einzelnen, der einzelne als Gegenstand der Forschung ist erkenntnistheoretisch nur so zu begründen, daß man im einzelnen das Mittel sieht für neue, höhere Erkenntnisse. Lehnt man es ab, Lessing nur deswegen zum Gegenstand des Forschens und Darstellens zu machen, weil er auf Grund irgendeiner Auswahl gefunden wurde, weil er besonders ‚bedeutend‘ sei, wendet man sich ihm vielmehr zu, weil eben die Kenntnis des einzelnen schlechthin jeder andern Erkenntnis zugrunde liegen muß, so kommt dem Werke Erich Schmidts die größte Bedeutung zu. Mag alles noch so sehr auf das Individuelle gestellt sein, mag der Drang dazu von rein wissenschaftlichem Interesse oder von künstlerischen Motiven bewegt sein, genug, wir kennen diesen einzelnen Lessing nun; es ist Sache weiterer Geistesarbeit, aus dieser Kenntnis jene Schlüsse zu ziehen, die uns weiter führen. Wie interessant und wichtig ist es nun zu sehen, daß Erich Schmidt, um die Individualität Lessings zu zeichnen, doch mit den Mitteln der Begriffsbildung, mit dem Typischen, mit dem Ausscheiden des Besondern aus den Elementen arbeiten mußte. Nicht dadurch kommt er zu dem Begriff oder der Anschauung ‚Lessing‘, daß er jeden Vers, jeden Satz, jedes Stoffelement, jeden Akt zu arbeiten, zu sehen, zu fühlen, zu denken als Einzelheit wertet, als ein Individuelles, das genau so weder vorher noch nachher war, sondern dadurch, daß er aus all den Versen, Sätzen, Stoffelementen, aus all den Arbeitsakten, den einmaligen Gefühlen und Vorstellungen alles Einmalige, Zufällige ausscheidet und nur das immer genau so Wiederkehrende behält, das Typische, eben das Lessingische. Hätten alle diese Einzelheiten nichts Gemeinsames, wären sie nicht begrifflich zu fassen, dann könnte er sie eben wegen ihrer unübersehbaren Fülle nie erfassen, er könnte überhaupt nicht zum Begriff oder zur Anschauung ‚Lessing‘ kommen, wenngleich der Name ‚Lessing‘ noch so sehr historisch beglaubigt ist. Darin also, wie besonnen und scharfsinnig die Überfülle dieser Einzelheiten vereinfacht ist, wie er lange Reihen von Elementen begrifflich zu einem höheren Allgemeinen und sofort zusammenfaßt, wie immer wieder aus allem das Typische, das Lessingische herausgearbeitet ist, in diesem strengen logischen Aufbau bis zum höchsten Begriff Lessing liegt die große Bedeutung des Werkes, im Methodischen für einen solchen Einzelfall, im Zusammenfassen alles dessen, was zur Aufhellung der Individualität beitragen kann. Was darüber hinausgeht, der Versuch, etwa die Mitspieler der ganzen Zeit um Lessing zu gruppieren, Lessing zur Unterschrift einer ganzen Zeit zu machen, das ist methodisch verfehlt, das war schon ein Fehlschluß Scherers, der zum Beispiel ganze lange Kapitel mit dem Namen eines einzigen bezeichnete.

So stehen die Arbeiten Erich Schmidts in organischem Zusammenhange mit dem Werke Wilhelm Scherers. Schmidt ist keinen Schritt über den Lehrer hinausgegangen, von allen Schülern Scherers ist er dem Meister am nächsten geblieben. Er hat den einen Grundsatz, soweit er sich auf die Er-

forschung und Darstellung des einzelnen bezog, entschiedener und einseitiger als alle andern ausgebildet. Für das Ganze, dem doch alles dienen muß, hat er wesentliche Fortschritte keine erzielt und auch nicht erzielen wollen. Er stand seiner Wissenschaft selber wie ein Künstler gegenüber. Es war notwendig, um ihm gerecht zu werden, von dem Zauber, dem blendend Persönlichen seines Wesens abzusehen und nüchtern das im Auge zu behalten, was seine Stellung in der Geschichte seiner Wissenschaft begründet: sein inneres Verhältnis zum Werke Scherers, zur Arbeit seiner Mitstrebenden, seine Ergebnisse, seine Wirksamkeit und seine Grenzen. Was man ihm oft mit Gewalt anzurühmen sucht, das kann ihm kaum die Hälfte dessen geben, was ihm eine kühle, vorsichtige Prüfung zuteilen muß. Sein Verlust wiegt schwer, aber unersetzlich ist niemand außer den Herzen, denen er nahe stand.

Über den weitern Weg der Wissenschaft zwingende Entschlüsse zu fassen, treibt uns Erich Schmidts Lebenswerk kaum. Erwägungen dieser Art mußten auf Scherer zurückgreifen. Das Menschenalter, das dem Meister nicht mehr zu leben vergönnt war, zusammenarbeitend auszuleben, wie es dieser einzelne ausgelebt hätte, das ist wohl alles. Er war ein Mensch und war in seinem Irrtum sicher nicht am kleinsten. Darum die Seitenwege, die von Scherer abführen, möglichst rasch zurückzugehen, die Folgerungen, die er aus seinen Ideen nicht zog, rücksichtslos zu ziehen, seine große Tat nach allen Seiten so zu entfesseln, daß sie frei und unbehindert wirken kann, keinen Faden fallen lassen von dem, was seine Schüler wirkten und webten, was sie heute im Geiste Scherers fröhlichen Zielen zu bilden. Das ist alles, was man vor weiter Öffentlichkeit bei der Erinnerung an Wilhelm Scherer und Erich Schmidt besprechen kann. Der Mann macht den Lehrstuhl und nicht umgekehrt, und Scherers Geist ist weder in Wien noch in Berlin tot gemacht. Die Raben, die behaglich krächzend aufflogen, können ruhig wieder zu Neste ziehen. Weder die Literaturgeschichte noch Wilhelm Scherer sind tot. Seine Schüler und Schülersschüler werden hundert andere werben. Recht behalten wird die Jugend.

Zum Problem des Musik-,Verstehens' mit besonderer Berücksichtigung moderner Verhältnisse / Von Eugen Schmitz

Wenn musikalische Laien sich als Gegner der modernen Musik bekunden, kann man von ihnen gewissermaßen als Rechtfertigung ihres Standpunktes sowie zur Ablehnung des Verdachtes, als seien sie überhaupt für Musik unempfänglich, häufig Eindrücke älterer klassischer Musik gegen die der modernen ausspielen hören. ,Eine Mozart-Sinfonie, ein Haydn-Quartett', sagen sie etwa, ,bietet mir einen großen Genuß; aber eine Straußsche Tondichtung wirkt nur verwirrend und störend auf mich.' Die richtige Antwort auf eine derartige Bemerkung hätte zu lauten: ,Da müssen Sie sich erst einmal prüfen, ob dieser verschiedene Eindruck der beiden Kunstrichtungen auf Sie sich wirklich auf deren künstlerisches Wesen oder nicht vielmehr darauf gründet, daß Sie das eine leichter eingängliche Kunstwerk verstehen, das andre schwierigere dagegen — nicht verstehen.' Denn tatsächlich spielt der Unterschied von schwer- und leichtverständlicher Musik beim Zustandekommen ästhetischer Werturteile eine ausschlaggebende Rolle. Auch dem Fachmann ist er nicht fremd: auch dieser findet sich leichter mit einer klassischen wie mit einer modernen Tondichtung ab, eben weil jene selbst für ihn leichter ,verständlich' ist als diese. Es zeigt mithin das Problem des ,Musikverstehens' so grundlegende Bedeutung für die Musikkultur im allgemeinen, daß es auch im ,Hochland' wohl einmal eingehend zur Diskussion gestellt werden muß. —

Ein Kunstwerk ,verstehen' bedeutet im angeführten Sinn, wie sich ohne weiteres von selbst ergibt, soviel wie: einen künstlerischen Eindruck davon gewinnen, oder noch genauer gesagt, den künstlerischen Eindruck gewinnen, den der Künstler hineingelegt hat. Das ist nun bei der Musik ganz im allgemeinen viel schwieriger als bei den anderen Künsten, denn die Musik spricht ihre eigene Sprache, die sonst im Leben nicht vorkommt, ihr fehlen, wie H. Kretzschmar einmal sagt, jene direkten Beziehungen zu Natur und Welt, die in Poesie und Bildnerei in der Regel die Hauptsache allein erklären. Daß zum Verständnis der Musik ein gewisses ,Spezielles' gehört, erkennt schon der persönliche Sprachgebrauch durch Verwendung des Wörtleins ,musikalisch' an; man sagt etwa: ,um dem folgen und daran Gefallen finden zu können, bin ich zu wenig musikalisch.' Ein Pendant zu dem Ausdruck ,musikalisch' in diesem Sinn gibt es bei den anderen Künsten nicht. ,Musikalisch' deutet hier, wie gesagt, auf gewisse besondere Vorbedingungen hin, die in der Person dessen, der Musik genießen und verstehen will, erfüllt sein müssen. Diese Vorbedingungen sind mit zwei knappen, aber wohl nicht mißverständlichen Schlagworten zu kennzeichnen als Begabung und Schulung. Musikalische Begabung in dem allgemeinsten Sinn von

Empfänglichkeit für die Wirkungen der Musik wird gänzlich nur den allerwenigsten Menschen fehlen, so daß diese Enterbten der Natur als abnorme Erscheinungen hier füglich außer Betracht bleiben können. Ungemein verschieden ist dagegen der Grad der Begabung. Wo er ein geringerer ist, kann ihm durch das zweite Moment der ‚Schulung' aufgeholfen werden. Unter dieser Schulung ist keineswegs in erster Linie etwa praktische, musikalische Technik zu verstehen, sondern vielmehr, um einen psychologischen Fachausdruck zu gebrauchen, entsprechende Apperzeptionsfähigkeit bei der Aufnahme der Musik. Um diesen Punkt, der, wie wir sehen werden, recht eigentlich im Zentrum unseres Problems steht, zu klären, müssen wir eine wenn auch ganz knappe psychologische Analyse des musikalischen Genießens geben*. Natürlicher Ausgangspunkt ist uns dabei das konkrete Bewußtsein desjenigen, der Musik erlebt. Dessen Erlebnisse sind nun zwiefacher Natur, intellektuell (verstandesmäßig) und emotional (gefühlsmäßig). Die intellektuelle Seite des Musikgenusses, die in unserem Zusammenhang das Ausschlaggebende ist, kann man kurz als die ‚Wahrnehmungsvorstellung des Tonstückes' bezeichnen, die aus einer Summe von Einzeltonempfindungen für das Bewußtsein übergeordnete Tonkomplexe gestaltet, wie Melodien, musikalische Perioden, Harmonien usw., und zuletzt das ganze Tonstück als geschlossene Einheit. Diese übergeordneten Tonkomplexe oder Tongestalten sind der Summe der Einzeltonempfindungen gegenüber etwas Neues, Selbständiges. Die Melodie z. B. ist nicht nur eine Summe von soundso viel einzelnen Tönen, sondern ein Plus, eine Gestalt, eine Form, die sich durch Zusammenfassung oder gegenseitige Beziehung der einzelnen Töne ergibt, ähnlich wie etwa das Auge eine bestimmte Anzahl Bäume als ‚Baumgruppe', oder eine Anzahl Sterne als ‚Sternbild' zusammenfaßt. Die Möglichkeit solcher ‚Zusammenfassung' (‚komplexer Apperzeption') muß zunächst in den zusammengefaßten Einzelgegenständen selbst gegeben sein; die Bäume z. B. oder die Sterne müssen eine entsprechende nachbarliche Lage u. dergl. haben, damit das Auge sie als ‚Baumgruppe' oder als ‚Sternbild' verstehen kann, und so müssen auch zwischen den Tönen bestimmte verwandtschaftliche Beziehungen gegeben sein, damit das Ohr sie als ‚Melodie', als Akkord u. dergl. hört. Allein damit ist das wirkliche Zustandekommen der ‚Zusammenfassung' noch nicht garantiert; es muß vielmehr noch eine aktive Tätigkeit des Apperzipierenden selbst dazu kommen; dieser muß die ‚Forderung' der Einzelgegenstände, zu einem übergeordneten Ganzen zusammengefaßt zu werden, erkennen und anerkennen, er muß z. B. erkennen, daß und wie eine Anzahl Töne zur ‚Melodie' zusammengefaßt werden kann und diese Zusammenfassung dann wirklich in seinem Bewußtsein vollziehen. Damit ist der komplexe Gegenstand psychisch erst wirklich geschaffen. Die

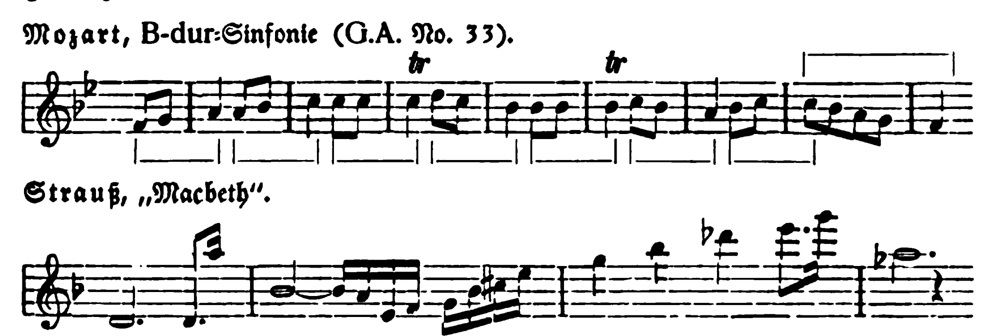
* Maßgebend sind uns im Folgenden die psychologischen Lehren von Th. Lipps, sowie von St. Witasek. Vgl. speziell des letzteren Studie ‚Zur psychol. Analyse des musik. Genusses'. Bericht des 2. Kongresses d. Internat. Musikgesellschaft 1907.

‚Wahrnehmungsvorstellung‘ eines Tonstückes ist also eine aktive intellektuelle Tätigkeit des Hörers, die die einzelnen Tonempfindungen für das Bewußtsein zu einem in sich geschlossenen Ganzen gruppiert. Erst wenn diese ‚Wahrnehmungsvorstellung‘ entsprechend zustande gekommen ist, kann sich daran ein das eigentliche Wesen des musikalischen ‚Genießens‘ als eines ‚Lustgefühls‘ ausmachendes emotionales Erfassen des künstlerischen Ausdrucksgehaltes knüpfen. Oder noch anders gesagt: entsprechende ‚Wahrnehmungsvorstellung‘ des Tonstücks seitens des Hörers ist Grundbedingung seiner künstlerischen Wirkung auf den Hörer, Grundbedingung dafür, daß der Hörer das Tonstück versteht! Damit kommen wir wieder zu unserem Hauptthema zurück. —

Wir sehen nun deutlicher als vorher, an welchem Punkt die ‚Begabung‘ und ‚Schulung‘ des Hörers einzusetzen hat: sie muß die ‚Wahrnehmungsvorstellung‘ des Tonstücks ermöglichen helfen. Die aktive intellektuelle Tätigkeit des Hörers, die hiezu nötig ist, wird sich nun oft so mühelos vollziehen, daß sie gar nicht zum Bewußtsein kommt. Es können sich aber auch Schwierigkeiten bieten; diese werden dann ihren Grund teils in der Person des Hörers haben — eben wenn diesem Begabung und Schulung fehlen —, teils können sie aber auch im Tonstück selbst begründet sein.

Wie nämlich schon angedeutet, muß ja die Möglichkeit zu komplexer Apperzeption der Tonerlebnisse, die zur ‚Wahrnehmungsvorstellung‘ des Tonstückes führt, auch in diesem selbst gegeben erscheinen. Dies kann nun in mehr oder minder eingänglicher Weise der Fall sein. Um uns über diesen Punkt klar zu werden, beschränken wir uns am besten auf die Betrachtung von absoluter, an keinen Text gebundener Instrumentalmusik, da sich in ihr als der reinsten Erscheinungsform der Tonkunst naturgemäß alle fraglichen Momente am schärfsten ausprägen, somit die hier gewonnenen Resultate auf alle anderen Musikgattungen ohne Schwierigkeit sinngemäß angewendet werden können. Ausschlaggebend für das Zustandekommen der Wahrnehmungsvorstellung des Tonstücks ist vor allem seine formale Seite. In Tonfolge (Melodik), Tonzusammenklang (Harmonik), wie zeitlicher Gruppierung der Tonerlebnisse (Rhythmik) müssen gewisse ‚Ähnlichkeitsbeziehungen‘ gegeben sein, die das Zusammenfassen des Einzelnen zu übergeordneten Tongestalten ermöglichen. Auf melodischem Gebiet muß zu diesem Zweck ein gewisses Nachbarschaftsverhältnis der Einzeltöne gewahrt werden, demzufolge die Melodie als bald steigende bald fallende Umspielung einer einheitlichen Tonhöhenlinie erscheint; zugleich müssen die Einzeltöne im Sinne einer logisch fortschreitenden, d. h. durch die ‚Ähnlichkeit‘ tonartlicher Verwandtschaft zusammengehaltenen Harmoniebewegung zu verstehen sein, endlich muß sich in der Rhythmik durch den Unterschied von betonten und unbetonten Werten eine Einteilung in regelmäßig wiederkehrende Gruppen von Zeiteinheiten (Takten) ergeben. Ohne uns über diese Dinge weiter in technisch-fachmännisches Detail zu verlieren, vermögen wir schon auf Grund dieser

allgemeinen Andeutungen an praktischen Beispielen zu sehen, daß selbst in den nur die elementare Grundlage der Form eines Tonstückes bildenden Momenten, wie z. B. dem einzelnen Thema, die Ansprüche, die bezüglich des Zustandekommens einer Wahrnehmungsvorstellung an den Hörer gestellt werden, sehr verschieden sein können. Man vergleiche etwa einmal nachfolgende zwei Themen:



Das erste Thema von Mozart ist ungemein ‚leichtverständlich'; auch ein Hörer von nur sehr geringer Begabung und Schulung wird es mühelos als ‚Tongestalt' apperzipieren können. Das melodische Nachbarschaftsverhältnis der Einzeltöne ist denkbarst ausgeprägt, dadurch, daß überhaupt nur Sekundfortschreitungen stattfinden, wobei sich eine regelmäßig aufsteigende und ebenso regelmäßig zum Ausgangspunkt zurückkehrende melodische Linie ergibt, die sich im engbegrenzten Umfange einer Sexte (von f bis d) hält. Harmonisch gründet sich dabei die Melodie auf die einfachsten Stammakkorde der einen Tonart F-dur. Nicht minder einfach und eingänglich ist endlich die rhythmische Struktur, die mit einem einzigen, stets wiederkehrenden Motiv ♫|♩ das nur am Schluß einmal zu ♪♫|♩ erweitert wird, arbeitet. Ganz anders steht es mit dem zweiten Thema von Richard Strauß. Hier ist das melodische Nachbarschaftsverhältnis der Töne durch weite, teilweise dissonante Sprünge wie gleich anfangs die Duodezim d′—a″, darauf die große Sept a″ b′, desgleichen am Schluß die große Sept g‴—as″ und in den Mitteltakten die zwei übermäßigen Sekundenschritte durchbrochen und kompliziert. Die ganze melodische Linie verläuft in starkem Zickzack und dehnt sich dabei über volle zweieinhalb Oktaven aus. Harmonisch beginnt die Melodie in D-moll, wendet sich aber dann in der zweiten Hälfte plötzlich nach dem weitentfernten F-moll, besitzt mithin keine einheitliche tonartliche Grundlage. Auch ihr rhythmischer Bau ist durch steten Wechsel teilweise scharf kontrastierender Motive kompliziert. Alles in allem erscheint jedenfalls hier die komplexe Apperzeption für den Hörer viel schwieriger; das Straußsche Thema ist ‚schwerverständlich'. Nun ist aber, wie gesagt, mit solchen Fragmenten nur die elementare Grundlage der Form des Tonstückes und seiner Wahrnehmungsvorstellung gegeben. Das Tonstück im ganzen baut sich nun wieder aus einer großen Anzahl solcher Einzelgestalten auf, die abermals unter sich vom Hörer in vereinheitlichende Beziehungen gesetzt,

respektive nach solchen zusammengefaßt werden. Das Mozartsche Thema z. B. bildet eine Periode von acht Takten; ihr wird eine zweite, ähnlich gestaltete Periode vielleicht von abermals acht Takten folgen, die mit der ersten eine 16taktige Doppelperiode bildet, mit der zusammen eine zweite 16taktige Doppelperiode sich dann wieder zu einem übergeordneten Tonkomplex von 32 Takten vereint. Auf diese Weise entsteht endlich das gesamte Tonstück als eine Zusammenfassung symmetrischer, in sich wie unter sich geschlossener Tongestalten. Diesen ganzen Aufbau muß der Hörer verfolgen können, wenn er die musikalische Gedankenentwicklung des Komponisten verstehen will. Daß dies, wo es sich um ausgedehntere Tonstücke, wie z. B. einen größeren Sinfoniesatz handelt, selbst unter einfachen Verhältnissen an die rezeptive Kombinationsgabe des Hörers nicht geringe Anforderungen stellt, ist ohne weiteres klar. Nun können sich aber wie bei den grundlegend elementaren, so auch bei den weiter übergeordneten Tonkomplexen die Verhältnisse wesentlich komplizieren. Wie der Vergleich des Mozartschen und des Straußschen Beispiels gezeigt hat, daß schon das einzelne Thema leichter oder schwerer verständlich sein kann, so gilt das im gleichen Maße für die Weiterführung des Themas, seiner Entwicklung zur Doppel- und Quadrupelperiode usw. bis zum Gesamtaufbau des Satzes. Wie beim Einzelthema, so müssen auch bei seiner Weiterführung zu übergeordneten Tongestalten und endlich zum ganzen Satz gewisse ‚Ähnlichkeitsbeziehungen‘ der einzelnen Teile, die deren apperzeptive Zusammenfassung ermöglichen, gegeben sein. Die Hauptrolle spielt hier die Symmetrie. Je symmetrischer der ganze Satz gebaut ist, desto ‚leichter verständlich‘ ist er. Kleine volkstümliche Formen, wie Tänze, Märsche, aber auch viele Menuett- und Scherzosätze der älteren klassischen Sinfonie, geben sich z. B. nur als Komplexe einiger achttaktiger Perioden. Da die achttaktige Periode aus hier nicht näher zu erörternden psychologischen Gründen schon an sich das einfachste und vollkommenste symmetrische Gebilde ist und nun der ganze Satz nur aus Wiederholungen dieses einfachsten Elementes besteht, erscheint in diesem Fall Disposition wie Bau des Ganzen dem Hörer besonders leicht eingänglich gemacht. Für ausgedehntere Sätze läßt sich freilich solch' schlichteste Symmetrie unter keinen Umständen festhalten, hier würde sie alsbald ermüdend wirken, und darum ist z. B. in den ersten Allegros auch der einfachsten klassischen Sinfonien das achttaktige Periodenschema stets durch andere kompliziertere Bildungen — siebentaktige, neuntaktige Perioden u. dgl. — unterbrochen, wodurch, ohne daß die Symmetrie verloren geht, doch eine abwechslungsreichere Gliederung des Ganzen erzielt wird. Von größter Bedeutung erscheint dabei in jedem Fall die Hervorhebung der einzelnen Perioden durch die Kadenzierung (Ganzschlüsse, Halbschlüsse usw.), die für die Gliederung der Melodik dieselbe Bedeutung hat, wie in der Rede die Interpunktion und, sofern sie eine scharf markierte ist, die Auffassung der Disposition des Ganzen sehr erleichtert. Das Ende jeder Periode durch einen Ganz- oder Halbschluß hervorzuheben und sie damit von der folgenden deutlich zu scheiden, geht bei längeren Tonstücken wegen

der dadurch erzeugten Monotonie natürlich ebenfalls nicht an; aber wenn nur, wie dies in der klassischen Musik der Fall ist, wenigstens die Hauptpunkte des periodischen Baus durch Kadenzen markiert sind, so bedeutet schon dies eine wesentliche Hilfe für das Verständnis. Um endlich für die ‚Wahrnehmungsvorstellung' noch weitere Anhaltspunkte zu schaffen, hat man im Laufe der Zeit gewisse ‚Dispositionstypen' für die Anordnung des musikalischen Stoffes herausgebildet — das, was man gemeinhin ‚Formen' nennt — die Fugenform, Rondoform, Sonatenform u. dgl. Es handelt sich dabei jeweils um irgend eine den Gesetzen der komplexen Apperzeption besonders gut entsprechende Art der melodischen Entwicklung und Periodenverschränkung. So ist z. B. der Sonatensatz nach dem leicht übersichtlichen dreiteiligen Schema a — b — a angelegt: im ersten Teil a werden zwei kontrastierende Themen nebeneinandergestellt und jedes selbständig entwickelt, im Teil b (‚Durchführungsteil') werden sie miteinander kombiniert und verarbeitet, der Schlußteil bringt dann wieder eine nur in der modulatorischen Anordnung etwas modifizierte Wiederholung des Anfangsteils a. Für Entwicklung eines ausgedehnteren Tonsatzes läßt sich kaum eine übersichtlichere, die Grundbedingung komplexer Apperzeption: ‚Einheit in der Mannigfaltigkeit' besser erfüllende Gruppierung denken. So erklärt sich auch die Herrscherstellung, die diese Form in der Blütezeit ‚absoluter Instrumentalmusik', im Klassikerzeitalter errungen hat. —

Vergleichen wir nun die Stilprinzipien der modernen Musik mit den zuletzt erörterten Bedingungen entsprechender ‚Wahrnehmungsvorstellung' eines Tonstücks im ganzen, so sehen wir, wie wir das bereits am Grundelement des Themas sahen, die Verhältnisse für Leichtverständlichkeit so ungünstig wie möglich liegen. Denn alle jene Komplizierungen der Form, die wir selbst in den einfacheren Sphären des Klassizismus die komplexe Apperzeption erschweren sahen, finden wir im modernen Stil auf die Spitze getrieben. Die schlichte periodische Gliederung ist in der modernen Musik prinzipiell verschleiert, indem nicht nur die einzelnen Perioden selbst durchweg die komplizierteren Erscheinungsformen bevorzugen, sondern auch ihre Verbindung jeden, den Bau des Gefüges verratenden kadenzierenden Einschnitt vermeidet, vielmehr durch unmittelbare unmerkliche Verschmelzung des Schlusses der einen mit dem Anfang der anderen Periode jenen unaufhaltsamen Fluß des Ganzen erstrebt, den man im Anschluß an ein Wort Wagners gerne als ‚unendliche Melodie' bezeichnet. An spezielle ‚Dispositionstypen' — vulgo ‚Formen' — wie Fuge, Sonate usw. hält sich die moderne Musik in der Regel überhaupt nicht mehr, sondern die Gesamtform des Tonstückes gestaltet sich ganz frei nach subjektivem Empfinden des Komponisten, oder wenn einmal doch auf eine der älteren Typen zurückgegriffen wird, dann geschieht dies in ebenfalls ganz subjektiv freier Anwendung. Dazu kommt noch, daß in der modernen Musik die Gefahr einer Ablenkung des Hörers von der Apperzeption des Ganzen auf Einzelheiten besonders naheliegt. Keiner Kunst ist es in dem Maße gegeben, lediglich durch ihre äußeren sinnlichen

Elemente zu wirken, wie der Musik. Gerade in der modernen Musik aber kommt die scharfe Würze der Ausdrucksmittel, die Neigung zu gewaltigen Masseneffekten, zu blendenden und immer neuartigen Klangkombinationen, zu gepfefferten Dissonanzwirkungen — mag all dies auch dem Drang der Tonsetzer nach Verfeinerung der subjektiven geistigen Ausdrucksmöglichkeiten entstammen — dem rein sinnlichen Musikgenuß entgegen. So ist es nicht weiter verwunderlich, wenn viele Hörer moderner Musik über diese ganz von selbst eingänglichen, in bequemster Passivität entgegenzunehmenden äußeren sinnlichen Reize gar nicht zur aktiven intellektuellen ‚Wahrnehmungsvorstellung‘ des Tonstücks kommen; minder fein organisierte Naturen werden hierin kaum ein Manko empfinden, indem sie es sich eben bei diesen sinnlichen Eindrücken genügen lassen, wodurch freilich ihr vermeintlicher Musikgenuß zu einer geistig sehr tiefstehenden ‚Gehörsorgie‘ wird. Künstlerisch feiner Empfindende werden dagegen das innerlich Hohle solcher rein sinnlichen Eindrücke fühlen, es wird sie nicht befriedigen, vielmehr verwirren und stören. Darum rekrutiert sich die Mehrzahl gerade der überzeugtesten Gegner moderner Musik aus feinfühligen, geistig hochstehenden Laien, denen nur die letzten Vorbedingungen zum Zustandekommen einer richtigen ‚Wahrnehmungsvorstellung‘ — zum wirklichen ‚Verstehen‘ des Gehörten fehlen*. —

Die Komplizierung der Form im weitesten Sinn, die, wie angedeutet, der Hauptgrund der Schwerverständlichkeit der modernen Musik ist, darf man nun, wie schon früher angedeutet, nicht einfach als einen ästhetischen Nachteil, eine Veräußerlichung der Kunst abtun. Sie stellt sich vielmehr als notwendiger, entwicklungsgeschichtlicher Fortschritt dar. Denn die schlichte Formklarheit des Klassizismus war eine Erscheinung nur aus ihrer und für ihre Zeit; wohin es geführt hätte, sie als dauerndes Ideal festzuhalten, nachdem die Möglichkeiten ihrer geistigen Erfüllung erschöpft waren, das zeigen zur Genüge die Werke der den seichtesten Tiefstand von Kunst repräsentierenden Schumann- und Mendelssohnepigonen. Und wenn dem Genie von Brahms eine Renaissance des klassischen Ideals glückte, so war dies doch nur auf dem Wege einer Anpassung der klassischen Formenwelt an den mittlerweile gewordenen modernen Stil möglich. Formal sind denn auch Brahms' Werke — wiewohl in anderer Richtung — um nichts weniger kompliziert als die von Richard Strauß. Außerdem wiederholt sich der Wechsel zwischen Einfach und Kompliziert, wie ihn eine Gegenüberstellung von Klassikertum und Moderne zeigt, in der Musikgeschichte mehr als einmal, und zwar ganz regelmäßig. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hatte die Kompliziertheit in der Tonkunst mit der Niederländerschule einen in seiner Art nie überbotenen Höhepunkt erreicht; darauf folgte die vereinfachende Abklärung des Palestrinastils; dann ging die Komplizierungslinie aber wieder aufwärts

* Vgl. dazu des Verfassers Aufsatz ‚Die moderne Vorherrschaft der Instrumentalmusik und ihre kulturelle Bedeutung‘. (Hochland, Novemberheft 1909.)

und erreichte in der Mitte des 18. Jahrhunderts mit J. Seb. Bach einen zweiten Höhepunkt. Als Reaktion darauf setzte die gewollte Simplizität des Klassizismus ein, und nun befinden wir uns mit der Moderne wieder am Gegenpol. Wer die Kompliziertheit des modernen Stils als eine Veräußerlichung ablehnen wollte, müßte vom gleichen Gesichtspunkt aus auch zu einer Ablehnung Bachs und der ganzen Musik seines Zeitalters kommen, die dem Klassikertum gegenüber nicht minder kompliziert und schwerverständlich erscheint. Es ist darum keineswegs ein Zufall, daß gerade die Moderne wieder auf Bach zurückgegriffen und ihn eigentlich erst recht ‚entdeckt' hat: — der beiderseitigen stilistischen Berührungspunkte sind eben sehr viele. Also, man darf die Kompliziertheit und die dadurch bedingte Schwerverständlichkeit der modernen Musik nicht einfach als eine ‚Verirrung' abtun, sondern muß sich damit als mit einer notwendigen und auch ihre eigentümlichen Werte — ungeahnte Verfeinerungsmöglichkeiten des Ausdrucks — in sich bergenden historischen Erscheinung abfinden und ihr entsprechend zu begegnen suchen. — —

‚Begabung' und Schulung' haben wir früher als die Voraussetzungen erkannt, die in der Person des Genießenden das Verständnis der Musik bedingen. An sie werden nun seitens der modernen Musik als einer schwerverständlichen Kunst naturgemäß besonders erhöhte Anforderungen gestellt. Der Grad der durchschnittlichen Allgemein‚begabung' läßt sich nicht erhöhen; also muß die Hilfe von größerer ‚Schulung' kommen, und indem wir über diesen Punkt nun noch einige Bemerkungen anfügen, geben wir zu unseren theoretischen Untersuchungen die praktische Nutzanwendung. An die Spitze dieser Erörterungen möchten wir die unseres Erachtens unbestrittene These stellen: ‚Die moderne Musik ist im allgemeinen nur geschulten Hörern zugänglich.' Man nennt gerne die Musik die populärste der Künste, und das ist sie auch tatsächlich in ihren primitivsten Erscheinungsformen. Ein kräftiges Volkslied z. B. kann zündend auf Gemüter wirken, deren Natur und Bildung zum künstlerischen Erfassen eines Dichtwerks, eines Gemäldes völlig unzureichend wäre. Die Sache ändert sich aber, sowie die Musik in höhere Sphären aufsteigt. Vermittelt sie hier dem, der ihr zu folgen, ihre Sprache zu verstehen weiß, tiefere Eindrücke als irgendeine der Schwesterkünste, so will sie auch liebevoller als jene umworben sein, ehe sie ihre Gaben austeilt. Eine Sinfonie wirklich zu ‚verstehen', d. h. künstlerisch voll zu erfassen und zu genießen, dazu werden sehr viele nicht imstande sein, die aus einer Kunstausstellung oder einer Schauspielaufführung die wertvollsten Eindrücke mit nach Hause nehmen. Und ganz außerordentlich wachsen diese Ansprüche der Musik an den Hörer, wenn sie, wie die moderne, die formale Kompliziertheit zu einem Stilprinzip erhoben hat. Es kann ja nun phänomenal begabte Naturen geben, die trotzdem, ohne jede schulende Nachhilfe, auch solche Höhenkunst sofort nach allen Richtungen zu erfassen vermögen. Sie dürfen aber ebenso wie die für Musik gänzlich Unbegabten als Abnormitäten außer Betracht bleiben. In der Regel wird selbst der erfahrene musikalische Fachmann einem modernen Tonwerk, dem

er völlig unvorbereitet gegenübertritt, beim ersten Male nicht ganz gerecht werden können; Verfasser spricht hier nicht nur aus eigener Erfahrung, sondern hatte Gelegenheit, auch von durch und durch in der Moderne wurzelnden Komponisten- und Dirigentengrößen wie Max Reger und Felix Mottl ähnliche Geständnisse zu hören. Und wieviel hat in solchem Fall der Fachmann vor dem Laien doch durch Übung und technische Kenntnisse voraus! Denn wenn früher gesagt wurde, die das Musikverständnis bedingende resp. unterstützende 'Schulung' sei nicht identisch mit Technik, so muß dem nun beigefügt werden, daß natürlich doch die Technik dabei eine wesentliche Beihilfe leistet. Wer selbst etwas musiziert und dabei das Ohr geschult hat, wird den Anforderungen, die die Wahrnehmungsvorstellung eines komplizierten Tonstückes stellt, viel leichter gewachsen sein, als der, der solcher Hilfe entbehrt. Ersetzt werden kann aber eigentliche technische Schulung durch entsprechende *spezielle Vorbereitung* auf das zu hörende Werk, deren im übrigen auch der technisch Geschulte, sei er nun Dilettant oder sogar Fachmann, nicht ganz entbehren kann. Wie weit verbreitet dieses Bedürfnis nach 'Vorbereitung' in den Kreisen des musikalischen Publikums ist, dafür kann die in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren entstandene umfangreiche Literatur der sogenannten 'Musikführer' — kurzer Erläuterungsschriften zu einzelnen Tonwerken — zeugen, die, charakteristischerweise, in der Gefolgschaft des modernen Musikstils ins Leben trat, da dieser solcher Hilfsmittel schlechterdings nicht entraten kann. Ganz allgemein freilich ist diese Erkenntnis noch keineswegs durchgedrungen, am wenigsten gerade in Kreisen, die ihrer am meisten bedürften, wie namentlich in den Reihen jener schöngeistig Gebildeten, vielleicht sogar außergewöhnlich Gebildeten, denen es an persönlicher praktischer Beziehung zur Tonkunst fehlt. Ihre Empfänglichkeit für literarische und bildnerische Kunstwirkungen läßt sie ohne weiteres gleichartige Eindrücke von der Musik erhoffen, ohne daß sie sich darüber klar würden — was wir nach dem oben Gesagten nunmehr wissen —, daß hier die Genußfähigkeit an enger umschriebene Vorbedingungen geknüpft ist. Soferne ihnen eine gewisse natürliche Begabung für Musikempfänglichkeit nicht abgeht, werden sie sogar ihre Ansicht durch den tatsächlichen Genuß, den ihnen leichter verständliche Musik etwa des Klassikerzeitalters bereitet, bestätigt glauben. Kommen sie nun an moderne Musik, und bleibt hier der Eindruck aus resp. äußert er sich — auch davon war oben bereits die Rede — in verwirrenden, störenden Wirkungen nur des rein sinnlichen Elements, so liegt der Irrtum nahe, den Grund davon im *künstlerischen* Wesen dieser Musik zu suchen, und nicht, wie es richtig wäre, in ihren gesteigerten technischen Anforderungen an die Aufnahmefähigkeit sowie dem eigenen Unvermögen, diesen zu entsprechen. Die Naivität, mit der in diesem Punkt vorgegangen wird, muß dem Eingeweihten manchmal ganz unglaublich erscheinen. Verfasser erinnert sich eines älteren, geistig hochgebildeten Freundes, der vielseitig literarisch tätig und ein trefflicher Kenner der bildenden Kunst war, auch für Musik ein warmes Herz besaß, nur eben bei der Viel-

seitigkeit seiner Beschäftigung nicht Gelegenheit zu selbsttätigem Musizieren und auch relativ selten Zeit zum Hören von Musik fand. Immerhin, wenn es einmal dazu kam, bereitete ihm eine klassische Sinfonie u. dergl. den denkbar größten Genuß. Nun bekam er auf einmal Lust, sich die eben damals neue und ungeheures Aufsehen erregende ‚Salome' von Richard Strauß anzuhören. Obwohl er Jahr und Tag in keine Opernaufführung gekommen war, nicht einmal die grundlegenden Werke Wagners alle gehört, geschweige denn auf dem Gebiet des modernen Musikdramas einige Orientierung und auch nicht die mindeste vorherige Information über die Straußsche Oper erstrebt hatte — glaubte er sich ohne weiteres zum Genuß dieses kompliziertesten modernen Tonwerkes, das bis damals ersonnen war, reif. Der Effekt läßt sich leicht denken — ein überzeugter Antistraußianer und Gegner der modernen Musik mehr stand auf dem Plan. Es ist gar kein Zweifel, daß von seinen ‚Glaubensgenossen' aus der gebildeten Laienwelt neun Zehntel auf gleiche Weise — nämlich durch Mangel jeglicher Voraussetzung von Verstehensmöglichkeit — zu ihrer Überzeugung gelangt sind. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß alle diese Gegner, wenn noch nachträglich ihrem ‚Verstehen' aufgeholfen würde, sich plötzlich in glühende Verehrer der modernen Musik verwandelten. Einige gewiß und ziemlich viele wahrscheinlich; andere aber würden wohl auch auf ihrem gegnerischen Standpunkt beharren, denselben vielleicht sogar noch verschärfen, nur mit dem großen Unterschied, daß sie nun nicht mehr wie der Blinde verführen, dem Farbenwirkungen verschlossen bleiben, sondern als wirklich Wissende einen Eindruck ihr Eigen nennten, der, wenn auch ein negativer, doch seinen Wert als Errungenschaft geistiger Erfahrung, als Ergebnis eines künstlerischen Erlebnisses hätte. — Darum muß hier Wandel geschaffen und die Überzeugung gemein gemacht werden, daß ein künstlerischer Genuß moderner Musik ohne vorhergehende Schulung resp. Vorbereitung unmöglich ist. Um es noch einmal zu wiederholen: man kann aus dieser Tatsache der modernen Musik einen — wiewohl auf schwachen Füßen stehenden — Vorwurf machen, man kann sich dadurch von der Beschäftigung mit ihr ganz abschrecken lassen, aber man darf, wenn man ihr nähertreten will, diese grundlegende Vorbedingung nicht ignorieren. Die nötige ‚Vorbereitung' aber besteht in einem der Aufführung vorangehenden Studium des zu hörenden Werkes, wodurch die Bekanntschaft mit seinem Themenmaterial, seinem Bau usw. vermittelt und dadurch seine ‚Wahrnehmungsvorstellung' erleichtert wird. Dabei hat nun freilich der einen großen Vorsprung, der soweit praktisch musikalisch ist, daß er sich selbst das Werk aus der Partitur oder wenigstens aus dem Klavierauszug in seinen Umrissen vorführen und klarmachen kann. Wer dies nicht vermag, muß einen musikalischen Freund zu Hilfe rufen, der ihm die nötigen praktischen und theoretischen Erläuterungen gibt. Und wenn dazu kein Klavierauszug vorhanden ist, dann kann auch einer der erwähnten ‚Musikführer', der den Aufbau des Tonstücks an Hand von Notenbeispielen erörtert, als Surrogat dienen. Solch ein Musikführer, sofern er nur gut

ist, tut im übrigen auch neben Partitur und Klavierauszug die besten Dienste, denn er gibt die Gedanken und Erfahrungen eines gründlich mit dem Werk vertrauten Fachmanns wieder und erspart dadurch der eigenen Einsicht vielleicht manchen Umweg. Endlich darf man bei einem größeren modernen Tonwerk, selbst wenn man sich gewissenhaft darauf vorbereitet hat, nicht immer gleich vom ersten Anhören volles Verständnis bis ins einzelste erwarten. Dazu ist vielmehr oft nur durch wiederholtes Genießen zu gelangen. Und selbst angenommen, der erste Eindruck wäre ein negativer gewesen: — man darf sich dadurch nicht abschrecken lassen, das Stück wieder und wieder zu hören. Vielleicht verkehrt sich die Wirkung schon beim zweitenmal in ihr Gegenteil, und wenn nicht, so ist doch e i n Gewinn unverloren: — wirkliche K l a r h e i t des Empfindens. Nur wer in solcher Weise um das Verständnis der modernen Musik ‚strebend sich bemüht‘, darf über ihre Probleme mitreden, darf sich gegebenenfalls auch als ihr überzeugter Gegner bekunden; denn auch zum Gegnertum gehört in erster Linie gründliches Verstehen des Bekämpften. —

*

Es könnte vielleicht scheinen, als sei in der vorstehenden Studie dem formalen Element der Musik gegenüber ihrem inhaltlichen zu viel Gewicht verliehen. Allein bei dem in Rede stehenden Problem des ‚Musikverstehens‘ ist nun einmal tatsächlich, wie schon bemerkt, die Formseite das Ausschlaggebende; die ‚Wahrnehmungsvorstellung‘ des Tonstückes ist zwar nur die Vorstufe seines Genusses; allein w e n n diese Vorstufe einmal erreicht ist, dann wird dieser — positive oder negative — Genuß, d. h. das Lebendigwerden des Gefühlsgehaltes des Tonstückes in der Seele des Hörers, in der Regel auch ohne weitere Schwierigkeit eintreten, vorausgesetzt, daß auch schon das vorbereitende Studium in richtiger ‚hermeneutischer‘, die Musik als ‚Sprache der Empfindung‘ deutender Weise getrieben wurde. Gerade auch zur Wahrung dieses Gesichtspunktes können g u t e ‚Musikführer‘ sehr wertvoll sein*. Der Fall, daß der Gefühlsgehalt des Tonwerkes dem Hörer so fremd ist, daß die entsprechende ‚psychische Resonanz‘ ganz oder teilweise ausbleibt, kann ja wohl vorkommen, besonders dann, wenn es sich um subjektivistisch auf die Spitze getriebene Stimmungen handelt — wie z. B. bei der phantastischen Traumwelt Chopinscher Musik. Aber dies werden immer Ausnahmen sein; im allgemeinen dürfte, wie gesagt, mit dem formalen auch das viel wichtigere und den eigentlichen Endzweck bildende inhaltliche Verstehen Hand in Hand gehen. —

---

* Vgl. dazu des Verfassers Aufsatz ‚Über die Deutungsmöglichkeit der Instrumentalmusik‘. (Hochland, Januarheft 1910.)

John Henry Kardinal Newman nach neuesten Dokumenten / Von M. Laros

3.

Die Geschichte der ‚*zweiten Bekehrung*' Newmans braucht nicht mehr geschrieben zu werden. Derjenige, der sie erlebt hat, ist ein Künstler gewesen, dessen größtes Werk sein Leben selbst, und dessen zweitgrößtes die Geschichte ist, die es erzählt. Sprachlich gehört die ‚*Apologia*' zum glänzendsten, was die englische Prosa im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, und als Seelendokument steht sie kaum hinter den Bekenntnissen des hl. Augustinus zurück*. An dieser Stelle kann es sich nur darum handeln, die seelisch bedeutsamen Momente und Umstände hervorzuheben, die den Grund der religiösen Psyche Newmans offenbaren.

Ursprünglich stand er dem Katholizismus völlig fremd, wenn nicht feindselig gegenüber, und das letzte, was er für möglich gehalten hätte, war eine Konversion. ‚„O, daß Rom nicht Rom wäre!' schrieb er 1833 nach einem Besuch der ewigen Stadt an seine Mutter; ‚hier liegen Märtyrer, hier liegen Apostel und Heilige begraben; die Denkmäler und Ansichten, die sie schauten, sehen auch wir; von dieser Stelle aus erhielt England die Segnungen des Evangeliums. . . . Und doch! Es dünkt mir so klar wie der Tag, daß die Vereinigung mit ihm unmöglich ist. Rom ist die grausame Kirche, die Unmögliches verlangt, die uns wegen unserer Selbständigkeit exkommuniziert, die auf unsern bevorstehenden Zusammenbruch hinarbeitet und schon im voraus darüber triumphiert.'** Er wußte, daß auch die englische Kirche viele Mängel habe; aber ‚trotz allem und allem beginne ich zu hoffen, daß England doch am Ende das Land der Heiligen und in der dunkelsten Stunde das Salz der Erde sein werde'***. Allerdings bedurfte es dazu einer neuen Reformation, die, schwieriger als die erste, den Geist der Urkirche in England erwecken und vor allem den religiösen *Liberalismus*† überwinden mußte, der den dogmatischen Glauben des Christentums zu unterminieren drohte.

Es gab eine Zeit, in der er selbst zur liberalen Schule gezählt wurde. Die Verwässerung und Veräußerlichung, der die ‚evangelikale Partei' nach dem ersten Eifer bald anheimgefallen war, hatte die intelligenteren Köpfe in die Arme des Freisinns getrieben, und auch Newman schloß sich der liberalen Gruppe im Orielkolleg, deren Führer Whateley und Arnold waren,

---

* Siehe meine kritische Bearbeitung, Hausen, Saarlouis 1913, geb. 2.50 M.

** Letters a. C. I, 359, 383 f.

*** Elade I, 353.

† ‚*Liberalismus*' nenne ich jenes unberechtigte Streben, die Lehren der Offenbarung, die ihrer Natur nach über menschliche Urteilskraft hinausgehen und in nichts von ihr abhängig sind, dieser zu unterwerfen; also die Anmaßung, aus inneren Gründen über Wahrheit und Wert von Sätzen urteilen zu wollen, die einfach auf die äußere Autorität des göttlichen Wortes hin angenommen werden müssen.' Apologia, Note A, S. 288.

an. ‚Ich verdanke Whateley sehr viel. Er war ein Mann von edlem und warmem Herzen; seine Freunde konnten sich auf ihn verlassen und, um mich eines bekannten Ausdruckes zu bedienen: alle seine Gänse waren Schwäne. Mich, den noch Schüchternen und Verschlossenen, nahm er 1822 bei der Hand und wurde mir ein liebevoller, muteinsprechender Berater. Er war es vor allem, der mich mir selbst erschloß, der mich denken und meine Vernunft gebrauchen lehrte . . . Aber seine Mission war an mir erfüllt, sobald ich mit eigenen Augen sehen und auf eigenen Füßen gehen und stehen gelernt hatte. . . . Er hat mich nicht nur denken, sondern auch anders denken gelehrt.‘*

Ein schrofferer Gegensatz als zwischen dem antidogmatischen Prinzip Whateleys und der dogmatischen Grundüberzeugung Newmans ist in der Tat kaum denkbar, und er konnte auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Den ersten Bruch brachte die Parlamentswahl des Jahres 1829, bei der Newman und seine Freunde gegen die Emanzipation der Katholiken stimmten, weil sie darin einen Vorstoß des Liberalismus gegen die alleinige Wahrheit der Staatskirche erblickten, wodurch die Masse des Volkes irre gemacht werden müsse; den offenen Kampf eröffnete Keble mit seiner berühmten Predigt über ‚die nationale Apostasie‘, der England entgegengehe, wenn dem Vordringen des Liberalismus nicht energisch entgegengearbeitet werde; Newman übernahm es, in zeitgemäßen Flugschriften (Tracts for the times) die breite Masse der Gebildeten über die Gefahr aufzuklären und an einzelnen aktuellen Beispielen zu zeigen, daß das protestantische Prinzip des Liberalismus, die Kirche als eine Institution des Staates zu betrachten, weder der Intention Christi, noch den Traditionen des Anglikanismus entspreche. Die großen Theologen der Stuartschen Epoche hatten sich gegen jene Tendenzen bis aufs Blut gewehrt; erst unter Eduard VI. waren sie durch kirchenpolitische Verhältnisse zur Herrschaft gelangt; aber das offizielle Gebetbuch der anglikanischen Kirche (Prayer-book) hatte den ursprünglichen Charakter bewahrt und betonte mit allem Nachdruck, daß nur die apostolische Succession Bischöfen und Priestern kirchliche Vollmachten erteilen könne. Die Urkirche war ausschließlich auf diesem Prinzip aufgebaut, und die Konvokation von 1571 erklärte ausdrücklich, ‚nichts lehren zu wollen, was nicht der Doktrin des Alten und Neuen Testamentes, wie die katholischen Väter und alten Bischöfe sie verstanden hätten, entspreche‘**. Auf diese authentischen Anschauungen griff Newman zurück und suchte ihnen in den Traktaten von neuem Geltung zu verschaffen, weil sie allein der alles zersetzenden Macht des Liberalismus Einhalt zu bieten vermöchten.

Die Diskussion wurde vor allem durch die Ernennung eines ausgesprochenen Rationalisten, Dr. Hampden, zum Regius-Professor der

* Apologia S. 11.

** Ebd. S. 84.

Theologie in Oxford nach dieser Richtung hingedrängt. Newman brachte fast die ganze theologische Fakultät Oxfords und einen großen Teil des anglikanischen Klerus zu einem scharfen Protest gegen die Maßnahme der Regierung, erreichte den Ausschluß Hampdens aus dem Komitee zur Untersuchung häretischer Doktrinen und zur Wahl der Pfarrer und rief das Volk zum Widerstand gegen das Eindringen des Liberalismus in die Kirche auf. Aber auch die Gegner ruhten nicht. Als man nach der entscheidenden Sitzung, in der die Sache Hampdens verhandelt worden war, auseinanderging, sagte einer von dessen Freunden zu Manning: ‚Das nächstemal werden wir zusammenkommen, um gegen Newman zu stimmen.'* Er hatte in Trakt 75 das römische Brevier, das er durch Freunde kennen und lieben gelernt, mit aufrichtigem Lobe kommentiert und in Trakt 85 offen ausgesprochen, die Bibel könne unmöglich als einzige Glaubensquelle gelten, da sie von den wichtigsten Wahrheiten, z. B. ihrer eigenen Inspiration, ganz schweige; man bedürfe notwendig auch der Tradition und einer autoritativen Auslegung. Das wurde ihm als geheimes Romanisieren ausgelegt, und es half wenig, als er seine Leser auf das Ende vertröstete: ‚Allerdings scheint es so, als ob wir geraden Weges nach Rom steuerten; habet jedoch nur etwas Geduld, dann werdet ihr sehen, daß eine tiefe Kluft den Weg durchkreuzt und eine wesentliche Änderung unmöglich macht. . . . Mißbrauch läßt sich nun einmal nicht vom Wesen einer Sache trennen; wir können nur Geduld üben und anderen Geduld empfehlen, indem wir mit dem Wettläufer in der Tragödie unbeirrt und hoffnungsvoll den Blick auf den Ausgang gerichtet halten: τῷ τέλει πίστιν φέρων. Am Ende hoffen wir bestimmt, daß aller Mißklang des einzelnen sich zu einer großen Harmonie zusammenfinden werde.'** Unglücklicherweise erschien um dieselbe Zeit (Frühjahr 1838) Froudes Nachlaß, in dem die englischen Reformatoren des 16. Jahrhunderts scharf angegriffen und eine Reihe spezifisch katholischer Lehren anerkannt wurde. Die Folge war eine tiefe Erregung unter den Studenten wie Professoren, die Presse griff die Sache auf, das Parlament befaßte sich mit ihr, weite Kreise weigerten sich, fürderhin ihre Söhne nach Oxford zu schicken, und was für Newman das Schmerzlichste war, die Bischöfe warnten in offiziellen Schreiben vor den Traktarianern. Bisher hatte er gerade in der Übereinstimmung mit seinem Bischof die sichere Gewähr für die Richtigkeit seines Weges gesehen***. Nun verlor er auch diesen

* Manning: England and Christendom, introd. S. 47.

** Apologia S. 55—6.

*** ‚Ich wollte gern so vor den Augen meines Bischofs leben, als wären es die Augen Gottes, die mich durch ihn bewachten. Das war eines der Hauptschutzmittel gegen mich selbst und gegen meine Verbündeten; ich konnte nicht ganz irre gehen, so lange ich Grund hatte, zu glauben, daß ich meinem Bischofe in nichts mißfalle. . . . Mein Bischof war mein Papst; einen anderen kannte ich nicht; in ihm sah ich den Rechtsnachfolger der Apostel, den Stellvertreter Christi. . . . Dem entsprechend habe ich immer gehandelt. Als ich 1845 an Bischof Wiseman, in dessen Sprengel ich damals wohnte,

Hans Memling/Die Anbetung der hl. Drei Könige



Phot. F. Bruckmann A. G., München

Halt, und es blieb nichts anderes übrig, als durch ein wissenschaftliches Werk über das Verhältnis der anglikanischen zur katholischen Kirche seinen Standpunkt zu rechtfertigen.

Er versuchte es in einer Abhandlung über ‚das Prophetenamt der Kirche, in bezug auf Romanismus und vulgären Protestantismus betrachtet', die von Döllinger ‚das größte Meisterwerk der Theologie Englands im letzten Jahrhundert' genannt worden ist. Newman entwickelt darin vor allem die Theorie der ‚Via media', welche zwischen der Überspannung des Autoritätsprinzips im Katholizismus und der subjektiven Willkür des Protestantismus die rechte Mitte halten will, und die auch später, als er längst eingesehen hatte, daß der Anglikanismus nicht die Verkörperung dieser Idee sei, eine seiner Grundüberzeugungen geblieben ist: ‚Die beste Form, die Menschen zur Wahrheit und zum Heile zu führen, ist eine Kirche, die Autorität besitzt, aber diese Autorität nicht überspannt, sondern einen Geist der Freiheit in ihren Kindern weckt, ja fördert, aber auch bändigt, wenn er gewisse Grenzen überschreitet.' Damals glaubte er noch, daß die Hochkirche ‚die Religion der rechten Mitte' enthalte und erblickte seine Aufgabe darin, dieses Wesen gegen beide Extreme und die davon ausgehenden Einflüsse klar herauszustellen. Besonders in der Geschichte der Urkirche mußte es sich am überzeugendsten nachweisen lassen.

In den Herbstferien 1839 ging er an die Geschichte der Monophysiten; aber dabei stieg ihm der erste ernstliche Zweifel auf. Je tiefer er in die Geschichte des 5. Jahrhunderts eindrang, um so weniger konnte er sich des Eindrucks erwehren, daß die Anglikaner im Grunde nichts anderes als die Monophysiten des 16. und 19. Jahrhunderts seien. ‚Es war schwer,' so erzählt er 1850, ‚zu erklären, warum Eutychianer und Monophysiten Häretiker sein sollten, wenn nicht die Protestanten und Anglikaner denselben Namen verdienten; schwer, Argumente gegen die Väter des Tridentinums zu finden, die nicht zugleich gegen die Väter von Chalcedon gerichtet waren; schwer, die Päpste des 16. Jahrhunderts und nicht zugleich die des 5. zu verurteilen. ... Die Grundsätze der römischen Kirche waren heute genau dieselben wie damals; nur die Häretiker hatten sich geändert. ... Wozu also den Streit fortsetzen und meine Stellung verteidigen, wenn ich doch nur Argumente für Arius und Eutyches schmiedete und mich zum advocatus diaboli gegen den unvergleichlichen Athanasius und den majestätischen Leo aufwarf?'* Also Anglikanismus nicht gleich Urkirche, sondern gleich Protestantismus; Urkirche aber vielleicht gleich Katholizismus. Die Gegner hatten recht, wenn sie den Anglikanismus nach der ihm wesensverwandten protestantischen Seite

schrieb, um meine Rückkehr anzuzeigen, wußte ich ihm nichts Besseres zu sagen, als daß ich dem Papst so gehorchen wolle, wie ich meinem Bischof in der anglikanischen Kirche bisher gehorcht habe.' Apologia S. 50 f.

* Apologia S. 115.

hin ausbauten und wenn sie seine Bestrebungen, Anglikanismus und Urkirche in Einklang zu bringen, katholisierend nannten. Furchtbar fiel ihm diese Erkenntnis auf die Seele, daß seine Entwicklung gerade die Behauptung der Gegner beweisen und ihn zu der von Jugend auf verabscheuten Kirche von Rom führen sollte. In der ersten Not wußte er nichts anderes, als einem seiner vertrauten Freunde, Rogers, den schweren Zweifel mitzuteilen, und als er von diesem keine Klärung erhielt, eröffnete er Henry Wilberforce auf einem Spaziergange sein Herz. Wie ein Donnerschlag traf es den jüngeren Begleiter, als er den unentwegten Meister plötzlich hilflos vor Perspektiven gestellt sah, deren Ende ihm schrecklich schien. Sie verständigten sich dahin, für einander zu beten, daß sich ihnen entweder ein anderer Ausweg biete oder, wenn der Gang nach Rom unvermeidlich sei, daß sie vorher sterben möchten. Zufällig erhielt er in denselben Tagen einen Brief von Manning, worin dieser ihn um Angabe der besten Gründe bat, um eine ihm befreundete Dame vom Übertritt zum Katholizismus zurückzuhalten. Nichts ist für die Psychologie Newmans interessanter als die Antwort auf diese Anfrage: Er kann die Wucht der Argumente für die römische Kirche nicht leugnen, weil sie zu schwer auf ihm selber lasten; aber im Hinblick auf die vielen und schweren Mißbräuche in derselben meint er, ein Bedenken könne noch nicht entscheiden; um vor jeder Täuschung bewahrt zu bleiben, müsse man gleich dem kleinen Samuel warten, ob der Herr nicht mehrmals rufe; Übereilung schade nirgendwo so sehr als in Sachen der Religion*. So suchte er sich selber klar zu machen, daß er einstweilen in seiner Kirche nicht nur bleiben dürfe, sondern müsse.

Aber der Herr rief bald zum zweiten Male, und zwar im Streit um den Trakt 90. Newman war zu der Überzeugung gekommen, daß das Heil aus dem religiösen Wirrwar der Gegenwart nur in einem systematischen Anschluß an die Lehre der Urkirche kommen könne, und es fragte sich, wie weit sich dieselbe mit dem anglikanischen Glaubensbekenntnisse vereinbaren ließe. In Traktat 90 machte er den verzweifelten Versuch, die 39 Artikel in einem möglichst katholischen Sinne auszulegen und sein Verbleiben in der Hochkirche darauf zu gründen. Zu seiner persönlichen Rechtfertigung konnte er darauf hinweisen, daß die Artikel vor Beendigung des Tridentinums (1562) verfaßt seien und darum auch nicht gegen dessen Bestimmungen gerichtet sein können, daß ferner Heinrich und Elisabeth nicht aus doktrinellen, sondern aus rein politischen Gründen sich vom Papsttum getrennt hatten; sie wollten von der sola fides Lehre der deutschen Reformatoren nichts wissen, verwarfen auch nicht die Messe oder den Glauben an das Fegfeuer und wünschten insbesondere keinen verheirateten Klerus. Newman glaubte sich darum berechtigt, unabhängig von der protestantischen Deutung seiner Zeitgenossen, die Artikel soweit in katholischem Sinne auszulegen, als es der Wortlaut nur immer gestattete. Aber der Erfolg war

* E. Purcell: Life of Cardinal Manning, London 1895, I 233 f.

ein entgegengesetzter. Ein Sturm der Entrüstung durchbrauste die Universität, die Dekane (heads of houses) traten sofort zu einem Prüfungskomitee zusammen und legten, ohne die angebotene Verteidigung oder Erklärung Newmans abzuwarten, einen äußerst scharf gehaltenen Protest ein. Durch Vermittlung seines Bischofs, des edlen und einsichtsvollen Bagot, wurde das Äußerste, die Zensurierung durch die kirchliche Autorität, vermieden; Newman versprach dafür, das Erscheinen des Trakts einzustellen und die Diskussion über Number XC aufzugeben. Aber er konnte es nicht vermeiden, daß die undergraduates offiziell vor ihm gewarnt, und Ward und Church ihre Stelle an der Universität niederzulegen gezwungen wurden; ja der mildeste der Bischöfe erklärte, einen Kandidaten nicht weihen zu können, der Newmans Anschauungen teile; und um das Maß voll zu machen, berief die Universität Newmans schärfsten Gegner, Arnold, zum ‚regius professor' der modernen Geschichte. Im Triumph zog dieser in Oxford ein, und für seine Antrittsvorlesung mußte der größte Saal der Stadt, das Theater, genommen werden.

Das war also das Ende!

‚Ich sah es klar: Mein Posten in der Bewegung war verloren, das öffentliche Vertrauen dahin, meine Beschäftigung zu Ende. Es war mir einfach unmöglich, noch ein Wort zu sprechen, das gefruchtet hätte, nachdem der Pedell in jedem Kolleg der Universität meinen Namen ans schwarze Brett geschlagen hatte, wie den eines Pastetenbäckers, dessen Haus zu besuchen verboten wird, und nachdem ich in allen Teilen des Landes, in jeder Klasse der Gesellschaft, durch jedes Organ, in Zeitungen, Zeitschriften, Lehrsälen, Versammlungen, auf Kanzeln, an Tafelrunden, ja an Wirtstischen, in Kaffeehäusern und in Eisenbahnwagen als Verräter gebrandmarkt worden war, der eine Lunte gelegt habe und in dem Augenblick abgefaßt worden war, als er sie anzünden wollte, — ein Brandstifter an dem altehrwürdigen Bau der Staatskirche.'*

Die erste Konsequenz, die Newman ziehen mußte, war, sich von den Augen der Welt zurückzuziehen und in Gebet und Studium nach Klarheit zu ringen. Im Sommer 1841 übertrug er seine Stelle an St. Mary einem curate und ging nach dem einige Meilen entfernten stillen Littlemore, das zu seiner Pfarrei gehörte.

Da fiel der dritte, für Newman entscheidende Schlag: Die Errichtung des anglo-preußischen Bistums in Jerusalem. Der preußische Hof beabsichtigte, um den unierten Kirchen nach dem Unionsdekret von 1817 eine geschlossenere Einheit zu geben, die Episkopalgewalt in irgendeiner annehmbaren Form einzuführen, und um ein ungefährliches Experiment zu machen, schlug Bunsen vor, im Verein mit dem Anglikanismus, der das Episkopalsystem hatte, im fernen Osten ein protestantisches Bistum zu errichten. In England ging man auf diesen Plan ein, und am 5. Oktober

* Apologia S. 89.

1841 wurde eine Parlamentsakte durchgebracht, daß die britische und die preußische Krone abwechselnd den Bischof ernennen sollten. Auch die Traktarianer hatten anfangs nichts dagegen einzuwenden. Aber Newman sah darin eine Frage von prinzipieller Bedeutung: ‚Also gerade zu der Zeit, als die Bischöfe ihren harten Spruch gegen mich erließen, weil ich mich zu einer Annäherung an die katholische Kirche bekannte, die nicht weiter ging, als ich es mit den anglikanischen Lehrbestimmungen für vereinbar hielt, sehen wir dieselben Männer durch das, was sie taten oder geschehen ließen, nach der anderen Seite hin protestantischen Genossenschaften die Bruderhand reichen und ihnen die Erlaubnis geben, sich unter einen anglikanischen Bischof zu stellen. Und von den Schützlingen verlangten sie nicht, daß sie ihren Irrlehren entsagen sollten, fragten nicht einmal, ob sie gültig getauft und gefirmt seien. Zudem war aller Grund vorhanden, anzunehmen, daß der betreffende Bischof dazu bestimmt sei, das Ansehen Englands zu dem Zwecke auszubeuten, um aus den orthodoxen Griechen und den schismatischen Genossenschaften in Asien Überläufer heranzuziehen. Das war für mich der dritte Schlag, dem endlich mein Glaube an die anglikanische Kirche vollends erlag.‘*

Bis dahin hatte Newman geglaubt, daß Anglikanismus und Urkirche übereinstimmten oder sich doch wieder, wenn auch mit unendlicher Mühe, in Einklang bringen ließen; er hatte seine Aufgabe darin gesehen, seine Kirche auf die Wege des Urchristentums zurückzuführen, wie sie einst, entgegen dem ursprünglichen Plan der englischen ‚Reformers‘, in protestantische Bahnen gedrängt worden war; er nahm es auch nicht übel, daß der Kranke sich gegen diese einschneidende Operation wehrte und seine Person beschimpfte, wenn er sie nur an sich vollziehen ließ. Nun aber sah er sich nicht nur zurückgestoßen, sondern die Autorität selbst einen bedeutenden Schritt weiter nach links gehen. Es blieb ihm also nichts anderes übrig, als seine urchristlichen Träume und Erkenntnisse aufzugeben oder einen Platz außerhalb der Kirche zu suchen. ‚Vom Ende des Jahres 1841 an‘, sagt er in der Apologie, ‚befand ich mich, was mein Leben in der anglikanischen Kirche betrifft, auf dem Sterbebett. . . . Ein Sterbebett hat zwar kaum eine Geschichte; es ist ein müdes Abwärtsschleichen, zuweilen nur durch das Aufflackern eines Lichtes unterbrochen, das sofort tiefer in sich zusammensinkt; und sieht man das Ende voraus, so ist es nur noch, was man so nennt, eine Frage der Zeit; dann ist wenig mehr da, was den Zuschauer fesseln könnte, besonders wenn er ein gefühlvolles Herz hat. Auch pflegt man dann die Türen zu schließen und die Vorhänge niederzulassen, der Kranke selbst achtet nicht darauf und besinnt sich nicht auf die einzelnen Stufen der wachsenden Schwäche. — So war es mir, nur daß man mich nicht ruhig sterben ließ.‘**

---

* Ebd. S. 142 f.

** Apologia S. 155.

Es ist ergreifend, diesem Todeskampf zu folgen und zu sehen, wie subtil und bedächtig Newman die Gründe bis zum letzten schweren Schritt abgewogen hat. Gewissenhafter und verzweifelter ist nie ein Glaubenskampf gekämpft worden. — Vom Austritt aus der anglikanischen Kirche bis zum Eintritt in die katholische war noch ein weiter Weg; wenn die eine im Unrecht war, dann war die andere noch lange nicht im Recht*. Auch in ihr gab es schwere Mängel, Engherzigkeit, Äußerlichkeit, kleinlichen Neid und ängstliche Bevormundung durch die Autorität, kurz alles, was auch Wiseman die bittersten Stunden bereitet hat**; insbesondere stieß er sich an der Verquickung von Religion und Politik durch O'Connell. ‚Ich weiß kaum Worte zu finden, die stark genug sind, um meine Empfindungen in dieser Sache auszudrücken. Ich fühlte einen unaussprechlichen Widerwillen gegen die politischen Grundsätze und Handlungen O'Connells, weil er, wie ich meinte, sich mit Menschen von allen Religionen und keiner Religion gegen die anglikanische verbündet hatte und den Katholizismus durch Gewalt und List zu fördern suchte. Als ich deshalb fand, daß die Katholiken in England, und wie ich voraussetzte, auch in Rom für ihn Partei nahmen, da glaubte ich einen augenscheinlichen Beweis vor mir zu haben, daß der römische Hof kalt und warm aus einem Munde blase und ganz die schlimmen Eigenschaften habe, mit welchen ich ihn in den Schriften seiner Gegner bekleidet gefunden hatte. . . . An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen: Wir sehen da Rom sich abmühen, um durch gleißende Darstellung seiner Lehren, gefällige Einkleidung der Geschichte, kühne Versicherungen, Schmeichelworte bald an diese, bald an jene schwache Seite der menschlichen Natur Konvertiten unter uns zu gewinnen . . . Wir sehen seine Agenten lächeln und sich bücken und mit dem Kopfe nicken, um die Augen auf sich zu ziehen, wie die Zigeuner den Knaben gegenüber, welche die Schule schwänzen; sie laden ein zum Ausverkauf von Märchen für die Kinderstube, hübschen Bildern, vergoldeten Pfefferkuchen, Wurm-Bonbons und Zuckererbsen für brave Kinder. Wer kann anders, als sich schämen, wenn er die Religion der Ximenes, Karl Borromäus und Pascal so verdunkelt sieht? Wen muß es nicht aufs tiefste schmerzen, wenn der Geist und die Eigenschaften dieser Religion von ihren frömmsten und entschiedensten Verteidigern so sehr verkannt werden? Wir Engländer lieben ein männliches, offenes, gerades Wesen, Wahrheit und Aufrichtigkeit. Rom wird nie bei uns zu Ansehen kommen, bis es diese Tugenden lernt und sie gebraucht.'***

Die Stunde des Übertrittes war noch nicht gekommen, und aus diesem Grunde suchte Newman auch diejenigen, die kurzerhand übertreten wollten,

---

* Apologia S. 155.

** Wilfrid Ward: The Life and Times of Cardinal Wiseman, London 1897. II, 236.

*** Apologia 123 f.; 126 f.

so lange wie möglich zurückzuhalten. ‚Welches auch immer die Schwächen der englischen Kirche sein mögen,' schrieb er an Faber, ‚sie enthält doch so viele Mittel, noch heiliger zu werden, als wir es sind, daß wir einstweilen noch genug daran zu tun haben. Arbeiten wir an unserer Heiligung, dann können wir sicher sein, nicht in die Irre zu gehen.'* Faber hat erzählt, wie er zweimal den Hut in die Hand genommen habe, um ins englische Kolleg zu gehen und zu konvertieren; aber der Gedanke an Newman und seine Vorsicht habe ihn immer wieder zurückgehalten**. Auch der stürmische Ward ließ sich bereden; als ein Geistlicher ihn auf den oben erwähnten Artikel hin fragte, warum er nicht übertrete, antwortete er: ‚Sie wissen doch als Katholik, was es heißt, einen Papst zu haben. Nun, Newman ist mein Papst, und ohne seine Zustimmung kann ich keinen Schritt unternehmen.'***

Aber bei Bernard Smith, dem Rektor von Leadenham, schlug der Versuch fehl. Newman hatte ihn zur Beschwichtigung eigens nach Littlemore gebeten; aber dieser zog es vor, mit Eklat zum Katholizismus überzutreten. Auch Isaak Williams, sein ‚curate', und Rogers, während vieler Jahre sein vertrautester Freund, verließen ihn. Am meisten schmerzte ihn der Übertritt Lockharts, der sich seit einiger Zeit mehr als andere seiner Leitung unterstellt hatte. Die Welt wußte nichts davon, daß er ihm mit Mühe und Not das Versprechen abgenommen hatte, nicht vor drei Jahren, also nicht vor 1845, den entscheidenden Schritt nach Rom zu tun. Als er, ein Jahr später, unter dem Einfluß eines Rosminianers, P. Gentili, dem Anglikanismus abschwor und gleich in den Orden des Philosophen von Roveredo eintrat, warfen alle die Schuld auf Newman, und dieser sah selbst, daß Lockhart in seiner Umgebung bald Nachfolger finden werde. Es mußte scheinen, daß er im geheimen doch gegen die Mutterkirche arbeite, und wenn man von ihm verlangte, sich offen gegen den Katholizismus auszusprechen, dann mußte er auch das als seiner jetzigen Anschauung nicht mehr entsprechend ablehnen. Es blieb also nichts anderes über, als seine Stelle aufzugeben. Schweren Herzens schrieb er an Keble: ‚Obwohl ich für den neuesten Fall in keiner Weise verantwortlich gemacht werden kann, ist der Skandal doch so groß, daß ich mich nicht mehr öffentlich zeigen darf, solange ich St. Mary behalte.'† Es war für ihn ein furchtbarer Verzicht, und er wurde noch erschwert durch einen tiefbewegten Brief seiner Schwester Jemima, die an die Seelen erinnerte, welche er nun führerlos lasse††. Tragischer konnte es nicht für ihn endigen, als daß er seine Zu-

* Letters and Correspondence II, 389, 410 f.

** Life and Letters of F.-W. Faber by J.-E. Bowden, London 1903, S. 199.

*** Wilfrid Ward: W.-G. Ward and the Oxford Movement, S. 241; vgl. bes. 190—226.

† Letters and Corr. II, 422.

†† Ebd. II, 420 f.

hörer in den besten Absichten auf einen Punkt geführt sah, den er in der Kirche selbst nicht mehr vertreten durfte.

Am 18. September 1843 unterzeichnete er in London seine Demission, und am 24. sprach er zum letztenmal zu seinen Pfarrkindern in Littlemore, derselben Kapelle, in der seine Mutter begraben lag und deren Ruhestätte man mit Blumen geschmückt hatte. Das Thema lautete: ‚The parting of friend'*. ‚Als Newman die Kanzel bestieg,' so erzählt ein Augenzeuge, ‚verbreitete sich ein tiefes Schweigen. Jedermann fühlte, daß Worte gesprochen würden, die ihnen allen unvergeßlich bleiben sollten. „Die Trennung der Freunde" ist deshalb auch wohl die pathetischste aller Predigten dieses größten Meisters des religiösen Pathos: Es ist der herzbrechende Ausdruck des innern Jammers, den ein Mann von so außerordentlicher Gefühlstiefe in dem Augenblick empfinden mußte, da er sich zwischen einen Ruf, den er für den Ruf der Pflicht ansah, und die Zuneigung und Liebe hochdenkender, hingebender Freunde gestellt fand. Es war der Aufschrei, der die Welt davon in Kenntnis setzte, daß ein Werk geistlicher und religiöser Wiedergeburt, dem nichts Ähnliches in Europa seit mindestens 300 Jahren an die Seite gesetzt zu werden vermag, im Geiste wenigstens seines hauptsächlichsten Urhebers mit einer Niederlage schloß.'** Alle weinten, nur der Redner ausgenommen. Ruhig und gebeugt steigt er von der Kanzel, empfängt die Kommunion und kniet sich seitwärts, während Pusey unter Tränen den Dienst zu Ende führt. ‚Mit geknickter Seele', schrieb dieser am Abend in sein Tagebuch, ‚kehre ich heim; diese Predigt war der reine Newman. . . . Wenn unsere Bischöfe wüßten, welch treue, dem Dienste des Herrn ergebene Herzen sie mit ihren Maßnahmen brechen!'***

Newman lebte fortan in Littlemore als Laie und gedachte seine außergewöhnlichen Kenntnisse in Mathematik und Physik als Ingenieur auszunützen. Aber der Dienst im Heiligtum, dem er seine Liebe und seine beste Kraft gewidmet hatte, ließ ihn nicht los. Er hoffte noch immer, wenn auch schwach, den Anglikanismus als legitimen Sohn der Urkirche zu erkennen und festhalten zu können. Deshalb schied er auch nicht aus Oriel und besuchte regelmäßig den anglikanischen Gottesdienst. ‚Praestolari in silentio salutare Dei', dieses Wort des Propheten, das ein anderer religiöser Genius des 19. Jahrhunderts über seine Zelle geschrieben hat, könnte auch als Motto über seinem Leben stehen. Und das Heil ließ noch zwei Jahre auf sich warten. Der Kampf um die Trakts, der unvermindert weitertobte, focht ihn nicht mehr an; auch nicht die Hirtenbriefe, welche die Bischöfe gegen ihn erließen; seitdem sie sich von der Urkirche losgesagt, hatten sie jede Autorität für ihn verloren. Aber desto mehr schmerzte es ihn, daß

* Fehlt leider in der trefflichen Ausgabe von G. M. Dreves bei Kösel.

** Liddon: Life of E. B. Pusey II, 374 f. Blennerhassett: Newman S. 111 f.

*** Liddon: Life of E. B. Pusey II, 374 f.

er mit schuld daran sein mußte, wenn von seinen Anhängern die einen jedes Vertrauen in die Autorität verloren und sich dem Skeptizismus ergaben, die andern, wie Ward, das Autoritätsprinzip überspannten und das Reich des Gedankens und der Liebe mit äußern Machtmitteln und Polizeimaßregeln verwechselten, was ihm in der Seele zuwider war. ‚Wie konnte ich hoffen, meine Freunde jemals von der Richtigkeit meiner zweiten Theologie zu überzeugen, nachdem ich sie mit meiner ersten so in die Irre geführt hatte? . . . Mußten sie es nicht für ausgemacht halten, daß volle Gewißheit hienieden gar nicht möglich sei? . . . Es gibt nur zwei Wege, zwischen denen wir zu wählen haben, den Weg nach Rom und den Weg zum Atheismus. Der Anglikanismus ist die Station auf der einen Hälfte des Weges, wie der Liberalismus auf der andern. Wie viele, das wußte ich wohl, werden mir in der Richtung nach Rom nicht folgen, sondern die entgegengesetzte Richtung einschlagen! . . . Ich mache jedoch durch, was durchgemacht werden muß, und hoffe, daß mit jedem schmerzvollen Tage, den ich verlebe, der Inhalt des Kelches, den ich zu leeren habe, um etwas vermindert wird. So viel ich mich selbst kenne, ist mein größter Kummer die Verlegenheit, Unruhe, Bestürzung und Zweifelsucht, die ich bei so vielen veranlasse, und die Einbuße an Liebe und Ansehen, die so viele Bekannte und Unbekannte zu erleiden haben, die auf mich vertrauten. Von diesen beiden Quellen des Schmerzes ist die erste eine andauernde, quälende und ungemilderte. Tagelang habe ich ein körperliches Weh ums Herz gespürt, und zu Zeiten meine ich, alle Klagen des Propheten auf mich anwenden zu können.‘ So schrieb er Ende 1844 an einen Freund*.

Aber der Schmerz vermochte nicht seine rationellen Gründe zu ersetzen und die Zweifel zu beschwichtigen; er hat ihm keinen Einfluß auf seine Entschließungen eingeräumt. So klar ihm bisweilen die Wahrheit des Katholizismus erschien, so daß er meinte, übertreten zu müssen: Immer wieder stieg vor ihm die Frage auf, ob er seine Anschauungen nicht wieder ändern müsse. ‚Ich hatte mich einst gröblich getäuscht; — wie konnte ich sicher sein, mich nicht ein zweites Mal zu täuschen? Ich dachte damals auf dem rechten Wege zu sein; — wie durfte ich gewiß sein, der jetzt eingeschlagene sei der rechte? Wie viele Jahre lang war ich fest überzeugt von der Wahrheit dessen, was ich jetzt verwerfe; — wie sollte ich jemals wieder Vertrauen zu mir selbst gewinnen? Wie ich 1840 den ersten Lauten des Zweifels zugunsten Roms gelauscht hatte, so lauschte ich jetzt auf die verhallenden Hauche des Zweifels zugunsten der anglikanischen Kirche. . . . Diesem unbestimmten Mißtrauen mußte irgend eine Grenze gezogen werden, ich mußte tun, was in meinen Kräften stand und dazu das Gedeihen von oben auf mein Werk erflehen.‘** Der feste Pol über den schwankenden und widersprechenden Anschauungen war das Urchristentum; was mit diesem

---

* Apologia S. 204—5; 228.

** Ebd. S. 228.

übereinstimmte oder sich folgerichtig daraus entwickeln ließ, mußte die Wahrheit sein. Die endgültige Entscheidung hing also davon ab, ob sich der Anglikanismus oder der Katholizismus oder sonst eine Konfession in gerader Linie auf die Urkirche zurückführen ließ.

Lange bevor Darwin und Wallace den Entwicklungsgedanken in der Biologie wissenschaftlich erklärt und mit Beispielen belegt hatten, erfaßte Newman ihn in seiner Bedeutung für das gesamte Geistesleben und eröffnete daraus Perspektiven, die erst in der Gegenwart gewürdigt werden. Ihm selber ist er zum sichern Wegweiser des Glaubens geworden. Sobald ihm der Ausgang klar war, brach er ab. Drei Punktreihen bezeichnen das Aufleuchten der Wahrheit vor seinem ringenden Geiste*. Die Schlußworte hat er erst nach der Konversion hinzugefügt: ‚Das waren die Gedanken bezüglich der seligen Vision des Friedens, die Gedanken eines Mannes, der lange gebetet und gefleht hatte, der Allbarmherzige möge das Werk seiner Hände nicht verachten, noch es sich selbst überlassen, während sein Blick noch getrübt, seine Seele beladen war, und er nur die Vernunft in Sachen des Glaubens aufbieten konnte. Und nun, teurer Leser, die Zeit ist kurz, die Ewigkeit ist lang. Vergiß nicht, was du hier vernommen hast, und betrachte es nicht als bloßen Ausfluß der gegenwärtigen Kontroversen. Gib dir keine Mühe, es zu widerlegen oder mundtot zu machen, noch täusche dich selbst über die Tragweite durch den Vorwand, es sei nur ein Erzeugnis des Verdrusses oder der Enttäuschung, der Unruhe oder der verletzten Eitelkeit, überspannter Reizbarkeit oder anderer Schwächen. Hülle dich nicht in die Beziehungen vergangener Jahre, stelle nicht als Wahrheit auf, was du gerne wahr haben möchtest, noch mache dir einen Abgott aus liebgewordenen Voraussetzungen. Die Zeit ist kurz, die Ewigkeit ist lang:

‚Nunc dimittis servum tuum, Domine,
secundum verbum tuum in pace,
quia viderunt oculi mei salutare tuum.‘

Am 3. Oktober verzichtete er auf seine fellowship in Oriel und am 10. kehrte er nach einer im Gebete verbrachten Nacht zur römischen Kirche zurück, fast zur selben Zeit, als der junge Renan das Seminar von Saint-Sulpice und die Kirche seiner Väter verließ, allerdings nicht, um, wie Newman, den Frieden zu finden, sondern um ruhelos zu leben und zu sterben**.

---

* ‚Il n'y a peut-être rien de plus pathétique dans la littérature chrétienne, que ce chapitre interrompu brusquement, ces trois astérisques et cette merveilleuse page où Newman affirme qu'il a enfin trouvé la lumière de Dieu.‘ H. Bremond: Newman, le développement du dogme chrétien, 4e éd. Paris 1906, S. 7.

** Vgl. den ergreifenden Brief, den er nach dem Austritt am 12. Nov. 1845 über seine Seelenkämpfe an einen Freund geschrieben. (Souvenirs de la jeunesse, Anhang.)

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Bausteine

Unbekannte Jugendgedichte Friedrich Wilhelm Webers / Von Julius Schwering

‚Verdirb mir meinen Namen nicht!' Mit diesen Worten hat F. W. Weber seiner Tochter Elisabeth, deren Hand er seinen poetischen Nachlaß anvertraute, die Verpflichtung auferlegt, eine gestrenge Hüterin seines geistigen Erbes zu sein. Der bescheidene Meister, der zeitlebens an sich selbst hohe künstlerische Anforderungen stellte, wollte nicht, daß die beutegierige Sammelwut der Tagesliteraten in seine Werkstatt eindringe und die unfertigen Gebilde seiner Kunst auf den Markt hinaustrage. Den heute geltenden Satz, daß die Öffentlichkeit ein Recht auf den ganzen Dichter, und der Dichter — auch der gestorbene — ein Recht auf die unbeschränkte Öffentlichkeit hat, wollte er nicht gelten lassen. ‚Das mag', so äußerte er im Februar 1892 zu mir, ‚für unsere Größten wie Goethe und Schiller zutreffen, aber nimmermehr für die Dichter zweiten und dritten Ranges. Was diese dem Publikum vorenthalten, mag ruhig im Dunkel bleiben, die Mit- und Nachwelt wird wenig dadurch verlieren.' Mit scharfem Spotte erging er sich über jene kritischen Ausgaben, die ohne Sinn für die Forderungen der Ästhetik lediglich nach historischen Gesichtspunkten bearbeitet werden. ‚Da macht man die disjecta membra des unglücklichen Poeten zu Gegenständen anatomischer Untersuchungen; die von ihm verworfenen Textvarianten werden frisch und fromm wieder aufgemutzt und mit seinen Gymnasialversuchen, Küchenrechnungen, Waschzetteln und Tretbriefen fein säuberlich chronologisch zusammengestellt, so daß der künstlerisch empfindende Leser sich eines Schauders nicht erwehren kann.' Vor einem solchen Schicksal wollte Weber seine Musenkinder bewahren. Wie Annette von Droste-Hülshoff, Reuter, Liliencron, Frenssen hat er erst spät seine Eigenart gefunden, er hat ganze Bände Lyrik geschrieben, ehe ihm ein Lied gelang, das formell und inhaltlich das Gepräge seines Wesens trägt, und er wußte recht gut, daß man seinem Andenken einen schlechten Dienst erweisen würde, wenn man all' diese unreifen Schöpfungen aus der Zeit seines Suchens und Tastens der Öffentlichkeit übergäbe. Elisabeth Weber handelte daher ganz im Sinne ihres Vaters, wenn sie bei der Herausgabe der ‚Herbstblätter' ‚den reichen Vorrat der Jugendgedichte' fast unberücksichtigt ließ und nur einige lyrische Proben daraus mitteilte, die für den Menschen und Künstler bezeichnend sind. Die gleiche Zurückhaltung habe ich mir bei der Abfassung von Webers Biographie auferlegt. Aus der Masse ungedruckter Poesien, die mir vorlagen, flocht ich nur solche lyrische Bekenntnisse in das Lebensbild des Dichters ein, die mir als Merkzeichen seiner geistigen und künstlerischen

Entwicklung bedeutsam erschienen. Eine Ausnahmestellung unter den Gedichten nehmen die Lieder ein, die Weber selbst einst in jungen Jahren unter seinem vollen Namen oder unter dem durchsichtigen Schleier halber Anonymität in die Welt schickte und abdrucken ließ. Über diese Jugenderzeugnisse — mochte er auch später mißbilligend auf sie zurückblicken — hatte er das Verfügungsrecht verloren; sie sind gewissermaßen herrenloses Gut geworden, und sie wieder ans Licht zu ziehen, ist Pflicht und Aufgabe des Biographen. Auf Adolf Bäuerles ‚Theaterzeitung', als eins der ersten literarischen Organe, worin Gedichte Webers erschienen sind, habe ich in meinem Werke hingewiesen und die einzelnen Beiträge genannt, die der Jüngling im Jahre 1840 während seines Aufenthaltes in Wien diesem Blatte geliefert hat. Ich befand mich aber in einem Irrtum, wenn ich annahm, daß Weber hier zum erstenmal mit lyrischen Versuchen ernsten Inhalts vor die Öffentlichkeit getreten sei. Bei einer sorgfältigen Durchsicht der westfälischen Tagesblätter und Zeitschriften machte ich bald nach dem Erscheinen meines Buches die Entdeckung, daß der Jüngling schon vier Jahre vorher den Weg zum literarischen Markt gefunden hat. Er war damals Greifswalder Student im fünften Semester. Mit seiner Fachwissenschaft, der Medizin, vermochte er sich noch nicht recht zu befreunden. Sein Interesse galt der Wiedererweckung unserer altdeutschen Dichtung; er war Romantiker; die vaterländischen, religiösen und künstlerischen Ideale jener im damaligen Geistesleben noch tief und stark nachwirkenden Bewegung hatten von seiner ganzen Seele Besitz genommen. Jakob Grimm und Ludwig Uhland waren die Leitsterne an seinem geistigen Himmel. Der altsächsische Heliand, Walther, Wolfram und Gottfried von Straßburg, Minnesang und Volkslied bildeten mit Reinecke de Vos Lieblingsgegenstände seines Studiums, und die Einwirkung dieser Vorbilder ist in den Schöpfungen seiner poetischen Frühzeit unverkennbar. — Das erste Blatt, das dem jungen Dichter seine Spalten öffnete, war eine heute völlig verschollene Zeitschrift ‚Das Nordlicht'. Sie erschien wöchentlich in dem Paderborner Verlag von Crüwell & Stenpel und zählte außer vielen miserablen Heckenpoeten einen wirklichen Dichter, Ferdinand Freiligrath, zu ihren Mitarbeitern. In Nummer 17 vom 27. April 1836 las man zum erstenmal den Namen F. W. Weber unter folgenden Gedichten:

Drang.

Könnt' ich's nur zusammenfassen,
Was die volle Brust durchglüht,
All die buntgemischten Massen,
All' das Lieben und das Hassen:
Welch' ein wunderbares Lied!

Waldesfrieden, stille Nächte,
Zauberischer Sternenschein,
Freundliche und grause Mächte,
Ritter, Knappen und Gefechte:
Alles sprudelt aus und ein.

Hier und dort mit finstrer Mahnung
Tritt das ernste Leben vor,
Und auf seiner neuen Bahnung
Strebt mit traurig — banger Ahnung
Schon des Jünglings Geist empor.

Und die Flammen und die Funken
Weh'n und sprühen hin und her,
Und die Augen sind gesunken:
Fast doch ist' als wär ich trunken
Oder gar noch mehr.

Non plus ultra.

Es hängt eine große Harfe in Waldeseinsamkeit;
Sie brauset und sie flüstert in Lust und auch in Leid.
Wer ist der hohe Meister? Wer spielt das herrliche Lied?
Das ist der Wind des Waldes, wenn er vorüberzieht.

Die schlanke frische Eiche ist seine wilde Braut,
Der singt der närrische Alte den wunderlichen Laut;
Er wiegt sie in seinen Armen, er wirbt um ihre Gunst,
Recht wie ein edler Ritter, mit Kraft und auch mit Kunst.

Es blühte mancher Sänger im heil'gen Deutschen Reich;
Von alten und von jungen, sag' an, wer sang ihm gleich?
Wer wußte die Saiten zu rühren, so weich und auch so voll,
Daß Wogendrang und Zauber um Ohr und Seele schwoll?

Sie haben mit ihrer Trauer zu Tränen mich oft bewegt;
Sie haben mit ihrem Jubel mein heißes Blut erregt;
Doch der größte Meister des Liedes in Lust und auch in Leid,
Das ist der graue Harfner in Waldeseinsamkeit.

Edelaar.

‚Ei du mein Vogel Edelaar,
Du warst ja sonst so wild;
Nun ist dein helles Auge gar
Mit Tränen angefüllt?

Ei du mein Vogel Edelaar,
Was willst du hier am Bach
Und schleppst am Fuße immerdar
Die ehrne Kette nach?'

Sie legten mir die Kette an
Und trieben bittern Scherz.
Das hat der Jägerbursch getan;
Der hat das wilde Herz.

Ei du mein Vogel Edelaar,
Du liebst den freien Forst,
Und auf dem Felsen sonnenklar
Hast du den kühnen Horst:

‚Sie fingen mich in finstrer Nacht,
— Womit wohl sonst als List? —
Sie haben mich hierhergebracht;
— Womit wohl sonst als List? —

Ich schlage mit den Flügeln nicht,
Ich schlüge mich nicht frei;
Ich zerre an der Kette nicht,
Sie risse nicht entzwei.

Doch seh' ich, wie der jungen Brut
Schon Fang' und Feder sprießt,
Und weiß wie einst das warme Blut
Um ihre Schnäbel fließt.'

Alle drei Lieder finden sich handschriftlich in Webers Nachlaß. Das Gedicht mit der geschmacklosen Überschrift: ‚Non plus ultra' verfaßte der Jüngling am 4. Aug. 1835; in der ersten Fassung, welche die „Herbstblätter' mitteilen, trägt es den Titel: ‚Der Harfner im Walde'. ‚Edelaar' ist Anfang 1836 entstanden. Der Grundgedanke erinnert an Goethes ‚Adler und Taube' und an Annette von Drostes ‚Der kranke Aar'. Es ist die alte, immer wiederkehrende Klage einer starken, sich gebunden fühlenden Persönlichkeit über die Enge und Einförmigkeit des Lebens; im Bilde des wunden Adlers

sieht sich der Idealist, der durch die Wucht der Erdenschwere gehemmt und an den Boden gekettet ist. Ein neues, eigenartiges Gepräge hat der junge Student den Gedanken nicht zu geben verstanden, weder kommt der allgemein-menschliche Gehalt der Allegorie zu rechter Anschauung, noch gewinnt darin persönliches Erleben eine formkräftige Gestaltung.

Zwei weitere Gedichte Webers, die er mit seinem Spitznamen ‚Friedel' unterzeichnet hat, finden sich in der Nummer 19 vom 11. Mai. Sie lauten:

Sehnsucht.

Es steht die Sehnsucht an Ufers Rand
Und weinet hinaus ins Meer.
Die Woge brüllet und brandet am Strand,
Und die Sehnsucht klaget von Ufers Rand;
O wenn ich hinüber wär'!

Und im Busen stöhnt, wie ein krankes Kind,
Treuliebchen, das arme Herz:
Es pochet lauter als Well' und Wind;
Und der Wind verrauscht und die Welle verrint,
Doch verrinnt und verrauscht nicht der Schmerz.

Und siehe! da landet am tiefen Stein
Ein Schiffer mit dunklem Boot!
Schnell steigen das Herz und die Sehnsucht ein;
Der Nachen das war ein eichener Schrein
Und der Schiffer — der alte Tod! —

Stammbuchblatt für die Nachwelt.

Einst auf dem Berge Libanon
Tät David musizieren;
Es ging der weise Salomon
Des Abends dort spazieren.

Und auf dem Berge Libanon
Steht manche alte Zeder:
Elftausend fället mir davon
Und baut mir eine Feder!

Mit einem Fuße stemm' ich mich
Auf Mondgebirges Nacken,
Und mit dem andern dränge ich
Der Alpen graue Zacken.

Dann tunke ich ins Rote Meer
Die Feder, riesenspaltig;
Das braust und stöhnet hin und her,
Als wiegt's der Sturm gewaltig.

Dann tunk' ich sie ins Rote Meer —
Das alte Tintenfäßlein —,
Drin liegt versunken Pharaos Heer
Mit Rache, Rad und Rößlein.

Und jenseits an dem Damme stand
Das heilge Volk der Juden;
Schon schachern sie mit Schnall' und Band
Und krämern in den Buden.

Ich schreib' indes an Himmelswand
Vier große güldne Reihen,
Der S'mum soll den Mediner Sand
Gar zierlich drüber streuen.

Der S'mum und der Mediner Sand
Erzählen euch zum Spasse
Vom Judenzug ins Heil'ge Land
Und ihrem Wachtelnfraße.

Und was ich schrieb, wollt ihr es seh'n?
Es steht am Bau der Sterne
Bedeutsam, wunderbarlich schön
Und unerreichbar ferne:

‚Ich bin ein Mann voll Hohn und Haß
Aus Düsseldorf am Rheine,
Parforcepoet und noch etwas
Und heiße — Heinrich Heine!'

Das Spottgedicht auf Heine habe ich in meiner Biographie des Dichters Seite 87 erwähnt, ohne zu wissen, daß er damit öffentlich hervorgetreten war. Diese Satire mit ihrer deutlichen Anspielung auf Heines Nordseebild ‚Erklärung' verrät die geistige Unreife des Verfassers. Die Jugend ist in Neigung und Abneigung sehr entschieden; sie kennt in der Regel nur eine schroffe Parteinahme für und wider. Später, wenn Leben und Erfahrung diese Beurteilung von Welt und Menschen als unzulänglich kennen lehrt, gewinnen die Dinge eine andere Geltung, und manches, was vorher verachtet und verworfen war, wird wieder in Ehren aufgenommen und dann erst nach seinem wahren Werte dauernd geschätzt. Auch Webers Urteil über Heine hat eine Wandlung durchgemacht. Für den Charakter des Menschen und Politikers hatte er zwar später nur Worte herben Tadels, den Lyriker aber erkannte er in seiner vollen Größe. Er hat mehrere seiner Lieder vertont, und noch heute erinnere ich mich lebhaft eines Abends in Berlin, da der greise Dichter mir Heines rührende Bitte: ‚An die Engel' (‚Das ist der böse Thanatos') mit tiefer innerer Bewegung vortrug.

Die letzten Beiträge Webers für das ‚Nordlicht' erschienen im Juni 1836. Von diesen lyrischen Erzeugnissen ist ‚Jungfräulein', das in der Nummer vom 1. Juni figuriert, kaum mehr als eine metrische Stilübung mit Anklängen an Bürgers ‚Leonore'. Dagegen zeigt das Lied ‚Rückkehr' (in Nr. 26 vom 29. Juni) eine größere künstlerische Reife.

Das Paderborner ‚Nordlicht' hat Webers Musenkindern nicht nur die erste Heimstätte geboten, es war auch eine Stoffquelle für seine Dichtungen. In den Nummern 3 und 4 vom 20. und 27. Januar 1836 brachte es einen Romanzenkranz ‚Aus dem Leben König Ludwigs' und darin ein Gedicht, das unsere Aufmerksamkeit verdient. Es betitelt sich ‚K o r v e i' und hat folgenden Wortlaut:

Den Klosterbau zu weihen,
Ist Ludwig fromm bedacht;
Des magst du noch dich freuen,
Korvei in deiner Pracht!
Wenn deine Wellen lenken
Vorbei den stolzen Dom,
So magst du des gedenken,
Ruhmreicher Weserstrom!
Seit blühte vielgestaltig
Strengernste Regel dort,
Und manchen Abt gewaltig
Erzeugt der heil'ge Ort;
Was aufging an der Tiber
Und an des Peneus Lauf,
Sie zogen es aus trüber
Vergangenheit herauf.

O lustiges Frühlingsleben!
O fröhlicher Glockenklang,
Der mit dem Silberbeben
Durch Berg und Tale drang!
Wenn am St.-Vitus-Abend
Der Fisch vom nassen Plan
Und aus dem Solling trabend
Die edlen Hirsche nah'n.
Nun zieht durch jene Hallen
Nicht mehr des Chors Gesang,
Und fromme Mönche wallen
Nicht mehr das Tal entlang.
Kein Licht bei nächtgem Schweigen
Brennt in der Bücherei:
So durft' die Zeit dich beugen,
Altblühendes Korvei!

Der Verfasser dieses Romanzenkranzes hat sich nicht genannt. Sollte Weber selbst diese historisch-poetischen Betrachtungen geschrieben haben, so

kündigt sich der Sänger von ‚Dreizehnlinden' bereits darin an. Gegen seine Urheberschaft spricht allerdings die Tatsache, daß sich keine Handschrift des Gedichtzyklus in seinem Nachlasse findet. — Größere provinzielle Bedeutung als ‚Das Nordlicht' hat die zweite Wochenschrift, die den lyrischen Erstlingen des Studenten Weber Aufnahme gewährte, das von dem Mindener Regierungsrat Nikol. Meyer herausgegebene ‚Sonntagsblatt'. Dieses Organ, das bei F. M. H. Müller in Minden gedruckt wurde, zählte nicht bloß unbekannte Tagesschriftsteller, sondern Dichter wie Grabbe, Heine, Immermann und Schücking zu seinen Mitarbeitern. Weber ist in diesem Blatte anfangs nur unter dem Namen Friedel hervorgetreten, und sein erster lyrischer Beitrag, der in Nummer 10 vom 5. März 1837 erschien, ist für den Dichter des Westfalenepos wieder höchst charakteristisch.

Gesicht.

Wer klärte mir das Auge? Wer läuterte mein Ohr?
Mir steigen alte Tage mit ihrem Glanz empor!
Sie schimmern, wie aus Nebeln ein goldner Stern auftaucht,
Von Harfenton umklungen, von Minne und Mai umhaucht.

Viel herrliche Gestalten zieh'n meinem Blick vorbei,
Sie fahren voll gen Worms zur trefflichen Turnei,
Laut wiehern ihre Rosse, es braust der alte Rhein,
‚Ei Gott willkommen, ihr Helden, im lichten Waffenschein!'

Auch wallen sie durch die Lande und über das blaue Meer,
Sie tragen rote Kreuze und Eisenschild und Speer;
Die heil'ge Feste zittert, die Mauern stürzen ein
Und friedlich winkt von oben des Kreuzes milder Schein.

Und Harfen hör' ich klingen, so rauh und doch so zart,
Dazwischen helle Weisen von wundersamer Art
Bald wie des Rheines Rauschen, bald wie auf Karmels Höh'n,
Die leisen Abendlüfte durch Tamarinden weh'n.

Wer klärte mir das Auge, wer läuterte mein Ohr?
Mir steigen alte Tage mit ihrem Glanz empor.
Klöster und Türme ragen mit grauen Zinnen auf,
Des Abends goldne Wolken ruhen mit Sehnsucht drauf.

O wonnesamer Garten voll bunter Zauberpracht,
Voll Elfenreih'n und Blüten und duft'ger Sternennacht,
Voll freudig frischer Bronnen in Haines Dunkelheit,
Du ausgeklungene Feier! Du alte deutsche Zeit!

Aus jedem Worte des Gedichtes spricht der begeisterte Romantiker, dem sich die weiten Hallen unserer Vorzeit in verklärtem Glanze erschließen, dem wie einst Uhland in seiner tiefsinnigen Allegorie ‚Die verlorene Kirche' das Mittelalter wie ‚eine Welt voll heiligen Frau'n und Gottesstreitern' erschien. Weber hat an der Hand umfassender geschichtlicher und germanistischer Studien diese einseitige Auffassung berichtigt, aber ganz hat er sie

nie überwunden, ein Hauch der alten Wärme und Begeisterung blieb in seiner Seele zurück zugleich mit der romantischen Sehnsucht nach der blauen Blume, die aus seinen ‚Dreizehnlinden' so rührend hervorbricht. — Die elegische Betrachtung ‚Gesicht' gehört einem größeren episch-lyrischen Zyklus an, worin der Dichter die Vergangenheit seiner bergigen Cheruskerheimat in einer Reihe von Romanzen vorführt. Die Arbeit an dieser epischen Studie fällt in die Jahre 1834 und 35. In den Rahmen der historischen Erzählungen fügte er auch lyrische Genre- und Stimmungsbilder ein, von denen er drei, ‚Heinrich von Waldeck', ‚Jüngling und Eiche' sowie ‚Die Schwerter', im ‚Sonntagsblatt' abdrucken ließ. Wie die Germanisten der dreißiger Jahre hielt er den Minnesänger und höfischen Epiker Heinrich von Veldeke, der aus der Gegend von Mastricht stammte, irrtümlicherweise für einen Westfalen, und er zeigt uns den Dichter, wie er im Weserwalde lagert und in der Vögel Lieder mit hellen Weisen einstimmt:

Es saß in alten Zeiten im treuen Sachsenland
Wohl zwischen Blumen und Blüten ein Sänger am Waldesrand;
Die Eichenzweige dehnten sich liebend über ihn aus,
Waldvöglein hatten oben ihr duftig grünendes Haus.

Er sang von süßem Sehnen, von Minne und von Mai
Und rührte gar behende die goldne Harfe dabei;
Er sang von alten Helden einen wundersamen Sang,
Daß es vom Weserwalde in Schwaben widerklang.

Im grünen Wipfel lauschten die kleinen Vögelein,
Und laut und leiser rauschten die Eichenzweige drein;
Die Hagerose neigte ihr wankend Haupt zur Stund'
Und küßte wonneatmend des Sängers roten Mund.

Und wollt ihr den Harfner wissen? Er ist euch wohlbekannt,
Der edle Heinrich Waldeck aus unserm Sachsenland.
Das Schwert um seine Lenden, im Busen das sanfte Gefühl,
So fuhr er durch das Leben mit Kampf und Saitenspiel.

Die Harfe ist längst verklungen, die sanfte Stimme verhallt,
Gelichtet und alt geworden ist längst seitdem der Wald,
Die Vöglein sind gestorben, die Hagerosen verweht,
Allein der Wind des Waldes, der rauscht noch früh und spät.

Dieses Gedicht erschien im ‚Sonntagsblatt' vom 12. März 1837 (11. Stück); dann folgt in Nummer 12 vom 19. März eine nach Form und Inhalt mißglückte Betrachtung ‚Jüngling und Eiche' und endlich in der Nummer vom 26. März ein rechtes unreifes Kind übermütiger Studentenlaune:

Die Schwerter.

Welch sonderliche Sitte ist kommen in unser Land?
Die Schwerter, die alten, guten, die dürsten an der Wand!
Pfui über die schlechten Seelen! Sie seh'n in heißer Qual
Die trocknen Zungen lechzen und tränken sie nicht einmal.

Hans Memling / Der Bethlehemitische Kindermord



Phot. F. Bruckmann A. G., München

Ich weiß einen frischen Bronnen, das ist des Feindes Herz,
Den sucht in seinen Tiefen das durstigliche Erz!
Ich weiß einen klaren Sprudel, das ist des Feindes Blut,
Der schmeckt in seinem Durste dem alten Schwerte gut.
Wie lange wollt ihr zaudern, wie lange müßig sein?
Auf, sattelt und rüstet und reitet ins eiserne Feld hinein!
Ich höre die Schlacht erbrausen. Nun trink, du edler Stahl,
Und recht aus Herzensgrunde erquicke dich einmal!

Mit diesem blutrünstigen Erzeugnis kraftgenialischen Überschwangs hat Weber für mehrere Jahre seine Mitarbeit am ‚Sonntagsblatt' beendet. Er war schon Arzt in Driburg, als er im Dezember 1841 die unterbrochenen Beziehungen zu Nikolaus Meyer wieder anknüpfte. Die poetischen Beiträge, die er jetzt dem Mindener Organ lieferte, bekunden deutlich das Erstarken seiner Künstlerkraft. Es sind nicht mehr bloß Dokumente seines Studienganges, sondern lebendige Zeugnisse innerer Entwicklung; die Form hat schon Charakter, die Stimmung individuelle Farbe gewonnen. Mehrere dieser Lieder und Bilder, z. B. ‚Kreuzfahrers Abendlied', ‚Wiegenlied', ‚Lied der Schmiedegesellen' hat Weber in seine erste Gedichtsammlung aufgenommen.

Hirtenweihnacht

Die Zeiten waren blind und schwer,
Die Seelen bogen bange
Sich aller Not der Zeit, bis schwer
Ein Wind aufstand vom Rand der Welt,
Schritt über Meer und Wüsten her
Bis zu den Hirten auf dem Feld.

Die standen auf und gingen fort
Und fanden in der Krippe
Das Kind — und nahmen Marias Wort
Von ihren lächelnden Lippen.

Dies aber war Marias Wort,
Als nun die Hirten kamen:

„Es war ein Lied — in Angst verdorrt;

Ein Traum lief durch die Lande fort . . . .

Liebe wuchs wie ein Samen."

Da wußten sie: dies ist der Ort
Und sagten leise Amen. —

Karl Röttger.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

‚Im Titanenkampf', der zweite Teil des Schillerromans von Walter von Molo rechtfertigt die Aufmerksamkeit, die der erste Teil ‚Ums Menschentum' erregte. Ein Autor, der in seinen ersten Büchern die Macht der niedrigen Instinkte mit bohrender Intensität wiedergab, wählt Friedrich Schiller zum Helden eines dreiteiligen Romans, Friedrich Schiller, dessen Leben ein Ringen um das Ideal und ein Triumph über das Gemeine war. Dieses paulinische Schicksal Molos ist an sich schon ein lehrreiches Schauspiel, symbolisiert es doch die Wandlung unserer Zeit selbst. Es zeigt aber auch mit genügender Deutlichkeit, daß der Naturalismus keine Verirrung, sondern ein notwendiger Durchgang war, er bewahrt in diesem Falle davor, über das Darzustellende nur so hinzufliegen. Wer im Naturalismus stecken bleibt, wem diese Feuertaufe das Haar versengte, der war nicht berufen. Nun hat es aber die lebhafte Ausbreitung einer artistischen Literatur mit sich gebracht, daß man zuweilen in eine sauber verborgene Falle gerät: der Artist wählt mit Vorliebe idealische oder moralische Stoffe, vielleicht deshalb, weil er an solchen Stoffen seine auf den Klang und die Kurve der Sätze gerichtete Absicht am besten exekutieren kann. Für den weniger orientierten Leser sieht das dann wie ein Kunstwerk aus, und es bedarf schon eines gewissen Scharfblicks, das Fehlen der im Kunstwerk notwendigerweise sich auswirkenden schöpferischen Persönlichkeit zu gewahren, wobei dann sicher der vermeintliche Künstler als ein Künsteler entlarvt wird. Dem Künstler kommt es immer auf die Sache an und wie er sie vorteilhaft darstellen kann, dem Künsteler aber kommt es nur auf sich an und wie er sich vorteilhaft präsentieren kann. Der Künsteler hat (gehorsam der ach so sehr mißverstandenen Maxime: Stil ist Ausdruck einer Persönlichkeit) sich seinen eigenen Stil erfunden, den er nun auf alle seine Stoffe anwendet, der Künstler aber sieht in jedem Stoff den diesem Stoff eigentümlichen Stil schlummern und versucht ihn zu heben. Das sollte selbstverständlich sein, ist's aber nicht: die selbstgefällige Eitelkeit ist zu groß, das liebe Ich drängt sich posierend vor und das Darzustellende ist bestenfalls Folie, vor der der Künsteler sich lächelnd produziert.

In Walter von Molo wirkt nun der echte und ernsthafte Wille zum Kunstwerk. Ihm war es auch nicht darum zu tun, das Leben des Titanen Schiller der Masse mundgerecht zu machen, sondern er sah vorzugsweise den dämonischen Kampf in Schiller selbst, und seine Werke und Handlungen als Ergebnisse dieses Kampfes, seine dichterische Größe als eine Folge seiner menschlichen Größe. Daher er denn im ersten Bande das Ringen Schillers gegen die niedrigen Mächte der

---

* Walter von Molo, ‚Im Titanenkampf', ein Schillerroman. (Schuster & Loeffler, Berlin, M. 4.—). Hans Freiherr von Hammerstein, ‚Roland und Rottraut'. (E. F. Amelangs Verlag, Leipzig, M. 3.—). Max Geißler, ‚Die Herrgottswiege'. (L. Staackmann, Leipzig, M. 4.—). Joseph Gangl, ‚Markus der Tor'. (J. Habbel, Regensburg, M. 3.—). Ernst Zahn, ‚Der Apotheker von Klein-Weltwil'. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, M. 4.—).

Außenwelt darstellte und ihn, nachdem er diesen Kerker gebrochen, im zweiten Bande in einem anderen noch festeren Kerker sich finden ließ, aus dem ein Entrinnen nur vermittelst der Verwandlung seines Innern möglich war. So gibt er mehr als nur einen biographischen Roman, er greift ins innerste Wesen des genialen Menschen überhaupt und zeigt, wie das Gottesgeschenk des Genietums nun nicht empfangen und mit erhobenen Händen getragen wird, vielmehr wie es nicht nur notwendig ist, es unaufhörlich neu zu verdienen, sondern auch wie es zu den bittersten Kämpfen nach außen und innen verpflichtet. Das Interesse des Bürgers pendelt dem Genie gegenüber stets zwischen der Teilnahme an seinen Werken und der Teilnahme an seinem Leben hin und her, Leben als einer Kette von Anekdoten und Histörchen verstanden. Dazwischen aber liegt das eigentliche Leben des Genies, dieser Anstieg durch Einöde und Fels, von reißenden Tieren bedroht und Lawinen, von undurchdringlichen Wäldern, in denen man sich verirrt, von blumigen Matten, auf denen ruhend man des Gipfels vergißt. Diese eigentliche Welt des großen Menschen hat Molo mit einer modifizierten Kongenialität erlebt und dargestellt. Aus seinen Büchern steigt wirklich Friedrich Schiller; der in einem modernen Romane zuweilen störende Zeitcharakter einer früheren Sprache hilft hier nur die Wirkung verstärken. In der Tat war Schiller und seiner Zeit darstellerisch nicht beizukommen, wenn nicht der sentimentalische Überschwang der Sprache in gebändigten Linien angewendet wurde. Zuweilen freilich zeigt sich auch an Molo, daß die vielfach geübten Unarten unserer Zeit auch auf ihn abgefärbt haben. Es gibt so einige Stellen, wie jene, da Molo Schillers Beine ‚dunkel aus dem Wiesengrund wachsen läßt‘, indessen die Freunde am Boden lagerten, ‚verschwommene, leblose Flecke‘. Bei solchen Stellen erinnert man sich, daß die Grenzen, was literarisch darzustellen ist, und dem, was malerisch und musikalisch darzustellen ist, durchaus verwischt sind, ein folgenschweres Verkennen dessen, was jeder einzelnen Kunst vorbehalten ist. Freilich, wenn in Tönen gemalt, in Farben gedichtet wird — weshalb soll der Dichter nicht auch malerisch sehen? Immerhin erscheint bei Molo diese Unart nur selten, wie unbewußt; ein wenig Selbstbeobachtung mehr wird ihn davon frei werden lassen. Es wird, wenn der zum kommenden Jahre angekündigte Schlußband des Schillerromans ‚Den Sternen zu‘ die Höhe seiner beiden Vorgänger erreicht, ein stark und sicher wirkendes Werk vorliegen, das, ohne Schiller mit überheblicher Besserwisserei anzutasten, Kampf und Sieg dieses Genies in neuem und bei aller Schärfe verklärendem Lichte zeigt.

Wenn nun Walter von Molo ein gut Teil der Kraft und Eindringlichkeit seiner Darstellung dem Realismus verdankt, so hat auch der Romantiker Hans von Hammerstein von dem so nahrhaften und wohlbekömmlichen Brote gegessen, das so manche seiner Artgenossen durch Nektar und Ambrosia ersetzen möchten. Er begann vor zwei Jahren mit einer kleinen, durchaus an Eichendorff orientierten Erzählung ‚Die blaue Blume‘ und zeigt sich heute in seinem ‚Roland und Rottraut‘ erheblich gewachsen, nicht zum wenigsten deshalb, weil er den Begriff Romantik als so weit zu erfassen gelernt hat, daß er sich nicht mehr auf die süße Tändelei einer weltfremden Phantasie beschränkte, sondern dem tragischen Leben, dem burlesken Leben, dem kraftvollen, dem abenteuerlichen Leben Raum in seinem Buche zu geben versuchte. Nicht durchaus mit Glück. Es sind noch zuviel herkömmliche Gestalten und Zutaten darin: Fürstensohn und Hirtenkind, das dunkle und böse Geschick, das sie vernichtet, wunderbare Fügung und Bosheit der Menschen. Roland und Rottraut sind Kinder eines Vaters, ohne daß sie es

wissen. Der schuldbewußte Fürst läßt das Hirtenkind entführen, der Fürstensohn sucht sie und findet sie; um sie vor dem Erkennen ihres Schicksals zu bewahren, vergiftet der alte Hirte das Liebespaar, als es sich angehören will. Wenn die Lösung des Konfliktes ein wenig befremdet, so weist das Buch doch Vorzüge auf, die eben nur ein Dichter hervorbringen kann. Zunächst freilich neigt dieser Dichter noch zu viel der poetischen Beschreibung zu: Das Leben des Waldes, der stillen Fluren, der einsamen Gipfel — das ist mit schöner Empfindungskraft dargestellt. Zur Entwicklung von Charakteren kam Hammerstein überhaupt nicht, daher es sich auch noch nicht sagen läßt, ob ihm ein Roman, der ja durchaus auf Charakterentwicklung gestellt sein muß, je gelingt. Zunächst ist etwas Volksliedartiges überwiegend, in das zuweilen balladeske Motive hineinklingen. Das Fatum, das in Volkslied (und Ballade) so gewaltig wirkt, hängt auch über den Menschen dieses Buches. Handelnd sind nicht die Menschen, handelnd ist das Schicksal, oder die Menschen nur soweit, als sie Werkzeuge des Schicksals sind. Das, was schließlich immer die dauernde Wirkung eines Dichtwerkes ausmacht: der Mut zum Handeln, der aus ihm auf die Menschen überspringt — das fehlt gänzlich. An poetischen Schönheiten hingegen ist das Buch reich. Die Sprache in ihrer geschmeidigen Kraft schon ist Zeuge, daß hier ein Dichter am Werke war, auf dessen Weiterentwicklung man hoffen darf. Daß gewisse Leute, die die ‚Romantik‘ auf ihre Fahne geschrieben haben, an ihr nicht viel Freude erleben werden, ist schon durch die bunte Episode auf dem ‚Uhlenstein‘ garantiert. Der junge Roland gerät auf eine verwahrloste Burg und in die Gesellschaft versumpfter Ritter. Es fehlt nicht an erquickenden Derbheiten, bei deren Klang die gewissen Leute sich zart entrüsten werden. Aber gerade, daß Hammerstein das Leben in seiner Ganzheit und Vielfältigkeit sieht und fassen möchte, läßt auf seine Entwicklung hoffen. Zudem ist die kleine Zigeunerin ‚Flämmchen‘ sozusagen eine notwendige Figur: das elbische Wesen versucht den jungen Ritter auf seinem Wege zur Geliebten aufzuhalten, daß es ihr nicht gelingt, macht den Junker eben menschlich wertvoller.

Das Hammersteinsche Buch hat Max Geißler mit einer Empfehlung begleitet, die besonders der Freude über die romantische Art des jungen Dichters Ausdruck gibt. In der Tat scheint Geißler, nachdem er eine Anzahl von realistisch orientierten Romanen geschrieben hat, mit vollen Segeln in das romantische Fahrwasser einzulaufen. Gelegentliche Äußerungen in der Öffentlichkeit und sein neuer Roman ‚Die Herrgottswiege‘ beweisen das. Wenn es bisher der sich im Guten wie im Bösen gleichbleibende Charakter seiner Bücher unnötig machte, jede der vielen Geißlerschen Erscheinungen zu beachten, so fordert eine Änderung seiner Arbeitsart diese Beachtung. Eigentlich freilich hat Geißler immer zwischen Romantik und Realismus geschwankt, zuweilen waren beide Elemente unliebsam gemischt; in ‚Die Herrgottswiege‘ ist zum erstenmal der romantische Märchenton, der z. B. in ‚Die Glocken von Robbensiel‘ schon leise erklang, voll ausgeprägt, ein Ton, der dem lyrisch gerichteten Talent des Dichters auch am ehesten entsprechen sollte. Geißler zeigt sich im neuen Roman durchaus radikal; er verzichtet fast gänzlich auf den Dialog und stimmt das ganze Buch auf eine die Wirklichkeit verklärende weiche Gehobenheit der Darstellung. So erzielt er Wirkungen, die der Durchschnittsleser, der gepackt und erregt werden will, nicht allzu freudig goutieren wird. Man möchte überhaupt raten, den Roman nicht in einem Zuge zu lesen, wozu er schon wegen der Abwesenheit jedes spannenden Momentes sich nicht eignet; vielmehr sollten träumerisch gerichtete, stille Menschen jeden Tag eine geringe Anzahl

von Seiten lesen, so würden sie für eine Zeit sich willig von dem zarten Reiz der Erzählung einwiegen lassen. Erzählung — als eine Folge von Sätzen verstanden; der Inhalt der Erzählung wird manchen zu innerem Widerspruch reizen, er müßte denn, was auch vorkommen wird, die gleiche Charakteranlage und die gleiche Lebensanschauung haben wie der Dichter Silvanus des Buches, oder wie Max Geißler, was in diesem Falle das gleiche ist. Der stille Gang der Erzählung ist dieser: ein Dichter, mit Namen Silvanus, kommt in ein stilles Waldtal, die Herrgottswiege, fernab von allen Eisenbahnen, ja von allen Landstraßen. Ein halb Dutzend Häuser steht in diesem Tal, eins davon erwirbt er, und in diesem Haus entwickelt sich sein eigentümliches Wesen, das gänzlich auf Einsamkeit gerichtet ist und mit starker Geringschätzung gegen die Städte und ihre Werke erfüllt ist. Ein Weib, das er sich aus der Welt holt, versagt. Sie vermag die Einsamkeit nicht zu ertragen und geht wieder. Nun erzieht sich Silvanus ein Kind aus dem Tal zu seiner Gattin, und dieser Teil des Buches hat dichterische Vorzüge, die einen tiefen und nachhaltigen Genuß vermitteln. Eine unklare und überflüssige Nebenhandlung, die des Malers Berengar, stellt die Geduld jedoch wieder auf eine harte Probe, die noch härter wird, wenn Geißler in der Folge immer mehr die Lebensansichten des Herrn Silvanus als etwas höchst Bedeutsames dozieren läßt und zum Schluß auf den Grabstein des Dichters setzen läßt: ‚Er war der Glücklichste der Menschen.‘ Man soll Ansichten, die in einem Roman ausgesprochen sind, nicht allzu wichtig nehmen, gewiß; aber hier bestand wirklich die Tendenz, der Welt den glücklichsten ihrer Menschen zu zeigen, und das erregt — Lächeln. Silvanus ist in der Einsamkeit glücklich geworden, nun gut. Ein anderer wird in Berlin glücklich, ein dritter in Rom. Wer von ihnen der Glücklichste ist, wer will's entscheiden? Silvanus hat nicht den Drang nach dem Wissen, nicht den Drang nach der vielfältigen Kunst, nicht den nach Menschen, die doch nicht alle Larven sind; Silvanus braucht das alles nicht; ist hier nicht vielmehr eine verkümmerte Natur als eine Vollnatur?

Dem gleichen Stoffgebiet, wie Geißler in seinen älteren Romanen aus dem sächsisch-böhmischen Grenzgebiet, entnimmt Joseph Gangl seine Erzählungen und formt sie mit einer durchaus realistischen Kraft, die sich aber — und das macht ihre Bedeutung aus — stets etwas stilisiert äußert. Gangl hat auch seine erzieherischen Tendenzen, ist aber davon weit entfernt, irgendwelche allgemeingültigen Maximen aufstellen zu wollen, und beschränkt sich darauf, darzustellen, wie dieser oder jener in diesem oder jenem Fall handelte. Er erzählt in ‚Markus der Tor‘ von einem prächtigen jungen Menschen, dem mit einer Erbschaft ein großer Landbesitz zugefallen ist, ein Besitz, der, wie er weiß, durch Benachteiligung vieler Familien zustande gekommen ist. Er plant, diesen Familien alles zurückzugeben. Wie er an seine Aufgabe geht, erheben sich die Schwierigkeiten; soll er einfach nach dem Buchstaben und der Zahl gehen? Er möchte den Leuten auch wirklich helfen, dann aber mußte er die Würdigsten vorzugsweise berücksichtigen; hat er das Recht, Herrgott zu spielen? Dieser Konflikt ist lebendig und kraftvoll ausgestaltet und so gelöst, daß der Besitz aufgeteilt wird und humanitäre Einrichtungen der Allgemeinheit dienstbar gemacht werden. Markus selbst geht in die Armut zurück, daraus er kam. Den Wert des Romans macht ein dichterisch-kräftiges Anpacken der Dinge aus und ein Dialog, der, weit entfernt naturalistisch genau hinkend daherzuschreiten, vielmehr essentiell nur das Wesentliche gibt, durchaus real bleibt, aber so gesteigert ist, daß er über dem bloß Zufälligen erhaben bleibt.

Dabei drängt sich nirgends eine wie immer geartete literarische Absicht vor. So hoch an Kunstwert der Roman ist, so volkstümlich ist er auch. Wie gut, wenn solche Bücher dem Süßlichen, was man gemeinhin als volkstümlich bezeichnet, erfolgreich Widerpart halten könnten!

Die muntere, energisch zupackende Art Gangls steht im geraden Gegensatz zu Ernst Zahns Besinnlichkeit und ernster Bedachtsamkeit, welch letztere sich zuweilen zur Schwerfälligkeit verdichtet. Blickt man aber in einige Dutzende der Tageserscheinungen in der Romanliteratur, mit ihrer neuerdings unreif uniformen glatten Schreibart, ihrer Lebensleere und Gespreiztheit, so wird man so recht inne, was man an einem Roman wie ‚Der Apotheker von Klein-Weltwil' hat. Gerade an diesem Roman, der sich vor den früheren des Schweizer Dichters durch seine Fülle und Tiefe auszeichnet. Er hat da eine Figur, nach der der Roman auch genannt ist, einen jungen Apotheker, Eusebius Fuchs, eine seltsame Figur, die eher als die Personifikation einer geheimnisvollen Macht, denn als ein Mensch von Fleisch und Blut anzusehen ist, so zwar, daß sie durchaus menschlich wirkt (dank der Gestaltungskraft Zahns), daß sie aber wie der ‚fremde Mann' in Ibsens ‚Frau vom Meer' eine in den Menschen wirksame geistige Macht darstellt, hier den Neid. Wenn Zahn an den Schluß seines Buches das Diktum setzt: ‚Der Neid ist der Fluch und der Segen der Welt', so geht schon daraus hervor, daß er den Neid nicht nur als kleinlich gesehen wissen will. Neid kann auch fördern, kann Kräfte anregen, wie er Kräfte vernichten kann. So wirkt denn auch Eusebius Fuchs verschiedenartig und mannigfaltig, man flucht ihm und segnet ihn, er zerbricht das Glück und fördert es bei anderen. Und so groß ist die Zahl der Menschen, auf die ein hingeworfenes Wort des Apothekers wirkt, so vielfältig ihre Schicksale, daß man schließlich meint: Klein-Weltwil sei die Welt überhaupt, und die Schöpferkraft bewundert, die hier am Werke war. Sicher hat Zahn kein Buch geschrieben, das reicher wäre; wenn nicht alle Schicksale uns gleichmäßig nahegehen, so wirken andere doch wieder mit elementarer Wucht. Gedacht sei besonders der Familie Blochinger und ihrer Tragödie, deren Lösung so wundervoll erhebt.

Hochland-Echo

Koëdukation

Zur Frage der gemeinsamen Erziehung der beiden Geschlechter in jungen Jahren, die den diesjährigen Kongreß für Jugendkunde in Breslau beschäftigt hat, bringt F. W. Foerster in der demnächst erscheinenden zwölften Auflage seines Buches Schule und Charakter folgende Mitteilungen über die Stellungnahme des leitenden amerikanischen Psychologen Stanley Hall. Gerade weil die Pädagogik der Koëdukation von den Vereinigten Staaten zu uns herübergekommen ist, muß die ablehnende Stellungnahme eines so ernsten und gründlichen Beobachters großem Interesse begegnen. Die folgende Zusammenstellung gründet sich nicht bloß auf die einschlägigen Aufsätze des Hallschen Werkes: ‚Adolescence', ‚Adolescent girls and their education', Bd. II, sondern auch auf das zweibändige Werk ‚Educational Problem', aus dem vor allem die Aufsätze: ‚The budding girl' und ‚The pedagogy of sex' (Bd. I) in Betracht kommen.

Stanley Hall spricht u. a. sehr nachdrücklich über die seelischen Störungen und Hemmungen, welche das zu enge und häufige Zusammensein beider Geschlechter in den Entwicklungsjahren mit sich bringt.

> ‚Zu voller frauenhafter Reife heranzuwachsen in täglichem Zusammensein und Wettbewerb mit Knaben in der Klasse, Stunde um Stunde, Wochen und Monate, ist schwierig, selten, wenn nicht überhaupt unmöglich. Die beständige Bemühung, den eigenen Zustand an einigen Tagen in jedem Monat möglichst zu verschleiern, die rohen Späße frecher Schulbuben, die hinter die Sache gekommen sind und Abwesenheit, Fehler, schlechte Aufgaben konstatieren — alles das schafft eine Atmosphäre, der kein Mädchen ausgesetzt sein sollte, und viele, die hindurchgegangen sind, werden, wenn sie nicht Feinheit und Zartheit des Empfindens eingebüßt haben, zweifellos gerade in den letzten, zartesten Entwicklungsstufen ihrer Weiblichkeit vielfältig beschädigt und irre gemacht.' (Ed. Probl. I, S. 461.)
>
> ‚Leider habe ich schlimme Berichte über die geradezu grausamen Scherze obszöner Knaben, denen in unserm „coeducational system" die Mädchen der oberen Klassen ausgesetzt sind, sowie der zwar mehr schweigenden, aber um so mehr irritierenden neugierigen Beobachtung von seiten des andern Geschlechtes in der „High School". (Ed. Probl. I, S. 34.) „Mädchen sollten sich in ihren Entwicklungsjahren in gewissem Grade von der Welt der Knaben getrennt fühlen und eine gewisse Reserve einhalten, die den Knaben einen gesunden Respekt einflößt an Stelle der allzugroßen Vertraulichkeit, die bei uns eingerissen ist. Dem Knaben soll zum Bewußtsein kommen, wie verschieden das Lebensziel des Mädchens von dem seinigen ist; er sollte lernen, in ihrer Gegenwart sich gewisser saloppen und naturhafter Gewohnheiten zu enthalten."' (Ebenda S. 33.)
>
> ‚An Stelle der mystischen Attraktion des andern Geschlechtes, der wir so viele Inspirationen für das Beste in der Welt verdanken, bringt die vertrauliche

Kameradschaft eine gewisse Ernüchterung. Der Antrieb, in Gegenwart des andern Geschlechtes auf der Höhe zu sein (to be at one's best), läßt nach, die Spannung der Geschlechter wird geringer und damit auch starke Motive zu höherer Führung des Lebens. Eben diese Ernüchterung schwächt nicht selten auf beiden Seiten die Motive zur Eheschließung. Wenn die Mädchen anfangen, nachlässig in ihrer Kleidung und in ihren Manieren — jener besten Schule weiblicher Moral — zu werden und die jungen Männer alle Disziplin verlieren, die ihnen sonst die Gegenwart junger Mädchen auferlegte, da sind wir schon unmerklich mitten im Niedergang.'

Hall hält auch vom Standpunkt der individualisierenden Pädagogik sowie mit Hinblick auf die tiefbegründete Verschiedenheit der beiderseitigen Lebens- und Kulturleistungen jede Verschmelzung der beiderseitigen Erziehung und Belehrung für grundfalsch. Man vereinige doch auch nicht verschiedene Glaubensrichtungen in dem gleichen Kirchenraum! Gewiß entwickle jedes Geschlecht manche seiner besten Qualitäten in Gegenwart des andern — die Frage aber bleibe: ‚how much, when and in what way'.

Statt der sich immer einseitiger spezialisierenden Männerbildung sich rückhaltlos anzupassen, sollte die Frau vielmehr die Vermenschlichung der höheren Schulen anstreben, auch im Interesse des Mannes, sollte zielbewußt der Tendenz widerstehen, die ganze Jugendbildung auf die spezielle Berufsbildung zuzuschneiden. Hall gibt in diesem Sinne eine Skizze von dem Bildungsgang, den er der Frau wünschte; er findet, daß — ganz unabhängig von der Notwendigkeit der Berufsbereitschaft — das Ideal der vollendeten Mutter weit mehr die leitende Vorstellung für alle Erziehung, Selbsterziehung und Bildung der Frau sein müsse, und daß die Kultur, der Mann und die Frau degeneriere, wenn die Frau den Instinkt und den Enthusiasmus und die geistige Größe für die Erfassung und Durchdringung dieser Aufgabe verliere.

‚„Ich beneide", so schließt Hall das Kapitel (Adol. Vol. II), „meine katholischen Freunde um ihre Marienverehrung. Wer hat je gefragt, ob die heilige Mutter, vor der die Weisen sich neigten, die Astronomie der Chaldäer oder Babylonier kannte, oder ob sie in ihrer eigenen Sprache lesen oder schreiben konnte? Die gekrönte Mutter Gottes zeigt uns, wieviel mehr Ganzheit und Heiligkeit darin liegt, Mutter zu sein, als ein Künstler, Redner, Professor oder Techniker — es wird damit auch unserm Geschlecht nahegelegt, daß ein wahrer Mann zu sein mehr ist als ein bloßer Gentleman, Philosoph, General, Präsident oder Millionär . . ."'

Dies sagt, so bemerkt Professor Foerster, nicht ein deutscher Mann, bei dem es nur zu leicht den reaktionären Klang hat: ‚Diene du, damit ich mich breit machen kann', sondern ein Amerikaner, der die Frauen von keiner Seite menschlichen Kulturbesitzes und menschlicher Kulturarbeit ausschließen will, der aber gerade in der vorauseilenden Zivilisation Amerikas die Gefahr kommen sieht, daß die Frau den Stolz auf ihr eigenes Geschlecht, den Instinkt für ihre wahre Stärke hingibt und sich an die Kulturmethoden des Mannes verliert, statt gerade in der Herrschaft über die Bildungsmittel ihr eigenes Wesen und ihre besondere Mission zur Geltung zu bringen. **

Elisabeth Gnauck-Kühne und die Modetracht unserer Frauen

In dem Artikel ‚Die Frau in der Statistik' von Elisabeth Gnauck-Kühne (Oktoberheft S. 92) befindet sich eine Fußnote, worin die Verfasserin in der allzeit wirksamen Form der Ironie die Frage stellt, ob man die heutige weibliche Modetracht nicht am Ende freundlicher beurteilen könne, wenn man bedenke, daß sie geeignet sei, ‚ehefördernd' zu wirken. Eine Frau zu kleiden, sei bis jetzt eine teuere Sache gewesen. Wenn aber erst einmal die neueste Mode es durchgesetzt habe, alle Verhüllung als lästig und unnötig aufs äußerste zu beschränken, dann würden bald Damenschneider- und Stoffgeschäftrechnung zu den Märchen gehören, und das könne die Heiratslust der Männer doch nur anfeuern.

Die ironische Absicht dieser Fußnote in Verbindung mit dem Text liegt nicht bloß in der Schlußwendung des Gedankens an sich klar zutage, sondern müßte selbst bei weniger scharfer Zuspitzung für jeden, der das Wirken von Elisabeth Gnauck-Kühne auch nur oberflächlich kennt, ohne weiteres sich von selbst verstehen. Das haben auch die ‚Petrusblätter' (Trier) deutlich gefühlt, dennoch aber dem quertreiberischen Kitzel nicht widerstehen können, einem leisen Verdacht auf die Spur zu helfen, Frau Gnauck-Kühne möchte im Bund mit dem ‚Hochland' am Ende doch der utilitaristischen modernen ‚Moral' nach dem Grundsatz, der Zweck heiligt die Mittel, ihre Verbeugung machen und möglichste Herausforderung der männlichen Libido durch eine schamlose Modetracht in allem Ernst als eines der Mittel ansehen, ‚von denen keines unversucht bleiben dürfe, um die Heiratslust anzufeuern'. Mag die Absicht der ‚Petrusblätter' nun aber auch gewesen sein, welche sie will, eine Wirkung wurde jedenfalls erzielt, und diese Wirkung ist ja die gewöhnliche, wenn die sog. Integralen ein Skandälchen vom Zaun brechen: Das ‚Berliner Tageblatt' (27. Oktober) hat sich sofort der Sache in seiner Weise bemächtigt und die von den ‚Petrusblättern' eingefädelte Insinuation seinen Lesern mit pikanten Bemerkungen positiv weitergegeben. Begreiflicherweise ließ dieser Erfolg des Trierer Organs den gesinnungsverwandten holländischen ‚Maasbode' nicht schlafen, und so lesen wir in ihm unter dem Titel ‚Gefährliche Ideen' (Nr. 12737 vom 2. November 1913) einen ganz unqualifizierbaren Ausfall gegen Frau Gnauck-Kühne. Der unwissende Skribent sieht es als das Bemerkenswerteste an dem Fall an, daß dergleichen in einer Zeitschrift wie ‚Hochland' untergebracht werden kann, hingegen scheint er nicht im geringsten erstaunt, einer solchen Idee just bei Frau Gnauck-Kühne zu begegnen; spricht er doch höchst unwissend von einem ‚Einsender namens Gnauck-Kühne' und fragt dann wörtlich: ‚Wie muß es in dem „Oberstübchen" einer Frau bestellt sein, die dergleichen plattmaterialistischen Unsinn auskramt.'

Im allgemeinen genügt es ja, dieses dumm-fanatische Anklägertum damit abzutun, daß man ‚seine Gazetten' — um im Stil des Alten Fritz zu

sprechen — ‚niedriger hängt', mit andern Worten, sie der großen Öffentlichkeit bequemer in Augenhöhe bringt. Hier aber, wo ehrliche Unwissenheit mit im Spiele ist, muß man ein übriges tun, und so wollen wir dem ‚Maasbode', seinem Mitarbeiter wie seiner Redaktion eine Stelle aus einer Rede bekannt machen, die Frau Gnauck=Kühne, der in Deutschland der Ruf der ersten Vorkämpferin für eine christliche und katholische Auffassung und Orientierung der Frauenbewegung vorangeht, im letzten Frühjahr auf der Tagung der Sozialen Woche der Kölner Hochschule gehalten hat, und worin es heißt:

‚Das gegenwärtige Geschlecht ist auf seine Kultur stolz. Aber sind wir nicht, statt im Fortschritt, im Rückschritt zu primitiver Kulturstufe begriffen? Der Gedanke kommt einem, wenn man die heutige Damenmode betrachtet. Sie geht darauf aus, die Bekleidung als etwas Lästiges zu charakterisieren, das tunlichst einzuschränken ist. Wenn wir nicht weitere Rückschritte machen und in der Einschränkung nicht auf die rührende Anspruchslosigkeit der Kamerunerinnen zurückkommen, so liegt das nicht am Wollen der Tyrannin Mode. Unser Klima schiebt einen Riegel vor.'

Es ist somit auch die auf den einzig richtigen Ton gestimmte Antwort, wenn Frau Gnauck=Kühne in der ‚Köln. Volksztg.' (Nr. 965 vom 8. Nov.) die naiv tuende Pikanterie des ‚Berliner Tageblatt' mit folgender Aufklärung seiner Leser abtut:

‚Diese ehrliche Einfachheit rührt mich so, daß ich mich entschließe, diesen Lesern ein Geheimnis preiszugeben, allerdings indem ich auf ihre Verschwiegenheit zähle, bis meine Versuche abgeschlossen sind. Also: Um die Enthüllung den Frauen zu ermöglichen, habe ich mit Erfolg die Erdachse gedreht, die Stellung unseres Planeten zur Sonne geändert und diesen milden Herbst herbeigeführt, der nur ein verlängerter September ist. Jetzt bin ich dabei, die Erdachse noch weiter herumzudrehen und muß deshalb aufhören, damit sie mir nicht zurückschnellt. Ich zähle auf die Dankbarkeit der Nachwelt.'

Wir haben die Angelegenheit hier noch einmal aufgegriffen, weniger, um unsere geschätzte Mitarbeiterin zu verteidigen, was sie nicht braucht, sondern um an einem eklatanten Beispiel wieder einmal zu zeigen, wie und von wem Skandale dieser Art im Namen integerer Kirchlichkeit in die Welt gesetzt werden. —h.

Rundschau

Zeitgeschichte

Zur Konversion anglikanischer Klöster. In der Geschichte der religiösen Bewegung Englands ist auch das klösterliche Leben und Wirken seit den vierziger Jahren in den Vordergrund getreten. Auf die ‚Sisterhoods‘, die mehr oder weniger treuen Nachbildungen katholischer Frauenorden, folgten sich im Anglikanismus besonders in den letzten Jahrzehnten die Mönchsorden in reicher Auswahl und Mannigfaltigkeit*. Früher schon waren hier Konversionen zahlreich, schon zu Puseys Zeiten löste sich ein kleines Frauenkloster wegen Übertritt fast sämtlicher Insassen auf, und 1909 verlangten zwei Klöster in Newyork, in die katholische Kirche aufgenommen zu werden, und konnte ihnen mit diesem Zugeständnis auch der Fortbestand nach bisheriger Regel kirchlich gewährt werden.

Besonderes Aufsehen erregte in weiten Kreisen die Konversion der anglikanischen Benediktinerabtei auf der Insel Caldey, Süd-Wales, der nach wenigen Tagen auch das ihr angegliederte Frauenkloster St. Bride in Milford Haven (Diözese Rochester) folgte. Seit März 1913 sind aus beiden Konventen nahezu sechzig Personen übergetreten. Beide Benediktinerklöster werden mit kirchlicher Genehmigung nach ihrer bisherigen Regel unter katholischer Leitung weitergeführt, und ihr Gründer Aelred Carlyle, Abt zu Caldey und Visitator von St. Bride, wird nach Beendigung seines Noviziates bei den Benediktinern in Maredsous, Belgien, und nach Empfang der hl. Weihen wiederum als Abt ins meerumbrandete Caldey zurückkehren.

Wenn man die Geschichte dieser anglikanischen Gründung durchgeht, die Kämpfe und Entbehrungen und schließlich auch ihre Erfolge betrachtet, wird man die gütige Führung der Vorsehung nur anerkennen müssen*. Aelred Carlyle als Medizinstudent 1892 unter die Oblaten des hl. Benediktus aufgenommen, wird zum Pionier des Benediktinerordens, nachdem sein Vorläufer Father Ignatius in seinen Stiftungen Mißerfolge genug zu verzeichnen hatte. Die bischöfliche Anerkennung, welche Fath. Ignatius nie für sein Werk erlangen konnte, ist Aelred nicht ausgeblieben. Für seine Einkleidung als Novize erhielt er die Erlaubnis von Erzbischof Benson, und wurde er unter Gutheißung des Erzbischofs von York in Amerika von Ordensbischof Dr. Grafton zum Priester geweiht und 1903 als Abt für Caldey bestimmt. Die Insel Caldey war schon früher (450—1550) die Stätte blühenden Ordenslebens gewesen; Lage wie Tradition sagten dem Anglikaner, daß hier wohl der geeignete Platz sei, das kontemplative Leben auch im Anglikanismus zu pflegen. Die Not zwang die stillen, fast obdachlosen und in Zelten wohnenden Mönche zur Rückkehr nach Painsthorpe, wo ihnen unter der Protektion von Lord Halifax ein Heim bereitet wurde. Die klösterliche Gemeinde begann 1906 ihre definitive Gründung in Caldey mit 18 Mitgliedern.

Die Anerkennung ist den anglikanischen Benediktinern auch von katholischer Seite geworden. So schrieb Leslie 1909 im ‚Irish Rosary‘: ‚Abt Carlyle hat das kontemplative Leben zur höchsten Stufe gebracht, zu der es außerhalb der rö-

---

* Vgl. Anglikanische Klöster: Eine kirchengeschichtliche Studie von U. Zurburg in der ‚Ostschweiz‘, 1910 Nr. 22—28.

* The Benedictines of Caldey Island, eine Sammlung von Artikeln 1907 in 1. Auflage und 1912 in 2. Auflage erschienen.

mischen Gemeinschaft wohl gebracht werden kann. Die Regel wird unerschütterlich beobachtet. Die Brüder stehen Sommer und Winter um zwei Uhr auf und beten dann Matutin und Laudes. Die „Messe" wird in lateinischer Sprache gehalten...'*

Im ‚Tablet' (8. März 1913) legte P. Beda Camm, der Benediktiner von Erdington Abbey, die Eindrücke nieder, die er, vom Abte Carlyle dorthin berufen, nach reiflicher Betrachtung gewonnen. Er schreibt: ‚Hier hat der einzige ernste und soweit erfolgreiche Versuch stattgefunden, das kontemplative Leben in die anglikanische Gemeinschaft einzuführen. Die Bewegung ist nun in sich selbst zerfallen, und es ist wohl unwahrscheinlich, daß nach diesem noch jemand den Versuch, der so endigen mußte, nochmals wagen wird. Es war sicher ein nobler Versuch und hat seinerzeit manche Illusionen hervorgebracht. „Schauen Sie auf Caldey," rief der anglikanische Enthusiast, wenn man Zweifel vorbrachte, ob die schönern Blumen katholischen Lebens und katholischer Frömmigkeit auch außerhalb des Gartens der katholischen Kirche blühen könnten. Caldey war auch keine bloße Grille unautorisierten Eifers. Es hatte für sich die Sanktion der höchsten anglikanischen Behörde. Andere klösterlichen Gemeinschaften, die in der Kirche Englands gegründet worden sind, hatten wenig Anerkennung sich verschaffen können, waren selbst vielfach entgegen dem Willen ihrer kirchlichen Obern gegründet und geleitet worden; das war niemals der Fall mit Caldey. Der fähige und eifrige Mann, der ungeheuren Schwierigkeiten zum Trotz vor ungefähr 15 Jahren diesen verlorenen Posten errichtete, hat es sich sehr angelegen sein lassen, die Sanktion und Leitung der Kirche, der er angehörte, für sich zu gewinnen. Er erhielt auch die Sanktion des Erzbischofs Temple v. Canterbury für seine eigene Profeß als Ordensmann, wie auch später für seine Erhebung zum Abte durch die kleine Schar seiner Mönche.'

Im September 1905 hatte Abt Aelred einen Aufsatz veröffentlicht: ‚Unser Zweck und unsere Methode'**, welchen der Primas der englischen Benediktiner als eine bewunderungswürdige Darlegung des mönchischen Lebens und seiner Ideale bezeichnete. Heute besitzen die Mönche von Caldey ein stattliches Kloster mit Räumlichkeiten für 60 Mönche.

Seit der Fastenzeit 1912 begannen für die anglikanischen Benediktiner Tage ernster Erwägung und Forschung über ihre Stellung zur anglikanischen Kirche. Der Glaube an die Kirche Englands war erschüttert, doch auch damals wollten sie nicht rasche Schritte tun, noch erkannten sie nicht völlig die Pflicht, sich dem römischen Stuhle zu unterwerfen. Sie fühlten indes, daß eine bestimmte Autorität oder Oberleitung ihrem Werke absolut nottue, sofern sie ihr Unternehmen mit Frucht fortführen wollten. Daher suchten sie beim Erzbischof von Canterbury und dann auf seinen Rat beim (ritualistischen) Bischof Gore von Oxford um die bischöfliche Oberleitung nach.

Die ganze Korrespondenz liegt heute vor**. Der Bericht der vom Bischof Abgesandten, nach reiflicher Prüfung der gottesdienstlichen Bücher und Gebräuche war für den Bischof Gore die Veranlassung, am 8. Februar 1913 eine Reihe tiefgreifender Änderungen (Correspondence S. 58) in Lehre, Ritus und Praxis zu verlangen und andere weitere Forderungen in Aussicht zu stellen. Die Forderungen betreffen die Marienverehrung resp. die Lehre von der unbefleckten Empfängnis und die marianischen Andachten und Gebete, lateinische Messe

* ‚Religions-Orders in the Anglican Church', p. 15 f. u. 87 f.

* Abgedruckt in The Benedictines, p. 67—111.

** A Correspondence, 76 S. enthält den Briefwechsel und 2 Protokolle ohne Kommentar.

überhaupt und Seelenmessen insbesondere usw. Dies alles ‚könnte nicht auf einer anderen Basis als strikter päpstlicher Autorität gerechtfertigt werden‘ (S. 60). Der Bischof betonte in anerkennenswerter Aufrichtigkeit diese Forderungen als Präliminarien zu Forderungen, bei denen ‚Markten und Zugeständnisse außerhalb dem Bereiche der Möglichkeit liegen‘. Die Antwort und die Bedenken des Abtes und hernach des Konventes waren ebenso aufrichtig, klarpräzis und daß sich unter solchen Umständen die Frage des Anschlusses an Rom ohne weiteres ergebe, sofern überhaupt das Werk auf Caldey weitergeführt werden solle. Die letzten Schreiben des Abtes an die anglikanischen Behörden (S. 66—76) erinnern in ihrer Form, Inhalt und tief religiöser Wärme an Newmans Abschiedspredigt zu St. Marys, Oxford.

Die Kunde von der Konversion von Caldey und (unmittelbar nachher) von St. Bride haben beim Hl. Vater Worte der Freude, des Segens und der Gratulation ausgelöst. Bei der Generalkonferenz der Benediktineräbte in Monte Cassino war es Abt Aelred vergönnt, an den Verhandlungen teilzunehmen und später beim Papste in Privataudienz empfangen zu werden. Die Eindrücke, welche Monte Cassino und die Privataudienz auf ihn gemacht, beschreibt er im ‚Pax‘, der Quartalschrift von Caldey. Maredsous ist nun bestimmt, den anglikanischen Benediktinerabt in das Leben des katholischen Benediktinerordens einzuführen; einstweilen sind es die bekannten Benediktinerkonvertiten Beda Camm und John Chapman, ebenfalls frühere Novizen von Maredsous, welche die Leitung der beiden Konvertitenklöster übernehmen. Den anglikanischen Gönnern und Wohltätern von Caldey ist Abt und Kloster mit aller Noblesse entgegengekommen und werden einige tausend Pfund Sterling dem Anglikanismus zurückerstattet — ein kleines Opfer an die Preisgabe seiner schönsten Hoffnungen.

Urban Zurburg.

Volkswirtschaft

Der Pariser Zeitsignal-Vertrag.

Anschließend an die Beratung, zu welcher im Oktober vorigen Jahres von der französischen Regierung die Fachmänner aller Nationen eingeladen worden waren, um die internationale Regelung der Austeilung drahtloser Zeitsignale herbeizuführen, war am 20. vorigen Monats auf erneute Einladung der französischen Regierung eine internationale Konferenz in Paris zusammengetreten, welcher nunmehr der Abschluß der bezüglichen vertragsmäßigen Organisation obliegen sollte.

Es ist dann nach mehrtägigem Zusammenwirken der diplomatischen und der fachmännischen Delegierten fast aller Kulturländer gelungen, einen Zeitsignalvertrag (Convention de l'Heure) zustande zu bringen, welcher jedenfalls als eine höchst erfreuliche weitere Entwicklungsstufe gemeinsamer Verwaltung der Erde bezeichnet werden darf. Die ganze Organisation, bezeichnet als ‚Internationale Zeitsignalvereinigung‘ (Association internationale de l'Heure), wird sich folgendermaßen gliedern: Die oberste Instanz bildet die Generalversammlung, die alle vier Jahre zusammentritt, und in der jeder Staat eine Stimme besitzt, ohne daß er hierdurch in der Anzahl der Vertreter, die er in die Generalversammlung entsendet, eingeschränkt ist. Die nächste Instanz ist der permanente Rat, der sich aus den Stimmführern der Staaten zusammensetzt, sodann folgt das Komitee und das in Paris domizilierte internationale Zentralbureau. Das Komitee setzt sich zusammen aus dem Präsidenten, dem Vizepräsidenten und dem Generalsekretär des permanenten Rates, sowie dem Direktor des Zentralbureaus, welche alle vier von der Generalversammlung gewählt werden. Das Komitee bestimmt den jedesmaligen Ort der Generalversammlung. Es wird von Interesse sein, zu diesen Grundzügen der Organisation hinzuzu-

fügen, daß als Präsident der Direktor der Sternwarte in Pulkowo bei St. Petersburg, Geheimrat Backlund, als Vizepräsident der Direktor der Sternwarte in Brüssel, M. Lecointe, ferner als Generalsekretär des Komitees der Berliner Astronom und Dozent an der Universität, Admiralitätsrat Dr. Kohlschütter, und als Direktor des internationalen Zentralbureaus in Paris der Direktor der dortigen Sternwarte, M. Baillaud, akklamiert worden sind.

Die nächste Arbeit des Pariser Zentralbureaus und des Generalsekretärs wird nun darin bestehen, daß man das Zusammenwirken der Sternwarten zur Sicherung der Zeitbestimmung mit Hilfe der drahtlosen Signale bestmöglich organisiert, daß ferner über die ganze Erd- und Wasserfläche hin an geeigneten Stellen und in genügender Anzahl für die Errichtung und den Betrieb von Signalgebestationen gesorgt wird, wie schon jetzt auch in Deutschland durch die Signalstation Norddeich an der Nordseeküste, und daß endlich im Interesse auch des Zeitsignalwesens für die gehörige Regelung und Sonderung des Gesamtbetriebes der verschiedensten Wellensignalkommunikationen gehörige Vorkehrung getroffen wird.

Gegenwärtig findet ein Austausch von Zeitsignalen zwischen der Sternwarte zu Paris und der Sternwarte zu Washington statt, wobei die Station auf dem Eiffelturm und Signalstationen in Ost-Nord-Amerika die drahtlosen Wellen senden, und zwar durch die Atmosphäre auf Wegelängen von mehr als 6000 Kilometer. Wandern diese Wellen, wie man bisher auf kürzeren Wegen nahezu bestätigt gefunden hat, mit der Geschwindigkeit des Lichtes, die 300 000 Kilometer pro Sekunde beträgt, so wird die ganze Strecke in wenigen Hundertsteln der Sekunde zurückgelegt.

Was nun die Zeitbestimmungen der Sternwarten betrifft, so können dieselben zwar die Zeit ihres Meridians am Himmel durch Sternbeobachtungen jetzt beinahe bis auf das Hundertstel der Sekunde ermitteln, aber wenn ein bis zwei Wochen hindurch der Himmel verhüllt geblieben ist, so hängt es ganz von dem Vollkommenheitsgrade ihrer Pendeluhreinrichtungen ab, mit welcher Genauigkeit sie dann noch die Zeitangabe verbürgen können. Mit Hilfe der schon vorhandenen vollkommensten Einrichtungen dieser Art, ist dies auch bei solcher Wetterungunst noch bis auf Bruchteile der Sekunde erreichbar. Im allgemeinen aber wird es bei allen denjenigen Messungsaufgaben, welche stets der Sekunde sicher sein wollen und sich doch nicht stets Signale von den Stellen vollkommenster Uhreneinrichtung geben lassen können, sehr willkommen sein, wenn sie drahtlose Zeitsignale alltäglich von einer Stelle empfangen können, welche selber entweder die jeweilige genaueste Zeitbestimmung von einer der Sternwarten mit gesichertsten Uhreneinrichtungen unmittelbar geliefert erhält oder für die Aufnahme ihrer drahtlosen Zeitsignale die Mitwirkung mehrerer Sternwarten von verschiedener Lage so organisiert, daß sie aus telegraphischen Mitteilungen über die Vergleichung jener Signalzeiten mit den jeweiligen jüngsten Zeitbestimmungen am Himmel die bestmöglichen Sicherungen oder auch Verbesserungen für ihre nächsten eigenen Zeitangaben entnehmen kann. Es wird eine der wichtigsten Aufgaben des Pariser Zentralbureaus sein, daß es ein solches Zusammenwirken der Sternwarten in den einzelnen Ländern mit den dortigen Signalgebungsstellen und ebenso ein Zusammenwirken der letzteren Stellen von Land zu Land organisieren hilft und bestmöglich im Gange hält.

Die Vergleichung der an verschiedenen Orten ausgeführten astronomischen Zeitbestimmungen und die Übertragung derselben auf eine der ganzen Erde gemeinsame Zeit, als welche jetzt von allen Ländern die Zeit des Meridians von Greenwich angenommen wird, verlangt

nun aber die Kenntnis der geographischen Längendifferenz des betreffenden Ortsmeridians, dessen Lage am Sternhimmel man beobachtet, gegen jenen gemeinsamen Anfangsmeridian.

Die mit Hilfe der drahtlosen Signale jetzt in Organisation begriffene gemeinsame Zeitangabe für die ganze Erde beruht also auch auf der für jede der mitwirkenden Sternwarten schon durch frühere telegraphische Zeitvergleichungen erlangten Kenntnis der geographischen Längendifferenzen. (Vor der Telegraphenerfindung bestimmte man diese Längendifferenzen anfangs durch den Mond, dessen Ortsveränderung am Sternhimmel in einer Stunde etwas mehr als den Durchmesser seiner Scheibe beträgt, weiterhin durch Übertragung der Zeit mittels der Chronometer.)

Andererseits liefert uns aber eine vom Himmel herab alltäglich durch drahtlose Signale wahrnehmbare gemeinsame Zeitangabe des Anfangsmeridians auf den weiten Meeres- und Landflächen die Kenntnis der geographischen Längen durch Vergleichung jener Zeitangabe mit der an den Sternen oder der Sonne auch mit kleinen Instrumenten meßbaren Ortszeit, was für die Zukunft eine erhebliche Sicherung und Erleichterung der Orientierung zur See und der Ausmessung der Landflächen bedeutet.

Aber auch für die Probleme des Beständigkeitsgrades der Erdgestaltung und Massenverteilung von Land und Meer wird die unablässige Kontrolle der geographischen Längendifferenzen durch die stetige Vergleichung der Ortszeiten von Sternwarten mit der von den drahtlosen Signalen verkündeten Zeit von großer Bedeutung sein können. Und die ganze Organisation wird dann auch den Anfang bilden zur gemeinsamen Errichtung von Beobachtungswarten an besonders geeigneten Stellen der Erde.

W. Foerster.

Literatur

Friedrich Hebbel († 13. Dezember 1863)

Friedrich Hebbel († 13. Dezember 1863) ist schon fünfzig Jahre nach seinem Tode jener ‚Dichter im Feuerofen der Nachwelt' geworden, von dem er zwei Jahre vor seinem Tode in einem Tagebucheintrag sprach. Das Doppeljubiläum des Jahres 1913 war jedoch nur der offizielle Höhepunkt einer Bewegung zu Hebbel hin, die schon einige Jahre vorher im Anschluß an die Erörterung dramatischer Fragen begonnen hatte. Dichter waren es, die damals anfingen, sich eindringlich mit Hebbel zu beschäftigen; hofften sie doch bei ihm einen Fußpunkt zu finden in ihrem Bestreben, das Drama der Gegenwart aus seiner problematischen Lage herauszuheben und für größere Ziele frei zu machen. Das Gestirn Hebbels trat also in seinen Kulminationspunkt ein, als unsere Gegenwartsdramatik in eine starke Deklination nach der Tiefe hin geraten war. Hier liegen innere Zusammenhänge vor, die uns zum Teil darüber beruhigen mögen, wenn es uns scheinen will, als ob die Apotheose Hebbels zu hoch getrieben, seine bleibende Bedeutung überschätzt worden wäre.

Angesichts des unheimlichen Wachstums der Hebbelliteratur drängt sich eine solche Befürchtung ja leicht auf. Nicht genug, daß wir anläßlich der Säkularfeier von Hebbels Geburt neben der von Rich. M. Werner besorgten grundlegenden historisch-kritischen Gesamtausgabe von Hebbels Werken* (Behr's Verlag, Berlin) eine chronologisch geordnete von fast gleichem Umfang durch Bornstein (G. Müller, München) erhielten, haben alle namhaften Klassiker-Sammlungen, zuletzt die Meyersche des Bibliographischen Instituts, zum Teil sehr reichhaltige Ausgaben der Werke Hebbels gebracht, von schönen Auswahldrucken der Briefe (Bong

* Bis jetzt liegen von dieser ebenso schönen wie billigen Ausgabe 14 Bände à M. 2.50 vor, während die Ausgabe von Bornstein es noch nicht über zwei Bände gebracht hat.

& Co., Berlin), der Tagebücher (Hesse & Becker, Leipzig) und einzelner Dichtungen ganz abgesehen. Die Wissenschaft und nicht bloß die philologische hat sich dieses Dichters in einer Weise angenommen, wie es bisher nur bei den allergrößten der Fall war und eine Hebbelbibliographie (durch Wütschke, Berlin 1910) hat sich als unerläßlich erwiesen. Die von Werner und Bloch-Wunschmann herausgegebenen Hebbel-Forschungen (B. Behrs Verlag, Berlin) bringen Einzeluntersuchungen zur Dramaturgie, Poetik, Philosophie und Religion Hebbels, unter denen ein von L. Lewin aufgestelltes Psychogramm am deutlichsten erkennen läßt, bis wohin sich gelehrte Totengräberarbeit verirren kann.

Zu literaturvergleichenden Zwecken wird Hebbels Name in zahlreichen Aufsatz- und Büchertiteln zusammen mit denen der alten Tragiker, Shakespeares, Bacons, unserer Klassiker-Dioskuren, Jean Pauls, Kleists, O. Ludwigs, Nietzsches, Liszts, Rich. Wagners, Ibsens u. a. m., neuerdings in einer vielseitig anregenden Studie von Artur Kutscher auch mit Grabbe (München 1913) genannt. Zur Einführung weiterer Kreise in das Verständnis seiner Dramen dienen kleinere Schriften wie die beiden Bändchen von O. Walzel und Anna Schapira-Neurath in der Teubnerschen Sammlung ‚Aus Natur und Geisteswelt'. Die rein biographische Literatur sieht ihr Hauptwerk in der Monographie von Rich. M. Werner (2. Aufl. E. Hofmann & Co., Berlin 1913), einem sachlich zuverlässigen, aber keineswegs zur Kenntnis Hebbels ausreichenden Buche, wozu die neu aufgelegte Biographie Kuhs, mag sie auch durch die Forschung inhaltlich und methodisch z. T. überholt sein, bei weitem mehr bietet. Um die Entwicklungsgeschichte des jugendlichen Hebbel hat sich E. Lahnstein in zwei Arbeiten beschäftigt, die ‚Das Problem der Tragik in Hebbels Frühzeit' (Behr, Berlin) und ‚Hebbels Jugenddramen und ihre Probleme' (ebenda) betitelt sind, und die eigentlich schon das Verständnis des ganzen Hebbel vermitteln, viel eindringlicher als die betreffenden Kapitel bei Werner oder das ältere Buch von Scheunert, ‚Der junge Hebbel' (Leipzig 1908). Endlich hat Hebbel den Stoff zu einem nicht ohne tiefere Einsichten in sein Wesen geschriebenen biographischen Roman: ‚Alles Leben ist Raub. Der Weg Friedrich Hebbels von Klara Hofer' (Cotta 1913) abgeben müssen und ist damit einer beliebten Tagesmode zum Opfer gefallen. Schließlich sei der gründlichen und lehrreichen Arbeit von André Tebal, ‚Hebbel, Sa vie et ses oeuvres' (Paris 1911) und der kleinen, aber zum Teil neue und recht aufschlußreiche Wege gehenden Schrift von Paul Bastier, ‚L'Ésotérisme de Hebbel' (Paris 1910) gedacht. Bastiers' Feststellungen geheimer symbolischer Bezüge in den Dichtungen Hebbels gehören zu den interessantesten Aufschlüssen der neueren Hebbelforschung und verdienen bei weitem ernster genommen zu werden, als bis jetzt geschehen ist. Mit oberflächlich abweisenden Gebärden, wie sie Werner in seinen Anmerkungen zu den Gedichten (Säkularausgabe, Bd. 14, S. 269 f.) beliebt, ist jedenfalls nichts bewiesen.

Soweit als eine Künstlerpsyche durch wissenschaftliche Forschung und Zergliederung für unsere Erkenntnis durchsichtig gemacht werden kann, hat sich das Jubiläumsjahr als fruchtbar erwiesen. Sind aber unserer literarischen Kultur aus der Beschäftigung mit Hebbel wirklich fundamentale, entscheidende Einsichten zugewachsen? Hat unser im allgemeinen noch immer artistisch gesinntes Literatentum dabei wirklich etwas zu lernen vermocht und tatsächlich gelernt?

Alle Auseinandersetzungen mit Hebbel, die unsere Modernen in letzter Zeit gepflogen haben, gipfelten in Erörterungen seiner Weltanschauung: wie sie sich in seinen Werken spiegelt, wie sie die Stellung und Lösung seiner tragischen Pro-

Hans Memling/Ausschnitt aus „Die sieben Freuden Mariä"



bleme erst möglich macht und beeinflußt. Das konnte auf seine Bewunderer nicht ohne Bedeutung bleiben. Und in der Tat wurde es wieder einmal vielen von neuem offenbar, daß nur auf dem Boden einer ideenhaften Erfassung des Lebens künstlerisches Schaffen im höheren Sinne möglich ist und daß das Drama in seiner höchsten Form, der Tragödie, auf keinem anderen Grunde erwachsen kann als dem einer dualistischen, also nichts weniger als metaphysikfreien Weltanschauung. Aber wie die Größe des Beispiels einerseits zur Selbstbesinnung spornte, so wirkte sie anderseits einer ernsten kritischen Auseinandersetzung mit Hebbel entgegen. Und doch ist sie unerläßlich, soll die deterministische Grundstimmung überwunden und der tragischen Dichtung wieder ein großer befreiender Zug gegeben werden.

Daß dies vorerst schon geschehen wird, steht nicht zu hoffen. Das rein artistische Wollen unserer Tage entbehrt der Schwungkraft, sich mit solchen Problemen schon jetzt erfolgreich zu messen. Es muß sogar, will es sich behaupten, aufwühlenden Fragen dieser Art aus dem Wege gehen. Wie wäre das zierliche und halbspielerische Bilden möglich, wo der ganze Mensch von innen heraus in Unruhe versetzt ist! Dennoch wird die Tatsache der Unmittelbarkeit, mit der bei dem bewunderten Hebbel Leben und Dichten aufeinander wirken, sich bedingen, durchdringen und beleuchten, von unserer Dichtergeneration als eine ungeheuere Überlegenheit empfunden. Von da bis zu dem offenen Eingeständnis der eigenen Armut ist aber nur ein Schritt. -h.

Theater

Berliner Theater. Diese Wintersaison begann mit dem Direktionswechsel und der Neugründung, die der Tod des Leiters des Lessingtheaters, Otto Brahms, nach sich zog. Der Direktor Barnowsky vom Kleinen Theater war der erfolgreichste Prätendent unter den Bewerbern, aber ein Teil der alten Mitglieder des Brahm-Ensembles streikte und wollte unter dem neuen Direktorium nicht mittun, so schlossen sie sich zu einem Theater der Societäre zusammen, dafür sie Gerhart Hauptmann und den privatisierenden Schauspieler Rudolf Rittner als Spielleiter gewannen. Nach einer Tellinszenierung, der ein Teil der Zuschauer zuviel Hauptmannschen Geist, vielmehr Nicht-Geist vorwarf, d. h. ein Herunterschrauben des Schillerschen Idealismus auf das Niveau der Hauptmannschen Milieukunst, fuhren sie in ihrem Debüt fort mit der Neueinstudierung von ‚Hanneles Himmelfahrt‘, deren sich Rittner unterzog, während Hauptmann seine Regiekünste an Kleists unverwüstlichem ‚Zerbrochenen Krug‘ erprobte, der sie eher ertrug. Bewegten sich die Societäre somit dem Stoff nach immerhin in gewohnten Gleisen, der neue Direktor im Lessingtheater, Barnowsky, steckte sich höhere Ziele, indem er sich an Ibsens dramatisches Gedicht ‚Peer Gynt‘ heranwagte, wofür wir ihm, trotz der zum Teil in der Schwierigkeit des Stoffes begründeten Unzulänglichkeit der Vorführung, Dank wissen. Denn dies scheinbar unlebendigste, weil der Bühne schwer zu erschließende Werk ist seinem menschlichen und denkerischen Gehalt nach dennoch das lebensvollste, vielleicht bedeutendste des Dichters, indem in ihm nicht mit jenen zeitlichen uns heute schon antiquiert scheinenden Problemen gearbeitet wird wie in den kritischen Gesellschaftsdramen aus seiner letzten Schaffensphase. Wir betonten dies im vergangenen Jahr schon im Gegensatz zur Berliner Kritik anläßlich der Aufführung von ‚Brand‘, obgleich in diesem Drama, hinsichtlich der Auffassung des Religiösen, der negative Zug im Denken Ibsens uns mehr befremdete als in seinen Zielen anzuziehen vermochte: es war die großartige Auseinandersetzung mit dem ewigen Problem, die uns vom ersten bis zum letzten Satz fesselte. Wie in ‚Brand‘ die Stellung des Menschen

zu Gott, so wird in ‚Peer Gynt‘, die des einzelnen innerhalb der Gesellschaft, seiner Erdenlaufbahn, bezüglich seines menschlichen Wirkens, seiner Betätigung, der Wechselwirkung seines Ichs zur Umgebung und dem darin ruhenden Sinn, der daraus fließenden Befriedigung, kurzum das Problem des Individualismus großartiger und konsequenter angefaßt als in irgendeinem der späteren Gesellschaftsdramen, in denen es vom Dichter auf die verschiedenste Weise, aber innerhalb eines zeitlichen Rahmens behandelt wurde. Hier wird es als Menschheitsproblem gedacht, d. h. der Gang des Helden als typisch für das stärkste Wollen des einzelnen; die Erfolge aber, höchst fragwürdiger Art, entsprechen dem Zeitlichen, in das dieser Held hineingeboren wurde. So kann man mit Recht ‚Peer Gynt‘ den norwegischen ‚Faust‘ nennen, und unzugänglich für die Bühne ist vieles in ihm, wie im zweiten ‚Faust‘. Dabei bleibt der Dichter wie in ‚Brand‘ sich selbst und den Umständen so treu, daß er in der Enge der nordischen Heimat seinen halben Helden als phantasievollen Bauernburschen beginnen läßt, bevor er ihn durch die Welt führt. Das läßt eine Unzulänglichkeit nach doppelter Richtung erkennen: einmal erhalten die Weltprobleme dadurch einen Provinzcharakter, und dann ersieht man daraus auch die nicht hinreichende Fähigkeit des Dichters, sich über das Milieu zu erheben; die Verhältnisse zwangen ihn zu mikroskopischer Weltanschauung mit negativen Resultaten. So macht das Werk, an den größten Beispielen, an ‚Faust‘ und Shakespeares ‚Sturm‘ gemessen, doch stellenweise einen dürftigen und unklaren Eindruck und bleibt hinter ihnen zurück. Goethe kam kurz vor seinem Tode, ich glaube um 1830, mit dem zweiten Faust zu Ende; es ist bemerkenswert, daß schon 38 Jahre später, im Jahre 1868, dieses für seine Zeit unerhört moderne Werk vor dem nordischen Dichter geschaffen wurde, in dem die ganzen Persönlichkeitsprobleme des modernen Menschen, der mit der französischen Revolution heraufkam, Gestaltung fanden. Man hat lange Zeit die Namen Ibsen und Zola als die Darsteller dieser Ideen in einem Atem genannt; sie haben wohl nur das Stoffgebiet miteinander gemein und man erkennt heute nur zu leicht, um wieviel tiefer der germanische Dichterdenker grub. Es ist noch nicht annähernd zutreffend betont, wie sehr die Franzosen in ihrer Kunst im 19. Jahrhundert an der Oberfläche hafteten. Es ist von uns mehrfach geäußert worden, daß der spätere Ibsen, der Gesellschaftskritiker, heute auf uns schon einen veralteten Eindruck mache und seine Arbeiten uns fast wertlos scheinen; mit solchem, im Einzelfall nicht ungerechten Urteil, könnte die Persönlichkeit des Mannes doch leicht unterschätzt werden: wer die unter seinen Zeitgenossen eminent hervorragende Stellung und kühne Begabung des Mannes gerecht einschätzen will, der halte sich an ‚Peer Gynt‘, ‚Brand‘, ‚Kaiser und Galiläer‘. Eine gänzlich irrtümliche Auffassung des Werkes scheint mir die zu sein, als handele es sich in ‚Peer Gynt‘ um eine spezifisch norwegische Sache: der aus der Anlage des Dichters geborene Zwang, die Dichtung in einen heimatlichen Rahmen hineinzukomponieren, verleitet weniger tief Schauende zu dieser Annahme. An diesen Merkmalen wird aber zugleich deutlich, daß die Kulturmission, die die skandinavische Literatur im 19. Jahrhundert zu haben schien, doch nach jeder Richtung einen rein zeitlichen Charakter trägt und nicht mit der unserer klassischen Periode zu vergleichen ist. Trotzdem aber zählt dieses Werk Ibsens zu den wenigen Bühnenwerken, die, gleich denen unserer Klassiker, zu den letzten Gedanken und Empfindungen anregen, weshalb wir die Aufnahme in das Repertoire mit Dank begrüßen. — Wie dürftig und nichtssagend wirkt daneben z. B. Wedekinds ‚Franziska‘, die er mit seiner Frau in einem längeren Gastspiel dem Berliner

Publikum bei Reinhardt vorführte. Einen flüchtigen Augenblick amüsieren die Szenen, wo sie einen Kabarett-Charakter tragen; über vier Stunden ausgedehnt aber, ins Scheinbar-Philosophische verzerrt, langweilen die für die Kunst gänzlich unfruchtbaren, platten Perversitäten unsäglich. Und dabei glaubt der Dichter allen Ernstes mit seinem masochistisch-androgynen Hosenweib das Mignon-Motiv fortgeführt zu haben. Wedekind ist ein Dichter, dem es an Intelligenz fehlt, diese Erscheinungen des modernen Lebens entsprechend einzugliedern. Man beachte seinen Typus, der darauf weist, daß seine Erkenntnisorgane unterhalb des Nabels liegen. Er betrachtet sie, wie sie dem Literatenauge vorübergehend in einer durchzechten Kabarettnacht erscheinen, d. h. mit einem rosigen Schimmer von Romantik: bei Tageslicht, in der Distanz — die ihm fehlt — sieht dieser Maskenplunder erbärmlich aus, und schmecken die Champagnerreste dieses Leichtsinns schal und säuerlich. Sein Held, wir kennen ihn schon als Hetmann und Marquis von Keith, der diesmal als philosophierender Versicherungsagent auftritt, trägt frappante Ähnlichkeitszüge mit dem Dichter selbst: will sagen, im Leben sehen diese zweifelhaften Existenzen anders aus; aber was der Dichter, dessen Intelligenz zum großen Dichter nicht ausreicht, zu viel an Intelligenz hat, um im Leben die fragwürdige Rolle seiner Helden zu spielen, leiht er ihnen, zu denen er sich aus innerer Verwandtschaft hingezogen fühlt, und fälscht so ihre wahre Natur, indem er sie überhebt. Diese Hochstaplernaturen, denen Wedekind seine Dichterliebe schenkt, sind von anderer Struktur, weit prosaischer und dafür resoluter. Sie handeln und philosophieren nicht über ihr Schicksal. Die Romantik ihres Daseins existiert allein in der Kabarett-Literaten-Phantasie, und bei ihnen selbst höchstens in einer dumpfen Unterströmung ihres Empfindungslebens — (schließlich trieb ja ein Schicksal sie auf ihre Bahn und bestehe dieses Schicksal auch in nichts anderem als den Degenerationsnarben ihres Gehirns) — die die Härte und Nöte des Alltags selten ans Licht läßt. Die geistige Verwandtschaft aber, die den Dichter zu ihnen treibt, ohne sich darüber erheben zu können, hindert ihn, daß er sie erfasse und darstelle als das, was sie innerhalb der Gesellschaft sind. So kommt es, daß ein Mann, der eine sympathische Begabung zum Bänkelsänger und modernen Jahrmarktballaden-Dichter hätte, sich zum ernsten Gesellschaftskritiker berufen glaubt, und sich in den Journalen bitter darüber beklagt, nicht als nationaler Haus- und Familiendichter gefeiert zu werden. Diesmal glaubt er wahrscheinlich ein besonderes Anrecht darauf zu haben, weil er — (er kommt uns weimarisch) — nachdem er seinen Hochstapler mit einem jungen Fürsten hat Theaterspiele aufführen lassen, sein masochistisches Hosenweibchen, nach einer mystischen Maskerade, in der die Mignonidee symbolisiert wird, im bürgerlichen Philisterium enden läßt.

Als nach dem Tode des Reichskanzlers Hohenlohe-Schillingsfürst dessen Memoiren publizirt wurden, diskutierte mit Verwunderung teils, teils mit Entrüstung der Feuilletonist der Berliner liberalen Presse vornehmlich einen Passus: es war da an einer Stelle die Rede davon, er, der Kanzler, habe im Kgl. Schauspielhaus der Aufführung von Hauptmanns ‚Hannele‘ beigewohnt und sich hernach von der Strapaze dieser unappetitlichen Proletarierkunst (so ähnlich lauteten die Worte) bei Borchardt an Austern und Champagner einigermaßen erholt. Dem Schlußsatz, d. h. der Anwendung des Mittels ist ja eine gewisse Frivolität nicht abzusprechen; mit der Beurteilung des Werkes aber hat der Kanzler recht. Wir erwähnen diesen Vorfall nur der Kuriosität halber, d. h. seiner Wirkung auf die Feinfühligkeit der liberalen Presse wegen, da wir sonst Kanzler in literarischen Dingen nicht als unbedingte Autorität heran-

zuziehen pflegen, wenn schon sie von Literatur gewiß soviel verstehen wie der Berliner Schmock. Also Hohenlohe hat recht: es handelt sich hier um eine unappetitliche Proletarierkunst, wie man bei der gewiß geschickten Aufführung im Theater der Societäre, von dem wir oben sprachen, wieder erlebte. Und dieses Beleidigende für das gesunde Kunstgefühl ergibt sich aus der ästhetischen Diskrepanz, die den in seinem Instinkt unsicheren Dichter dazu verführt, die realistische Darstellung wüsten Proletariertums, über das er sich nicht erhebt, sondern es mit Liebe malt, mit Poetisch-traumhaftem zu vermischen, ja dieses in psychologisch ganz unmöglicher Weise aus jenem abzuleiten: Hannele, das Kind des Maurer-Säufers, redet in ihren Traumbildern wie eine höhere Tochter. Wollte der Dichter sie mit seiner Zunge reden lassen, so mußte das Ganze anders geformt werden, dann darf auch Mattern nicht, der Säufer — (eine wahrhaft widerliche Szene) — betrunken an den Traumglassarg der Halluzinierenden torkeln. Dieses ästhetisch dissonierende Empfinden des Dichters, das im Grunde seine Liebe der realistischen Darstellung des Proletarierlebens schenkt, trägt dann auch, mit ganz geringer Ausnahme und nach innerer Notwendigkeit einen unerfreulichen Zug in die Auffassung des Religiösen- und Traumpoetischen. Ja, man könnte fragen: war G. Hauptmann, der Materialist oder Monist — er wird leugnen es gewesen zu sein, wie er leugnete zur Zeit, da er die Weber dichtete, Sozialist gewesen zu sein — überhaupt berechtigt, in diesem Sinne ein christliches Traumspiel zu schreiben? Es fiel denn auch danach aus: wie in den ‚Einsamen Menschen' jener flache Haeckelianer, der seine braven Eltern mit seinen Primanerideen drangsaliert, recht eigentlich als der geistige Repräsentant Hauptmanns für die damalige Zeit zu betrachten ist, so für sein religiöses Empfinden jener Tage der Lehrer Gottwald, dieser Jäger-Hemden-Christ, dessen Gottfühlen jedem gesunden Menschen Unbehagen einflößt; derart duftet es nach Kleinbürgerstubenluft, statt nach der Feierlichkeit des Ewigen. Abgesehen davon sind die übrigen Typen, so der Amtmann und der Arzt, so konventionell gezeichnet wie im ältesten Lustspiel, und man ist erstaunt, daß so etwas die deutsche Literatur reformieren wollte. Es ist daher nur zu natürlich, daß das Berlin-W-Publikum von dieser Art Christentum und poetischer Fabuliererei entzückt ist. Es ist, als habe der Dichter die Kinomelodramatik, der er nicht unfreundlich gegenüberstehen soll, schon damals vorweg geahnt.

Drei Sätze von Kleists köstlichem ‚Zerbrochenem Krug', der darauf in Szene ging, erleuchteten die unüberbrückbare Kluft zwischen einer echten und halben Dichterbegabung. Aber so wunderbar gearbeitet das Kleistsche Stück hinsichtlich der Typenzeichnung und der aus ihrer Anlage und dem Stoffe kompliziert heraus- und durchgeführten Handlung auch ist, wie nach der ‚Penthesilea' müssen wir auch hier entgegen manchen Autoritäten wiederholen: wir verstehen vollauf, daß Goethe, nicht wie viele glauben aus Neid oder mangelnder Einsicht, vielmehr notwendig von seinem Standpunkt aus Kleist als Dichter ablehnen mußte; denn auch dieser Arbeit fehlt jene höhere, beglückende und erzieherische Lebensweisheit und -lehre, die Goethe vom Kunstwerk verlangte, die das echte Kunstwerk über die bloße Naturabschrift hinaushebt.

Rudolf Klein-Diepold.

Frederic van Eeden, der holländische Dichter, erfreut sich einer Gunst der Weimarischen Hofbühne, derer sich deutsche Schauspieldichter nicht rühmen können. Während diese Bühne, deren historischer Ruhm darauf beruht, die Schöpfungen Goethes und Schillers zuerst der Welt übermittelt zu haben, heute davor zurückscheut, lebende einheimische Dramatiker zur Aufführung zu bringen, hat sie schon vor ein oder zwei Jahren sich Frederic van Eedens angenommen und von ihm ein

eigentümliches mystisches Gedicht ‚Ysbrand‘ in die Öffentlichkeit gebracht, das zwar Teilnahme erregte, aber trotz seiner Stimmungswerte bei der Schwäche des rein Dramatischen keinen Erfolg zu erringen vermochte. Ein anderes Geschick ist auch dem ‚Drama der Treue in sieben Bildern‘, Lioba, nicht beschieden gewesen, mit dem uns das Hoftheater am 28. Oktober 1913 in der Übersetzung von Else Otten und Armin Petersen bekannt machte.

Der Stoff ist diesmal scheinbar kein moderner, sondern nordisch-germanisch; aber es handelt sich nur um ein Kostüm; in Wahrheit führt uns der Dichter nicht Menschen aus den Niederlanden um das Jahr Tausend vor, sondern überfeinerte Menschen seiner Zeit. Er stellt uns aufs neue vor das Tristanproblem: ein alter König, Harald geheißen, wirbt um die kindlich-liebliche Lioba und führt sie aus der Einsamkeit des Klosters in die Welt. Die Hoffnung der beiden auf einen Sohn und Erben wird enttäuscht. Bei der Heimkehr des siegreichen Königs aus den Kämpfen fühlt Lioba tief das Unbefriedigende ihrer Lage und vergißt sich so weit, dem verwundeten Gemahl gegenüber vor dem ganzen Hofe nicht zu schweigen. Der junge Tancolf liebt sie und seine abgefeimte Mutter unterstützt mit allen Mitteln die Leidenschaft des Sohnes. Auf ihren Rat begibt sich Lioba heimlich in der Nacht zu einem einsamen Kreuz am Elfenhügel, wo stilles Gebet dem Volksglauben nach die Wünsche der Frauen erfüllen soll. Hier belauscht sie Ritter Tancolf, der mit Hemming, dem jüngsten Bruder Haralds, zufällig dorthin gekommen ist; während sich Hemming im Glauben an die Untreue der beiden ingrimmig entfernt, wirbt Tancolf um Lioba, wird aber von ihr zurückgewiesen, obwohl sie seine Liebe erwidert. Es folgt nun eine Versammlung der Ritter, in der der am Fuß unheilbar verletzte schwerkranke König Rat hält und mangels eines Erben die Krone dem älteren seiner Brüder, Horic, zuspricht, falls ihm nicht ein nachgeborener Sohn erblühen sollte. Daraufhin beschuldigt Hemming als Augenzeuge Lioba der Untreue; vor den König geführt erklärt sie sich für schuldlos, da sie nur in Gedanken, nicht aber körperlich untreu gewesen sei, worauf der König ihr vergibt. Die Ritter deuten sein Verhalten als Schwäche; trotz der Pflege Liobas siecht der Greis hin und stirbt schließlich in ihren Armen. An der Bahre des Toten, wo wir die Königin im Witwenkleide in stille Andacht versunken sehen, erscheint Tancolf; seine dringende Brautwerbung erzürnt jedoch Lioba derart, daß sie ihn zurückstößt und ihn ins Gesicht schlägt. Das Volk, das an die Untreue der Königin glaubt, zerbricht ihr die Füße; vor den neuen König Horic gebracht, der dem toten Bruder die Leichenfeier nach Wikingsbrauch rüstet, soll sie sich verantworten ob vermeintlicher Missetat an ihrem Gatten. Als ihr Verteidiger erscheint Tancolf, der sich zum Gottesgericht seinem Ankläger Hemming stellt; der Ausgang des Zweikampfes entscheidet gegen ihn. Er stirbt, während Lioba nach dem Urteil des neuen Königs an das Steuer des Drachenschiffes gesetzt wird, das König Haralds Leiche dem Meer übergibt. Im Feuerbrande, als Sühnopfer geht Lioba mit dem Gatten unter.

Dieser Inhalt zieht in einer Reihe von Bildern an uns vorüber. Eigentliche Verwicklung und Spannung, also eine dramatische Verkettung hat der Dichter nicht erreicht; und so gelang es ihm auch nicht, das Publikum zu erwärmen und zu fesseln. Die Vorzüge der Arbeit liegen in ihrer Innerlichkeit, mit der sie den denkbar größten Gegensatz zu den dramatischen Arbeiten etwa Wildenbruchs bildet. Ihr Schwäche liegt im Übermaß lyrischer Deklamation, die sich z. B. gleich im Anfang der Klosterszene breit macht. Die Stimmungsreize der Dichtung können über das Fehlen des dramatischen Nervs nicht hinwegtäuschen.

Man sieht deutlich, daß die Gestalten denen der Tristansage entsprechen. Harald ist ein anderer König Marke, nur daß das Löwenhafte in ihm stärker betont wird; Lioba gleicht Isolden; Tancolf Tristan. Das Besondere in van Eedens Behandlung liegt nun darin, daß er Lioba die Liebe Tancolfs zwar erwidern, aber sie nicht eigentlich schuldig werden läßt; der Fehl geschieht nur in Gedanken, nicht körperlich; und darin, daß trotz dessen Ritter und Volk an die Untreue Liobas glauben, liegt das eigentliche Raffinement des Verfassers. Dieser Umstand bewirkt, daß die ganze Erfindung und Ausführung einen gekünstelten, ausgesponnenen Eindruck macht; man findet sich, nur wenig glücklich, auf den Spuren Hebbels und Ibsens; und der moderne Dichter ist weit entfernt von der Einfalt und Größe, die ein solcher Stoff eigentlich erheischt. Auch der mystische und verworrene Einschlag fehlt dem Stück nicht, so daß es als Ganzes nicht anders als ein verstiegenes Erzeugnis bezeichnet werden kann. Mit welchem Recht man solche Werke bei uns aufführt, so lange man die Schöpfungen lebender deutscher Dichter unbeachtet läßt, ist unerfindlich.

Dr. Ernst Wachler.

Musik

Verdi und Wagner. In dem Aufsatz über Verdi, der anläßlich des hundertsten Geburtstages des Meisters im vorigen Heft von ‚Hochland' erschien, war die Rede davon, daß die Beziehungen zwischen Verdi und dem ihm in seiner letzten Schaffensepoche vorbildlichen Wagner noch dringend der Klärung bedürften, sowie daß eine solche vielleicht von der bevorstehenden Publikation der Briefe Verdis zu erhoffen sei. Diese Publikation ist nun erfolgt. In einem stattlichen Band haben die italienischen Musikhistoriker G. Cesari und A. Luzio des Meisters Korrespondenz, soweit sie sich erhalten hat, sorgfältig ediert, vorgelegt. Das Buch ist als Beitrag zur persönlichen und künstlerischen Charakteristik Verdis, sowie als zeitgeschichtliches Dokument überhaupt von großem Wert; aber in der ‚Wagnerfrage' bietet auch es noch nicht den erhofften Aufschluß. Denn gerade über den wichtigsten Punkt, wann und wie Verdi zuerst mit Wagners Kunst vertraut geworden, sowie welcher Art deren erste Eindrücke auf ihn gewesen sind, geben diese Dokumente keine Auskunft. Die erste briefliche Bemerkung Verdis über Wagner stammt vielmehr erst aus dem ‚Aïda'-Jahr 1871, also aus einer Zeit, da Wagners Einfluß auf Verdi längst definitiv geworden war. In einem Schreiben an den Verleger Ricordi, das die Vorbereitungen zur Aufführung der ‚Aïda' an der Scala in Mailand betrifft, spricht Verdi den Wunsch aus, es möchte auch an den italienischen Bühnen das ‚versenkte', unsichtbare Orchester eingeführt werden. ‚Die Idee,' schreibt er, ‚ist nicht von mir, sondern von Wagner; sie ist ausgezeichnet.' Und nun rechtfertigt er sie ziemlich mit den Worten Wagners, indem er bemerkt, wie störend es sei, die Orchestermusiker im modernen Frack neben den altägyptischen usw. Erscheinungen der Bühne zu beobachten, durch die in die Luft ragenden Köpfe der Harfen, Schnecken der Kontrabässe und den Stab des Dirigenten im Ausblick auf die Szene behindert zu sein, überhaupt das Orchester, das doch auch zur ‚illusorischen Scheinwelt des Kunstwerks' gehöre (‚che è parte del mondo fittizio'), gewissermaßen inmitten des Publikums plaziert zu sehen. Diese Bemerkung zeigt jedenfalls Verdi mit den Kunstanschauungen Wagners bereits völlig vertraut und auch einverstanden. Daß er jedoch von Anfang an die Person und das Wirken des deutschen Meisters selbst von den Übertreibungen seiner fanatischen Anhänger zu unterscheiden wußte, läßt eine Bemerkung in einem zwei Jahre späteren Briefe aus Neapel (9. April 1873) ersehen, wo er den Erfolg der ‚Aïda' als einen entschiedenen, ehrlichen

und nicht künstlich durch ‚wagneristische Phrasen‘ von ‚Zukunftsmusik‘ u. dgl. aufgebauschten bezeichnet. Tatsächlich hatte Ende der sechziger Jahre nämlich auch in den Reihen der italienischen Musiker eine stark ‚wagneristische‘ Bewegung eingesetzt, die mit allen Unarten einseitiger Übertreibung ausgestattet, einem Künstler wie Verdi, der bei aller Verehrung für den deutschen Meister und allem Streben, von ihm zu lernen, doch die Wahrung der individuellen wie nationalen künstlerischen Selbständigkeit als erstes Gebot einer gedeihlichen Musikkultur erkannte, besonders verhängnisvoll erscheinen mußte. Von dieser Empfindung zeugen namentlich zwei spätere briefliche Äußerungen Verdis. ‚Sie sprechen,‘ schreibt er am 14. Juli 1889 im Hinblick auf eine Aufführung des „Othello“ in London, ‚von einem Triumph der italienischen Kunst!! Sie irren sich. Unsere jungen italienischen Komponisten sind keine guten Patrioten. Wenn die Deutschen von Bach ausgehend bei Wagner angelangt sind, so handeln sie dabei als gute Deutsche und richtig. Aber wenn wir, Abkömmlinge Palestrinas, Wagner nachahmen, begehen wir ein musikalisches Verbrechen und tun unnütze oder vielmehr schädliche Arbeit.‘ Und in gleichem Sinne schreibt er am 14. April 1892 an Hans v. Bülow: ‚Wenn die Künstler des Nordens und des Südens verschiedenartige Tendenzen haben, ist es gut. Alle müssen ihre nationale Eigentümlichkeit wahren, wie Wagner sehr richtig gesagt hat. Glücklich seid ihr, die ihr noch die echten Söhne Bachs seid! Und wir? Auch wir, die Söhne Palestrinas, hatten einst eine große nationale Schule. Jetzt ist sie zum Bastard geworden und dem Zusammenbruch nahe.‘ Solche Aussprüche zeigen recht deutlich, daß Verdi auch in seiner Wagnerepoche sich als durchaus nationalen Künstler fühlte, und zwar mit Recht, denn sein ‚Wagnerismus‘ beschränkte sich auf technische Verwertung der Errungenschaften * des deutschen Meisters: der Erfindung und dem Geiste nach war er Italiener geblieben. Welch' tiefe künstlerische Sympathie und Dankbarkeit er trotzdem dem deutschen Meister entgegenbrachte, das zeigen die schönen Worte, die er unter dem Eindruck von Wagners Tod an Ricordi schrieb: ‚Traurig, traurig, traurig. Wagner ist gestorben! Als ich gestern die Nachricht davon las, war ich, ich stehe nicht an es zu sagen, niedergeschmettert. Reden wir nicht. — Eine große Individualität ist heimgegangen. Ein Name von mächtigster Bedeutung für die Kunstgeschichte.‘

Dr. Eugen Schmitz.

---

* Und zwar, wie früher erwähnt, speziell des Wagnerschen Orchesters. Daß dieses übrigens in Berlioz' Werken einen bedeutsamen Vorläufer hatte, erkennt Verdi trotz seiner Abneigung gegen diesen französischen Meister in einem Briefe vom 5. Juni 1882 ausdrücklich an.

Vom Weihnachtsbüchertisch

Religiöse Literatur

An die Spitze der religiösen Literatur stellt sich für jeden gebildeten Katholiken, der tiefer in die geistigen Schatzkammern seiner Kirche eindringen will, die rasch zu stattlicher Bänderreihe gediehene **‚Bibliothek der Kirchenväter‘** (Kösel, Kempten. Subskriptionspreis in Leinen je M. 3.50, in Halbpergament M. 4.—). Von den heuer erschienenen sieben Bänden möchten wir den zwölften der ganzen Reihe, ‚Frühchristliche Apologeten‘, der allgemeinen Beachtung ganz besonders empfehlen. Denn diese Verteidigungen und Verherrlichungen des Christenglaubens, mit denen hier philosophisch hochgebildete Bekenner, wie Aristides von Athen und sein Landsmann Athenagoras, der Martyrer Justin und der Assyrer Tatian, die falschen Anklagen und Mißverständnisse ihrer heidnischen Umwelt zunichte machen, durchflammt nicht nur geistige und sittliche Überlegenheit, sondern mehr noch jener ungebrochene Heroismus der Einheit vom Leben, von Lehre, die einer unter ihnen mit dem Gebete, ‚daß alle Menschen auf Erden der Wahrheit möchten gewürdigt werden‘, beschloß und mit seinem Blute besiegelte. Weniger sollte es noch des eigenen Hinweises bedürfen auf den unvergänglichen Wert jener Bände, in denen nur die Schriftenreihe eines hl. Augustinus bereits zum 4. und 5. Bande fortgeführt, die eines hl. Athanasius (mit seinen vier Reden gegen die Arianer), Tertullian (zunächst mit den seine schicksalsreiche Person betreffenden Schriften) und des gerade im Jubiläumsjahr so belangreichen Kirchenhistorikers Eusebius eröffnet werden. Bei allen diesen darf die Sorgfalt der Übertragung, Erläuterung und Einleitung, die durchweg den berufensten Sachkennern oblag, mustergültig genannt werden. Und bei dem Bande, der die fünfzig geistlichen Homilien bringt, die man bisher dem hl. Makarius dem Ägypter, einem Mönchsabt der sketischen Wüste, zuschrieb, wird diesem meisterlichen Frühwerk christlicher Mystik die ganze Glut der gläubigbangenden und selighoffenden Gottessehnsucht gewahrt, die seinen Inhalt über alle zeitliche Bestimmung erhaben macht. Eben dieses klassische und durch die katholische Tradition unerschütterlich gefestigte Ansehen der Väterliteratur ist es, welches ihre Neuübertragung und zeitgemäße Einkleidung so überaus dankenswert macht und zu dem Wunsche berechtigt, es möge auch in unseren Tagen diesen großartigen Literaturdenkmälern ein immer allgemeineres und tieferes Interesse entgegengebracht werden.

Wer dann diese Werke auch in ihren literaturgeschichtlichen Beziehungen und Abstufungen vollständig verstehen und bewerten lernen will, dem ist hierzu von dem hochverdienten Mitherausgeber der deutschen Kirchenväterbibliothek Otto Bardenhewer der Zugang mit ebensoviel gelehrtem Wissen als überschauender Stoffbeherrschung erschlossen in seiner **‚Geschichte der altkirchlichen Literatur‘**, die soeben zum dritten stattlichen Bande gediehen ist, während der erste gleichzeitig in Neuauflage vorliegt (Freiburg, Herder, geb. M. 12.—, bezw. 14,50). Das ganze auf sechs Bände berechnete Werk, dessen überall treuberichtendes und wohlabwägendes Urteil, dessen ‚ausgezeichnete wissenschaftliche Leistung‘ Adolf Harnack trotz aller Verschiedenheit des Standpunktes bewundernd anerkennen mußte, sollte auch in katholischen Laienkreisen noch viel mehr zu Rate gezogen werden als es bisher geschah. Man wird sich dann in der Überzeugung gefestigt finden, daß die Lehre der Kirche auf ungetrübter apostolischer Tradition beruht, vor mancher abwegiger Orientierung bewahrt werden und zugleich einer der bedeutendsten Gelehrtenleistungen zeitgenössischer Theologie mit Stolz erfreuen lernen.

Der volkstümlichen Literatur zur Verbreitung kirchengeschichtlicher Belehrung und zur Befestigung in der Liebe und Treue zur Kirche gehören vor allem zwei Werke des Benzigerschen Verlags (Einsiedeln, Schweiz) an. Es sind die in zweiter und dritter Auflage erscheinenden Bücher: **‚Die Geschichte der Kirche Christi‘**, dem katholischen Volke dargestellt von Johannes Ibach, neu-illustrierte Ausgabe, bearbeitet von Prof. Dr. Gregor Schwamborn, und **‚Die Geschichte der katholischen Kirche‘** in ausgearbeiteten Dispositionen zu Vorträgen für Vereine, Schule und Kirche, zugleich ein kirchengeschichtliches Nachschlage- und Erbauungsbuch für die katholische Familie von Anton Ender. Während das Ibachsche Werk sich als Handbuch im eigentlichen Sinne bewährt hat, indem es den großen Stoff unter dem Gesichtspunkt sichtete und ordnete, die providentielle Leitung der Kirche zum Trost der Gläubigen sichtbar zu machen, und dies Ziel durch eine von warmer Beredsamkeit getragene, gleichmäßig fortschreitende Erzählung erreicht, tritt bei dem Enderschen Werk die didaktische Absicht bewußter hervor, so daß es direkt den Charakter eines

kirchenhistorischen Kontrovers- oder apologetischen Nachschlagebuches an sich trägt. Als solches wird es denn auch überall da Anklang finden, wo man sich geneigt fühlt, die Geschichte mehr in den Dienst der Polemik als einer feiner nuancierten Erkenntnis der Wahrheit zu stellen, denn der Verfasser liebt keine Nuancen, sondern geht auf extreme Charakteristik und kontrastierende Wirkungen aus. Von der Ibachschen Kirchengeschichte ist noch die ausgiebige und volkstümlich berechnete Illustrierung zu erwähnen, ein Gebiet, auf dem der Benzigersche Verlag von jeher sich mit Geschick betätigt hat und das er neuerdings in ganz hervorragender Weise auf ein Werk anwandte, das zum siebenten Male die Presse verläßt, aber diesmal als eine nahezu vollkommen neue Darbietung: **‚Roma'. Die Denkmale des heidnischen, unterirdischen, neuen Rom in Wort und Bild.** Von Dr. P. Albert Kuhn, O. S. B. Mit farbigem Titelbild, 938 Abbildungen im Text und auf 40 Einschaltbildern, sowie 3 Plänen von Rom. Vor mehr als dreißig Jahren (1878) ist die ‚Roma' zum ersten Male erschienen. Sie war für die damalige Zeit ein Prototyp eines echten Volks- und Familienbuchs und ihre belehrende, bildende Bedeutung für die damalige Generation daher nicht gering. Sechs Auflagen von beträchtlicher Höhe sind in diesem Zeitraum nötig geworden, und bei nahezu jeder hat der Verfasser Hand zu Änderungen und Verbesserungen angelegt. Inzwischen aber begann und vollendete er seine Allgemeine Kunstgeschichte in 3 Doppelbänden. Wenn er nun, nach dieser außerordentlichen Leistung, zu einer Erstlingsarbeit zurückkehrt, um sie aus der Fülle des reifsten Wissens und Könnens heraus nicht nur zu verbessern und zu ergänzen, sondern teilweise vollständig neu zu schreiben, so darf man dieses Werk gewiß mit neuen hohen Erwartungen in die Hand nehmen. Dabei ist vorauszuschicken: ein Volksbuch im edelsten Wortsinn sollte es bleiben. Gelehrte Absichten schwebten dem Verfasser nicht vor. Aber was Gelehrsamkeit und Forscherfleiß in den letzten Jahrzehnten ans Licht gebracht, in einfacher, klarer Sprache dem Volke zu einem übersichtlichen Bilde der ewigen Stadt zu gestalten, diese im eminenten Sinne volkstümliche Aufgabe ist glänzend gelöst. Ein Buch dieser Art, das sich an das breite Volk wendet, darf keine geistreiche Variation über das vorgesetzte Thema, kein subjektives Plauderbuch mit historischen, ästhetischen und religiösen Reflexionen sein. Das Volk will immer in erster Linie die Sache selbst. Aus der Sache will es dann die Gedanken schöpfen und aus den Gedanken die Begeisterung. Daß heute so viele Bücher, die für das Volk, ja selbst für die gebildeten Schichten geschrieben werden, keine schöpferische Wirkung mehr tun, hat seine Ursache zum Teil in der allzu starken gedanklichen Verarbeitung des Stoffes, dem damit wie einem allzufeinen Mehl die richtige Nährkraft entzogen wird. In der neuen Bearbeitung des Kuhn'schen Werkes tritt eine einschneidende Änderung gleich in dessen Aufbau zutage. Während früher das antike Rom nur anhangsweise berücksichtigt war, eröffnet es jetzt den Band in einer Schilderung, die mehr als ein Drittel des 534 Seiten starken Textes einnimmt. Ihr folgt der Gang in das unterirdische Rom, und hieran schließt sich das neue, das christliche Rom, dem alles zugeteilt ist, was von dem oberirdischen Rom nicht mehr dem heidnischen angehört. Wie das ganze Werk, so ist jede Unterabteilung dreiteilig. Einem geschichtlichen Überblick folgt die Beschreibung der Örtlichkeiten, dieser die gesonderte Betrachtung der Kunstwerke in den Sammlungen. Dem allem zur Seite geht ein Bilderschmuck, der zum Vollkommensten gehört, was bis jetzt in einem derartigen Werke geboten werden konnte. Alles in allem, man erkennt das alte Werk in dieser siebten Auflage kaum noch. Diese ‚Roma' ist eine Gabe würdig des berühmten Verfassers der ‚Allgemeinen Kunstgeschichte'.

Für die vielen Freunde des Büchleins **‚Mehr Freude!'** von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg, bringt der Herdersche Verlag eine schöne Überraschung in Form einer stattlichen Luxusausgabe in gr. 8⁰ (je nach Einband 7, 11, 14, 20 M.). Der ungeheuere, aus der Zeitstimmung heraus verständliche Erfolg des klar und warmherzig geschriebenen Buches läßt auch dieser kostbaren, mit großer Sorgfalt gedruckten, unter Leitung des Buchkünstlers Karl Köster in Titelzeichnung, Einband und Vorsatzpapier einheitlich und höchst geschmackvoll ausgestatteten Ausgabe eine freundliche, ja begeisterte Aufnahme voraussagen. — Eine buchtechnisch recht schmucke Leistung des Herderschen Verlags ist auch die kleine mit den bekannten Illustrationen von Führich geschmückte Ausgabe der **‚Nachfolge Christi'** von Thomas von Kempen, der die mustergültige, so ganz aus dem Geiste des Originals geschöpfte Übersetzung des Bischofs Sailer zugrunde gelegt ist. Eine schönere, in Taschenform gleich bequeme und dabei billige Ausgabe dieses

in genialer Einfachheit und Beschaulichkeit dem Evangelium am nächsten stehenden Büchleins haben wir in deutscher Sprache nicht. Eine Einleitung des Herausgebers, Dr. Franz Keller, würdigt die Verdienste Sailers um diese Verdeutschung und trägt dazu bei, Autor wie Übersetzer uns von neuem lieb zu machen.

Geschichte

Nachdem schon das Jahr 1912 eine stattliche Literatur nicht bloß mahnender Erinnerung an die schweren Zeiten der Napoleonischen Gewaltherrschaft, sondern auch aufklärender ernster historischer Erforschung der Ursachen und Folgen hervorgebracht hatte, eine Literatur, unter der das Buch von Paul Holzhausen, **'Die Deutschen in Rußland'** (Morawe & Scheffelt, Berlin), uns als eine der gediegendsten und eindrucksvollsten Darbietungen im Gedächtnis geblieben ist, hat sich das laufende Jahr auch im Buchhandel als der Höhepunkt nationaler Begeisterung bewährt. Daß der Hirzelsche Verlag, Berlin, gerade die beiden Hauptjahre der großen Jahrhundertfeier wählte, um Heinrich von Treitschkes **'Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert'** lieferungsweise (ca. 50 Lieferungen à 1 M.) erscheinen zu lassen, ist sicher nicht zuletzt auf die Erwägung zurückzuführen, daß Treitschkes Kunst hinreißender Geschichtsschreibung kaum bei einem anderen Abschnitt seines fünfbändigen Geschichtswerkes so glänzend und unvergleichlich in die Erscheinung tritt, als gerade bei der Schilderung der Volkserhebung im Jahre 1813 und dem, was ihr an Selbstbesinnung und zielsicherer Zusammenfassung der Volkskräfte vorausging. Diese Partien gehören zu den schlechthin großen Leistungen nicht bloß der deutschen Geschichtschreibung, sondern der Geschichtschreibung überhaupt und sind geeignet, das Treitschkesche Werk auch demjenigen noch schätzbar zu machen, der weder den einseitigen preußischen Standpunkt noch die leidenschaftlichen Ausbrüche der Unduldsamkeit erträglich findet, die überall da zum Ausdruck kommen, wo die Wirklichkeit sich im Widerspruch befindet zu dem politischen Ideal und dem aus der 'Aufklärung' stammenden religiösen Bekenntnis des Verfassers. Indes wird man nicht verkennen dürfen, daß gegen Ende seiner Arbeit eine ruhigere Art der Betrachtung Platz greift, insofern, als Treitschke, durch mannigfache Erfahrungen des öffentlichen Lebens, unter denen nicht zuletzt seine Stellung zur Judenfrage bedeutsam wird, bestimmt, sich konservativeren Anschauungen zugewendet hat, ohne deshalb etwas an Temperament einzubüßen. Die neue Ausgabe ist nunmehr bis zur 45. Lieferung fortgeschritten, wird also noch in diesem Jahre vollständig vorliegen.

Der eigentlichen Jahrhundertfeier-Literatur geht noch eine kleine Nachzüglerliteratur von 1912 voraus, die vor allem den russischen Feldzug vor hundert Jahren behandelt. Es sind meist Neubearbeitungen älterer Werke wie der noch immer lesbaren **'Geschichte des Feldzuges in Rußland im Jahre 1812'** von Friedrich Steger, die Major a. D. E. Moraht auf den Stand unseres heutigen Wissens gebracht und der Verleger Hermes, Hamburg, mit zahlreichen Illustrationen ausgestattet hat, oder Erinnerungen von Feldzugsteilnehmern wie jenes westfälischen Husarenleutnants Ed. Rüppel, die Fr. Cl. Ebrand unter dem Titel **'Kriegsgefangen im Herzen Rußlands 1812–1813'** bei Paetel, Berlin, herausgegeben hat. Rüppel war als echtes Kind seiner Zeit ein soldatischer Bewunderer Napoleons, was aber dem Wert seiner Beobachtung und Schilderung von Land und Leuten und seiner Kriegserlebnisse im kleinen keinen Abbruch tut. Immerhin unterscheidet sich in dieser Hinsicht vorteilhaft von ihm der sächsische Husarenoffizier Theodor Goethe, dessen Aufzeichnungen politisch neutral sind, im übrigen aber diejenigen Rüppels wertvoll ergänzen. Paul Holzhausen, der diese Aufzeichnungen unter dem Titel **'Ein Verwandter Goethes im russischen Feldzuge 1812'** bei Morawe & Scheffelt, Berlin, neu herausgab, versucht nicht aussichtslos, den genealogischen Zusammenhang dieses Husarenoffiziers und späteren Kgl. Steuerrats mit dem Dichter darzutun, rühmt der Erzählung seiner Erlebnisse aber mit Recht so viel Gutes nach, daß sie auch ohnedies einen solchen gelegentlichen Neudruck verdient haben. Eine knappe, aber anschauliche Einführung in die Geschichte des Feldzugs des österreich-sächsischen Korps in Polen, Litauen und Wolynien leitet das recht lesbare Quellenwerk ein. Nicht bloß einen größeren Zeitraum umspannen die von Dr. Friedr. Schulze eingeleiteten Erinnerungen des Prinzen August von Turn und Taxis: **'Aus drei Feldzügen 1812–1815'** (Insel-Verlag 1912), sondern haben auch den Vorzug eines höheren Standpunkts ihres Verfassers, der als Generalstabsoffizier bei der zweiten bayerischen Division unter Wrede eine Reihe wichtiger militärischer und diplomatischer Posten bekleidete. Die Aufzeichnungen sind von ruhiger Sachlichkeit, die nicht vermuten läßt, daß hier ein Zweiundzwanzigjähriger

niederschrieb, was er als Achtzehn- bis Einundzwanzigjähriger erlebt hat. Der Prinz kann nicht umhin, zu verraten, daß auch er zu denen gehört, die, der offiziellen Rheinbundpolitik überdrüssig, den nationalen Anschluß an die gegen Napoleon Verbündeten von Herzen begrüßen, und ist in diesem Sinne tätig. Eine ebenfalls erstmalig veröffentlichte Quelle aus 1813/14 sind die **'Tagebuchblätter eines Feldgeistlichen'**, des Dr. K. A. Köhler, die Pfarrer Jäkel bei Edw. Runge, Berlin-Lichterfelde 1912, herausgab. Der Herausgeber hat in erster Linie zwar seine Amtsbrüder im evangelischen Militärpfarramte als Leser im Auge, leistet aber auch der historischen Forschung einen Dienst, denn die Briefe enthalten eine Fülle gut beobachteter Einzelheiten und enthüllen in dem Verfasser einen Typus jenes begeisterten Freiheitskämpfers, der von sich sagen durfte: 'Das Leben ist mir nichts, König und Vaterland alles; nur ins freie Vaterland kann und werde ich zurückkehren.' Neben diesen Einzelquellen liegen einige Quellenanthologien vor wie **'1813—1815. Die deutschen Befreiungskriege in zeitgenössischer Schilderung'**. Mit Einführungen von Dr. Friedr. Schulze (Voigtländer, Leipzig), und Ernst Müsebeck, **'Gold gab ich für Eisen'** (Bong, Berlin). Während der erstgenannte stattliche, mit vielen, z. T. seltenen Illustrationen geschmückte Band nur die Zeit der Freiheitskriege berücksichtigt, erstrecken sich die in dem schönen Büchlein von Müsebeck gesammelten charakteristischen Stellen aus Dokumenten, Briefen und Tagebüchern auf die Jahre 1806—1815 und lassen in oft ergreifenden Zeugnissen miterleben, was Deutschland erniedrigt und dann groß gemacht hat. An Wohlfeilheit läßt keines der beiden Werke etwas zu wünschen übrig, denn ein reich und zum Teil farbig illustrierter Band in gr. 8^0 von 336 Seiten mit 67 Tafeln und 4 Karten, der broschiert nur 5 M. kostet, ist eine ebenso außergewöhnliche Leistung des deutschen Buchgewerbes wie Bongs Schön-Bücherei für 2 M. den kartonierten Band, die mit dem Müsebeckschen Buch eröffnet wird. Die beiden Bücher ergänzen sich in mehrfachem Betracht. Bilden somit diese Quellenanthologien Lesebücher, die, wo man sie auch aufschlage, unmittelbar und packend in die Zeit einführen und dies zugleich durch Prosastücke von einem oft nicht geringen sprachlichen Reiz, so verdanken wir Generalleutnant von Steinaecker in dem hübschen Buch **'Kampf und Sieg vor hundert Jahren'** (Bachem, Köln) eine Darstellung der Befreiungskriege, die bei mäßigem Umfang dennoch ein durchaus klares und zuverlässiges Bild der Vorgänge gibt. In übersichtlicher, einem weiteren Leserkreis stets willkommener Anordnung sind sie in 14 Kapiteln nach ihrer Bedeutung charakteristisch zusammengefaßt. Neben einer Anzahl guter Kartenskizzen werden die führenden Persönlichkeiten der Zeit sowie die Hauptereignisse dem Leser im Bilde vor Augen gestellt.

Alte und neue Dichtung

Wer auch nur einen Teil der Fülle von Neudrucken klassischer und nachklassischer Werke und Bücher zur Orientierung eines gebildeten Zeitschriftenpublikums anzeigen soll, der wird von vornherein darauf verzichten, zu sagen: Kaufe dieses und sei vorsichtig gegenüber jenem, denn hier handelt es sich um Allbekanntes und gibt es leichte Mittel und Wege, zu erfahren, was einem bei dieser und jener Anschaffung erwartet. Wer sich z. B. aus der **'Goldenen Klassikerbibliothek'** (Bong, Berlin) den ganzen Gutzkow ersteht, muß vorher wissen, was er damit bezweckt. Ohne literarische Vorbildung hat die Lektüre eines solchen Autors heute nicht mehr viel Sinn. Eine Auswahl des Besten daraus, d. h. dessen, was nach allgemeiner Auffassung eine gewisse bleibende Bedeutung hat oder wenigstens zurzeit noch befruchtend wirken kann, wird für den literarischer Bildung Beflissenen vollauf genügen. Anders ist es bei Ausgaben von Dichtern, die in der Hauptsache eben Dichter im strengen Sinne des Wortes waren. **Hölderlins Werke** oder diejenigen von **Droste-Hülshoff** z. B., ja sogar noch **Grabbe** bedeuten etwas in dem poetischen Hausschatz eines gebildeten Lesers. Sie sind meist, wo man sie auch aufschlage, lebendig, weil echte Poesie unsterblich ist, während man z. B. bei Gutzkows dreibändigem Roman **'Die Ritter vom Geiste'** (ebenda) eine Menge veralteter zeitgeschichtlicher Interessen mitbringen muß, um ihn wirklich mit einigem Genuß lesen zu können.

Mit diesen allgemein orientierenden Andeutungen müssen wir es uns hier genügen lassen. Von den bekannteren Autoren älterer Literatur bis zu den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts ist auch dem Manne mit kleiner Börse heutzutage fast alles käuflich. Die richtige Schranke müssen Bildung, Gewissen, persönlicher Geschmack ziehen. Von den billigen großen Sammelunternehmungen kommen außer dem genannten immer noch vorwiegend die **'Meyerschen Klassikerausgaben'** des Bibliographischen Instituts, die modern wirkenden,

aber keine Einführungen und Erläuterungen aufweisenden Ausgaben der **Tempelklassiker** und die **Hesseschen Klassikerausgaben** in Frage.

Während der Tempel-Verlag seine größeren Ausgaben (Goethe, Schiller, Heine, Kleist, Uhland usw.) alle abgeschlossen hat und ihnen nunmehr reizende Einzelbände, wie z. B. die zweisprachigen Parallelausgaben von Shakespeareschen, Molièreschen Dramen oder altklassischer Werke (Homer usw.) folgen läßt, bringt das Bibliographische Institut neuerdings eine revidierte sechsbändige **Hebbel-Ausgabe**, die im Gedächtnisjahre gewiß von all denen begrüßt wird, die nicht etwa schon die früher hier besprochene große und grundlegende Hauptausgabe von R. M. Werner (Verlag Behr, Berlin) vorziehen. An gleichwertigen Gesamtausgaben einzelner Dichter, Klassiker wie Romantiker, denen in höherem Maße als die Sammelausgaben die Gunst des begüterten Mannes von Bildung gehören dürfte, haben wir neben der in ihrer Art einzigen **Propyläen-Ausgabe von Goethes Werken** (Georg Müller, München), die bis jetzt 24 Bände umfaßt, die herrlichen Ausgaben des gleichen Verlags von **Clemens Brentano**, die bis zu 7 Bänden fortgeschritten ist, und die noch im Anfang stehende **Otto Ludwig-Ausgabe**, von der zwei Bände vorliegen. Hierher gehört auch der allerdings ebenfalls langsam fortschreitende Neudruck, den die Stadt Wien den **Werken Grillparzers** unter der sorgfältig prüfenden und kommentierenden Leitung August Sauers zuteil werden läßt (Verlag Gerlach und Wiedling, Wien), welcher ähnlich dem geplanten von **Görres Werken** (Kösel, Kempten) das ganze Lebenswerk des Dichters unserer Mit- und Nachwelt in bleibender Form überliefern wird. Alle die genannten Ausgaben nehmen keine Rücksicht auf Alter, Bildungsstufe, Geschlecht der Lesenden. Und doch sind Rücksichten in den angedeuteten Richtungen oft geboten. Wer möchte der halbreifen Jugend einerseits die Klassiker ganz vorenthalten und sie ihnen andererseits wahllos aushändigen. Die didaktischen Zwecken dienenden Schulausgaben einzelner Werke eignen sich aber hinwiederum nicht für Geschenkzwecke und repräsentative Wirkung auf dem Bücherregal. So war es ein guter Gedanke, daß der Herdersche Verlag seine **Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus** herausgab und die Auswahl und Kommentierung einem Manne wie Gymnasialdirektor Hellinghaus anvertraute, der sich der gar nicht so einfachen Aufgabe mit Geschmack und weitgehender Toleranz entledigte. Daß ein Bedürfnis hier wirklich vorlag, beweist die dritte Auflage der Schiller- und Goethebände, von denen man sagen muß, daß sie der Jugend beiderlei Geschlechts nur vorenthalten, was nach ziemlich allgemeiner Anschauung für jugendliche Leser wirklich nicht in Betracht kommt — und das ist, neben den meisten Prosaschriften, das bloß entwicklungsgeschichtlich Bedeutsame oder das moralisch Unzuträgliche. In Format und Ausstattung, aber auch in bezug auf die inneren Gesichtspunkte gleich ist die ebenfalls bei Herder von Hellinghaus besorgte **Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen**, die nunmehr auf 15 Bände angewachsen ist und in der manch halbvergessenes Kleinod deutscher Erzählungskunst weitesten Kreisen wieder zugänglich gemacht wird.

In der Grundtendenz mit dem Herderschen verwandt, doch in der Anordnung und Auswahl verschieden, weil sie nicht nur die deutsche, sondern die Weltliteratur ausbeutet, stellt sich die von Johannes Mumbauer geleitete Unterabteilung der Sammlung **‚Aus Welt und Leben'** (Hausen, Verlagsgesellschaft, Saarlouis) dar, die den Sondertitel führt: ‚Auslese aus den Klassikern der Weltliteratur'. Cervantes, Stifter und Kleist sind in je einem Bändchen mit einzelnen Erzählungen vertreten. Sie wenden sich an das breiteste Publikum mit dem auch in den jeweiligen Einleitungen ersichtlichen Bestreben, den literarischen Geschmack in weiteren Volkskreisen zu heben. Das ist sehr erfreulich, doch müßten die Bändchen, um diesen Zweck wirklich zu erreichen, noch billiger sein, als sie sind.

Unter den beachtenswerten Neudrucken zeitgenössischer Dichter und Erzähler muß vor allem auf die prächtige Ausgabe von **Wilhelm Raabes sämtlichen Werken** in drei Serien zu je 6 à 4 M. geb. Bänden (Verlagsanstalt für Literatur u. Kunst, H. Klemm, Berlin) hingewiesen werden. Mit ihr wird allen Raabefreunden ein längst gehegter Wunsch in schönster und würdigster Weise erfüllt. Nicht nur, daß die sog. Originalausgaben selbst in den neuen Auflagen altmodisch ansprachen, sie waren auch teuer, so daß eine eigene ‚Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes' (Braunschweig-Wolfenbüttel) nicht überflüssig schien, um die Raabeschen Dichtungen in die Schulbüchereien Deutschlands und Deutsch-Österreichs zu bringen. Diese Gesellschaft ist es denn auch, die das Zustandekommen der Gesamtausgabe fördern half. Das mochte mit manchen Schwierigkeiten verbunden sein.

Die Sorge, ob der Ausgabe auch diejenige Gunst der deutschen Leserschaft lächeln werde, derer ein so großes Unternehmen bedarf, wenn es zu gutem Ende geführt werden soll, mochte wohl am Platze sein, wenn man bedenkt, daß Wilh. Raabe zu seinen Lebzeiten nie ein erfolgreicher Autor und Liebling der Mode gewesen ist. Aber ist dies nicht um so versprechender für die Zukunft? Es ist keine Frage, die wirkliche Schätzung Raabes in weitesten Kreisen wird erst durch die Gesamtausgabe vorbereitet. Bis jetzt liegt der erste Band vor, der Raabes volkstümliche Schöpfungen, die „Chronik der Sperlingsgasse" und den „Hungerpastor", enthält, ein stattlicher Band in 8°, groß und sauber gedruckt, ein Bildnis Raabes und einen höchst originellen Lebensabriß von Raabes Hand in Faksimadruck an der Spitze.

Bildende Kunst

In dem unter der Bezeichnung ‚ars una' erscheinenden Unternehmen von nach Ländern geordneten, je in einem schönen kleinen Bande mit ca. 600 Abbildungen zusammengefaßten Kunstgeschichten liegen zwei neue Bändchen vor: die **‚Geschichte der Kunst in Ägypten'** von Gaston Maspero, dem Generaldirektor der ägyptischen Altertümer in Kairo, und die **‚Geschichte der Kunst in Spanien und Portugal'** von Marcel Dieulafoy (Stuttgart, Julius Hoffmann, jeder Band 6 M.). Wie die früher erschienenen 3 Bände über die Kunst in Großbritannien und Irland, Norditalien und Frankreich, sind auch diese beiden reich illustriert, der erstere hat 565, der zweite 745 kleine, aber für den Zweck vollkommen genügende und deutliche Abbildungen, dazu jeder 4 Farbentafeln. Obwohl Ägypten immer als ein Ausnahmeland voll künstlerischer, gesetzvoller Geheimnisse empfunden wurde und neuerdings die Sammlungen Gelegenheit geben, daneben eine außerordentlich lebenswahre Natürlichkeit und Schärfe des Ausdrucks zu bewundern, und obwohl Spanien wenigstens in einzelnen Erscheinungen der Malerei immer wieder in Mode kam, lag doch bis jetzt der eigentliche Inhalt und tiefere Organismus dieser Kunstkomplexe dem allgemeinen Bildungsinteresse als etwas Fremdes ferne. Aber gerade diese beiden Kunstkreise verdienen eingehende und nachdenkliche Beschäftigung, da bei beiden ein idealistisch leerer oder auch bloß national zurechtgedachter Kunststandpunkt nicht bestehen kann, sondern in Ägypten, wie auch Maspero stark betont, die religiöse Zentralidee die Form beherrscht wie nirgends, und in Spanien der große geistige Kampf des Abendlandes gegen das Morgenland bald die Formen innerlich durchsetzte, bald und öfter sich mehr in den äußeren Verkleidungen niederschlug. Dieulafoy verfolgt mit besonderem Eifer den orientalischen Einfluß und beginnt seine Schilderung ausführlich mit Persien und den Sassaniden. Zu dem gewaltigen historischen Material in Spanien gesellt sich außerdem noch eine wichtige prähistorische Kunst. Die Publikationen über spanische Kunst mehren sich zwar in letzter Zeit zusehends, aber in seiner knappen, vollständigen Zusammenfassung ist dieser kleine Band noch einzig. Beide Bände haben Register und bringen hinter jedem Abschnitt für weiteres Studium sehr reichhaltige Literaturangaben.

Jugend- und Volksbücher

Es ist bei den Jugendbüchern wie überall: die wirklich guten und bleibenden darunter sind selten. Seitdem die kapitalistische Produktion im ‚Jahrhundert des Kindes' sich auch der Jugendliteratur bemächtigte, ist die Verflachung und das Schema eingerissen. Was ist von den mit so mächtigem Tam-Tam inszenierten Jugendschriftenunternehmungen à la Ullstein geblieben? Es waren Druckerzeugnisse, denen ihre Billigkeit zugut kam und sonst nichts. Ich fürchte, es wird auch anderen ähnlichen Unternehmungen nicht anders gehen. Wenn nur nicht immer die gutgläubigen, durch Reklame genarrten Käufer die Kosten zu tragen hätten! —

Und was bleibt, nach dieser allgemeinen Betrachtung, für diese Weihnacht anzuzeigen, wo man wirklich mit dem Herzen dabei sein kann? Meist ältere Sachen in neuen Auflagen und Ausgaben! Und doch! Warum soll man unserer Druckindustrie nicht am Ende dankbar sein, wenn sie unsere Märchen- und Legendenschätze in ebenso billigen wie schönen Drucken ins Volk bringt? Der Fortschritt liegt hier allerdings nur in der Buchkultur. In dieser Beziehung verdienen die Jugendbücher aus dem **Thienemannschen Verlag in Stuttgart** (Münchhausen; Der König ohne Schlaf und andere seltsame Geschichten; Heldensöhne, Erzählungen aus dem Lande der schwarzen Berge; die Gründorfer, Geschichten von Bauersleuten, Tieren und Blumen (für 4- bis 6jährige) und die hübschen Märchen von Konrad Fischer, 3 Bde.) besondere Erwähnung. Auch **J. Scholz, Mainz,** der hier bahnbrechend gewirkt hat, hält nicht bloß an seinem Programm fest, sondern wendet seine anerkennenswerten Grundsätze auf neue Unternehmungen („Jung-

mädchenbücher') an. Aber hier beginnt auch schon die Gefahr. Die ersten Bände solcher Serienunternehmungen sind meist, wie das auch bei den ,Mainzer Volks- und Jugendbüchern' der Fall war, recht gut. Die glückliche Einführung verlangt, daß man in der Wahl der ersten Bände streng und vorsichtig ist. Mit der Zeit und den wachsenden Aufgaben läßt dieser Eifer nach, auch werden berufene Autoren seltener. Und so fängt das Schema an, sich geltend zu machen. Es kommen dann Fehlgriffe vor, wie Bd. 22 Lobsinn, ,Unter Schwedens Reichsbanner', eine im groben Tendenzstil geschriebene Verherrlichung Gustav Wasas, und wenn auch der nächste Band: Münchhausens Wiederkehr von Rob. Walter recht gefällig und harmlos ist, so zeigt das nur, daß es dem Unternehmen an einheitlichem Geist zu fehlen beginnt. Da die **Jungmädchenbücherei** noch im Anfang steht (es liegen vor: ,Elis. von Oertzen, Der goldene Morgen, Charlotte Niese, Erika und Gust. Falke, Herr Purtaller und seine Tochter'), hat sie auch die Vorzüge des mit Umsicht und Schwung neu Begonnenen. Die Erzählungen, auch die von G. Falke, sind keine Säkular-, ja sind nicht einmal Dezennarerscheinungen, aber es wird damit keinerlei Schaden angerichtet, und die Mädels haben sicher ihre Freude daran. Das gilt auch von der Spamerschen **Jungdeutschland-Bücherei**, die um drei Bände vermehrt wurde, (K. Bienenstein, Deutsches Blut, Frz. Mox, Unsere Chinafahrt und Aug. Trinius, In die blaue Ferne), von denen der Band von Trinius, eine erzählerisch eingekleidete frische Wanderfahrt durch die Vogesen, am erfreulichsten aus dem Schema herausfällt.

Daß der Märchenborn nicht nur noch immer fließt, sondern zuweilen auch noch wirklich köstliche Tränklein spendet, das haben nicht bloß die Märchen von Elis. Gnauck-Kühne ,Goldene Früchte aus Märchenland' und die bereits erwähnten Fischerschen Märchenbücher dargetan, sondern wird durch die ,neuen deutschen Märchen' bestätigt, die Gottwald Weber unter dem Titel **,Aus der Mauerecke'** (mit Bildern von Paul Hey) bei Bertelsmann in Gütersloh hat erscheinen lassen.

Eine fast durchweg glücklich wählende Hand im Verlag seiner Jugendschriften hat bis jetzt Herder bewiesen. Wie anmutig und pädagogisch geschickt wirken doch heute noch die für deutsche Verhältnisse umsichtig bearbeiteten Erzählungen der Gräfin Ségur, der Madonne de Stolz oder von Zenaïde Fleuriot! Das Gute will wirklich in der ganzen Welt zusammengesucht sein. Aber in Frankreich hat das genannte Dreigestirn keine ebenbürtigen Nachfolgerinnen gefunden. Dagegen bringt die angelsächsische Welt immer wieder Jugendbücher hervor, die aus dem Leben erwachsen sind. Die Schülergeschichten von Richard P. Garrold **Echte Jungen** und **Kleine Brauseköpfe** hat sich der Herdersche Verlag nicht entgehen lassen; er hat damit auch bei deutschen Erziehern begreiflichen Beifall gefunden. Mit mehr als gewöhnlichem Talent und annähernd im Stil dieser englischen Bücher schrieb A. v. Brochow die ganz reizende Erzählung für Kinder und Kinderfreunde **,Tante Toni und ihre Bande'** (ebenda). — Daß sich die Jugendliteratur den reichen Stoff, welchen die Erfahrung, Beobachtung und die von der Wirklichkeit kräftig genährte Phantasie unserer Missionare bietet, nicht entgehen läßt, ist nicht bloß unter dem Gesichtspunkt der Missionsförderung zu begrüßen. In den Sammlungen **,Aus fernen Landen'** (Herder), **,Aus allen Zonen'** (Paulinus-Druckerei, Trier), hin und wieder auch in **Bachems Volks- und Jugenderzählungen,** in der **Leuchtturm-Bücherei** (Paulinus-Druckerei, Trier) und in den Heftchen **Blüten und Früchte** vom heimatlichen und auswärtigen Missionsfelde (Aktiendruckerei, Fulda) sind Erzählungen u. Schilderungen, die durchaus um ihrer selbst und nicht bloß um erzieherischer Zwecke willen geschätzt werden müssen, und wenn begreiflicherweise auch nicht jede der zahlreichen Nummern ein Treffer sein kann, so lehrt doch die Erfahrung, daß Knaben, die einmal einzelne Bändchen in den Händen hatten, auch nach weiteren Verlangen tragen — und damit ist — da die Bücher an sich einwandfrei sind — bewiesen, daß sie auf den rechten Ton gestimmt sind.

Unsere Kunstbeilagen

Die Zeit zwischen 1400 oder noch begrenzter 1450 und 1500 ist für die menschliche Gesellschaft als unmittelbare, durch sich selbst wirksame künstlerische Form und seelischer Gehalt eine wahre Gnadenzeit gewesen, insofern als der Ausdruck des geschichtlich gewordenen Daseins in der Malerei nie sonst früher oder später so natürlich beibehalten blieb und sich dabei doch mit naiver Selbstverständlichkeit den christlichen Heilsgeschehnissen als stets gegenwärtigen inbegriffen fühlte. Unsere drei Weihnachtsbilder von dem Italiener Sandro Botticelli und den Niederländern Hugo van der Goes und Hans Memling sind insgesamt in diesem Zeitraum entstanden, in dem die Kunst zwar auch national verschieden, aber doch in dem Bewußtsein von einer inneren gleichartigen Zusammengehörigkeit unter einem höheren, höchsten Lebensausdruck noch ganz eins war. Dieses Bewußtsein entlastete die Seele und schuf Raum für jene lyrische Heiterkeit, die sich auch in der getreuen Schilderung des kleinsten Pflänzchens nicht genug tun konnte und den Bildern im einzelnen manchmal einen etwas miniaturhaften Charakter gibt, der allerdings vorwiegend bei dem aus der Rheingegend nach Belgien eingewanderten Memling sich in einer reinen erzählerischen und lyrischen Daseinsfreude äußert, während bei dem im Wahnsinn gestorbenen van der Goes eine gewaltsame und im angestrengten Ausdruck herbe, seiner Zeit schon geistig vorauseilende Tragik durchbricht, und bei Botticelli in anderen Bildern der durch Savonarola beschleunigte künstlerische Formkonflikt sich ankündigt, den die Renaissance dann einseitig gelöst hat. Im übrigen mögen die beiden farbigen Bilder für sich selber sprechen. Ein altes Bild dieser geistig gehobenen Zeit ist ja in jeder Einzelheit unendlich reicher und bedeutsamer als ein modernes, das meist nur einen engen, persönlichen Gesichtskreis erkennen läßt.

Bei dem unter dem Namen ‚Die sieben Freuden Mariä' bekannten Bilde von Memling sei aber noch besonders auf den stofflichen Inhalt und die Kompositionsanlage aufmerksam gemacht, wie sie Karl Voll, der Herausgeber des schönen Memlingbandes in den ‚Klassikern der Kunst' (Deutsche Verlagsanstalt) schildert: ‚Im Hintergrunde ragen mächtige Bergesspitzen schroff in die Höhe, und auf ihnen stehen die Orientalen, nach dem Sterne spähend. Sie machen sich dann auf die Reise, und in kleinen fast nur als Farbenflecke auf der Bildfläsche wirkenden Gestalten zieht die reisige Schar auf vielverschlungenen Wegen durch die unendlichen Länderstrecken, bis sie endlich, bereits recht groß geworden, in Jerusalem ankommen und auf den munteren, glänzenden Pferden in den Hof des Tetrarchenpalastes einreiten. Ungemein traulich wird geschildert, wie sie unterwegs bei den auf dem Felde arbeitenden Bauern nach dem richtigen Wege fragen, ungemein stolz ist nun ihr Auftreten, als sie, die letzte Wegstrecke vor Bethlehem zurücklegend, sich bereits dem geheimnisvollen Gotte nähern: ungemein würdevoll ist die Hauptszene selbst, wo sie dem Kinde ihre Ehrfurcht bezeugen und mit keiner Miene ihr Erstaunen verraten, daß es ein Menschenknäblein ist, zu dem sie der wunderbare Stern aus so weiter Ferne geleitet hat. Aber schon gleich rechts und links von dieser Hauptszene stehen dann jene genremäßig entwickelten Gruppen, die in Memlings Werken eine solch entzückende Rolle spielen. Links steht der Troß der Mohrensklaven, der weißen Reitknechte und sogar eine Figur, die vorausgreifender Weise einem christlichen Heiligen gleich sieht. Rechts aber ist jene außerordentlich schöne Gruppe von den zur Tränke getriebenen Pferden, die wohl Schwinds (der das Bild

besonders geliebt haben soll) Vorbild für das berühmte Bild in der Schackgalerie gewesen ist und auch im 15. Jahrhundert bereits sehr beliebt gewesen zu sein scheint. Dem munteren Schritte der Erzählung entspricht es, daß die heiligen Drei Könige nicht lange bei der Krippe verweilen. Sie sitzen gleich wieder auf und mit wehenden Fahnen verliert sich der Zug zwischen den Hügeln, um erst am Meere wieder aufzutauchen, wo die Magier die Schiffe besteigen und auf rascherem Wege, als sie gekommen waren, der Heimat zustreben. Es mag einem erwachsenen Beschauer, der genug Herzlichkeit hat, um die Entwicklung des Bildes mit dem gläubigen und verehrungsvoll suchenden Erstaunen so zu verfolgen, wie er einstens als Kind die Krippen in den Kirchen bewundert hat, ein großer Genuß sein, so unverhofft wieder einen Blick in die Herrlichkeit der Jugendzeit zu tun — in der Tat gleicht ja das Bild einer gemalten Krippe —, aber dieser Zug der Könige hat nun im Bilde doch auch noch eine malerische und kompositionelle Bedeutung. Die beiden Straßen, auf denen er daherzieht, und die Reiterschar selbst mit ihrer bunten Farbenpracht schlingen ein Band durch die ganze Szenerie, das dem Gemälde Klarheit und Festigkeit gibt. Es wird ein sichtbarer Zusammenhang zwischen den sonst nur durch die Erzählung verbundenen Teilen geschaffen.'

Unsere Ausschnitte aus dem Bilde, die fast wie eigene Bilder aussehen, zeigen z. B. beim Kindermord zu Bethlehem, wie natürlich der Künstler die biblische Geschichte in seine Zeit und etwa in ein niederländisches Dorf versetzt hat.

Das Bild von van der Goes ist dem schönen Werke ‚Die großen Maler in Wort und Farbe', herausgegeben von A. Philippi, entnommen (Leipzig, E. A. Seemann, 18 M.), das als eine erste mit 120 großen Farbentafeln illustrierte Geschichte der Blütezeit der Malerei in textlich verknüpften Beispielen ebenso dem Studium wie dem Genusse dient.

Offene Briefe

A. M. in S. Das Bild ‚Ruhe auf der Flucht nach Ägypten' von Lukas Cranach, das wir im Dezemberheft 1910 gebracht haben, können Sie in Kartongröße 73×95 handkoloriert um 25 Mk. von der ‚Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst' in Berlin SW 48 beziehen; in großen, schönen einfarbigen Photogravüreverfahren stellt sich das Blatt auch noch billiger. Wir machen bei dieser Gelegenheit zugleich in Beantwortung anderer Anfragen auf den sehr reich illustrierten Katalog dieser Gesellschaft aufmerksam, der dadurch besonders praktisch belehrend ist, daß er ein ca. 50 Seiten langes alphabetisches Künstlerregister mit kunstgeschichtlichen Bemerkungen von Prof. Dr. V. v. Loga enthält.

Herausgeber und Hauptredakteur: **Karl Muth, München-Solln**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.





John Henry Kardinal Newman



Elfter Jahrgang Januar 1914

Demokratie und Religion in Frankreich

Von Hermann Platz

Die religiöse Entwi[illegible] bei näherem Zusehen [illegible] Klassen und die Inte[illegible] in ihrer überwiegenden [illegible] Revolution setzte in diesen Kreisen eine [illegible]regung ein. [illegible] wir uns dem Ende des Jahrhunderts n[illegible] reicher werden die gebildeten Katholiken, desto mehr wachsen die [illegible] die man dem Katholizismus entgegenbringt. ‚Nicht bloß die [illegible] die wir in unsern höheren Schulen herangebildet haben, machen [illegible]te und gläubige Masse der höheren Klassen der Nation aus, die eine [illegible] und moralische Macht im Dienste der christlichen [illegible] ist. [illegible] Geister, ja mehrere Koryphäen des Geis[illegible] der [illegible] voren dazu *.‘

Noch wichtiger als das Zeugnis des [illegible]ersität Paris ist, was Agathon in einer Erhebung üb[illegible]en Leute von heute‘ feststellt: [illegible] In der École Normale supérieure [illegible] ein Drittel der Schüler [illegible]ierende Katholiken. Wir sprechen nicht von geborenen Katholiken, [illegible] von überzeugten Katholiken, die den Vorschriften der Kirche ge=

---

* [illegible] Le Renouvellement intellectuel du clergé de France au XIX [illegible] Bloud. 3 S. 56.





Elfter Jahrgang Januar 1914

Demokratie und Religion in Frankreich

Von Hermann Platz

I.

Die religiöse Entwicklung Frankreichs im 19. Jahrhundert bietet bei näherem Zusehen eigentümliche Überraschungen. Die oberen Klassen und die Intellektuellen waren vor der großen Revolution in ihrer überwiegenden Zahl der Frivolität verfallen. Nach der Revolution setzte in diesen Kreisen eine rückläufige Bewegung ein, und je mehr wir uns dem Ende des Jahrhunderts nähern, desto zahlreicher werden die gebildeten Katholiken, desto mehr wachsen die Sympathien, die man dem Katholizismus entgegenbringt. ‚Nicht bloß die jungen Leute, die wir in unsern höheren Schulen herangebildet haben, machen diese gebildete und gläubige Masse der höheren Klassen der Nation aus, die eine große soziale und moralische Macht im Dienste der christlichen Wahrheit ist. Die unabhängigsten Geister, ja mehrere Koryphäen des Geisteslebens der Gegenwart gehören dazu *.‘

Noch wichtiger als das Zeugnis des Rektors der katholischen Universität Paris ist, was Agathon in einer Erhebung über ‚Die jungen Leute von heute‘ feststellt: ‚In der École Normale supérieure sind jetzt ein Drittel der Schüler praktizierende Katholiken. Wir sprechen nicht von geborenen Katholiken, sondern von überzeugten Katholiken, die den Vorschriften der Kirche ge-

* Baudrillart: Le Renouvellement intellectuel du clergé de France au XIXe siècle. Paris. Bloud. 3 S. 56.

mäß leben und die zumeist Mitglieder der Vinzenzkonferenz ihrer Pfarrei sind. Wenn man bedenkt, daß man vor acht bis zehn Jahren kaum mehr als drei bis vier Katholiken unter den Schülern zählte, dann wird dieser Zuwachs kaum als die Wirkung eines Zufalls in der Zusammensetzung der letzten Jahrgänge erscheinen können. Die Professoren der oberen Klassen an den bedeutendsten Pariser Staatsgymnasien Condorcet, Henri IV., Louis-le-Grand, legen für diese katholische Renaissance Zeugnis ab. Die Mehrzahl unserer Schüler, schreibt einer von ihnen, besteht aus praktizierenden Katholiken. Unter den Gleichgültigen ist der Antiklerikalismus tot. Sogar die, welche von Natur aus ungläubig sind, wissen den ganzen Wert des Glaubens zu schätzen. . . . Ein anderer, der skeptischer ist, schreibt: Ich glaube, die Ästhetik und die Moral des Katholizismus hat es ihnen angetan; es sind vor allem Moralisten. In der Sorbonne endlich verlassen die Studenten die soziologischen Methoden eines Durkheim und wählen als ihren Meister einen Katholiken, Viktor Delbos.' Damit vergleicht Agathon treffend den Ausspruch, den Payot 1910 von der Tribüne des ,Volume' herab seinen ,gläubigen' Lesern zu bieten wagte: Der Tag wird bald kommen, wo die Karte des katholischen Frankreich sich genau decken wird mit der Karte des ungebildeten Frankreich *.

,Man hat so sehr versucht, in den Staatsschulen alles, was das religiöse Gebiet berührt, zu verdecken, daß die Neugierde der jungen Leute geweckt ist, gleichzeitig aber auch ein liberaler Geist, eine direkte Kundgebung gegen den Sektarismus einiger ihrer Lehrer **.' So entsteht aus den Fehlern der offiziellen Demokratie heraus in gebildeten Kreisen ein Zug zur Religion, dessen Wirkungen einstweilen noch nicht abzusehen sind.

Anders steht es mit dem Volke. Zur Zeit der Revolution von 1789 war die Masse der Land- und Stadtbevölkerung noch gläubig, obwohl auch damals schon der Klerus wenig Einfluß besaß und die Mönche nur geringe Dienste leisteten (Sicard). Heute ist sie es abgesehen von einigen Gebieten nicht mehr. Wenn im 18. Jahrhundert ein Pfarrer dem Intendanten über die Bevölkerungszahl seiner Gemeinde Auskunft erteilen wollte, brauchte er nur zur Osterzeit die Kommunizierenden zu zählen; es waren annähernd alle erwachsenen, gesunden Leute, ungefähr die Hälfte oder zwei Fünftel der Gesamtsumme. In den schlimmsten Zeiten der Revolution war das Volk in Paris noch religiös und kniete nieder, wenn die heilige Wegzehrung vorbeigetragen wurde. Schon im Jahre 1847 schätzte ein Geistlicher die Zahl derer, die wirklich noch an ihrem Glauben festhalten und zur Beichte gehen, auf zwei Millionen (bei einer Gesamtbevölkerung von 32 Millionen). In einem Hirtenbrief von 1851 gestand der Bischof Dupanloup von Orléans, daß von den 350 000 Seelen, für die er verantwortlich sei, kaum 45 000 ihrer Osterpflicht genügten. 1890 sollen nach der Aussage eines hochgestellten und gut unterrichteten Geistlichen in Paris von 2 Millionen Katholiken nur 900 000 in der Osterzeit die Sakra-

* Agathon: Les jeunes Gens d'aujourd'hui. (Plon, Paris 1913.)

** Chéradame: La Crise française. (1912) S. 672.

mente empfangen haben. Heute sind die Masse der Arbeiter, Ladeninhaber und kleinen Beamten von Abneigung gegen alles, was Kirche und Priester heißt, erfüllt *. In manchen Vorortspfarreien von Paris, die über 100 000 Mitglieder zählen, leben und sterben 9/10, ohne je die Tröstungen der Religion verkostet zu haben**. ‚Die große Masse der Landbevölkerung ist im Begriff, nach dem Beispiel der großen Masse der Stadtbevölkerung in unmerklich langsamem Rückschritt wieder heidnisch zu werden.‘*** Trotzdem es noch Theoretiker gibt, die von einem katholischen Frankreich reden, muß man doch mit dem P. Randu gestehen, daß die religiöse Einheit in Frankreich nicht mehr existiert†. Ja noch mehr! Diejenigen, die sich zunächst im Anschluß an die Revolution und kraft der von ihr gepredigten Prinzipien losgelöst haben von der alten Einheit, haben im Laufe des 19. Jahrhunderts eine neue Einheit gebildet, der nur zu oft auch die zuschwören, die noch dem Namen nach Katholiken sind. So wird aus der innerkirchlichen Erkaltung eines bedeutenden Prozentsatzes des Volkes durch das Hinzukommen verschiedener Faktoren eine kirchenfeindliche Bewegung. Immer deutlicher unterscheiden sich die beiden Lager, von denen die Anhänger des einen das Christentum und die des andern eine immanente Kulturreligion zur Anerkennung zu bringen bestrebt sind. Renan und Taine sehen um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts die Spaltung des uralten französischen Kulturstromes. ‚In unserem Lande . . . bekämpfen sich zwei Völker, von denen das eine das andere ersticken will,‘ sagt der eine, während der andere zwei Denkrichtungen sieht, ‚die so eigenartig an unserer französischen Kultur arbeiten.‘ Neuerdings geht Faguet in seinem Buche über den ‚Antiklerikalismus‘ sogar so weit, zu sagen, es habe im Grunde niemals eine religiöse Einheit gegeben, höchstens Religionsinseln, deren Religiosität hauptsächlich wieder durch den Geist der Opposition genährt wurde. In dem Schweizer Professor Paul Seippel ist auch schon ein ziemlich unparteiischer Geschichtschreiber dieses Konfliktes entstanden, der allerdings mehr die politisch-kulturellen Seiten des Problems behandelt††.

Frz. X. Krauß und Professor Piat, der einflußreiche Philosoph am Institut Catholique in Paris, sprachen einmal von den Verheerungen, die der Naturalismus angerichtet habe. Als der Deutsche traurig sagte: ‚Man wird mehr als ein halbes Jahrhundert brauchen, um ihn zu überwinden,‘ pflichtete der Franzose ihm bei. Und später, als er einmal dieser Unterredung gedachte, fügte er hinzu: ‚Das Übel sitzt in Frankreich besonders tief. Hier gilt es, die Seele des Landes umzuschaffen.‘†††

---

* Nach Taine: Les Origines . . . XI, 182 ff. vgl. auch VI, 157.

** Abbé Klein: La découverte du vieux monde. Paris, Plon 1906 S. 223.

*** Taine, ebd. XI. 187. Der Gewährsmann Taines war, wie aus seinen Briefen hervorgeht, Msgr. d'Hulst.

† ‚Etudes‘ 20. oct. 1901. zit. Lecanuet: L'Eglise de France 1870—1878. 1907 S. 304.

†† Les deux Frances et leurs origines historiques. Lausanne. 1905.

††† Correspondant. 10. Mai 1905.

In dem Maße nun, als die Zahl der wahren Gläubigen zusammenschrumpfte, machte sich bei ihnen allgemein das Gesetz der Qualitätssteigerung bemerkbar. Die Entfernung der Lauen und Schwächlinge im Glaubens- und Sittenleben brachte eine Konzentrierung der Zurückgebliebenen zustande. Das schlechte Beispiel fiel weg, die Notwendigkeiten des religiösen und sittlichen Lebens wurden klarer erkannt, der Geist des Apostolats angesichts der Verheerungen des Unglaubens und der Sittenlosigkeit angefacht, die Laien zur Mitarbeit angetrieben, besonders angesichts der Unmöglichkeit, in der sich die Priester befanden, allein die ungeheure Aufgabe der Missionierung des entchristlichten Volkes auf sich zu nehmen, als Priester in gewisse von antiklerikalem Haß erfüllte Kreise einzudringen. ‚Der Glaube wird größer in der begrenzten und geringer in der umfassenden Gruppe.'*

II.

Ob in Frankreich eine Erneuerung des religiösen Lebens im Volke stattfinden wird, hängt in erster Linie von dem Klerus ab. Doch darf die Rolle, die das Laientum in verständiger Unterordnung unter das Priestertum zu spielen berufen ist, durchaus nicht unterschätzt werden.

Zu jeder Zeit, besonders aber in Zeiten der Not, waren der Kirche Hilfskräfte erstanden. Es ist erstaunlich, was, um nur die neueste Zeit heranzuziehen, während der großen Revolution, die durch die Vertreibung von 40 000 Geistlichen dem entsetzten Europa den antiklerikalen Zug der Demokratie offenbart hatte, von Laien geleistet wurde, damit der Fortbestand der kirchlichen Funktionen möglich war. Pierre de la Gorce sagt uns, daß besonders die Frauen der höchsten Bewunderung wert seien. ‚Ihre Heldentaten während der anhebenden Zeit (1792/93) würden ein Buch füllen, das eine Schatzkammer der hehrsten Dinge wäre. Sie künden im Verborgenen von Dorf zu Dorf den Ort an, wo die heilige Messe stattfinden wird. Sie spähen aus, bringen schon in der Ferne die Gendarmen auf falsche Fährte, lassen jede Spur des Gottesdienstes verschwinden . . . Verstecken und Wiederfinden ist ihre Stärke. Sie sind unerschöpflich in Listen, aber in heroischen Listen . . . Wenn der Priester überall verjagt wird, sie sind stärker durch ihren Mut als andere durch ihre Waffen und geben ihm Unterkunft.'** In vielen Gemeinden, die keine Priester mehr hatten, fühlte man eine unerträgliche Leere, man sehnte sich nach dem Worte Gottes und nach gemeinsamer Andacht. Ähnlich wie im ausgehenden Mittelalter, als der Klerus vielerorts versagte, religiöse Naturen zur Selbsthilfe getrieben wurden und z. B. Laienbeichten einführten***, war auch damals das religiöse Bedürfnis vielfach stark genug, die traditionelle Schranke, die den Laien von Altar und Kanzel trennte, zu durchbrechen und eine Art Laienpriestertum

* Taine: Les Origines X, 143.
** Histoire religieuse de la Révolution française. Tome II. (1912) S. 320 ff.
*** Ehrhard: Das Mittelalter. S. 298.

zu begründen. Ein Dorfbewohner las im Namen aller öffentlich die Meßgebete vor. Die Prokonsuln des Konventes sprachen sich bitter gegen diese ‚Dorfregenten aus, die das Beispiel aller republikanischen Tugenden geben sollten' und die dafür das Vaterunser vorbeteten. Man nannte sogar eine Diözese (Saint-Claude), wo diese bürgerlichen Pfarrvorstände die Genehmigung der kirchlichen Autorität zur Leitung des Gottesdienstes hatten.*

Mit dem Konkordat verschwanden diese anormalen Erscheinungen, aber nicht der Seelenzustand, der daraus hervorgegangen war, nicht die geistige Orientierung, die Entwicklungstendenzen der französischen Kultur, die den Keim zu intensiverer Inanspruchnahme der religiösen Triebkräfte in sich trug. Die eigenartige religiöse Entwicklung Frankreichs ist ja eng verschlungen mit der demokratischen Bewegung. Gewiß hat die offizielle Demokratie von ihrer Geburtsstunde an der Kirche gegenüber viel auf dem Gewissen. Aber ebenso gewiß ist einerseits, daß diese Verfolgungen bewundernswürdigen Heroismus in unzähligen katholischen Männern und Frauen geweckt haben, und anderseits, daß trotz dieser hereditären Feindschaft, die nur unter den Maibäumen der zweiten Republik für kurze Zeit der Versöhnung wich, im Laufe des Jahrhunderts viele und wahrlich nicht die schlechtesten Katholiken gemäßigten demokratischen Ideen anhingen und dadurch katholische Persönlichkeiten von neuer, reizvoller Prägung in die Erscheinung traten.

Indem die Demokratie, deren Freibrief ‚die Erklärung der Menschenrechte' war, immer tiefere Furchen in das zwischen Revolution und Reaktion dahinschwankende Volk zog, indem sie die Institutionen und Körperschaften des alten Regimes ausmerzte oder umbildete und dafür ein möglichst freies Spiel der Kräfte erstrebte, mußte sie nach inneren Kraftquellen bohren, um die entwurzelten Individuen fähig zu machen, den erhöhten Anforderungen an ethischer Reife zu genügen. Wir wissen, wie die ersten Sozialisten (Saint-Simon, Enfantin, Pierre Leroux, Cabet) auf Christus und das Evangelium zurückgriffen. Wir wissen aber auch, daß die katholischen Demokraten gerade darin den Vorzug ihrer Religion sahen, daß sie allein imstande sei, in den Menschen die Tugenden hervorzubringen, ohne welche die Demokratie zur Schwester der Anarchie werden muß. In diesem Sinne hat schon 1797 der Kardinal Chiaramonti (Pius XII.), der damalige Bischof von Imola, in einem Hirtenbrief geschrieben: ‚Die demokratische Regierungsform, die bei uns eingeführt ist, steht nicht im Gegensatz zu den Grundsätzen, die wir euch gelehrt haben; sie widerstrebt nicht dem Evangelium: im Gegenteil, sie verlangt jene erhabenen Tugenden, die nur in der Schule Jesu Christi erlernt werden können und die ihr nur zu üben braucht, um euer Glück und den Ruhm unserer Republik zu wirken.'**

---

* Goyau: Les Origines populaires du Concordat. Rev. des deux mondes 15. Juni 1903. S. 919.

** Zit. Calippe: L'attitude sociale des catholiques français au XIX[e] siècle. tome I. (1911) S. 36.

Die Demokratie ist nun ebenso vielen die heimliche Braut ihrer frühesten Jugendträume, an der sie in steter Treue festhielten, wie sie andern in später Erkenntnis eine unliebe Gefährtin der Vernunft geworden ist. Zu diesen gehört z. B. Chateaubriand, der bis zum Jahre 1836 Monarchist war und als solcher eine ästhetisch-individualistische Apologie des Christentums schrieb, während er später, als er in dem unwiderstehlichen Herantosen der Demokratie ihren providentiellen Charakter erkannte, auch die soziale Kraft des Christentums schätzen lernte. ‚Die christliche Idee ist die Zukunft der Welt.' ‚Das Christentum wird in der Krypten Dunkel, das unsere mittelalterlichen Basiliken nachgebildet haben, zurückkehren: es wird sich in das Grab des Erlösers zurückziehen, um dort seine Fackel von neuem zu entzünden, um von hier wieder zu dem glorreichen Tag eines neuen Osterfestes zu erstehen und ein zweites Mal das Antlitz der Erde zu erneuern.' Und besonders an einer Stelle sehen wir, welch bedeutenden Einfluß seine neuen politischen Überzeugungen auf seine Stellung zur Religion hatten: ‚Anstatt an die Wohltaten und die Einrichtungen unserer Religion in der Vergangenheit zu erinnern, würde ich zeigen (wenn ich heute noch einmal „Den Geist des Christentums" zu schreiben hätte), daß das Christentum die Weltanschauung der Zukunft und der menschlichen Freiheit ist; daß diese befreiende, erlösende Weltanschauung die einzige Grundlage der sozialen Gleichheit ist; daß sie allein sie aufrichten kann, weil sie allein neben diese Gleichheit die Notwendigkeit der Pflicht stellt, wodurch der demokratische Instinkt in geordnete Bahnen gelenkt wird*.' Diese Erkenntnisse hat er nur künstlerisch gestaltet; seine romantische, ichgebundene Ruhelosigkeit ließ ihn nicht mehr zur Lebenseinheit kommen. Er hatte tief, prophetisch gesehen, aber anderen war es vorbehalten, zu leben, was er geahnt.

Man braucht nur den Namen Ozanam neben den Chateaubriands zu stellen, um zu ermessen, welch tiefgehender Unterschied in der Stellung des Republikaners zur Religion bestehen kann. Bei Ozanam ist alles quellendes Leben, geschlossenes Denken, zur Vollendung drängende Tat. Das Ideal des einundzwanzigjährigen Studenten ist die christliche Republik der Urkirche in Jerusalem. Es ist vielleicht auch der endzeitliche, der höchste Stand, den die Menschheit erklimmen kann. ‚Was ich von Geschichte weiß, gibt mir Grund zu glauben, daß die Demokratie das natürliche Endziel des politischen Fortschritts ist und daß Gott die Welt dahin führt.' ‚Sie wissen, daß ich immer für die Freiheit begeistert war, für die rechtmäßigen Errungenschaften der Völker, für die Reformen, die die Menschen sittigen, indem sie sie heben, für jene Dogmen der Gleichheit und Brüderlichkeit, die nur die Verwirklichung des Evangeliums auf dem Gebiete des Zeitlichen sind.' Aber diese zukünftige Gesellschaft wird geboren ‚aus der Arbeit, den Entbehrungen, aus allem, was die Gewissen und Charaktere zu festigen pflegt. Diese Gesellschaft ist arm, sie ist arbeitsam, sie braucht nur noch keusch zu

* Mémoires d'Outre-tombe. IIe part., livre Ier zit. Calippe ebd. S. 102.

werden, um alles zu haben, was starke Nationen ausmacht. Sie muß strenge Gesetze entgegennehmen, in männlichen Gewohnheiten aufwachsen und so die Verheißungen der Vorsehung halten'. Fortschritt durch das Evangelium, das ist sein Ziel. Fortschritt, der durch die Triebkraft des Glaubens zu organisieren ist, Fortschritt, der den Menschen hinführt vor den Thron des Allerhöchsten. Ein tiefer Glauben an die Kräfte, die im Volke schlummern, aber ein noch unendlich tieferer Glaube an Christus, der allein diese Kräfte wecken und betten kann. Angesichts dieser unendlichen Aufgaben ist kein Zögern möglich. Die Politik muß durch soziale Arbeit ersetzt werden. Die Einrichtungen der Vergangenheit sind kein Allheilmittel für die Zukunft. Darum muß jeder arbeiten, seine berufliche Arbeit sozial fassen, seine soziale Arbeit religiös orientieren. So verstehen wir, was Ampère von Ozanam sagt: ‚Was Ozanam über alles in der Welt stellte, was ihn ungeheuer ausgedehnte Studien unternehmen, große, gelehrte Werke schreiben, mit beredter Stimme sprechen, unendlich viele gute Werke vollbringen ließ; was alle seine Taten und Worte mit einem unauslöschlichen Siegel gezeichnet hat, das war sein großer katholischer Glaube, die höchste Macht seines ganzen Lebens.'

Er, der sich in Nächstenliebe und im Eifer für das Heil der Seelen verzehrte, hat besonders die Notwendigkeit des Laienapostolats öfters betont. Er vergleicht die Menschheit von heute mit dem biblischen Reisenden, der unter die Räuber geraten ist. Der Schatz des Glaubens und der Liebe wurde ihr geraubt. Die Priester, die diesmal echte Priester waren, wollten ihr helfen, wurden aber verkannt und zurückgestoßen. ‚Nun wollen wir schwache Samariter, obwohl wir Laien sind und unser Glaube nicht groß ist, es unsererseits doch wagen, zu diesem großen Kranken zu gehen. Vielleicht wird er vor uns nicht erschrecken. Laßt uns seine Wunde untersuchen und Öl hineingießen. Sagen wir ihm Worte des Trostes und des Friedens. Und wenn er dann die Augen aufgemacht hat, wollen wir ihn denen übergeben, die Gott als Hüter und Ärzte der Seelen bestellt hat, die auch in gewissem Sinne unsere Wirte auf der Wanderschaft hienieden sind, da sie unserm umherirrenden Geist das Wort Gottes als Nahrung und die Hoffnung auf eine bessere Welt als Unterkunft geben. Das ist unsere Eigenart, das ist die erhabene Aufgabe, die die Vorsehung uns gestellt hat.'

III.

Freilich war damals inmitten der allgemeinen Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit noch nicht daran zu denken, weitere Kreise in religiöse Bewegung zu setzen. Als im Jahre 1847 O'Connell auf der Reise nach Italien Paris passierte, da wurde er von Montalembert und einigen Katholiken begrüßt. ‚Wir waren', erzählt L. Veuillot, ‚fünfzehn oder zwanzig, nicht mehr, alle unbekannt, außer Montalembert, der uns führte. In dem großen Paris bildeten wir ungefähr die ganze katholische Partei. Wenn Montalembert hätte Berühmtheiten versammeln wollen, er wäre Gefahr ge-

laufen, allein zu sein*.' Die Eroberung der Unterrichtsfreiheit (1850) war der erste und in gewissem Sinn einzige sichtbare Erfolg im politischen Leben, der in erster Linie Montalembert und seinem Freunde, dem Grafen de Falloux, zu danken ist. Ich sage ausdrücklich: Der einzige sichtbare Erfolg. Denn die unsichtbaren Erfolge, die Wirkungen, die von dem heroischen Leben und Streben Ozanams und Montalemberts ausgehen, sind unendlich**. Sie sind lebendig geblieben in den Kreisen, die in der dritten Republik Katholizismus und Demokratie mit gleicher Überzeugung nennen; besonders die Jugend begeistert sich immer von neuem an ihren Worten und Taten.

Die Unmöglichkeit, damals Laien in größerer Anzahl zur Mitarbeit heranzuziehen, hing nicht bloß mit der allgemeinen Lage, sondern auch damit zusammen, daß überhaupt wenig und gar keine Beziehungen zwischen Klerus und Volk bestanden. Die abgeschlossene, einseitige Seminarerziehung des Klerus war nichts weniger als geeignet, ein verständnisvolles Zusammenwirken grundzulegen. In Deutschland, wo von jeher ein Teil der Theologen mit den andern Studenten zusammen studiert haben, ist das Verhältnis zwischen Klerus und Laien bedeutend besser. Dazu kommt noch, daß in Frankreich die Laien, namentlich soweit sie den höheren Ständen angehören, in den Privatgymnasien ziemlich eng erzogen worden sind und zum Teil noch immer werden. Der Unterricht war bis in die jüngste Zeit hinein trotz der eindringlichen Lehre der veränderten Verhältnisse der Tradition entschwundener Zeit treu geblieben. Die Tradition, das mos majorum, fällt bei den Franzosen trotz aller Neuerungssucht immer sehr ins Gewicht. Man möchte sagen, die einen schreiten zu rasch, die andern zu langsam oder gar nicht vorwärts. Hartnäckig hielt man inmitten einer werdenden Demokratie fest an den alten Methoden und legte oft mehr Wert darauf, ‚Gehorsam zu lehren als Charaktere zu stählen', Mißtrauen gegen das eigene Urteil zu säen als Initiative und Tatkraft zu wecken. So ist es kaum zu verwundern, wenn viele dann aus Reaktion gegen diese Treibhauskultur den Ideen und Idealen ihrer Lehrer den Rücken kehrten oder wenigstens doch nur geringe Neigung zeigten, an ihrer Seite zu arbeiten. So zerschellte die politische Aktion der Laien, die einzige, die lange Zeit in Blüte stand, an dem Felsengrund der neuen Überzeugungen, so zerstoben auch ihre großartigen Werke der Nächstenliebe, weil nur zu oft ohne sozialen Sinn und innere Anteilnahme geübt, inmitten einer nach Gerechtigkeit strebenden Demokratie. Abgeschreckt durch den Terrorismus der Veuillotisten, hat man auch zweifellos zu wenig getan, ihre Mitwirkung zu veranlassen. Gestand doch der Bischof Le Camus noch vor kurzem: ‚Man hat die Laien zu lang von der weltlichen Leitung und dem Leben der Kirche fern gehalten. Sie hatten schließlich geglaubt, da der Kult ein vom Staat gesicherter öffentlicher Dienst sei, wäre nur ihre Gegenwart,

* Lefébure: Montalembert, Rev. des deux mondes. 1. Jan. 1905 S. 86.

** Vgl. das herrliche Zeugnis de Muns, der Montalembert ‚Den bezaubernden Typus des christlichen Ritters nennt', der seine Reden las, ‚wie ein junger Soldat sich begeistert an den Erzählungen der Alten'. Bull. de la Semaine (1913) p. 581.

nicht ihre Mitwirkung erforderlich*.' All diese Faktoren wirkten zusammen, in vielen Laienkreisen eine verkümmerte Auffassung des Katholizismus beliebt zu machen. Auch des Einflusses der weltlichen Wissenschaft, dem die Laien am meisten ausgesetzt waren, ist zu gedenken. ‚Man schloß Gott aus von der Regelung der sozialen Beziehungen; man behauptete das freie Spiel der ökonomischen Kräfte jenseits der Anforderungen der Moral, man erlaubte der Kirche nicht, das Übergewicht des Kapitals bei der Lösung der Arbeiterfragen zu beschränken; man wollte, daß sie ‚liberal' sei, daß sie den sogenannten ökonomischen Fortschritt ‚passieren lasse' . . . Jubelnd warf man sich gewissen ‚wissenschaftlichen' Folgerungen in die Arme, die für die dogmatische Tradition unbequem schienen. Man machte aus der sogenannten Wissenschaft eine Art Prokrustesbett, in das man den Glauben hineinzwängen wollte; man erlaubte der Kirche nicht, mit der Geduld, die die Ewigkeit gibt, die Durchführung der erst skizzierten Forderungen abzuwarten. Man wollte... daß sie sich gelehrig durch das Zickzack des wissenschaftlichen Fortschritts hindurchführen lasse**.' So ging man lange Zeit all der unschätzbaren Vorteile verlustig, die ein verständiges Zusammenarbeiten von Klerus und Laien der Religion gewährleistet.

IV.

Was Ozanam, vielleicht der größte Laienapostel des 19. Jahrhunderts, 1834 schon als Vorbedingung der religiösen Erneuerungsarbeit ansah, ‚die Vernichtung des politischen Geistes zugunsten des sozialen' sollte erst in der folgenden Zeit angebahnt und teilweise verwirklicht werden. Der Hebel wurde angelegt von dem Soziologen Le Play (1806—1882), der nach einer 25jährigen Vorarbeit in monumentalen Werken die Resultate seiner Forschung niederlegte und dann bis ans Ende seines Lebens bemüht war, die Reformen, deren Notwendigkeit er erkannt hatte, durchzuführen. Sein Kampf galt in erster Linie den Systemen eines Saint-Simon, Fourier, Buchez, Pierre Leroux, Proudhon, Cabet, Louis Blanc, die der Welt durch eine neue Gesellschaftsordnung das Glück und den Frieden bringen wollten. Aber auch den Konservativen seiner Zeit trat er entgegen, indem er Autorität und Tradition, die er gleich ihnen schätzte, nicht durch Änderung der Einrichtungen, sondern durch Besserung der Individuen, Hebung der Sitten, Weckung der Verantwortlichkeit, also durch individuelle Reform, wieder herstellen wollte. Die Demokratie, ‚die Königin der neuen Zeit', die Montalembert heraufsteigen sah wie eine Sintflut, die er aber nicht fürchtete, weil er die Arche sah, war wohl auch sein Ideal. Seine drei Grundsätze, daß ‚der menschliche Fortschritt an das moralische Gesetz gebunden sei, daß die Familie eine hohe soziale Mission zu erfüllen habe, daß die Individuen nicht nur Nächstenliebe, sondern die soziale Pflicht der Gerechtigkeit üben müßten', wurden seit 1870 in wachsendem Maße bekannt. Die Überwindung

* Tirer le bien du mal. Paris. Oudin 1906 zit. Demain. 23. März 1906. S. 14.
** G. Goyau: Congrès de la jeunesse catholique. 1899. IX.

des falschen politischen Geistes, der so viele von der Teilnahme an der religiösen Erneuerungsarbeit abhielt, geschah vielleicht durch die empirisch-konservativ unterbaute Sozialphilosophie eines Le Play noch wirksamer als durch den lyrischen Demokratismus der Achtundvierziger. Laien wie A. Cochin, L. Lefébure, G. Picot, A. Leroy-Beaulieu, auch de Mun und de la Tour du Pin erwarben sich in der ‚Schule des sozialen Friedens', die in Vereinen und Zeitschriften Gestalt und Leben annahm, große Verdienste. Die Anregung, die Le Play und die Fortsetzer seines Werkes, namentlich der Abbé de Tourville, zahlreichen Schülern gaben, war auf fruchtbaren Boden gefallen. Seit de Tocquevilles Buch: De la démocratie en Amérique (1835) hat auch Amerika einen großen Einfluß auf die religiöse Verlebendigung des sozialen Geistes ausgeübt. ‚Ich habe', so schrieb Le Play 1864, ‚in der Konversation mit den Katholiken Nordamerikas und in ihren Schriften die Hoffnung geschöpft, unter dem Einfluß der Religion die soziale Reform der lateinischen Völker des südwestlichen Europas demnächst erfüllt zu sehen. Niemals hat fürwahr das Christentum selbst bei unsern Schriftstellern so edle Gedanken, die gleichzeitig so sehr den Bedürfnissen unserer Zeit entsprechen, eingegeben, wie sie in der katholischen Presse dieses Landes gewöhnlich zu finden sind*.' Auch Montalembert wollte, nachdem er in Frankreich vergebens Religion und Freiheit zu vermählen gesucht hatte, nach Amerika gehen, ‚wo es weder einen Cäsar noch Cäsarenschwärmer gibt', wo er ‚Gerechtigkeit und Freiheit' suchte, ‚die von dem Absolutismus und der Revolution in gleicher Weise verkannt werden'**, und nur Krankheit hinderte die Ausführung des Planes. Leo XIII., dessen scharfem Auge die religiösen Entwicklungsmöglichkeiten der demokratischen Ideen in Frankreich nicht verborgen bleiben konnten, wirkte von Anfang seines Pontifikates persönlich ein, um den Anschluß der Katholiken an die Republik zu bewirken. Erst als er sah, daß die reaktionäre Politik der Legitimisten die Interessen der Religion gefährdete, entschloß er sich zur Politik des Ralliement. Das Prinzip sollte dadurch geduldet werden, nicht die Handlungen der regierenden Staatsmänner gutgeheißen, ein Verhalten, das nichts Opportunistisches an sich hatte, da die Kirche den Regierungsformen im allgemeinen gleichgültig gegenüber steht. Er gab nicht nur in seinen großen Enzykliken die allgemeinen Direktiven zur Erneuerung des religiösen und sozialen Lebens; er hat es auch verstanden, Männer, und namentlich Laien, mit seinem Geiste zu erfüllen, damit sie die neuen Ideen in der Praxis zur Durchführung brächten.

V.

Der Graf A. de Mun, der Begründer der katholischen Arbeiterzirkel, der mit seinen Freunden als einer der ersten die Notwendigkeit der sozialen Arbeit erkannte, erzählt in seinen Memoiren, wie Leo XIII. 1878 ihn durch seine liebevolle und eindringliche Art für immer gewann: ‚Sie versprechen, immer

* Houtin: L'Américanisme 1904, S. 88.

** Lettres de Montalembert à la comtesse Apponyi. Rev. des deux mondes 15. Nov. 1913 p. 269 bezw. 276.

ein treuer Verteidiger der Kirche zu sein!' Und eindringlich, mit einem Ausdruck des Befehlens, den nichts wiedergeben kann, . . . wiederholte er: ‚Versprechen Sie es!' ‚Ich sprach diesen Eid,' so erzählt de Mun weiter, ‚und ich hoffe, ihm während der 30 Jahre nicht untreu geworden zu sein.'* Interessant ist es, aus diesen Memoiren zu erfahren, daß der Papst vor der Veröffentlichung der Arbeiterenzyklika Rerum Novarum von diesem Laien eine Spezialdenkschrift verlangte und so ‚seinen Ideen die höchste Weihe gab'.** Auch den Weisungen, die Leo XIII. in der Enzyklika Au milieu des sollicitudes (16. Febr. 1892) gab, folgte der Graf, ‚den seine Geburt an die royalistische Partei zu fesseln schien'. Der Anschluß dieses einflußreichen Führers an die Republik, der bei den meisten Standesgenossen und bei vielen seiner alten Freunde Trauer, ja Entrüstung und Verachtung erregte, schien ‚den endgültigen Ruin der alten Parteien*** darzustellen. ‚Die große Gestalt dieses Papstes . . . hat zwanzig Jahre meines Lebens beherrscht,' schrieb de Mun. Noch manche Laien können Ähnliches von sich sagen. Ich erinnere nur an Georges Goyau, den Schwiegersohn Felix Faures, der während seines römischen Studienaufenthalts beim Papste aus- und einging und der seitdem unermüdlich neben seiner historischen Forschertätigkeit die soziale Arbeit nach der religiös-ethischen Seite hin vertiefte.

Am stärksten wurde aber vielleicht doch ein Freigeist, der sich um diese Zeit gerade auch den sozialen Fragen zuwandte, von der Persönlichkeit und Wirksamkeit des großen Papstes gepackt, ich meine Ferdinand Brunetière, den berühmten Literarhistoriker. Leo XIII. hatte die Arbeiterenzyklika und seinen Aufruf an die rechtschaffenen Männer aller Parteien erlassen, um eine gemeinsamere Aktion zur Rettung der sozialen Ordnung in Frankreich zu ermöglichen. Zwei seiner Lieblingsschüler, Goyau und Brunhes, hatten in einer aufsehenerregenden Broschüre der Begeisterung der jungen Katholiken Ausdruck verliehen. Zwei Jahre brauchte Brunetière noch, um sich in die Gedankenwelt, die ihm hier entgegentrat, hineinzuarbeiten. Das Problem der Moral, das seit der Trennung von Kirche und Schule das Sorgenkind der Demokratie war und das auch er eine Zeitlang positivistisch glaubte lösen zu können, heischte immer dringlicher Sicherstellung vor individualistischer Willkür. Da sprach er den Papst selbst und veröffentlichte am 1. Januar 1895 in seiner Zeitschrift den epochemachenden Artikel: ‚Nach einem Besuch im Vatikan.'

Unbekümmert um das Geschrei konstatierte er zwei Tatsachen: Die Wissenschaft hat ihr Ansehen eingebüßt, die Religion hat einen Teil des ihrigen wiedergenommen. Der Wissenschaft ist es vor allem nicht gelungen, und es wird ihr auch nie gelingen, eine individuelle und soziale Moral zu begründen. Er ahnte, daß der Katholizismus die größte und älteste moralische

---

* Quatre années d'action sociale. Correspondant. 10. Nov. 1908 S. 452.
** Ebd. S. 453.
*** Houtin: L'Américanisme. Paris. 1904 S. 223.

Macht unter den Menschen ist. ‚Warum sollte der Katholizismus, wenn in seiner Tradition soziale Kraft vorhanden ist, in einer Zeit wie der unsrigen nicht versuchen, sich den Völkern in diesem neuen Lichte zu zeigen, und warum sollte dies nicht von Erfolg begleitet sein?‘ Brunetière hat das nämliche Ziel wie die Kirche, die Grundlagen der Gesellschaft zu erhalten. Er gibt dem Katholizismus den Vorzug vor dem Protestantismus, weil er eine Regierung, eine Lehre und eine Tradition hat und weil er soziologisch denkt (Communio sanctorum), ‚und das ist in der kritischen Zeit, in der wir leben, sein größter Vorzug‘. Als gelehriger Schüler Comtes* ‚behandelte der Freigeist von vorneherein die Kirche nicht als Feindin, sondern als Bundesgenossin‘**. Nachdem er von dem ‚partiellen Bankrott der Wissenschaft‘ (‚faillites partielles de la science‘) gesprochen, ferner zugegeben hatte, daß der Mensch von Natur nicht gut und daß die soziale Frage eine moralische sei, bejahte er die andere, ob in den grundlegenden Dingen eine Einigung mit der Kirche möglich sei, und schloß mit den mutigen Worten: ‚Wenn man in drei oder vier Punkten von dieser Wichtigkeit eins wird, dann braucht man die Bedingungen oder den Inhalt einer Entente gar nicht zu besprechen; . . sie ist schon fertig. . .; Es ist weder die Zeit noch der Ort, die Laune des Individuums den Rechten der Gemeinschaft gegenüberzustellen, wenn man auf dem Schlachtfeld gegen den moralischen und sozialen Umsturz steht.‘***

‚Man hätte meinen können,‘ bemerkt Fonsegrive dazu, ‚daß der Direktor der Revue des deux mondes von Macht zu Macht mit dem Oberhaupt der Kirche verhandelt, daß er mit dem Papste ein neues Konkordat unterzeichnet habe.‘ Diese mutige Haltung, der die religionsfeindlichen Intellektuellen Frankreichs kein Verständnis, nur Hohn und Spott entgegenbrachten, weckte ihm unter den Katholiken zahlreiche Sympathien. ‚Man möge nicht erstaunt sein,‘ sagt sein Schüler Giraud, ‚daß er so sehr die moralischen und sozialen Gründe des Glaubens betont hat; es sind die, welche ihm zuerst ins Auge gefallen sind.‘ Er blieb ja nicht dabei stehen. Von außen ging er ins Innere des Glaubens. Er hatte ‚intimere, persönlichere Gründe‘, wie er selbst einmal hinwarf; denn eingehender von seinen seelischen Erlebnissen zu sprechen, hinderte ihn sein klassisch gebildeter Geschmack. Er hatte eine große Apologie des Katholizismus geplant, von der aber nur ein Band: L'utilisation du positivisme erschienen ist. Seine Absicht ist hier, mit Hilfe positivistischer Gedanken ‚die Notwendigkeit einer Religion als Ziel und

* Auguste Comte, der Begründer des Positivismus und Stifter der Religion der Menschheit, hatte einen ‚Aufruf an die Konservativen‘ geschrieben und den Plan gefaßt, einen religiösen Weltbund zu organisieren. Er ließ deshalb einen seiner Schüler mit dem Jesuitengeneral Pater Bex 1856/57 verhandeln, diesem sogar einen Catéchisme positiviste mit eigenhändiger Widmung schicken, freilich ohne Resultat. Vgl. den interessanten Briefwechsel, neuerdings abgedruckt bei Laberthonnière: Positivisme et Catholicisme. S. 400 ff.

** Fonsegrive: Brunetière. Paris [2] 1908 S. 35.

*** Brunetière: Questions actuelles, [3] 1907 S. 47.

Krönung jeder Soziologie' zu erweisen. ‚Besonders die jungen Leute fühlten sich hingezogen zu diesem berühmten Mann, der den Idealen, die ihnen teuer waren, die Stütze seiner Beredsamkeit und Autorität brachte*.' Brunetière freute sich dieses Einflusses. Darum ging er mit Vorliebe in die Mitte der katholischen Jugend, der er in verschiedenen Konferenzen (‚Die Wiedergeburt des Idealismus', ‚Das Bedürfnis zu glauben') sozusagen ‚die Etappen seiner Bekehrung' vorführte. ‚Sein Zeugnis hatte eine unbestreitbare Autorität, da es erlebt worden war... Selten traten Zuhörer und Redner miteinander so eng in Verbindung,' sagten die Berichte**. Bis zu der Zeit, wo er sich offen als Katholik bekannte, war seine Autorität unerschüttert. Nachher nahm sein Einfluß ab in der französischen Kirche: dem Herankommenden hatte man sehnlichst entgegengesehen, bei dem Gewonnenen setzte die Kritik ein, die nicht immer unberechtigt, aber oft unnötig scharf war. Trotz allem hat er nicht aufgehört, bis ans Ende einzutreten für die hohen Ideale, an die er glaubte. Neben seiner ungeheuren Arbeit als Professor an der höheren Normalschule, als Leiter der weltbekannten Revue des deux mondes, fand er noch Zeit, Artikelserien zu veröffentlichen, Vorträge zu halten, in denen er — und das war das Geheimnis seines Erfolges — sich ganz und restlos gab. ‚In seinem geschlossenen Gesicht, in dem man zahllose Nachtwachen lesen konnte, leuchtete eine Flamme auf. Eine achtlos ausgegebene Lebenskraft ging in seine Geste, seine Worte, seinen Blick über.'*** Er starb, viel zu früh, getötet von der übermäßigen Arbeit, der sein Körper nicht gewachsen war, ein Märtyrer seiner Ideen. ‚Ich habe unter den Schriftstellern unserer Generation niemand gefunden, der mehr davon überzeugt war als er, daß der Geist die Welt leitet, und der infolgedessen ein stärkeres Gefühl von der Verantwortlichkeit des Denkers gehabt hat.'†

In besonderer Weise haben sich noch zwei Philosophen Ollé-Laprune und Georges Fonsegrive um die Popularisierung der Ideen Leos XIII. verdient gemacht und in ihrem Leben und Wirken ergreifende Typen gläubiger Demokraten dargestellt. Im Jahre 1895 erschien von dem ersteren eine Broschüre: ‚Was man in Rom sucht'††, in der er seiner Begeisterung für die Reformen Leos beredten Ausdruck verleiht. ‚Der Papst befreit ... Verstehen wir seine hohen Gedanken und gehen wir darauf ein. Arbeiten wir mit ihm ... Seien wir verständige und ergebene Mitarbeiter ... Rom will keine Schmeichler. Wenn ihr etwas zu sagen habt, sagt es ehrerbietig und ihr werdet gehört, und wenn ihr recht habt, wird man euren Rat befolgen. Untersagt ist euch Verstimmung, böser Wille, Verleumdung, verbitterte Zurückhaltung, sprödes Mißtrauen

* Fonsegrive ebd. S. 36.
** Congrès de la jeunesse catholique. Besançon. 1899. p. 682 ff.
*** Bourget: Pages de Critique et de Doctrine I (1912) S. 292.
† Bourget, ebd. S. 291.
†† Paris. Colin. Collection des Questions du temps présent.

und ein gewisser ironischer Zweifel*.' Diesen Aufruf zur freudigen Mitarbeit an allen Zeitproblemen in katholischem Geiste pflegte er mit den Worten zu begründen: ,Die Katholiken haben nur noch mehr Pflichten als die andern.' Einer der eifrigsten Laienapostel, der um jene Zeit zu wirken begann und dessen Wirken bis zur Stunde fortdauert, war der jüngere Fachgenosse und Geistesverwandte Ollé-Laprunes, der unermüdliche Georges Fonsegrive. Die Person und Lehre eines Leo XIII. hatten es ihm angetan. Seine Ideen und Mahnungen suchte er zu verbreiten, seinen hohen Zielen wollte er dienen. Er ist durch das Verhalten des Papstes zur Überzeugung gekommen, daß ,die Katholiken nicht durch politische, sondern nur durch soziale Aktion das Bürgerrecht in Frankreich wieder erlangen werden, durch soziale Aktion, die demokratisch, verborgen, beschwerlich und einzig von dem Wunsche beseelt ist, nützlich zu sein und zu dienen.' So erschienen 1893 ,Die Briefe eines Landpfarrers', 1894 ,Die Briefe eines Kantonpfarrers', 1896 und 1897 die zwei Bände des ,Tagebuchs eines Bischofs', die zum Teil ins Italienische und Englische übersetzt wurden und weit über die Grenzen Frankreichs hinaus Aufsehen erregten. Dem Künstler, der in Fonsegrive steckt, ist es gelungen, die Ideen und Absichten Leos XIII. ins Leben, in die Praxis zu verpflanzen. Er will ein lebendiges Bild des sozialen Apostolats geben, wie es der Papst prinzipiell, theoretisch forderte. Daß das gezeichnete Priesterleben anders ausfiel, als viele es bis dahin geführt hatten, ist selbstverständlich. Daß manche den Sinn des ihnen fremden Bildes nicht verstanden und darum sich dagegen aussprachen, ist ebenfalls klar. Daß manche dem Laien, der so urplötzlich hineinfuhr in die Ruhe ihrer Pfarrherrlichkeit, der mit so genauer Kenntnis der Verhältnisse die Schwächen aufdeckte und die Schwierigkeiten der Lage schilderte, nicht hold waren, begreift man. Doch das brauchte den Verfasser nicht anfechten; ließ ihm doch der Papst durch den Kardinalstaatssekretär seinen Dank aussprechen für das nützliche und wichtige Werk, das er unternommen habe, ,den Pfarrklerus dazu anzuregen, eine den gegenwärtigen Bedürfnissen des französischen Volkes mehr entsprechende Haltung einzunehmen.'** Wie Fonsegrive des öfteren bemerkt, will er nicht ein Vorbild hinstellen, das mechanisch nachgeahmt werden soll. Der Pfarrer von Saint-Julien hat keine bestimmte Methode, die als Allheilmittel anzusehen wäre. Dazu hat er eine viel zu hohe Auffassung von den Geistlichen, ,unseren Vätern und unseren Lehrern'. ,Es gibt keine Methode, um zu handeln und um zu lieben. Nur durch die Liebe dringt man zu den Gewissen vor, bekehrt man die Seelen.' ,Die einzigen Methoden, die in einer Demokratie Erfolg haben können, sind ja, wie er anderswo sagt, die demokratischen, wo man sich begnügt, vorzuschlagen, ohne je etwas durchsetzen zu wollen, wo man nicht arbeitet,

---

* Abgedruckt in Ollé-Laprune: L'Eglise et l'Action personnelle. Paris. Gautier. S. 227 ff.

** Le Journal d'un Evêque. II. 1899. Appendix S. 260.

um sich zu erheben, sondern um die andern zu erheben*.‘ Die zahlreichen zustimmenden, anerkennenden, dankenden Zuschriften, die der Autor von höchsten und niedersten Stellen der Hierarchie erhielt, bezeugen die tiefe Furche, die die Werke hinterlassen haben. ‚Greise, die am Abend ihres Lebens mit leeren Händen dastanden, weinten vor Scham beim Lesen seiner Bücher; aber wieviel junge Männer haben beim Lesen geweint vor Begeisterung über das Gute, das zu tun war.‘** Wie unmittelbar war es ihm auch vergönnt, auf die Jugend und namentlich auf die theologische Jugend zu wirken! Ebenso wie Ollé-Laprune, Brunetière und noch manche andere Laien wurde er öfters berufen, vor den Zöglingen von Saint-Sulpice in Issy bei Paris, die er ‚das erste geistliche Auditorium der Welt‘ nannte, zu sprechen. So z. B. 1895 über: ‚Die Bedingungen der modernen Apologetik.‘ 1897 übernahm er die Leitung der 1894 von Paul Harel begründeten, besonders auch für Geistliche bestimmten Halbmonatschrift: La Quinzaine, der er seinen kühnen, die ganze Breite und Tiefe des Kulturlebens umfassenden Geist einhauchte. Eine ganze Anzahl junger Theologen und Laien gruppierten sich als Mitarbeiter um den Philosophen und verspürten, wie alle, die ihn lasen und lesen, einen Hauch seines Geistes. ‚Der Reihe nach werden sie sich zu Aposteln unserer Ideen und Methoden machen, und nach unserem Verschwinden*** wird das Echo unserer Stimme noch nachzittern, zur Forschung aufrufen, in den Seelen das Heimweh nach dem Lichte wecken.‘†

Sogar durch die klassische Ruhe des ‚Correspondant‘, gegr. 1829, dringt noch der Geist Montalemberts, Ozanams, de Falloux' und ihrer Freunde durch. Diese Zeitschrift hat eine ausgesprochene Tradition. In ihrem Namen schrieb Melchior de Vogüé††, als ‚der einzige Überlebende einer Gruppe, die so lange Zeit die Redaktion inspiriert hat, und als der Hüter eben dieser Tradition, gegen Charles Maurras und die Action française, um gegenüber diesen die altbewährte Methode der Männer des Correspondant zu verteidigen: ‚Die leitende Gruppe des Correspondant setzt sich aus Franzosen verschiedener politischer Überzeugung zusammen; sie sind zusammengeschlossen durch das religiöse Band eines gemeinsamen Glaubens und einer gleichen Unterwerfung unter die Gesetze der katholischen Kirche. Ihr Ziel ist die Ausbreitung der religiösen Wahrheit und die Verteidigung der religiösen Interessen in ihren Beziehungen zu der bürgerlichen Gesellschaft. Sie ist der Ansicht, daß in der französischen Gesellschaft, so wie sie sich nach den politischen und sozialen Revolutionen des letzten Jahrhunderts herausgebildet hat, das den religiösen Interessen günstigste Regime der gemeinrechtlich begründete Zustand der Freiheit ist, wenn dieses nur weitherzig genug ist, daß die religiöse Aktion sich voll auswirken kann†††.‘ Ihr langjäh-

* Le Correspondant 25. Febr. 1907 zit. Annales de philosophie chrétienne 78. Jahrg. S. 103.

** Fonsegrive ebd. Préface. XIV.

*** Die Zeitschrift ging 1907 ein.

† Epilog abgedruckt Ann. de philos. chrét. 78. Jahrg. S. 102.

†† de Vogüé war ‚ralliierter‘ Republikaner.

††† Le Correspondant. 10. Juni 1908 S. 990.

riger Leiter, Etienne Lamy, der schon vor 1892 mit Wallon, Bérenger und anderen die Republik und Demokratie verteidigt hatte, unterscheidet sich in mancher Hinsicht von Fonsegrive; der besonnene, hinter seinem Werke verschwindende Historiker hat manches voraus vor dem vielseitigen, tatendurstigen, mehr mit seiner eigenartigen Persönlichkeit hervortretenden Philosophen. Lamy ist ruhig, ohne allzuviel Anstoß zu erregen, seine Wege gegangen. Er wollte immer der Kirche dienen und hat es auch getan. Er hat aber nicht soviel Erregung, Bewegung, Erneuerung hervorgerufen wie Fonsegrive, der allerdings auch gelegentlich daneben gehauen hat bei seinem kühnen Versuch, die französischen Katholiken an das moderne Milieu zu gewöhnen (und nicht, wie man geglaubt hat, die katholische Lehre oder Moral in irgendeiner Beziehung mit den modernen Gedanken und Sitten zu versöhnen, die Kirche mit der Revolution zu vermählen); bei seinem Versuche, den Geist und das Gewissen der Katholiken dergestalt zu akklimatisieren, ‚damit sie leben und sogar sich entwickeln können in der Atmosphäre der modernen Welt, in der Gutes und Schlechtes enthaltenden Kultur unseres Landes und unserer Zeit, damit sie an allen Manifestationen des Lebens, an der Wissenschaft, an der Kunst, an der Industrie, am Geschäftsleben, an der Politik, teilnehmen können, ohne etwas von ihren religiösen Überzeugungen und Tugenden zu opfern'.* Auch Lamy ist tief durchdrungen von der Notwendigkeit des Laienapostolats in der modernen, demokratischen Gesellschaft. Niemand darf sich befreit glauben von der Mitarbeit. Nichts wäre verderblicher, als wenn in unserer Zeit die Laien untätig blieben und wie in früheren, ruhigen Zeiten dem Klerus alle Arbeit überließen. ‚Verlassen wir uns auf nichts, das uns der Pflicht enthöbe, auf uns selbst zu rechnen.' Ein echt demokratischer Grundsatz!

In diesem Zusammenhang verdient vielleicht noch Joseph Gardair Erwähnung, der einst neben seinem kaufmännischen Beruf Zeit fand, sich die Scholastik, insbesondere die Philosophie des hl. Thomas, in einem Maße anzueignen, daß er später am ‚katholischen Institut' in Paris und an der Sorbonne (1891—94) vielbesuchte Vorlesungen über seinen durch Leibniz vertieften Thomismus halten konnte. Er war einer der tatkräftigsten Förderer der durch die Enzyklika Aeterni Patris Leos XIII. ins Leben gerufenen neuthomistischen Bewegung. Er begründete mit Peillaube die Revue de philosophie, in der er zahlreiche tüchtige Artikel veröffentlichte. Seine Hauptwerke handeln über ‚die Seele', ‚die Erkenntnis' und ‚die Leidenschaften'. Sein Wort hat mehr als einmal Seelen gestärkt und ermuntert**.

VI.

So entwuchsen die Katholiken mehr und mehr ‚ihren kleinen Zirkeln, in denen sie, umgeben von wenigen Gläubigen, sich und ihre Freunde bewahren konnten vor der herankommenden Ansteckung'. Das demokratische Selbstbewußtsein, das tiefere Eindringen in die religiösen Wahrheiten, die tatgestärkte Überzeugung, der entschlossene Vormarsch ins Land der unbegrenzten

* Fonsegrive: Regards en arrière S. 221.

** Fonsegrive: Bulletin de la Semaine. 1911. S 543.

Jean Antoine Houdon/Voltaire



Möglichkeiten, ließ sie den unechten Liberalismus verachten, der einst ihre Träume geängstigt hatte. Sie schämten sich ihrer eigenen Kleinmütigkeit und Menschenfurcht. Und so werden vielleicht doch all die Bemühungen mit Erfolg gekrönt, ‚durch die die Katholiken seit 50 Jahren langsam daran gewöhnt worden sind, über keine Parzelle ihres Glaubens zu erröten' (Goyau). Man erlebte es ja, der eine an einem Freunde, der andere in einem Vereine, ein dritter an einem Schüler, daß nicht leere Deklamation, Verdammung der Gegenwart, Klagen über Anarchie und Pietätlosigkeit, politische Agitation, des Unglaubens, der tief im Volke sitzt, Herr werden, sondern allein unverdrossene Kleinarbeit, Selbsterziehung, Apostolat im engen Kreise, Kontakt mit dem Leben und der Wirklichkeit, mit dem Volke und seinen Nöten.

Solche mehr oder weniger demokratisch orientierte Männer, von denen ich nicht einmal die bedeutendsten alle genannt habe, beschäftigen sich also, wie wir gesehen haben, trotzdem sie Laien sind und ihre Kräfte in erster Linie dem Berufe widmen müssen, gerade weil sie Demokraten sind, intensiv mit religiöser Erneuerungsarbeit. Und zwar nicht bloß von der Politik her, im Hinblick auf praktische Resultate (Schulfrage, Paritätsfrage), wie es auch bei uns vielfach geschieht, sondern vor allem von der Religion selbst her, um der Religion willen und im Umkreise der innerreligiösen Probleme. Wer hat denn von deutschen Laien so nachhaltig wirkende, weil aus persönlichem Leben hervorquellende, wenn auch oft einseitige Apologien des Katholizismus geschrieben wie Ozanam, Montalembert, Aug. Cochin, Fonsegrive, Brunetière, Goyau, Joseph Serre, Blondel und Le Roy*. Während der Monarchist und Traditionalist dazu neigt, mit den politischen leicht auch die religiösen Probleme als gelöst anzusehen, den Fortschritt, auch den religiösen Fortschritt von dem geregelten Spiel organischer Kräfte, gewordener Einrichtungen zu erwarten, fühlt sich der Demokrat in der Überzeugung, daß die Welt fortschreitet und auch die Religion sich mit den neugestellten Problemen auseinandersetzen muß, mitten in dem Ringen der Zeit. Er muß selber Stellung nehmen zu den großen Fragen, sich eine eigene Meinung bilden in all den Dingen, die dem freien Geisteskampfe überlassen sind, ja er muß sich vielfach erst die Werkzeuge schaffen, mit denen er der Zukunft zu Leibe rücken will, auf die Gefahr hin, in all den aufstarrenden Problemen sich aufzureiben. Gleicht der Traditionalist dem Landmann, der unbekümmert um den Lärm des Tages ruhig und bescheiden seiner Arbeit nachgeht, so ist der Progressist ein eigenwilliger Pionier, den Neigung und Wille, Schicksal und Überzeugung hinaustreiben auf das tosende Meer des Lebens, wo Stürme drohen und Gefahren lauern, wo aber auch auf die Stunden demütigen Suchens, heißen Kämpfens die Seele hineintaumeln darf in die Seligkeit des Sieges.

* Im Jahre 1909/10 war das Programm der ‚Sektion für das Studium der Religion in ihren Beziehungen zur Gesellschaft', das der ‚sozialen Hochschule' in Paris angegliedert ist, ganz ausgefüllt von Le Roys Vorlesungen über ‚L'attitude et l'affirmation catholique'.

(Schluß folgt.)

Das Schlachtfeld / Roman von Franz Herwig

VI.

Valerie war noch nicht drei Tage auf dem Gute ihres Onkels, als sie dieses Posensche Land schon liebte.

Und noch ein anderes Gefühl klang in dieser Liebe mit, ein Gefühl, dessen Grund und Tragweite sie noch nicht ermaß: genug, das Herz klopfte ihr, wenn sie über die Felder sah.

Sie hatte in ihrer Kindheit das galizische Land kennen gelernt, einige Male hatte sie auch mit ihrem Vater Besuche im Russischen gemacht — aber dieses preußische Polen sah anders aus, wirkte mit einer seltsamen Kraft auf sie.

Es gab hier zwar keine Schönheiten, die Touristen anzogen. Tante Szuman verschwor sich oft, in dieser Öde noch an Langerweile zu sterben. Dieses Land hatte pedantisch gerade Landstraßen, die durch gewaltige quadratische Felder liefen, die Dorfhäuser waren genau ausgerichtete Vierecke und wo ein Stück Wald war, standen die Kiefernstämme in Reih und Glied wie preußische Soldaten bei der Parade. Die Flüsse waren reguliert, schnurgerade Kanäle mündeten in sie ein und die Wiesen waren von Entwässerungsgräben geteilt, wie Schulhefte in Linien. Und wenn Valerie in die kleinen Städte kam — da waren Bürgersteige, die gereinigt wurden; wenn Markt war, so standen die Buden in geraden Gassen; die hellen Fensterscheiben der Häuser schienen nie zu zerbrechen. Blickte man in einen Gutshof, so stand der Wagenpark allabendlich mit präsentierenden Deichseln genau ausgerichtet, und sogar die Dunghaufen waren viereckig, wie Ziegelsteine.

Diese leidenschaftliche Liebe zur geraden Linie konnte man belächeln, Valerie tat es auch. Aber dachte sie an die Heimat — so lächelte sie nicht mehr. Ohne Zweifel — die himmelblau getünchten Lehmwände der Hütten, die schwarzen Strohdächer sahen von weitem hübscher aus, der dicke Wald, in dem alles übereinanderwuchs und übereinanderstürzte, die sumpfigen Flüsse — alles das sah malerisch aus, wie auch Tante Szuman behauptete. Und wenn man in den federlosen Britschken über die Landstraßen fuhr, so war das wilde Stoßen und Springen der Räder für eine lustige Gesellschaft sehr oft Grund zu Scherz und Gelächter. Aber die Hütten fielen nur durch ein göttliches Wunder nicht zusammen, und in jedem Jahr mußte der Bauer seine Stube von neuem ausschachten: sonst würde der Schmutz eines Tages an das Dach stoßen; in den Wäldern fehlte das Holz, da niemand neu aufforstete; die ungebändigten Flüsse über-

schwemmten zweimal im Jahre die Felder, aber sie konnten nicht einmal die Flösse der Hinterwäldler zu Tal schwemmen. Und am traurigsten war der Anblick der kleinen Städte, die nach Branntwein, Zwiebeln und faulendem Unrat rochen, und wo die Schweine die Tür des Gymnasiums belagerten, ohne das kein Landstädtchen existieren zu können glaubte.

Die Stellung Szumans als Parlamentarier brachte es mit sich, daß er alle die nationalen Zeitungen des Großherzogtums erhielt. In Berlin schon und nun in Dembiowko hatte Valerie zuweilen darin gelesen. Aus den flammenden Leitartikeln, die nicht einen Tag ausblieben, war ihr die Meinung geworden, daß die Regierung keine andere Absicht habe, als die Polen gänzlich auszurotten, und eine zornige Wut hatte Valerien oft die Lippen zusammengepreßt. Ihre instinktmäßige Abneigung gegen die Preußen fand ihre Rechtfertigung; nun gut, sie hatten es auf gewissen Gebieten weit gebracht, benützen wir die Vorzüge und schlagen wir sie mit ihren Waffen.

Diese künstlichen Empfindungen zerstoben in ihr sehr rasch.

Sie wurde nachdenklich und schweigsam: die Wirklichkeit begann sich ihr zu entschleiern.

Sie hatte einmal versucht, mit ihrem Onkel über alle diese Fragen zu reden. Er müsse nicht glauben, hatte sie gesagt, daß sie die Feindschaft zwischen dem, was polnisch und dem was deutsch ist, jemals hinwegwünschen würde, aber es sei doch ohne Zweifel, daß die polnischen Brüder hier asphaltglatte Heerstraßen hätten, Bahnverbindungen kreuz und quer durchs Land, daß die Lebensführung, selbst der Ärmsten, besser und menschlicher geworden sei. Ob es denn Absicht sei, daß die nationalen Zeitungen davon mit keinem Wort redeten und ihre Leser glauben machten, sie lebten in einer Hölle?

Szuman hatte sie belustigt angesehen und gemeint, sie brauche den Zweck der journalistischen Taktik auch garnicht einzusehen, dazu sei er als Parlamentarier da, und er finde alles gut. Im übrigen möge sie mit Ulana und Anna und mit Herrn Korzek Tennis spielen, das stehe einem jungen Mädchen besser an.

Es war ja auch garnicht zu leugnen, daß Valerie immer unbequemer wurde. Sie meinte, es rühre daher, daß sie sich vorgesetzt habe, immer auf den Grund zu gehen. Sicher war es auch so. Aber es kam dazu, daß die bohrende Überschwenglichkeit junger Menschen bei ihr jetzt am hellsten flammte und daß die Überheblichkeit derer, die die ersten Schritte in die Wissenschaft hinein machen, auch bei ihr zuweilen offenbar wurde. Sie nahm sich selbst nicht wenig

wichtig, aber es geschah aus keinem Grunde, als der Angst, so hinzuleben wie die andern, zu spielen und sichs wohl sein zu lassen. Sie kam auf närrische Ideen, die ihr die Phantasie eingegeben hatte. Zuweilen blieb sie am hellen Tage auf ihrem Zimmer, schloß die Fensterläden und vergrub sich beim Lampenlicht in die Büchermassen, die ihr in gewissen Zwischenräumen von der Bibliothek zugingen. Dazu bestand sie darauf, sich mit nonnenhafter Einfachheit zu kleiden, sie schlief auf der bloßen Matratze, nur mit einem Leinentuch bedeckt, und fastete wie eine Büßerin. Diese Wunderlichkeiten einer gärenden Natur machten sie noch bleicher, als sie sonst war, ihre Augen hatten einen erschreckenden Glanz und sahen abwesend über die Menschen hin.

Tante Szuman rührte sehr oft über diese Dinge (freilich meist dann, wenn Valerie nicht dabei war) ihren kleinen Mund, von dem Onkel Maletzki einmal gesagt hatte, die Preußen fabrizieren nur deshalb so kleine Siedewürstchen, damit sie in Frau Barbaras Mäulchen paßten; man sehe daraus, daß auch die Preußen ein ritterliches Volk seien. Ja, Tante Szuman bebte in ihrer ganzen Fülle, wenn sie auf Valerie zu sprechen kam, und ihre Töchter hatten überdies an Valerie ihr naives Vergnügen. Nur einer behandelte sie mit einer gewissen Ehrerbietung; das war Herr Korzek, gerade er, für den Valerie die größte Verachtung hegte.

Sie sah ihn seit Wochen herumgehen, schön wie ein griechischer Gott, stets darauf bedacht, sich mit überhitztem Geschmack zu kleiden; und wie er sich bemühte, seiner Persönlichkeit den kunstvollsten Ausdruck zu geben (er hatte die Mode der halsfreien Hemden erfunden), so künstelte er auch an seiner Lyrik herum, der er sich neuerdings ausschließlich ergeben hatte. Da er nichts weniger als tiefsinnig war, suchte er Tiefsinn vorzutäuschen und erfüllte zudem diese Maske mit dem ganzen Prunk einer raffinierten Sprache, die sich immer dem am fügsamsten erweist, der nichts zu sagen hat. Alles das betrieb er mit einem priesterlichen Ernst, der denn auch nicht verfehlte, auf Tante Barbara und ihre Töchter einen starken Eindruck zu machen, indessen sich Valerie durch dieses kalte Traumleben abgestoßen fühlte.

Tante Barbara war's so zufrieden, hatte sie doch Herrn Korzek für eine ihrer Töchter desto sicherer. Sie versäumte nicht, jeden Abend sich von Ulana und Anna über alles das berichten zu lassen, was Herr Korzek tagsüber zu ihnen gesprochen hatte. Und da die guten Mädchen, bei allem Idealismus, den sie zur Schau trugen, sehr hellhörige und bewußte Weiberchen waren, so suchten sie allabend-

lich ihr Gedächtnis nach allen den Worten des schönen Jünglings ab, die für ihre Zwecke irgend eine tiefere Bedeutung haben konnten. Und da es sich herausstellte, daß Ulana, wohl weil sie in der Kunst der naiven Koketterie am meisten erfahren war, ein unbestreitbares Guthaben von anzüglichen und bedeutungsvollen Worten des jungen, Abgottes gesammelt hatte, so wurde beschlossen, daß Anna vorläufig zu resignieren habe, was diese auch mit einem Seufzer und einem langen Aufschlag ihrer vorstehenden Kalbsaugen zu tun versprach.

Freilich hatte Ulana erst vor einigen Wochen vorgegeben, in einen Gutsnachbarn, der zudem Leutnant der Reserve bei den Bromberger reitenden Jägern war, rettungslos verliebt zu sein. Aber da ihre Mutter sie zu überzeugen wußte, daß diese Liebe doch keine rechte Liebe gewesen sei, wozu auch kam, daß die Verhältnisse des jungen Nachbarn, nach denen Frau Barbara sich rechtzeitig erkundigt hatte, keineswegs von besonderem Glanze waren, so entschwanden die langen Reitstiefel aus braunem Lack allmählich aus Ulanas Träumen, und Herrn Korzeks halsfreies Hemd schwebte fortan lockend vor ihren Augen.

‚Und denk dir, Mama,‘ erzählte sie, ‚Wladislaw‘ (sie nannte Herrn Korzek nur noch bei seinem Vornamen, einstweilen freilich nur vor den vertrauten Ohren von Mutter und Schwester), ‚Wladislaw läßt seine Gedichte auf echtes Pergament und in zwei Farben, Gold und Violett abschreiben, und er hat sich für die Blätter einen alten Einband aus Florenz mitgebracht, aus rotem Saffian, glaube ich, mit Goldpressung.‘

‚Wie poetisch ist das,‘ sagte Frau Szuman gerührt. ‚Du mußt dir seine Gedichte ausbitten und auswendig lernen. Du mußt dich überhaupt ein wenig rühren, Ulana,‘ fuhr sie bestimmt fort, ‚mein Gott, wenn ich denke, wie ich diese Gedichte in deinem Falle verwenden würde —!‘

Ulana verteidigte sich. Sie habe ihm erst gestern gestanden, daß sie nichts so sehr liebe wie die Poesie, ‚aber er behauptete, die Dichter und die Dichterinnen, die ich ihm nannte, seien Dilettanten‘.

‚Nun umso mehr Grund wirst du haben, ihn um seine Gedichte zu bitten! Du wirst ihm dann sagen, daß dir allerdings erst über seiner Poesie die Augen aufgegangen seien. Du sollst sehen, wie warm er dann sein wird. Himmlische Mutter, meine Ulana, wie bist du beneidenswert, daß du einen Dichter heiratest, wo du doch mein poetisches Empfinden geerbt hast. Wladislaws Tante in Paris ist 76 Jahre alt; sie hat Gallensteine, ich habe mich erkundigt; ihre

Millionen fallen an Wladislaw; und sein Onkel in Rom — nun von dem sage ich nichts, aber er hat schon zwei Schlaganfälle gehabt. Glückliches Kind — du wirst die reichste Frau in ganz Polen sein.'

Ulana klopfte das Herz bei solchen Reden, sie preßte ihre Mutter an sich und umarmte auch ihre Schwester, aber als sie, ein wenig später, zwischen den geschnittenen Buchenhecken des Parks Herrn Korzek um den roten Saffianband bat, mußte sie hören, daß er ihn am Morgen Valerien geschickt habe.

‚O,' rief Ulana, und ihr Mündchen zuckte — ‚wenn Sie meinen, daß diese herzlose Person Sie besser versteht als ich —!'

Wie sie stehen blieb, das Gesicht abgewendet, denn ihr kamen die Tränen vor Wut, und Herr Korzek, der keine Tränen sehen konnte, ihre herabhängende Rechte ergriff und ihr in die Augen zu sehen versuchte, da gewahrte Frau Barbara, die sich auf der Terrasse den Hals ausrenkte, die Gruppe, und da Valerie gerade vorüberging, konnte sie sich nicht enthalten, triumphierend in den Park zu deuten und zu sagen:

‚Sieh nur Valerie — ist das nicht rührend?'

Da Valerie mit einem verächtlichen Lächeln verschwand, sah sie ihr böse nach. Aber ihre Entrüstung kannte keine Grenzen, als Ulana bei der allabendlichen ‚Gewissenserforschung' ihr über Valeriens Hinterlistigkeit, wie sie sagte, die Augen öffnete. Ulana sah das ockerfarbene Automobil, die Viererzüge, den Palast, sah Diamanten und Perlen und die kostbaren Worthroben, zusammen mit dem halsfreien Hemd am Horizont verbleichen und verschwinden und sie warf sich über den Divan und stieß mit zuckenden Schultern heraus: ‚Sie stiehlt mir mein Glück, sie ist schlecht, ich wußte es längst!'

Aber sie hatte ja, dem Himmel sei Dank, eine Mutter, die treu für sie sorgte.

Nach dem Abendessen, das bei Szumans (freilich erst, solange Herr Korzek im Hause war) ‚Diner' genannt wurde, zog sich Frau Barbara mit Herrn Korzek in eine Nische zurück und war so strahlend, so teilnahmsvoll, so ideal beschwingt, daß Wladislaw aus dem Entzücken um so weniger herauskam, als alles, was Frau Barbara sagte, überdies von einer schmeichelhaften Schwärmerei für ihn durchdrungen war.

Plötzlich, als Valerie zu Ulana und Anna trat, die Zeitschriften durchblätterten, während Herr Szuman sich im Nebenzimmer eine Zigarre ansteckte, rauschte Frau Barbara zu Valerie und sagte lächelnd und leise zu ihr: ‚Aber zieh dich doch zurück, mein Herz; du wirst doch sicher lieber allein mit deinen Büchern sein.'

‚In der Tat, ja,' sagte Valerie, ‚danke, Tante Barbara.'

Sie ging, und die gute Tante trippelte zu Herrn Korzek zurück.

‚Entschuldigen Sie, lieber Freund,' sagte sie und ließ sich in die Polster fallen, ‚aber ich muß aufmerken, daß meine arme Nichte nicht zu häufig mit den Kinderchen spricht. Meine Kinderchen sind so rührend gut, so rein, so — ach, Herr Wladislaw, Sie als Dichter können eine Mutter verstehen, wenn sie jeden Gifthauch des Verderbens von ihren Töchtern fernhalten will.'

‚O gewiß,' sagte Herr Korzek, ‚aber Fräulein Valerie —'

‚Sprechen Sie leise, um Gotteswillen,' flüsterte Frau Barbara und machte Miene, ihm ihr rundes Händchen auf den Mund zu legen, ‚ich will nichts gegen Valerie sagen, mißverstehen Sie mich nicht, ich liebe sie wie ein eigenes Kind. Hätte ich sie sonst in mein Haus genommen, um zu versuchen, sie doch noch auf den Weg des Guten zu führen? Aber Sie sind doch unser Freund; ich will nichts weiter sagen, als daß Valerie sich in ein übel berüchtigtes Haus versteckt hatte — ich bin zu ideal veranlagt, um von Einzelheiten zu sprechen — genug, meine Schwägerin Lisa wollte sie in eine Besserungsanstalt stecken. Aber mein gutes Herz gab das nicht zu — Sie verstehen —.'

Herr Korzek verstand. Sein Gesicht wurde lang. Er betrachtete angelegentlich seine himbeerfarbenen Seidenstrümpfe, die zwei Finger breit zwischen den Lackschuhen und dem Beinkleid sichtbar waren, und suchte nach Worten.

Frau Barbara respektierte sein Schweigen, sie ging zu ihren Töchtern, nickte Ulana verheißungsvoll zu und flüsterte: ‚Geh zu ihm!'

Aber Herr Korzek klebte mit seinen Gedanken an Valerie, so lebhaft sich auch Ulana bemühte, ihn zu sich hinüberzuziehen. Und es währte nicht lange, so war er im Park und allein. Er tauchte in das Dickicht und nach einigem Bemühen hatte er die Veranda vor sich, auf der Valerie vor ihrem Zimmer saß. Die Sonne war eben untergegangen, auf dem Hintergrund der goldgesprenkelten Bläue hob sich Valerie mit ihrem kühnen, blassen Gesicht, dem dunkelgrauen Kleid mit dem weißen Halskragen scharf ab.

Herr Korzek seufzte auf. Sein mattes Wesen lag vor ihrer stolzen Herbheit auf Knien und Frau Barbaras Enthüllungen hatten eher noch seine kriechende Leidenschaft gestärkt, als daß sie sie ausgelöscht hätten. Sie hatte eine Vergangenheit, seine ruchlose Neugier zauberte ihm tolle Begebenheiten vor Augen, in denen sie die Heldin gewesen war! Es mußte sich um Liebe gehandelt haben, und um welche Liebe! O, er sah den kühnen Eroberer deutlich vor sich, dem

Valerie sich übergeben hatte, er spürte eine mit Eifersucht getränkte Bewunderung für diesen fremden Mann. Je ärmlicher sein gestaltloses Talent war, desto lebhafter war seine Phantasie. Er biß die Zähne zusammen, je mehr der erregenden Bilder ihn umspielten, und in allen Bildern war sie, immer sie, die da oben in bewegungsloser Versunkenheit über einem Buch gebeugt dasaß. Er malte sich aus, wie es sein würde, wenn Valerie seine Frau war. O, welche Konflikte, welche Leidenschaften, welche Katastrophen würde es in dieser Ehe geben! Diese Valerie würde ihre Natur nicht verleugnen, andere Männer würden in ihr Leben treten — welche Aussichten auf Erlebnisse öffneten sich da für ihn! So träumt ein Knabe von wilden Ländern, wo jeder Tag neue Gefahren und Kämpfe bringt, wo man in undurchdringlichen Urwäldern steckt, von leidenschaftlichen Strömen fortgerissen wird und wo die Wildheit der Tiere ihm in jedem Augenblick das Blut stocken macht.

Und indessen die Mücken seine wohlgepflegten Hände zerstachen, sein schönes Gesicht und sogar durch die himbeerfarbenen Seidenstrümpfe ihren blutdürstigen Stachel bohrten, sah Herr Korzek starr auf Valerie und schickte seine Gedanken aus, ihr über die Schulter zu blicken in das Buch, das so ruhig auf ihren Knien lag. Was las sie? Seine Gedichte waren es nicht; er kannte den Einband. Aber was las sie? Ah, ohne Zweifel eines jener revolutionären Bücher, aus denen mit feurigem Atem die Absage an alles Hergebrachte schrie, eines jener Bücher der Neuzeit, vor denen man gewarnt wird, aus denen das Individuum die frevelhafte Kraft trinkt, aufzujauchzen, Ketten, Lasten, Gewand abzuwerfen und in mänadischer Wildheit auf der entgöttlichten Erde zu tanzen!

Ah, seht — sie springt auf, ich sehe ihre Augen flammen — wohin schauen sie? In die Ferne, in die Ferne. Beben die Hände nicht? Sie packen das Buch. — O, sie verschwand, und sofort blitzte im Zimmer das Licht auf.

Ja, Valeriens Augen hatten geflammt, ihre Hände hatten gebebt. Sie flammten noch, sie bebten noch, als sie mit fliegender Feder aus einer Predigt Pater Skargas, des polnischen Chrysostomos des siebzehnten Jahrhunderts, diese erschütternde Klage abschrieb:

‚Ihr werdet mit euren Weibern und Kindern, alle werdet ihr in Feindesland ächzen, werdet denen untertan sein, die euch hassen. Alle die Länder, die mit der Krone Polens sich einten, sie werden abfallen und werden abgerissen werden. Verlassen wird man euch,

wie man die Obsthütte verläßt, wenn das Obst geerntet ist, und der Winterwind zerbricht sie und wirft sie auseinander. O, ihr werdet sein wie die arme Witwe, ihr, die ihr über fremde Völker geherrscht habt, ihr werdet euren Feinden zu Hohn und Spott. Eure Sprache werdet ihr verderben, und euer Volk, dieses so alte und über die Welt hin erblühte Volk, es wird verstoßen sein und verwandelt in das fremde Volk, das euch haßt. Ihr werdet bleiben, nicht nur ohne einen Herrn eures Blutes und ohne daß ihr ihn gewählt hättet, sondern auch ohne Vaterland und Königreich werdet ihr sein, als Verbannte, als verachtete Landstreicher, die man dort, wo man euch früher verehrte, mit Füßen treten wird!'

Aufstöhnend hielt sie das Blatt von sich und las und las es wieder. O, es war klar, Polens Untergang war seit Jahrhunderten vorausgesagt, der Herr hatte Propheten erweckt, die das Volk zur Selbstbesinnung aufgerufen hatten, dieses Volk, welches das Ideal einer Republik aufgestellt hatte, in der alle, alle pro publico bono wirkten und schafften, und das in kleinlichem Eigennutz immer die eigene Persönlichkeit, so klein sie sein mochte, über das allgemeine Wohl gestellt hatte. Der verruchte, erbärmliche Individualismus der Staubkörner hatte Polen vernichtet, das Wohlleben, das Hinleben, das irdische Vergnügen hatte diejenigen getötet, die Maria, die Mutter Gottes, zur Königin Polens ausgerufen hatten!

Pater Skarga war nicht der einzige Prophet und Bußprediger gewesen. Valerie dachte an andere Blätter, die hier in ihrer Schreibmappe lagen und die sie sich eingerahmt an die Wand hängen wollte, damit sie immer mahnten, immer mahnten. Da war der Dominikaner Lukas von Lemberg, da war der königliche Sekretär Solikowski mit seiner Apokalypse, da war Stanislaw Orzechowski mit seinem klagenden Schrei: ‚Wir gehen zu Grunde, und würdest du mein Herz aufschneiden, du würdest nur finden: wir gehen zu Grunde!'

Und Valerie fühlte von neuem ihr Herz entbrennen für dieses Volk, das den Speer des Ideals so hoch in das Licht geworfen hatte, daß der Wurf es selbst zur Bewunderung hinriß und es vergessen ließ, den mühseligen Weg zu gehen, der die Wirklichkeit Schritt vor Schritt in jene idealen Höhen führte. Welches Volk hatte je gleich erhaben gedacht? Die Gleichheit aller, und Maria ihre Königin? Und dieses Volk hatte vor dem hohen Gedanken auf Knien gelegen und ihn angebetet, aber über dem Gebet die Tat vergessen, die in dieser eisernen Wirklichkeit dem Gedanken erst

Wert gibt. Mußte dieses Volk erst durch Untergang und Zersplitterung gehen, ehe es das Ideal in unzerstörbarem Stein nachzubilden verstand? Mußte es, unter dem Druck dreier gewaltiger Reiche seufzend, erst die Spannkraft gewinnen, die eisernen Muskeln, den nie brechenden Willen zur Wiedergeburt?

Also war die Bedrückung von Gott gesandt, wie er großen und tiefen Menschen Versuchungen und Prüfungen schickte, um das Gold ihres Wesens reiner aufglühen zu lassen?

Ihre Gedanken schwangen sich im Kreise: sie sah wieder das preußische und das galizische Polen nebeneinander und erschrak.

Aber hier war ja der deutliche Fingerzeig Gottes! Wo war Polen freier als in Galizien? Es verwaltete sich selbst, ja kraft seiner zahlreichen Volksboten wirkte es ein selbst auf die Geschicke des Reiches. Bis in die höchsten Stellen hinauf saßen Polen; das Land hatte nationale Gerichte, nationale Schulen, nationale Beamte, nationale Städte, und welches war der Erfolg? Verwahrlosung, Bestechlichkeit. Wie hoch stand dagegen der Volksteil in Preußen? ‚Seht,' sagte Gott und erhob den Finger: ‚Exemplum docet.'

O, nur tiefer eindringen können in alle diese Dinge! Wie war es möglich, daß alles Volk diesen erhobenen Finger Gottes sehe. Und was war zu tun? Wie war der Hebel anzusetzen? Wo sprang der befruchtende Funke, der die Wiedergeburt einleitete?

Da war noch vieles unklar.

Dachten noch viele so, wie sie selbst, einsam, in dieser hellen Augustnacht?

Ihr ganzes Wesen bebte wie die Saiten einer Harfe, wenn die begnadete Hand über sie hinspielt.

Sie riß die Fenster auf, der laue Duft der schweigenden Bäume schlug hinein, rot hing und groß der Mond im krausen Geäst der Eichen. Aber aus den Zimmern im Erdgeschoß, die hellen Lichtschein über den Rasen warfen, klang das gezierte Lachen der Mädchen, irgend jemand klimperte eine süßliche Operettenmelodie auf dem Flügel; Valerie lächelte verächtlich und schlug das Fenster zu. Ihr gerade im Weg auf einem Tischchen lag Herrn Korzeks Saffianband mit dem verblaßten Golddekor; mit spitzen Fingern wendete sie die schweren Pergamentblätter und plötzlich nahm sie den Band mit beiden Händen und warf ihn in die äußerste Ecke.

Am nächsten Morgen traf sie vor dem Hause auf den französischen Kammerdiener und ‚Sekretär' des Herrn Korzek. Sie befahl ihm zu warten und übergab ihm seines Herrn Poesien. Der Mann mit

dem weißen hängenden Schleichergesicht fragte, ob er etwas ausrichten solle, aber Valerie würdigte ihn nicht einmal einer Antwort.

Philippe, der wie alle Leute seines Metiers einen lebhaften Hang zur Intrigue hatte, verfehlte nicht, seinem Herrn durch halbe Worte, Mienen und Gesten den Akt der Buchübergabe als höchst abstoßend, ja beleidigend darzustellen und es amüsierte ihn, trotzdem er nach außen ganz teilnahmsvolle Ehrerbietung war, zu sehen, wie Herrn Korzeks Gesicht in Schrecken zu erstarren schien. ‚Ich muß sie sprechen,' dachte Herr Korzek, und schon bei diesem Gedanken wurde er vor Angst unruhig. Er beauftragte Philippe, der sich für ähnliche Dinge schon wiederholt sehr befähigt gezeigt hatte, damit, Valerien zu beobachten und ihm zu melden, wenn sie vielleicht einen Spaziergang unternähme, oder sich in einem verschwiegenen Winkel des Parks allein befände. Im Laufe des Vormittags erhielt er denn auch von Philippe das gewünschte Zeichen, verließ die Gesellschaft Herrn Szumans, der ihm pikante Histörchen über einige Parlamentsmitglieder erzählt hatte, und vernahm, daß Valerie in der Richtung der vier großen Eichen im Felde ausgegangen sei.

Mit Herzklopfen machte er sich auf den Weg. Er empfand die brennende Sonne als lästig; er glaubte es sonst seinem Teint schuldig zu sein, sich während der heißen Stunden des Tages im Zimmer aufzuhalten. Ein leiser Lufthauch, der nach der röstenden Scholle roch, strich über die ungeheuren Breiten der Getreidefelder. Das gelbe Korn wogte in weichen Wellen: das Land schien sich zu heben und zu senken wie ein Meer. Die Vogelbeerbäume zu Seiten der Heerstraße prangten in ihrem Korallenschmuck. Auf einer flachen Bodenwelle standen gewaltig und stark die vier Eichbäume, die ein Feldkreuz beschatteten. Herr Korzek strich in den Furchen der Äcker, von den Ähren überragt, auf die Eichen zu und trat zehn Schritte vor Valerie auf den Anger hinaus.

Sie sah ihn nicht sofort, denn sie saß abgewendet auf der uralten Steinbank und sah übers Land, dahin, wo fern am Horizont der blaue Streifen eines Kiefernwaldes die goldenen Breiten abschloß.

Als sie Herrn Korzek endlich gewahrte, erwiderte sie seinen Gruß gleichgültig. Er setzte sich neben sie und begann zu plaudern, so gut es gehen mochte mit dem Druck, der ihm im Halse steckte und der ihn zu häufigen Pausen zwang.

Sie erhob sich, er schloß sich an, ohne Willen, wie ein Hund, der es gewohnt ist seiner Herrin zu folgen. Sie gingen über einen schmalen grasbewachsenen Feldweg, plötzlich stieß Herr Korzek heraus:

‚Meine Gedichte haben Ihnen mißfallen?'

Valerie hatte die Frage überhört, er wiederholte sie.

‚Ja,' sagte sie und sah ihn an, ‚herzlich mißfallen.'

Herr Korzek schnappte nach Luft.

‚Aber ich versichere Sie, daß Wiener Literaten, und zwar solche mit feinster ästhetischer Bildung, mit lebhaftem Lob —'

‚Herr Korzek,' rief Valerie, ‚weshalb erzählen Sie mir das? Für einen polnischen Dichter kommt es nicht darauf an, was gewisse Wiener Literaten zu seinen Gedichten sagen, sondern was sein Volk dazu sagt.'

‚Volk?' fragte er erstaunt.

‚Ja, das polnische Volk, das ein Recht darauf hat, von seinen Dichtern entflammt, geläutert, aufgerichtet zu werden.'

‚Ich habe meinen Namen abgelegt, um nicht wider Willen in eine öffentliche Wirksamkeit hineingedrängt zu werden, und nun soll ich sogar mit meinem poetischen Wirken einen Zweck verfolgen! Ich will für mich leben, nach meinem Gefallen.' —

‚Nun wohl,' sagte Valerie, ‚also lassen Sie sichs genug sein mit dem Lob Ihrer Wiener Freunde und fragen Sie nicht nach dem Urteil einer Tochter Ihres Volkes.'

Herr Korzek schwieg ein Weilchen, dann machte er einen Schritt auf sie zu und sagte leise:

‚Ich hoffte gerade in Ihnen einen Widerhall zu vernehmen. Mein Gott, Fräulein Valerie, es ist gewiß sehr lobenswert, wenn man zuweilen zum Volke hinabsteigt; es ist nicht zu vermeiden, wenn man im öffentlichen Leben etwas erreichen will. Aber wir brauchen doch keine Stimmen? Wir sind freie Geister, Sie mit, ach leugnen Sie doch nicht. Die Menschheit treibt einzelne Blüten, nun, die sind nur da, um zu duften und Farben zu haben. Es muß doch Genießende geben, die ohne Rücksicht auf die Masse, die sie trägt, keinen andern Zweck haben, als — eben zu genießen!'

Valerie sah den bleichen, gebeugten Jüngling von der Seite an und fragte spöttisch:

‚Welche Art Genuß meinen Sie eigentlich?' Ah, sie legt mir einen Köder hin, dachte er erfreut, warte nur, ich komme dir rasch näher.

‚Nun den Genuß der Schönheit, meine ich. Die Kunst, die Frau, der Traum — aber auch die verfeinerte Lebensführung. Freilich, der reulose Genuß ist ein Vorrecht nur der gänzlich freien Seele, die in olympischer Selbstverständlichkeit über das hinwegtritt, was der Bürger die guten Sitten nennt.'

‚Welch eine ärmliche Art von Genuß predigen Sie da,‘ rief Valerie. ‚Sie meinen zu schweben? Blüte zu sein? Wie tief stecken Sie in der Niedrigkeit, mein Herr Korzek! Hören Sie auf, Ihr Glück macht mich ekeln!‘

‚Aber Sie selbst —‘

‚Ich selbst, Herr Korzek, sehne mich nach Glück, aber Sie würden umfallen, wenn Sie voll verstehen könnten, was ich Glück nenne.‘

‚Ich werde standhaft sein, reden Sie immerhin,‘ sagte er höhnisch.

‚Sie kennen das Bild von Mateyko, wie Koszinßko am Abend von Raclawice über das Schlachtfeld reitet und die Bauern ihm zujubeln? An jenem Abend, nach jahrelangem Mühen, nach Verfolgung, Entbehrung, Kampf war Koszinßko glücklich. Oder ein Staatsmann, der am Abend seines Lebens sein Wirken überschaut und im Geiste ein Volk sieht, das er glücklich gemacht hat. Oder ein Priester, der mit seinem Herzblut viele Tausende getränkt hat. Oder ein jeder Andere, Kleinere, der in irgend einem guten Wirken sein Leben hingebracht hat, der auch nur eine einzige selbstlose Tat vollbracht hat — sie alle werden Glück genossen haben. Sie lächeln über die närrische Welonska, die nur in Wirken und Aufopferung Glück sieht? Lesen Sie doch im Buche Gottes, das aufgeschlagen vor Ihnen liegt, vom ersten Tag bis zum heutigen Tag.‘

‚Sie reden von Helden,‘ erwiderte Herr Korzek, ‚aber ich bin kein Held.‘

‚Nein,‘ rief Valerie und lächelte boshaft, ‚das sind Sie wahrlich nicht!‘

Der schöne Jüngling schwieg beleidigt. Nun, da Valerie so viel Wert auf Heldentum legte, wünschte er auch ein Held sein zu können. Ihre Mißachtung traf die lebhafteste und stärkste Seite seines Wesens: die Eitelkeit.

‚Vielleicht,‘ sagte er leise, ‚haben Sie mir gefehlt? Vielleicht braucht meine Natur das Anfeuern. Wenn Sie —‘

Aber Valerie unterbrach ihn:

‚Ich habe nicht den Ehrgeiz, Ihre Erzieherin zu sein. Aber vielleicht,‘ sie deutete auf die Landstraße, der sie allmählich wieder näher gekommen waren, ‚vielleicht eignet sich eine von jenen jungen Damen zu dem Amte?‘

Nun sah auch Herr Korzek die beiden Szumantöchter.

‚Fräulein Valerie,‘ flüsterte er, ‚wie können Sie glauben, daß jene Damen Sie je bei mir ersetzen können? Sie verhöhnen mich, Valerie, kennten Sie mein Herz —!‘

‚Ulana, Anna,' rief Valerie, ‚kommt schnell hierher und Ihr könnt gerade in Herrn Korzeks geöffnetes Herz sehen!'

Sie bog rasch in einen schmalen Seitenweg ein und Herr Korzek zerbiß sich die Lippen. Nun hatte er die Mädchen auf dem Halse, ah, das sah er schon an Ulanas vorwurfsvollen Augen, sie war erzürnt, sicher, weil er hier allein mit Valerie promeniert war, Frau Barbara würde ihm sagen, daß sich so etwas nicht schicke, trotzdem sie nichts dagegen gehabt hätte, wenn er allein mit Ulana —. Sicher, sie war hübsch, zuweilen erregte ihn ihre spielende Schmeichelei, aber was war Valerie? Eine stolze Herrscherin, vor der er auf Knien liegen mochte und sie, diese Stolze, die sicher nur Kühle posierte, so weit bringen, daß sie in seinem Arme bebte —!'

Das Feuer schlug ihm über dem Kopfe zusammen, die Erregung machte ihn schwanken, er schloß die Augen.

‚Die Hitze,' murmelte er, als die Mädchen heran waren und Ulana ihn besorgt am Arme rührte.

Sie führte ihn zurück und er ließ es sich willig gefallen, Valerie hätte ihn ausgelacht, fühlte er.

In Valerie indessen blieb nach der Begegnung mit Herrn Korzek ein bitterer Ekel zurück. Mit welchen Niedrigkeiten kam sie in Berührung, heilige Mutter! Welche Atmosphäre in diesem Haus! Der Fant Wladislaw, die sentimentale Kokette Ulana, das Dummchen Anna, ihre Mutter, die übertünchte Lüge, der Vater, dem alles recht war, wenn es ihm nur keine Unbequemlichkeiten machte! Sie wünschte sehnlich, daß diese Ferien erst zu Ende wären; in Berlin kamen doch Gäste, man konnte zuweilen Gespräche führen, die erfrischten. Und Julian schrieb so wenig, er entschuldigte sich mit der Arbeit, aber war das ein Grund?

Als eines Tages Dr. Eckermann, auf der Rückreise von Warschau, wo er in einigen Magnatenarchiven gearbeitet hatte, nach Dembiowko kam, atmete Valerie auf. Sie konnte ihn nicht leiden, wirklich nicht, er wußte vielleicht auch mehr wie sie und das erfüllte sie stets mit Neid, aber am meisten stieß sie das kühle, bestimmte Preußenwesen ab, das Doktrinäre, das Selbstgerechte. Vielleicht war Eckermann garnicht so, wie sie ihn sah. Aber sie gab sich eben ihrem Impulse hin. Trotzdem empfand sie Freude, als sie ihm im Salon begegnete. Sie lächelte und gab ihm die Hand, Herr Korzek gewahrte dieses Lächeln, das schnell wie eine Verklärung über ihr Gesicht huschte, mit bohrendem Ingrimm. Eckermann hatte Handschriften aufgefunden, Familienchroniken des achtzehnten Jahr-

hunderts; er erzählte Valerien davon. Er wollte Bruchstücke veröffentlichen, und bat um ihre Mithilfe. Sie errötete freudig; er beklagte sich über das geringe Entgegenkommen des polnischen Adels. Die nationalen Historiker ließen das kostbare Material ungenützt, sie waren wohl auch zu gering an Zahl, um die Ausgrabungen systematisch zu fördern. Nun wohl, so sollte man doch froh sein, daß er selbst sich an diese Dinge wagte. Die Wissenschaft sei international, und zum Überfluß habe er noch die lebhaftesten Sympathien für das polnische Volk und sein Geschick. Aber man begegne ihm mit Mißtrauen; wo die Regierung das Material besitze, habe er leichte Arbeit. Aber die Familien, die noch eigene Bibliotheken und Archive hatten, empfingen ihn wohl liebenswürdig und gastfrei, aber sobald er seine Wünsche äußerte, wurde man kühl, wies ihn ab, behauptete man durchaus keine Handschriften zu besitzen.

‚Das wundert mich nicht,' sagte Valerie. ‚Uns liegt es im Blute, Fremden gegenüber liebenswürdig zu sein.'

‚Ihnen auch? Ich habe wenig davon gespürt,' rief er lachend.

‚Schweigen Sie,' sagte Valerie, ‚ich meine die gesellschaftliche Liebenswürdigkeit. Aber darüber hinaus geht es dann nicht. Pole und Deutscher — nun das ist wie Feuer und Wasser. Seit alten Zeiten. Eher läuft die Weichsel aufwärts, als daß ein Pole mit einem Deutschen wirklich Freundschaft schließt.'

‚Welche Aussichten für uns Beide! Und ich hoffte schon —'

Valerie setzte ihre abweisendste Miene auf.

Dr. Eckermann fragte: ‚Aber worin wurzelt diese Feindschaft?'

Valerie schwieg einige Augenblicke.

‚Ich sehe da überall Gegensätze,' sagte sie grübelnd, ‚Gegensätze im Nationalcharakter. Jedem sind seine Züge fest eingebrannt, er geht mit ihnen herum wie die Schildkröte mit der Schale, der Krebs mit der Schere — er hat sich damit abgefunden, hat sie lieben gelernt; die gegensätzlichen Züge haßt er.

‚Welche Züge scheinen Ihnen so hervorstechend?' fragte Dr. Eckermann interessiert.

‚Nun, der Pole ist leidenschaftlich.'

‚Aber unbeständig.'

‚Ach — Sie zeigen gleich die dunkle Seite?'

‚Ja.'

‚Der Deutsche ist schwerfällig.'

‚Die helle Seite ist: der Deutsche ist auch zäh.'

Valerie lachte.

‚Aber fahren Sie fort,' sagte ihr Partner, ‚setzen wir dieses Spiel fort.'

‚Der Pole,' sagte Valerie, ‚ist beschwingt, phantasievoll —'

‚Er sieht sich schon am Ziel, sehr wohl.'

‚Der Deutsche trampt schwer Schritt vor Schritt.'

‚Und kommt ans Ziel.'

Sie mußten beide lachen und doch waren sie innerlich von dem Ernst gepackt, der diesem Spiel zugrunde lag. Die anderen hatten sich auf die Terrasse begeben, sie blieben allein zurück, in den Tiefen ihrer Sessel, matt angeleuchtet von der verschleierten Glühlampe auf dem arabischen Tischchen zwischen ihnen. Dr. Eckermann stellte seine Figur auf:

‚Der Pole hat die Gabe, sich leicht und feurig in ein Gefühl zu finden,' er schlug die Figur selbst: ‚Aber er springt ebenso leicht ins Gegenteil, er geht nie bis zur letzten Tiefe.'

‚O,' rief Valerie, ‚und der Deutsche verfängt und vergrübelt sich in seinem Gefühl.'

‚Aber er empfindet auch tief,' setzte ihr Partner hinzu.

‚Das Wichtigste ist, Doktor, daß der Pole das Leben als etwas wertvolleres ansieht, denn die Formen und die Mittel des Lebens.'

‚Schön und gut, aber die Unordnung, die Verworrenheit, die sein bürgerliches Leben verdirbt!'

‚Ja freilich,' versetzte Valerie und wurde erregt, ‚der Deutsche hat die wohltemperierte Bürgerlichkeit, die wir nicht haben — aber er versinkt in ihr und vergißt das Leben so leicht, das draußen mit großen Wellen an seine blumigen Gestade schlägt. Und wie rauh ist der Deutsche,' fuhr sie fort, ‚wie unhöflich, wie grob; die Höflichkeit des Polen ist sprichwörtlich —'

‚Aber auch die Unzuverlässigkeit dieses höflichen Polen. Der Deutsche ist wohl rauh — aber treu.'

Das Spiel war unentschieden. Die Partner sahen sich forschend an, bis Valerie mehrere Male nickte und gedämpft sagte:

‚Nun? Habe ich recht? Nichts wie Gegensätze, die sich ewig feindlich sein werden.'

‚Nein,' rief Dr. Eckermann, ‚ich sehe die Feindschaft nicht ein. Der Deutsche jedenfalls hegt keine feindlichen Gefühle gegen Ihr Volk. Ich denke an die merkwürdigen Vorgänge von 1831. Wie lebhaft war die Sympathie für den Freiheitskampf der Polen. Überall sang man zum Leierkasten: „Noch ist Polen nicht verloren," oder „Die freie keusche Maid, im rot und weißen Kleid." Man sammelte

Jean Antoine Houdon/ J. J. Rousseau



Geld. Die schönen Mädchen von Mainz hatten einen Verein gebildet, in dem Scharpie gezupft wurde. Die größten Dichter der Zeit — Uhland, Platen — sangen den Freiheitskampf Ihres Volkes, Valerie, und selbst Offiziere veranstalteten Polenbanketts.‘

‚Mein Gott,‘ sagte Valerie und zog verächtlich die Schultern, ‚welche dumme Art von Romantik! Den Freiheitskampf eines anderen Volkes besingen und feiern, weil man zu ängstlich ist, selbst die Fahne der Freiheit zu erheben!‘

Szumans mit Herrn Korzek kamen in den Salon zurück. Valerie sah, wie Herrn Korzeks Augen brannten und wie sein Mund bitter zuckte. Er steuerte auf sie zu und sagte höhnisch und leise:

‚Man kennt Sie heute abend nicht wieder; zweifellos unterhalten Sie sich gut?‘

‚Ja,‘ sagte Valerie und nickte nachdrücklich.

VII.

Valerie ging im Tanzschritt durch ihr Zimmer, sie fühlte sich heiter und beschwingt. Sie öffnete das Fenster, der Himmel schimmerte hell von Sternen. Vom Dorfe herüber scholl zuweilen das Anschlagen der Hunde, die Frösche schrien in der Ferne. Sie schüttelte ihre Haare auf, eine kurze dichte hellbraune Mähne, deren Ungebärdigkeit durch keine Nadeln und Kämme zu zwingen war. Sie sang leise vor sich hin: als es an ihrer Tür pochte, öffnete sie, ohne das Gefühl zu haben, daß dieses Klopfen zu so später Stunde ungewöhnlich war. Nur als sie Ulana vor sich sah, im Frisiermantel, die bloßen Füße in roten mit Schwanenpelz besetzten Pantöffelchen, erstaunte sie.

Ulana schloß rasch die Tür, und faßte nach den Händen Valeriens, im Sternenschein schimmerten ihre Augen feucht.

‚Soll ich Licht machen?‘ fragte Valerie. ‚Was gibt es denn?‘

‚Nein, nein,‘ rief Ulana, ‚laß es dunkel, ich schäme mich so. Ich möchte mit dir sprechen, o, im Dunkeln kann ich es vielleicht. Valerie, du bist ein Mädchen wie ich, o Gott — wie soll ich's dir sagen. Du hast doch ein Herz?‘

‚Ich weiß es nicht,‘ antwortete Valerie und lächelte über dieses verwirrte Mädchenwesen.

‚Valerie, ich — ich bin so unglücklich!‘

Ulana war in der Tat unglücklich, wenigstens nannte sie das Gefühl so, das in ihr war. Sie sprach hastig, zuweilen stockend: es handelte sich um Herrn Korzek. O, ihr waren die Augen aufgegangen! Schon lange; aber heute abend, als Valerie mit jenem Deutschen so angelegentlich geplaudert hatte, war ihr deutlich ge-

worden, daß Herr Korzek in sie verliebt sei. Welche Blicke hatte er in Valeriens Ecke geworfen, er war zerstreut wie nie, reizbar und bitter. Welche Qual für sie selbst, die doch geglaubt hatte, daß Herr Korzek für sie ein wenig Liebe empfand!

Ulana weinte, und diese Tränen waren echt. Sollten sie es etwa nicht sein, wenn der schönste Jüngling Polens, der sie zur reichsten Frau Polens machen würde, ihren verlangenden Gedanken entglitt? Sie, die in jedem Quartal für einen anderen zu glühen gewohnt war, wußte zwar, daß es noch viele Herren in der Welt gab, die man, ohne sich etwas zu vergeben, heiraten konnte. Aber einen Herrn Korzek gab es eben nicht zum zweiten Male. Wladislaw durfte ihr nicht entschlüpfen, welche Träume, welche Aussichten würden dann zunichte werden! Und da sie es bei sich selbst so gewohnt war, daß die deutliche Verehrung eines jungen Herrn stets auch in ihr zärtliche Gefühle weckte, so glaubte sie sicher, daß Valerie für Herrn Korzek so empfinden mußte wie sie selbst. Aber sie ahnte instinktiv Valeriens gerade und adlige Natur; wenn sie es geschickt anfing, entsagte sie vielleicht Herrn Korzek. Denn was nützten die drakonischen Maßregeln ihrer Mutter, die sie herbeiführen konnte? Wo es sich um das Glück ihrer Tochter handelte, das wußte Ulana, würde ihre Mutter rücksichtslos sein und Valerie sogar aus ihrem Hause weisen. Was war damit geholfen? Herr Korzek würde imstande sein, Valerien nachzureisen!

‚Der Treulose,‘ rief sie schluchzend, ‚erst mich dahin bringen, daß ich ihn anhöre und dann —! Ja, er hat mir Versprechungen gemacht, Valerie, selbst die Mutter glaubte nichts anderes, als daß er in diesen Tagen um mich anhalten würde! Er ist ein schlechter Mensch, ein Verführer. Oh —‘, und ihre Tränen flossen reichlicher. Valerie sollte sehen, was dieser Herr wert war, sie sollte glauben, daß er mit Eiden schon sich an sie gebunden hatte, und daß Valerie nicht zwischen zwei Menschen treten durfte, die eigentlich als Verlobte zu betrachten waren.

‚Aber Ulana,‘ rief Valerie, ‚was soll ich dabei tun? Ich kann doch nicht Herrn Korzek mit Gewalt in deine Arme zwingen?!‘

‚Sei edel, Valerie, sei groß! O, ich würde sterben, wenn er —.‘

‚Mein Gott, was kann ich mehr tun, als ihm sagen, daß er mir widerwärtig ist?‘

Ulana richtete sich auf und trocknete sich mit dem Ärmel ihres Frisiermantels die Augen.

‚Du liebst ihn also nicht? Du willst ihn nicht für dich?‘

Valerie lachte laut heraus: ‚Nein, in der Tat nicht, Dummchen, ich gönne ihn dir. Wenn du willst, will ich ihm sogar noch deutlicher als bisher den Weg zu dir weisen!‘

‚O, du Gute,‘ rief Ulana und umarmte sie, ‚wie ich dich liebe, du Engel, du gibst mir das Leben wieder. — Übrigens,‘ setzte sie hinzu, ‚widerwärtig, wie du sagst, braucht dir Wladislaw wahrlich nicht zu sein, es muß mich kränken, wenn du sagst, Wladislaw sei dir widerwärtig. — Aber mein Gott, welche Menge von Büchern? Du liest sie alle? O, ich lese auch viel, kannst du glauben, ich muß nur vor Mama auf der Hut sein, sie kontrolliert immer. Jetzt lese ich einen Roman von der Zapolska: „Wovon man nicht spricht“. O, da lernt man die Männer kennen, weißt du, und die armen Mädchen, die sich ihnen für Geld verkaufen. Heute nacht lese ich ihn fertig. Ein modernes Mädchen muß doch alles kennen, nicht wahr? Du denkst ja doch auch so frei.‘

Valerie belustigte sich immer mehr. ‚Denke ich wirklich so?‘ fragte sie.

‚Ach, geh nur,‘ sagte Ulana gönnerhaft, ‚du bist eine Schlimme, gesteh' es nur. Aber ich verstehe dich vollkommen. Ach, glaube nur, auch in mir gärt es oft, die Zapolska sagt, durch die polnische Frauenwelt müssen erst die Stürme der Emanzipation gehen.‘

‚So? Nun die Zapolska muß es wissen. Aber geh nun, es ist spät.‘

‚Und du hältst dein Wort?‘

Valerie versicherte es. Als Ulana endlich gegangen war, reckte sie mit einem Gefühl des Stolzes die Arme empor. —

Dr. Eckermann hatte drei Tage bleiben wollen; er war nach einer Woche noch nicht abgereist. Er glaubte, das kostbare Material der Handschriften, das er gesammelt hatte, auch in Dembiowko bearbeiten zu können, und bei der Verdeutschung seltsamer polnischer Provinzialismen half ihm Valerie.

Das ganze Szumansche Haus grinste verständnisinnig: aha, da spann sich also etwas an! Philippe lief den ganzen Tag mit gesenkter Nase wie ein Spürhund umher, man traf ihn auf Korridoren, in Zimmern, auf Parkwegen, und wenn er seinem Herrn nur berichten konnte, daß die Verdächtigen kein anderes Spiel trieben, als Papier zu beschreiben oder sich zuweilen zu zanken, so glaubte Herr Korzek doch sicher zu wissen, woran er war. Die Wut machte ihn häßlich. Unter der holden Larve der klassischen Züge wurde die leidenschaftliche Niedrigkeit sichtbar.

Zuweilen, wenn noch der Tau lag, ritten Valerie und Eckermann aus. Eine halbe Stunde Galopp auf den guten, grasbewachsenen Feldwegen brachte sie an den Kiefernwald, der zum Gute gehörte. Sie stiegen ab, banden die Pferde an einen Baumstamm und gingen langsam die breite Schneise herunter, die den Wald in zwei Hälften teilte.

Herr Korzek hatte es eines Tages nicht mehr aushalten können und hatte sie belauscht, bereit, sie in einem Augenblick der Zärtlichkeit zu überraschen. Er hatte das Glück gehabt, daß sie sich nicht weit von ihm ins Moos setzten. So angestrengt er lauschte: sie sprachen nicht von der Liebe, sondern von der Lage der Polen in Rußland.

Sogar von den Sachsengängern sprachen sie? Jenen landwirtschaftlichen Arbeitern, die alljährlich Deutschland überschwemmten? Er wurde ungeduldig. Im letzten Jahr hätten die in den Kassen angelegten Ersparnisse zehn Millionen Rubel betragen, sagte Dr. Eckermann. Das habe verschiedene und wichtige Folgen: zunächst die bessere Lebensführung der Wiederkehrenden, dann die Arbeitsdisziplin, der Zusammenhalt der Dorfgenossen. Den westrussischen Grundbesitzern sei es im Interesse einer rationellen Wirtschaft nicht möglich, die hohen Löhne zu zahlen. In zwei Jahren seien mehr als zweitausend Adelsgüter im Weichselgouvernement zum Verkauf gekommen, zerstückelt worden und jetzt in bäuerlichen Händen. Die Regierung sei dieser Bauern sicherer als der ewig unruhigen Adeligen, sie habe infolgedessen das alte Verbot, gemäß dem im Westgebiet polnische Bauern sich nicht ansiedeln durften, aufgehoben.

Herr Korzek unterdrückte ein Gähnen. Sonst lag er zu dieser Zeit noch in den Daunen.

Überhaupt steige die wirtschaftliche Kraft der Polen in Rußland von Jahr zu Jahr. In 1200 dörflichen Spar- und Vorschußkassen wirke ein Vermögen von zwanzig Millionen Rubel; nach deutschem Vorbild seien diese Kassen, wie auch die landwirtschaftlichen Gesellschaften geschaffen. Zudem sei die gesamte Maschinen- und Metallindustrie in polnischen Händen.

‚Das sicherste Zeichen für die Rentabilität gerade dieser Betriebe,‘ fuhr Dr. Eckermann fort, ‚ist die lustige Tatsache, daß Juden, um in diesen Industrien Geschäfte zu machen, sich katholisch taufen lassen, und daß geschäftstüchtige Deutsche ihre Namen polonisieren. Und alles das geschieht in Rußland! Unter der so verschrienen Herrschaft der russischen Knute!‘

‚So war meine Empfindung richtig,‘ sagte eifrig Valerie, ‚daß die Fremdherrschaft die nationale Wiedergeburt fördere! Ich habe darin einen Fingerzeig Gottes gesehen. In Galizien, wo die Landsleute sich selbst überlassen sind — mein Gott, wie sieht es dort aus.‘

‚Sehen Sie nicht vielleicht zuviel? Mir scheinen diese Dinge eher zu beweisen, daß die Polen eben nur unter strenger Vormundschaft etwas leisten!‘

‚Nein,‘ rief Valerie und sprang auf, ‚mein Volk mußte erst die Schmach der Sklaverei und der Zersplitterung erfahren, ehe es zur Besinnung kam. Fast könnte ich Gott bitten, auch die Brüder in Österreich seine Zuchtrute spüren zu lassen.‘

‚Wenn Sie Gott hinter den Dingen sehen, nun, weshalb hassen Sie die göttlichen Werkzeuge Preußen und Rußland?‘

‚Weil sie nicht nur Werkzeug sein wollen; Gott will die nationale Wiedergeburt, jene aber wollen den Tod des nationalen Gedankens.‘

‚Sind Sie nicht vielleicht ein wenig von Ihrer Geistlichkeit beeinflußt, die himmlische und irdische Dinge mit Absicht durcheinander wirft? Die, um religiöse Begeisterung zu wecken, die nationalen Leidenschaften erregt?‘

‚O nein, man hat immer die polnische Religion unterdrückt, weil sie seit den Tagen des polnischen Glanzes eins war mit dem Nationalgefühl.‘

‚Die Religion unterdrückt?‘ rief Dr. Eckermann. ‚Die katholische Religion? Sie sehen Gespenster!‘

Valerie trat dicht vor ihn hin.

‚Von Preußen will ich nicht sprechen, Sie sind als Preuße befangen. Aber ich zeige auf Rußland. Kennen Sie das Verbot der Prozessionen, der feierlichen Ablässe? Kennen Sie die von der Regierung geförderten gewaltsamen Bekehrungsversuche der Orthodoxen? Während Sibirien dessen wartete, der eine Bekehrung auch nur durch Aufklärung zu hindern suchte? O, ich könnte Ihnen Tatsachen erzählen, sie liegen noch nicht allzu lange zurück!‘

Eckermann berührte lächelnd ihren Arm.

‚Beruhigen Sie sich,‘ sagte er, ‚Ihre Landsleute haben es nicht besser gemacht.‘

‚Wie? Sie wollen sagen —? Aber reden Sie doch, ich bin begierig, zu hören!‘

Sie klopfte mit ihrer Reitgerte ungeduldig gegen ihr Kleid.

‚Nur ein Fall: die Stadt Posen hatte seit dem sechzehnten

Jahrhundert eine evangelische Gemeinde, nur war in der Stadt jeder protestantische Gottesdienst verboten. Man baute vor den Toren eine Kirche, sie verbrannte, wurde aufgebaut, verbrannte wieder. Der Friedhof durfte nicht umzäunt werden, er diente als Weide für das Vieh des Propstes von St. Adalbert. Der protestantische Geistliche durfte in Posen keinen Kranken oder Sterbenden besuchen, man zwang die Protestanten, an Messen und Prozessionen teilzunehmen, vom Bürgerrecht waren sie ausgeschlossen. Genügt Ihnen das?‘

‚In jenen Zeiten der Gegenreformation —‘

‚Verzeihen Sie, von jenen Zeiten spreche ich nicht. Ihre Barer Konföderierten haben in Posen gerade unter den Protestanten gewütet, und später hatten Ihre Landsleute allerdings keine Gelegenheit mehr, sich tolerant zu zeigen.‘

Valerie stand abgewendet und schwieg.

‚Nun?‘ fragte Eckermann.

‚Wir werden wohl alle gesündigt haben,‘ sagte Valerie leise. ‚Sie haben mir einen lieben Traum zerstört. Ich werde meine Augen desto verlangender auf die Zukunft richten, ich sehe die Kulturaufgaben wachsen.‘

Weiter hörte Herr Korzek nicht. Sie ritten davon. Jener preußische Laffe hatte Valeriens Arm berührt, sie hatte ihn nicht abgeschüttelt: das genügte. Wollte er selbst solche Vertraulichkeit wagen, nun —! Er stampfte durch die Felder heim, in seinen Gedanken war Valeriens Bild tiefer und schmerzlicher eingebrannt. Er ging den Tag trübsinnig herum; gegen Abend meldete ihm sein getreuer Philippe, daß sie allein nach den Eichen gegangen sei.

Sofort machte er sich auf. Er schlich auf so leisen Füßen, daß Valerie bei seinem plötzlichen Erscheinen einen leichten Schrei des Schreckens nicht unterdrücken konnte.

‚Ah —,‘ sagte Herr Korzek und lächelte infernalisch, ‚erwarten Sie vielleicht einen anderen zu sehen?‘

‚Welche Torheiten schwatzen Sie da,‘ rief sie und blitzte ihn an.

Sie wird nie die Meine, empfand er in diesem Augenblicke. Eine selbstmörderische Verzweiflung sprang in ihm auf. Er trat dicht vor sie hin und keuchte heiser:

‚Torheiten schwatze ich? Sie erwarteten nicht jenes deutsche Hundsblut? Mutter des Heilands, er mag nur kommen. Sie kennen mich noch nicht! Mich stoßen Sie zurück, mich —! Und jenen Preußen —! Ah, und Sie lachen beide über mich, der so dumm ist, seine ehrliche Liebe an Sie wegzuwerfen?! Was richten Sie

sich auf? Ich glaube Ihrer Pose nicht, Heuchelei ist alles; meinen Sie, man weiß nicht, was Sie in Berlin getrieben haben? Und Sie wollen —.'

Valeriens Hand fiel mit voller Wucht auf seine Wange, er taumelte zurück, er wurde sofort nüchtern; sprachlos und demütig starrte er sie an. Auf seiner Wange erschien ein rotes Mal: der breite Familienring an Valeriens rechter Hand hatte den Backenknochen getroffen.

‚Gehen Sie jetzt,' sagte Valerie bebend; er gehorchte stumm, indem er die Blutstropfen von seiner Backe tupfte; wenn sie es verlangt hätte, würde er die Hand geküßt haben, die ihn geschlagen.

Die Frechheiten des schönen Jünglings empörten Valerie desto heftiger, je mehr sie darüber nachdachte. Hatte er nicht von Berlin gesprochen und eine dreiste Verdächtigung daran geknüpft? Es mußte ihm jemand von der Sache geschwatzt haben, und zwar so, daß sie in einem bedenklichen Lichte erschien. Sie verfiel sofort auf ihre Tante; zuerst wollte sie ihrem Zorne die Zügel lassen und Tante Barbara zur Rede stellen. Aber schließlich kam es ihr läppisch vor, sich mit jener Frau herumzuzanken, die doch alles ableugnen würde. Mochten sie immerhin den Mund rühren, es war eben die Art jener Leute, unkluge, aber reine Motive nicht zu kennen. Eine Verständigung wäre doch da unmöglich gewesen, wo man sozusagen in fremden Zungen zueinander sprach.

Beim Abendessen war ein neuer Gast anwesend, Herr Moschynski, ein Maler, den Valerie flüchtig im elterlichen Hause gesehen hatte. Sie hoffte, von ihm Neuigkeiten aus Krakau zu hören, er sagte jedoch, daß er aus Italien komme, er habe Krakau nicht berührt, und, wenn ihn nicht eine bestimmte und schwerwiegende Absicht in diese Gegend getrieben hätte, so wäre er auch nicht hier.

Valerie hatte ein gutes Personengedächtnis; die Art, wie ein Mensch sich gab, war ihr für immer eingebrannt, mochte sie ihn auch nur für Minuten gesehen haben. Dieser Herr Moschynski stand in ihrer Erinnerung als ein ungewöhnlich lebhafter Mensch, der jedes Gespräch auf das Thema von der Mission der slavischen Rasse brachte, an die er fanatisch glaubte. Jetzt aber schien sein ganzes Wesen verändert zu sein, er war asketisch hager geworden, in seinen Worten schien stets eine tiefere Bedeutung zu schwingen, seine Augen waren unstät und verträumt.

‚Sie sind in Italien gewesen? Jetzt im Sommer?' fragte Herr Szuman entsetzt. Er konnte Italien überhaupt nicht leiden, und nun gar im Sommer, man muß ja vor Durst umkommen.

Herr Moschynski lächelte nachsichtig. Italien sei nur im Sommer wirklich Italien. Zudem habe er im Gebirge gelebt.

Und er erzählte, daß er sich an Professor Lelewel angeschlossen habe. Valerie, die in der Biblioteka Warczawska einen Aufsatz über die Lelewelsche Bewegung gelesen hatte, rückte interessiert näher.

‚Wir haben ein altes Kloster in den Marken gekauft,‘ sagte der Maler langsam, ‚in der Nähe von Urbino, hoch über allen Ansiedlungen der Menschen. Aus seinen Fenstern übersieht man die schweigende Welt, vom Adriatischen Meer bis zum Trasimenischen See und den Sybillinischen Bergen. Wir haben uns zusammengeschlossen, um ein Leben zu führen, wie es nie Menschen vorher geführt haben. Wir haben bestimmte und strenge Satzungen, die denen der Zisterzienser nachgebildet sind, wir schaffen eine neue Art der Gottesgemeinschaft, eine neue Dichtung, neue Musik, neue Malerei.‘

‚Wie ist das rührend!‘ rief Frau Barbara und verließ die Gruppe; auch Herr Szuman verschwand, da gerade Wladislaw Korzek eintrat. Moschynski, Eckermann und Valerie blieben allein zurück. Sie sah mit innerem Lächeln Frau Barbara auf Herrn Korzeks Wange weisen; er murmelte etwas von einem Fall, Ulana stieß einen leichten Schrei aus und lief davon, um die Flasche mit der Arnikatinktur zu holen. Herr Korzek sah unsicher nach Valerie, aber sie hatte ihr Gesicht Moschynski zugewendet. Er sprach langsam und mit häufigen Pausen, ohne seine Zuhörer anzusehen. Das Christentum stelle Lelewel ganz auf Nächstenliebe. Gewiß, das sei nicht neu. Jedoch sei die Art der Betätigung dieser Nächstenliebe neu. Eine verächtliche Erregung vibrierte in seiner Stimme, als er von dem Zeitgeiste sprach, dem christlichen Zeitgeiste, der dem Nächsten mit seiner sozialen Fürsorge die Wege zum Heil verbaue. Wenn diese Bestrebungen den Unwillen des Papstes erregt hätten, so geschehe ihnen recht; der Statthalter Christi habe damit nur wieder einmal bewiesen, daß er göttlich inspiriert sei. In der Tat verstehe man nicht, wie ein Christ dem andern helfen könne, sich auf der Erde häuslich einzurichten; mit je stärkeren Banden sich der Mensch an den Staub fessele, desto größere Mühe habe er doch, diese Bande, wie es notwendig sei, wollte er den Himmel gewinnen, wieder zu zerreißen! Es leuchte doch dem Törichtsten ein, daß man, um auch nur in der Welt irgend etwas Bedeutendes zu erreichen, sich konzentrieren müsse, und nicht danach trachten dürfe, sein bürgerliches Leben zu stabilisieren. Wenn das Genie, ja sogar das bedeutende Talent die Welt mit ihren großen

und kleinen Herrlichkeiten verachten müsse, um wieviel mehr der rechte Christ, dem die Erde nur gegeben sei, um sich im Kampfe mit ihr den Himmel zu verdienen?!

Valerie wurde von diesen Worten tief getroffen, sie glaubte unter ihnen die Wahrheit glühen zu sehen; Dr. Eckermann räusperte sich mißbilligend und sagte: ‚Nun möchte ich doch wissen, wie Ihre Nächstenliebe, Herr Moschynski, sich zeigt?‘

‚O,‘ sagte der Maler und sah ihn groß an, ‚sie zeigt sich im Gebet.‘

Dr. Eckermann rutschte unruhig in seinem Sessel hin und her.

‚Es gibt also noch immer,‘ sagte er leise, ‚in unserer Zeit Rückfälle ins Mittelalter. Sehr interessant.‘

‚Mein Herr Doktor,‘ erwiderte Moschynski, ‚die Welt und die Menschen bleiben sich immer gleich. Übrigens ist die Notwendigkeit des Gebets, auch im Mittelalter, nie so klar erkannt worden wie jetzt von uns.‘

‚Aber so sprechen Sie,‘ drängte Valerie, ‚klären Sie uns auf!‘

‚Nun, wir gründeten — wenn ich so sagen darf — eine geistige Kraftzentrale, aus der die Menschheit übersinnlich genährt wird. Wir vereinigen uns fünfmal am Tage zum inbrünstigen Gebet und senden es den Ringenden. Um Gott nahe zu kommen, braucht der Mensch geistige Kraft: wir geben sie ihm; wo eine Seele ringt, dorthin drängt sich unser Gebet. Freilich können wir nicht jedem helfen, dazu sind wir zu wenig; sind wir erst zu Tausenden in der Welt, so wird die Wirkung auch dem Ungläubigsten sichtbar werden.‘

‚Ah, ich verstehe, Sie stellen den Reichen, den an materiellen Gütern Reichen, die an geistigen Gütern Reichen gegenüber, jene würden Geld spenden, Sie spenden die Mittel zum geistigen Leben?‘

‚Also!‘ rief Eckermann, ‚wenn ich als Hungernder an Ihre Klosterpforte klopfe, so würden Sie mir kein Brot geben, sondern Sie würden versprechen, für mich zu beten?!‘

‚Vielleicht bekämen Sie auch ein Stück Brot. Aber zweifellos würden wir uns im Gebet für Sie vereinen, damit Sie einsähen, daß es für Ihr Glück und Heil nicht notwendig ist, sich satt zu essen, wohl aber das ewige Leben zu haben. Verteilte man alles Geld und Gut unter die Menschen, es würde nicht ausreichen, alle materiell zufrieden zu machen. Der eine hat stärkere Wünsche wie der andere, zudem wachsen die Wünsche. Der eine verpraßt, der andere speichert auf. Aber alle sind zum ewigen Heil berufen, dem diesem Ziel zustrebenden Menschen ist es nebensächlich, ob er satt zu essen hat, nein, er wäre nur befreiter von irdischer Gebundenheit.‘

Es entstand eine Pause; Moschynski sah abwesend in die Ferne, Eckermann sog nervös an seiner Zigarette, und Valerie mußte, trotz ihrer innerlichen Erregung, einen Augenblick lächeln, als sie im Nebenzimmer Herrn Korzek sitzen sah, dem Ulana mit einem arnikagetränkten Wattebausch die Backe betupfte.

‚Ich meine,‘ sagte Eckermann, ‚es hat ja wenig Zweck, über solche Dinge zu disputieren, hier steht Meinung gegen Meinung —‘

‚Entschuldigen Sie, ich spreche von Erlebnissen.‘

‚Erlebnisse? Sie wollen sagen, daß solche Gebetswirkungen zu erleben sind?‘

‚Aber ohne Zweifel, Herr Doktor,‘ sagte Moschynski heiter lächelnd.

Valerie warf ein:

‚Ich denke, über die Wirkungen des Gebets brauchen wir uns nicht zu streiten. Zu allen Zeiten hat man für Kranke gebetet, selbst für Abgestorbene; hier ist doch nur die Absicht und die Richtung des Gebets verändert.‘

‚Sie erstaunen nicht über drahtlose Telegraphie, über Röntgenstrahlen — aber über die Schwingungen der geistigen Elektrizität —‘

‚Oh, jene Strahlen kann man durch Apparate nachweisen.‘

‚Diese am Menschen selbst.‘

Eckermann suchte ein Lächeln zu verbergen; es gelang ihm nicht. Moschynski errötete.

‚Darf ich Ihnen einen Fall erzählen?‘

‚Es interessiert mich.‘

‚Nun, Sie müssen wissen, daß wir durch reine Geister auch direkte Mitteilungen aus der himmlischen Sphäre erhalten. Man gibt uns sozusagen die Richtung an, in der wir unsere Gebete aussenden sollen. So hatten wir einmal das offenbarende Gesicht von einem hohen deutschen Adeligen, der inmitten seines Reichtums elend war, seine guten Kräfte wurden von den bösen immer wieder erstickt. Wir vereinigten uns im Gebete für ihn. Nach einigen Wochen konnten wir feststellen, daß dieser Mann sein Schloß verlassen hatte und an eine Klostertür pochte. Dieser Fall ist, wie viele andere, aktenmäßig belegt.‘

Dr. Eckermann, für den das Gespräch peinlich zu werden begann, fragte, um abzulenken, nach der neuen Art der Kunst, von der Moschynski gesagt habe, daß man sie anstrebe.

Sofort rötete sich das Gesicht des Malers; er rief:

‚Kunst! Kunst! Welcher Mißbrauch mit diesem Wort getrieben

wird, welchen Mißbrauch ich selbst damit getrieben habe! Ich möchte die Spuren jener Arbeit auslöschen können, die ich noch vor einem Jahre künstlerisch nannte!'

‚In der Ablehnung dessen, was heute Kunst genannt wird,' unterbrach ihn Eckermann, ‚glaube ich mit ihnen einig zu sein. Wo findet man noch Innerlichkeit —.'

‚Verzeihen Sie, — aber Sie erkennen das Wesen der Kunst doch nicht ganz und gar. Nicht darauf kommt es an, ob die Kunst mehr oder weniger innerlich ist, sondern darauf, ob sie Mysterien des Gotteslebens darstellen kann oder nicht, ob sie — nicht in Symbolen — das Allerletzte auszudrücken fähig ist! Wenn ich von meiner Kunst, der Malerei, sprechen soll, so muß ich vorausschicken, daß dem erleuchteten Menschen Laster, Leidenschaften, Tugenden in Farben erscheinen, die wie Flammenkränze das Bild des Menschen umlodern. Die überirdische Liebe, die sinnliche Liebe, der Neid, die Selbstlosigkeit — alles zeigt sich dem Blick in Farben. Wenn ich nun ein Herz-Jesubild male, so sehe ich von Figur, Gewand, Hintergrund ganz ab. Die geistige Macht der göttlichen Liebe, die das Gute geläutert in sich aufnimmt, das Gemeine abstößt oder es bekämpft — das ist in seinen tiefsten Geheimnissen darzustellen nur in Farbenfluten. Innigster Versunkenheit bedarf es, ein solches Bild zu schaffen, innigster Versunkenheit auch, es nachzuempfinden. Den, der es nachzuempfinden vermag, reißt es jedoch bis in den Mittelpunkt des Geheimnisses. Weniger zu reformieren, jedenfalls nicht in ihrem Wesen, ist die Dichtkunst. Gefühle wiederzugeben, war immer ihre Art, es fragt sich nur, welche Gefühle. Nicht anders ist es mit der Musik. Vielleicht müssen sich aber die Ausdrucksfähigkeiten dieser Künste noch gänzlich verändern und verwandeln. In der Dichtkunst ist so das Tiefste in Worten nicht zu fassen. Vielleicht gilt es hier, auf die Volkssprache ganz zu verzichten und nur durch die Klangwirkung der Vokale bestimmte Gefühle auszudrücken. Das alles sind Dinge, über die Lelewel vorläufig nur in Andeutungen gesprochen hat.'

Die ruhige Selbstverständlichkeit, mit der Moschynski diese seltsamen Gedanken vortrug, verwirrte Valerie. Sie strich sich über die Stirne und atmete beklommen. Dr. Eckermann brummte vor sich hin: ‚Mir wird von alledem so dumm —'

Moschynski, der es gehört hatte, stand lächelnd auf.

Valerie mußte ihn lange ansehen.

‚Wenn ich mir denke,' sagte sie, ‚mit welcher Leidenschaft und

Entschlossenheit Sie früher die Mission des Slaventums vertreten haben —.'

,In dieser Hinsicht habe ich mich nicht verändert,' sagte der Maler lebhaft. ,O, ganz im Gegenteil — aber ich fasse unsere Mission jetzt weiter, tiefer, glänzender. Kein Mensch ist befähigter, sich der leidenschaftlichen Mystik zu übergeben als der Slave, besonders der Pole; keine Rasse stellt die Idee so hoch als er, seine Tragik war, daß er die Idee immer in die Wirklichkeit umsetzen wollte, was unmöglich ist.' (Valerie horchte auf.) ,Es ist ein wenig komisch, um nur etwas zu nennen, von einer Republik der Adligen zu träumen, mit der Mutter Gottes als Königin, und diesen Traum als Staatsform zu sehen. Freilich: eine geistige Republik der adligen Menschen, und die Reinheit selbst als Königin, so muß es gesehen werden —!'

,Und das nationale Streben?' warf Valerie ein.

,Es gibt kein nationales Streben, es gibt nur ein großes Reich christlicher Geister, es gibt keine polnische Sache mehr, sondern nur eine Menschheitssache, höchstens, daß den Polen der Ruhm gegönnt ist, den andern Völkern in der Gottesliebe voranzugehen!'

Valerie konnte den Blick nicht von diesem Menschen wenden, der da stand, lächelnd und von Hoheit umflossen, und so ungeheuerliche Worte sprach. Sie wollte erwidern, aber sie kam nicht dazu: im Nebenzimmer erhob sich lautes Lachen, Rufen, Händeklatschen. Herr Szuman erschien auf der Schwelle und rief mit Stentorstimme:

,Meine Herrschaften —!'

Frau Barbara hatte von Herrn Korzek und Ulana jede Störung abgewendet; sie hatte Anna befohlen, noch ein Zimmer weiter zu gehen, wohin ihr Vater schon dirigiert war, dem Barbara gesagt hatte: ,Man muß den Kindern doch Gelegenheit geben, sich auszusprechen.'

Sie selbst hatte ebenfalls das Zimmer verlassen und war auf der Terrasse vor diesem Zimmer wieder aufgetaucht. Sie konnte da recht bequem in die erleuchtete Nische blicken, in der, ringsum von Palmen umgeben, Herr Korzek sich die Wange von Ulanas Samariterhänden kühlen ließ. Er war tief gerührt, die andere hatte ihn geschlagen, Ulana umgab ihn mit erbarmender Liebe. Er hielt ihr Händchen mit dem arnikaduftenden Wattebausch fest und konnte es sich nicht versagen, den weißen Handrücken mehrere Male dankbar zu küssen, er küßte auch das Handgelenk, und ein wenig weiter hinauf den Unterarm, und als er soweit gekommen war, hielt es Ulana

an der Zeit, auf ihrem Stuhle zu schwanken und an Herrn Korzeks Brust zu sinken, worauf er, hingerissen, auch ihren Mund küßte. In diesem Augenblicke erschien das runde Gesicht Frau Barbaras in der Fensteröffnung, rot wie der aufgehende Mond, und, indem sie die Arme ins Zimmer streckte, rief sie:

‚Kinder! Meine lieben Kinder! Wie glücklich macht ihr mich! Szuman! Anna! Valerie! Ach — ich bin so gerührt — kommt alle!‘

Anna und Herr Szuman waren zuerst im Zimmer, wo Herr Korzek aufgesprungen war und blöde lächelnd um sich schaute, indessen Ulana verschämt die Nase in den Ausschnitt seines halsfreien Hemdes steckte und dort solange verweilte, bis ihre Mutter sie in ihre Arme nahm und mit Tränen in den Augen rief: ‚Meinen Glückwunsch, geliebtes Kind, Wladislaw, mein Guter, umarme mich!‘

In diesem Augenblicke war es, daß Herr Szuman auf die Schwelle des Salons trat und mit Stentorstimme rief:

‚Meine Herrschaften, unsere Ulana hat sich soeben mit Herrn Korzek verlobt!‘

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauengestalten in Dantes ‚Neuem Leben' und ihre einzig mögliche Bedeutung
Von A. Rüdiger

Dantes ‚Neues Leben', ein kleines Büchlein voll Anmut und Liebreiz, bildet die unentbehrliche Einleitung zur ‚Göttlichen Komödie', jener herrlichen Dichtung, von der er selbst sagt, daß Erd und Himmel an ihr gearbeitet haben. Wenn wir aber hinzufügen, daß beide Dichtungen den nämlichen Gegenstand behandeln und daß Beatrice, zu deren Verherrlichung diese Dichtungen geschrieben sind, in beiden als das nämliche einheitliche und ideale Wesen sich darstellt, so stoßen wir sofort auf den heftigen Widerstand einer fast erdrückenden Mehrheit von zünftigen und unzünftigen Gelehrten, die in der Beatrice des ‚Neuen Lebens' nichts anderes erblicken als die Jugendgeliebte des Dichters, die er dann in der ‚Göttlichen Komödie' zu einer allegorischen Figur umgebildet und zu einer Idealgestalt emporgehoben habe. Aber sowohl diese Realisten, die nur der Beatrice der ‚Göttlichen Komödie' eine allegorische Bedeutung beilegen, wie die reinen Idealisten gehen hinsichtlich der Deutung der Allegorie in ihren Anschauungen weit auseinander; die einen erblicken in ihr das Papsttum, die andern die Theologie, wieder andere die ideale Kirche überhaupt, andere die (vollendende) Gnade, die höchste Erleuchtung oder die sapientia divina, die aktive Intelligenz, das römische Kaisertum usw.

Merkwürdig ist, daß fast jede der allegorischen Deutungen etwas Wahres enthält. Das hat nun zunächst den großen Nachteil, daß immer die eine jede andere zu widerlegen scheint, begründet aber anderseits die Hoffnung, daß, wenn es gelingt, die in den verschiedenen Hypothesen enthaltenen Wahrheitsteile unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte zu vereinigen, die ganze Wahrheit um so leichter sich Eingang verschaffen wird.

Diese Erwartung gilt auch gegenüber den Realisten. Denn es kann nicht verkannt werden, daß hauptsächlich die große Zahl und die Mannigfaltigkeit der allegorischen Erklärungsversuche und der Umstand, daß keiner derselben befriedigte, der realistischen Erklärungsweise erheblichen Vorschub geleistet hat.

Um nun für die Erforschung der wahren Bedeutung Beatricens den Weg zu ebnen, erscheint es nützlich, vor allem festzustellen, daß Dantes Beatrice auch im ‚Neuen Leben' als reale Persönlichkeit vernünftigerweise gar nicht gedacht werden kann. Aus den zahlreichen Stellen, die zum Beweis hiefür angeführt werden könnten, seien hier nur zwei herausgehoben: In Kap. 30 des ‚Neuen Lebens' bezeichnet Dante nach eingehender Begründung, auf die wir später zurückkommen werden, seine Beatrice als ‚ein Wunder, dessen Wurzel einzig und allein die wunderbare Dreieinigkeit ist' (‚un miracolo, la cui radice è solamente la mirabile Trinitade'). — Beatrice ist also nach der Darstellung Dantes ein Wesen, das unmittelbar und ausschließlich im Ratschluß der göttlichen Dreieinigkeit seinen Ursprung hat. Das muß theologisch wahr sein und einen vernünftigen Sinn geben, oder Dante war ein

Phrasenmacher, der niemals hätte ernst genommen werden dürfen. Und wenn Federn mit vielen anderen sagt, das sei ‚nur Exaltation des entzückten Liebenden‘, oder wenn Kraus das ganze Verhältnis zwischen Dante und Beatrice als ‚den süßesten und reinsten Liebesfrühling, den die Menschheit des Mittelalters erlebt habe‘, betrachtet wissen will, so gibt es für solche Äußerungen nur die eine Erwiderung: Wäre das richtig, dann wäre Dante der geschmackloseste und widerlichste Troubadour, den je die Welt gesehen hätte.

Die zweite Stelle, auf die wir in diesem Zusammenhang hinweisen möchten, befindet sich in Purgatorio, Ges. XXI v. 107, 108. Dort erscheinen vier himmlische Gestalten, unter denen die vier Kardinaltugenden oder theologischen Tugenden dargestellt sind, und singen zu Dante gewendet:

Wir waren ihr bestellt als Dienerinnen,
Bevor zur Welt hinabstieg Beatrice.

Hier handelt es sich gewiß nicht um die exaltierte Äußerung eines entzückten Liebenden, sondern — sozusagen — um die einfache Feststellung einer theologischen Tatsache, nämlich um die Feststellung, daß das Wesen, das von Dante unter dem Namen Beatrice personifiziert wurde, nicht erst durch den Tod einer realen Persönlichkeit in den Himmel gekommen ist, sondern ein mystisches Wesen ist, das von jeher dem Himmel angehörte und von dort zur Erde herabkam. Hiernach ist die Annahme, daß diese Beatrice als körperliches Wesen eine zeitliche Existenz auf Erden gehabt hätte, schlechterdings ausgeschlossen. Und wenn gleichwohl diese Dantesche Beatrice auch ein irdisch-zeitliches Dasein führt, so gibt uns Dante in seinem Werke ‚Das Gastmahl‘ auch dafür eine sehr bestimmte Erklärung mit den schlichten Worten:

‚Sie lebt im Himmel mit den Engeln und auf Erden mit meiner Seele.‘

* * *

Die Allegorie in den Danteschen Dichtungen. Dante leitet sein ‚Neues Leben‘ ein mit den kurzen Worten:

‚In jener Abteilung des Buches meiner Erinnerungen, von welcher man nur weniges lesen könnte, befindet sich eine Überschrift, welche lautet: Incipit vita nova. Unter dieser Überschrift finde ich die Worte geschrieben, die ich, wenn auch nicht Wort für Wort, so doch dem Sinne nach in diesem Büchlein aufzuzeichnen beabsichtige.‘

Dante denkt sich also seine Erinnerungen als ein geschriebenes Buch und seine Erlebnisse als Worte, die in diesem Buche geschrieben stehen. Er will aber — so fügt er hinzu — diese Worte nicht abschreiben, sondern seine Erlebnisse bildlich darstellen, assemprare, und sie nicht wörtlich, sondern dem Sinne nach beschreiben. — So hat uns Dante schon in den einleitenden Worten nicht bloß ein Beispiel seiner allegorischen Ausdrucksweise gegeben, sondern auch uns deutlich verstehen lassen, daß sein ‚Neues Leben‘ im allegorischen, nicht im wörtlichen Sinne zu deuten ist.

Noch deutlicher kommt dies zum Ausdruck an jener Stelle des ‚Neuen Lebens‘ (§ 25), wo Dante von der Allegorie im allgemeinen und von den

Voraussetzungen spricht, unter denen die Dichter, gleichviel ob sie in lateinischer Sprache und deshalb ohne Reime dichten oder ob sie in der Volkssprache dichten und sich des Reimes bedienen, von der Allegorie Gebrauch machen dürfen. In einem unmittelbar vorausgehenden Sonett hatte Dante gesagt:

'Im Herzen fühlt' ich leise mir erwachen
Ein Liebessehnen, das darin geschlummert;
Dann sah von ferne ich die Liebe kommen,
So fröhlich, daß ich fast sie nicht erkannte.
Sie sprach: „Du sollst so recht mir Ehre machen",
Und jedes ihrer Worte war ein Lächeln. . . .'

Im Anschluß hieran erklärt nun Dante:

'Hier könnte mancher in Zweifel kommen, . . . weil ich von der Liebe spreche, als ob sie eine Sache für sich wäre und nicht etwa nur ein geistiges Wesen, sondern sogar ein körperliches Wesen. Was in Wahrheit falsch ist. Denn die Liebe ist nicht ein selbständiges Wesen, sondern nur Akzidens eines Wesens. Und daß ich von ihr spreche, als ob sie ein Körper wäre, ja sogar, als ob sie ein Mensch wäre, das zeigt sich an drei Dingen. . . . Da nun den (lateinischen) Dichtern eine größere Freiheit im Ausdruck gestattet ist, und da jene, die in Reimen reden, nichts anderes als Dichter in der Volkssprache sind, so ist es recht, daß auch letzteren eine größere Freiheit im Ausdruck gestattet ist als andern, die in der Volkssprache sich ausdrücken. Daher ist, wenn eine Redefigur oder ein Redeschmuck den Dichtern eingeräumt ist, dies auch den Reimenden gestattet. Und wenn wir also sehen, daß die Dichter von den unbeseelten Dingen gesprochen haben, als ob sie Sinn und Vernunft hätten, . . . so ist auch recht, daß der, der in Reimen spricht, das gleiche tue, jedoch nicht ohne einen vernünftigen Grund, sondern mit einem Grund, den man nachher in Prosa zu enthüllen imstande ist. . . . Aus alledem kann zur Klarheit kommen, wer bei der einen und anderen Stelle meines Büchleins in Zweifel geraten möchte. Damit aber nicht etwa ein Dichterling aus dem Gesagten einen Vorwand zur Überschwänglichkeit entnehme, sage ich, daß sowohl die Dichter wie auch diejenigen, welche (in der Volkssprache) reimen, nicht in solcher Weise reden dürfen, wenn sie nicht für das, was sie sagen, einen vernünftigen Grund haben, denn große Schande wäre es für den, der im Gewande einer Redefigur oder eines Redeschmuckes reimen würde und dann, darüber befragt, seine Worte solcher Hülle nicht derart entkleiden könnte, daß sie einen vernünftigen Sinn haben. Jener erste meiner Freunde (gemeint ist Guido Cavalcanti) und ich — wir kennen genug solche, die so töricht reimen.'

Das ist wohl die nachdrücklichste und schärfste Abwehr gegen alle, die nicht imstande oder nicht willens sind, die Allegorien Dantes in vernünftigem Sinne zu erklären. Wenn also Dante in der vorhin erwähnten Stelle sagt: 'Beatrice ist ein Wunder, dessen Wurzel einzig und allein die wunderbare Dreieinigkeit ist' — so muß Beatrice in Wahrheit ein Wesen sein, von dem Dante

Jean Antoine Houdon/Mirabeau



vernünftigerweise, d. i. gemäß seiner religiös-mystischen Anschauung, sagen konnte, daß es in dem Ratschluß der göttlichen Dreieinigkeit und nur in diesem seinen Ursprung hat. Daher muß jeder, der Dantes Dichtung im Sinne ihres Urhebers erklären will, es als seine erste Aufgabe betrachten, dieses geheimnisvolle Wesen, das im Sinne Dantes ein Wunder der Dreieinigkeit ist, mit allem Ernst und mit dem Aufwand seiner ganzen Kraft zu suchen; denn jedem, der nicht so zu Werke geht, würde jede wissenschaftliche Grundlage für die Erklärung des ,Neuen Lebens' ermangeln, und seine Arbeit wäre vergeblich und wertlos.

* * *

Dante und der religiös-sittliche Charakter seiner Zeit. Die Aufgabe, die richtige Erklärung für das ,Neue Leben' zu finden oder wenigstens vorzubereiten, ist eine ungewöhnlich schwierige, aber wir können sie uns erleichtern, wenn wir, ehe wir die Arbeit beginnen, mit dem religiösen Geiste der Zeit, in welcher Dante lebte und wirkte, uns vertraut machen. ,Vergegenwärtigen wir uns . . . die Zustände der damaligen Welt — der Welt, wie sie von der Mitte des 12. bis zu der Mitte des 13. Jahrhunderts in Hinsicht auf Politik, Glauben, Sitte, geselliges Leben, Kunst und Wissenschaft war —, so tritt uns zunächst die einflußreiche Bedeutung der christlichen Kirche entgegen. Es war der Geist des Christentums in den Völkern des Abendlandes zum eigentlichen Volksgeist geworden, der zwar in höchster Potenz die höheren Stände, den Adel und die Geistlichkeit inspirierte, der aber auch die Massen — nicht als Lehre, sondern als Tatsache, nicht als Wissenschaft, sondern als Lebenselement völlig durchdrungen hatte; das Christentum war nicht etwa ein bloßes Wissen und Begreifen, sondern ein volles Haben und Genießen, es war eine Freude an der christlichen Kirche und an ihrer inneren und äußeren Herrlichkeit und eine Befriedigung durch die Gaben derselben — so allgemein, wie sie seitdem nicht wieder gewesen ist, und so stark, daß selbst die Kämpfe der Kaiser und der Päpste diesem höchsten geistigen Wohlgefühl nichts anhaben konnten.' (A. Villmar, Literaturgeschichte.) — Die bürgerliche Gesellschaft, das Recht und die Sitte, die Wissenschaft und die Kunst hatten den Geist des Christentums in sich aufgenommen, und eine neue, die christliche Gesellschaftsordnung, hatte bei den Völkern des Abendlandes sich aufgebaut. Diese Zeit besaß die reichen Mittel, um jene herrlichen Dome und anderen Kunstdenkmäler zu schaffen, vor denen wir heute mit Staunen und Verwunderung stehen. Und der gleiche schöpferische Geist, der die Menschheit auf allen Gebieten bis in das Innerste ihres Seelenlebens umgebildet hatte, gab auch der Dichtkunst neue Formen, ein neues Ziel und eine neue Richtung. ,Die Lyrik, durchweht von dem neuen christlichen Hauche, singt die Geschehnisse der Religion, preist ihre Märtyrer und ihre Glaubenshelden und widmet der Kirche ihre Hymnen.' (Grillo L., Storia della letteratura Italiana.) Dantes Dichtungen sind Kinder dieser Zeit und müssen, wenn sie richtig verstanden werden wollen, im Geiste dieser Zeit gelesen und beurteilt werden.

Die Provenzalen und der ‚süße neue Stil' Dantes. Als einen wichtigen Behelf zum Verständnis der ‚Vita nova' und der Danteschen Dichtungen überhaupt haben wir auch das Verhältnis Dantes zu den Provenzalen zu betrachten. Seit dem 12. Jahrhundert stand Italien, das bis dahin noch keine schöne Literatur besaß, unter dem Einfluß der Provenzalen. Erst im 13. Jahrhundert begann man im Vulgare, in der Volkssprache, d. i. in der italienischen Sprache, zu dichten, zuerst in Sizilien, später erst in Toskana, der Heimat unseres Dichters. Als eines der ältesten Monumente des Vulgare gilt der Sonnengesang des hl. Franziskus († 1226). Der Einfluß dieser franziskanischen geistlichen Dichtung soll auch in Dantes ‚Neuem Leben' bemerkbar sein. Die sizilianische Dichtkunst beruhte im wesentlichen auf Nachahmung der provenzalischen, und diese wie auch die toskanische Dichtung verlor sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts immer mehr in geistloser Spielerei und Künstelei. ‚Man konnte nicht empfinden, was man nicht erlebte, und so verfiel man immer mehr in innere Leere und platte Nachahmung. Aus diesem Zustand heraus hat der ‚süße neue Stil', ‚il dolce stil nuovo', die italienische Kunst gerettet. Guido Guinicelli aus Bologna war der Begründer. Der Ernst und die Ehrlichkeit der Empfindung, die Kraft und Unmittelbarkeit des Ausdrucks war das Wesentliche dieser Kunstrichtung'... ‚Im Anschluß an Guido Guinicelli bildete sich dann in Florenz eine jüngere Schule, deren Haupt eine Zeitlang Guido Cavalcanti war, bis Dante die Führung derselben übernahm.' (Näheres bei Fr. X. Kraus, Dante, S. 239 ff.)

In vorzüglicher und gründlicher Weise behandelt diese Entwicklung Karl Voßler in seiner Studie ‚Die philosophischen Grundlagen zum „süßen neuen Stil"' und gelangt dabei zu dem Schlusse: ‚Es sind zwei große Traditionen, die sich im „süßen neuen Stil" vereinigen: die poetische der Troubadours und die wissenschaftliche der Scholastik.' Für den Troubadour ist der zu liebende Gegenstand die edle Frau, für den Theologen sind es die höheren Wesen, in erster und letzter Linie Gott. ‚Hier stellt sich nun der Dichter des neuen Stiles ein. Er erkennt den Gegensatz der beiden und versöhnt ihn zugleich, indem er die Frau zu einem höheren Wesen symbolisiert und vergeistigt und das Geistige und Göttliche in ihr verkörpert.' — Darnach hätte also der Dichter des neuen Stils bald das Geistige und Göttliche zum Gegenstand der Liebe gemacht und unter dem Bilde eines weiblichen Wesens personifiziert, bald aber umgekehrt die Frau als Gegenstand der Liebe behandelt, und während der Troubadour sich damit begnügte, die Frau über den Mann hinauszuheben, hätte der Dichter des neuen Stils sie noch über sich selbst und über alles Menschliche hinausgehoben und zum Symbol eines höheren geistigen, unter Umständen sogar göttlichen Wesens erhoben; er hätte also das ‚Lächerliche' des entarteten Minnegesanges bis zum denkbar höchsten Grade gesteigert. Dafür hat man nun zwar keine Beweise, ja man gibt ausdrücklich zu, daß solche Beweise nicht erbracht werden können, aber man brauchte jene Fiktion, um nachher den vermeintlichen ‚Mischmaschbegriff' Beatrice ‚symbolisch-allegorisch' verdeuteln zu können.

Übrigens hat uns Dante selbst den Unterschied zwischen ‚seinem‘ Stil und dem alten Stil trefflich gezeichnet. Im Purgatorio XXIV, 49 läßt er einen Geist auftreten, der zu ihm spricht:

> Sag' mir, ob den ich sehe, dem enttönten
> Die Reime neuer Art, also beginnend:
> ‚Ihr Frau'n, die ihr Verständnis habt für Liebe.‘

Diesem erwidert Dante:

> Ich rühme mich als so geartet,
> Daß ich, wenn Lieb' mich anhaucht, es bemerke,
> Und wie sie's innen spricht, so schreib' ich's nieder.

Und der Geist antwortet darauf:

> O Bruder, jetzt erkenne ich den Knoten,
> Der mich und auch Guittone hielt entfernt
> Vom süßen neuen Stil, den ich vernehme.
> Jetzt erkenne ich, wie euere Griffel
> Der Geberin des Wortes treulich folgen;
> Und das war bei den unsern nicht der Fall.

Das alles hat nun für die Erklärung der Danteschen Dichtungen eine große Bedeutung. Denn wenn Dante, wie es hiernach der Fall sein muß, in der bewußten Absicht dichtete, daß seine Dichtung von der provenzalisch-sizilianischen Dichtkunst und ihrer geistlosen Spielerei wesentlich sich unterscheide, dann darf in seinen Gedichten nichts vorkommen, was nicht seiner wahren Empfindung entsprach, und alles, was darin enthalten ist, muß in Übereinstimmung mit dem, was für ihn als wahr galt, einen vernünftigen Sinn geben.

Diese beiden grundlegenden Sätze zur Richtschnur nehmend, wollen wir nun an einigen Beispielen zeigen, wie man im einzelnen bei der Erklärung des ‚Neuen Lebens‘ zu Werke gehen muß und welche wissenschaftlichen Resultate dabei zu erzielen sind.

* * *

Die Zahl ‚Neun‘ und der Name Beatrice. Dante beginnt die Erzählung seines ‚Neuen Lebens‘ mit den Worten:

> Neunmal schon seit meiner Geburt war der Himmel des Lichtes zufolge seines eigenen Kreislaufes beinahe zu dem nämlichen Punkte zurückgekehrt, als meinen Augen zum ersten Male die glorreiche Herrin meiner Seele erschien, die von vielen, die nicht wußten, wie man sie nennen soll, Beatrice genannt wurde.

Das ‚Neue Leben‘ wird sonach eingeleitet mit dem Worte: Neun. Das ist nicht etwa Zufall, sondern es liegt darin eine besondere Absicht. Denn die ‚Neun‘ ist die geheimnisvolle Zahl, die fast bei allen wichtigen Ereignissen des ‚Neuen Lebens‘ wiederzukehren pflegt. Als Begebenheiten dieser Art verzeichnen wir folgende:

1. Bei der Zeugung Beatricens hatten alle neun Himmel in der vollkommensten Harmonie zueinander sich verhalten (Kap. 30).

2. Dante war ungefähr neun Jahre alt, als er Beatrice, die Herrin seiner Seele, zum erstenmal ‚sah‘ (Kap. 1).

3. Dante empfing genau neun Jahre später, und zwar genau in der neunten Stunde des Tages, Beatricens ‚Gruß‘ (Kap. 2).

4. In der ersten der neun letzten Stunden der darauffolgenden Nacht hatte Dante eine Vision, in der er sah, wie Beatrice vom Himmel herabkam, um Dantes Herz zu empfangen (Kap. 3).

5. Als Dante ein Gedicht verfaßte, um die Namen von 60 der schönsten Frauen zu verherrlichen, wollte der Name ‚Beatrice‘ durchaus an keiner anderen Stelle als bei der Zahl 9 stehen (Kap. 6).

6. Als Beatrice ihm ihren ‚süßesten Gruß‘ verweigert hatte, sah Dante in der neunten Stunde des Tages ein Traumgesicht, in dem er von dem Herrn der Liebe die Weisung erhielt, offen zu bekennen, daß er seiner Beatrice angehöre und von seiner Kindheit an ihr angehört habe (Kap. 12).

7. Am neunten Tage einer schweren Krankheit hatte Dante eine Vision, in der er dem Tode nahe zu sein glaubte und in seiner Todesangst nach Beatrice verlangte (Kap. 23).

8. Beatricens ‚Hingang‘ erfolgte am neunten Tage des Monats, der nach der in Syrien üblichen Zeitrechnung der neunte ist, und in jenem Jahre, in dem neunmal die Zahl 10 in dem Jahrhundert, dem seine Beatrice angehörte, sich vollendet hatte (Kap. 30).

9. Als Dante unter dem Einfluß seiner philosophischen Studien seiner Beatrice ‚untreu‘ geworden war, begann die Rückkehr zur alten Liebe infolge einer Erscheinung, die eines Tages um die neunte Stunde sich einstellte (Kap. 43).

Sonach führt Dante gerade neun Begebenheiten auf, bei denen die Zahl 9 eine Rolle spielt. Unter diesen Begebenheiten ist die unter Ziffer 8 aufgeführte besonders hervorzuheben, weil Dante diese benützt, um uns zu erklären, warum die Zahl 9 bei Beatrice von so hervorragender Bedeutung ist. Er sagt:

> Da die Zahl 9 in den vorausgegangenen Mitteilungen gar oft vorgekommen ist, woraus erhellt, daß es nicht ohne Grund ist, und weil bei dem Hingange der Holdseligsten jene bedeutungsvolle Zahl großen Anteil gehabt zu haben scheint, so geziemt es sich, hier etwas darüber zu sagen, weil es zum Gegenstand zu gehören scheint. . . . Warum ihr (Beatrice) diese Zahl in so hohem Grade lieb war, dafür könnte folgendes ein Grund sein: da es nach der Lehre des Ptolemäus und nach dem Glauben der Christen neun sich bewegende Himmel gibt, und da nach der allgemeinen Ansicht der Astrologen die genannten Himmel zusammen — jeder nach seiner Art — hienieden ihren Einfluß üben, so war diese Zahl ihr zugetan, damit man erkenne, daß bei ihrer Zeugung all die neun beweglichen Himmel in der vollkommensten Harmonie zueinander sich verhielten. Dies ist ein Grund dafür. Wenn man aber schärfer denkt und gemäß unfehlbarer Wahrheit war sie selbst diese Zahl. Das sage ich sinnbildlich und verstehe es so:

> Die Zahl 3 ist die Wurzel der Zahl 9, weil sie ohne eine andere Zahl, multipliziert mit sich selbst, 9 gibt, wie wir ja ganz deutlich sehen, denn 3×3 gibt 9. Wenn daher das 3 durch sich selbst der Schöpfer des 9 ist und der Schöpfer aller Wunder durch sich selbst 3 ist, nämlich der Vater, der Sohn und der Hl. Geist, die da Drei und Eins sind, so war diese Herrin von der Zahl 9 begleitet, damit man erkenne, daß sie eine Neun war, d. h. ein Wunder, dessen Wurzel einzig und allein die wunderbare Dreieinigkeit ist.

Der erste Anhaltspunkt, der uns auf dem Wege zur Erforschung der wahren Bedeutung Beatricens sich darbietet, besteht also in dem Satze: Beatrice ist eine 9, eine Neunheit oder der einheitliche Ausdruck für eine neunheitliche Vielheit. Hieraus erklärt sich dann auch die eigenartige Redewendung, deren sich Dante am Beginn seiner Erzählung bedient, indem er erklärt, daß die Herrin seiner Seele von vielen, die nicht wußten, wie man sie nennen soll, Beatrice genannt wurde.

Um uns dieses Wort klar zu machen, müssen wir vor allem daran denken, daß jedes lebende Wesen wie auch jedes leblose Ding einen Namen hat. Vollends von dem Menschen ist es selbstverständlich, daß man ihm sofort nach seiner Geburt zu seinem Familiennamen noch einen besonderen Rufnamen gibt. War Beatrice eine menschliche Persönlichkeit und war sie von so auffälliger Schönheit und Anmut, daß viele ein ganz besonderes Interesse an ihr nahmen, so mußte ihr Name erst recht bekannt sein, und es wäre widersinnig gewesen zu sagen, daß viele nicht gewußt hätten, wie man sie nennen soll. Es gibt ferner Dinge, von denen zwar, weil sie unter sich verschieden sind, jedes einen besonderen Namen hat, die aber wegen ihres gemeinsamen Zweckes oder aus einem anderen Grunde als Einheit gedacht und dann in der Regel auch unter einem Einheitsnamen zusammengefaßt werden. Man denke an Begriffe wie Flotte, Wald, Stadt u. dgl. Es gibt indessen auch Vielheiten, die, obwohl sie als Einheit gedacht werden können, einen Einheitsnamen nicht besitzen. Will man aber dennoch in einem Falle dieser Art mehrere Personen oder Dinge unter einem gemeinsamen Namen zusammenfassen, so wird man bemüht sein, für die gedachte Einheit einen möglichst bezeichnenden Einheitsnamen zu finden, und dann kann es allerdings leicht vorkommen, daß viele Personen der als Einheit gedachten Vielheit, von der ‚man‘ nicht weiß, wie ‚man‘ sie nennen soll, aus völlig freier Wahl den nämlichen Bedeutungsnamen beilegen. So wird man, wenn man die sieben Werke der Barmherzigkeit mit einem Einheitsnamen bezeichnen und unter diesem Namen personifizieren soll, ganz von selbst darauf kommen, für diese siebenfache Vielheit den Einheitsnamen ‚Caritas‘ zu wählen, und man wird dann mit vollem Rechte von dieser personifizierten Sieben sagen können: Viele, die nicht wissen, wie ‚man‘ sie nennen soll, nennen sie ‚Caritas‘. Und so gewinnen auch die Worte Dantes:

> Beatrice war eine 9, die von vielen, die nicht wußten, wie man sie nennen soll, Beatrice genannt wurde —

sofort einen sehr vernünftigen Sinn, wenn sie uns nichts anderes sagen sollen, als daß Beatrice der Name einer neunfachen Vielheit ist, von der man nicht

weiß, wie man sie nennen soll, weil sie einen allgemein anerkannten Einheitsnamen nicht besitzt, die aber dennoch von vielen Beatrice genannt wird, weil dieser Name der Bedeutung jener Neunheit am besten entspricht und diese am leichtesten erkennbar macht.

Beatrice ist also der Bedeutungsname für eine neunfache Vielheit, die aus göttlichem Ratschluß und einzig und allein aus diesem hervorgegangen ist. Darum gibt es auch einen ganz vernünftigen Sinn, und es enthält nicht eine Spur von Übertreibung, wenn Dante gleich im ersten Kapitel des ‚Neuen Lebens' auf diese Beatrice die Worte Homers in Anwendung bringt:

Nicht als sterblichen Mann's, nein als Gottes Tochter erscheint sie.

* * *

Beatrice als das Sakrament der Taufe. Nun entsteht die Frage: Welches sind die Neun, die das Wesen Beatricens ausmachen? Hier aber verläßt uns die Logik, die uns bisher so gute Dienste geleistet hat. Denn die Antwort läßt sich nicht erforschen, sie mußte vielmehr gefunden werden. Und um zu zeigen, wie ich sie fand, muß ich ein persönliches Erlebnis erzählen. Da aber dieses Erlebnis an die Darstellung sich anschloß, die im dritten Kapitel des ‚Neuen Lebens' zu lesen ist, so müssen wir uns vor allem mit dieser Darstellung bekannt machen. Sie lautet:

Als ich (Dante) in einen Winkel meiner Kammer mich zurückgezogen hatte, begann ich über die Huldreichste (Beatrice) nachzudenken, und wie ich so an sie dachte, überkam mich ein sanfter Schlummer und es erschien mir ein wundersam Gesicht; es war mir, als sähe ich in meiner Kammer einen feuerfarbigen Nebel und in dessen Innern unterschied ich deutlich die Gestalt eines Gebieters, dessen Antlitz dem, der es schaute, Furcht erweckte; er selbst aber erschien mit so großer Freudigkeit im Antlitz, daß es etwas Wunderbares war. In seinen Worten sagte er viele Dinge, die ich nicht verstand; unter den wenigen aber, die ich verstand, hörte ich diese: Ego Dominus tuus!

In seinen Armen glaubte ich ein schlafendes menschliches Wesen zu erblicken, welches nackt war, nur daß es mir leicht in ein blutrotes Tuch gehüllt zu sein schien. Und als ich diese Gestalt eindringlich betrachtete, erkannte ich, daß es die Herrin des Heiles war . . . Und in der einen Hand schien der Gebieter ein Ding zu halten, das über und über brannte, und es war mir, als spräche er die Worte: Vide cor tuum!

Und als er etwas inne gehalten hatte, schien es mir, daß er die Schlafende weckte; und so sehr bemühte er sich kraft seines Geistes, daß sie jenes Ding, das in seiner Hand brannte, äße, — und sie aß es mit einigem Grauen . . .

Indem ich darüber nachsann, was sich mir gezeigt hatte, beschloß ich, es viele wissen zu lassen, die in jener Zeit berühmte Dichter waren, und ich nahm mir vor, ein Sonett zu machen, in dem ich alle Getreuen des Amore grüßen und ihnen schreiben wollte, was ich im Schlafe gesehen hatte, mit der Bitte, mir ihr Urteil über das Gedicht zu äußern. . . .

Auf das Sonett wurde von vielen und in verschiedenem Sinn geantwortet . . . Die wahre Bedeutung des erzählten Traumes wurde damals von keinem erkannt, aber heute ist sie den Einfältigsten offenbar.

Die letzten Worte legen den Gedanken nahe, daß in dem richtigen Verstehen der geschilderten Vision der Schlüssel liegt zur Lösung der ganzen Beatricefrage. Daß Beatrice die Personifikation einer neunfachen Vielheit sein müsse, war mir aus den oben angegebenen Gründen längst klar geworden, und mehrere Jahre hindurch beschäftigte mich in jeder freien Minute die Frage: Welches sind die neun Qualitäten dieser personifizierten Vielheit, dieses ‚Wunders, dessen Wurzel einzig und allein die wunderbare Dreieinigkeit ist‘? Eines Tages im Winter 1894/95 begann ich während einer Krankheit, um mir die Zeit zu vertreiben, das ‚Neue Leben‘ zum ungezählten Male zu lesen, und wie schon öfter vorher kam ich auch an diesem Tage über das dritte Kapitel nicht hinaus. Ich plagte mich ab mit der Frage: Was bedeutet die geschilderte Vision? Darüber schlief ich ein. Mit einem Male ward ich jäh erweckt und wie aus einem Traume erwachend hörte ich mich selbst deutlich die Worte sprechen: ‚Es ist das Sakrament der Taufe.‘ — Will man das eine Erforschung nennen, so war sie in ihrem Endpunkt das Resultat einer Geistesarbeit, deren ich mich in diesem Augenblicke nicht bewußt war. Sehr reizend hat ja Dante auch diese Art geistiger Arbeit zu schildern verstanden. Im ‚Gastmahl‘ III 1 sagte er von seiner Liebe zur Philosophie, daß der ‚Amore‘ sie aus einem kleinen Funken zu einer großen Flamme entzündete, so daß nicht nur beim Wachen, sondern auch im Schlafe das Licht von ihr zu seinem Geist geleitet worden sei. Den Augenblick nützend ließ ich mir damals sofort den Katechismus bringen, schlug die Lehre von der Taufe auf und fand sie unter der Überschrift: ‚Von den Heilsmitteln der Kirche‘. Als erste Frage unter dieser Überschrift war zu lesen: ‚Welches sind die Heilsmittel der Kirche?‘ Und die Antwort lautete: ‚1. Das kirchliche Lehramt; 2. das kirchliche Hirtenamt; 3. die sieben Sakramente.‘ Sofort erkannte ich: das sind ja die Neun! und von diesem Augenblicke an arbeitete ich weiter in der frohen Überzeugung, daß der Schlüssel zur Lösung eines mehr als 600jährigen Rätsels gefunden war.

Vor allem handelt es sich jetzt um die Frage, ob Beatrice in der geschilderten Vision als das Sakrament der Taufe gedeutet und erklärt werden kann. Die Antwort lautet bejahend, und die Erklärung ist überaus einfach zu finden. Der Amore, das ist Gott selbst, der Herr der Liebe, bringt dem nach der Lehre der Kirche mit der Erbsünde behafteten Dante im Sakrament der Taufe, das ist in Beatrice, das Mittel, durch das er die Kindschaft Gottes erlangt. Gott selbst ist voll der Freude, für den mit der Erbsünde behafteten Menschen aber furchtbar anzuschauen. Dante mit seiner befleckten Seele ist unwürdig des Gnadenmittels, und weil in dem geheimsten Winkel des Herzens die Seele ihren Sitz hat, will Beatrice, das hl. Sakrament, das Herz Dantes nicht nehmen. Gott selbst muß sie, die zuvor schlief, erst erwecken; Gott selbst ergreift das Herz Dantes und nötigt Beatrice, es zu nehmen. Beatrice, gekleidet in ein Tuch von blutroter Farbe, der Farbe der Erlösung, gehorcht dem Befehle, aber sie tut es mit einigem Grauen (dubitosamente).

Unter den Getreuen des ‚Amore‘ (fedeli d’Amore), an welche Dante das Sonett mit seinem Gruße sendet, sind unverkennbar alle zu verstehen, die durch die Taufe mit Gott und untereinander verbunden sind. Dies geht noch deutlicher aus der ersten Strophe des Sonetts hervor:

> Jedwede Seele, die der Herr ergriffen,
> Sie sei, wenn dies Gedicht zu ihr gedrungen,
> Gegrüßt — auf daß sie Antwort mir erteile —
> Im Namen ihres Herrn, des Herrn der Liebe.

Wenn Dante am Schlusse des Kapitels sagt, die Bedeutung der Vision sei ‚den *Einfältigsten*‘ offenbar, so will er offenbar sagen, daß für das Verständnis seiner Dichtung nicht sowohl Schärfe des Geistes als vielmehr Einfalt des Herzens erforderlich sei. In der Tat wird man mit dem ‚Kleinen Katechismus‘ weiter kommen als mit tiefgründigen philosophischen Forschungen und weit ausgreifenden exegetischen Untersuchungen.

* * *

Beatrice als die Personifikation der übernatürlichen Heilsmittel im allgemeinen. Wir sind durch unsere bisherigen Untersuchungen zu der Vermutung geführt worden, daß wir in Beatrice die Personifikation der übernatürlichen Heilsmittel zu erblicken haben. Und nachdem der Versuch, in diesem Sinne das dritte Kapitel des ‚Neuen Lebens‘ zu erklären, unsere Vermutung bestätigt hat, beginnen wir bereits uns darüber zu wundern, daß diese Entdeckung nicht schon früher gemacht wurde. Hat doch Dante selbst, wie wir jetzt deutlich erkennen, das, was wir vorerst nur vermuten und was wir jetzt im einzelnen zu beweisen uns anschicken, in der ‚Göttlichen Komödie‘, Paradiso XXXI, 79—87, klar und bestimmt ausgesprochen. Nachdem nämlich Beatrice unsern Dichter auf dem Wege des Heiles dahin geführt hatte, daß er gewürdigt werden sollte, die Anschauung Gottes zu genießen, richtet Dante an sie folgende Dankesworte:

> O Herrin mein, die Stärke meiner Hoffnung,
> Die Du um meines *Heiles* willen
> Die Hölle zu betreten Dich nicht scheutest,
>
> Durch Dein Vermögen und durch Deine Güte
> Erkenne ich die Gnade und die Kraft
> Von allen Dingen, die ich hab’ gesehen.
>
> Du zogst mich aus der Knechtschaft in die Freiheit
> Durch *alle Wege* und durch *alle Mittel*,
> *Durch die Du dies zu wirken die Gewalt besaßest.*
>
> Bewahre in mir deine reichen Gaben,
> Daß meine Seele, die durch Dich genesen,
> Dir wohlgefällig sich vom Körper löse.

Beatrice als das Sakrament der Buße. Daß Beatrice in der ‚Göttlichen Komödie‘ als Lehrerin und Führerin der Menschheit auf dem ‚Wege des Heiles‘ erscheint, also das kirchliche Lehr- und Hirtenamt darstellt, das bedarf für den, der die ‚Göttliche Komödie‘ kennt, keines besonderen Beweises; sie erscheint aber dort nicht bloß als Lehramt und Hirtenamt, sondern auch in ihrer Wirksamkeit als Sakrament der Buße. Auf der Spitze des Berges der Läuterung angelangt, sah Dante einen großen herrlichen Siegeszug (Purgatorio XXIX, 64—154) und im Mittelpunkt des Zuges einen Wagen, die Kirche Christi darstellend, und in diesen Wagen stieg aus einer Blumenwolke hernieder Beatrice, gekleidet in die Farben des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe (ebenda XXX, 22—33); sie sprach Dante mit seinem Namen an (ebenda XXX, 55), hielt ihm seine Fehltritte vor (ebenda XXX, 103—138) und forderte von ihm Reue (ebenda XXX, 145), Selbstanklage und Bekenntnis (ebenda XXXI, 6), und als Dante seine Fehler erkannt und reuevoll bekannt hatte (ebenda XXXI, 12—21; XXXI, 36), ward er in den Lethefluß getaucht (ebenda XXXI, 94—99) und es ertönte der Gesang: ‚Asperges me hysopo et mundabor!‘

* * *

Die drei Hauptarten von Beatricens Wirksamkeit. Wir haben also von den sieben Sakramenten bereits zwei, nämlich die Taufe und die Buße, als Teile der Neunheit ‚Beatrice‘ kennen gelernt. Bevor wir nun aber nach den noch übrigen fünf Sakramenten forschen, müssen wir auf die eigenartige Terminologie aufmerksam machen, deren sich Dante bedient, um das Wirken Beatricens und die diesem Wirken innewohnende Kraft uns zu schildern.

Dante unterscheidet nämlich hinsichtlich der Wirkungen der Gnadenmittel drei Grade; dem entsprechend unterscheidet er auch drei Hauptarten im Wirken Beatricens und verwendet zur Bezeichnung derselben bildlich diejenigen Begriffe, die auch im Verkehr der Menschen untereinander als Gradunterschiede sich darstellen, nämlich: man ‚sieht Beatrice‘, man empfängt ihren ‚Gruß‘, man hat mit ihr ‚gesprochen‘.

Der Ausdruck ‚Beatrice sehen‘ (‚vedere Beatrice‘ oder ‚vedere la gentilissima donna‘) bedeutet jedesmal den Empfang eines jener Sakramente, die öfter als einmal empfangen werden können. Der ‚Gruß Beatricens‘ bedeutet die Verleihung jener Gnadenwirkung, die mit dem Empfang eines derjenigen Sakramente verbunden ist, die der Seele nach der Lehre der Kirche ein unauslöschliches Merkmal einprägen und darum nur einmal empfangen werden können. Und das ‚Gesprochenhaben mit Beatrice‘ besteht darin, daß der Mensch der höchsten Erkenntnis der religiösen Wahrheiten teilhaftig geworden ist. Diese höchste Erkenntnis wird durch Beatrice, im besonderen durch das Lehramt der Kirche, mitgeteilt, und wenn dann der Mensch unter dem Einfluß einer höheren Gnade (maggior grazia) in die Betrachtung der erkannten Wahrheiten sich vertieft, dann wird er durch diese Beschauung (contemplatio)

über seine eigene Natur hinauserhoben oder, wie Dante in Paradiso XXIII, 44 sagt, es tritt der Geist vergrößert aus sich selbst. Darum verleiht diese höchste Erkenntnis, von den Kirchenlehrern sapientia divina divinitus infusa genannt, dem damit begnadeten Menschen die Kraft, schon auf Erden ein vollkommenes, heiligmäßiges Leben zu führen. Ein solcher Mensch besitzt schon auf Erden die Bürgschaft, selig zu werden, und darum sagt Dante in der Kanzone: ‚Ihr Frau'n, die ihr Verständnis habt für Liebe' von Beatrice, Gott habe ihr die Kraft gegeben, daß, wer mit ihr gesprochen hat, nicht übel enden kann:

Ancor le ha Dio per maggior grazia dato,
Che non può mal finir chi le ha parlato.

* * *

Der Beginn von Dantes neuem Leben. Seit meiner Geburt, sagt Dante, war der Himmel des Lichtes schon neunmal zum nämlichen Punkte zurückgekehrt, als meinen Augen zum erstenmal die glorreiche Herrin meiner Seele erschien ... Sie selbst war in dieses Leben schon solange gesetzt, daß sich in ihrer Zeit der Sternenhimmel gegen Osten um den zwölften Teil eines Grades vorwärts bewegt hatte, so daß sie — gleichsam vom Anfang ihres neunten Jahres an — mir erschien und ich sie gleichsam am Ende meines neunten Jahres sah.

Dem Wortlaut nach war hiernach Beatrice etwa acht Jahre vier Monate (d. i. der zwölfte Teil eines Grades von hundert Jahren) alt, als Dante am Ende seines neunten Jahres stand. Es entsteht nun die Frage: wie haben wir uns diesen Altersunterschied zu erklären, wenn wir unter Beatrice den Inbegriff der übernatürlichen Heilsmittel zu verstehen haben.

Um uns darüber klar zu werden, müssen wir davon ausgehen, daß Dante Beatrice als die glorreiche Herrin seiner Seele bezeichnet. Im ‚Gastmahl' erklärt Dante diese Bezeichnung mit den Worten: ‚Sie lebt im Himmel mit den Engeln und auf Erden mit meiner Seele.' Sonach kommt bei Beatrice eine doppelte Art von Leben in Betracht; sie lebt im Himmel mit den Engeln, auf Erden mit der Seele des Menschen; und insofern sie während der Lebenszeit des einzelnen Menschen mit seiner Seele lebt, heißt sie die Herrin seiner Seele; sofern sie aber als das Wunder, dessen Wurzel einzig und allein die wunderbare Dreieinigkeit ist, mit den Engeln im Himmel lebt, heißt sie die Glorreiche, die Verklärte, — ohne Rücksicht auf das Alter ihres irdisch-zeitlichen Daseins, ohne Rücksicht auf die Zeit, in der sie, die ungeborene, in ‚dieses' Leben, in das irdisch-zeitliche Leben, in das Leben mit der Seele des einzelnen Menschen, gesetzt ist.

Nun sagt Dante: In ‚dieses' Leben, d. i. in das Leben mit meiner Seele, war Beatrice schon so lange gesetzt, daß ‚in ihrer Zeit' acht Jahre und vier Monate verflossen waren; oder mit andern Worten: in dieses Leben meiner Seele wurde Beatrice in jener Zeit gesetzt, als ich noch nicht ganz ein Jahr, aber schon über acht Monate alt geworden war. Da nun aber nicht anderes

angenommen werden kann, als daß das Dasein Beatricens für Dantes Seele im Sinne der hier vertretenen Auffassung erst mit dem Augenblicke begonnen hat, wo Dante das Sakrament der Taufe empfing, so kann unsere Auffassung vom Wesen Beatricens nur dann richtig sein, wenn Dante, als er getauft wurde, schon acht Monate alt war. Und wir stehen vor der überaus wichtigen Frage, ob hiefür genügende Anhaltspunkte vorhanden sind. In der Tat ist dies der Fall. Wir wissen nämlich, daß Dante im Jahre 1265 zwischen Ende Mai und Mitte Juni geboren wurde. Wir wissen auch, daß, solange das Katechumenat bestand, und noch lange über diese Zeit hinaus Ostern der einzige gesetzliche Tauftermin war. Zwar hatte schon gegen Ausgang des sechsten Jahrhunderts der Gebrauch, das ganze Jahr hindurch an beliebigen Tagen zu taufen, um sich gegriffen; doch war dies mit den kirchlichen Bestimmungen nicht in Einklang. In Florenz war es noch zu Dantes Zeit üblich, alle im Jahr geborenen Kinder nur an den Vorabenden vor Ostern und Pfingsten zu taufen, und wegen des hiedurch veranlaßten großen Andranges waren sogar in mehreren Kirchen und insbesondere in dem Baptisterium des hl. Johannes zu Florenz um den Taufstein herum zum Schutze der taufenden Priester gemauerte Vertiefungen angebracht, die wir noch bei Dante im Inferno XIX, 18 als die Stätte der Taufenden (loco de’ battezzatori) erwähnt finden. Da nun im Jahre 1265 der Vorabend vor Pfingsten auf den 23. Mai fiel, so konnte Dante zufolge des erwähnten Gebrauches erst am Vorabend vor Ostern des Jahres 1266 getauft werden. Das Osterfest fiel aber im Jahre 1266 auf den 28. März; Dante war also, als er am 27. März 1266 getauft wurde, ungefähr neun Monate alt. Wenn nun Dante sagt: Beatrice erschien mir (d. h. sie begann sich zu zeigen, sie wurde von ferne sichtbar) vom Anfang ihres neunten Jahres an und ich sah sie am Ende meines neunten Jahres, — so sagt er nichts anderes als dieses: nicht lange vor dem Ende meines neunten Lebensjahres wurde ich allmählich des Lebens meiner Seele mir bewußt und es begann für mich ‚das neue Leben‘.

* * *

Beatrice als Sakrament des Altares. Als Beatrice den Augen Dantes zum erstenmal erschien, trug sie ein ‚Kleid von blutroter Farbe‘ (colore sanguigno), ‚einer gar edlen, demutsvollen und ehrbaren Farbe‘ (colore nobilissimo, umile ed onesto). Diese blutrote Farbe heißt die edelste Farbe, weil sie die Farbe der Liebe ist; und als die Farbe des Gehorsams und als ehrenreich wird sie bezeichnet, weil Christus sein Blut zur Erlösung der Menschen hingegeben hat.

Dante ‚sah‘ Beatrice zum erstenmal in seinem neunten Jahre und dieses ‚Sehen‘ war von wunderbarer Wirkung. Drei Geister (Kräfte), die in ihm wohnen, kommen dabei in Mitleidenschaft: lo spirito della vita, d. i. der Geist der Kraft, durch welche die Verbindung von Leib und Seele hergestellt und erhalten wird; dann lo spirito animale, d. i. der Geist der seelischen Kräfte, und lo spirito naturale, d. i. der Geist der körperlichen Natur oder der natürlichen Kräfte. Dante erklärt:

Der Geist des Lebens, der in der geheimsten Kammer des Herzens wohnt, begann in diesem Augenblicke so mächtig zu zittern, daß er noch in den schwächsten Pulsschlägen schrecklich erschien. Und zitternd sprach er diese Worte: Ecce Deus fortior me, qui veniens dominabitur mihi (Siehe Gott, stärker als ich, kommt und wird über mich herrschen).

Dante fügt ausdrücklich hinzu: ‚Ich sage dies der Wahrheit gemäß.' Hiemit ist klar ausgesprochen: Dante hat, indem er Beatrice ‚sah', das Sakrament des Altares empfangen und will, jede sinnbildliche Auslegung ablehnend, Zeugnis geben für seinen Glauben, daß er in diesem Sakramente wahrhaftig Gott empfangen habe.

* * *

Beatrice und ihr Verhältnis zu Vernunft und Freiheit.

Von dieser Stunde an — fährt Dante fort — beherrschte der Herr der Liebe meine Seele, die ihm so fest angetraut war, und durch die Kraft, die mein Vorstellungsvermögen ihm beilegte, gewann er gar bald eine so gesicherte Herrschaft über mich, daß mir nichts übrig blieb, als ganz und in allem seinen Willen zu tun. Er gebot mir vielmals, daß ich suchen solle, jene engelgleiche Maid zu ‚sehen', weshalb ich oft in meinem Knabenalter sie suchen ging. . . . Und mag auch die Vorstellung von ihr, die mich unablässig begleitete, in Hinsicht der Herrschaft des Amore über mich ein überschwengliches gewesen sein, so war sie selbst doch allerwegen von so edler Kraft, daß sie niemals zuließ, daß der Herr der Liebe mich lenkte ohne den treuen Rat der Vernunft in jenen Dingen, in denen solchen Rat zu hören nützlich sein mochte.

Der erste Teil dieser Stelle ist an sich klar, wenn man die vorausgegangene Erklärung zur Richtschnur des Verständnisses nimmt; zur Erklärung des zweiten Teiles diene folgendes: Das Glück, das Dante empfand, machte ihn geneigt, der Herrschaft, die der Herr der Liebe durch Beatrice über ihn ausübte, in seiner Vorstellung einen Umfang beizulegen, der über das richtige Maß hinausgegangen wäre. Da war es nun Beatrice selbst, die, getreu ihrer edlen Natur, sich als Lehrerin und Führerin Dantes betätigte und ihn lehrte, daß Gott den Menschen mit Vernunft und Freiheit ausgestattet hat, und daß demgemäß er, Dante, von den natürlichen Gaben der Vernunft und Freiheit in allen Dingen Gebrauch machen müsse, in denen dies notwendig und nützlich ist. Zuerst ist man wohl bei Lesen dieses Satzes geneigt, die Frage aufzuwerfen: Gibt es denn überhaupt Dinge im menschlichen Leben, in denen es nichts nützen würde, auf den Rat der Vernunft zu hören? Die Antwort auf diese Frage gibt Dante im Purgatorio XVIII, 46—48, wo Virgil, der Repräsentant der menschlichen Vernunft, zu Dante spricht:

. . . Was die Vernunft hier sieht,
Kann ich dir sagen; weiteres erwarte
Von Beatrice nur, denn es ist Glaubenssache.

Außerdem kommt hier bereits der Grundgedanke der Danteschen Weltanschauung zum Ausdruck: Der Mensch — sagt er in seinem Werke ‚De Monarchia‘ —, aus Sterblichem und Unsterblichem bestehend, hat ein zeitliches und ein ewiges Ziel; zur Erreichung des zeitlichen Heiles dient ihm die Vernunft und die Philosophie, zur Erreichung des ewigen Heiles bedarf er einer übernatürlichen Hilfe und des geistlichen Unterrichts. Und wie dem einzelnen Menschen, so ist auch der ganzen Menschheit eine zweifache Führung notwendig: eine weltliche und eine geistliche, eine oberste weltliche Gewalt und eine oberste geistliche Gewalt. — Auch dieses Verhältnis ist mit obigen Worten angedeutet, denn Dante will mit denselben sagen: Schon damals (d. i. zwischen dem neunten und dem achtzehnten Lebensjahr) war es mir klar geworden, daß nach göttlicher Anordnung die Gebiete von Vernunft und Offenbarung, Wissen und Glauben, Freiheit und Gnade, weltlicher und geistlicher Gewalt niemals (nulla volta) miteinander vermengt werden dürfen. — Doch damit man Dante recht verstehe, sei noch bemerkt:

Dante will nicht, daß diese unter sich getrennten Gebiete in einen Gegensatz zueinander treten, vielmehr sollen sie miteinander gehen. Jedwede Frau — sagt Dante in der Kanzone des Kap. 19 —, d. i. jede Wissenschaft und jede Kunst soll, ja muß mit Beatrice gehen, wenn sie edel erscheinen will, denn hat sie nicht die Lehrerin und Führerin in geistlichen Dingen zu ihrer Begleiterin, dann ‚fällt ein Frost ins gemeine Herz (cor villano), und alles Denken wird zu Eis und stirbt‘.

* * *

Beatrice als das Sakrament der Firmung.

Als so viele Tage dahingegangen waren, daß gerade neun Jahre seit dem oben beschriebenen Erscheinen jener Huldreichsten verflossen waren, da geschah es am letzten dieser Tage, daß jene wunderbare Frau mir erschien in weißestes Weiß gekleidet und inmitten von zwei holden Frauen, die höheren Alters waren. Und da sie des Weges ging, wandte sie ihre Augen nach der Stelle, wo ich zaghaft-ängstlichen Sinnes stand, und in ihrer unaussprechlichen Güte (cortesia), die nun in Ewigkeit ihren Lohn findet, grüßte sie mich so segenskräftig, daß ich alle Grenzen der Seligkeit zu schauen meinte.

Diese wenigen Worte widmet Dante dem Gruße, dem einzigen Gruße, den er von Beatrice empfangen hat; aber wie überhaupt im ‚Neuen Leben‘, so ganz besonders hier ist jedes Wort von tiefster Bedeutung.

Beatrice erscheint hier nicht wie vorher in einem blutroten Kleide, sondern sie ist — und es ist dies das einzige Mal, daß sie dem Dichter so erscheint — gekleidet in die ‚weißeste‘ Farbe (vestita di colore bianchissimo). Beatrice erscheint also in diesem Falle nicht in der Farbe der Erlösung, sondern in der Farbe der vollendeten Heiligung, wie denn schon, da im natürlichen Sinne etwas nicht weißer als weiß sein kann, der Superlativ ‚weißestes Weiß‘ auf eine übernatürliche Eigenschaft hinweist.

Ferner: Beatrice erscheint hier nicht allein, sondern zum Zeichen ihrer besonderen Würde und der besonderen Gnade, die sie überbringt, in der Mitte zwischen zwei älteren ehrwürdigen Frauen.

Dante erwartet sie ‚molto pauroso', d. h. er ist von jener Furcht erfüllt, die der Gedanke an die hohe Würde der Kommenden und das Bewußtsein der eigenen Niedrigkeit einflößt.

Beatrice grüßt mit unaussprechlicher Huld (ineffabile cortesia), und dieser außerordentliche Huldbeweis wirkt fort in aller Ewigkeit (nel grande secolo).

Und der Gruß ist von solcher Segenskraft (virtuosamente tanto), daß Dante alle Grenzen der Seligkeit zu schauen glaubte.

Beatrice spricht zwar — wie überhaupt im ‚Neuen Leben' so auch hier — nicht mit Dante, aber es dringt — und auch dies geschieht im ‚Neuen Leben' nur ein einzigesmal — der Wohllaut ihrer Stimme an Dantes Ohr und bereitet ihm eine solche Süßigkeit, daß er ‚wie trunken aus der Menge eilte, sich in einen Winkel seiner Kammer zurückzog und sofort über Beatrice nachzudenken begann'.

Was bedeutet nun der Gruß Beatricens, von dem hier die Rede ist?

Wir antworten: er bedeutet das Sakrament der Firmung, und begründen dies wie folgt: Nach der Lehre der katholischen Kirche ist die Firmung zur Erlangung des Heiles nicht notwendig, aber sie bewirkt einen Gnadenzustand höheren Grades, den Zustand vollkommener Heiligung. Aus diesem Grunde nennt sie Dante einen unaussprechlichen Gnadenbeweis.

Ferner: Die Firmung verleiht dem Menschen die Gaben des Hl. Geistes. Darum erscheint Beatrice als Dienerin des Hl. Geistes in einem Kleide von weißester Farbe.

Der wichtigste Beweisgrund aber ist dieser: Die Firmung prägt der Seele nach der kirchlichen Lehre ein unauslöschliches Merkmal ein, das einen Schmuck der Seele im ewigen Leben und einen Gegenstand ewiger Freude für alle Seligen bildet, — eine Wirkung, die Dante in die poetischen Worte kleidet, daß Beatricens unaussprechliche Huld in Ewigkeit belohnt werde.

Eine weitere Bestätigung findet unsere Auffassung darin, daß Dante hinzufügt: ‚Ihre (Beatricens) Worte bewegten sich, um an mein Ohr zu bringen, und davon ward mir so große Süßigkeit zuteil, daß ich wie wonnetrunken in die Einsamkeit floh und über Beatrice nachzudenken begann.' Wir haben schon oben gesagt, daß dem ‚Sprechen mit Beatrice' die Bedeutung beigelegt werden müsse, daß durch dasselbe dem Menschen die göttliche Weisheit vermittelt wird, die ihn befähigt, ein beschauliches und heiligmäßiges Leben zu führen, und ihm die Bürgschaft, selig zu werden, gewährt. In der Firmung empfängt nun Dante noch nicht die Eingießung dieser göttlichen Weisheit, aber doch schon die Fähigkeit zur Erlangung derselben. Darum kann auch Dante nicht sagen, daß er mit Beatrice gesprochen habe, wohl aber hatten sich bereits Beatricens Worte so bewegt, daß sie zu Dantes Ohr gelangten, und sie erfüllten ihn mit dem Vorgefühl jener Glückseligkeit,

die durch Eingießen der göttlichen Weisheit erlangt wird. Er flieht, erfüllt mit diesem Vorgefühl, in die Einsamkeit, um die Wonne heiliger Betrachtung zu genießen, und in diesem Zustand seliger Verzückung hatte er jene oben geschilderte Vision, durch die ihm das geheimnisvolle Wesen des Sakramentes der Taufe enthüllt ward.

Wer aber waren die beiden älteren Frauen, in deren Begleitung Beatrice damals erschien? Da Dante fast gar kein Erkennungszeichen uns angibt, so wird man die Meinung, die man sich darüber bildet, wohl nie mit vollgültigen Beweisgründen stützen können. Dennoch wollen wir mit unserer Ansicht nicht zurückhalten, weil wir unsere Ansicht anderwärts noch nicht vertreten finden und weil wir aus der Beantwortung dieser Frage eine Bestärkung unserer Auffassung im allgemeinen erhoffen. Wir erkennen nämlich in den beiden Begleiterinnen L i a und R a c h e l, jene die alttestamentliche Repräsentantin des tätigen Lebens, diese die alttestamentliche Repräsentantin des beschaulichen Lebens. Dafür scheint uns namentlich die eigenartige Redewendung zu sprechen: due gentili donne, le quali erano di più lunga etade, was eigentlich bedeutet: Sie gehörten einer längeren Zeitperiode an. In der Tat war das Zeitalter des Neuen Bundes, dem Beatrice angehörte, bis zu Dantes Zeit kürzer als das Zeitalter des Alten Bundes seit Lia und Rachel. An Rachel und ihre innigen Beziehungen zu Beatrice erinnern auch Inferno II, 102 und Paradiso XXXII, 9, wo gesagt ist, daß Beatrice und die ‚antica Rachele‘ im Himmel einen und denselben, also einen für beide gemeinsamen Sitz einnehmen. Und soeben erst haben wir erfahren, wie die Firmung das Vorgefühl jener Seligkeit erzeugt, die durch das ‚Sprechen‘ mit Beatrice, wenn sie von der Beschaulichkeit begleitet ist, erworben wird.

Sind wir hiernach berechtigt, in der einen Begleiterin die alttestamentliche Repräsentantin der Beschaulichkeit zu erkennen, so liegt es gewiß nahe, in der anderen ihre Schwester Lia, die alttestamentliche Repräsentantin des tätigen Lebens, zu erblicken.

(Schluß folgt.)

John Henry Kardinal Newman nach neuesten Dokumenten / Von M. Laros

4.

Die Welt ist unendlich arm an Menschen, die, unabhängig von den Anschauungen und Gewohnheiten der Erziehung und Umgebung, ihr Leben bewußt auf eine Idee stellen und es ausschließlich danach richten; noch ärmer aber an solchen, die den Mut haben, Familie, Stellung, Ansehen, Existenz für ihre Überzeugung zu opfern und auch dann, wenn die bittersten Enttäuschungen ihrer warten, sich keinen Augenblick irre machen lassen, sondern gerade aus dem schmerzvollen Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit die tiefsten religiösen Werte schöpfen. — Newman ist eine dieser seltenen Erscheinungen, und bei ihm kommt das tragische Schicksal hinzu, daß er sich durch die intellektuelle Ehrlichkeit seines Glaubens zu denen, die er als Stellvertreter Christi auf Erden betrachten mußte und denen er bei seinem Übertritt kindlichen Gehorsam versprochen hatte, zeitweise in einen latenten Gegensatz gestellt sah, der ihm von gewisser Seite als unloyale, revolutionäre Gesinnung ausgelegt wurde. Es ist nicht zu leugnen, und alle Abschwächungsversuche können die Tatsache nicht beseitigen, daß ein solcher Gegensatz zu den leitenden Kreisen sowohl in Rom als in England bestand, und daß er auch heute noch besteht, wenn man seine Tendenzen mit denen der augenblicklich tonangebenden Kreise vergleicht. Newman hat tatsächlich eine Richtung vertreten, die Ward und Manning aufs schärfste zu bekämpfen das Recht hatten; Unrecht war es nur, dieselbe als weniger katholisch oder weniger loyal zu bezeichnen und nach oben hin zu denunzieren, als ob die weltumspannende Katholizität des christlichen Gedankens, wie sie Newman aufgefaßt hat, sich in die ephemeren Anschauungen einer Schule und in die zeitgeschichtlichen Bedürfnisse eines Landes einspannen ließe. Die Art und Weise, wie Newman die Tragik dieses Schicksals überwunden hat, wie er einerseits ohne irgendwelche Auflehnung oder Mißachtung der kirchlichen Autorität eine fast dreißigjährige Verdächtigung und Zurücksetzung geduldig ertragen und andererseits ohne Zugeständnisse an extreme Richtungen oder herrschende Parteien seiner Überzeugung bis zum Ende treu geblieben ist und sich nie gescheut hat, sie zur rechten Zeit und am rechten Orte auszusprechen, — das gibt seinem Charakter eine einzigartige Größe und erhebt ihn zum größten religiösen Genius des 19. Jahrhunderts, soweit uns ein solcher durch Dokumente bekannt geworden ist.

Keiner der großen Denker des 19. Jahrhunderts hat das spezifische Problem des gegenwärtigen Katholizismus in dieser Eigenart in sich erlebt, weil keiner die Grundkräfte des modernen fortschrittlichen Denkens mit der gleichen Glaubensstärke und souverän abwartenden Geduld und Demut in sich vereinigte, wie Newman; entweder haben sie dasselbe durch die glückliche Konstitution ihres Geistes und Entwicklungsganges nicht in seiner Schärfe kennen gelernt oder sich durch die Ungunst der Verhältnisse zu einseitiger

Auguste Rodin/Kopf des Balzac



Vertretung ihres Standpunktes und in einen Gegensatz zur kirchlichen Autorität drängen lassen, der ihnen und ihrer Sache am meisten geschadet hat.

Durch zwei wichtige Grundsätze seines Lebens ist Newman vor diesen Übereilungen bewahrt geblieben: ‚Mir scheint,‘ so schreibt er in der ‚Apologia‘, ‚daß die gegenwärtige Zeit mehr als andere der ernsten Mahnung zur Geduld bedarf ... Als ich noch mit den Augen eines Anglikaners die Kirchengeschichte las, drängte sich mir unwillkürlich die Überzeugung auf, daß der erste Schritt zur Häresie meist in der übermäßigen Betonung irgend einer Wahrheit gegen das Verbot der kirchlichen Autorität und zu einem unrechten Zeitpunkte bestand. Alles hat seine Zeit. Mancher sehnt sich nach Abschaffung eines Mißbrauches, nach der volleren Entfaltung einer Lehre, nach Ergreifung dieser oder jener Maßregel, vergißt jedoch sich vorerst zu fragen, ob die rechte Zeit gekommen sei; sieht er nun, daß niemand sich findet, der die Arbeit in Angriff nimmt, so entschließt er sich selbst dazu, hört nicht mehr auf die Stimme der Autorität und verpfuscht so ein gutes Werk für ein ganzes Jahrhundert, so daß ein anderer es auch in der nächsten Zukunft noch nicht auszuführen vermag.‘*

Und zweitens war er tief von dem pascalschen Prinzip des antithetischen Denkens durchdrungen, daß die ganze Wahrheit nur in der Synthese aller Gegensätze liege; partikuläre Gesichtspunkte werden, mögen sie an sich noch so richtig sein, durch Exklusivität zu Irrtümern, denn der Fehler aller Häresien besteht nicht darin, daß sie kein Wahrheitsmoment, sondern daß sie nur eins enthalten und das entgegengesetzte ausschließen. ‚Zwei entgegengesetzte Gesichtspunkte: damit muß man beginnen; ohne dies versteht man nichts und alles ist Irrlehre; am Ende einer jeden Wahrheit muß die Erinnerung an die entgegengesetzte stets hinzugefügt werden.‘ ‚Jeder Irrtum ist um so gefährlicher, als er ursprünglich von einer Wahrheit ausgeht. Der Fehler ist nicht, daß man einem Irrtum folgt, sondern daß man nicht auch der entgegengesetzten Wahrheit folgt.‘**

Newman hat nichts so ängstlich vermieden als Exklusivität und eigensinniges Beharren auf partikulären Gesichtspunkten. Seine Veranlagung wies auf das Ganze, und so ist er nie in einseitigem Streben stecken geblieben, sondern hat stets eine freie Persönlichkeit mit kindlichem Gehorsam gegen die kirchliche Autorität***, rückhaltlose Forschung nach Wahrheit mit

---

* ‚Die Geschichte meiner religiösen Psyche‘, herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von M. Laros, Saarlouis, Hausen 1913. Vgl. Newmans interessanten Brief in der ‚Rambler‘-Affaire: ‚We do not make things better by disobedience ... If we are but patient, all will come right. ... The logic of facts will be the best and most thorough teacher as God shall dispose“. W. Ward: Life of Newman I, 560.

** Pascals ‚Pensées‘ (Gedanken), herausgegeben von M. Laros (Sammlung Kösel 67/8) München 1913: Nr. 567, 863, 394; S. XXIV. Vgl. Brunschvicg: Pensées et opuscules de Blaise Pascal S. 239 f.

*** Wiseman meinte einigen Angreifern gegenüber, die Kirche habe nie einen demütigeren, willigeren und glaubensinnigeren Konvertiten gehabt als Newman.

ebenso innigem Glaubenssinn verbunden, und in dieser seltenen Mischung liegt die eigentliche Bedeutung Newmans für die Gegenwart.

Die ersten fünf oder sechs Jahre nach der Konversion waren voll freudiger Hoffnungen und Pläne. Bereits 1846 erhielt er die niederen Weihen, besuchte auf den Wunsch Wisemans die bedeutendsten katholischen Institute Englands, reiste im gleichen Auftrage nach Rom, wo er von Pius IX. überaus freundlich empfangen wurde und schon nach einigen Monaten die Priesterweihe empfing. Bei den Oratorianern in Santa Croce folgten dann selige Tage des Noviziates, bis er im Jahre darauf nach England zurückkehrte, um dort im Einverständnis mit dem Papste ein Oratorium nach der Regel des hl. Philipp Neri zu gründen. 1850 wurde er von Wiseman eingeladen, in London vor einem auserlesenen Publikum, zu dem Dickens und Thackeray gehörten, Konferenzen über die schwebenden Kontroversen zwischen Katholiken und Protestanten zu halten und den Sturm der Entrüstung, den die Proklamation der katholischen Hierarchie in England hervorgerufen hatte, zu beschwören. Im folgenden Jahre gab er öffentliche Vorlesungen über ‚die gegenwärtige Stellung der Katholiken in England'*, von denen Döllinger gesagt hat, daß sie besser als irgend ein anderes Buch auf den tiefsten Grund der Differenzpunkte zwischen den beiden Konfessionen gedrungen seien und darum am meisten zu gegenseitiger Verständigung beitragen können. Es schien, daß die glänzende Laufbahn, die er als Anglikaner begonnen, in viel breiterem Rahmen in der neuen Kirche ihren Fortgang nehmen werde.

Aber es kam nicht so. Nach verschiedenen Anläufen sah er sich genötigt, sich nach Edgbaston, wo die Oratorianer eine Privatschule gegründet hatten, zurückzuziehen und bis zu seinem Ende die Erziehung halberwachsener Knaben zu leiten.

Das ist der Punkt, an dem sich die bisherigen Newmanbiographen am meisten gestoßen haben. Was hätte, so fragen sie, der geistig bedeutendste Konvertit des 19. Jahrhunderts, der als akademischer Lehrer die Jugend in Oxford fasziniert hatte, für die katholische Sache tun können, wenn er nicht von intransigenter Seite beständig verdächtigt und gewaltsam in die Ecke gedrückt worden wäre? Purcell hat allerdings Dokumente ans Licht gebracht, die für Manning und seine Freunde nicht wenig belastend sind und den Gedanken nahelegen, daß persönliche Interessen und kleinliche Eifersucht bei der feindseligen Haltung des Kardinals nicht unbeteiligt gewesen sind; aber die neue Einsicht in Newmans Briefe und Tagebücher beweist, daß tiefe prinzipielle Gegensätze und fundamentale Verschiedenheit der Charaktere die beiden Männer trennen mußten.

Schon vor acht Jahren hat Bremond in seiner feinen Weise darauf aufmerksam gemacht, daß Newman nicht der Mann war, der Titel und Ehrenbezeigungen oder ein anderes und größeres Arbeitsfeld nötig hatte,

* Deutsch: Regensburg 1853.

um das zu werden und zu leisten, wozu er bestimmt war. ‚Erwartet man ihn im Ernste an der Seite Mannings, wie er die streikenden Massen Londons mit seinen Worten begeistert, oder auf dem Bischofsstuhl von Shrewsbury und Salford? Würde er vielleicht, wenn er zwanzig Jahre früher Kardinal geworden wäre, größern Einfluß auf die Geister geübt oder ein Buch mehr geschrieben haben? Am Ende bestellte doch die Post seine intimen Briefe und Drucksachen ebenso rasch von Edgbaston wie von jedem andern Orte des Reiches ... Er hat schwer gelitten; das ist wahr. Aber ich bedaure es weniger seinet- als deretwegen, die ihm diese Leiden verursacht haben. Zu behaupten, diese Prüfungen hätten ihm geschadet oder ihn lahmgelegt, heißt nicht Newman erheben, sondern ihn ganz und gar verkennen. Er ist weder von Manning, noch von sonst irgend jemand abhängig; keiner vermag den Lauf dieses mächtigen Stromes aufzuhalten oder in andere Bahnen zu lenken.'*

Wards Newmanbiographie ist die aktenmäßige Bestätigung dieser Auffassung. Newmans Schicksal ist in seinen einzelnen Momenten meist die Folge persönlicher Feindschaft und geheimer Denunziation; aber als Ganzes betrachtet ist es die folgerichtige Entwicklung seiner Veranlagung, und nur durch deren geduldige Entfaltung hat sie die große providentielle Bedeutung gewinnen können, die ihr eine einzige Stellung in der Geschichte des Geistes zuweist.

Newman hat dieses instinktiv bereits in der ‚Apologia' erkannt. Wenn er so oft darin vor Überschätzung seiner Person warnt und bittet, ja keine großen Hoffnungen auf seine Wirksamkeit zu setzen, so sucht er sich damit nur innerlich über die Bitterkeit der Enttäuschungen hinwegzuhelfen. In Wirklichkeit hat er damit das tiefste Wesen seiner Natur erkannt: Er war kein Mann der Aktion wie Manning und würde an dessen Posten nicht entfernt soviel geleistet haben wie dieser. Seine Stärke lag in der Meditation; darin hatte er neben Manning eine Mission zu erfüllen, und er hat sie erfüllt, weil er den Mut besaß, die Grenzen seiner Natur zu erkennen und ohne Übereilung die Wege der Vorsehung zu gehen. Newman hat durch seine Gedankenwelt, die gerade aus der Tiefe der Traurigkeit und Vereinsamung heraus geboren wurde, einen geistigen Aktivismus ausgeübt, der in nichts hinter dem Mannings zurücksteht, und wenn der eine für die äußere Organisation des englischen Katholizismus notwendig war, dann der andere für die innere Ausgestaltung und seelische Vertiefung. Beide haben zusammen den imposanten Bau der katholischen Kirche in England geschaffen. Ohne Manning hätte sie nie den Aufschwung genommen, den sie genommen hat, denn die Gewinnung der Masse bedarf äußerer Machtmittel und organisationsmäßigen Zusammenschlusses; und ohne Newman wäre sie nicht zu dem Ansehen gelangt, das ihr vor allem die gebildeten Kreise Englands zugeführt hat. Je mehr wir das Leben der beiden Männer in großen Zusam-

* Bremond: Newman 20 f.

menhängen betrachten, desto mehr lernen wir die konsequente Durchführung ihrer Eigenart verstehen und die Notwendigkeit des sich gegenseitig ergänzenden Antagonismus würdigen*.

In letzter Linie beruhte derselbe auf einem Gegensatze, der über aller persönlichen Willkür in der individuellen Veranlagung und geistigen Erziehung begründet ist und der von jeher die Geister getrennt hat: auf dem Gegensatz des konkreten und des abstrakten Denkens. Ward und die Schule der logiciens fougueux, wie Bremond sie genannt hat, gingen immer nur von abstrakten Prinzipien aus, die sich ihnen mit Notwendigkeit aus den obersten Glaubenssätzen zu ergeben schienen, und verfochten dieselben mit um so größerem Eifer, je tiefer sie von ihrer logischen Konsequenz überzeugt waren; sie ahnten nicht, daß die Wirklichkeit noch andere Gesichtspunkte enthalte, die in ihren Gedankengängen nicht einbegriffen waren und viele trotz des besten Willens nicht zur Anerkennung ihrer zwingenden Beweiskraft kommen ließen; sie empfanden nicht die Probleme, die ihren logischen Operationen selbst innewohnten, und konnten darum die Vorsicht und Zurückhaltung derer, die mit jenen Problemen rangen, nicht begreifen; Vernunft und Leben war ihnen identisch, und weil sie in allem den räsonierenden Verstand voranstellten, suchten sie die Wirklichkeit dadurch zu meistern oder danach umzugestalten.

Newman dagegen hatte im Verkehr mit den Menschen diese Zuversicht in die theoretische Vernunft verloren; er hatte gesehen, daß es weit mehr praktische, individuelle Schwierigkeiten und Hindernisse sind, die der Annahme des Glaubens im Wege zu stehen pflegen, und mit der außerordentlichen Eindrucksfähigkeit seines Geistes fühlte er in sich selbst die sachlichen Schwierigkeiten und wirklichen Probleme, welche die Glaubenslehren besonders in ihren Beziehungen zu den profanen Wissenschaften enthalten; er war einer der ,esprits fins', die nach Pascals Wort durch ihren intuitiven Blick in der Fülle der Wirklichkeiten mehr sehen, als der ,esprit de géométrie' in seinen logischen Formeln zu fassen vermag. Als Newmans Bischof, der edle Dr. Ullathorne, ihm einst entgegenhielt, die englischen Katholiken seien ruhige Bürger, die noch nie einen Zweifel gehabt hätten und es sicher schmerzlich empfänden, wenn sie hörten, daß Dinge bezweifelt werden könnten, die sie bisher stets implicite geglaubt hatten, antwortete er ihm: ,Ich glaube aber eine Seite der Dinge zu sehen, die dem Klerus und den Bischöfen entgangen ist. Sie denken wohl an Landedelleute und an Ihre Generation, ich aber an grübelnde Geister und an das kommende Geschlecht.'** Eben weil er sich ganz in die Psyche seiner Zeitgenossen hineindenken konnte und deren Fragen und Zweifel wie die seinigen empfand, war er genötigt, von der konkreten seelischen Lage derer, die er in ihrem Glauben bedroht sah oder wiedergewinnen wollte, auszugehen.

* Vgl. meine Ausgabe der ,Apologia': Erklärungen und Ergänzungen S. 305 f.
** W. Ward: Life of Newman I, 497, 553.

Mit Ward und Manning sah er das Ziel der neuzeitlichen Geistesentwicklung nicht in der Leugnung einzelner Konfessionen oder Glaubenssätze, sondern in dem Kampfe gegen jede übernatürliche Religion überhaupt. ‚Seit 50 Jahren‘, schrieb er 1877 an Mrs. Maskell, ‚habe ich mich immer mehr davon überzeugt, daß wir einer Zeit entgegengehen, in der die Wasser des Unglaubens gleich einer allgemeinen Sündflut überallhin dringen und sich zu einer Höhe erheben, daß nur mehr die Spitzen der Berge wie einsame Inseln inmitten der verheerenden Wasserflut sichtbar sind.‘* Nichts schien Newman reizvoller, als denen, die in diesem Geisterkampfe stehen und durch den Reiz der modernen Ideen in ihrem Glauben wankend gemacht wurden, ein Führer zu sein und ihre lebendige Kraft der Kirche zu erhalten. Aber er glaubte — und darin unterschied er sich weiter wesentlich von Manning —, daß dies nicht durch ängstliche Absperrung und Fernhaltung der jungen Leute von den neuen Geistesströmungen, sondern nur dann erreicht werde, wenn man sie durch rückhaltlose Auseinandersetzung mit ihnen von vornherein immun mache. Ehrlichkeit, pflegte er zu sagen, sei immer die beste Politik, und das Große und Starke brauche am wenigsten künstlicher Schutzmittel. Das junge Christentum habe sich doch auch ohne solchen Schutz gegen geistige Ansteckung in die klassische Ideenwelt hineingewagt und sich an Form und Inhalt daraus angeeignet, was für die Offenbarungslehre verwertbar schien; so habe es trotz der gewaltigen, glänzenden und verführerischen Literatur, die ihm gegenüberstand, die antike Welt erobert. ‚Was geistig erobernd vordringen will,‘ so dachte er mit einem großen Apologeten des letzten Jahrhunderts, ‚darf sich nicht ängstlich und vorsichtig abschließen und vor der geistigen Berührung mit dem Gegner fürchten. Gewiß entsteht durch diese Berührung bei vielen eine gewaltige Gährung, wie es die Gnosis für das Urchristentum beweist; allein sie war nur der Durchgangspunkt von der heidnischen Religionsphilosophie zur Klarheit des christlichen Theismus. Wer den Zweck der Propaganda will, muß in die Welt hinaus; indem die Glaubensüberzeugung und ihre wissenschaftliche Ausprägung den Angriffen und dem Verführungszauber der Welt gegenüber sich siegreich behauptet, erweist sie ihre geistige Überlegenheit und beginnt sie ihre geistige Anziehungskraft zu entwickeln.‘

Der dritte Gegensatz betraf das Verhältnis von Kirche und Kultur. Newman war der Meinung, daß die mutige Auseinandersetzung mit den modernen Ideen ihm nicht nur bei seinen Gegnern am meisten Gehör verschaffe und die Bedrohten am besten gegen die Gefahren wappne, sondern daß auch der Glaube bezw. die theologische Wissenschaft selbst daraus den größten Nutzen ziehe. Wenn der Herr einst das Himmelreich mit einem Senfkorn verglich, so habe er damit nicht minder das innere Wachstum als die äußere Ausbreitung gemeint. Dadurch sei die Kirche gewachsen, daß sie die homogenen Elemente aus jeder Kulturepoche in sich aufgenommen und verarbeitet

* W. Ward: Life of Newman II, 416.

habe. Denn auch in dem fragenden und forschenden Weltgeiste seien positive Kräfte tätig, die von demjenigen, der jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt (Joh. 1, 9), herstammen und ebenfalls zum geistigen Aufbau des Reiches Gottes berufen seien. Ohne die Fragen und Zweifel des Fortschrittsgeistes drohe die Tradition zu stagnieren und der Kirchhofsruhe zu verfallen, wie auch das unabhängige, traditionslose Fragen und Forschen sich beständig auf Irrwege verliere. Kirche und Kultur seien keineswegs sich ausschließende Gegensätze oder sollten es wenigstens nicht sein, sondern müßten als das statische und dynamische Element des Lebens betrachtet werden, die sich gegenseitig fordern und bedingen. Gerade die Kirchenväter, die sonst die schärfsten Töne gegenüber den Irrlehrern anschlugen, hätten dieses Verhältnis ausdrücklich anerkannt; so habe Tertullian in der Häresie entweder eine Aufforderung an die Theologen zu einer neuen Entwicklung der Lehre oder eine Strafe für deren Versäumnis gesehen*. Also die Wahrheit selbst fordere um ihrer tieferen Erfassung und Durchdringung willen die stete Fühlungnahme mit den modernen Geistesströmungen.

Diese dornenvolle Arbeit verlange natürlich von seiten des Forschers größte Vorsicht und beständige Verbindung mit dem kirchlichen Lehramte, das als Lebensprinzip der Kirche die Aufnahme der homogenen und die Ausscheidung der heterogenen Säfte zu besorgen habe, von seiten der Autorität aber auch eine gewisse F r e i h e i t , wie die Theologen der ersten Jahrhunderte und des Mittelalters sie hatten. ‚Wodurch waren die mittelalterlichen Schulen so kraftvoll und fruchtbar? Weil man ihnen freie Hand ließ, weil sie nicht immer die straff gespannten Zügel fühlten. Nur wenn die Kontroverse größere Dimensionen annahm und allgemein gefährlich wurde, oder wenn einer der Kontroversisten sich hartnäckig zeigte, pflegte Rom einzuschreiten.‘** ‚Da hat vielleicht ein Gelehrter eigene Gedanken, die er für wahr oder zeitgemäß halten möchte; aber er ist seiner Sache nicht ganz gewiß und möchte darum die Ansichten anderer hören; er wäre gern bereit, sie aufzugeben, wenn mit Sicherheit nachgewiesen würde, daß sie irrig oder gefährlich seien. Die öffentliche Erörterung führt ihn zum Ziele; es werden Gegengründe geltend gemacht, und er gibt nach oder findet, daß er dennoch im Rechte ist. Er würde es nicht wagen, so zu handeln, wenn er wüßte, daß die höchste entscheidende Autorität jedes seiner Worte auf die Goldwage legt und über jeden Satz sofort ihre Zustimmung oder ihr Mißfallen ausspricht. Dann würde er allerdings gleich den persischen Soldaten nur unter Peitschenhieben ins Gefecht gehen, und man könnte in Wahrheit sagen, daß die Freiheit des vernünftigen Denkens von der unfehlbaren Gewalt erdrückt worden sei.‘*** ‚Diejenigen‘,

* Vgl. Tertullian: De praescriptione 39; Origenes: Contra Celsum 3, 12; Augustinus: De civitate Dei. 16, 2, 1. Ennar. in Ps. 55, 22. Epist. 143, 2. De praedestinatione 4, 8. De dono perseverantiae 20 sq.

** Einer der am häufigsten in seinen Briefen und Tagebüchern wiederkehrenden Gedanken; Ward: Life of Newman I, 250 f.; 560; II, 49 f.; 208; 374 u. a.

*** Geschichte meiner religiösen Psyche 272; vgl. auch 268.

schreibt er in einem Memorandum vom 14. August 1867, ‚erweisen dem Hl. Stuhl einen schlechten Dienst, welche einen eifrigen Menschen nicht gewähren lassen, wenn er auf seine Weise an die Verteidigung der Kirche herantritt, und ihn mit dem Vorwurf der Heterodoxie so lange nötigen, bis er sich auf ihre ausgetretenen Geleise begibt.'*

Newman hat zwar diese Anschauungen später etwas gemildert und besonders die demütige Unterwerfung unter die kirchliche Autorität immer wieder eingeschärft; aber noch in seinem Alter hat er gewissermaßen als das Testament seines unabhängigen Geistes die Worte der ‚Apologia' unterstrichen: ‚Das sind die besten Freunde der Kirche, die es ihren Leitern ungescheut zu sagen wagen, wenn sie in die Irre gehen, und sie auf die Folgen aufmerksam machen.'**

Die Anschauungen Mannings und seiner Freunde waren in diesen Punkten gerade entgegengesetzt. Sie hatten ein zu großes Mißtrauen in den modernen Fortschrittsgeist, der sich bisher fast in allem gegen Offenbarung und Kirche gewandt hatte, um eine ernste Fühlungnahme mit ihm für notwendig oder wünschenswert zu halten; andererseits kannten sie die Schwäche der menschlichen Vernunft zu gut, die durch den Reiz der Neuzeit viel mehr als durch die solide Wahrheitskraft des Alten angezogen wird, um eine Bekanntmachung der Jugend mit den modernen Ideen zu befürworten. Wozu auch sich an die kleinen Götzen dieser Welt wenden, wenn die absolute Wahrheit dem unfehlbaren Lehramte der Kirche anvertraut ist und dieses uns in allen Lagen Auskunft geben kann? Als man Ward einst entgegenhielt, es habe doch alles seine Grenzen; er könne doch nicht jeden Monat neue Entscheidungen erwarten, antwortete dieser: ‚Im Gegenteil, es wäre mir am liebsten, wenn ich jeden Morgen beim Kaffee neben der „Times" eine neue päpstliche Bulle fände.'***

Insbesondere schien ihnen der freie Besuch der staatlichen Universitäten als ein gefährliches Experiment, das eher schaden als nützen könne. Mit einer lebhaften Phantasie malten sie sich das Verderben aus, das der katholischen Jugend aus dem freien Verkehr mit Andersgläubigen und den Vorträgen liberaler Professoren erwachsen könne, und während sie früher durch die Staatsgesetze von den öffentlichen Bildungsstätten ausgeschlossen waren, suchten sie sich jetzt selbst hermetisch davon abzuschließen.

Rom selbst, das durch die Natur seines Amtes† von jeher in der Richtung Mannings gestanden hatte und durch die intellektuellen und politischen Revolutionen in Italien immer mehr auf die Politik des non possumus hingedrängt wurde, war a priori den Ideen Newmans wenig günstig, und das Mißtrauen wurde noch verschärft durch die Berichte, die von seinen Landsleuten über ihn eingesandt wurden. Newman glaubte zwar in

* Ward: Life of Newman II, 208.

** Geschichte meiner religiösen Psyche S. 175.

*** W. Ward: W. G. Ward and the Catholic revival, London 1893, S. 14.

† Vgl. Geschichte meiner religiösen Psyche S. 268.

erster Linie die mangelhafte Einrichtung der Propaganda, unter der England damals noch stand, dafür verantwortlich machen zu sollen, weil sie, nur an die Arbeit in Heidenländern gewöhnt, für die intellektuellen Bedürfnisse und Schwierigkeiten unter den Völkern mit hochentwickelter Kultur wenig Verständnis habe*. Aber auch nachdem das Episkopalsystem in England eingerichtet war, besserte sich die Stimmung nicht. Manning, der Erzbischof, schrieb noch schärfer nach Rom, Newman sei das Zentrum aller antirömischen Bestrebungen in England, unloyal gegen den Hl. Stuhl, der ausgesprochene Typ eines liberalen Katholiken, und Talbot berichtete dem Papste weiter, Newman sei der gefährlichste Mann in England**. Diese Enthüllungen Purcells, die seinerzeit so großes Aufsehen erregten, werden durch die neuesten Veröffentlichungen Wards nicht wenig gemildert. Auch Newmans Freunde gestanden, daß seine Schriften ungemein schwer verständlich seien, besonders für diejenigen, die nur durch die Schule formaler Logik gegangen seien***, und Newmans Gepflogenheit war es nicht, sich in lange Erörterungen einzulassen, wenn er mißverstanden oder ungerecht beurteilt worden war. Während Manning gerade durch den Kampf zu unbeugsamem Widerstand und äußerster Energie angespornt wurde, zog sich Newman scheu und stolz auf sich selbst zurück und sprach in Bitterkeit und Betrübnis die oft wiederholten Worte: Fiat voluntas tua†. —

Nach diesen prinzipiellen Darlegungen brauchen wir, so interessant das neue Material Wards ist, bei den einzelnen Streitpunkten nicht mehr so lange zu verweilen. Die Dinge in ihrer historischen Notwendigkeit verstehen, heißt sie in ihrer allgemein gültigen Bedeutung erfassen, und darauf kommt es den Lesern dieser Zeitschrift vor allem an.

Die erste Enttäuschung brachte die Gründung einer katholischen Universität in Irland††. Sir Robert Peel hatte 1846 den irischen Katholiken gewisse Garantien für den Besuch der staatlichen Universitäten

* W. Ward: Life of Newman I, 586.

** Purcell: Life of Cardinal Manning, London 1895: II, 78, 318, 322—323.

*** Father Ryder, einer seiner treuesten Schüler und sein Nachfolger als Superior in Birmingham, schreibt von ihm: „It was exceedingly difficult for men trained in the formal logic of the schools to understand one whose propositions lent themselves so awkwardly to the discipline of mood and figure . . . . He was a formidable engine of war on their side, but they were distinctly aware that they did not thoroughly understand the machinery, and so they came to think, some of them, that it might perhaps one day go off of itself or in the wrong direction.“ Ward: Life of Newman I, 18.

† „Si Manning se fût heurté aux mêmes oppositions, avec quelle énergie impérieuse et tenace il eût fait tête à ses adversaires, avec quelle infatigable diplomatie il eût dejoué leurs manoeuvres, bataillant en Angleterre, négociant à Rome où il eût multiplié les lettres et les voyages, faisant, en un mot, tout ce que ne faisait pas Newman! C'est que l'un était un homme de combat et de gouvernement, ce que l'autre n'était à aucun degré.“ Thureau-Dangin: Newman catholique d'après des documents nouveaux, 2e éd. Paris 1912, S. 31 f.

†† Vgl. Ward: Life of Newman I, Kap. 11—13.

geboten, und eine Reihe von Bischöfen, besonders Dr. Murray, Erzbischof von Dublin, war geneigt, diesen modus vivendi anzunehmen; aber andere, vor allem der Erzbischof Cullen von Armagh, wiesen ihn zurück und verlangten eine rein katholische Universität. Diese Ansicht drang bei einer Versammlung des irischen Episkopates durch, und im Einverständnisse mit dem Papst übertrug Cullen, der inzwischen an Murrays Stelle aufgerückt war, dem großen Oxfordman das Rektorat der neuen Universität in der Hauptstadt des Landes.

Newmans Seele hing am akademischen Berufe*; er griff darum mit beiden Händen zu, ohne zu ahnen, daß seine Auftraggeber eine ganz andere Auffassung von einer Universität und dem Amte eines Rektors hatten als er selbst, und daß dieser Gegensatz von vornherein das Unternehmen als aussichtslos erscheinen lassen mußte. Die Gleichgültigkeit oder feindselige Haltung eines Teiles der irischen Bischöfe, das Mißtrauen der Laienwelt und die Schwierigkeiten der Regierung hätten sich sicher überwinden lassen, wenn er an den maßgebenden Stellen die nötige Unterstützung gefunden hätte und statt dessen nicht dauernd gehemmt worden wäre. Newman hatte ein hohes Ideal vor Augen, die neue Universität zu einem intellektuellen Zentrum nicht nur für die studierende Jugend Irlands, sondern für alle Katholiken englischer Zunge zu machen und den jungen Leuten eine starke und weite Kultur zu übermitteln, die sie für alle Berufe tüchtig mache und gegen alle Gefahren des modernen Lebens wappne. ‚Die Universität ist weder ein Kloster noch ein Seminar, sondern eine Stätte, an der Leute aus der Welt für die Welt gebildet werden. Wir können es nicht verhindern, daß sie eines Tages in die Welt hinausmüssen und Anschauungen und Lebensgewohnheiten kennen lernen, die von den ihrigen weit verschieden sind; aber wir können ihnen im voraus das nötige Rüstzeug mitgeben, um den unvermeidlichen Gefahren gegenüber standzuhalten. Der Schwimmer lernt doch auch nur dadurch die aufgeregten Wogen überwinden, wenn er zeitig mit dem Element vertraut gemacht wird.'** Newmans Ansicht war, daß zur Vermeidung jeder Einseitigkeit auch Laien ein Teil der Lehrstühle zugeteilt werden müsse und daß der wissenschaftlichen Forschung die Freiheit gelassen werde, die zu ihrer fruchtbaren Ausgestaltung nötig sei. ‚Die Universität muß der Ort sein, wo die Geister mit der Überzeugung arbeiten und forschen, stets ebenbürtigen, wenn auch antagonistischen Kräften und überlegenen Wahrheitsentscheidungen zu begegnen. Hier werden Untersuchungen gefördert, Entdeckungen geprüft und vervollständigt, vorschnelle Schlüsse schadlos gemacht und der Irrtum durch den Zusammenstoß der Geister und durch die Prüfung des Wissens durch das Wissen gebessert.'

---

* W. Ward: Life of Newman II, 474.

** Newman: Discourses on the Scope and Nature of University Education, Dublin 1852; The Office and Work of Universities, 1856; Lectures and Essays on University Subjects, 1859.

Mgr. Cullen aber hatte sich unter der neuen Universität eine Art Seminar gedacht, das nur den Zweck hatte, die gemischte Erziehung der studierenden Jugend zu verhindern, im übrigen aber ganz in seiner Hand war. Er ernannte, ohne sich mit Newman vorher zu verständigen, die Professoren, bisweilen Leute, die von den Grundbedingungen wissenschaftlicher Arbeit wenig oder gar keine Ahnung hatten, aber dem Herrn Erzbischof sehr ergeben waren; die Kandidaten, welche Newman vorschlug, wurden entweder abgelehnt oder mit solchem Mißtrauen betrachtet, daß sie bald von selbst ihr Amt niederlegten. Schließlich kam man so weit, daß Cullen auf Newmans Anfragen überhaupt nicht mehr reagierte. „Ich komme gar nicht mehr zum Handeln,' klagte dieser Wiseman; ‚wenn ich den Erzbischof anfrage, so erhalte ich keine Antwort, und frage ich ihn nicht, so errege ich sein Mißfallen. Was ist zu tun?'

Wiseman glaubte durch die Erhebung des Rektors zur Würde eines Bischofs i. p. dessen Selbständigkeit etwas zu erhöhen und den irischen Prälaten gegenüber seine Stellung zu festigen. Bei der nächsten Romreise machte er dem Papste diesen Vorschlag und glaubte sich seiner Sache so gewiß, daß er Newman bereits als my dear Lord beglückwünschte und die englischen Katholiken auf Anregung des Herzogs von Norfolk eine Sammlung zur Beschaffung kostbarer bischöflicher Insignien* veranstalteten. Aber auf einmal verlautete nichts mehr von der Sache. Mgr. Cullen, der in der Erhebung Newmans eine Schädigung seines Einflusses erblickte, hatte in Rom Bedenken gegen Newman geäußert, und Wiseman war mehr impulsiv in seinen Plänen als ausdauernd in der Ausführung. Auch dieser versagte, und nach siebenjährigem vergeblichem Bemühen sah sich Newman genötigt, seine „Campaign in Ireland", wie er sie charakteristisch genug nannte, mit einer Niederlage abzuschließen. Als Resultat blieben nur drei Bände von Vorlesungen und Essays über akademische Gegenstände und das Werk über die Universitäten. Ursprünglich waren sie als Skizze zu einer groß angelegten Geschichte der menschlichen Kultur, soweit sie sich in der Gründung und Entwicklung der europäischen Hochschulen darstellt, gedacht; so sind sie ein Denkmal dessen, was er gewollt, und der Beweis, daß die Gründung einer rein katholischen Universität nur dann Aussicht auf Erfolg hat, wenn sie von dieser Vielseitigkeit und Freiheit des Geistes und dieser Überlegenheit der Anschauungen geleitet ist.

Newman hat später gemeint, daß dieser Ausgang der Sache im Grunde sein Glück gewesen sei. ‚Die Ernennung zum Bischof hätte zwar mein Amt ungemein gehoben, aber ich hätte es dann auch nicht so leicht niederlegen können; ich hätte bis zur Stunde in Irland bleiben müssen. Deshalb danke ich dem hl. Philipp und Mgr. Cullen, daß sie mich vor dieser Ehre bewahrt haben. Sic me servavit Apollo.' In Wirklichkeit hat es ihn tief verletzt und den ganzen freudigen Elan seines Handelns gebrochen. Ein trauriger,

* Als Titel wurde der Sitz des hl. Augustinus genannt.

melancholischer, bisweilen auch griesgrämlicher Ton beginnt in seinen Briefen und Tagebüchern Platz zu greifen; immer wieder klagt er, daß er ein toter Mann sei, nicht mehr als ein Blatt aus der Geschichte, das man wie andere umschlägt, ohne zu bedenken, wie viel zerbrochene Hoffnungen darauf geschrieben stehen. Je höher er anfangs seine Erwartungen gespannt hatte, um so niedergeschlagener stand er nun vor den Trümmern.

Aber — und das muß eigens hervorgehoben werden — es kam ihm nie der Gedanke einer Auflehnung und herben Kritik an der kirchlichen Autorität. Derjenige, der gelobt hatte, seine Seele an niemand und an nichts zu verlieren, war auch imstande, diese Enttäuschung zu überwinden und und geistig freier und stolzer daraus hervorzugehen. Als ein Bekannter in ähnlicher Lage ihm offen sein Mißfallen über die leitenden Kreise in der Kirche äußerte, mahnte er ihn: ‚So glauben Sie wenigstens implicite an die Kirche Gottes, wenn Ihr natürliches Urteil von dem ihrer Leiter verschieden ist und sie für unklug oder ungerecht halten möchte. Bedenken Sie, wie schwierig ihre Aufgabe ist, wie sehr sie in allen ihren Maßnahmen, mag sie so oder so handeln, kritisiert und getadelt wird. Und hat sie nicht ein Recht auf Ihre aufrichtige und treue Ergebenheit? Erinnern Sie sich nur ihrer achtzehn Jahrhunderte langen Erfahrung: Wieviel erfolgreiche und glänzende Proben hat sie während dieser ganzen Zeit abgelegt, so daß wir unser nur einige Jahrzehnte altes Privaturteil ihr wohl unterwerfen können. Danken Sie ihr, daß sie uns den wahren Glauben so viele Generationen hindurch bewahrt hat, und tun Sie das Ihrige, daß er auch den kommenden Geschlechtern erhalten bleibe.‘

Ein Beweis, wie sehr er sich zu führender Aktion berufen glaubte und wie schwer es ihm wurde, sich von der Passivität seiner Natur zu überzeugen, liegt in der Tatsache, daß er zu derselben Zeit, als seine irische Mission ihrem Ende zuging, sich in ein Unternehmen hineinziehen ließ, das seiner ebenso würdig gewesen wäre, aber aus dem gleichen Grunde wie das erste scheitern mußte. Auf der Synode von 1855 hatte der englische Episkopat eine Revision der englischen Bibelübersetzung gewünscht, und Wiseman konnte keinen geeigneteren als Newman damit beauftragen. Nicht als gelehrter Philologe und Bibelkritiker, obwohl auch mit dem nötigen kritischen Rüstzeug ausgestattet, sondern als der größte lebende Meister englischer Prosa würde er seine Aufgabe glänzend gelöst haben. Mit Feuereifer ging er an die Arbeit, sammelte Mitarbeiter um sich, verteilte die Rollen, entwarf selbst als Einleitung in das Ganze einen Essay über die Philosophie der hl. Erzählung und stürzte sich in erhebliche Unkosten; da wurden finanzielle Bedenken erhoben, hinter denen sich nur zu durchsichtig das Mißtrauen gegen ‚die Richtung‘ des Redakteurs und seiner Mitarbeiter verbarg. Wiseman schwieg auch hier, und Newman war gezwungen, das Unternehmen aufzugeben und die gemachten Auslagen selbst zu bestreiten. Es war klar, die neuen Glaubensgenossen bedurften seiner nicht, und bitter schrieb er in sein Tagebuch: ‚Ich komme mir vor wie ein seltenes Wild,

das den Fremden zur Schau gestellt wird und nur den seltenen Jäger, Dr. Wiseman, der es erlegt hat, ins rechte Licht stellen soll.'* Als einzige Wirkungsstätte blieb ihm die Kanzel, von der er zu den dürstenden, leidgedrückten Mitbrüdern Worte des Trostes sprechen und in der rein religiösen Tätigkeit selbst inneren Trost finden konnte**. Dort war sein eigentlicher Beruf, dort hat er den Schrein seines tiefsten Gedankenschatzes erschlossen. ‚Die Anbetung Gottes im höchsten Sinne ist der Inhalt von Newmans Predigt, ihr Zweck und ihr Beruf. Alles andere mochte Zufall oder Notwendigkeit ihm abgerungen haben: Die Predigt ist seine Aufgabe im eigentlichsten Sinne, sie enthält seine ganze Seele. Als er katholisch wurde, unterbreitete er in Demut und Gehorsam den Wortlaut seiner Oxforder Kanzelreden der Autorität der katholischen Kirche. Diese aber fand so gut wie nichts daran zu ändern. Der Anglikaner hatte, ganz ebenso wie der Katholik, den Gekreuzigten gepredigt, die Heiligen verehrt, auf die Gnadenmittel der Kirche verwiesen. Sein Ton ist später noch inniger, noch pathetischer geworden. Aber die seiner Beredsamkeit eigentümlichen Eigenschaften wechselten nie. Ein Franzose vergleicht Newman nicht zu seinem Nachteile mit Bossuet und Bourdaloue*** und hebt hervor, daß er, der ohne Gesten in fast unbeweglicher Haltung sprach und durch die klangvolle Stimme und die tadellose Form des Vortrages wirkte, sich niemals rednerischer Kunstgriffe bediente, niemals in seiner ruhigen, strengen Würde die Erregung seines Auditoriums bezweckt hat. Bis zum Übermaße von Ehrfurcht für die Unabhängigkeit des Gewissens durchdrungen, hätte er seine Zuhörer um keinen Preis dadurch gewinnen wollen, daß er sich an ihre Leidenschaften wandte. Ohne fühlbare Anstrengung, ohne Tränen, ohne den Aufschrei der Begeisterung ergriff er die Seelen aufs tiefste durch die alleinige Macht der Ideen.'†

(Fortsetzung folgt.)

---

* W. Ward: Life of Newman I, 569.

** Sermons for mixed congregations 1850; Sermons preached on various Occasions, 1857.

*** Bremond: Newman S. 178—207. Vgl. meinen Aufsatz: ‚Newman und die Kanzelsprache unserer Zeit', Hochland V. Jg., Bd. 2, S. 429—437.

† Blennerhassett: Newman 168 f.

Einige Einwirkungen der deutschen sozialen Fürsorge auf das Volk / Von J. Graßl

Wenn man von dem Grundsatze ausgeht, daß der Staat in erster Linie Gerechtigkeit zu üben hat, so hat Deutschland durch die soziale Gesetzgebung anerkannt, daß die Entlohnung gewisser Faustarbeiter innerhalb der deutschen Grenzen nicht im Verhältnis steht zu der Leistung, und daß es daher notwendig ist und war, daß die Allgemeinheit sowohl als die Arbeitgeber von dem durch die Arbeitshände erworbenen Wertzuwachs wieder einen abgemessenen Teil an die Arbeitnehmer zurückgeben. Das Deutsche Reich hat Krankheit, Alter und Unfall der Arbeiter als diejenige Gelegenheit erklärt, bei der der Abzug von den Gewinnen stattfinden soll. Nur dies konnte der grundlegende Gedanke gewesen sein und nicht die caritative Hilfe der Bedrängten, sonst hätte der Staat nicht die Form der Berechtigung wählen dürfen, sondern hätte die Fürsorge dem subjektiven Ermessen im Einzelfall überlassen müssen und nur Leitsätze herausgeben dürfen.

Schon dieser Grundgedanke hat den Unwillen mancher Sozialpolitiker erregt, die auf dem Standpunkt stehen, daß die Angleichung von Arbeit und Entlohnung dem freien Bewerb zu überlassen ist, und daß die Anpassung im Laufe der Zeit auch stets erfolgt sei. Die deutsche Gesetzgebung aber war der Ansicht, daß die Anpassung von Arbeit und Lohn mit derartigen Schwierigkeiten verbunden ist, und daß infolge der Geldwirtschaft und namentlich durch das Eintreten Deutschlands in die Weltproduktion der deutsche Faustarbeiter so sehr bedrängt werde, daß eine körperliche Schädigung desselben zu erwarten und dadurch selbst wiederum eine Gefahr für die Gesamtproduktion entstehe. —

Wie dem immer sei, die soziale Gesetzgebung ist nun da und wirkt im Volke. Und sie wirkt nun lange genug, um wenigstens die Anfänge des Erfolges kennen zu lernen. Der Arzt, namentlich der beamtete Arzt, der zu den wichtigsten Vollzugsorganen der sozialen Fürsorge gehört, wird den Erfolg der Einwirkung wohl am besten beurteilen können. —

Wie bei allen Dingen, ist auch bei der sozialen Gesetzgebung Licht und Schatten verteilt*. Zu wessen Gunsten die Verteilung erfolgt, möge man selbst beurteilen. —

Der größte Vorwurf, den man gegen die Gesetzgebung erhoben hat, ist wohl der, daß das Gesetz die Rentensucht, auf gut deutsch die Simulation, großziehe. In diesem Vorwurf liegt zweifellos eine große Berechtigung. Der Sturm auf die Kassen, mögen sie nun Kranken- oder Invaliden- oder Unfallsangelegenheiten umfassen, ist in den Kreisen der Ver-

* Vgl. L. Bernhard, Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik. Berlin, J. Springer. — Frz. Hitze, Zur Würdigung der deutschen Arbeiter-Sozialpolitik. Kritik der Bernhardschen Schrift. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.

sicherten ein sehr großer. Krankheiten werden über die wirkliche Dauer hinaus als bestehend angegeben, die Restbestände vorausgegangener Gesundheitsschädigungen werden übermäßig hoch eingeschätzt, ja selbst direkte Simulation kommt vor. Mit oft ungewöhnlicher Energie werden die vermeintlichen Rechte verfolgt, und von vorneherein wird vorgebaut, damit man zum Ziele kommt. Bei nervengeschwächten Personen kann die allzu scharfe Einstellung der Psyche auf den einen Punkt der Erlangung der Rente Zwangscharakter annehmen und zur Rentenhysterie ausarten. Zwischen Versicherten und Versicherungsträger besteht ein Kampf, der auf beiden Seiten verbittert und störend auf den Frieden einwirkt. Wie kam diese Erscheinung zustande? Nur wenn wir die Entstehungsursache und die Entwicklungsart kennen, können wir vielleicht eine Abschwächung des Kampfes herbeiführen. —

Dadurch, daß der Arbeiter für die Krankheit und deren Rückstände bezahlt wurde, wurden diese für ihn eine neue Erwerbsquelle. Daß diese Quelle nach dem Gesetze als Ersatz oder als Ergänzung anderer ordentlicher Erwerbsquellen zu gelten habe, davon nahm der Arbeiter keine Notiz. Und das kann man ihm im Grunde genommen gar nicht verübeln. Tatsächlich lebt der Arbeiter enge, und hier hat sich nun eine Quelle aufgetan, die anscheinend unversickerbar fließt. Sollte er nicht daraus schöpfen? Alle anderen Ständen hätten es auch getan. Und wer, wie der Arzt, Einblick in das Erwerbsleben der Versicherten hat, muß uneingeschränkt zugeben: Auch alle anderen Stände suchen aus den Versicherungen möglichst viel herauszuschlagen. Also das Rentenanstreben ist nicht dem Arbeiter spezifisch, sondern ist allgemein menschlich. Mit dieser Tatsache mußte der Gesetzgeber von vorneherein rechnen, wenn er seine Gesetze auf die menschliche Natur aufbaute. Dazu kommt noch, daß die ganze Sache völlig neu war, daß keine irgendwie einschlägige Einrichtung anderer Länder vorlag, daß im Anfange wenigstens eine große Nachsicht geübt wurde, daß namentlich die begutachtenden Ärzte infolge ihrer rein literarischen und logischen Vorbildung mit ihrer völligen Unkenntnis des menschlischen Körpers als Arbeitsinstrument oft Gutachten abgaben, die jenseits der Wirklichkeit lagen, und die fortzüchtend stets neue Ansprüche großzogen. Alles wirkte zusammen, um in dem noch völlig unerzogenen Arbeiter ungeheuerliche Ansprüche großzuziehen. Der anfängliche Versuch mancher Genossenschaften, die Rente von sich heraus festzusetzen, ist als mißglückt zu betrachten. Der Konflikt, der sich daraus ergab, daß der Arzt behandelnde Person, also Vertrauensmann und wirtschaftlicher Kompagnon an der Krankheit des Patienten ist, und zugleich unabhängiger Begutachter für seinen Klienten und die Genossenschaft und über den Erfolg seiner Behandlung sein soll, ist nunmehr wenigstens in der zweiten Instanz, durch Aufstellung gewählter Vertrauensärzte, bei den Krankenkassen durch Aufstellung eigener Kontrollärzte, glücklich vermieden. Man darf nie vergessen, wenn man die soziale Gesetzgebung richtig einschätzen will, daß sie ein Wohlfahrtsinstitut ist mit zivilrechtlichem Charakter. Daß solche neue Begriffe sich im Volke und

auch bei den Ausführungsorganen nicht über Nacht einwandfrei herausbilden, sollte eigentlich nicht wundernehmen. Kinderkrankheiten haben nicht nur Gebäude, sondern auch Institute. Gut funktionierende Kontrollapparate sind unerläßlich. Im allgemeinen darf man aber wohl sagen, daß sich auch in den Kreisen der Versicherten die Einsicht durchbricht, daß die Begehrlichkeit Unberechtigter zurückzuweisen ist. Es macht auf den ruhigen Beobachter den Eindruck, daß von außen her aus politischen Gründen das Zusammenarbeiten öfters absichtlich gestört wird. Auch hier wird die zielbewußte Staatsregierung damit anfangen müssen, bereits bei der Jugend vorbeugend einzuwirken. Das siebente Gebot in seiner Ausdehnung auf die soziale Gesetzgebung ist ein moderner, bisher noch nicht gelehrter Unterrichtsgegenstand.

Es wird gelingen, der Rentensucht mit Erfolg entgegenzutreten.

Ebenso ernst ist ein zweiter Einwurf zu fassen: durch die soziale Gesetzgebung wird die Gesamtmenge der Arbeitshände herabgesetzt. Wir haben in diesen Blättern bereits einmal auf die Neigung hingewiesen, die Arbeitszeit in modernen Betrieben zu verkürzen, und zwar sowohl die Tagesleistung als auch die gesamte Lebensarbeit; letztere hauptsächlich dadurch, daß man den Beginn der Verdienstarbeit möglichst hinausschiebt und möglichst bald beendet. Durch die Unfall- und Invalidenrente wird diese Neigung zweifellos noch gefördert. Auch bei vorübergehenden Krankheiten wird durch die Fürsorge die Wiederaufnahme der Arbeit verzögert. Es existieren keine diesbezüglichen statistischen Bearbeitungen. Aber aus den Betrieben der Krankenhäuser geht hervor, daß die Heildauer und damit der Aufenthalt in den Krankenhäusern sich merklich verlängert. Es wird nicht zu hoch gegriffen sein, wenn man behauptet, daß durch die soziale Fürsorge alljährlich 200 000 bis 300 000 Menschen mehr in Deutschland an dem Erwerbsleben ausfallen, als dies ohne Fürsorge der Fall wäre. Das ist ein ganz gewaltiger Verlust produktiver Menschen, der um so schwerer fällt, als diese noch Familien bildend und Familien unterhaltend wirken sollen. Die Zahl der ‚Ernährten' der Nation wächst dadurch bedeutend.

Diesem gegenüber behaupten die Verteidiger der sozialen Fürsorge, daß der Verlust an Arbeitszeit und Arbeitskräften wieder hereingebracht wird durch erhöhte Arbeitsmöglichkeit infolge verbesserter Heilanwendungen. Dieses Hereinbringen des Entganges von Arbeitsleistungen durch nachträgliche Steigerung ist zum mindesten unsicher. Es ist nicht glaubwürdig, daß ein Gehilfe mehr arbeitet, wenn er nur um 14 Tage länger sich krank führen ließ, als dies unbedingt nötig ist, und es ist in einer großen Zahl von Krankheiten, namentlich bei Unfällen der Extremitäten, die Arbeit das beste Heilmittel. Übereinstimmend klagen die Ärzte darüber, daß Unfälle der Extremitäten bei Versicherten nicht bloß angegebenerweise, sondern tatsächlich ein schlechteres Heilresultat haben gegenüber Unfällen bei Leuten mit großem Arbeitszwang. Hier hat zweifellos die ärztliche Kunst ein weites Feld fruchtbarer Arbeit, und das Zusammengehen der Ärzte mit den Ver-

sicherungsanstalten zur Vermeidung dieser unerwünschten Nebenerscheinungen ist dringend notwendig.

In der gleichen Richtung, nämlich der Behinderung der Arbeitsbetätigung, wirkt die oft gemachte Beobachtung, daß kleinere Kassen, Betriebs- wie Ortskrankenkassen, aus Furcht vor den anwachsenden Heilkosten halbinvalide Personen nicht in die Krankenkasse hineinlassen wollen und demgemäß einen Druck auf die Arbeitgeber ausüben zur Ablehnung derartiger Personen. Selbst der Staat übt da, wo er als Betriebsunternehmer auftritt, oft in viel zu weitem Maße diesen Gebrauch. Es ist ja leicht verständlich, daß die einzelne Kasse die ganze Last der Heilung nicht tragen will, und es ist nur der Ausdruck der Notwehr, wenn sie sich gegen die Halbinvaliden ablehnend verhält.

Aber was hat dieser von den Motiven? Hier könnte eine Kontrollierung der Krankenkassen helfend eintreten.

Die Stellung der Halbinvaliden auf dem Arbeitsmarkt hat sich verschlechtert. Allerdings trägt hiezu das Bestreben der Gewerkschaften bei, einen Minimallohn für jeden Arbeiter festzulegen.

Die Aufhebung der kleineren Kassen, wie sie die Reichsversicherungsordnung nunmehr vorschreibt, wird in dieser Beziehung abmildernd wirken. Dagegen kann man es nicht verstehen, daß der deutsche Staat noch keine Schutzmaßregeln gegen das Eindringen untauglicher und weniger widerstandsfähiger ausländischer Arbeiter ergriffen hat. Die Rentenquote der ausländischen Arbeiter scheint höher zu sein als die der einheimischen. Wenigstens klagen unsere Landesversicherungsanstalten über die häufige Invalidität fremdländischer Arbeiter. Auch dieser Schönheitsfehler wird sich ohne Änderung der Gesetzgebung bessern lassen. —

Eine nicht selten gemachte Einwendung gegen die soziale Gesetzgebung ist die, daß die Arbeiter das Sparen verlernen, weil sie ja ohnehin gegen Krankheit, Invalidität und Unfall versichert seien. In der Tat hört man als Arzt oft die Äußerung: ‚Was brauch ich zu sparen. Ich bin versichert.‘ Bei näherem Zusehen ist aber diese Äußerung eine Selbstentschuldigung einer Gewohnheit, die auch dann geübt worden wäre, wenn der Betreffende nicht versichert gewesen wäre. Wohl hat sich die Lebensführung der Arbeiter stark gehoben, wie die der anderen Stände auch. Vielleicht sogar mehr als die allgemeine Lebensführung. Aber eine Abnahme der Spartätigkeit kann man doch nicht beobachten. Die Zahl und die Höhe der Sparkassenbücher ist in Zunahme begriffen. Die Sparkasse ist der legitime Aufbewahrungsort der kleinen Ersparnisse. In den zwei Kemptener Baumwollspinnereien und Webereien ist über eine Million Arbeiterspargelder untergebracht. Wir glauben nicht an den Vorwurf der Abnahme der Spartätigkeit der Arbeiter, glauben vielmehr, daß der deutsche Arbeiter die Bedeutung des Besitzes gar wohl zu würdigen versteht.

Von seiten der Ärzte wird dann eingewendet, daß die soziale Fürsorge das Verhältnis zwischen Arzt und Patienten verschoben habe, daß namentlich

Auguste Rodin/Henri Rochefort



sozialdemokratisch geführte Krankenkassen gegen die Ärzte ungewöhnlich herrisch auftreten, daß der ärztliche Stand Gefahr laufe, proletarisiert zu werden. Es ist nicht zu leugnen, daß das Verhältnis zwischen Arzt und Kassen nicht so ist, wie es sein sollte. Aber die Vorwürfe der Ärzte gehen doch mitunter zu weit. Wir älteren Ärzte, die wir noch vor der sozialen Gesetzgebung tätig waren, erblicken in den Krankenkassen eine wesentliche Besserung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse. Wir bekamen von den kranken Arbeitern vorher nur selten Entlohnung unserer Heilbehandlung, und stets war sie unter der Armentaxe. Auch ist es nicht ganz richtig, daß lediglich die sozialdemokratischen Krankenkassen als Arbeitgeber schwer zu genießen sind. Es liegt im Wesen des Arbeiters und der niederen Gesellschaftsklassen überhaupt, daß sie das Herrentum da übermächtig betonen, wenn sie solches erlangt haben. Diese Erscheinung ist sogar im Parlamentarismus noch bemerklich. Wenn unser Parlament in der Mehrzahl der Mitglieder von Leuten aus dem sogenannten Volke besetzt wird, so wird es unerträglich radikal und die sogenannten höheren Stände und auch die Gesamtheit leiden darunter. Aber es ist das Kennzeichen innerlicher Schwäche, wenn die sog. Gebildeten die Führung verlieren. Durch zielbewußten Zusammenschluß können die Ärzte diese Gefahr wenigstens abschwächen. Übrigens ist die Kassenleitung eine Gelegenheit, die Arbeiter zu Verwaltungszwecken heranzuziehen und ihnen zu zeigen, daß im Leben des Volkes mit Prinzipienreiten allein nichts erreicht wird.

Dagegen kann man die vielen Klagen der Ärzte, daß durch die Zentralisierung der Krankenhilfe, wie sie von den Versicherungsanstalten und den Unfallberufsgenossenschaften durch die Übernahme der Heilbehandlung in den ersten 13 Wochen vollzogen wird, namentlich den Landärzten die Heilobjekte entzogen werden und daß dadurch die Lebensfähigkeit mancher ärztlicher Landposten in Frage gestellt wird, nicht so kurzerhand abweisen, wie es die oberen Versicherungsanstalten zu tun scheinen. Die Operationslust und der Medikamentenhunger wird durch die soziale Gesetzgebung gefördert. Aber auch hier tritt schon wieder ein Abflauen der Erscheinung ein. Verständige und gut geleitete Anstalten, wie z. B. die schwäbische es ist, haben das Fehlerhafte dieser Erscheinung schon erkannt. Es wird sich hoffentlich ein Weg finden lassen, Ärzte und Patienten wieder enger zu verbinden.

Weiter klagt man, daß die Krankenfürsorge die Frau als Gattin, und zwar in ihrer Eigenschaft als berufenste Krankenpflegerin der Familienglieder depositiert. Auch dies ist nur teilweise richtig. Es liegt im Geiste unserer Zeit, namentlich in den wirtschaftlichen Verhältnissen, daß die Frau sich der Pflege der kranken Familienangehörigen immer mehr entwöhnt. Leider ziehen auch Frauen des Mittelstandes, selbst wenn sie Zeit und Gelegenheit haben, ihre Angehörigen selbst zu verpflegen, immer mehr Berufspflegerinnen heran, auch in solchen Fällen, wo eine geschulte Krankenpflege nicht unbedingt nötig ist. Die Krankenpflege wird dadurch von der Hausfrauentätigkeit abgezweigt und zu einem Berufszweig ausgebildet, wie etwa das Kleider-

machen. Der Vorwurf, der die soziale Fürsorge trifft, ist nur der, daß sie die Kerbe tiefer schlägt. Es wird sich zeigen, ob der § 185 der RVO., der neben der Wartung durch Krankenpfleger, Krankenschwestern oder andere Pfleger das Belassen der Kranken der Hauspflege gestattet, sogar mit erhöhtem Krankengeld, auch die Pflege durch die Familienmutter umfaßt. — Im allgemeinen krankt die RVO. unter der zu geringen Berücksichtigung der Frau als Mutter. So gewährt der § 195 lediglich zwei Wochen Schonung mit Krankengeld vor der Entbindung. Eine viel zu kurze Zeit für das Gedeihen des Kindes und für die Gesundheit der Mutter. Die nächste Änderung der sozialen Fürsorge wird sich unter dem Drucke der stark abnehmenden Kinderzahl gerade bei der arbeitenden Klasse der Sicherung des Generationswechsels zuwenden müssen.

Was aber sind die positiven Leistungen der sozialen Gesetzgebung, die eine solche Umwälzung in der Rechtsstellung der Arbeiterklassen rechtfertigen würden? Die Erfolge der Arbeiterversicherung kann nur der richtig beurteilen, der die Zeit vor derselben miterlebt hat. Wir älteren Ärzte, die wir diese Zeit, man möchte fast sagen, am eigenen Körper miterlebt haben, können uns eine versicherungslose Zeit gar nicht mehr vorstellen. In tausenden und tausenden Fällen ist der Segen der Fürsorge wirksam geworden. Der einzelne und die Familie wurden unzähligemal gerettet und als Arbeitsmensch erhalten. Der Rückgang der Sterblichkeit in Deutschland ist das Hauptverdienst der Arbeiterfürsorge.

Akute und chronische Krankheiten, Alter und Unfälle sind wirksam lediglich durch die soziale Gesetzgebung bekämpft worden. Alle Spezialfürsorge gegen Tuberkulose, Kindersterblichkeit und anderes reicht nicht heran an die Wirksamkeit der sozialen Fürsorge. Die Ärzte bringen nirgends auf der Welt tiefer in das Volk ein als in Deutschland und nirgends kann ein Land gefunden werden, in dem den Ärzten mehr Möglichkeit geboten wäre, ihre Kunst zur Anwendung zu bringen als in Deutschland. Alle kleinen und oft kleinlichen Bemängelungen des Fürsorgegesetzes müssen vor dieser Tatsache schweigen. Und wenn noch auf die Prophylaxe hingewiesen wird, so ist die Begründung der Fürsorge überreichlich gegeben, sodann auf die Wohnungshygiene, auf die Verhütung der Unfälle, auf die vorbauende Tätigkeit gegen Trunksucht und Geschlechtskrankheiten und Ähnliches. Mögen andere Stände die soziale Fürsorge mit scheelen Augen betrachten; wir Ärzte sind begeisterte Anhänger.

Der innerliche Ausbau der sozialen Gesetzgebung wird noch manche Verbesserung bringen. Und es muß gesagt werden: die führenden Männer der Ausführung sind von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe erfaßt. Und dem inneren Ausbau wird die neueste Zeit sich wohl zuzuwenden haben. Um dies zu ermöglichen, muß man seine Spezialwünsche etwas zurücksetzen. Die Entwicklung muß organisch von sich herausgehen; sie darf nicht von außen hineingetragen werden. Die soziale Gesetzgebung ist ein Werk, um das uns die Welt beneidet. Möge dies stets so bleiben.

Der Rheinische Merkur / Von P. v. Groote

Ein dicker Band vergilbter Zeitungen: der Rheinische Merkur von 1814 und 1815. Aus den alten Blättern spricht ernst und leidenschaftlich die Stimme des Agitators vom Rheine — Görres. Und wir erinnern uns, wie alle, die mit Schwert und Feder für die deutsche Sache eintraten, den Götterboten jubelnd begrüßten. Blücher las die Blätter noch, ehe er sich abends zur Ruhe legte, Gneisenau erwartete ungeduldig die neue Nummer; die Grimms, Achim v. Arnim und Brentano freuten sich der mutigen Worte ihres Freundes, und der stolze Reichsfreiherr vom Stein zählte zu den Mitarbeitern des Rheinischen Merkurs. ‚Die fünfte Großmacht' im Kampf gegen Napoleon verdient ein dankbares Gedenken.

Zum erstenmal trat in Joseph Görres ein Journalist auf im Bewußtsein der Macht der öffentlichen Meinung. Er hatte vor Jahren im ‚Roten Blatt' voll teuflischen Spottes die Trauerbotschaft vom Tode des hl. Römischen Reiches ‚schwerfälligen Andenkens' mitgeteilt, und dann war das Rote Blatt umgewandelt worden zum ‚Blauen Rübezahl'. Ernüchtert von seiner Sendung nach Paris war Görres in das heimatliche Koblenz zurückgekehrt, und als Napoleon Deutschland unter sein Joch zwang, versuchte der Rheinländer mit dem Märker Achim von Arnim ‚die Vergangenheit vor den Wagen der teutschen Gegenwart zu spannen und das Bewußtsein des sondergearteten Teutschtums' wachzurufen.

Aber schon 1810 erklang es hell und sebstbewußt wie der Auftakt zum Rheinischen Merkur: ‚Was not tut vor allen Dingen, ist, daß in der Nation eine feste bestimmte öffentliche Meinung sich bilde, die entschieden und unverkennbar den eigentümlichen Charakter des Stammes ausdrücke. Die öffentliche Meinung ist der Chor im politischen Schauspiel. Die Publizität soll den Stein vom Grabe des Volkes heben, und der Volksgeist soll auferstehen.' Görres fühlte, daß es seine Mission sei, der Zeit seine Stimme zu leihen.

Als Blücher in der Neujahrsnacht 1813/14 den Rhein überschritt, da hielt es den Koblenzer nicht mehr, und am Sonntag, den 23. Januar 1814, erschien der ‚Rheinische Merkur'. Noch fehlte den ersten Blättern die Vignette, die erst Nr. 8 schmückt: Rhein und Mosel mit Amphoren, aus denen Wasser strömt, dazu Füllhorn und Früchte. Die Zeitung wurde viermal in der Woche ausgegeben, am Dienstag, Donnerstag, Samstag und Sonntag. Mit dem Merkur trat Görres in die geistige Gemeinschaft der großen Reformer Preußens ein, mit denen er den grimmigen Haß gegen den Usurpator und die heiße Liebe zum deutschen Volkstume teilte.

Der Merkur sollte mehr als eine gewöhnliche Zeitung sein, nämlich ‚die Stimme der Völkerschaften diesseits des Rheines'. Den lautesten Widerhall aber fand er nicht am Rhein, sondern in Norddeutschland. Nie hat Görres Preußen so nahe gestanden als in diesem Frühling, da er über Preußens Heer (Nr. 8 u. 9) schrieb: ‚Es war ein Schauspiel, dergleichen die neuere Geschichte nicht gesehen, als Preußen endlich das Unerträgliche von sich

werfend, auf einmal alle die Kraft wiederfand, die versiegt schien im Sande seiner Marken, und aufstand aus dem Hohn und Spotte wie der starke Mann, nachdem das Haar wieder nachgewachsen, um das ihn Hinterlist und Tücke einst gebracht.' Das Unerhörte, das sich in jenen Tagen so natürlich vollzog und das Volk zum Heer werden ließ, erfüllte den Rheinländer mit tiefer Freude. Als Justus Gruner, der Generalgouverneur, die ‚Aufforderung an die Männer und Jünglinge des Mittelrheins zum freiwilligen Kampfe für das alte gemeinsame Vaterland' ergehen ließ (Nr. 22), fügte Görres hinzu: ‚Schwaben, Pfälzer und alles, was den Rhein hinunter wohnt, müssen in allen deutschen Schlachten die Vorderhand sich gewinnen; denn der Rhein ist Deutschlands hochschlagende Pulsader.'

Der Traum der Weltbeglückung war längst ausgeträumt und Napoleon hatte die Völker in Staaten verteilt, als ob sie gleichartige Menschenmassen wären. Aber unter seinem eisernen Griff lernten sie erkennen, daß sie nicht lebten, sondern starben ohne Vaterland und Freiheit. Görres stellte als Axiom auf (Nr. 25): die Einheit und Unteilbarkeit jedes großen Volksstammes. Sein Rheinland gehöre zu Deutschland: ‚Waren wir gleich an Frankreich abgetreten, darum war der innere Verband mit unserem Volke nicht aufgehoben. Das Schwert hat man zwischen uns gelegt; nun eine höhere Macht das drohende Gewehr zerbrochen, rücken wir wieder aneinander wie die Ränder einer geschlagenen Wunde zusammenheilen, sobald der Stahlsplitter, der darin zurückgeblieben, herausgenommen ist. Wir haben ihnen allen lange gedient und ihnen die Ziegel gestrichen zu ihrem Bauwerk; jetzt, da die Zeit der Dienstbarkeit vorüber ist, ziehen wir mit Weib und Kind zu unseren Brüdern heim, und Gottes Feuersäule geht vor uns her.'

Der leidenschaftliche Haß gegen den Unterdrücker, der uns aus Kleists, Arndts und Fichtes Worten entgegenloht, spricht aus Görres (Nr. 30), wenn er das Bild des Kaisers entwirft, ‚der sein Verhängnis näher und schwärzer an sich rücken sieht, wie er wütend mit den Furien ringt, die ihn fassen und mit ihren Schlangengeißeln ihn zerfleischen. Alle Bienen auf seinem Königsmantel sind Skorpione ihm geworden, und nun fährt er einem gehetzten Stier gleich durch Krieg und Frieden, immer in neuer Wut, wenn ihn ein neuer brennender Pfeil erreicht.'

Als Napoleon sich nach Elba begeben mußte, kündigte der Merkur eine Proklamation an, die der Kaiser scheidend an die Völker Europas richte (Nr. 51). Wie ein Dämon sprach der Korse, und man hielt die Proklamation für echt. Es war ein stilistisches Meisterwerk von Görres, dessen wild züngelnde Phantasie ‚die fremde Maske' oft als wirksames Mittel brauchte. Nicht zu der Nachwelt will Napoleon reden: ‚Sie ist wie die Mitwelt aus Toren, Schwachköpfen und wenigen Bösewichten gemischt. Mir selbst und meinem Leben sollen die Worte, die ich spreche, ein Denkmal sein; es mag in der Wüste der künftigen Zeit stehen wie ein einsamer Fels, den erloschenes Feuer einst zerrissen.' Er läßt die Völker an seinem Geist vorbeiziehen: Gegen Deutschland habe ich vor allem zuerst den Blick gewendet. Ein

Volk ohne Vaterland, eine Verfassung ohne Einheit, Fürsten ohne Charakter und Gesinnung, ein Adel ohne Stolz und Kraft — das alles mußte leichte Beute mir versprechen.' Beim Brande Moskaus verkündet ihm der Geist aus der Flamme das Ende seiner Laufbahn: ‚Da habe ich den großen Entschluß gefaßt, mir vorauszusenden jene, die ich seither zu meinem mächtigen Werke gebraucht und das gewaltige Werkzeug zu zerbrechen mit eigener Hand, das ich zu Unerhörtem mir geschaffen. Roß und Mann sollten untergehen, und alle meine Schätze sollten verloren sein; nur ich allein sollte wie Karl V. meine eigene Leichenfeier überleben. So bin ich denn auf jenem Winterfeldzuge dem Tode gleich meinem Heere vorangezogen.' Zum Schluß prophezeit Napoleon dem französischen Volke die Sehnsucht nach seiner Herrschaft, denn ‚den wilden, irren Geist, der im Volke lebt, werden die alten Wiegenlieder nicht beschwören können.'

Der Wiener Kongreß lenkte Görres auf die inneren Zustände Deutschlands. ‚Die Völker haben ihren Fürsten geholfen, weil sie in ihnen die eigene Geschichte ehrten, aber nun sollen auch die Fürsten den Völkern helfen, zu ihren Rechten zu kommen. Noch sind die Deutschen, ob sie gleich Denkwürdiges getan, ein stummes Volk' (Nr. 47). Eine öffentliche Meinung muß durch Zeitungen geschaffen und zum Ausdruck gebracht werden, denn die vorhandenen Zeitungen, die er in ihrer Art und Haltung skizziert (Nr. 80), genügen nicht. — Und was wird aus Deutschland? Der Pariser Friede enttäuscht den Rheinischen Merkur, der es nicht fassen kann, warum man das französische Volk so glimpflich behandle. Für den inneren Zustand Deutschlands müßte durch eine Verfassung gesorgt werden; ‚denn kein Sterbehaus ist nach diesem Kriege das Reich geworden, wo lachende Erben in die Verlassenschaft sich teilen, sondern ein Haus des Lebens und der Wiedergeburt.'

Nr. 104 bringt den Entwurf einer künftigen deutschen Verfassung mit der nachdrücklichen Forderung, daß dem Volke eine verfassungsmäßige Stimme und eine Einwirkung in das Getriebe der Staatsverwesung gestattet werde. Was die Reformation geschieden, soll die Revolution nach drei Jahrhunderten vereinen: ‚die Mitternächtlichen und die im Mittag wohnen, die Bewohner der Ebene und der Meeresufer und die das Hochland und die Quellen der Flüsse besitzen.' Preußen soll im Norden, Bayern im Süden herrschen, Österreich über beide im Glanze der Kaiserwürde (Nr. 128, 129), ‚denn (Nr. 143) wir haben uns vollkommen überzeugt, daß bei der Schwäche und Verderbnis der Menschen alle republikanische Form nicht taugt'. Franz soll zum Neujahr 1815 Kaiser werden (Nr. 170) und den Deutschen ein neues Vaterland geben, ein starkes Reich. ‚Das tausendjährige Reich ist gleich einem Gliedermanne gewesen, dessen Gelenke alle durchsägt, nur durch einen Faden aneinander geheftet sind, grüßend und jämmerlich wie ein Besessener zappelnd, wenn einer — wer es auch sei — hinten am Faden zerrt. Als der oberste der Teufel auszufahren genötigt worden, riß er zur Bescherung den Schwanzfaden ab und fuhr lachend über die Gewässer, da er die Puppenglieder auseinander fallen sah.'

Mit einem inneren Glücksgefühl erlebte Görres die erste Jahresfeier der Leipziger Schlacht (Nr. 136), ‚die heilige Freuden- und Feuernacht, da von allen Rheingebirgen die Flammen loderten'. An seinem Rhein solle sich das Denkmal des Befreiungskrieges erheben: der Kölner Dom (Nr. 151). ‚In seiner trümmerhaften Unvollendung, in seiner Verlassenheit ist er ein Bild geworden von Deutschland seit der Sprach- und Gedankenverwirrung — so werde er denn auch ein Symbol des neuen Reiches, das wir bauen wollen.' Und der Romantiker Görres legte ein Wort ein für die geliebte Sprache (Nr. 154), die sich verjüngen solle im Brunnen ewiger Jugend, in der Betrachtung der alten Denkmale; — hatten doch die Brüder Grimm ‚den armen Heinrich' zum Besten der hessischen Freiwilligen drucken lassen, wurde doch eben die Edda und Reinecke Fuchs neu herausgegeben. Das Volk und die Jugend sollte den reichen Schatz unserer vaterländischen Geschichte kennen lernen (Nr. 247). ‚Verkündet durch alle deutschen Gaue das Lob des deutschen Volkes, daß es sich an sich selbst aufrichte und halte an seiner Seele, daß es seine Geschichte glorreich ins Leben zurückführe und unser eigenes Leben in der Geschichte kein Tod wird.'

‚Als die Wächter geschlafen haben und die Herren um den Mantel gestritten und gewürfelt, hat der böse Geist, dem man sorglos sich selber zur Verwahrung übergeben, den Stein von seiner Höhle weggerückt und ist entronnen.' Im März 1815 erschien Napoleon wieder, und der Götterbote rief die Völker auf zu kämpfen gegen die Macht der Finsternis und mahnte ernst die Süddeutschen, ihre Schmach abzuwaschen mit Blut. ‚Luzifer ist zurückgekehrt!' Noch immer hatte Deutschland kein Haupt und brauchte doch einen Kaiser und einen Reichsfeldherrn, und der Merkur hoffte als obersten Minister den Mann zu sehen, ‚den Deutschland kennt, denn auf einen Stein ist alles Vertrauen fest gegründet' (Nr. 215). Görres beobachtete bei Napoleon eine starke Veränderung, denn der Kaiser sprach plötzlich von Menschenwürde und Freiheit und Gleichheit, ‚aber mit seinen Gedanken hat das so wenig Zusammenhang wie der 100. Psalm mit der Weise eines Gassenhauers'. Der Merkur jubelte dem ‚Sturmherzog der Teutschen' zu, als Blücher die Schlacht bei Belle-Alliance entschieden hatte und forderte die Zurücknahme der Kunst- und wissenschaftlichen Werke, die dann auch wirklich von Blücher durchgesetzt wurde. Triumphierend (Nr. 299) rettete der Volontäroffizier von Groote, der ‚mit der Wegnahme alles von den Franzosen geraubten teutschen Eigentums' beauftragt war, das Bild des Petrus Martyr für seine Vaterstadt Köln.

Bei der Beratung der Friedensbedingungen brachte Görres mit Nachdruck die Wucht der öffentlichen Meinung zur Geltung (Nr. 270). ‚Immer lauter spricht sich das Bedürfnis aus, die Völkerbegrenzung endlich auf feste Prinzipien zurückzuführen. Also alles Land und jeder Bach, der von den Vogesen und Ardennen nach dem Rhein und nach der Schelde abfällt, sei deutsch und niederländisch, und was der Seine zugeht, bleibe französisch. Wo Volk an Volk grenzt, da ist Wasserscheide und Völkerscheide. Die

Sprache, das geistig Scheidende, muß sich anschließen.' Der Merkur forderte Elsaß und Lothringen für Deutschland, denn ‚Frankreich darf nicht mehr den großen Christoph (hl. Christophorus, ein Riese) in Europa spielen wollen'. Auch das Schicksal Preußens lag ihm am Herzen; ‚es sollte nicht länger in seiner zerfetzten Gestalt auf der Landkarte gesehen werden, denn seine Kraft ist für ganz Deutschland heilbringend. Das Anschließen an die progressiven Meinungen des Zeitalters hat Preußen schon viel Segen gebracht. Dieses Vorwärts sei das ewige Losungswort der Preußen. Es gab ihnen Sieg, es bringt ihnen Gedeihen.'

Die Feuer, die in den Stürmen des Krieges geleuchtet und gewärmt hatten, mußten im Frieden ausgelöscht werden. Der Merkur wurde dem Fürsten Hardenberg unbequem durch seine scharfe Kritik, durch die kühnen Worte des Volksredners, und am 3. Januar 1816 wurde der Befehl gegeben, das Blatt zu unterdrücken. Am 10. Januar erschien die letzte (Nr. 357) Nummer.

Zu dem köstlichen Vermächtnis jener ernsten Zeit gehört auch der Rheinische Merkur, und wenn wir die Namen der Männer nennen, die bei der Befreiung mit Hand angelegt haben, darf der Name des Rufers im Streit nicht fehlen — Görres.

Kleine Bausteine

Fr. W. Webers ‚Goliath' und K. Domanigs ‚Abt von Fiecht' / Von Anton Dörrer

Im Jahre 1878 erschien Friedrich Wilhelm Webers Sang von ‚Dreizehnlinden' und begeisterte bald das katholische Deutschland ‚so, daß Redwitz, ja selbst Droste-Hülshoff, Mörike und Stifter in den Hintergrund des schöngeistigen Interesses gedrängt wurden'. Der Westfale hatte in der Armseligkeit des damaligen Literaturbetriebes der deutschen Katholiken ein Thema und einen Ton getroffen, die wachsenden Widerhall erweckten. Mitte der achtziger Jahre war das Gedicht schon in 50 000 Exemplaren verbreitet (nun in 240 000), ein Erfolg, der seit Scheffels ‚Trompeter von Säkkingen' bis zu Karl Mays Romanen unerhört blieb.

Da ist es denn wohl begreiflich, wenn auch der junge Tiroler Dichter Karl Domanig seinen epischen Erstling ‚Der Abt von Fiecht' nebst dem Drama ‚J. Straub, der Kronenwirt von Hall' (beide zuerst bei Wagner, Innsbruck, jetzt, wie seine meisten Werke, bei Kösel, Kempten) dem gefeierten Glaubensgenossen zu Weihnachten 1886 mit einer Ergebenheitswidmung unter den Christbaum legte. Fr. W. Weber gefielen die Tiroler Dichtungen. Seine feinsinnige Tochter Elisabeth schreibt mir, daß Domanigs Bücher gerne in der Familie gelesen wurden. Leider ist der Briefwechsel zwischen beiden Epikern nicht zugänglich, da Weber seinen Einlauf meist verbrannte, wogegen derjenige Domanigs zur Zeit nicht gesichtet werden kann. Bekannt ist jenes Urteil, das der Westfale über das ‚hochinteressante' Schauspiel ‚Der Gutsverkauf' (Höfling, München, 2. Aufl.) an den Verfasser schrieb: ‚Es ist ein Tendenzstück, aber im Geiste des horazischen Spruches verfaßt: Et p r o d e s s e volunt et delectari poetae. Ich wünschte, daß es zehnmal jährlich in jeder Stadt, ja in jeder Dorfscheune aufgeführt werde!' Weber erhielt das Drama zugleich mit der Prachtausgabe der poetischen Erzählung ‚Der Abt von Fiecht', die, offenbar angesichts der illustrierten Ausgabe von ‚Dreizehnlinden', von Eduard von Luttich entworfen wurde, wahrscheinlich zu Weihnachten 1889, denn bald darauf ist obiges Weber-Wort in der Öffentlichkeit bekannt geworden.

Diese Daten, so spärlich sie sind, bleiben wertvoll in der Entstehungsgeschichte des ‚Goliath'. Die Anfänge dieser zweiten, größeren epischen Dichtung Fr. W. Webers reichen, wie Prof. Dr. J. Schwering in seinem grundlegenden Buche über des Dichters Leben und Werke (F. Schöningh, Paderborn 1900; vgl. auch M. Bremes Erläuterungen zu ‚Goliath') feststellt, in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück. Den Stoff verdankt Weber seinem Freunde, dem norwegischen Landschafts-

maler Magnus von Bagge. Am 1. April 1876, als der Dichter noch mit ‚Dreizehnlinden' beschäftigt war, schrieb er von Berlin an seine Tochter Elisabeth: ‚..... früher glaubte ich Dir mitgeteilt zu haben, daß er, Bagge nämlich, mit dicken Tränen auf den Backen eine Geschichte von Goliath erzählte, bei Tisch; er aß und weinte; es war bei Marcards (Geh. Justizrat in Berlin). Fast so verwunderlich war die Geschichte als die von ..., aber wunderbar schön. Er sollte sie aufschreiben, sagte ich damals. Indes er malt und malt, jetzt hat er wieder einen norwegischen Mondschein auf der Staffelei. Nichtsdestoweniger ißt der Goliath, ich habe ihm neulich die Disposition aufschreiben müssen, denn all Ding hat seine Mache, in der Mache, und zwar billig im Dialekt, d. h. Norske bonde tale. Dienstag Abend gehe ich zu ihm und sehe und höre. Er wird wieder weinen und essen. Seltsamer Anblick: ein Riese in Tränen! Auch ein Lied von einem Knecht soll er mir dann vorsingen, hebt sich an: ‚Och wär jag kommer hem' will sagen: Und wenn ich komme heim ...'

Diese Briefstelle erklärt das 14 Jahre später niedergeschriebene Eingangsgedicht zu ‚Goliath'. Frühjahr 1877 hörte die Tochter Webers die einfach rührende Geschichte selbst aus dem Munde des weichmütigen Norwegerriesen und schrieb sie zu Anfang der achtziger Jahre nieder. Im Frühjahr 1888, also nachdem Weber Domanigs Epos ‚Der Abt von Fiecht' kennen gelernt hatte, redete ihm einer seiner Freunde, namens Platte, zu, das Schicksal des Goliath und der Margit dichterisch darzustellen. Weber weigerte sich: Die Sache sei zu einfach, der Stoff zu dürftig, meinte er. Die Anregung blieb trotzdem nicht fruchtlos. Im Winter 1888 erwachte die schöpferische Stimmung wieder und der Poet klagt seiner Tochter: ‚Ich habe nichts auf der Raufe; mir ist so öde im Kopfe.' Da liest ihm Elisabeth ihren Entwurf von der norwegischen Bauerngeschichte vor und nun gewinnt der Stoff neues Interesse für ihn. Sein sinniges Auge weilt mit Liebe auf den dürftigen und scheinbar reizlosen Begebenheiten der Erzählung und in seinem nach Vorstellung und Gestaltung ringenden Gemüte sammeln sich Bilder und Stimmungen um die rührenden Leidensgestalten des armen Bauernknechtes und seiner treuen Margit, der reichen Erbtochter Knuds.

Der greise Sohn der roten Erde hatte ja zu Weihnachten die epische Charaktertragödie des Tiroler Oberst-Abtes nochmals vor seinem Geiste vorüberziehen lassen und den ersten Eindruck von der Meistererzählung erneuert und verstärkt erhalten durch die künstlerisch vollendeten Illustrationen des großen Schülers eines Schwind, Führich, Ludwig Richter und Schnorr. Als ihn nun sein Mandat im Frühjahr 1890 von der stark belastenden Berufsarbeit in Nieheim abrief nach Berlin und ihm größere Freiheit brachte, begann Fr. W. Weber sofort an der Ausarbeitung des ‚Goliath'. Sie erlitt keine Unterbrechung: Leben, Situationen und Charaktere sprangen nun auch ihm in körnigen Jamben frisch und kräftig hervor und schon im Juli 1890 konnte er das vollendete Werk seinem Freunde Landgerichtsrat Alfred Hüffer zur Kritik vorlegen. 1892 erschien ‚Goliath' bei F. Schöningh in

Paderborn und liegt heute in der 32. Original- und 15. Volksausgabe vor, wogegen Domanigs sechs Jahre älteres Gedicht erst die sechste Auflage erreicht hat.

Die Stoffe beider Epen tragen manches Verwandte in sich. Beide predigen Entsagung, die die Seele still und stark mache, und Menschengröße, die hinauswachse über das irdische Lebensglück. Beidesmal ist das eheliche Glück zweier Menschen unmöglich gemacht, die seelisch sich eins geworden sind, und zwar aus einem Grunde, der den Fernestehenden nicht befriedigt: Bei Domanig der Wahn des Abtes, nicht mehr zurückkehren zu dürfen zu seinem eigenen Weib und Kind*; bei Weber der feste Wille des Vaters Knud, daß seine Erbtochter nicht den Knecht zum Manne nehmen solle.

Die Verwandtschaft der Vorlagen mag den Westfalen bei der Bearbeitung beeinflußt haben. Dort wie hier ist eine ernste, ja schwermütige Stimmung festgehalten, die kontrastiert und gesteigert wird durch die Darstellung des Friedens- und Einfaltslebens und des Eheglückes von Nebenfiguren. Beide Dichter stellen die Menschen in ihnen liebgewordene Landschaften und lassen diese durch Szenenwechsel in die Handlung einwirken. Der Liebesidylle, dort vor den Augen der Leser sich abspielend, hier in der Vergangenheit liegend, wird die ringende Leidenschaft entgegengestellt, freilich künstlerisch gedämpft und veredelt. Mit großer Feinheit sind beide Vorwürfe ausgeführt; der Tiroler drängt die Vorgänge möglichst zusammen, ihm ist es vorab um die psychologische Entwicklung zu tun; der Westfale erzählt genetisch und erweitert seinen Stoff durch kulturhistorische Details. Das Kolorit entnehmen beide der Heimat und dem Volke ihrer Gestalten: Tirol und Norwegen, ohne gerade ihre Kulturbilder in einen Gegensatz zu unseren Tagen zu bringen. Obgleich die Stoffe gar oft Anlaß böten, ist beim Tiroler Volkspoeten wie auch beim ‚Dreizehnlinden'-Dichter alles Sentimentale, Weichliche, Kleinlich-Rührende oder gar Phrasenhafte vermieden. Im hellsten Sonnenlichte, scharf ausgemeißelt, echt plastisch stehen die Hauptgestalten vor uns. Mit einer gewissen Feierlichkeit, Klarheit und Eindringlichkeit sind die Begebnisse ins Leben umgesetzt. Ein mildverklärender Schimmer bestrahlt den Ausgang des Opferlebens.

Äußere Ähnlichkeiten fallen nun auf. Gleich den alten Epikern der deutschen Vergangenheit, zu denen sich beide Dichter mit Vorliebe in ihren Studien hingezogen fühlten, gleich den Altdeutschen also, die uns gewissenhaften Bericht glauben geben zu müssen, was sie singen und sagen wollen, erzählen Domanig und Weber von den Quellen ihrer Epen. In wenigen Versen

* Statt einer näheren Begründung darf der Verfasser wohl auf seine im Januar 1914 bei Kösel in Kempten neuaufgelegte Arbeit: ‚Karl Domanig, ein Beitrag zur Erkenntnis der Dichterpersönlichkeit, und die tirolische Literatur von 1800—1870' hinweisen, die seit mehr als einem Jahre fertiggestellt war und nur noch vor Erscheinen dem Tiroler Dichter zur Einsicht vorgelegt werden sollte. Leider machte die schwere Krankheit und schließlich der Tod Karl Domanigs die Absicht unmöglich und so mußte die Arbeit ohne das ‚Imprimatur' des Dichters der Öffentlichkeit übergeben werden.

verrät uns jener, daß er selbst mit seiner jungen Gattin auf das Unterinntaler Schloß des Landsknechtsvaters Jürg von Frundsberg gestiegen ist, und angesichts des gegenüberliegenden Stiftes Fiecht die Lebensgeschichte des nicht minder kriegerischen Erbauers erzählt:

‚Wie ich sie da und dort gehört, gelesen,
Und sie ergänze nach dem eignen Sinn.
Just, da ich dich beglückt am Arme halte,
Mag ich mich denken in des andern Not;
Denn der uns beten lehrte, hieß der Bitte
Um zeitlich Wohl anfügen unserer Schuld
Und unsrer Schwäche offenes Geständnis.'

Fr. W. Weber versetzt sich mit behaglicherer Breite in die Zeit seines Berliner Aufenthaltes zurück, wo der Verkehr mit lieben Leuten ihm viel Anregung und Abwechslung bot. Mit Humor schildert er das Mahl bei dem biedern roten Freunde Marcard, das durch die Feierlichkeit der Hausfrau in ihrer burgunderroten Seide steif und ungemütlich war, bis der Diener, ‚ein frommes Blut vom Lande', durch ein Versehen Herz und Zungen löste. Auch Weber läßt den Kontrast der damaligen Gesellschaft mit der Geschichte aus dem Munde seines Freundes M. v. Bagge hervortreten, der weinend und essend erzählte von den stillen Menschen, ‚ernst und treu und fest, den harten Klippen ihrer Berge gleich'. Weber glaubt bescheiden, so wie der Maler, der Selbsterlebtes schildert, könne er nicht erzählen:

‚Tu jeder, was er kann! Und so beginnt
Von Goliath die traurige Geschichte.'

Domanig beschließt seine Selbsterzählung, an die Eingangsworte erinnernd:

‚Was ist dir? Deine Hand von Tränen feucht?
Komm, es ist spät! Von drüben tönt der Mönche
Gebet: Procul recedant somnia
Et noctium phantasmata — wie weiland;
Komm, laßt uns gehen, Schatten wirft die Nacht!'

Und Weber läßt die Geschichte des Goliath in dessen eigene Worte ausklingen:

‚Magnus, du weinst? — Still: Gott regiert die Welt!
Doch gehn wir nun ins Haus. Scharf weht der Wind
Und wälzt vom Elv herauf die grauen Nebel.
Erloschen ist der Mond in Eis und Schnee
Des Klippenkamms, und Mitternacht vorbei.'

Die zwei Stellen des Rahmens sprechen deutlich für manche Stellen in den Geschichten selbst, die mehrmals in Beziehung mit den Erzählern gebracht werden.

Und nun noch die Form beider Dichtungen. Sie ist schlicht und klar gemäß dem Inhalt. Der reimlose fünffüßige Jambus ist mit Meisterschaft gehandhabt, er zeigt sich gleich geeignet für die einfachen Worte der Er-

zählungen wie auch für die lieblichen und ernsten und vor allem bei Weber großartigen Naturschilderungen. Es werden selten poetische Bilder und Figuren gebraucht, bei Domanig wie aus Homer ins Tirolische übertragen, bei Weber wiederholt an Tennyson gemahnend. Dem Dichter von ‚Dreizehnlinden' kommt noch, wie von selber, die Alliteration in seine Reihen.

Zwischen ‚Dreizehnlinden' und ‚Goliath' bestehen große Unterschiede. Dort die eintönige Strophe, die viele Musik und Malerei, die episch-lyrische Mischform, die zahlreichen Einschübe, die Weitschweifigkeit der Erzählung und des Ausdrucks und doch eine magere Handlung und geradlinige Entwicklung, Mangel an psychologischer Vertiefung, nebenbei Hinweise und Belehrungen für die Gegenwart — hier die Einheit und Geschlossenheit der ausgesprochen epischen Form und Handlung, die psychologischen Charakterstudien: Erscheinungen, die wir wohl dem Eindruck der Tiroler Dichtung zusprechen können. Auch die Spruchweisheit des ‚Goliath' finden wir bei Domanig in klassischer Prägnanz. Wer war wohl dessen Lehrmeister: Schiller, Fr. W. Weber? Oder beide? Hier wollen wir jedenfalls nicht von einem Einflusse Domanigs auf ‚Goliath' sprechen.

Es ist wohl anzunehmen, daß auch die dem Tiroler Dichter unbekannten Übertragungen Webers von Tennysons ‚Enoch Arden' und „Aylmers Field' auf ‚Goliath' Einfluß nahmen. Webers nordische Fahrten werden diesen nur verstärkt und Bagges Erzählungen ihn aufgefrischt haben. Auch Domanigs ‚Abt von Fiecht' wurde von Kjeld Stub auf Anregung Krogh Tonnings im Jahre 1896 ins Norwegische übersetzt und im Norden derart begeistert aufgenommen, daß der Dichter sagen mußte, er sei in Wien und Deutschland zeitweise weniger bekannt gewesen als in Skandinavien. Wahrscheinlich hat das Tiroler Epos auf Weber eingewirkt, ohne daß er oder seine Umgebung den Vorgang ahnten. Eigentümlich ist nur, daß die empfangenen Anregungen noch von keiner Seite aufgedeckt, ja auch nur geahnt wurden. Ihre Feststellung hätte der westfälischen Dichtergröße keinen Eintrag getan, wohl aber eine Erklärung für den Wechsel in den dichterischen Arbeiten Webers und einen neuen Beweis für den innigen Zusammenhang der katholischen Dichtung des letzten Drittels im vorigen Jahrhundert erbracht. —

Domanigs ursprüngliche Begeisterung für ‚Dreizehnlinden' erlitt in späteren Jahren eine kleine Einbuße zugunsten mehrerer Balladen, Marienlieder und Spruchverse Fr. W. Webers, wie ja auch unsere Literarhistoriker einen ähnlichen Wandel im Urteil vollzogen.

Rodin über Porträtplastik / Von Konrad Weiß

Die erste Frage, die man bei einem Bildnis zu erheben pflegt, geht nach der Ähnlichkeit. Man hört darüber streiten, ob ein Porträt die Züge einer Persönlichkeit in erster Linie mit photographischer Treue festzuhalten

habe, oder ob es zuvorderst irgend einem Gesetz künstlerischer Schönheit gerecht werden müsse. Paul Gsell, der in der Art eines zweiten, mehr zum Interviewer abgewandelten Eckermann Gespräche mit dem berühmten französischen Bildhauer Rodin unter dem Titel: Auguste Rodin ‚Die Kunst'* gesammelt hat, brachte bei einer Betrachtung der Büste Voltaires von Houdon eben dieses Thema zur Sprache.

Rodin hatte begeistert den Ausdruck dieser Büste interpretiert: ‚Wunderbar, ganz wunderbar! Das ist die Personifikation der Schalkheit. Der leicht verstohlene Blick scheint einen Gegner zu belauern. Die spitze Nase gleicht der eines Fuchses; sie scheint sich zu kräuseln, um auf beiden Seiten Irrtümer und Lächerlichkeiten zu wittern; man sieht, wie die Nasenflügel zucken. Und der Mund: welch ein Meisterwerk! Er ist von zwei Spottfurchen eingerahmt und sieht aus, als ob er irgendeinen Sarkasmus murmelte. Dieser ungemein lebendige, etwas kränkliche und recht wenig männliche Voltaire macht den Eindruck einer listigen, alten Klatschbase.' Dann fing Rodin wieder an, die höchst kunstvolle Gestaltung dieser ‚durchsichtigen, leuchtenden' Augen zu bewundern. Dieser Bildhauer habe besser als irgendeiner ‚den schimmernden Glanz der Iris wiedergeben können. Er hat geistreiche, ganz kleine Erhöhungen angebracht, die, je nachdem sie beleuchtet sind, den Widerschein des Tageslichts in der Pupille vollendet vortäuschen'. Rodin fand in dieser künstlerischen Vorliebe Houdons eine wesentliche Charaktereigenschaft seiner Kunst. ‚Der Blick ist für Houdon mehr als die Hälfte des Ausdrucks. Durch die Augen dringt er in die Seele, die ihm kein Geheimnis vorenthalten kann. Daher ist es auch ganz müßig, zu fragen, ob diese Büsten etwa ähnlich wären.'

Sein Gesprächspartner erinnerte darauf an eine Anekdote von Henner, der einer Dame, die sich über die geringe Ähnlichkeit ihres Porträts beklagte, antwortete: ‚Meine Gnädige, nach Ihrem Tode werden Ihre Erben sehr glücklich sein, ein schönes Porträt von Henner zu besitzen und sich nicht darum quälen, festzustellen, ob das Bild Ähnlichkeit mit Ihnen hat oder nicht.' Rodin nimmt diese Antwort Henners für eine Laune und spricht sich dafür aus, daß die Ähnlichkeit bei einem Porträt unentbehrlich sei. ‚Man muß sich natürlich über die Art von Ähnlichkeit verständigen, die Porträt und Büste unbedingt erfordern. Wenn der Künstler nur oberflächliche Züge wiedergibt, wie sie auch die Photographie machen kann, wenn er genau die verschiedenen Linien einer Physiognomie nachzeichnet, ohne sie mit einem

---

* Leipzig, Ernst Rowohlt. 5 Mk. Mit ca. 70 Abbildungen nach Werken Rodins und früherer Meister, an welche die Gespräche angeknüpft sind. Das Buch bringt mehr oder weniger eingehende Erläuterungen zahlreicher Kunstwerke in der hier zitierten Gesprächsform und macht in zwar einseitiger, jedoch lebendiger und unmittelbarer Weise mit modernem Kunstgefühl vertraut, setzt aber eigenes Urteil und die Fähigkeit zu unstofflicher Betrachtung voraus. Der spät zu Ruhm gelangte nunmehr 73jährige Rodin ist mit den neuen Gegensätzen von Natur und Geist, die in seiner Kunst nach Gestalt ringen, der bedeutendste Bildhauer unserer Zeit.

Charakter in Beziehung zu setzen, so verdient er keine Bewunderung. Er muß die geistige Ähnlichkeit zum Ausdruck bringen können, darauf kommt es einzig und allein an. Der Bildhauer oder der Maler muß hinter der Ähnlichkeit der Maske die der Seele suchen. Kurz, alle Züge müssen „ausdrucksvoll" sein, das heißt, sie müssen helfen, seelisches Leben anschaulich zu machen.'

Rodin spricht dann seine Ansicht aus, daß ,kaum eine andere künstlerische Aufgabe so viel Scharfblick wie die Büste und das Porträt beanspruche, und geht näher darauf ein, worauf es bei der geistigen Ähnlichkeit des Ausdrucks ankomme. ,Ein solches Werk wiegt eine ganze Biographie auf. Die Büsten Houdons zum Beispiel sind wie Memoirenabschnitte geschrieben. Zeit, Abstammung, Stand, Beschäftigung, persönlicher Charakter, alles steht darin. Hier (im Louvre), gegenüber Voltaire, haben wir Rousseau. Der Blick verrät viel Scharfsinn. Alle Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts besitzen diese Eigenschaft; sie sind Kritiker. Sie prüfen alle bis zu ihrer Zeit anerkannten Prinzipien genau nach, sie haben alle Forscheraugen. — Und nun die Herkunft. Man erkennt sofort den Genfer Plebejer. So aristokratisch und vornehm Voltaire ist, so derb und fast gemein schaut Rousseau aus: an den vorspringenden Backenknochen, der kurzen Nase, dem breiten und eckigen Kinn erkennt man den Uhrmacherssohn und ehemaligen Bedienten. Den gelehrten Stand des Philosophen verrät die gewölbte und sinnende Stirn. Die antike Tracht ist durch das klassische Stirnband markiert, ein aus freien Stücken angenommenes saloppes Aussehen, vernachlässigte Haare, eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Diogenes oder Menippus: alles das kennzeichnet den Prediger der Rückkehr zur Natur und zu einem primitiven Lebenswandel. — Bleibt noch der individuelle Charakter. Ein allgemeines Verziehen des Gesichtes deutet den Misanthropen an. Gerunzelte Augenbrauen und eine tiefe Sorgenfalte auf der Stirn lassen einen Menschen erkennen, der sich ,und zwar oft mit Recht, beklagt, daß man ihn quält und peinigt. Sagen Sie selbst, ist das nicht der beste Kommentar der „Bekenntnisse"?'

Schließlich gibt Rodin noch eine ausführliche Deutung der Büste Mirabeaus. ,Herausfordernde Haltung, unordentliche Perücke, ungenierte Tracht. Der heiße Atem der Revolution streift dies wilde Tier, das losbrüllen möchte. Herkunft: Der ehemalige Aristokrat zeigt sich in der Gestalt eines Menschen, der gewöhnt ist, zu befehlen, zeigt sich in einer stolzen Stirn, in regelmäßig geformten und schön geschwungenen Augenbrauen. Aber die demokratische Schwerfälligkeit der pockenartigen Wangen und des tief in den Schultern steckenden Halses bestimmen den Grafen Riquetti mit dem dritten Stand zu sympathisieren, dessen Fürsprecher er geworden ist. Stand: Volkstribun. Der Mund tritt wie ein Sprachrohr hervor, und um seine Worte möglichst weit schicken zu können, hebt Mirabeau den Kopf, weil er, wie die meisten Redner, klein von Gestalt war. Bei dieser Art Menschen entwickelt die Natur tatsächlich die Lunge, den ganzen Brustkasten,

auf Kosten der Körpergröße. Die Augen richten sich nicht auf eine bestimmte Person, sondern sie ruhen auf einer großen Versammlung. Die Unbestimmtheit dieses Blickes hat etwas Prächtiges und Imponierendes an sich. Und ist die Leistung, vermittels eines Kopfes die Vorstellung einer ganzen Menge, ja eines ganzen Landes, das zuhört, erwecken zu können, nicht wunderbar? Und erst der individuelle Charakter! Beachten Sie die Sinnlichkeit der Lippen, des Doppelkinns, der bebenden Nasenflügel, und Sie werden schnell die schwachen Seiten dieser Persönlichkeit erkennen: ein gewohnheitsmäßiges Schwelgen in Wollust und das Bedürfnis eines üppigen Lebens. Alles ist darin.'

Dieser Art, eine Persönlichkeit zu erfassen, entspricht auch Houdons Stil. ‚Genau wie in den besten geschriebenen Erzählungen üben an diesen Memoiren aus Ton, Marmor und Bronze die sprühende Grazie des Stils, die Leichtigkeit der Hand, die sie sozusagen redigierte, die Freigebigkeit der echt französischen vornehmen Empfindung, die sie komponierte, den größten Reiz aus.'

Das Gespräch führte zur Betrachtung einer Reihe von Rodins eigenen Porträtbüsten. Man hat bis vor kurzem — und die resümierenden Kunsthistoriker sind heute noch nicht weiter gekommen — die, hauptsächlich französische, Kunst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts mit dem Schlagwort Impressionismus bezeichnet, da man glaubte, ihr Wesen bestehe darin, einen flüchtigen Eindruck möglichst schnell, undurchgeistigt und unidealisiert wiederzugeben, und daher rühre auch das skizzenhafte Aussehen der Oberflächen dieser impressionistischen Werke. Weil diese Werke nach den Schönheitsbegriffen der jeweils älteren Generationen zerrissen und skizziert aussehen, wirft man den neueren vor, sie könnten nicht zeichnen. Diesen Vorwurf hat man seinerzeit auch gegen Delacroix, den großen Vorgänger der Moderne erhoben, und dann nach seinem Tode viele Tausend Zeichnungen vorgefunden, die um teures Geld verkauft werden konnten. Auch Rodins Porträtbüsten eignet nichts weniger als eine klassizistische Zeichnung und Rundformung. Nichts falscher, als deshalb von impressionister Willkür des Ausdrucks und von Flüchtigkeit zu reden. In seinem, mehr symbolisch zu verstehenden Balzackopf steckt wenigstens qualitativ seine halbe fleißige Lebensarbeit und von seinem Victor-Hugo-Bildnis berichtet das Tagebuch der Brüder Goncourt, daß er sich mit 60 Skizzen darauf vorbereitet habe. Er selber schildert in dem Buche, dem wir eben seine Ansichten und Urteile entnehmen, die mühselige Vorarbeit mit Bleistift und Ton zu dieser Büste, da sich Hugo nicht zu einer regelrechten Sitzung bestimmen ließ. Nicht weil sie äußerlich weniger fertig wären — sie sind im Gegenteil innerlich voller —, sehen Rodins Büsten fragmentarischer aus als die Houdons, sondern weil sie aus einem anderen Kulturverhältnis heraus entstanden sind, weil in ihnen ein stärkeres Naturverhältnis sich zu gestalten beginnt, während die Werke Houdons wesentlich Kulturprodukte sind.

In den Gesprächen Rodins mit Gsell übernimmt der verständige Inter-

viewer zum Teil selber die Interpretation der Büsten des Meisters. Er erläutert die Büste Henri Rocheforts. ‚Man kennt diesen revolutionären Kopf mit der verbeulten Stirn, ähnlich der eines händelsüchtigen Kindes, das sich unausgesetzt mit seinen Kameraden herumpufft. Der Schopf, eine flackernde Flamme, wirkt aufreizend wie ein Alarmsignal. Dieser Kopf mit dem spöttisch verzogenen Mund, dem zornigen Knebelbart! Ein beständiger Aufruhr, der Geist der Kritik und der Kampflust beleben diese wunderbaren Züge, auf denen sich geistige Strömungen unserer Zeit wiederspiegeln.‘ Rodin behauptet bei diesem Porträt im Hinblick auf Stirn und Mittelpartien, niemals habe er den klassischen lateinischen Typus so rein wiedergefunden wie bei Rochefort. Diese Bemerkung sowie die andere, die er bei der Büste des Malers Laurens macht, den er wegen der Form seines Schädels und seines offenen Mundes mit dem vorspringenden Unterkiefer für einen Abkömmling der alten Westgoten Spaniens hält, zeigen ebenfalls deutlich, wie wenig mit einem Worte wie Impressionismus oder Naturalismus gesagt ist, und wie hier ein starkes Naturverhältnis die Bahn der Kultur an einem Ende verläßt, um an einem Anfang, bei der Frage der Rasse, wieder hineinzutreten. Darin zeigt sich eine umfassende geistige Wiederkehr.

Das Gespräch wandte sich der schönen, pietätvollen Büste des großen französischen Monumentalmalers Puvis de Chavannes zu*. Die Bemerkung wird vorausgeschickt, daß ‚für alle, die den Menschen kannten, dieses Bildnis von packender Ähnlichkeit sei‘. ‚Er trug, sagte Rodin, den Kopf hoch. Sein fester und rundlicher Schädel schien wie dafür gemacht, einen Helm zu tragen, und seinem gewölbten Brustkasten schien ohne Panzer etwas zu fehlen. Man stellte ihn sich gern als einen Ritter vor, der bei Pavia an der Seite Franz des Ersten kämpfte, um wenigstens die Ehre zu retten.‘ Der Zuhörer findet in Puvis ‚den Aristokraten vom alten Stamme wieder: die mächtige Stirn und die majestätischen Brauen offenbaren den Philosophen, und der ruhige, weitschweifende Blick verrät den großzügigen Freskenmaler, den erhabenen Landschafter. Es gibt keinen moderneren Künstler, dem Rodin mehr Bewunderung, einen herzlicheren und aufrichtigeren Respekt zollt als dem Maler der heiligen Genoveva.‘ Rodin selber spricht noch begeistert davon, daß dieser große klassische Geist in seiner Zeit gelebt habe und daß er ihm die Hand drücken durfte, und fügte bei: ‚Puvis de Chavannes liebte meine Büste nicht, und das habe ich in meinem Schaffen stets bitter empfunden. Er behauptete, ich hätte eine Karikatur aus ihm gemacht. Und doch bin ich sicher, nur alles, was ich an Begeisterung und Verehrung für ihn fühlte, in meiner Skulptur ausgedrückt zu haben.‘

Wenn der Aufzeichner der Urteile Rodins am Schlusse der Porträtbetrachtung bemerkt, wie Houdon die Memoiren des achtzehnten Jahrhunderts geschrieben habe, so habe Rodin die des ausgehenden neunzehnten verfaßt, so mag das als eine façon de parler gelten. Tatsächlich aber hat die

* Unsere Abbildung zeigt die Büste nicht ganz fertig.

Auguste Rodin/Puvis de Chavannes



pointierte Memoirenliteratur des achtzehnten Jahrhunderts im neunzehnten aufgehört. Rodin ist mit Houdon in der französischen Geschicklichkeit der formalen Bilddisposition verwandt, aber schon in seinem persönlichen Verhältnis zu seinen Kunststoffen ein zeitlich ganz anderer Charakter. Gsell hat auch das noch zu Rodin auszusprechen versucht. ‚Der Skeptizismus, der im achtzehnten Jahrhundert bei aller sichtlichen Unzufriedenheit durchaus zurückhaltend und kritisch war, ist bei Ihnen peinlich abstoßend geworden. Die Menschen Houdons waren umgänglicher, die Ihrigen sind inhaltreicher, geschlossener. Die Houdons richteten ihre Kritik gegen den Mißbrauch eines Regimes; die Ihrigen scheinen den Wert des menschlichen Lebens selbst in Frage zu stellen und von der peinigenden Angst nicht mehr loszukommen, daß unsere höchsten Wünsche niemals verwirklicht werden können.‘

Man hört diese moderne Elegie stolzer Leidensfähigkeit in der Gegenwart nicht selten; indes die moderne ehrliche künstlerische Arbeit ist gesünder als die Stimmung, von der sie reflexiv und nicht vorausschauend begleitet wird. Rodin nimmt für sich und seine Büsten die Wahrheitsliebe in Anspruch. In der Tat, wenn man etwa nur vergleicht, wie Houdon seine Köpfe darbietet auf runden, feinen Postamenten gleich Aperçus und wie Rodins Menschen sich aus der Materie kämpfen, wie die große Balzacstatue mit breitem Fuß auf der Erde Halt faßt, so erkennt man, wie dort geschichtliche Wirklichkeit zum logischen Spiele wird und wie hier naturgebundener Zweifel anfängt, neue Wahrheit zu werden. Balzac, der in seinem Hirne Geschlechter auflöste, wird ein Element Erde für neue Geschlechter. Die zweifelnd prüfende Miene Puvis de Chavannes, eines nach der künstlerischen Tradition zurückgewandten Geistes, ist reifer und näher an neuen Erkenntnissen, als sie die eben vergangene Tradition in einer mehr spielenden Zweifelsucht besitzen mochte. Bei Houdon sind die Augen ausgebildet und erkennen und beherrschen die Nähe um sich. Bei Rodin unterscheiden sich die Augen nur wie Höhlen von der Materie, aus der sie sich öffnen, aber sie nehmen einen elementaren Ausdruck an und haben vor sich eine verborgene Ferne. In jenem Geiste, von dem die Kunst auch Ausdruck wird, der aber nicht in der Macht des Künstlers gelegen ist, in der geschichtlichen Bedingtheit sind Houdons und Rodins Werke verschieden wie Extreme, wie das enge Milieu der aufgeklärten Vernunft von den Geheimnissen einer neu aufgeschlossenen, unendlich scheinenden Natur. Von solchen Gesetzen höheren geschichtlichen Lebens schweigt Rodin allerdings, und so bleibt sein Urteil im letzten Grund doch Sache des Stoffes und Gefühls.

Wenn wir erwartet hätten, auf dem Wege bloßer künstlerischer und individueller Betrachtung Gesetze über das Verhältnis von Porträtähnlichkeit und künstlerischem Ausdruck zu erfahren, so wüßten wir jetzt, daß es solche Gesetze nicht gibt, sondern daß die individuelle Porträtähnlichkeit durch ein geschichtliches Verhältnis bedingt wird. Also gibt es doch solche Gesetze; denn auch die Geschichte hat ihre Gesetze. Wenn wir sie genau erkännten,

würden wir einsehen, daß nicht das Individuum und nicht die Zeit ihren Ausdruck und den Grad ihrer Ähnlichkeit bestimmt, sondern daß das Maß zum voraus gegeben ist. Porträtähnlichkeit ist eine Sache der, geschichtlich vermittelten, Weltanschauung. Man kann demnach eine hohe Kunstauffassung verstehen, die von vornherein auf Porträtähnlichkeit verzichten will, eine Kunst, die Unbedingtes darstellen will und darum das menschlich Wandelbare ausschließen möchte. Dieses tiefe Dilemma liegt der einfachen Frage nach der Porträtähnlichkeit zugrunde.

Das ,Hohe Lied' als Oper / Von Eugen Schmitz

Im November 1913 hat die Münchener Hofoper ein dramatisches Erstlingswerk eines jungen Komponisten zur Uraufführung gebracht, das nicht nur durch seine künstlerischen Qualitäten, sondern vor allem auch durch die Eigenart seines Vorwurfs Aufsehen erregen mußte. ,Sulamith' ist die Novität betitelt, und der Komponist Paul v. Klenau hat mit ihr nichts Geringeres versucht, als ein Fragment aus der Bibel, das ,Hohe Lied Salomonis', in der Herderschen Übersetzung ohne jede weitere textliche Bearbeitung dramatisch zu vertonen und darstellerisch auf die Bühne zu verpflanzen. In sechs zu einem Akt von knapp einstündiger Dauer zusammengefaßten Bildern soll nach der Intention des Autors ,das in den Liedern und Wechselreden der biblischen Dichtung verborgene Drama — das Werben des Königs Salomo um die Sulamith, die Trennung und Wiedervereinigung der Liebenden — wie eine einzige farbenglühende Vision auf der Bühne vorüberziehen'.

Ein Versuch von gewiß seltener Kühnheit! Denn wie oft die Bibel auch der dramatischen Kunst und speziell der Oper schon fruchtbare Anregung gab — die Idee, ein Stück daraus in Originalfassung bühnentechnisch zu verlebendigen, dürfte schwerlich jemals schon verwirklicht worden sein. Und doch hat gerade das ,Hohe Lied' künstlerische Charakterzüge, die einen solchen Gedanken wohl nahezulegen vermögen. Die vielumstrittene philologische Erklärung und die theologische Deutung des biblischen Fragments scheiden bei der Erörterung eines solchen Falls natürlich gänzlich aus; hier kommt nur sein künstlerisches Wesen in Frage. Dieses ist wohl von niemanden schöner und wärmer gepriesen worden als von Goethe in den ,Noten und Abhandlungen' zum ,West-östlichen Divan'. ,Wir verweilen', heißt es dort, ,sodann einen Augenblick bei dem Hohen Lied, als dem Zartesten und Unnachahmlichsten, was uns vom Ausdruck leidenschaftlicher, anmutiger Liebe zugekommen. Wir beklagen freilich, daß uns die fragmentarisch durcheinander geworfenen, übereinander geschobenen Gedichte keinen vollen, reinen Genuß gewähren, und doch sind wir entzückt, uns in jene Zustände hinein zu ahnen, in welchen die Dichtenden gelebt. Durch und durch wehet eine milde Luft des lieblichsten Bezirks von Kanaan; ländlich-trauliche Verhältnisse, Wein-, Gar-

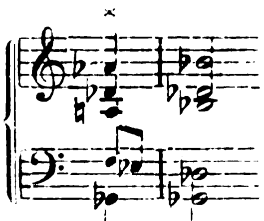
ten= und Gewürzbau, etwas von städtischer Beschränkung, sodann aber ein königlicher Hof mit seinen Herrlichkeiten im Hintergrunde. Das Hauptthema jedoch bleibt glühende Neigung jugendlicher Herzen, die sich suchen, finden, abstoßen, anziehen unter mancherlei höchst einfachen Zuständen.' Mit diesen Worten hat Goethe am ‚Hohen Lied' zwei Momente hervorgehoben, die einer Verwertung desselben als musikalisches Bühnenwerk sehr günstig zu sein scheinen: einen an starken Affekten reichen seelischen Stimmungsgehalt einerseits und wechselvollen äußeren Bilderreichtum der lyrisch angedeuteten Situationen anderseits. Gerade die Ausmalung des letzteren in all seiner echten orientalischen Farbenpracht nicht lediglich der Phantasie zu überlassen, sondern auf der Bühne dem Auge wirklich zu verlebendigen, ist ein an sich naheliegender und dankbar zu realisierender Gedanke. Was aber den Stimmungsgehalt der biblischen Dichtung betrifft, so ist dieser seiner erotischen Natur zufolge so unmittelbar ‚musikalisch', daß seit Palestrina die Musiker immer wieder seinem Zauber sich gefangen gegeben haben. Ein Moment aber fehlt dem bildnerisch und musikalisch so reichen Vorwurf, und dieses eine ist gerade ein Lebensnerv jedes szenischen Kunstwerkes: die greifbare dramatische Handlung. Gewiß ist, wie bereits angedeutet, eine Art Drama in dieser Situationslyrik verborgen; aber es erscheint so ganz nach innen konzentriert, dabei so feinnervig und — infolge der fragmentarischen Überlieferung des Ganzen, wie auch Goethe andeutet — so schattenhaft, daß es im grellen Licht der Bühne, das stets schärfste Zeichnung und ganz markante Konturen verlangt, leblos verblaßt. Einen greifbaren dramatischen Eindruck vermag Klenaus ‚Sulamith' darum nicht zu vermitteln; es bleibt wirklich bei der ‚Vision' mit der allem Visionären eigenen verschwommenen Unfaßbarkeit. Trotzdem hinterläßt das Werk einen starken Eindruck, und das ist in erster Linie das Verdienst der Klenauschen Musik.

Paul v. Klenau ist von Geburt Däne; er stammt aus Kopenhagen, wo er am 11. Februar 1883 als Sohn eines reichen Kaufmanns das Licht der Welt erblickte. Seiner musikalischen Ausbildung nach ist der Künstler jedoch so gut wie ausschließlich Deutscher; Max Bruch in Berlin und vor allem Ludwig Thuille in München sind seine führenden Lehrer in der Komposition gewesen. Vor ‚Sulamith' hat er bereits durch einige große Orchesterwerke Aufsehen in der musikalischen Welt erregt. Erschien er hier als geistiger Jünger Bruckners, so zeigt ihn die Musik der ‚Sulamith' auf den Spuren der Jungfranzosen, vor allem Debussys. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir speziell in des letzteren Musikdrama ‚Pelleas und Melisande' das eigentliche musikalische Vorbild von Klenaus Opernakt sehen. Namentlich die impressionistische Technik Debussys hat es Klenau angetan; gleich dem Franzosen läßt er an Stelle polyphon leitmotivischer Thematik oft schlichte Untermalung durch die orchestrale und harmonische Klangfarbe treten, führt auch die Singstimme gerne mit Verzicht auf melodische Linie rein deklamatorisch. Am stärksten ‚debussystisch' ist aber seine Harmonik, die das Empfinden der Tonart zugunsten freiester Kühnheit der Modulation überhaupt ausschaltet. Im letzteren Punkt, der

die Partitur der ‚Sulamith‘ für den Musiker zu einem ganz besonders interessanten Studienobjekt macht, spielen übrigens zweifellos sogar Einflüsse des deutschen ‚Futurismus‘ (Arnold Schönberg und Genossen) herein, freilich in so maßvoller Weise, daß darunter die musikalische Vernunft noch nicht leidet. Immerhin weist nach dieser Quelle die Vorliebe Klenaus für Harmonien mit der großen Sept, wie z. B.

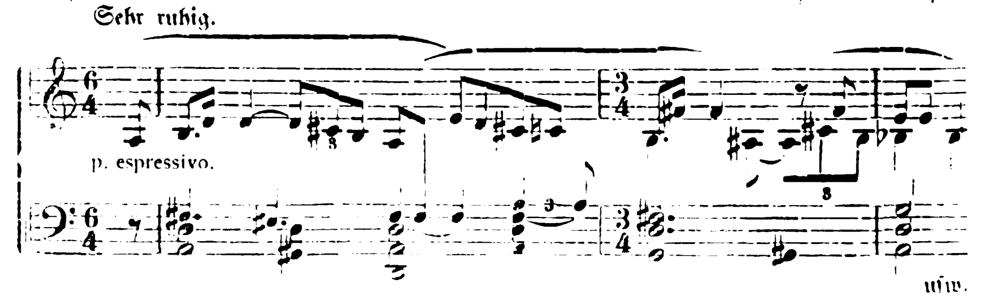


oder gar der verminderten Oktav:
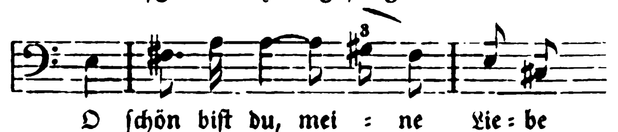


(Bei * ein Vorhaltsakkord, der as und a, dazu f und ges gleichzeitig bringt.) Im übrigen erscheinen, und das ist künstlerisch die Hauptsache, alle diese harmonischen Kühnheiten mit sicherer Hand in den Dienst des poetischen Ausdrucks gestellt; namentlich das exotische Kolorit des Milieus tritt so in wirkungsvollste lebendige Erscheinung, wozu die mit intimem Klangsinn gearbeitete, fein durchbrochene, im richtigen Moment (z. B. beim pompösen fünften Bild) aber auch des wuchtigen Masseneffekts mächtige Instrumentation das ihre beiträgt. Außerdem ist indessen doch auch die thematische Zeichnung, wiewohl sie zurücktritt, bei Klenau nicht so schattenhaft, so ‚rückgratlos‘ wie bei Debussy; hier macht sich in so manchem prägnanten Orchestermotiv, in mancher schönen, geschlossenen lyrischen Episode der Singstimmen neben dem französischen Impressionismus entschieden die deutsche Eigennatur des sich dabei etwas mit Pfitzner berührenden Komponisten geltend.

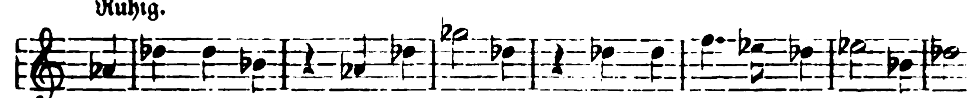
Als erstes Bild zeigt das Werk die Begegnung des als Hirten verkleideten Salomo mit Sulamith, die in den Reihen hebräischer Frauen Wasser am Brunnen holt. In die lieblich pastoralen Klänge, die diese Szene untermalen, fällt mit dem Auftreten Salomos zum erstenmal ein Strahl warmer Leidenschaft:



Diese klangsatte, tiefempfundene und weitgeschwungene Orchesterkantilene kehrt als ‚Liebesmotiv' noch mehrmals bedeutsam wieder und ist z. B. gleich ein Beweis, daß Klenau über seinem Debussysmus doch auch die wirkliche Melodie nicht vergessen hat. Das zweite Bild knüpft zunächst wieder bei der pastoralen Stimmung des ersten an. Sulamith harrt im Weinberg auf Salomo. Als in die Chöre der vorüberziehenden Winzer (‚Faht uns die Füchse') von ferne die Stimme des Freundes tönt (‚Steh auf, meine Liebe, steh auf, meine Schöne'), antwortet sie mit dem ekstatischen ‚Mein Lieber ist mein, und ich bin sein.' Merkwürdigerweise wirkt gerade diese vielleicht berühmteste Partie des ‚Hohen Liedes' in Klenaus Vertonung ziemlich farblos; erst als Salomo selbst erscheint und der auf das diesmal in den Singstimmen herrschende ‚Liebesmotiv' aufgebaute Zwiegesang:



beginnt, wird die Stimmung wärmer und steigert sich aufs eindrucksvollste bis zum Schluß des Bildes: Sulamith ist unter den grünen Reben an Salomos Seite eingeschlummert; er beugt sich über sie und drückt einen langen Kuß auf ihre Lippen; strahlendes Sonnenlicht fällt auf die Gruppe; im Orchester entfaltet sich dazu das Liebesmotiv in wärmster, blühendster Klangschönheit. Das ist der musikalisch wie bildnerisch vielleicht wirkungsvollste Moment des ganzen Werkes. In scharfem Kontrast dazu steht das folgende Bild, Sulamith in den nächtlichen Straßen Jerusalems irrend und den verlorenen Geliebten suchend (‚In meinem Bette suchte ich die lange Nacht'), auch musikalisch ein Nachtstück durch und durch, von markanter, doch etwas äußerlich dekorativer Charakteristik. Zur lieblichen Idylle zurück führt das vierte Bild. Sulamith tanzt im Zedernhain zum Chor der hebräischen Mädchen (‚Wie schön sind deine Tritte in den Schuh'n') den Tanz der ‚Gottesheere'; Salomo als König tritt, von Liebe überwältigt, dazwischen und schließt die Wiedergefundene in die Arme, langsam mit ihr davonschreitend. Diese Szene ist musikalisch an intimen lyrischen Schönheiten besonders reich; namentlich das schlichte Lied Sulamiths:



zeigt abermals, daß der Komponist am gegebenen Ort auch als Melodieerfinder eine sehr glückliche Hand hat. Im nächsten Bild, einer Prunkszene in Salomos Palast, die Sulamith zur Königin erhoben zeigt, spielt die Musik wieder mehr eine nur äußerlich dekorative Rolle. Nach den Intentionen Klenaus soll hier das denkbar höchste Maß bildnerischer orientalischer Pracht auf der Bühne entfaltet, gewissermaßen ein ‚Traum aus Tausend und eine Nacht' dem trunkenen Auge vorgetäuscht werden; die tonliche Untermalung

tut aber dabei an exotischer Klangfülle des Guten wohl etwas zu viel. Doch treten die wieder in edler, melodischer Lyrik schwelgenden Wechselreden Salomos und Sulamiths ausdrucksvoll hervor, und den Schluß bildet abermals eine glanzvolle orchestrale Entfaltung des Liebesmotivs. Das letzte Bild führt szenisch wie musikalisch wieder zur Anfangsstimmung zurück. Am Brunnen, im Kreise der Hirten gedenken Salomo und Sulamith ihrer ersten Begegnung (‚Unter dem Apfelbaum wecket' ich dich'). Mit dem von den Liebenden angestimmten und vom Chor aufgenommenen, in prachtvoller Steigerung erstehenden Hymnus: ‚Denn stark wie der Tod ist die Liebe' klingt das Ganze aus.

Wenn wir oben betonten, daß Klenaus ‚Sulamith' weniger ein dramatisches als ein musikalisches Kunstwerk sei, so soll damit doch nicht etwa gesagt werden, daß dieser ‚Opernakt' eigentlich in den Konzertsaal und nicht auf die Bühne gehöre. Im Gegenteil! Eine rein konzertmäßige Wiedergabe des Werkes, etwa in Form eines Oratoriums, würde seinem musikalischen Stil durchaus zuwider sein. Die bildhafte Wirkung gehört dazu. In diesem Sinne ist die Novität doch eine durchaus bühnengemäße Schöpfung. Freilich wird nur eine von feinstem malerischen Geschmack geleitete, möglichst stilisierte Inszenierung dem eigenartigen, feinnervigen Werk gerecht zu werden und seinen Eindruck sicher zu stellen vermögen. Dieser Eindruck war bei der Münchener Premiere auch auf das Durchschnittspublikum ein starker. Dauernd freilich wird sich ‚Sulamith' in der Gunst der ‚bunten Menge' kaum zu bewahren vermögen; dazu fehlt es ihr zu sehr an handgreiflichen Effekten. Seines eigenartigen Vorwurfes, seines inneren künstlerischen Wertes und nicht zuletzt seines hohen idealistischen Charakters wegen ist aber dem Werk in der Geschichte des modernen Musikdramas dauernde Beachtung sicher.

Über Peter Skarga S. J. (1536–1612)*
Von K. Kummerfeld

Am 27. September v. J. hat das polnische Volk den 300jährigen Todestag eines Mannes gefeiert, den es als einen seiner bedeutendsten Kanzelredner und besten Mitbürger noch jetzt verehrt. Es ist der Jesuit Peter Skarga Paweski (geb. 1536 in Grojec [Masuren], gest. am 27. September 1612

* Diese Abhandlung soll keine eingehende Arbeit über Skarga sein, sondern nur auf ihn aufmerksam machen und vorwiegend Teile aus seinen Predigten bringen, die als hervorragende Literaturerzeugnisse gelten. Ich hatte in der Annahme, daß sich auch unter uns Deutschen, namentlich bei Geistlichen, auch protestantischen, Interesse dafür finden würde, Teile aus Predigten, die mir besonders auffielen, aus dem Polnischen übersetzt, und übergebe sie hier dem Drucke.

in Krakau), der viele Jahre Hofkaplan und Hofprediger am Hofe Sigmunds III. von Polen war. Bei uns Deutschen ist er, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht einmal dem Namen nach bekannt, aber er verdient bekannt zu werden als das Beispiel eines patriotischen Geistlichen von kraftvoller Auffassung seines Berufes. Die Zustände im Polenreiche waren damals derart, daß, wenn ein starker Arm nicht durchgreifende Änderungen herbeiführte, sie den Untergang des Reiches herbeiführen mußten. Im Innern herrschte große Uneinigkeit; das liberum veto, durch welches jeder Adelige Beschlüsse des Reichstags — die einstimmig gefaßt sein mußten — vereiteln konnte, verhinderte bei der Selbstsucht des allmächtigen Adels, dem mit wenigen Ausnahmen Gemeinsinn und Opferwilligkeit für das Vaterland fehlte, jede durchgreifende Reform, die ohne Schädigung der Sonderinteressen der einzelnen nicht möglich war. Energielosigkeit kennzeichnete Gesetzgebung und Verwaltung. Dazu kam die Rechtsunsicherheit und die Bedrückung des niederen Volkes.

Skarga, der mit tiefer, warmer Vaterlandsliebe ein ungewöhnlich gutes politisches Urteil verband, sah ehrlich die Dinge, wie sie lagen, und erkannte die große Gefahr für sein Vaterland. In der Überzeugung, von Gott dazu berufen zu sein, seinem Volke zu helfen, hielt er furchtlos dem Volke, insbesondere jenem Adel, seine Fehler und die Gefahren, die dem Vaterlande daraus erwuchsen, vor, und sagte wie ein Prophet dessen Untergang voraus.

Er selbst erbittet sich diesen Mut in dem Gebete:

‚Herr, laß deine Hand herab, daß sie meinen Mund berühre, und gib deine Worte meinem Munde, damit ich ausspreche, was du mir befohlen hast, und mich nicht fürchte, denn du bist mit mir. Laß mich eine Säule von Eisen und eine Mauer von Erz sein. . . . Leite, Herr, meinen Verstand, meine Zunge und meine Feder zum größeren Preise deines Allerheiligsten Namens, daß ich dein Werk tue zu meinem und meiner Brüder Heile. Gib mir heiligen Willen und erfolgreiche Tätigkeit in jungen Jahren.

Gott, der du mich Unwürdigen zum Amte des Propheten berufen hast, gib meinem Munde Worte der Wahrheit, wie ich sie haben muß zu erbauen, zu ermahnen und zu trösten, wie sie nötig sind zu deinem Ruhme und zur Erlösung deiner Schafe.‘

Die Auffassung von seinem Berufe, die er hier erbittet, hat er in seinem Leben stets betätigt. Immer war er der aufrechte, ehrliche, ernste Mann, der, unbekümmert um die Folgen für seine Person, selbst seinem Könige, insbesondere aber jenem allmächtigen Adel entgegentrat, wenn er es im Interesse seines Vaterlandes für seine Pflicht hielt.

Als Sigmund III. sich mit Katharina von Habsburg verheiraten wollte, suchte ihn Skarga aus berechtigten ernsten politischen Gründen davon abzuhalten, und als der König die Ehe dennoch schloß, nahm er als Hofgeistlicher seinen Abschied. Mehrmals soll es zu Tätlichkeiten gegen ihn wegen seiner scharfen Angriffe gegen die Schwächen des Adels gekommen sein.

Die Wärme und Ehrlichkeit seiner Empfindungen, der heilige Ernst, mit

dem er sprach, gab den — zum Teil an Jesaias erinnernden — Worten dieses selten begabten Kanzelredners, der ungekünstelt, sich über alle Regeln erlernter Rhetorik hinwegsetzend, so sprach, wie er empfand, eine ungewöhnliche Macht und Wirkung auf andere.

Insbesondere gelten seine ‚Reichstagspredigten' — zirka 1597 —, in denen er den Inhalt der Predigten niedergelegt hat, die er als Hofgeistlicher während der Tagung des Reichstags zu halten hatte, als die hervorragendsten Erzeugnisse kirchlicher Redekunst in der polnischen Literatur.

So wendet er sich an den zum Reichstage versammelten Adel mit folgenden Worten:

‚Aller Augen dieses Reichs richten sich auf euch, alle Hände erheben sich zu euch mit den Worten — wie jene Ägypter zu Joseph: „Unser Leben liegt in eurer Hand, sorgt für uns," daß wir nicht untergehen in der Rechtslosigkeit im Innern und heidnischer Knechtschaft. Ihr seid unsere Väter und Fürsorger, wir eure Schutzbefohlenen und Kinder. Ihr seid wie unsere Mütter und Ammen, wenn ihr uns verlaßt und schlecht über uns ratet, gehen wir unter und ihr auch. Ihr seid unser Verstand und Haupt, wir verlassen uns als einfältige Kinder auf eure Fürsorge, und Gott hat euch befohlen, für uns zu sorgen. Ihr seid wie die Berge, von denen Flüsse und Quellen herabfließen, und wir die Felder, die von jenen Flüssen überströmt und bewässert werden. Ihr Berge — wie der Psalmist sagt — gebt dem Volke Frieden, und ihr Hügel bringt ihnen Gerechtigkeit. Gott hat euch zu eurem hohen Amte erhoben nicht euretwegen, daß ihr nach eigenem Vorteil trachtet, sondern des Volkes wegen, das Gott euch anvertraut hat, damit ihr Frieden und Gerechtigkeit, die ihr von Gott empfangt, uns zuteil werden laßt. . . .

Das sind die Stimmen und Rufe an euch. Erbarmt euch über sie! Liebt dieses euer Vaterland, dieses euer Jerusalem, euer Reich und Land, und sprecht von Herzen mit David: „Wenn ich deiner vergesse, mein liebes Vaterland und mein Jerusalem, dann möge ich meine rechte Hand vergessen; möge meine Zunge am Gaumen kleben, wenn ich dich vergesse und dich nicht meine größte Freude sein lasse." Wie sollt ihr diese herzliebe Mutter nicht ehren und lieben, die euch geboren und erzogen, reich gemacht und emporgebracht hat. Gott hat befohlen, die Mutter zu ehren. Verflucht, wer seine Mutter trauern läßt! Und welche Mutter hat die größeren Verdienste als das Vaterland, von dem ihr den Namen und all euer Gut habt, das die Geburtsstätte aller eurer Mütter und Verwandten und die Schatzkammer eurer Habe ist. Jerusalem, unsere Mutter, sagt der Apostel, ist vor allen anderen Müttern der Ehre und Achtung würdig.'

An anderer Stelle sagt er:

‚Dieses liebe Schiff unseres Vaterlandes trägt uns alle, und auf ihm haben wir alle unsere Habe. Wenn es mit dem Schiffe schlecht steht, wenn wir die Lecke daran nicht verstopfen, das Wasser nicht entfernen, wenn wir es nicht zu erhalten suchen, wenn wir wegen der drohenden Gefahr nicht alles, was wir daheim haben, mißachten, dann wird es versinken und wir mit ihm

untergehen. Auf diesem Schiffe habt ihr eure Söhne, Kinder, Frauen, Habe, Schätze und alles, was euch lieb ist. Auf diesem Schiffe sind so viel Menschenleben, als dieses Reich und die mit ihm verbundenen Staaten umfassen. Laßt sie nicht untergehen, erbarmt euch eures Blutes, eures Volks und euerer Brüder! Dient ihnen nicht nur mit eurem Gut, sondern mit euerem eigenen Leben, ihr, die ihr sie unter euren Schutz und eure Herrschaft genommen habt! . . .

Zwängt nicht die Liebe in euere Häuser und Sonderinteressen. Schließt sie nicht ein in euere Gemächer und Schatzkammern. Möge sie von euch, ihr hohen Berge, sich auf alles Volk ergießen.' Und — so schließt er:

‚Erfülle euch Gott mit großer Liebe zu euren Brüdern und allen Brüdern dieses Landes, daß ihr ernst und aufrichtig mit voller Selbstlosigkeit hier zu Rate sitzt, nur auf Gott selbst und das Wohl euerer Mitmenschen schauend. Gebe euch Gott weite und tiefe Liebe zu euren Brüdern und eurer innig geliebten Mutter, dem heiligen Vaterlande, damit ihr ihm und seinen Bürgern, eurer eigenen Interessen vergessend, selbst mit eurem Leben glücklich dienen könnt. Durch Jesum Christum unsern Herrn! Amen!'

In einer andern Rede heißt es:

‚Bedenket doch die Schäden und Verluste, die euch aus Zwietracht erwachsen. Zunächst verbaut ihr euch fast alle Wege, um das seinem Verfalle entgegengehende Vaterland zu retten. Wie könnt ihr in Uneinigkeit und Streit darüber zu Rate sitzen, wie könnt ihr mit Verstand und gutem Herzen zusammentragen und -legen, da Uneinigkeit nicht sammelt, sondern alles zerstreut und in alle Winde verweht! Wie glücklich war das Volk, von dem geschrieben steht: „Alle versammelten sich wie ein Mann mit einem Herzen und einem Rate!" Was wird denn aus euren Reichstagen herauskommen, die gerade zur Abwehr und Heilung von Unglück und Schäden des Staates dienen, wenn ihr euch mit widrigen Winden und schlechten Absichten dazu versammelt? Ihr habt auch in diesem Jahre erfahren, was sie euch und dem lieben Vaterlande genutzt haben.

Ja freilich, die Reichstage, die eine Arznei für alle Krankheiten des Staates gewesen sind, haben sich in Gift verwandelt, denn einer bringt mehr Zwietracht hinein als der andere. Dort entstehen Streitigkeiten über Streitigkeiten, und ihr geht in größerem Unfrieden fort, als ihr gekommen seid. Da ist es doch besser, euch überhaupt nicht einzuberufen, wenn ihr solch unfriedfertige Herzen und Sinne nicht ablegt und euch zu heiliger Eintracht nicht aufrafft. . . .

Ihr könnt nicht so schnell und so elend durch Krieg und Überfall auswärtiger Feinde zugrunde gehen als durch euere Uneinigkeit. Wenn der Apfel außen anfängt, zu faulen, dann kann man, so lange es Zeit ist, die faule Stelle ausschneiden; beginnt er aber im Innern zu faulen und zu verderben, dann mußt du alles fortwerfen.'

Seine letzte Reichstagspredigt enthält folgende prophetische Worte:

‚Fürchtet stets die Drohungen. Eine besondere Offenbarung von Gott über euch und euren Untergang habe ich nicht, aber die Sendung zu euch

habe ich von Gott und den Auftrag, euch eure Sünden vorzuhalten und Vergeltung dafür zu prophezeien, wenn ihr sie nicht ablegt.

Alle Reiche, die untergegangen sind, haben solche Boten Gottes und Prediger gehabt, welche ihnen ihre Sünden klar vor Augen hielten und den Untergang verkündeten, wie sie die Juden vor der babylonischen Gefangenschaft hatten. Die Schrift sagt darüber: Gott sandte seine Boten zu ihnen, die sie täglich mahnten, weil er mit seinem Volke und seiner Wohnung Nachsicht üben wollte. Aber sie verlachten und verhöhnten die Boten Gottes (indem sie sagten: ihr drohet uns schon lange, und es ist gottlob doch nichts), sie mißachteten die Worte Gottes, bis sein Zorn über sie kam und es eine Arznei dagegen nicht mehr geben konnte.

Die Heilige Schrift lehrt uns, daß es göttliche Drohungen gibt, die sich abwenden lassen, wenn die Menschen Buße tun . . ., andere, welche sich nicht schnell verwirklichen, sondern erst an den Nachkommen und Söhnen, die selbst weiter sündigen und ihren schlechten Vätern nachfolgen. . . . Die dritten sind die, welche sich nicht ändern lassen. Wenn Gott sieht, daß die Menschen nicht Buße tun und sich nicht beugen, dann beschließt er unwiderruflich ihren Untergang. . . . Mit welchen Drohungen hat mich Gott zu euch gesandt, ihr hohen Herren? Wenn ihr mich fragt, mit der ersten, zweiten oder dritten, so erwidere ich: ich weiß es nicht. Das nur weiß ich, daß eine von den drei Drohungen euch nicht verfehlt. Ich aber wünsche euch, meinen liebsten Brüdern und meinem Volke und meinem lieben Vaterlande, die erste: daß Gott so droht, damit er euch Hilfe gebe, euch aufzuraffen und Buße zu tun, um seine Beschlüsse und Drohungen abzuwenden, daß wir nicht untergehen, sondern erschreckt unsere Herzen und Sinne darauf richten, den Zorn Gottes zu besänftigen.‘

Die Sorge um die Zukunft seines Vaterlandes, die sich darin ausspricht, hat ihn in seinem Leben nicht verlassen.

Skarga war ein treuer Diener seines Königs, aber als Geistlicher hat er es auch stets für seine Pflicht gehalten, dem Könige den Ernst seiner Aufgaben und die Gefahren, die eine so bevorzugte Stellung mit sich bringt, vorzuhalten, ihn stets erinnernd, daß er ein Mensch sei.

So wendet er sich in der Vorrede zu einer in den letzten Jahren seines Lebens erschienenen Auflage seines Werkes ‚Leben der Heiligen‘ mit folgenden Worten, die wohl auch an den König selbst gerichtet sein sollten, an den damaligen Thronfolger Wladislaus:

‚Lerne kennen den höchsten König der Könige, Jesum Christum, der dich ohne dein Verdienst in einem Königshause erschaffen hat. Lerne ferner dich selbst kennen, daß du als Mensch aller Not und allem Wechsel in der Welt unterworfen bist. Wenn du auch hoch auf Erden gestellt bist, so bist du doch aus Erde geschaffen, aus Staub zur Würde eines Königssohns erhoben und kannst zu Staub erniedrigt werden. Ein wahrer König wirst du sein, wenn du dich daran gewöhnst, dir selbst, deinen bösen Neigungen und Begierden zu gebieten.

Bitte inständig Gott darum, daß du gut beraten wirst und deine Entschlüsse kraftvoll durchführst, daß du das tuest, was allen und dem ganzen Reiche Vorteil bringt. Hüte dich vor Schmeichlern, die das Urteil trüben, daß du die Wahrheit nicht erkennst, denn sie loben, was tadelnswert, und tadeln, was lobenswert ist, und wenn du dich auf sie verlassen solltest, würdest du das Böse lieben oder das Gute verachten.'

Äußere Ehrungen wies Skarga zurück. Ohne Bedürfnisse für seine Person, lebte er, sich vom Hofleben möglichst zurückziehend, in seiner Zelle. Den größten Teil seiner Einkünfte gab er Armen. Eine reiche Pfründe, die ihm angeboten wurde, wies er zurück. Unermüdlich tätig, predigte, schrieb er, widmete sich der Seelsorge und entwickelte eine außerordentlich fruchtbringende soziale Tätigkeit, insbesondere durch Schaffung und Leitung bedeutender Wohltätigkeitsinstitute, die zum Teil bis heute bestehen, wie z. B. die ‚Barmherzige Bruderschaft' in Krakau. Das verbreitete Interesse und die schnelle Entwicklung, die diese Anstalten fanden, sind in erster Linie dem Einfluß und der Arbeit Skargas zuzuschreiben.

Welche Stellung eine Persönlichkeit wie Skarga gegenüber dem damals in Polen auch unter dem Adel weitverbreiteten Protestantismus einnahm, ist unschwer zu erraten. Das Verständnis für den religiösen Kern dieser Bewegung vermissen wir bei ihm. Er war unduldsam dagegen, bezeichnete den Protestantismus als die Wurzel vielen Übels und bekämpfte ihn scharf in Predigt, Schrift und Seelsorge — mit erheblichem Erfolge. Diese Stellungnahme ist bei ihm, dem überzeugten Anhänger seiner Kirche und warmen Patrioten, um so erklärlicher, als der Protestantismus, dessen Anhänger sich zum großen Teil in der Opposition gegen den König befanden, auch sein Vaterland in zwei Lager zu teilen drohte, und Skarga befürchtete, daß dadurch nicht nur seine Kirche bedroht, sondern auch sein Vaterland in noch größere Gefahr gebracht würde. Aber eins ist sicher: Skarga war ein Gegner, der sich durch ehrliche Überzeugung und Pflichtgefühl als Geistlicher seiner Kirche und Patriot zum Kampf bestimmen ließ, und eine unantastbare Persönlichkeit. Mag die begeisterte Verehrung, die er schon bei Lebzeiten genoß, manches ausgeschmückt und erfunden haben, nach allem, was wir von ihm selbst lesen und über ihn verbürgt ist, war Skarga ein Geistlicher, warm, ehrlich, mutig und arbeitsfreudig, von kraftvoller ernster Auffassung seines Berufs und tiefem Patriotismus, dabei von hinreißender Redegabe, die er ganz in den Dienst seiner Pflicht stellte. Es war unausbleiblich, daß eine solche Persönlichkeit auf ihre Zeitgenossen einen ungewöhnlich tiefen, nachhaltigen Eindruck machte, aber auch die nüchterne und objektivere Kritik der Nachwelt ist voller Anerkennung für diesen hervorragenden Geistlichen und Patrioten, einen wohl nicht gewöhnlichen Mann.

Kritik

Eine deutsch-rumänische Erzählerin
Von Hans Nordeck

Bucura Dumbrava hat uns nun den zweiten Teil ihres Romanringes geschenkt, der weit über das Zeitinteresse für den Balkan hinaus auch in Deutschland Beachtung verdient. „Der Haiduck“, welcher im 7. Jahrgang unserer Zeitschrift* empfohlen wurde, war das erste, und „der Pandur“** heißt das neue Glied dieser Reihe von Erzählungen aus der Leidens- und Erlösungsgeschichte der Rumänen. „Wogenbrecher“ hat sie ein Vorwort der enthusiastischen Dichter-Königin Carmen Sylva genannt, weil ihr Volk so oft sich den Wogen des anstürmenden Ostens hat entgegenstellen müssen und sie schließlich doch gebrochen hat. Seit das Land des trakischen Stammes der Daker, von Kaiser Trajan zur Provinz gemacht, nach 160 Jahren der römischen Herrschaft ledig geworden, wurde es fast alle 100 Jahre die Beute eines anderen fremden Volkes aus germanischem, hunnischem, slavischem, bulgarischem, ungrischem oder mongolischem Stamme und zuletzt nach kurzer Freiheit ein Vasallenstaat der Osmanen. Bis 1878 blieb, wie Dumbrava sagt, „Rumänien ein Schlachtfeld“, und härter noch als durch das Schwert litt es durch Geißel, Steuerschraube und Kelter der türkischen und französischen Gewalthaber. Ein Volk, das in solchem Elend durch mehr als 1600 Jahre seine Eigenart bewahrt und sich endlich wieder zu einer so kraftvollen Selbständigkeit emporgerungen hat, daß es jüngst in den Balkanwirren durch sein Ansehen den Ausschlag geben und unblutige Früchte besonnener Zurückhaltung pflücken konnte, das verdient gewiß ernste Teilnahme, in dem Lande besonders, welches ihm sein verehrungswürdiges Königspaar gegeben.

Mit erstaunlicher Zähigkeit hat der Rumäne, während der Bulgare z. B. im Slaventum aufging, seine Stammesart und seine Sprache bewahrt, eine Sprache freilich, die er erst mit dem Namen von den römischen Eroberern vor 1800 Jahren angenommen hatte. Aber wie er sie als ein Stück Westeuropas sich hinübergerettet hat, so hat er sich auch sonst gegenüber den halb und ganz orientalischen Griechen, Slaven und Asiaten des Balkan umher stets als wesensfremder Westländer gefühlt und behauptet. Diese feste völkische Geschlossenheit ist um so mehr der Bewunderung wert, als das Land selbst nach seiner Beschaffenheit sie nicht bietet. Mit Recht hat vielmehr Graf Vay von Vaya das erst vor wenigen Jahrzehnten aus Wallachei und Moldau zusammengefügte Reich das Land der Gegensätze genannt: Hier steppenartige Ebene, dort hochragendes Felsgebiet; hier der träge Donaustrom in breiter Niederung, dort schäumende Wasserfälle im Bergwald. Eisklirrende Winter und lechzende Sommer in Wüstenglut; arme Hirtendörfer, rührige Bergwerke und das Kleinparis der Hauptstadt. Und doch e i n Volk, selber voll schroffer Gegensätze auch der Charaktere im Guten und Bösen;

---

* I. Band S. 604.

** Regensburg, W. Wunderlings Hofbuchhandlung.

aber doch ein echtes, unverrückbar bodenständiges Volk, das man achten und lieben muß. Sonst hätten es auch die beiden Frauen nicht so lieben gelernt, denen es eine zweite Heimat gegeben und die ihm dafür einen so anmutigen Dichterdank abgestattet haben, seine Königin und deren junge Freundin.

Auch diese ist bei aller warmen Begeisterung für ihr Adoptivland eine Deutsche geblieben, und sie schreibt ein wunderschönes Deutsch. Das sollten wir doch nicht minder lesen als die Rumänen, und wenn diese die Bücher unserer Landsmännin jetzt schon ihren höheren Schulen zu kosten geben und sie in ihre Sprache übersetzen, dann ehrt das sie und uns, wie es England und Japan ehrt, was Lafcadio Hearn von Japan englisch schreibt. Dabei sind die Werke der Dumbrava keineswegs wie sog. Erzählungen für die reifere Jugend zu bewerten, sondern als Schöpfungen von hohem epischem Range. Ihre Gestaltung hat den geschichtlichen Stoff durchaus dichterisch gemeistert; und wenn, wie bessere Kenner versichern, die Darstellung der Ereignisse auch historisch völlig zuverlässig, auf dem Grund langwieriger und mühereicher Studien erwachsen ist, so bedeutet das nur ein weiteres Lob für die Verfasserin. Denn solche wissenschaftliche Vorarbeit tritt hinter der erzählenden Schöpfung völlig zurück.

Nur eine ungewöhnliche Frau konnte diese Bücher schreiben, diesen Panduren zum Helden wählen oder gar eine Persönlichkeit hinstellen wie den Bischof Ilarion. Aus den Werken selbst hätte man schwerlich auf eine weibliche Hand geschlossen. Was seinerzeit bei der Würdigung des Haiducken zum Lobe der Darstellung gesagt worden, darf durchaus auch für die neue Erzählung gelten. Wenn einzelne Vorzüge hier minder hervortreten und das Ganze härter, grausamer wirkt, so liegt das an dem Gegenstande, der — mehr wie dort — in Ebene und Stadt, als in Bergdorf und Wald, mehr zu Diplomatenränken als zu kühnen Waffengängen, unter Griechen und Bojaren als unter die rumänischen Bauern, zumal die Oltenier führt, denen das Herz gehört. Diese werden im Kampf um ihre Freiheit fortgeführt von der Scholle, in welcher ihre Kraft wurzelt, und so losgelöst müssen sie erliegen, schon vor dem trüben Ende ihres Führers beraubt. Tudor Wadimirésku, die Seele der Erhebung, ist eine tragische Erscheinung, und wie ein echtes Trauerspiel wirkt die Erzählung seiner Tat und seines Unterganges. Der Volksheld, der von sich selbst gesagt hat: ‚Mir taugt weder Hab und Gut noch Weib und Kind', zerbricht mit seinem Werke, das ihm alles ist, an der Unüberwindlichkeit jener Kluft, die ihn von dem Hochadel trennt, und an den Folgen der Schuld, in welche ihn die Gefahren seiner Seele stoßen. Das sind: ‚der Hochmut,' wie sein bischöflicher Freund warnt, ‚der seinen eigenen an die Stelle von Gottes Willen setzt', und weiter, worauf schon früh sein Widerpart, die dämonische Griechin Sofiana Pantas hinweist, ‚die Tugend Robespierres', jene Tugend, bei der die Menschlichkeit ganz von der Idee strenger Gerechtigkeit aufgezehrt und zu grausamer Unerbittlichkeit wird. Seine Göttin wird zum Götzen und entfremdet ihm auch sein Volk, das ja seit Menschengedenken nur an die Tyrannei der Ungerechtigkeit gewöhnt war. Es läßt ihn fallen. Das leibliche Ende des Panduren, ihm die Erlösung, wird in einer grandiosen Szene von bezwingend-düsterem Reiz nur angedeutet. Aber so schonend ist die Darstellung selten. Meist mildert hier kein warmes Licht von Güte, kein Schimmer von Humor die Härte des Geschehens. Selbst die Osterfeier im Höhepunkt des Erfolges läßt nicht froh aufatmen; das Verhängnis droht, und traurig enden auch, jäh abgebrochen, die kleinen Liebesidyllen junger Kampfgenossen. So ist mit seiner Stilreinheit der Roman im Persönlichen vielleicht nicht so ansprechend wie sein Vorgänger, und sicherlich

ist er nichts für weiche, empfindsame Gemüter oder für Leser, die nur an Komplikationen und Analysen der Geschlechterliebe und Nervenzustände Geschmack finden. Aber es ist tragische Größe in diesem männlichen Buche, das ein deutsches Fräulein geschrieben.

Von eigenartigem Zeitinteresse bleibt auch jetzt noch das treulose Verhalten der selbstsüchtigen russischen Politik und der schon damals so scharf hervortretende Gegensatz zwischen Rumänen und Griechen, die tief eingewurzelte Abneigung des einen unterjochten Volks gegen das andere, welches dem Obertyrannen beider die blutsaugerischen Steuerknechte und Untertyrannen abgab. Schon damals, vor fast hundert Jahren, wird die gemeinsame Erhebung gegen die Türken aus den Herzen heraus beinahe zu einem Kampf der Waffengenossen untereinander, statt wider den Feind. Das hochtönende, aber glaubenslose Pathos der geistreichelnden Skeptiker aus Hellas oder mehr aus dem Fanar geht dann bei diesem Kampfe in flüchtigem Strohfeuer rasch zu Ende. Nur die Mavroforenschar der akademischen Jugend opfert sich heldenmütig; während der Führer Alexander Ypsilanti, als ‚Vogel Strauß der Hetärie' wahrheitsgetreuer wie von dem ‚Griechenmüller' geschildert, die blindverfahrene Sache kläglich im Stiche läßt. Aber die schweigsame, schwer- und starkmütige Ergebung des rumänischen Bauern mit seinen ‚sieben Seelen' läßt doch auch aus diesem Zusammenbruch ein Auferstehen erhoffen. Und so klingt das Buch verheißungsvoll aus in den Worten des alten Mönches: ‚Dem Sludjèr Tudor ist es ergangen wie Moses. Er war ein Mann Gottes; doch als er einmal menschlich fehlte, strafte ihn der Herr dafür und ließ ihn das gelobte Land, in das er sein Volk führte, nicht betreten. Ihr aber, meine Söhne, kennt jetzt den Weg dahin.' Und die Worte fielen auf guten Boden. — Das bringe uns der dritte Teil!

Rundschau

Zeitgeschichte

Das Jahr 1913. Leise kündigt sich in unserem zeitgenössischen Dasein von den verschiedensten Lebensgebieten her ein neues Bedürfnis nach Selbstbesinnung an. Man verlangt nach einer Rechenschaft über die in der Hast des Alltags zurückgelegte Strecke Wegs, nach Zusammenfassung all der einzelnen Erlebnisse und Ergebnisse von höherer Warte aus. Sogar in der Politik erscheinen wieder Schriften, die sich mit ‚Problemen‘ beschäftigen. Zeitungen legen sich Registraturen an; ein Unternehmen wie Munzingers ‚Archiv für puplizistische Arbeit‘, dessen Namen noch vor zehn, zwanzig Jahren paradox angemutet hätte, konnte sich kürzlich bei Ausgabe seiner 100. Lieferung rühmen, daß es nach kurzem Bestande eine dauernde Einrichtung für die deutsche Presse geworden sei. Auch die Wissenschaft strebt wieder nachdrücklich aus dem Spezialistentum heraus. Als ein Symptom verwandter Art muß auch das neue Unternehmen des Teubnerschen Verlags: ‚Das Jahr‘ aufgenommen und begrüßt werden *. Sein Herausgeber will alljährlich in ihm den kulturellen Niederschlag des im Laufe des Jahres Geschehenen bieten. Es fehlt nicht ganz an Vorläufern eines solchen Planes. Hier sei nur an das verdienstvolle ‚Jahrbuch der Naturwissenschaften‘ und an das leider nicht zur gleichen Höhe gelangte ‚Jahrbuch der Kultur‘ im Herderschen Verlage erinnert. Aber der Wurf des Teubnerschen Unternehmens zielt weiter. Nicht nur faßt es die beiden Gebiete in eins zusammen, die in den Herderschen Büchern getrennt behandelt werden. Es bietet auch einen ungewöhnlich glänzenden Stab von Mitarbeitern auf, und es lehnt ausdrücklich ab, nur einen Bericht, eine Chronik des Geschehenen geben zu wollen. ‚Die Reflexe des Erlebens sind es, jener nachklingende Widerhall, der in denkenden Geistern ausgelöst wird durch die bedeutenden und charakteristischen Erscheinungen der Zeit, was wir festhalten, kritisch sichten und in seinen Erkenntniswerten fruchtbar machen wollen für eine Steigerung unsrer Eindrucksfähigkeit, eine Erhöhung unserer kulturellen Schaffenskraft und eine fortlaufende, dokumentarische Festlegung der Strebungen und Werturteile der Gegenwart für alle spätere Geschichtsbetrachtung.‘ ‚Die Zeit, in der wir leben, ist wohl die anregendste und erregendste, die je dagewesen ist. Überreich an Kulturwerten — und erschreckend an Kulturhöhe. . . . Steigende Abstumpfung und Oberflächlichkeit der Massen. . . . Wo finden wir heute noch einen tiefergehenden Nachhall, welcher den Tag überdauerte und nur entfernt im Einklang stünde mit der geschichtlichen Bedeutung und den fühlbaren Nachwirkungen aller jener Erlebnisse.‘ Um gegen diese Entartung erfolgreich ankämpfen zu können, erwartet der Herausgeber von seinen Mitarbeitern, daß sie während des Berichtsjahres die unmittelbaren Eindrücke, die sie von den Ereignissen und Erscheinungen empfangen, sogleich zu Papier bringen, am Ende des Jahres wohl das unwesentlich gewordene ausschalten, alles einzelne unter hohe, allgemeine Gesichtspunkte ordnen, dennoch aber das Augenblickliche an den niedergeschriebenen Stimmungsbildern auch für die endgültige Redaktion ihres Beitrags festhalten.

---

* Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung, herausgegeben von D. Dr. Sarason. Druck u. Verlag B. G. Teubner, Leipzig, Berlin 1913 VII u. 549 S. Lex.-Okt.

Die Aufgabe, die Herr Sarason sich und seinen Mitarbeitern damit setzte, ist sehr schwierig. Indessen, schon die rein organisatorische Leistung, die er gleich bei ihrem ersten Lösungsversuch vollbrachte, 62 Männer, dazu meist Männer der Wissenschaft, in den Wochen sommerlicher Erholungsreisen beim Worte zu nehmen, so daß sie bis zur Mitte des September ihre Skizzen einlieferten, und der Verlag 6—7 Wochen später ein 35 Druckbogen starkes Werk in einer nach vielen Tausenden zählenden Auflage auf den Büchermarkt hinausbringen konnte, stellt dem Unternehmen für die Zukunft eine immer einheitlichere und vollkommenere Durchbildung in Aussicht.

Für den ersten Anlauf lag vielen Mitarbeitern, insbesondere denen über Teilgebiete des wissenschaftlichen Lebens, die Versuchung nahe, nicht sowohl von Begebnissen des Jahres 1913 zu sprechen, als einen allgemeinen Überblick über den Stand ihrer Wissenschaft und deren umstrittene Probleme zu geben. Manche haben sich dabei, den Absichten des Werkes ganz und gar zuwider, auf einen schlichten Bericht beschränkt, wie etwa der Strafrechtler Geheimrat von Lilienthal. Andere haben den Überblick breit mit großer Kunst hingemalt wie Tröltsch den seinen über die Religion. Lamprecht hat in genial geistreicher Art nur einen mehr durch Weite als Breite ausgezeichneten Ausschnitt aus dem Ganzen der neuen Kulturgeschichte gezeigt. Gesucht durch seine Bilder, manieriert in dem Wunsch, populär zu schreiben, mutet allein der Beitrag über das Zivilrecht an. Außerhalb des Bereichs der wissenschaftlichen Berichte trägt wohl nur das Referat des Vizeadmirals von Maltzahn über die Flotte ausgeprägt den Charakter einer bloßen Überschau über den Stand des Berichtsgebiets.

Einige unter den Mitarbeitern für die wissenschaftlichen Referate haben aber auch diesmal schon ihren Blick auf das abgelaufene Jahr gerichtet. Laqueur sucht die Arbeitsleistung der Geschichtsschreibung der alten Kultur den Lesern durch eine im guten Sinne feuilletonistisch gehaltene Skizze einiger hervorstechender Neuerscheinungen nahezubringen. Richard M. Meyer, längst ein Routinier in dieser Art von Schilderung, drängt in die 15 Seiten seines Referats eine Aufzählung aller nur irgendwie ihm beachtenswert dünkenden Vorgänge und Neuheiten zusammen; mit weiser Kunst verweilt er, so oft dem Leser durch allzu rasch sich folgende kurze Charakteristiken der Atem auszudrehen droht, an irgend einem Punkte ein wenig länger, am ausführlichsten bei Thomas Manns ‚Tod in Venedig' als der Dichtung, der er vor allen anderen gehuldigt haben möchte. Ob vom nächsten Jahre an nun auch für alle die übrigen Wissenschaften eine gleiche Behandlung durchführbar sein wird, darauf darf man mit aufrichtiger Spannung warten. Denn der Schritt der Wissenschaften ist in der Regel zögernd und ungleichmäßig; er wird schwer mit dem Trabschritt flüchtiger Jahre in Takt zu bringen sein. In dem vorliegenden ersten Bande kommen die Leser indessen auch dort auf ihre Kosten, wo sie nur über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaften im allgemeinen, ohne besonderes Eingehen auf die Leistungen des ablaufenden Jahres, unterrichtet werden. In dieser Orientierung liegt sogar diesmal ein großer Vorzug des Buches, das sich dadurch als eine ganz vortreffliche Einführung in das Reich unseres Wissens darbietet. Referate wie das über Physiologie von Tschermak, über die Erd- und Länderkunde von Sapper, über die Völkerkunde von Vierkandt, die Soziologie von Goldscheid — außer den schon vorhin in anderem Zusammenhange lobend genannten — haben schwerlich irgendwo ihresgleichen an Güte; und dabei sind sie nur auf Grund einer vorläufigen Durchsicht des Werkes herausgegriffen, und das Buch enthält vielleicht noch mehrere, die dieselbe Anerkennung verdienen.

Als Zwischenglied zwischen den Beiträ-

Auguste Rodin / Gustav Mahler



gen, die rein von wissenschaftlicher Arbeit reden, und denen, die auch das Tagesinteresse wecken, steht Adolf Webers Bericht über die Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Der Kölner Gelehrte erzählt darin zunächst von dem Umschwunge seines Faches in jüngster Zeit, wie es nunmehr unter den priesterlichen Händen seiner gegenwärtigen Jünger im Unterschiede von der Zeit der Kathedersozialisten zur reinen Wissenschaft geworden sei. Die Probe aufs Exempel bringt er dann durch die Charakteristik einiger wissenschaftlicher Ergebnisse, die Anliegen berühren, von denen die Gegenwart recht heftig bewegt wird. Vor allem bespricht er die Wohnungsfrage, in der — die Bodenreformer des Unrechts überführt worden seien, und das Gewerkschaftsproblem, das als unrichtig gestellt, abgetan worden sei, weil es von der Vorstellung eines grundsätzlichen Gegensatzes zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ausgehe. Wer nicht zu der neuen Schule gehört, dürfte durch diesen Bericht indessen nur in der Meinung bestärkt werden, daß ihre Leistungen weniger einen Fortschritt zur reinen Wissenschaft bedeuten, als ein Wiederausholen des Pendelschlags der deutschen Volkswirtschaftslehre nach der Seite des Unternehmertums, nachdem er in der vorhergehenden Generation nach der Seite der Arbeitnehmer ausgeschlagen hat. Ein Vergleich des Weberschen Referats mit dem Goldscheids über Soziologie kann diesen Eindruck nur noch vertiefen.

Recht ausgiebige und sachliche Referate haben Wygodzinski über die Landwirtschaft und Cauer über das höhere Schulwesen geliefert. Nicht vielseitig genug erscheint das von Muthesius über das Volksschulwesen. Eine treffliche Ergänzung zu diesem bilden Klumkers Angaben über das Fürsorgewesen.

Über die innere Politik des Jahres 1913 kommen fünf Mitarbeiter zu Worte. Professor von Below sieht als Konservativer den Himmel voller Geigen, weil zwar die konservative Partei zurückgeht, aber nach seiner Meinung die konservativen Gedanken seit 1879 fortwährend im Vordringen begriffen sind und selbst die Gegner für sie kämpfen. Frisch und anregend lesen sich die meisten Ausführungen des badischen Fortschrittlers Haas. Ohne besondere Note ist, was Bernstein über die Sozialdemokratie sagt. Überwiegend Banalitäten bietet Rebmann als Sprecher der nationalliberalen Partei. Über das Zentrum hat Professor Spahn sich geäußert. Das Ideal, das dem Herausgeber des ‚Jahrs' vorschwebte: einen Niederschlag der Erwägungen zu bieten, zu denen sich angesichts der Größe der Ereignisse und der Oberflächlichkeit der Zeitgenossen urteilsfähige Männer getrieben fühlen, könnte, recht erfaßt, gerade dem der Politik vorbehaltenen Teile einen hohen sittlichen Wert verleihen. Jedoch die rechte Stunde für eine solche Zwiesprache mehrerer, den verschiedenen Parteien angehörender, aber selbständig urteilender Männer scheint noch nicht gekommen zu sein. Sehr lehrreich ist hingegen Rohrbachs leider zu früh abgeschlossener Bericht über die auswärtige Politik, schätzenswert auch der Chlumeckys über Österreich.

Gewisse gesetzgeberische Aktionen des letzten Jahres, wie z. B. die Vermögenszuwachssteuer, werden verständlicherweise nicht nur von den Politikern berührt, sondern auch in den der Rechtswissenschaft oder der Volkswirtschaft geltenden Beiträgen. Sehr lehrreich ist in dieser Hinsicht Richard Schmidts ‚Staatsrecht' mit seinen Verweisen auf die immer unitarischer sich zuspitzende Ausgestaltung unserer Verfassung; der Aufsatz gipfelt in dem Bedauern, daß die innere Kolonisation noch eine preußische Sache sei, obwohl es sich um ein Anliegen der ganzen Nation handele! Auch was Schmidt und auf andere Art Altmann in dem Abschnitt ‚Finanzwesen' von der jüngsten Entwicklung unserer Steuergesetzgebung sagt, verdient gründliches Nachdenken.

Eine geistvolle Gegenüberstellung der preußischen und österreichischen Verwaltungsgrundsätze ist Preuß gelungen, doch steht er beiden Verwaltungen von je zu negativ gegenüber, als daß seine Kritik der ‚Verwaltung' fruchtbar wirken könnte. Lederer beschränkt sich in seinem anregenden Referat über die wirtschaftlichen Organisationen leider auf die Organisationen der unselbständig Berufstätigen, geht auch an dem Verhältnis der Organisationen zu den Parteien vorbei. Zu den wenigen Referaten, die auf den Leser einseitig wirken, gehört das von Potthof über die Sozialpolitik, in etwa auch das nicht so viel mit dem eigenen Ich beschäftigte Stresemanns über Handel und Industrie. Warum wohl der Presse nicht nur kein eigener Abschnitt, sondern ganz und gar keine Beachtung geschenkt worden ist?

Vielleicht aber hat diese Anzeige unter dem Eindrucke der Fülle des Gebotenen schon allzusehr den Charakter einer Aufzählung angenommen. In langer, imponierender Reihenfolge ziehen in dem stattlichen Bande die Beiträge über alle Gebiete des Kulturlebens an dem Leser vorüber. Die Politik eröffnet den Reigen, Philosophie und Religion schließen ihn. Den praktischen Wissenschaften folgt die Technik mit ihren Wundern, den Naturwissenschaften die Geisteswissenschaften. Sicher wird der Reigen auch in der Anordnung der Einzelbeiträge mit den Jahren noch an innerem Zusammenhange gewinnen. —n.

Geschichte

Der Sohn Napoleons I. Mag man aus künstlerischen Rücksichten dem Dichter historischer Dramen größtmögliche Freiheit in der Behandlung und Charakterisierung geschichtlicher Persönlichkeiten zubilligen, so muß doch der wahrheitsliebende Historiker stets bedauern, daß durch die Zugkraft beliebter Bühnenstücke das vom Dramatiker gezeichnete Bild des Helden in der Vorstellung ganzer Generationen haften bleibt, wenn dieses Bild der realen Wirklichkeit wenig oder gar nicht entspricht. Dies gilt auch von der Gestalt des Herzogs von Reichstadt, die Edmond Rostand in seinem an die sentimental-patriotischen Instinkte seiner Landsleute appellierenden Drama ‚L'aiglon' gezeichnet hat. Es ist bedauerlich, daß er das Zerrbild auf die Bühne brachte, welches nach dem frühen Tode des unglücklichen Kaisersohnes politische Pamphlete von diesem entwarfen, um den österreichischen Staatsmann Metternich des bewußten langsamen Mordes zu bezichtigen: als hätte er den Prinzen nicht wie einen des Vaters würdigen Helden erzogen, sondern wie einen jungen Wüstling, der durch den Verkehr mit zugeführten Courtisanen und Tänzerinnen seine Kräfte aufbraucht und einem frühen, ruhmlosen Grabe zuwankt; das Rezept bewährt sich natürlich. Metternich hat ja gleich beim Erscheinen solcher Anklageschriften — auch Giftmord schob man ihm in die Schuhe — in französischen Blättern die Unsinnigkeit solcher Gerüchte dargetan. Aber man weiß, mit welcher Zähigkeit sich Geschichtslügen mit pikant-grausigem Beigeschmack am Leben erhalten. Jedenfalls hat Rostands Stück für Jahrzehnte wieder das lebhafteste Interesse an der Persönlichkeit und dem tragischen Geschick des ehemaligen ‚Königs von Rom' geweckt. Ein Beweis dafür ist die reichhaltige Geschichtsliteratur, die sich über das interessante Thema hüben und drüben in Fachzeitschriften aufgestapelt hat; ein Beweis auch die Tatsache, daß eine so umfangreiche, stark ins einzelne gehende Monographie wie die des Historikers Eduard von Wertheimer nach zehn Jahren eine zweite Auflage erleben konnte*.

* Der Herzog von Reichstadt. Ein Lebensbild nach neuen Quellen von E. von Wertheimer. 2. Aufl. Mit 6 Lichtdruckbildern und einer Briefbeilage in Faksimiledruck. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung 1913. 8° XIV und 488 S. M. 9.–; geb. M. 10.50.

Ein schwergerüstetes, aber kein schwerfälliges Buch. Wenn das bekannte Wort Heinrichs von Treitschke zu Recht besteht: daß man nur das versteht, was man liebt, dann muß man Wertheimer ein tiefes Verstehen seines jugendlichen Helden zuerkennen, denn er hat sein Buch mit warmer Liebe geschrieben. Dieses liebevolle Eingehen auf alles, was mit dem Geschick und der dem gerecht abwägenden Historiker viele Rätsel aufgebenden Persönlichkeit des Kaisersohnes zusammenhängt, verleiht dem Buche einen besonderen Reiz, der es über den Rahmen der üblichen kühlen Produkte akademischer Gelehrsamkeit hinaushebt. Sein bleibender Wert beruht aber auch in der geschickten Verwertung eines umfangreichen, zum größten Teil noch nicht benutzten ungedruckten Materials aus öffentlichen und privaten Archiven. Das Werk bedeutet den französischen Anklagen gegenüber eine Rechtfertigung Metternichs und der vom österreichischen Kaiserhofe gewünschten Erziehungsmethode des Prinzen.

Dessen ganzes Schicksal war ein Opfer der großen Politik, sowie schon die Heirat der österreichischen Kaisertochter mit Napoleon von habsburgischer Seite aus politischen Interessen zugelassen war. Freilich war es, wie auch Wertheimer betont, ein politischer Gewaltakt, dem verbannten Kaiser die Frau und den Sohn vorzuenthalten. Mag man es Marie Luise nie verzeihen, daß sie dem Gatten nicht folgte, so muß man doch in Betracht ziehen, daß Metternich durch sein Werkzeug Neipperg, an den sich die Exkaiserin später in so würdeloser Weise wegwarf, das schwache Weib so geschickt bearbeitete, daß sie im Interesse ihres Sohnes, dem sie den Thron von Parma erhalten zu können wähnte, ihr Leben von dem des gestürzten Gatten trennte. Es war ein Gewaltakt, auf dem, wie die Folgezeit lehrt, kein Segen ruhte. Der Sohn Napoleons sollte seinen Vater vergessen und ein Habsburger werden: das war das Ziel, das man in geschickter Weise zu erreichen suchte. Aber der heranwachsende Prinz, den das Unglück merkwürdig früh gereift hatte, konnte den Vater, der für ihn das Ideal war, nie vergessen. Die französische Umgebung der früheren Zeit hatte Sorge dafür getragen, und es war nicht mehr möglich, die festgewurzelten Erinnerungen durch ein kluges Isolierungs- und Erziehungssystem aus des Prinzen Erinnerung zu tilgen. Es ist begreiflich, daß man in wohlmeinender Absicht den Herzog von Reichstadt über seinen Vater solange als möglich im Ungewissen ließ; aber die Verheimlichungspolitik rächte sich bitter, indem sie aus dem offenen, temperamentvollen Kinde ein verschlossenes Wesen machte, das in jedem Nichtfranzosen, vor allem in seinen Lehrern, Feinde erblickte. Selten hat ein Schüler seinen Lehrern die Ausübung ihres Berufes so schwer gemacht, wie der Sohn Napoleons. Und diese Lehrer waren Ehrenmänner, die es an nichts fehlen ließen, aus dem Zögling etwas Hervorragendes zu machen, angefangen von dem Grafen Dietrichstein bis auf den trefflichen Obenaus, den Rostand sehr mit Unrecht zu einem Werkzeug der Verdummung und Entsittlichung des Prinzen macht. Dieser hat, als er zur Reife gelangt war, selbst seinen Erziehern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ein Kabinettstück historischer Charakteristik liefert Wertheimer, wo er sich der schwierigen Aufgabe unterzieht, das Bild der Gesamtpersönlichkeit des mit 21 Jahren Dahingeschiedenen zu zeichnen. Außergewöhnlich reichbegabt, der würdige Sproß des genialen Vaters, besaß er alles zum großen Mann, bis auf die Gelegenheit, ein solcher zu werden. Ist er noch in neuester Zeit von französischen ernsten Historikern infolge des österreichischen Bluteinschlags ein entarteter Bonaparte genannt worden, über dessen Leben man am besten den dunkeln Schleier des Geheimnisvollen ruhen lasse, so betont Wertheimer, daß der Sohn Napoleons bei der näheren Beleuchtung

seiner Persönlichkeit nichts zu verlieren, aber nur zu gewinnen habe. ‚Er war ein Napoleonide, in guter und schlimmer Beziehung, obgleich äußerlich manches an den habsburgischen Abkömmling erinnerte.‘ Brennender Ehrgeiz verzehrte ihn buchstäblich; daß er zur Tatenlosigkeit verurteilt war, nagte wie ein Wurm an seinem Herzen. Sein unbezähmbarer Unabhängigkeitssinn erschwerte den Erziehern ihr Werk. Seine Einbildungskraft war ohne Grenzen, sein Verstand scharf und durchdringend, sein Geist in jungen Jahren ausgereift. In der Behandlung der Menschen ist er ein getreues Abbild des Vaters. Aus dem steten Bestreben, überall einen vorteilhaften Eindruck zu hinterlassen, erklärt sich der faszinierende Zauber, der von seiner Persönlichkeit ausging; die äußere Erscheinung half auch dazu mit. In religiöser Beziehung hatte er auch die Natur des Vaters geerbt, ein tieferes Erfassen des Katholizismus kann ihm, wenn er auch praktizierte und mit den Tröstungen der Kirche versehen sein junges Leben aushauchte, nicht nachgesagt werden; die Religion erschien ihm, der über die wichtigsten Probleme der Menschheit nachgedacht hatte, unerläßlich als Grundlage der staatlichen Ordnung, aber Herzenssache war sie ihm nicht. Sittliche Delikte, die Liebesaffären, die ihm die Dichter nachreden, hat es in seinem Leben nicht gegeben; er ist rein und keusch hinübergeschlummert. Er war Soldat mit Leib und Seele, und wie dem Vater, erschien auch ihm der militärische Ruhm als der höchste. Wer weiß, was aus Frankreich geworden wäre, wenn ihn nicht die Lungenschwindsucht, die er sich wohl durch eine unvorsichtige Erkältung und durch eigenwilliges Nichtbeachten der ärztlichen Vorschriften holte, so früh dahingerafft hätte? Sorgfältig bucht Wertheimer die Hoffnungen, die man in bonapartistischen Kreisen Frankreichs auf ihn setzte. Stets ist es Metternich gewesen, der ihm die günstigen Aussichten verbaute, wenn der Augenblick gekommen schien, wo ihm der Thron des Vaters winkte. Auch auf die Geschichte der europäischen Politik wirft die Lebensgeschichte des Reichstädters interessante Streiflichter. Wie oft waren die Augen der ganzen Welt auf diesen Kaisersohn gerichtet, der König von Rom, Napoleon II., Prinz von Parma war und zuletzt als ein künstlicher Herzog von Reichstadt tatenlos endete!

Seine Mutter kommt am schlimmsten weg in dem Buche. Man kann ja nicht sagen, daß sie ihren Sohn nicht liebte, sie hat sich nach Kräften bemüht, bei den Quertreibereien der europäischen Kabinette ihm ein Plätzchen an der Sonne, den Thron von Parma, zu sichern, und als es mißlang, ihm doch eine sorgenfreie Zukunft zu bereiten. Aber sie hätte am Krankenbett des Dahinsiechenden, am Lager des Sterbenden ihre Mutterliebe anders bekunden sollen als durch kurze Besuche. Der Sterbende mußte im letzten Augenblicke nach seiner Mutter verlangen: ‚Dieser Schrei nach der Mutter ist ohrenbetäubend; ein Schrei, der nie aufhören wird; er wirkt wie eine vorwurfsvolle Mahnung, wie eine scharfe, bittere Anklage. Um seine Wiege stand einst die ganze Welt — sein Sterbebett blieb selbst von der Mutter verlassen.‘ Ergriffen, erschüttert stehen wir an diesem Sterbelager; es ist fast von derselben Tragik umwoben, wie das eiserne Feldbett von Marengo, auf dem der verbannte Vater, der täglich des geliebten Sohnes gedachte, unter dem Bretterdache von Longwood sein tatenreiches Leben beschloß. Dr. Luzian Pfleger.

Naturwissenschaft

Über Eduard Pflüger, den berühmten Physiologen der Universität Bonn († 1910), und seine Weltanschauung macht der Petersburger Embryologe E. de Cyon in einem Nachruf (Bonn, Hager) einige Mitteilungen, die um so wertvoller sind, weil sie auf einer genauen Kenntnis des verstorbenen Gelehr-

ten und langjähriger herzlicher Freundschaft beruhen. Während seines ganzen langen und arbeitsreichen Lebens — er erreichte ein Alter von 81 Jahren, von denen er 60 dem Studium der Lebenserscheinungen zugewandt hat — beschäftigte sich Pflüger mit dem Problem der Zweckmäßigkeit, also der Frage, ob in dem Bau der Organismen und ihren Verrichtungen sich ein ordnendes und lenkendes Prinzip offenbart, das mit den physikalischen und chemischen Kräften der Natur nicht auf derselben Stufe steht, sondern über ihnen. Im Gegensatz zu einer Richtung in der Physiologie, die namentlich vor einem halben Jahrhundert fast unbeschränkt herrschte, heute aber allmählich verlassen wird, hat Pflüger stets die Zweckmäßigkeit energisch bejaht und, damit nicht genug, seinen Standpunkt durch Experimente und sinnliche Erfahrungen zu beweisen gesucht. An einer Stelle seiner philosophischen Schrift: ‚Die teleologische Mechanik der lebendigen Natur‘ formuliert Pflüger folgenden Leitsatz: ‚Die Ursache jeden Bedürfnisses eines lebendigen Wesens ist zugleich die Veranlassung zur Befriedigung dieses Bedürfnisses.‘ Es ist wohl angebracht, diesem Satz eine etwas konkretere Fassung zu geben. In der leblosen Natur gilt das vorstehende Prinzip nicht, hier ist es keineswegs notwendig, zu denken, daß eine Ursache aus sich heraus nach einer gewissen, festbestimmten Wirkung drängt. In einer Dynamitbombe schlummern alle Kräfte, die eine gewaltige Zerstörung herbeiführen, wenn sie entfesselt werden. Unter der sicheren Hand des erfahrenen Ingenieurs oder Bergmannes dagegen schaffen sie positive Werte. Ungestüm braust das Gebirgswasser daher, ein Schrecken für die Bewohner des Tales; eingefangen in den Mauern und Dämmen der Talsperren wird es zu einem eminenten Faktor und Förderer der friedlichen Kultur. Die Menschenhand gibt in beiden Fällen der Kraft erst die Richtung, von Natur aus fehlt sie ihr. Anderes ist es im Reich des Lebendigen. Hier ist die Ursache auch zugleich Veranlassung, wie Pflüger sagt; sie treibt aus innerer Notwendigkeit zur Ausführung, zu e i n e m Ziel hin und zu keinem anderen. Wir sehen, weil wir Augen haben, sagt Lukrez, aber wir haben Augen, um zu sehen. Das lebendige Organ wie das Leben selbst ist gleichzeitig Ursache und Wirkung, oder, wie K. Frank in seiner Schrift über die Entwicklungstheorie es ausdrückt, ‚der Organismus ist zugleich Träger und Zweck‘, das Leben ist in ihm, zu dem Zweck, daß er es erhalte und vermehre. Für eine solche Art von Körpern übernimmt Pflüger die Bezeichnung des Aristoteles ‚Entelechie‘, d. i. was das Ziel in sich trägt *(ὁ ἔχει τὸ τέλος ἐν ἑαυτῷ)*. Dieser Begriff wird in neuerer Zeit wieder vielfach, wenn auch z. T. unter anderen Namen (Dominanten des Kieler Botanikers Reinke) angenommen. Er ist der Ausdruck für das ‚Vernunftgemäße in allen diesen dunklen Kräften‘, das sich schon in den rein triebartigen oder instinktmäßigen Geschehnissen im Pflanzen- und Tierleben offenbart. Pflüger weist darauf hin, daß die Magen-, Darm-, Bauchspeicheldrüsen während der Nüchternheit nicht einen einzigen Tropfen Verdauungssaft absondern. Es wäre das ja auch in der Zeit der Entbehrung eine nutzlos gemachte Ausgabe. Hier findet also Aristoteles' tiefsinniges Wort seine volle Berechtigung ‚Gott und die Natur tun nichts vergeblich‘ (de Cyon).

Wie aus dem vorigen hervorgeht, ist Pflüger also wohl derjenigen Richtung unter den Biologen der Neuzeit zuzuzählen, die als der ‚Neuvitalismus‘ bezeichnet wird (vgl. die beiden Rundschauartikel von Max Ettlinger im Hochland, X. 1. Bd. 121 u. 748 ff.). Zu ihr gehören, um bloß einige Namen zu nennen, der Physiologe G. v. Bunge, Hans Driesch in Heidelberg, Reinke in Kiel; von älteren Forschern u. a. Theod. Schwann (vgl. des Verf. eben erschienenes Buch ‚Die Be-

gründer der neueren Biologie', Samml. Kösel 1914). Pflüger hat schon als Dreiundzwanzigjähriger in seiner ersten Schrift (1852) über die Funktionen der Rückenmarksnerven sich mit kühner Selbständigkeit für den Zweckmäßigkeitsgedanken entschieden. Das offenbart sich in dem originellen Ausspruch: ‚Die organische Form ist nicht zweckmäßig, weil sie ist, sondern sie ist, weil sie zweckmäßig ist.' Dieser Satz steht in vollkommener Übereinstimmung mit unserer Auslegung seines oben angeführten teleologischen Prinzips, der Zweck des Lebens sei seine Selbsterhaltung. Übrigens hat Pflüger sich auch nicht gescheut, — wir dürfen ruhig sagen, obwohl er Physiologe war — das erhaltende Prinzip des Lebens mit dem Namen ‚Seele' zu belegen. Den Unterschied zwischen Tierseele und Menschenseele sieht er in der Fähigkeit des Menschen, zu denken und sich auf Grund des Denkens seiner selbst bewußt zu werden. Denkvermögen und Selbstbewußtsein sind göttlichen Ursprungs.

Pflüger bleibt seiner Unterscheidung von Anorganischem und Organischem getreu, wenn er den zu seiner Zeit gemachten Vorschlag, die Physiologie in zwei Gebiete, Biophysik und Biochemie, aufzulösen, ablehnt. Denn wir können, so sagt er nach de Cyon, nicht erweislich wahr machen, daß die psychischen Vorgänge im zentralen Nervensystem physiko-chemische Prozesse der Materie sind. ‚Wenn wir auch als unser ideales Ziel den Nachweis suchen, daß alle Vorgänge in den lebenden Organen der Tiere und Pflanzen das Resultat physiko-chemischer Prozesse darstellen, so dürfen wir als wirkliche Naturforscher, denen die Wahrheit über allem steht, nicht vergessen, daß wir für unseren Standpunkt den Beweis erst noch zu erbringen haben. ... Die Physiologie steht deshalb als die Wissenschaft von der lebendigen Materie autochthon neben Physik und Chemie.'

Für Pflüger bildeten seine wissenschaftlichen Überzeugungen den Hintergrund und das Fundament eines aufrichtigen Gottesglaubens. Die ‚Intervention einer höheren Macht' ist nach seiner Meinung wohl imstande, die Folgen der physikalischen Hauptsätze über die Kräfte der Natur zunichte zu machen. Aus dem Privatbrief einer Persönlichkeit, die Pflüger im Leben nahe stand, führt de Cyon die folgende bemerkenswerte Charakteristik seines religiösen Standpunktes an: ‚Er hatte ein festes Gottvertrauen, einen starken Glauben an eine höchste Intelligenz. Er war begeistert für den strengen Monotheismus und achtete hoch die Lehren der christlichen Kirche, ohne sich an Dogma zu klammern oder den Kirchenbesuch für unentbehrlich zu halten. Gegen Andersgläubige zeigte er eine edle Toleranz, achtete ihre religiösen Gefühle und nahm Rücksicht darauf.'

Dem Altmeister der Physiologie gebührt nicht nur ein Ehrenplatz unter den Forschern seiner engeren Fachwissenschaft. Er steht auch in einer Linie mit den zahlreichen großen gottesgläubigen Naturforschern aller Zeiten. Dr. F. Bosch.

Musik

Zum Fall Wagner-Nietzsche. Das Thema Wagner-Nietzsche ist gerade in der letzten Zeit, teilweise im Anschluß an die Wagnerjubiläen, wieder öfters in Wort und Schrift zur Diskussion gestellt worden, ohne daß dabei wesentlich Neues herausgekommen wäre. Nun hat sich jüngst in der Angelegenheit noch einer der besten Kenner der Materie vernehmen lassen, der Dramaturg des Dessauer Hoftheaters Arthur Seidl nämlich, der einerseits als berufener Wagnerschriftsteller, andererseits durch seine Tätigkeit als Herausgeber am Nietzsche-Archiv besser als alle anderen Bearbeiter imstande erscheint, dem Thema von beiden Seiten näherzutreten. Tatsächlich räumt denn Seidls Studie, die in Nr. 42 und ff. des laufenden Jahrgangs der Ver-

liner ‚Allgemeinen Musikzeitung' erschien, zunächst einmal mit manchen alteingebürgerten Irrtümern, die die Lösung der Frage stets störten, auf und läßt dann weiterhin so manchen wohltuend klärenden eigenen Gedanken verlautbaren. Wir möchten darum hier aus dieser Arbeit einiges, was auch jenseits des Leserkreises einer Fachzeitschrift Beachtung verdient, herausgreifen.

Zunächst weist Seidl die rein äußerliche Erklärung des Abfalls Nietzsches von Wagner als Folge ‚geistiger Erkrankung' des Philosophen zurück, indem er einen Gegenbeweis gegen diese simpel ‚hygienische' Lösung der Frage in der hervorragenden geistigen Bedeutung der späteren Nietzscheschen Schriften findet, besonders im doch auch bereits aus der Antiwagnerzeit stammenden ‚Zarathustra', den man nicht ‚mit einem „Krank!" aus der Welt schlechthin mehr hinwegdividieren' könne. Auch die Zurückführung der Trennung beider Männer auf ein persönliches Vorkommnis kann nach Seidls Ausführungen nicht mehr zu Recht bestehen. Es handelt sich dabei um folgende von Hans Richter überlieferte Anekdote: ‚Friedrich Nietzsche hat sich bekanntlich auch mit Komposition und Poesie befaßt. Als damals noch fanatischer Wagnerapostel in Wagners Haus zu Triebschen wohl gelitten, zog er eines Abends verschämt eine Partitur aus dem Mantel. Die Neugier war sehr groß, wich aber, als die Schriftzeichen durch Vermittlung des Klaviers zum tönenden Leben erwachten, bei den Zuhörern einem schmerzlichen Erstaunen. Wagner, der schon während der ersten Takte nervös wurde, besaß nicht die Selbstbeherrschung eines Liszts, der solche Unzulänglichkeiten mit einer witzigen Bemerkung abschüttelte, sondern stürmte mit einem Donnerwort, das so ähnlich klang wie „Quatsch" aus dem Zimmer, um nicht mehr zu erscheinen. Frau Wagner tröstete wohl den Ärmsten so gut es ging. Nietzsche aber war tief gekränkt und in seinem Herzen keimte der ‚Fall Wagner'; er war die längste Zeit Wagnerianer gewesen.' Seidl weist vor allem einmal darauf hin, daß schon an sich diese Anekdote ‚Dichtung und Wahrheit' stark mische: Es hat sich nämlich zwar eine ähnliche Szene zwischen Wagner und Nietzsche abgespielt, aber es handelte sich dabei gar nicht um eine Komposition N i e t z s c h e s, sondern das von Nietzsche ungeschickt und über Gebühr gepriesene ‚Triumphlied' von B r a h m s gab Anlaß zu dem künstlerischen Streit. Aber selbst w e n n Wagner sich einmal abfällig über Nietzsches kompositorische Versuche geäußert hätte, ist noch keineswegs anzunehmen, daß es just darüber zum Bruch zwischen beiden gekommen wäre. Wie ferne Nietzsche in solchem Falle persönliche Empfindlichkeit lag, das zeigt sein Verhalten gegenüber Bülow, der ihm auf die Zusendung einer Manfredfantasie mit einer geradezu vernichtenden Kritik geantwortet hatte, und dem er dies doch nie auch nur im mindesten nachgetragen hat. Die Annahme also, daß persönlich gekränkte Eitelkeit in rebus musicis den Grund zu Nietzsches ‚Fall Wagner' gelegt habe, ist fürderhin als Fabel endgültig von der Hand zu weisen.

Denn überhaupt nicht irgendwelche persönliche, sondern sachliche Gründe sind es gewesen, die die beiden Männer entfremdeten. Und diese sachlichen Gründe wurzeln wieder in der Verschiedenheit der beiderseitigen Naturen und ihrer Ideale. Daß diese Verschiedenheit schon in dem starken Altersunterschied mit begründet war, hat zuerst Karl Heckel erwähnt. Seidl analysiert nun die Grundlinien der geistigen Differenz weiterhin etwa folgendermaßen: Nietzsche folgte seiner ganzen Natur und Charakteranlage nach den Spuren der Renaissance, den Kern von Wagners Kunst- und Kulturanschauungen machte dagegen die Reformationsidee aus. Zwar hätten sich trotzdem beide in der ‚Regenerationslehre' zusammenfinden können. Das Wort Wagners: ‚Wir erkennen den Grund des Verfalls der histo-

rischen Menschheit, sowie die Notwendigkeit einer Regeneration für sie; wir glauben an die Möglichkeit dieser Regeneration und widmen uns ihrer Durchführung' — dieses Wort ist ähnlich wie die Lehre des ‚Zarathustra' oder der ‚Genealogie der Moral' Kritik der historisch gewordenen, veränderlich-sittlichen Werte ganz im Sinne der schon im ‚Wagner in Bayreuth' getanen Äußerung Nietzsches: ‚Mir scheint die wichtigste Frage aller Philosophie zu sein, wie weit die Dinge eine unabänderliche Artung und Gestalt haben: um dann, wenn diese Frage beantwortet ist, mit der rücksichtslosesten Tapferkeit auf die Verbesserung der als veränderlich erkannten Seite der Welt loszugehen.' Wenn sich so Wagner und Nietzsche aber auch im Ziel trafen, so disharmonierten sie doch in Mittel und Wegen, dieses Ziel zu erreichen. Es herrschte nämlich, sagt Seidl, ‚dort, bei R. Wagner das demokratische Element und die germanische Tendenz ganz entschieden vor, wohingegen Nietzsche die Menschheitverbesserung und Höherzüchtung der Rasse nach stark bei ihm vorschlagender, mehr und mehr sich ausbreitender romanischer Kulturtradition durchaus nur im aristokratischen Sinne erfaßte; wie R. Wagner wieder jene „Regeneration" zudem ausschließlich und spezifisch christlich, also mit Resignation im Kerne, verstanden wissen wollte, welche Nietzsche mit wachsendem „Herrenmenschentum" und zunehmender Daseinssegnung, sozusagen radikal heidnisch — „antichristlich" nur meinen konnte. So stand die sachliche, moralisch-religiöse Scheidewand, nicht wieder einzureißen, schließlich streng sondernd zwischen diesen Beiden, die anfangs wie für einander, und nur eben für einander, geschaffen schienen.'

Natürlich brauchte es seine Zeit, bis diese tiefgehenden Verschiedenheiten gegenüber den mehr an der Oberfläche liegenden Übereinstimmungen ins Bewußtsein traten; darum hat sich die Entfremdung zwischen Wagner und Nietzsche schrittweise vollzogen: der ‚Parsifal' war nicht die ‚Veranlassung' dazu, sondern nur gewissermaßen der letzte Stoß, der das Rad endgültig ins Rollen brachte. Zweifellos aber haben schon die ersten Festspiele von 1876 auf Nietzsche enttäuschend und abkühlend gewirkt. ‚Daß Richard Wagner damals, umringt von vielfach kritiklosen Anbetern, ganz nur Festspielaufgabe, nicht mehr Träumend-Schauender, daß er Schaffender, „Meister" und Künstlergeist im Großen nun geworden war, darüber wäre Nietzsche wohl noch einsichtsvoll hinweggekommen, so wenig auch das neue Bild zu dem unvergeßlichen Triebschener Idyll von anno dazumal, jener fernen „Insel der Glückseligen" mehr stimmen wollte. . . . . Aber das teils sensationslüsterne, teils bornierte Bayreuth-Publikum damaliger Tage — weit entfernt, das so heiß ersehnte „Volk", die erhoffte „Nation" darzustellen — hatte ihn tief verletzt und direkt angewidert; stand es doch im diametralen Gegensatze zu dem „idealen Zuschauer" der Deutschen, den sich seine Phantasie in der Erwartung von Bayreuth ausersehen — ja, im Stillen vorgespiegelt hatte. Er hatte dort den „Wagnerianer" als blindwütigen, beschämend einfältigen Durchschnitts-Enthusiasten . . . kennen gelernt.' ‚Dreist wette ich,' fährt Seidl nun weiter fort, ‚daß der Ausdruck „Herdenmensch" zum Typ herausgearbeitet, sicherlich nicht vor 1876 in seinen, selbst den geheimsten schriftlichen Aufzeichnungen sich je vorfindet. . . . Es ist meine Überzeugung, daß er sich diesen Zentralbegriff seiner späteren Lehre von jener merkwürdigen Menschenspezies „Wagnerianer" her erst anschaulich vollends entwickelt und das Lied von der „Sklavenmoral" von da hervorgeholt . . . hat.' Nietzsches ‚herrenmenschlichem' Wesen aber widersprach es, ‚mit einer Bedientenseele' für alle Zeit ‚bayreuthwillig Ordre zu parieren.' So erklärt sich der ‚Fall Wagner' als ein kritisches Auflehnen

seiner Eigennatur gegen einen lange als solchen erkannten Irrtum.

Insofern können Nietzsches antiwagnerianische Schriften inhaltlich als im Sinne ihres Urhebers durchaus berechtigte Glaubensbekenntnisse gelten. Denn vermögen wir auch jemands Glauben nicht zu teilen: — das Recht, ihn zu bekennen, dürfen wir ihm darum nicht absprechen. Pathologisch wird Nietzsches Antiwagnerianertum erst durch die Form, in der es auftrat. Nicht daß Nietzsche sich gegen Wagner wandte, sondern wie er dies tat, in welchem Ton er gegen ihn kämpfte, mit welcher dämonischen, von elementarstem Haß gesättigten Leidenschaft: darin liegt das Krankhafte. Und daraus nun erklärt sich auch die Übertreibung, mit der Nietzsche just den ‚Parsifal' zum Angelpunkt seiner Gegnerschaft — die, wie wir sahen, in Wahrheit viel älter ist und tiefer wurzelt — machte. Nietzsches Vorwurf, daß Wagner mit dem ‚Parsifal' sich selbst untreu geworden und als ‚Überwundener' vor dem christlichen Kreuze niedergesunken sei, ist eine ausgesprochene historische Unwahrheit. Schon ein Jahrzehnt vor der Bekanntschaft mit Nietzsche inmitten der Geisteswelt des ‚Rings' und des ‚Tristan' taucht die religiöse Parsifalidee bei Wagner auf; der Meister ist also nicht ‚im Alter sich untreu geworden', sondern hat nur auf einen früheren Zug seines Fühlens und Denkens zurückgegriffen, den Nietzsche anfangs nicht beachten wollte, der ihm nunmehr aber als Angriffspunkt eben recht kam. Wie gesagt, in der Art wie er diesen Angriff vollführte, liegt etwas Krankhaftes; der Angriff selbst aber ist als Äußerung einer stark selbstischen Natur, die nicht nach ihrem ‚Glücke', sondern nach ihrem ‚Werke' strebte, zu respektieren. Nietzsche fühlte die Gefahr, sein eigenes Selbst, wie so mancher andre, an Wagner zu verlieren; die Wucht, mit der er dagegen ankämpfen zu müssen glaubte, erscheint so indirekt als schweigende Anerkennung der Größe Wagners auch noch seitens des gegnerischen Nietzsche. Dr. E. Schmitz.

Verschiedenes

Der Abschluß der Catholic Encyclopedia, die mit ihren fünfzehn Bänden stattlichsten Lexikonformats* nur noch des ergänzenden Indexbandes harrt, stellt sich auch für die deutschen Katholiken als ein freudig zu begrüßender Erfolg dar. Denn diese großartige Auskunftsbücherei über die ‚Gesamtbeschaffenheit, Lehre, Disziplin und Geschichte der katholischen Kirche' ist von vornherein als ein internationales Werk gedacht worden, und unter den rund fünfzehnhundert Mitarbeitern stellen die deutschen Verfasser einen nach Zahl und geistiger Bedeutung höchst ansehnlichen Bruchteil. Grade in den letzterschienenen, hier noch nicht näher gewürdigten Bänden XII bis XV sind eine Reihe der wichtigsten Beiträge wieder aus deutscher Feder beigesteuert, so z. B. über allgemeine Theologie, über Priestertum, über Prädestination und über Toleranz von J. Pohle, eine große Anzahl der wichtigsten kirchengeschichtlichen Artikel: über Reformation, Konzil von Trient und zahlreiche Papstbiographien von J. P. Kirsch, über Altes Testament von P. Merk, über Moraltheologie von P. Lehmkuhl, Askese von F. X. Mutz, über allgemeine Religionsstatistik von P. Krose, über kirchliche Statistik und über den Vatikan von P. M. Baumgarten, über Wissenschaft und Kirche von P. Hagen, über Frauenfrage von P. Rösler, über menschliche Rassen von F. Birkner, über den Kirchenstaat von G. Schnürer und so noch viele andere mehr. Einen besonderen Vorzug der Enzyklopädie bildet, ebenfalls von zahlreichen deutschen Mitarbeitern gefördert, die ausgiebige Berücksichtigung der kirchlichen Geographie, der auch die glänzende illustrative Aus-

* Verlag für Deutschland: Herder, Freiburg. Geb. in Leinen je M. 27.—, in Dreiviertel- bezw. Ganzsaffian je M. 35.— bezw. M. 65.—.

stattung im weitesten Maße dienstbar gemacht ist.

Bei der Stoffauswahl hat man sich mit Recht durchaus nicht auf kirchliche Themen im engsten Sinne beschränkt, sondern eine Fülle von Schlagworten und Gegenständen mitbehandelt, die nur in lockerem Zusammenhang mit dem eigentlichen Stoffgebiet stehen, von denen sich aber die praktischen Amerikaner sagten, daß ihre Mitaufnahme bei einem solchen Nachschlagewerk sehr willkommen sei. Hie und da ist man freilich für deutsche Begriffe darin etwas allzuweit gegangen. So läßt sich z. B. die prächtige Farbenreproduktion der Teniersschen Küchenszene kaum damit rechtfertigen, daß der Maler und seine Familie in ihrem Privatleben gute Katholiken gewesen ‚sein sollen‘. Und wenn man auch sonst bei den biographischen Artikeln über gar manche hervorragenden Gelehrten oder Künstler sich fragt, ob das persönliche Bekenntnis zur Kirche, auch wenn es mit den Werken und Leistungen der Betreffenden in gar keinem direkten Zusammenhang steht, die genauere Lebensbeschreibung in einem Kirchenlexikon rechtfertigt, so vermißt man dann auf der anderen Seite um so mehr manche Namen von eigentlich religiösem Belang, wie z. B. den Begründer der neueren Geschichtsphilosophie, Giambattista Vico.

In solchen an und für sich nicht belangreichen Einzellücken, die in den Literaturangaben oft noch fühlbarer werden, tritt ein charakteristischer Unterschied von deutscher und amerikanischer Arbeitsweise hervor: Unter deutscher Redaktion wären jedenfalls nicht soviel Ungenauigkeiten stehen geblieben. Aber dafür hätten die fünfzehn Bände mit ihren rund dreißigtausend ausführlichen Beiträgen statt einer Erscheinungsfrist von sieben Jahren wohl mindestens des drei- bis vierfachen Zeitraums benötigt, so daß beim Erscheinen der letzten Bände die ersten glücklich veraltet gewesen wären.

Wir erheben einen solchen Selbstvorwurf nicht etwa blind in den Tag hinein, sondern verbinden damit den Wunsch, man möge von den Vorzügen der Catholic Encyclopedia — unter möglichster Vermeidung ihrer Mängel — lernen, in ganz bestimmter Absicht. Gutem Vernehmen nach rückt der Plan einer längst notwendigen, gründlichen Neubearbeitung von Wetzer und Weltes großem katholischen Kirchenlexikon näher und als einen vorbereitenden Schritt hierzu fassen wir auch den Übergang von Buchbergers ganz vortrefflichem kirchlichen Handlexikon* in den Herder'schen Verlag auf. Dieses Handlexikon, dessen zwei erstaunlich inhaltreiche, die Fülle der siebenunddreißigtausend Beiträge nur durch ein sinnreiches Abkürzungsverfahren bezwingende Bände zu ihrer Vollendung voller fünf Jahre benötigten, stellen in ihrer Gesamtheit ein Musterbeispiel gründlicher Gelehrtenarbeit dar; und zwar gerade auch theologischer Gelehrtenarbeit, da unter den dreihundert Mitarbeitern nur eine geringe Minderzahl Laien sind. Es ist nun aber gewiß recht sehr zu wünschen und zu hoffen, daß diese bedeutende Vorarbeit einer entsprechend beschleunigten Erscheinungsweise des großen Kirchenlexikons zugute kommt, damit sich die Neuauflage nicht wieder wie die letzte über neunzehn, bezw. mit Index über einundzwanzig Jahre hinzieht.

Einen weiteren Fortschritt und ein gutes Omen scheint uns das Handlexikon auch insofern zu bringen und sich damit der Redaktionsauffassung der amerikanischen Enzyklopädie zu nähern, als der Nomenklator auf möglichste Reichhaltigkeit bedacht ist und bereits viele Hunderte, wenn nicht Tausende von Gegenständen und Persönlichkeiten miteinbezieht, die in

* Kirchliches Handlexikon. Ein Nachschlagebuch über das Gesamtgebiet der Theologie und ihrer Hilfswissenschaften. In Verbindung mit K. Hilgenreiner, J. B. Nisius, J. Schlecht und A. Seider, herausgegeben von M. Buchberger. 2 Bände. Herder'scher Verlag. Geb. M. 60.—.

den bisherigen theologischen Nachschlagewerken gänzlich fehlten.

Außer dem kirchlichen Handlexikon ist auch ein anderer vorbereitender Schritt zu einem künftig großen deutschen katholischen Kirchenlexikon bereits getan. Als solchen betrachten wir die Begründung des Kirchlichen Handbuchs für das katholische Deutschland durch den bekannten Statistiker H. A. Krose S. J. Es liegen von diesem namentlich im rein Tatsächlichen ausgezeichnet orientierenden Jahrbuch bereits vier Jahrgänge vor*. Und es bedarf, um im künftigen Kirchenlexikon neben den eigentlich theologischen Materien auch die kirchlichen Interessengebiete im weiteren Sinn zu umfassen, vielfach nur eines geschickten Auszuges aus den genauen Angaben, die hier im Handbuch nun schon Jahr für Jahr gebrauchsfertig dargeboten werden.

So glauben wir einige Anhaltspunkte zu der Hoffnung zu haben, das Erscheinen der Catholic Encyclopedia werde für die deutschen Katholiken noch in einem ferneren Sinne als ein freudig zu begrüßender Erfolg sich erweisen: Indem ihnen ein praktisches Beispiel dargeboten ist, welches nachgemacht und übertroffen sein will!

M. E.

* Verlag Herder, Freiburg. Geb. in Leinen je M. 6.–.

Neues vom Büchermarkt

Religiöse u. apologetische Literatur

Es liegt in der Natur der Sache, daß im religiösen Leben, dessen tiefste Wurzeln im Willen und nicht im Erkennen leben, die stärksten Wirkungen noch jederzeit von der Betrachtung lebendiger Tugendbeispiele und Frömmigkeitsübungen ausgegangen sind. Somit gehören die Lebensbeschreibungen der Heiligen zu den wichtigsten Erscheinungen der religiösen Literatur überhaupt. Damit aber das Leben der Heiligen Anziehungskraft und Macht ausübe, darf es ‚weder mittelmäßig, noch mit der unzulänglichen Hilfe eines alltäglichen Talents, auch nicht mit rein weltlicher Kunst geschrieben sein'. Das sind Worte Dupanloups, des berühmten Bischofs von Orleans, die er in der Einleitung zum Leben der hl. Franziska von Chantal von dem damaligen Abbé Bougaud, späteren Bischof von Laval, niederschrieb. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts sah Frankreich eine große Anzahl hervorragender Heiligenleben erscheinen; unter ihnen steht das genannte mit an erster Stelle. Der ersten deutschen Ausgabe ist im Jahre 1910 diese zweite gefolgt: **Die hl. Johanna Franziska von Chantal** und der Ursprung des Ordens von der Heimsuchung'. Von Emil Bougaud (zwei Bde., geb. M. 9.—; Herder, Freiburg). Das Leben der Frau von Chantal gehört zu den seltsamsten und erhabensten Erscheinungen der Geschichte der Heiligen. Ähnlich wie die hl. Katharina von Genua in der gebildeten Welt der italienischen Renaissancezeit, hat Frau von Chantal in dem Frankreich des 17. Jahrhunderts gewirkt. Sie war eine Frau von ungewöhnlicher Charakterstärke und doch gleichzeitig von großer Zartheit des Gefühls, so daß man die inneren Konflikte in aller Schärfe und Unerbittlichkeit miterlebt. Dupanloup bemerkt mit Recht, daß man sich bei der Betrachtung ihres Lebens ‚in den vollen Gewässern des reinsten Christentums' befinde, und er hebt als einen besonderen Vorzug der Bougaudschen Darstellung hervor, daß sie uns die Heilige nicht von allem Menschlichen beraubt hinstelle, sondern im Gegenteil zeige, wie die ‚übernatürliche Seite in diesem Leben seine natürliche nicht verschlingt, daß das Weib, die Tochter, die Gattin, die Mutter, die Witwe uns nacheinander in der Heiligen erscheinen'. Von der erbauenden Wirkung dieser Darstellung abgesehen, ist auch die kulturgeschichtlich belehrende nicht gering. Gestalten wie die eines hl. Franz von Sales, eines hl. Vinzenz von Paula ziehen nicht bloß an dem geistigen Auge des Lesers vorüber, sondern werden in ihrer vollen Erscheinung und Bedeutung sichtbar, und die Einblicke in das gesellschaftliche Leben der Zeit sind von großem historischen Reiz. So kann diese Biographie als ein Werk für alle empfohlen werden, die sich für die Erscheinung und Wirkung des Religiösen in der Menschheit überhaupt interessieren. Das gilt, wenn auch nicht im ganz gleichen Grade, auch von dem ‚Lebensbild' der **Hl.**

Angela Merici', das die Ursulinerin M. Vincentia Neusee in zweiter verbesserter Auflage erscheinen läßt. (Mit 48 Abbildungen. Geb. 3,80 M., Herder, Freiburg 1912.) Angelas Leben fällt mit einer Zeit der tiefsten Verweltlichung der Kirche zusammen. Sie hat nicht weniger als sechs Päpste erlebt, unter denen Alexander VI. und Klemens VII. die dunkelsten Schatten auf die Kirche warfen. Erneuerung des christlichen Lebens durch persönliche Heiligung war ihr Ziel. Sie hat keinen Orden gestiftet, sondern bloß eine Gesellschaft von frommen in der Welt lebenden Frauen, die durch kein Gelübde gebunden waren. Aber indem sie ihnen nichtsdestoweniger eine Regel gab und selber das Amt einer Oberin versah, legte sie den Grund zu dem später gegründeten Orden der Ursulinerinnen, der seine Patronin in ihr verehrt. Das vorliegende Leben kann als eine ernste hagiographische Arbeit bezeichnet werden, die mit kritischem Sinn, aber zugleich auch mit Liebe und gutem Geschmack geschrieben ist. Die Verfasserin ist auf die allerdings nicht sehr reichlich fließenden Quellen zurückgegangen und hat eine Biographie geschaffen, die den ernsteren Elementen in der katholischen Frauenwelt wertvolle Anregungen geben kann.

‚Mache dich zuerst selbst zu dem, wozu du andere machen willst.'

Dieser Grundsatz aus der Regel der hl. Angela ist das Geheimnis des Erfolges wie aller heiligen Menschen, so insbesondere der gottseligen **Mutter Franziska Schervier** gewesen, der 1876 verstorbenen Begründerin der Armenschwestern vom hl. Franziskus, einer wahren Heldin der christlichen Caritas. Ihr Leben, von P. Jeiler erzählt (3. Aufl. 462 S. Herder, Freiburg 1913. Geb. M. 5.—), nicht minder das der 1906 verstorbenen Schwester Maria vom göttlichen Herzen **Droste zu Vischering**, das P. Sattler unter Benutzung deutscher Originaltexte nach dem Französischen bearbeitet hat (4. Aufl. 368 S. Ebenda. Geb. M. 4.20), muß man lesen, um ein Bild der heilenden und heiligenden Kräfte zu gewinnen, von denen das katholische Leben auch in unsern Tagen noch erfüllt ist. Daß sich diese Kräfte jedoch nicht nur in der Stille des klösterlichen Berufes entfalten, zeigen uns die Lebensbilder von zwei edlen Frauen, der **Julie von Massow** (nach authentischen Quellen dargestellt von Schwester Maria Bernardina. 2. Aufl. Ebenda. 328 S. Gebunden M. 4.40) und der **Fürstin Sophie von Waldburg zu Wolfegg und Waldsee** von Karl Hagenen S. J. (Mergentheim, Verlag Ohlinger, gebd. M. 1.60). Während die Konvertitin Julie von Massow, geb. von Behr, durch ihre Wirksamkeit im Dienste der Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen mannigfach hervortrat, hat sich das Wirken der Fürstin Sophie stets im Rahmen des fürstlichen Familienlebens bewegt und auch da, wo es wie in den zahlreichen Werken der Nächstenliebe und der Freigebigkeit zur Ehre Gottes darüber hinaus griff, stets die Öffentlichkeit gemieden. Das Leben dieser vier bedeutenden Frauen spielt sich auf dem Hintergrund unserer Zeit ab. Das gibt der gleichzeitigen und vergleichenden Betrachtung einen besonderen Reiz. Auch tun wir manche interessante Einblicke in das kirchliche und religiöse Leben der jüngsten Vergangenheit, so bei Franziska Schervier in die Tage des Kulturkampfs, bei Julie von Massow in die Psychologie des Konvertitentums, bei Schwester Maria in das internationale Klosterleben, denn Deutschland, Frankreich und Portugal waren die Stätten der Wirksamkeit dieses westfälischen Edelfräuleins, bei Fürstin Sophie in das Tun und Treiben einer fürstlichen Familie, in der Leid und Entsagung die Führer zum Höchsten wurden.

Wenden sich diese Frauenbilder vornehmlich an die gebildete Frauenwelt, so wird jüngeren Leserinnen in dem Buche **‚Die Jugend großer Frauen'**, Sonntagstagslesungen für Jungfrauen zusammengestellt von Dr. Konst. Holl (F. Herder, Freiburg, gebd. M. 3.—), eine hübsche Gabe geboten. Es bildet das Gegenstück zu des gleichen Herausgebers Bändchen ‚Die Jugend großer Männer'. Es sind hier 40 Lebensabrisse von bedeutenden Frauen vereinigt, aus der Zeit des 13. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Ähnlichen Charakter, jedoch für einfachere Ansprüche berechnet, trägt die von J. Hellinghaus besorgte Auswahl **‚Hohe Frauengestalten aus allen Jahrhunderten der Kirche'** (Alphonsus-Buchhandlung, Münster), während sich die auf 8 Bändchen berechnete Sammlung **‚Charakterbilder der katholischen Frauenwelt'** (herausgegeben von Pauline Hegler, E. Maria Grisar. Schöningh, Paderborn) wieder mehr dem Herder'schen Unternehmen nähert, mit dem Unterschied jedoch, daß die von verschiedenen Mitarbeiterinnen geschriebenen Charakterbilder in einzelnen Bändchen nach Zeitepochen (aus der biblischen und altchristlichen Zeit, aus der Zeit der Kirchenväter, aus den Anfängen der abendländischen Kultur uff.) zusammengestellt wurden.

Es sind gleichsam kirchengeschichtliche Studien zur Ergänzung des kirchengeschichtlichen Unterrichts an höheren Mädchenanstalten, Lyzeen u. ä.

Philosophie

Zum historischen Gesamtüberblick ist die **Allgemeine Geschichte der Philosophie**, welche zu dem Teubnerschen Sammelwerk ‚Die Kultur der Gegenwart' von Wundt, Oldenberg, Arnim, Baeumker, Windelband u. a. beigesteuert worden ist, schon früher empfohlen worden, freilich mit den Einschränkungen, die sich aus den so verschiedenartigen Standpunkten der Verfasser ergeben und vom Leser entsprechend abgewogen werden müssen. Die neue Auflage (in Leinen M. 16.—, in Halbfranz M. 18.—), auch in anderen Teilen erweitert und verbessert, hat eine ganz besondere Bereicherung erfahren durch den neuen Abschnitt von Clemens Baeumker über die neuerdings immer mehr auch in ihrer geschichtlichen Bedeutung gewürdigte Philosophie der patristischen Epoche, wobei der hl. Augustinus ganz besonders in den Vordergrund tritt, der ‚aus der Tiefe seiner religiös gestimmten genialen Persönlichkeit auch Übernommenes in einem eigenartigen, selbständig erfaßten Weltbild neu zu gestalten weiß'. — Die Konzentration auf eine solche führende und überragende geistige Persönlichkeit mag oft leichter noch als der geschichtliche Gesamtüberblick das Verständnis für weitreichende philosophische Fragestellungen eröffnen. Wenn in irgendeinem Denker die Probleme des neuzeitlichen Geistes- und Gesellschaftslebens in ihrer ganzen Vielseitigkeit zusammentreffen und sich zur Harmonie zusammenzufinden suchen, dann ist dies bei **Leibniz** der Fall, dem Franz X. Kiefl in der ‚Weltgeschichte in Charakterbildern' eine eminent wissensreiche Monographie gewidmet hat, die ihren Stoff auf dem Hintergrund des europäischen Freiheitskampfes gegen Frankreichs geistige und politische Hegemonie gestaltet (Kirchheim & Co. Geb. M. 4.50). Auf die weltgeschichtliche Bedeutung Leibnizens und sein wiederholtes Bemühen um die Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen ist dabei mehr Gewicht gelegt als auf sein doch wohl allzusehr aus theologischen Gesichtspunkten entwickeltes philosophisches System. Das kann aber die Anerkennung nicht mindern dafür, daß diese schwierige Aufgabe einer populären Gesamtwürdigung Leibnizens erstmals gerade von einer katholischen Feder bewältigt worden ist. — Die Notwendigkeit, diesen großen und positiven deutschen Denker einmal dem Allgemeinbewußtsein deutlicher vor Augen zu stellen, leuchtet um so mehr ein, wenn man mit seiner vielfältigen Vernachlässigung die unermüdliche Arbeitshingabe vergleicht, die seinem geistigen Widerpart Spinoza unablässig und vielseitig zuteil wird. Ein Zeugnis dessen ist auch die in ihrer Art mustergültige, selbst verwöhntem Bibliophilengeschmack noch schmeichelnde Arbeit von Ernst Altkirch über ‚**Spinoza im Portrait**', worin man sämtliche Bildnisse und Nachrichten über sein Leben nebst einer Ikonographie bis auf unsere Tage vereinigt findet (Diederichs. Geb. M. 10.—). Auch die von Fritz Mauthners skeptischem Geist betreute **Bibliothek der Philosophen** scheint mit ihren schön ausgestatteten Neuausgaben vorläufig ganz einseitig die mehr negativ gerichteten Geister zu bevorzugen. Vollends überflüssig erscheint die Ausgrabung des wunderlichen Scharlatans Agrippa von Nettesheim mit seinem bösartigen Pamphlet über ‚Die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften' und gegen die Theologen von Löwen (2 Bände. G. Müller. Gebunden M. 15.—), während man der Gesamtausgabe von Kants Briefwechsel, die H. Ernst Fischer mit großer Sachkenntnis besorgt und erläutert hat (3 Bde., ebd. Geb. M. 22.50) das Verdienst zubilligen muß, in den Briefen gerade der Korrespondenten Kants eine sehr wertvolle Zusammenfassung der bereits von seinen Zeitgenossen erhobenen Haupteinwände zu gewähren. Die ganz dem Urtext von 1819 folgende Ausgabe von Schopenhauers Hauptwerk ‚Die Welt als Wille und Vorstellung' soll sich, wie bereits die anmerkenden Hinweise auf seine übrigen Schriften erkennen lassen, noch zu einer ansehnlichen Gesamtausgabe erweitern (2 Bde. Ebd. Geb. M. 18.50). Recht dankenswert ist die Zusammenstellung, die Bernhard Münz von allen für Hebbel als Denker in Betracht kommenden Werken und Aussprüchen gibt, dabei zugleich seine allmähliche Hinentwicklung zum Positiveren und seine nie überwundene Widerspruchsfülle beleuchtend. (Ebd. geb. M. 7.—). Es muß entschieden noch viel mehr geschehen, um durch angemessene Neuausgaben oder geschichtliche Würdigungen auch die christlichen Denker der Neuzeit zu rechten Ehren zu bringen. Für die Religionsphilosophie erhoffen wir zuversichtlich eine nachhaltige Förderung und Neubelebung von der meisterhaft übersetzten, sachlich neugeordneten und alles polemischen Beiwerks entkleideten Ausgabe, die M. Laros einem in Deutschland noch lange nicht gebührend geschätzten apologetischen Meisterwerk: **Pascals Pensees** zuteil werden ließ (Kösel.

Geb. M. 2.—). Die überlegene Geisteskraft, mit der hier der geniale Mathematiker und Physiker alle Schwierigkeiten seines christlichen Glaubenslebens niederringt, wird sich gewiß noch die Bewunderung gerade unseres Zeitalters gewinnen und erzwingen. Auf gleichem Gebiete erweist sich als eine verdienstvolle zeitgeschichtliche Würdigung der umfassende kritische Abriß, den Georg Wunderle in Stölzles ‚Studien zur Philosophie und Religion‘ der **Religionsphilosophie Rudolf Euckens** widmet (F. Schöningh, Paderborn. Brosch. M. 2.80). In besonnener und gerechter Abwägung werden darin die Bemühungen und Verdienste des Jenenser Idealisten um ein erneuertes und erhöhtes ‚Geistesleben‘ nach ihren gesamten Grundlagen charakterisiert, aber auch in ihrer verbleibenden Verschwommenheit bemängelt. Ein anderes Heft der gleichen dankenswerten Sammlung gilt ‚**Martin Deutinger** als Erkenntnistheoretiker‘, dessen Leitgedanken Franz Richarz mit Sorgfalt, aber ohne größere Perspektiven herausarbeitet (brosch. M. 2.80). Auch für die gerechtere Würdigung dieses fast vergessenen katholischen Denkers und geistvollen Schriftstellers scheint nun endlich die Zeit heranzubrechen.

Alte und neue Dichtung

Unter den Gaben des Auslands, die in Deutschland mehr als sonstwo durch gewissenhafte Übertragungen und gewählte Ausstattung glänzen, liegt ein Neudruck persischer Gedichte vor, die G. Fr. Daumer in den fünfziger Jahren, also zur Zeit, da der spätere Konvertit noch ein unentwegter Gegner alles Christlichen war, übertragen und zusammen mit Versen aus anderen Sprachen, darunter eigene, deutsche, in Stil und Geist Hafischer Liebes- und Trinkpoesie herausgegeben hat. Diese Ausgabe hat der Verlag Diederichs ohne Änderung und Zusatz in einer Form wieder aufleben lassen, die die Vermutung nahelegt, daß der Ausstattungsgedanke dabei die Hauptsache, der Neudruck selber nur ein willkommener Anlaß war, eine Reihe von Zeichnungen im Stil orientalischer Flächenkunst zur Geltung zu bringen. Dennoch wird der mit großer Sorgfalt in einer zierlichen Antiqua von Ehmke gedruckte und mit reichem, farbigen Titelvorsatz ausgestattete Band: **Hafis**, ‚Eine Sammlung persischer Gedichte‘ Freunden echter Poesie gerade in dieser gewählten Darbietung nicht unwillkommen sein. Die Vorrede würde der spätere Daumer nicht mehr gebilligt haben, sie ist ganz eine Frucht seiner naturalistischen Periode.

Zum vierten Male legt Paul Pochhammer, **Dantes göttliche Komödie** in deutschen Stanzen frei bearbeitet (Teubner, Leipzig 1913, geb. M. 8.—) vor, zum drittenmal in der großen schönen Ausgabe, deren zahlreiche Skizzen ein Wesentliches dieser Ausgabe und ihres Deutungsversuchs ausmachen; aber, wie das über die Frage der deutschen Danteleserschaft sich verbreitende Vorwort sagt, durchgreifend umgearbeitet sowohl in ihrem poetischen wie in ihrem prosaischen Teil. Pochhammers Versuch, den deutschen Lesern den Zugang zu Dantes Commedia dadurch zu erleichtern, daß er die dem deutschen Ohr und Reim gefügigere Stanze wählte, hat manchen Widerspruch erfahren aus den Kreisen der Dantegelehrten; die deutsche Lesewelt aber scheint, nach der Auflagezahl zu urteilen, darüber anders zu denken. Und in der Tat wird ein praktischer Versuch, die Dichtung in einem noch naiv genießenden Kreise nach vorhandenen Übersetzungen vorzulesen, bald zugunsten Pochhammers ausfallen. Referent selbst hat die Probe gemacht, indem er fünf Übertragungen abwechselnd vorlas, darunter auch die reimlose von Philalethes, zu der man nächst Pochhammer noch am häufigsten zurückgriff. Pochhammers Nachdichtung vermittelt eben dem deutschen Danteleser, was der Italiener unmittelbar hat, den Eindruck des Poetischen auch durch den Wohlklang der Sprachform; Sache und Wort sind hier eine gewisse natürliche Verbindung eingegangen. Wer imstande ist, das Original zu lesen, ist in jedem Betracht weit besser dran. Aber das Dantesche Gedicht bietet dem des Italienischen kundigen Ausländer doch so erhebliche Schwierigkeiten, daß er allezeit gern eine Übertragung zu Rate ziehen wird. Dieser Erwägung dürfte die Veranstaltung der Zoozmann-Sauter'schen Ausgabe: **Dantes Poetische Werke.** Neu übertragen und mit Originaltext versehen von Richard Zoozmann, mit Einführungen und Anmerkungen von Konstantin Sauter. 2. Auflage. Bd. 1—3 Die göttliche Komödie, Bd. 4 das Neue Leben. Gedichte (Herder, Freiburg, geb. M. 20.—, in Pergam. M. 30.—) ihren Ursprung verdanken. Indem sich der italienische und deutsche Text auf je einer Seite schön und klar, Zeile für Zeile, gegenüberstehen, die deutsche Übertragung sich möglichst eng an das Original anschließt, so daß man wohl zuweilen fast von wortgetreuer Verdeutschung reden kann, ist das Einlesen in den Originaltext so leicht wie möglich gemacht. Die Aufgabe, die sich der Übersetzer gestellt hat,

war nicht leicht, und man wird der recht glücklichen Lösung das unzweifelhafte Verdienst nicht kürzen, auch wenn man nicht gerade im Stil der geschäftlichen Anpreisung von der ‚hohen dichterischen Schönheit der Übersetzung' spricht. Sie ist jedenfalls klar, einfach und ungezwungen und erfüllt ihren Zweck in hohem Maße. Die literarhistorische Einführung in das Verständnis der Zeitverhältnisse der Dichtung und dieser in ihrer zeitlichen Bedeutung selbst, sowie die bequem ausfaltbaren Anmerkungen selbst, sind für eine erste Beschäftigung mit der Commedia ausreichend und lassen die gesamte Veröffentlichung als recht wertvoll erscheinen: ist diese Herdersche Parallelausgabe doch die einzige in Deutschland.

Bildende Kunst

Der Geist der Geschichte findet seinen unbestechlichen Ausdruck in der Kunst. Dieser Geist muß in dem aufmerksamen Betrachter insgeheim lebendig werden, auch wenn man in den Denkmälern, die die Kunst im Laufe der Zeit für die Gegenwart hat erstehen lassen, in erster Linie ein kulturhistorisches Anschauungsmaterial sieht, das man für Zwecke eines in die Augen fallenden Unterrichts sammelt und ordnet. Diesem Zwecke eines Anschauungsunterrichts, der die geschichtlichen Ansichten in unmittelbaren Formen und ihren zeitlichen Wandlungen vorführt, dient das reichhaltige, in genauer Raumeinteilung ausgenützte Werk **‚Kunst und Geschichte'** von H. Luckenbach, das, vorwiegend nach der kulturhistorischen Seite fruchtbar angelegt, doch ebenso für die Fragen der Stillehre, sodann zur praktischen Begleitung des Unterrichts in der Antike usw. in der verschiedensten Weise dienlich ist. Es umfaßt in 14 farbigen Tafeln und 666 Abbildungen in drei Teilen Altertum, Mittelalter, dieses auch sehr reichhaltig, und Neuzeit, wobei die fortschreitende Verkleinlichung des in der Geschichte wirkenden Geistes in den Formen unserer Gegenwart hilflos sich verrät; allerdings ist auch die Auswahl der Kunstbeispiele für die Neuzeit weniger geschickt und sinnvoll. Die Bilder, Pläne, Ansichten u. a. sind durch kurze Texte erläutert. Das Werk ist an Anregungen nicht leicht auszuschöpfen (München, R. Oldenbourg, 5 M.) — Mit dem weitesten Umfange des kulturgeschichtlichen Interesses an der Kunst und mit der Erhaltung und Ausbeutung der Kunstdenkmäler im allgemeinsten Sinne macht das seit einiger Zeit in 3. Auflage vorliegende **‚Handbuch für die Denkmalpflege'** von J. Reimers bekannt, das seine praktischen Zwecke in rein sachlichen Angaben, unterstützt von 752 Textillustrierungen, erfüllt. Am Anfang des Buches wird die Organisation der staatlichen Denkmalpflege dargelegt, am Schluß sind die zahlreichen gesetzlichen Bestimmungen wiedergegeben; den Hauptinhalt, dem eine Orientierung über vor- und frühgeschichtliche Denkmäler vorausgeht, bildet die mit kurzen Erläuterungen versehene Aufzählung der Denkmäler und Fachausdrücke in alphabetischer Folge. Eine Reihe Themen dieses Reallexikons wie Ornament, besonders aber Trachten und Attribute sind sehr ausführlich behandelt. Der Kreis auch der privaten Denkmalpfleger, für die ein solches Buch in Betracht kommt, ist heute sehr groß (Hannover, Ernst Geibel, 5 M.). — Ebenfalls ein ausführliches Verzeichnis der Attribute der Heiligen, sowie kurze Erläuterungen der Symbole, der Geistlichen- und Ordenstrachten enthält das Buch von M. Liefmann **‚Kunst und Heilige'**, ein ikonographisches Handbuch zur Erklärung der Werke der italienischen und deutschen Kunst'. Sein Hauptinhalt ist aber die in alphabetischer Namensordnung durchgeführte jeweils ‚kurze Zusammenfassung der Erzählungen und Legenden aus der Bibel, Heiligen- und Apostelgeschichte, die von den Künstlern, besonders in Italien auf zahlreichen Gemälden und Fresken dargestellt worden sind', also der ursprüngliche, sinnvolle Gegenstand der Werke, der sich allmählich unter darstellerischen Konventionen und Attributen versteckte, deren Bedeutung dann vielfach in Vergessenheit geriet. Auch den Katholiken wird das Buch vieles, besonders auf die Heiligen Bezügliche wieder ins Gedächtnis zurückrufen (Jena, Eugen Diederichs, br. 5.50 M.).

Mit dem vornehmsten Teil der Pflege von Kunstdenkmälern, mit den öffentlichen Kunstsammlungen, in denen Plastik und Malerei das große Übergewicht bekommen haben, beschäftigt sich das schön ausgestattete Werk **‚Deutsche Museen'** von Val. Scherer. Dieses Übergewicht war in den Anfängen dieser Sammlungen, die zum großen Teil auf fürstliche Liebhabereien zurückgehen, in den Kunst- und Wunderkammern noch nicht so einseitig. Trennung in den Sammlungsobjekten trat mit dem anhebenden wissenschaftlichen Interesse ein, wird aber heute mit dem Aufkommen städtischer Sammlungen teilweise wieder aufgehoben oder modifiziert. Scherer schildert diese Entwicklung im Laufe der Geschichte der einzelnen Museen bis zu den neuesten Museumsfragen. Das Buch setzt spezielles Interesse voraus; dieses hat sich allerdings bei den zunehmenden kulturellen Aufgaben

der Gemeinden verallgemeinert (Jena, Eug. Diederichs, 10 und 12 M.).

An Tschudis oft besprochenes Wort von der Notwendigkeit eines neuen Typs von Sammlern und Sammlungsleitern, die mehr vom Standpunkt der sondernden Kunstliebe als aus einer alles zusammenraffenden Wissenschaftlichkeit sammeln und ihre Galerien dementsprechend viel mehr nach künstlerischen Erkenntnissen ausgewählt anlegen müßten, knüpft Professor Dr. Hans Wolfgang Singer in seiner Einleitung zu der Neuauflage des schönen Bandes **‚Die Meisterwerke der Königl. Gemäldegalerie zu Dresden'** an (München, Hanfstaengls Malerklassiker, Bd. II, 12.— M.). Singer teilt mit, daß er schon früher diese Forderung vertrat und bezeichnet den vorliegenden Band als eine Art Muster, wie eine solche Galerie nach vollzogener Reinigung aussehen würde, wobei allerdings hier noch Rücksichten auf Wissenschaft und Publikum die Auswahl mitbestimmt hätten. Der Band bringt die anerkannten Meisterwerke und ein reiches Kunstmaterial, läßt allerdings den ‚protzigen' Charakter der Dresdener Galerie nicht verkennen. Der neue Galeriegedanke wird sich indes nur vereinzelt im kleinen ausführen lassen; große Sammlungen können nicht von ihren geschichtlichen Bedingungen loskommen. Und wenn die glücklich vorhandenen Nebenrücksichten einmal wegfallen könnten und unstoffliche Kunstformen herausgeholt werden müßten gleichmäßig durch alte und neue Kunst, so würde manch einer den Besen wieder in die Ecke wünschen, den er nicht regieren kann. Vermutlich wäre Goethe, ‚der vollkommener Dilettant auf dem Gebiete der Kunst war und blieb', wie der Herr Professor sagt, immerhin imstande gewesen, eine innerlich organische Sammlung anzulegen, da sein eigener Lebenskreis zwar klassizistisch beengt, aber selber bewußte Form war, die sich wahlverwandt betätigen konnte, während die heutige Kunstweisheit ein geschichtlich zerklittertes, ästhetisch von Tagesmeinungen bestimmtes Gemengsel ist, dem der innere Zwang zur Beherrschung einer Formenwelt fehlt. Zur Form im ganzen gehört auch Angemessenheit des eigenen Stils, so daß eine saloppe Redeweise wie die Singers unmöglich sein sollte, der anläßlich einer Echtheitsbezweiflung schreibt, in Wien glaube man, ‚die Dürerweisheit mit Löffeln ge—gessen zu haben', und man wolle ‚dem kleinen „Christus am Kreuz" an den Kragen gehen'. Hier hat die Form jedenfalls nicht von der historischen Kritik bis zu einem persönlichen Verhältnis hinausgereicht.

Unsere Kunstbeilagen

Die Porträtbüsten von Houdon und Rodin kommen in dem Beitrag ‚Rodin über Porträtplastik' eingehend zur Sprache.

Das Bild des Kardinals Newman zeigt die Züge des Greises im Gegensatz zum jungen Manne, dessen Porträt sich an der Spitze des Novemberheftes findet.

Herausgeber and Hauptredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.





C. Duran, Gustave Doré



Elfter Jahrgang Februar 1914

Ode an die untergehende Sonne / Von Francis Thompson. Eingeleitet und übertragen von Miriam Eck

Francis Thompson, geb. 1859 in Preston, gest. 1907 in London, von seinem Vater, einem Arzte, zum Studium der Medizin bestimmt, empfand seine Mission als Dichter so stark, daß er lieber Jahre der äußersten Entbehrung ertrug, als ihr untreu zu werden. Jahre, die unauslöschliche Folgen an Körper und Seele hervorriefen und wohl Veranlassung zu seinem frühen Tode wurden. Sein späterer Vermittler und Freund, der Redakteur Meynell, entriß ihn der größesten Not, indem er ihn als Dichter für die Wenigen entdeckte. Für die Wenigen, die ihm den sicheren Lorbeer und die Zugehörigkeit zur Weltliteratur verhießen. Unter ihnen Burne-Jones, der von Thompsons ‚Hound of heaven' (s. Hochland, Juniheft 1912) einen solchen Eindruck empfing, daß er ausrief: ‚Seit Gabriel Rosetti haben mich keine mystischen Worte so bewegt wie diese.' Man nannte Thompson einen würdigen Schüler Dantes, man sagte, daß er den Thomas a Kempis ins neunzehnte Jahrhundert hinein versetzt habe. Ja, man prophezeite, daß der Name Thompson das englische Reich überdauern werde. Katholik von Geburt und Anschauung, hat er tiefe mystische Schönheit gegeben, wie sie nur einem wahrhaften Dichter eigen sein kann.

Aber selbst in England ist man erst jetzt am Werke, den geistigen Besitz dieses Begnadeten breiteren Schichten zugänglich zu machen, den Besitz dessen, der nur für die Lauschenden, für die ganz Ehrfürchtigen schaffen

konnte, dessen Namen aber nachgerade keinem Gebildeten fremd bleiben sollte. Er teilt viel mit den Präraffaëliten, aber es ist mehr Kraft und eine größere Wahrheit des Schmerzes und des schauenden Glaubens in ihm.

‚Die Ode an die untergehende Sonne, eine der größeren Dichtungen Thompsons, zerfällt in drei Teile: Präludium, Ode und Nachgesang. Nur ein wiederholtes Lesen, ein Versenken, wird dieser tiefgründigen Schöpfung gerecht, dann aber bietet sie Schönheiten der Bilder, die atemraubend sind. Musik, Malerei und Dichtkunst scheinen gleicherweise zur Feier am Werke gewesen zu sein. So leiten im Präludium Geigenklänge das Scheiden der Sonne ein, dieselben, die im Nachgesange wie im letzten Verklingen wieder aufgenommen werden. Im Präludium wehrt sich der Dichter fast gegen die ‚seltsame Leidenschaft', die ihn für das mächtige Gestirn, die Sonne, ergreift, ihn, den ‚innig Glaubenden'.

Die Ode selbst gibt in reichen Bildern und Betrachtungen das ganze Wesen, die ganze erzeugende Schöpferkraft der Sonne wieder und greift Jahrhunderte, Jahrtausende weit zurück, bis zu den Zeiten, wo die Wälder eingesargt wurden, um aus dem Baume die Lichtbringerin Kohle zu fördern, bis zu der Zeit der ersten Schöpfungstage. Das Mammuttier und die zarte Rose mit dem Kelch voll Wohlgerüchen, sie alle verdanken ihr, der Herrlichen, das Sein. Ist sie verschwunden, bricht die Nacht herein.

Thompsons eingestreute Betrachtung, daß der Tod das Leben bringt, ist echt christlich. So steht die geschiedene Sonne dieses Tages in seinem, des Dichters, Liede wieder auf zu einer seltenen Feier.

Im Nachgesang erkennt er oder die Seele, daß die göttliche Sonne nur eine Vasallin, ein Ebenbild des allerhöchsten Herrn — Gottes — ist. Und nun vergleicht er ihr Scheiden in ergreifendem Bilde demjenigen des scheidenden Christus. Wie *sein* verlöschendes Leben scheint das ihre gleichsam erhöht in einem ‚Pomp von Blut am Kreuz des Westens' — aber aus beider Tode quillt unendlicher Lebenssegen. Thompsons Gleichnisse, sowie die Form seiner Verse sind gewagt, kühn und eigenartig, ganz nur dem Zauber der Idee und höchster dichterischer Intuition dienend. Aus dem Nachgesang strömt eine sanfte Trauer, eine Erschöpfung, Hingebung und Ergebung, ein Anlehnen an das milde, versöhnende Wesensmoment, das sich in dem Gruß an den Mond und die Sterne dartut und in leisen Akkorden aushaucht.

Wie Mary Ryan (Hochland, Dezember 1910) richtig sagt, stellen sich der Übersetzung Thompsonscher Verse fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Die Übertragende hat den Hauptwert auf Erfassung der seelischen und künstlerischen Intuition des Dichters gelegt, nicht den Rhythmus, wohl aber den Reim zumeist opfernd, um in möglichst getreuer Anschauung die Kühnheit und Genialität der Bilder wiedergeben zu können. Im Mittelsatz der Ode ist auch bei dem englischen Original der Rhythmus willkürlich. Nur wo die Poesie gleichsam strömend wird, und Bild und Vers sich decken, ist im Deutschen der Reim zu seinem Rechte gekommen.

Präludium.

Der Violine leises, süßes Klagen
Eilt mit den sanften Wassern jener Winde;
Herzfiebernd setzen Harfenklänge ein
In sehnsuchts-schmerzensvoller Melodie.

So wehe Not treibt dieser Süße Schmerz,
Bis daß die wunde Seele Trauer ausströmt.
Die rote Sonn', ein Feuerball, sinkt hügelzu,
Ein Vogel plaudert diesen Tag zur Ruh.

O Sonne, scheidende, die du, wie eh,
Musikbegleitet sinkst in sanften Schlaf,
Beraubt der Ehren, doch gekrönt mit Strahlen,
Zur Ernte nicht mehr lobbedacht vom Schnitter,

Dich weckt Musik nicht mehr. O schwer Betrogene,
Wenn du in diesen seligen Harmonien
Ein fromm Phantom geraubter Andacht hörst,
Ein Echo alter, schöner Schmeichelworte!

Doch hier, wo aufgepflanzt das Kreuz regiert,
In diesen Feldern, beugt sich dir mein Haupt,
Seltsame Leidenschaft, geweckt durch dich,
Durchströmt die Pulse, dich als Gottheit ehrend.

Anbetung! Nein, das Wort scheint unerhört,
Und Zweifel! — Oh! dem innigst Glaubenden!
Welch wilde Gottheit schuf also mein Herz
Zum Quell höchst leidensvoller Tränen? — Dein ausgestreckter

Langer Strahl liegt ruhig auf dem Kreuz.
Welch ein Geheimnis will dein Leuchtefinger zeigen?
Ist dies der Schlüssel deiner Meisterschaft?
Ist *dieses* dein Geheimnis, ist es Schmerz?

Streich aus der Stirn die Feuerlocken dir
Und lausche dem Sang, in Nordlandstagen nicht gehört;
Für Rom zu kühn, für Griechenland zu düster,
Süß, wildbeflügelt rauschet er vorbei, vorbei! —

Ode.

Alpha und Omega, Trauer und Lust,
Aufquellende Musik und der Verwüstung Odem —
Die reinsten Lebensdinge sind Geburt und Tod,
Von beiden ist der Tod das schönere,
Mystische Zwillinge der unzertrennbaren Zeit,
Der Jüngere hat den heiligeren Rang
Und hat die schmerzensvollere Gewalt,
Er gleicht dem Stern, der fällt, das Licht nachziehend,
Der Welle, die im Brechen zeiget ihre Kraft,
Dem Schauer, der den Regenbogen schafft.
Und ziehst du nicht, o Tag, wenn du zusammenbrichst,
All deinen schönsten Glanz in deinen Fall hinein?
Hoch flammtest du in morgenländ'scher Pracht;
Jedoch dein Untergang! Welch ein Gepränge
Vom Lob und Aufruhr eines Firmaments.
Sichtbarer Ausbruch der Musik betäubt den Himmel,
Dein Cymbel-Klang läßt Occidente lodern,
Du tust dein Sterben wie ein Triumphator:
Ich *sehe* der Schalmeien rauschend Rot!
    Warum bestreuen deine lichten Siegespalmen
Der Füße Straucheln reicher als ihr mächtig Schreiten?
Dir, die ihr glorreich Auge nun in Nacht verbirgt,
Den Ausgang alles Gestrigen bedrückend.
    Sieh! Dieses laute schmeichlerische Lob
Bleibt hinter dir zurück, und es begrüßt den Mond,
Den Thronenräuber, wenn sich der West,
Von Wolken fest verrammmelt, über dir geschlossen hat.
O, schüttle von den Schuh'n, den scheidenden, den Strahlenstaub!
Dir stimmt die Erde keinen Psalm mehr an, noch horcht sie deinem Wink,
Da du vom Himmel nicht vergottet bist. Wende dein Antlitz
Und laß die dankvergessene Welt. Zieh' es zurück, dein Szepter,
Auf daß sie sehe, wie sie ohne deine Gnaden lebe.

Und doch, eh' der Olympus war, warst du,
Und göttlich! Wenn wir schon dein Recht verleugnen,
Wir können uns der Ehrfurcht nicht entziehen.
    Was wissen wir, das älter ist als du?
Als du hervorbrachst aus der Öde und den Raum bezwangst
Und einer Löwin gleich der Dämm'rung an die Kehle sprangst.

Als Engel, rosenüberstreut,
Die hohen lichten Wölbungen
Mit ihren weiten Schwingen leis berührend,
Einander grüßend sangen
Und dich ‚Schwester‘ nannten.
Wie da das Chaos rollend vor diesem Wunder zurückeprallt,
Und der erste Morgen niederkniet vor deines Donnerauges Gewalt.
Da zogst du dicht zu dir hernieder
Die junge Morgenröte, die geliebte,
Du hobest ihren nächt'gen Schleier fort
Und das Geheimnis ihrer Schöne dir erblühte.
Und Tellus mit den Kinderhänden löste
Ihr selber auf des Gürtels zarten Duft,
Und grüßte jauchzend dich von ferne
Aus fesselloser Luft.
Du zwiefach Gottheit, Pflegerin und Herr,
Gebärerin, die alle Dinge nährt!
Die Erde ward an deiner Brust gesäugt,
In ihren Adern rollt dein milchig Feuer.
Wer gürtete sie mit dem Morgen? Und wer schmückte
Die Stirn ihr mit der Dämmerung Geschmeide?
Wer krönte ihr das Haupt mit dem kreisförmigen Mond,
Wer brach der Nacht Juwelen aus den Schachtgewölben?
Zum Brautgedinge, wie sie wohl des Ostens Zauberer träumen,
Wenn jene Haschischträume sie umschweben
Und Edelsteine auf sie niederregnen von alttartarschem Glanze,
Wechselfarbige Flammen sprühend, so reich,
Daß schon die Hälfte ihrer Pracht genügte,
Der venetianischen Paolis Namen zu erhöhen.
Du hast sie eingesetzt zur Königin der Luft,
All ihr Erzeugtes schuldet dir Tribut,
Denn deine Augen weckten alle Wesen
Aus der Jahrhunderte fruchtbarem Schoß,
Da du das Mark von allen Dingen nährst.

Wer zündete die Wildheit in des Mammuts Adern,
Wer gab ihm zottige Rauheit gleich Pilatus' Flanken?
Und wer errichtete die Säulenreihen
Vorsündflutlicher Wälder,

Welche, wie ein zerrissener Kontinent, die See bedrückten,
Als die Urhimmel sich in Regen trennten,
Während aufspritzend dir der Gischt des Wellentanzes
Die feuchten Locken zischend durft' berühren.
Du zogst sie auf, die ungeheuere Brut,
Du, die mit Leben hast begabt
Des mähn'gen Löwen lohe Majestät,
Den samtgestreiften Tiger,
Den Leoparden mit den Schleichetritten
Und des geschmeid'gen Panthers sehn'ge Symmetrie.

Wie wurde aus dem eingesargten Baum ein Lichtebringer,
Obwohl er in lichtloser Grube tief verborgen lag?
Dem unterird'schen Schmiede eng befreundet,
Gesell vulkanischer Donner und Erschütterungen.
Umfangen von dem Arm titanischer Kraft,
Welcher wie einer Wiege Schaukeln den Gurt
Der im Äther schwebenden Welt bewegt;
Rußiger Sohn der rußigen Esse,
Wenn mit der Nüstern Atem die Flamme er nährt
Und sich ein Halbgott wähnt,
Gleicht er dann dir in deinem blutroten Kleid?
Du gabst ihm sein Licht,
Als er in nächtigem Grauen
Gelagert war bei dem toten Gebein entschwundener Welten.
Als, ob seiner Form, der niedergeworfenen,
Trotz Kälte und Hitze und Sturm,
Ein Geheul erscholl von den ungeheuern Trümmern des Werdens.

Wer schuf der Rose Herrlichkeit
Und sättigt sie mit Purpurglüh'n;
Und füllte ihren Kelch mit Schönheit bis zum Rand,
Zu dem Gefäß voll Wohlgeruch, von dem der Wind entlehnt
Und Ströme aushaucht, reichlicher
Als alle Düfte Cyperns?
Sieh jenen Windstoß, wie er ihre grüne Schleppe trägt.
Dunkel erglühend neiget sie ihr schweres Haupt,
Berauscht vom Most des eigenen Wohlgeruchs;
Während in unruhvoller Hast die angstgequälten Mücken
Irren und zittern und die Mittagsstille necken.

Wer gürtete die Traube mit geschmolzenem Blitz?
Und sommert' den Opal mit Iristönen?
Bist du es nicht, die dort die Tulpe schmückt
Und die der Amaryllis Farbe leiht,
Wer gab der Lilie ihr schneeig Weiß?
Und ihrer zarten Schwester, die die Wasser nennen,
Wer lieh ihr priesterlich Gewand in Junigluten,
Kalt wie das junge Mädchentum des Neumonds,
Ehe der Herbst mit schwülem Kuß die Wange ihr in Flammen taucht?
Du schwingest deines Szepters Glanz
Über jedes Entzücken und jeden Traum,
In dir, nur sich spiegelnd, hat Schönheit Raum:
Und wie junge, kindhafte Mädchen, den Saum
Und die Stirne geschmückt mit dem Kranz,
So tanzt die Erde vor deiner Arche frohlockend ihren geheiligten Tanz.

Nun du gesunken bist von deinem alten Thron,
Die Himmelherrschaft dir entrissen ist,
Nun, da der rote Schimmer deines Falles
In Flammenrauch den Himmel überzieht,
Wo sind die Klagestimmen nun, die dir begegnen sollten,
Von Hügel, Strom und Grund, von jeder Erdenform,
Die deine Gaben dir zertritt, wie jener Winzer mit dem irren Fuß
Den Saft iber'scher Traubenmengen auspreßt?
Wo bleibt das Trauerlied der See?
Warum beweint dich nicht der Wind,
Der sich sein eigen Lied singt,
Wenn er so einsam und so furchterregend
Die Flügel um die hohe Andenkette spreizt?
Wo bist du, o Najade, in deinem schwerterspitzen Schilf?
Du Nymphe, die so bleich an bleichem Brunnenrande schimmert?
Und du, Dryade, mit dem scheuen Blick am Waldessaum?
Du, Oreade, die hochgespannten Fußes, so licht hervorragt hinter'm Felsenriff?
Nereide, du, leicht schwebend ob dem Schaum der Wogenbrandung,
Die feuchten Locken sausen über dein Gesicht
Und all dein biegsam Sein zwingt Bande circeanischer Anmut?

Warum verstummte euer Klagen,
Und eure Locken, eure tränennassen
Seufzten sie sich hinweg mit schleppenden Gewändern?
Ihr Süßen, Trauervollen, Schönen ihr,
Ich fange eurer fliehenden Haare Pracht
Und zwinge euere Augen her zu mir — und träume.

Nur eine Spanne. Sie verflüchtigen sich.
Ach! mußtet ihr entschwinden, ihr wesenhaften Offenbarungen?
Ihr, die der Erde Himmelsglanz verliehen,
Um ihren Leichnam nun in unserem müden und betrogenen Arm zu lassen?
Sieh, immer wenn Gesang mit holdem Saitenspiel
Eurydice dem finstern Tod entlockt,
Sieh, selbst in jenen Augenblicken der Vollendung,
In den vergehenden, in denen er sie sich zu eigen hofft,
Und zitternd jenem heißen Kuß entgegenbebt
Der weibgewordenen Schönheit,
Greift sein, des Tod's, Befehl, den kalten Leib und es entflieht die Seele.
Was lieblich scheint,
Es ist der Regenbogen nur ob unseres Lebens Tränenregen.
Warum birgt unsere Sehnsucht unsterbliche Pein,
Warum ist sterblich all unser Ersehnen?
Weh mir! Daß jedes unserer Lieder ein Verfallenes krönt
Wie meines diesen Tag, den scheidenden — nein, den geschiedenen.

Die niedere Himmelslinie dämmert über in ein bleiern Grau,
Kein Spalt durchbricht des Himmels frost'gen Schatten,
Nur einer dort, durch den das dunkle Firmament
Ein Himmelsblenden durchläßt. Und von diesem hebt
Sich langgestreckt und düster jener Hügel.
So schwarz hebt Leben sich vom Licht der Ewigkeit.
Der Ewigkeit?
Nun brennet auch in mir ein Leuchten
Durch hilflos schweres Brüten des Gemüts:
Gesegnete! O Sonne! Deine Pracht
Erschreckt mein Herz nicht mehr mit Zweifelsqualen.
Mein Suchen ward ein Finden.

Ob du frohlockend wohl
Des Ostens Meer betrittst

Ob du, der gold'nen Biene gleich, den West zu einem Schmerzensrote
stachelst,
Du spiegelst ihn nur, und du folgst nur ihm,
Dem Könige-Ernenner seiner Schöpfung,
Der, eh' noch Hellas den Apollo grüßte,
Dir, Göttliche, den Lauf gewiesen hat.
Du bist von Ihm ein sinnreich Abbild nur,
Wie Er, hängst du in schauervoller Blutespracht
Am Kreuz des Westens.
Und Seine Stirn verschleiert sich wie deine diese Nacht,
Und aufwärts steigend, scheidet sie von diesem Erdball,
Doch wenn sie dieser Erde sinkt, erhebt sie sich im Himmel.
So hat Er bis zum Tode Schönheit ausgestrahlt:
Und so von allem, das Gestalt gewann,
Wird Untergang den Aufgang überflügeln.
Denn Leben birgt den Todeskeim
Und Tod hat in sich Keime ewigen Lebens.
Das Eichelkorn, das abfällt, schafft den Baum,
Der Regen, der vergeht, bringt Grün hervor,
Die Farne modern, auf daß Farne aufblüh'n.
Nichts lebet, ohne daß ein anderes sterbe,
Und nichts vergehet, das nicht Leben zeuge,
Bis daß die Himmel sich verflüchtigen,
Bis daß die Erde, Wurzel alles Wechsels, einschrumpft,
Bis dahin sind Geburt und Tod unlöslich,
Denn sie sind Zwillinge und doch nur einer
Und Tod ist Leben.

Nachgesang.

Nun geht mit bleichem Strahl die andere Liedersonne
Im bleichen Meere meiner Seele unter;
Ein Schritt: Und sieh, das Kreuz trennt, herb und lang,
Von heitern Himmeln mich wie ahnend Leid.

Sei es also! O Kreuz! Dein ist der Sieg.
Du wurzelst fest in unsern schönsten Feldern;
Glanz mag im Himmel strahlend von dir ausgeh'n,
Hier bringt dein mächtiges Symbol nur Schatten.

Du bist die schwere Garbe reifer Freuden,
Die, ob der Schnitter stöhnt, gehoben werden muß;
Wir mögen schreien, bis der Himmel taub wird,
Dich tragen müssen wir und müssen's einsam.

Kein Simon hilft: Und von den Antipoden
Leiht unsere Macht nicht überflüssigen Tag.
Doch wehe dem, der seine Lasten flieht,
Zermalmt vom Falle des, das er hinwegwirft.

Darum, o süße Jungfrau, Königin Maria,
Die du mit Sanftmut und mit holden Blumen
Des Kreuzes herbe Hoheit schmückst,
O, stille du das Blut der immer offenen Wunden.

‚Sieh, wenn schon Sonnen auf und niedergehen, und Kreuze stehen,
So laß ich immer,' sagt sie, ‚dir das Licht des Trostes.'
So ist's: Der Himmel denkt noch an den Tag
Und überschüttet seinen Katafalk mit Blüten.

Die Wolke dort mit eingekraustem Feuer
Ist scharf begrenzt. Und einmal noch durchströmt
Die Luft, ach! jener süßen Violine Ton,
Der mit der Harfe stürm'schem Schluchzen ihn beweint.

O die Medusenfreuden bergen Stachel!
Keime von allen Leiden, welche Glück bedeuten!
Ich bin nicht undankbar für ihre Zauber,
Doch Tränen kostet dieses holde Spiel.

Nein; wenn schon Seele, Himmel und Musik zusammen bluten,
Laß mich selbst diesen Schmerzen Dank noch sagen,
Das windbewegte Zittern ihrer Schwingen
Erweist sie als Erzeugte der Unsterblichkeit.

Todgleiche Ohnmacht weicht von meiner Seele,
Die lindere ihre Narben nicht. In holdem Müssen
Sehnt sie sich, daß der Mond sie: ‚Meine Schwester!' nenne,
Und sehnt sich nach der Sterne brüderlichen Küssen.

Der Panamakanal / Von Heinrich Pohl

Das Bestreben des Genuesen Christoph Kolumbus, westwärts segelnd einen Verkehrsweg nach dem östlichen Asien zu finden, führte gegen Ende des 15. Jahrhunderts zur Entdeckung der Neuen Welt. Jetzt, wo die Eröffnung des Panamakanals in greifbare Nähe gerückt ist, steht die Verwirklichung der Idee des großen Entdeckers bevor; durch Menschengeist und Menschenarbeit ist eine neue Weltverkehrsstraße geschaffen worden, die natürliche Wasserstraße zu ersetzen*.

Vierhundert Jahre sind verflossen, seit der Spanier Vasco Nuñez de Balboa am Golf von San Miguel den Stillen Ozean erreichte und, in die brandende See schreitend, von ihr und allen ihren Inseln feierlich Besitz ergriff im Namen seines Königs.

Schon bald tauchte der Gedanke auf, beide Meere an der Landenge von Panama durch einen Kanal zu verbinden. Bereits 1532 ließ Karl V. die ersten Nachforschungen über Kanaldurchbrüche in Mittelamerika anstellen. Doch über die ersten Anläufe kam man damals, wie auch später, nicht hinaus, bis Philipp II. jede Befassung mit einem derartigen Unternehmen, als der göttlichen Weltordnung zuwiderlaufend, bei Todesstrafe verbot.

Vereinzelte Pläne, die in der Folgezeit den Kanalbau zum Gegenstand hatten, kann man nur als Spiel mit einem großen Gedanken bezeichnen. Das Interesse schien sich zu beleben, als die Engländer sich der Idee bemächtigten. 1780 kam der junge Nelson nach Nikaragua, machte Stimmung für einen Durchstich, und 1783 ließ sich England von Spanien das heutige Britisch-Honduras abtreten. Weiteres aber folgte nicht.

In seinem ‚Versuch über den politischen Zustand des Königreiches Neu-Spanien' bezeichnete Alexander von Humboldt 1809 das Projekt eines interozeanischen amerikanischen Kanals als ein Unternehmen, ‚das aufs innigste mit dem Vorteil des europäischen Handelsverkehrs und somit mit dem allgemeinen Wohl der Menschheit verknüpft sei'. ‚Existierte ein Kanal,' so schreibt Humboldt, ‚der die beiden Meere vereinigte, so wären Europa und die Vereinigten Staaten von Nordamerika den Produkten von Noodka Sund und China um mehr als 1000 Meilen nähergerückt. Große Veränderungen

---

* Zum Folgenden vgl. John C. Dunning, Die neuesten Anwendungen der Monroedoktrin. 1908. — Max D. Fiegel, Der Panamakanal. Die Bedeutung des Kanalbaues, seine Technik und Wirtschaft. 1911. — Geschichte der Frankfurter Zeitung. Volksausgabe. 1911. — P. G. Hoffmann in Nr. 559 der Vossischen Zeitung vom 3. Nov. 1913. — Georg Irmer in Nr. 268 des ‚Tag' vom 14. Nov. 1913. — Herbert Kraus, Die Monroedoktrin in ihren Beziehungen zur amerikanischen Diplomatie und zum Völkerrecht. 1913. — Richard Lehmann in Niemeyers Zeitschrift für internationales Recht Bd. XXIII (1913). — Paul Müller-Heymer, Der Panamakanal in der Politik der Vereinigten Staaten. 1909. — R. Schleiden in den Preußischen Jahrbüchern Band 49 (1882). — Smend, Der Panamakanal und seine Bedeutung. 2. Aufl. 1912. — Peter Stubmann in Harms' Weltwirtschaftl. Archiv Bd. I (1913). — Eugen Tincauzer, Der Bau des Panamakanals. 1911. — Heinrich Pohl, Aus Völkerrecht und Politik. Ges. Aufsätze. 1913.

würden sich alsdann in dem politischen Zustand des östlichen Chinas ereignen, denn die schmale Erdzunge, an der sich die Fluten des Atlantischen Ozeans brechen, ist seit Jahrhunderten eine Schutzmauer für die Unabhängigkeit von China und des japanischen Reiches.'

Auf die Anregungen Humboldts hin beschlossen 1814 die spanischen Cortes den Bau des Kanals. Aber auch dieser Beschluß war nur ein Spiel mit dem Gedanken. Von den gewaltigen Schwierigkeiten seiner Ausführung hatte man noch gar keine genügende Vorstellung.

Ein weltwirtschaftliches Bedürfnis für den zentralamerikanischen Kanal empfand man in damaliger Zeit nicht. Viel zitiert wird eine prophetische Äußerung Goethes, die 1827 in einem Gespräch mit Eckermann im Anschluß an den Humboldtschen Gedanken fiel. Goethe verkannte zwar nicht die Bedeutung des Kanals für die ganze Welt; aber er spitzte seinen Hauptgedanken doch im wesentlichen auf rein volkswirtschaftliche Erwägungen zu, wie seine folgenden Worte zeigen:

,Gelänge ein Durchstich derart, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und Größe durch solchen Kanal aus dem mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze zivilisierte und nicht zivilisierte Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervorgehen.' ,Wundern sollte es mich,' so fährt Goethe fort, ,wenn die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es ist vorauszusehen, daß dieser jugendliche Staat, bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen, in 30 bis 40 Jahren auch die großen Landstrecken jenseits der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben wird. Es ist ferner vorauszusehen, daß an dieser ganzen Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach sehr bedeutende Handelsstädte entstehen werden zur Vermittlung eines großen Verkehrs zwischen China und Ostindien und den Vereinigten Staaten. In solchem Falle wäre es aber nicht nur wünschenswert, sondern fast notwendig, daß sowohl Handels- als Kriegsschiffe zwischen der nordamerikanischen westlichen und östlichen Küste eine raschere Verbindung unterhielten, als es bisher durch die langweilige, widerwärtige und kostspielige Fahrt um das Kap Horn möglich gewesen. Ich wiederhole also: Es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean bewerkstelligen, und ich bin gewiß, daß sie es erreichen. . . .'

Das Interesse der Vereinigten Staaten an der Idee des interozeanischen Kanals beginnt zur Zeit der Präsidentschaft Monroes, also zu der Zeit, wo sich der Isthmus von Spanien freigemacht hatte. Der spanische Einfluß in Mittelamerika trat immer mehr zurück, und an seiner Stelle behauptete sich abwechselnd bald derjenige von England, von den Vereinigten Staaten und von Frankreich.

Daß England nächst den Vereinigten Staaten am meisten an der Kanalfrage interessiert war, liegt auf der Hand. Einmal ist England die bei

weitem bedeutendste seefahrende Nation, anderseits war es dabei engagiert wegen seiner amerikanischen Kolonien und seiner östlichen Besitzungen. So versuchte England, wenn es den Kanal nicht ganz in seine Hände bekommen konnte, wenigstens vor allen anderen Mächten die Neutralisation des Kanals und für sich Anteil an dem Kontrollrecht zu sichern.

Die Bemühungen Englands, im mittleren Amerika Gebiete oder souveränitätsähnliche Kontrolle zu erwerben, und das Verhalten der Vereinigten Staaten demgegenüber bilden nicht nur einen Teil des großen Kampfes beider Mächte um den Bau und die Kontrolle des gewaltigen Kanals, sondern sie stellen zugleich auch interessante Episoden in der Geschichte der Monroe-Doktrin dar.

Die englischen Bemühungen erstreckten sich besonders auf das Gebiet, das jetzt die Kolonie Britisch-Honduras bildet, die sogenannten Bay-Inseln vor der Küste von Honduras, die zu Nicaragua gehörige Mosquitoküste und die Tigerinsel.

Vom nordamerikanischen Standpunkte aus beurteilt war das Verhalten der englischen Regierung eine fortdauernde Nichtbeachtung der ursprünglichen Monroe-Doktrin.

Bei den Kanalbestrebungen traten insbesondere zwei Projekte in den Vordergrund: das amerikanische Nicaraguakanal- und das französische Panamakanalprojekt. Die Prüfungen der Bodenverhältnisse wurden mit wirklicher Genauigkeit erst im Jahre 1872 durchgeführt.

Ein Kompromiß zwischen England und den Vereinigten Staaten im Jahre 1850 bildete den vorläufigen Abschluß der zwischen diesen beiden Mächten gepflogenen Verhandlungen.

Der englisch-amerikanische Vertrag vom 19. April 1850, bekannt unter dem Namen Clayton-Bulwer-Vertrag, stellt einen Markstein in der Geschichte des Kanals dar. Die Union verfolgte mit dem Abschluß dieses Vertrages den Gedanken, dem englischen Einfluß in Zentralamerika einen Riegel vorzuschieben und englische Kontrolle, zum mindesten englische Alleinkontrolle, über einen eventuellen interozeanischen Kanal auszuschließen. Die Vereinigten Staaten hatten damals keinerlei Besitzungen in Zentralamerika und übten dort keine Art von Herrschaft aus. Anders England, das sich infolgedessen nicht ohne weiteres beiseiteschieben ließ. Wenigstens eine englische M i t kontrolle über den eventuellen Kanal mußte die Union zugestehen. Und so bedeutete der Vertrag eine Zuwiderhandlung gegen die Monroe-Doktrin, die sich doch gegen jedwede Vermehrung politischen Einflusses einer nichtamerikanischen Macht in Amerika richtete.

Nach dem englisch-amerikanischen Vertrage von 1850 will keine der beiden Mächte jemals irgendwelche Sonderrechte an der beabsichtigten Kanalverbindung beanspruchen. Weder England noch die Union will jemals den Kanal beherrschende Befestigungen errichten oder verlangen, auch nicht in der Nähe des Kanals, ebensowenig Nicaragua, Kostarika, die Mosquitoküste oder irgend einen Landstrich in Zentralamerika besetzen, befestigen, kolonisieren

oder irgendwelche Herrschaft über diese Gebiete ausüben oder sich anmaßen. Beide Mächte verzichten darauf, dort einen Nutzen zu erstreben, um in bezug auf Handel und Schiffahrt im Kanal irgendwelche Rechte oder Vorteile zu erwerben, die nicht in gleicher Weise den Untertanen beider Vertragsparteien zuständen. Die beiden Kontrahenten garantieren die Neutralität und Sicherheit des Kanals. Er soll für alle Zeiten offen und frei sein, eine zum Besten der Menschheit allen Staaten zu gleichem Rechte dienende Verbindung zwischen den beiden Weltmeeren. Den gemeinsamen Schutz dehnen die Vertragsmächte auf alle anderen Verkehrswege über den Isthmus, sei es Eisenbahn oder Kanal, aus.

Durch den Vertrag von 1850 war die technische Initiative den beiden Mächten gewissermaßen aus den Händen genommen, wenn sich nicht ein gemeinsames Vorgehen erreichen ließ. Der privaten Betätigung war der Weg geebnet, und sie schuf die Panamabahn etwa an derselben Stelle, an der jetzt der Kanal seiner Vollendung entgegengeht.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte man sich mit gepflasterten Landstraßen beholfen, die von verschiedenen Küstenpunkten des Atlantischen Ozeans ausgingen und fast alle bei Panama, das bereits 1517 gegründet worden war, endigten. An ihre Stelle trat im Jahre 1855 die Panama-Eisenbahn. Sie verdankte ihre beschleunigte, aber äußerst opferreiche Fertigstellung der Entdeckung der kalifornischen Goldfelder und stand in engster Verbindung mit den größeren Schiffahrtslinien, die 1846 einen regelmäßigen kombinierten Verkehr über die Landenge eingerichtet hatten.

Die Eisenbahn war nach verhältnismäßig kurzer Zeit nicht mehr imstande, bei dem sich ständig weiterentwickelnden Verkehr den Ansprüchen zu genügen. In der Erkenntnis dieses Umstandes ließ sich die Panama-Eisenbahngesellschaft im Jahre 1867 ihre Konzessionen für den Bahnbau von den Vereinigten Kolumbischen Republiken dahin erweitern, daß sie für 99 Jahre allein berechtigt war, weitere Bahnverbindungen oder einen Seekanal auf dem Isthmus von Panama herzustellen und zu betreiben.

Unter der Führung von Ferdinand de Lesseps gelang es jedoch einer französischen Gesellschaft, diese Konzession an sich zu bringen. Durch die Erfolge beim Bau und Betriebe des Suezkanals ermutigt, beabsichtigte Lesseps, einen Meeresspiegelkanal zu bauen, dessen Kosten damals auf rund eine Milliarde Mark veranschlagt wurden und für den eine Bauzeit von 12 Jahren angenommen war. Der Bau wurde 1881 begonnen, wohl das größte, jemals von einer Privatgesellschaft ins Werk gesetzte einheitliche Unternehmen. Mit größtem Eifer und mit bewunderungswürdiger Ausdauer arbeitete man bis zum Jahre 1889. Ungeheure Summen waren verwendet, ohne daß in absehbarer Zeit mit der Fertigstellung gerechnet werden konnte. Nach und nach war es gelungen, die französischen Kapitalisten und Sparer, vom Multimillionär bis zum kleinen Geschäftsmann und Beamten, derart für Panama zu begeistern, daß in Frankreich immer neue Obligationen untergebracht werden konnten. Schon 1886 wurde in der deutschen Presse

die vollkommene Deroute vorausgesagt. Unaufhaltsam vollzog sich 1888 der Panamakrach. Das Sparkapital in Frankreich hatte ungeheure Summen unwiderbringlich verloren. Die spätere Enthüllung skandalöser Bestechungen, die nachträgliche Entrüstung in Parlament und Presse, die zivil- und strafrechtlichen Verfolgungen vermochten daran nichts mehr zu ändern.

Eine der wichtigsten Aufgaben des Konkursverwalters war die, das Eigentum zusammenzuhalten und die Konzessionen vor dem Erlöschen zu bewahren im Hinblick auf die Bildung einer neuen Gesellschaft. Eine unter französischen Gesetzen 1893 gebildete ‚Neue Panamakanal-Gesellschaft‘ kam bald zu der Erkenntnis, daß die Durchführung des gewaltigen Kanalprojektes für ein privates Unternehmen unmöglich war. Sie arbeitete weiter bis 1900, dann ließ sie die Arbeiten am Kanalbau ruhen und suchte ihre begonnenen Werke und die erlangten Konzessionen zu verkaufen. Als einzige Käuferin kam die nordamerikanische Union in Betracht; doch ehe sie zugriff, galt es für sie, England in der Kanalfrage zur gänzlichen Kapitulation vor dem Sternenbanner zu bringen. Und das gelang den Amerikanern in verhältnismäßig kurzer Zeit.

Inzwischen hatte bereits der erfolgreiche Krieg gegen Spanien (1898) den Nordamerikanern Veranlassung gegeben, dem Kanalunternehmen tatkräftig näherzutreten. Das Fehlen einer Kanalverbindung zwischen den beiden Weltmeeren hatte sich als ein großer Nachteil für die Kriegführung herausgestellt.

In beiden Weltmeeren beraubte die Union die alte Kolonialmacht Spanien ihres wertvollen Besitzes. Damit trat auch der Gedanke an den Panamakanal wieder in den Bannkreis der großen Politik Amerikas. In seiner Botschaft vom 7. Dezember 1898 erklärte der Präsident der Union: ‚Der Bau eines interozeanischen Kanals ist mehr als je unerläßlich geworden zum schnellen Verkehr zwischen unserer östlichen und westlichen Küste; er ist notwendig geworden infolge der Annektierung der hawaischen Insel und infolge der Möglichkeit, unseren Einfluß und Handel im Stillen Ozean auszudehnen. Unsere nationale Politik verlangt daher gebieterischer als je, daß dieser Kanal durch unsere Regierung kontrolliert wird.‘

Dieser letztere Satz mußte insbesondere den Argwohn Englands erregen. Die britische Regierung bat denn auch alsbald um Aufklärung. Der amerikanische Staatssekretär antwortete, daß der Präsident durchaus nicht die Absicht habe, die Bestimmungen des Vertrags von 1850 zu ignorieren, sondern im Gegenteil es als seine Pflicht ansehe, sie in loyaler Weise zu erfüllen. Doch sei die Regierung der Vereinigten Staaten im Hinblick auf die starke nationale Strömung zugunsten des Kanals und im Hinblick auf die geringe Möglichkeit, daß das Werk jemals durch private Unternehmung vollendet werde, bereit, die Erbauung selbst in die Hand zu nehmen, und habe deshalb den Wunsch, durch Verhandlungen mit der britischen Regierung deren Zustimmung zu einer Abänderung des Vertrags von 1850 zu erhalten, unbeschadet des darin niedergelegten ‚allgemeinen Grundsatzes der Neutralisierung‘.

Unter Ausnutzung der Schwierigkeiten, welche der Burenkrieg den Engländern bereitete, gelang es den Nordamerikanern, die Beseitigung des Vertrags von 1850 zu erreichen. Die englische Politik wich vor der zielbewußten und energischen Haltung der Union, insbesondere des Senates, Schritt für Schritt zurück. Ein 1900 abgeschlossenes Übereinkommen zwischen beiden Mächten fand nicht die Zustimmung des Senates. Ohne eine ersichtliche Gegenleistung von seiten Amerikas überließ dann England im Jahre 1901 den Amerikanern die ausschließliche Befugnis für Bau, Einrichtung und Betrieb des Kanals. Am 16. Dezember 1901 wurde der Hay-Pauncefote-Vertrag vom Senat genehmigt und so die große diplomatische Schranke weggeräumt, die der amerikanischen Politik durch Englands vertragsmäßige Rechte im Wege gestanden hatte. Durch diese neue Konvention wurde der Vertrag von 1850 förmlich aufgehoben.

Der Vertrag von 1901 gab der Union freie Hand in dem geschäftlichen und finanziellen Unternehmen des Kanalbaues. Der nordamerikanischen Regierung wurde das Recht eingeräumt, nach Vollendung des Baues Vorschriften betreffend den Kanal zu erlassen. Die Union und England vereinbarten, daß die Union hinsichtlich der Neutralität des Kanals die Bestimmungen des Vertrags von Konstantinopel über den Suezkanal übernehme: ‚Der Kanal soll frei und offen sein für Handels- und Kriegsschiffe aller Nationen, welche die im Vertrage aufgestellten Vorschriften befolgen, unter der Bedingung voller Gleichberechtigung, derart, daß kein Unterschied bestehen soll gegenüber irgend einer dieser Nationen, ihren Staatsangehörigen oder Untertanen hinsichtlich der Voraussetzungen und der Kosten des Verkehrs oder in anderer Weise. Solche Voraussetzungen und Kosten für den Verkehr sollen gerecht und angemessen sein. Der Kanal darf nicht dem Blockaderecht unterliegen, in ihm darf kein Kriegsrecht ausgeübt, kein feindlicher Akt begangen werden. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung und gesetzlicher Zustände wird den Vereinigten Staaten gestattet, längs des Kanals, soweit notwendig, eine militärisch organisierte Polizeimacht zu unterhalten.‘ Ferner: ‚Kein Wechsel in der territorialen Souveränität oder in den internationalen Beziehungen des Landes oder der Länder, durch die der Kanal führen wird, soll den allgemeinen Grundsatz der Neutralisation oder die in dem vorliegenden Vertrag eingegangenen Verpflichtungen der vertragschließenden Parteien berühren.‘

In der Union hatte man lange geschwankt, ob einem Panamakanal oder einem Nicaraguakanal der Vorzug zu geben sei. Noch Ende des Jahres 1901 hatte eine Kommission sich wegen der geringeren Kosten für das letztere Projekt entschieden, und zu Anfang 1902 wurde der Präsident ermächtigt, einen Vertragsabschluß mit Nicaragua anzubahnen. Da lief die Offerte der französischen Neuen Panama-Kanalgesellschaft ein, die das unvollendete französische Unternehmen für 40 Millionen Dollars anbot. Nunmehr entschied man sich in der Union für die Panamaroute und ermächtigte den Präsidenten, Rechte und Eigentum der Panama-Kanalgesellschaft für höchstens 40 Mil-

Gustave Doré / 12. Jahrhundert. Szene aus dem fahrenden Rittertum.



lionen Dollars zu erwerben; gleichzeitig wurde er angewiesen, die Kanalzone durch Staatsvertrag mit Kolumbien zu sichern, worauf dann mit dem Bau begonnen werden sollte. Falls binnen angemessener Frist die Verhandlungen mit Kolumbien und der Panama-Kanalgesellschaft nicht zum Abschluß gelangten, sollte das Nicaragua-Projekt aufgenommen und verwirklicht werden.

Ohne Zeitverlust wurden mit Kolumbien Verhandlungen angeknüpft, um zu einem Übereinkommen über die Rechte, Privilegien und Konzessionen in der Arbeitszone zu gelangen. Ein am 22. Januar 1903 abgeschlossener Vertrag wurde zwar vom nordamerikanischen Senat, nicht aber vom kolumbischen Kongreß genehmigt, der günstigere Bedingungen herausschlagen zu können hoffte.

Die geplante Wasserstraße lag ihrer ganzen Ausdehnung nach in dem Gebiet der kolumbischen Provinz Panama. Die finanziellen, kommerziellen und wirtschaftlichen Verluste, die das Aufgeben der Panamaroute für diese Provinz mit sich gebracht hätte, legten ihren Bewohnern den Gedanken an eine gewaltsame Losreißung von Kolumbien nahe.

Am 3. November 1903 kam in diesem von politischen Unruhen herkömmlich heimgesuchten Lande eine unblutige Revolution zum Ausbruch; die Art, wie der Präsident der Union eingriff, ließ bald erkennen, daß es sich hier um mehr handelte als um eine innerpolitische Umwälzung. Am Nachmittag des 4. November traf in Washington die Mitteilung von dem Unabhängigkeitsmanifest ein, und schon am 6. November war der amerikanische Gesandte in der kolumbischen Hauptstadt Bogotá beauftragt, zu erklären, daß die Regierung der Vereinigten Staaten die von Kolumbien losgelöste neue Republik anerkennen werde. Bereits am 13. November 1903 empfing Präsident Roosevelt den außerordentlichen Bevollmächtigten Panamas, Varilla, und nahm dessen Beglaubigungsschreiben entgegen. Hierdurch erfolgte von seiten der Union als erster der Mächte die offizielle Anerkennung der neuen Republik. Ihrem Beispiele folgten nach wenigen Wochen die anderen Staaten.

Varilla hatte Vollmacht, die neue Republik in den sofort eingeleiteten Verhandlungen über die Kanalfrage zu vertreten. Schon am 8. November 1903 wurde ein — 26 Artikel umfassender — Vertrag unterzeichnet. Die Union garantiert darin die Unabhängigkeit Panamas. Gleichzeitig wird aber eine sich quer durch den Isthmus erstreckende Zehnmeilenzone festgesetzt, deren Mitte durch die Mittellinie des Kanals bestimmt wird. Innerhalb dieser Zone steht der Union Beaufsichtigung, Besitz und Gebrauch des Landes zu, mit teilweiser Beschränkung dieser Rechte in den Städten Panama und Colon. In der genannten Zone schließt die Staatshoheit der Union die Souveränität Panamas aus. Die Union erhält das dauernde Monopol für den Bau und die Unterhaltung eines Verkehrssystems, Kanal oder Eisenbahn, quer über den Isthmus. Als Gegenleistung gewährt die Union der Republik Panama die Summe von 10 Millionen Dollars, zahlbar bei Auswechslung der Ratifikationen, und eine jährliche Rente von 250 000 Dollars, begin-

nend nach 9 Jahren für die Dauer des Vertrags. In Artikel 18 wird die dauernde Neutralisation des Kanals und der Einfahrt erklärt. Der Kanal soll den Schiffen aller Nationen offenstehen. Dieser wichtige Artikel verweist auf die gleichlautende Erklärung des englisch-amerikanischen Vertrags von 1901, die wiederum dem Suezkanalvertrag entnommen ist. Artikel 23 gibt der Union das Recht, zum Schutze des Kanals und der Hilfsanlagen nach eigenem Ermessen und jederzeit außer ihrer Polizei Truppen und Marine zu verwenden und Befestigungen anzulegen. Die Republik Panama übernimmt die Pflicht zur Aufhebung bzw. Abänderung von gegenwärtigen oder späteren sonstigen Kontrakten, Privilegien, Konzessionen hinsichtlich eines interozeanischen Verkehrsweges. Die Verfassung der Republik Panama vom 13. Februar 1904 berührt die Kanalfrage in zwei Bestimmungen. Einmal in Artikel 3: ‚Das Gebiet der Republik bleibt den rechtlichen Beschränkungen unterworfen, die in öffentlichen Verträgen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika festgelegt sind oder noch werden zum Zwecke des Baues, der Instandhaltung und sanitären Sicherung jedes Mittels eines interozeanischen Verkehrs.‘ Und nach Artikel 136 ‚kann die Regierung der Vereinigten Staaten in jedem Teile der Republik Panama intervenieren zum Zwecke der Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe und des verfassungsmäßigen Zustandes, im Falle dieselben gestört sind, vorausgesetzt, daß jene Nation durch öffentlichen Vertrag die Verpflichtung auf sich nimmt oder auf sich genommen hat, die Unabhängigkeit und Souveränität dieser Republik zu garantieren‘.

Nunmehr schlossen die Vereinigten Staaten mit der Neuen Panama-Kanalgesellschaft, für die kein anderer Käufer in Betracht kam, am 23. April 1904 endgültig ab. Die sämtlichen Rechte der Gesellschaft und ihr ganzer Besitz auf dem Isthmus einschließlich der Eisenbahn, sowie alle Geräte, Entwurfsstücke usw. gingen gegen eine Entschädigung von 168 Millionen Mark auf die Vereinigten Staaten über.

So war endlich die Grundlage für einen Kanal geschaffen, wie er den wirtschaftlichen und politischen Interessen der Vereinigten Staaten entsprach.

Und unverzüglich ging die Union an die Ausführung des Kanalprojektes. Am 29. Februar 1904 ernannte der Präsident eine Isthmus-Kanal-Kommission von 7 Mitgliedern, die seit 1907 ihren Sitz in Ancon bei Panama hat. In diesem letztgenannten Jahre haben die Amerikaner mit den Arbeiten im großen Umfange begonnen. In verhältnismäßig wenigen Jahren gelang ihnen mit den Hilfsmitteln zeitgemäßer Technik und Verwaltung, den Isthmuskanalbau, das großartigste Ingenieurwerk unserer Tage, seiner Vollendung zuzuführen. Die beste Eigenschaft des nordamerikanischen Volkscharakters, seine ihm nicht abzusprechende Großzügigkeit, wird hier auch dann einen Triumph sondergleichen feiern dürfen, wenn noch auf Jahre hinaus an dem Bau ergänzende und verbessernde Arbeit zu leisten ist.

Über die politisch-strategische und die wirtschaftliche Bedeutung des Kanals wird im einzelnen recht verschieden geurteilt. Daß die Vereinigten Staaten für sich die größten Vorteile nach beiden Richtungen hin erwarten können, ist außer Zweifel.

Zunächst in strategisch-politischer Beziehung: Der amerikanischen Flotte wird der Kanal es ermöglichen, daß sie sich je nach Bedarf rasch auf der Ost- oder Westseite der Neuen Welt vereinigen kann; ungeheurer Nutzen erwächst daraus sowohl im Frieden als auch in Kriegszeiten für die Union. Ohne den Kanal läßt sich ein ausreichender Schutz beider Küsten nur mit zwei Flotten durchführen. Mit dem Kanal aber ist eine Verschiebung der Flotte oder von Flottenteilen aus dem einen Ozean in den andern ein Werk von wenigen Stunden, das sonst mehrere Wochen erforderte. Die gegen früher ungleich günstigere strategische Stellung der Union macht sich gleichmäßig geltend bei einer kriegerischen Auseinandersetzung mit süd- oder mittelamerikanischen Staaten, mit europäischen Mächten und schließlich mit den gelben Völkern des Ostens, aber auch zum Schutz der amerikanischen Kolonien, die auf beide Ozeane verteilt sind. Für die Vereinigten Staaten von Amerika war der Kanalbau eine Notwendigkeit; er mochte kosten, was er wollte; und wenn er heute zusammenstürzte, würde er morgen wieder neu gebaut werden müssen.

Den großen politisch-strategischen Vorteil konnte der Kanal der Union nur bieten, wenn sie sich den Kanal militärisch so sicherte, daß seine Forcierung ausgeschlossen ist. Aus dieser Rücksicht hat die Union mit großer Zähigkeit die militärische Befestigung betrieben und trotz allen Widerstandes von englischer Seite durchgeführt.

Es handelte sich dabei natürlich in erster Linie um eine rein politische Frage. Die Befestigungsfrage war aber auch Gegenstand interessanter völkerrechtlicher Auseinandersetzungen. In dem Vertrage von 1850 waren die Union und England übereingekommen, daß keine der beiden Mächte jemals Befestigungen im Kanal oder in seiner Nähe errichten dürfe. Und noch in dem nichtratifizierten Vertrage von 1900 wurde vereinbart: ‚Keine Befestigungen sollen errichtet werden, die den Kanal oder die umliegenden Wasser beherrschen. Den Vereinigten Staaten soll jedoch gestattet sein, längs des Kanals eine organisierte Polizeimacht zu unterhalten, und zwar in solcher Stärke, wie es zum Schutze des Kanals gegen Ungesetzmäßigkeiten und Aufruhr erforderlich sein mag.‘ Durch den Vertrag von 1901, der ratifiziert wurde, ist das Abkommen von 1850 ausdrücklich aufgehoben; 1901 wird die Befestigungsfrage in den Vertragsbestimmungen gar nicht mehr berührt. Der Vertrag gestattet aber, soweit erforderlich, eine militärisch organisierte Polizeimacht der Union zu dem gleichen Zwecke, wie er in dem Vertrage von 1900 bezeichnet worden war. — Das Schweigen des Vertrags von 1901 über die Befestigungsfrage haben die Nordamerikaner nach ihrem militärischen Interesse ausgelegt, und so wird das Unternehmen, das ein Friedenswerk für die ganze Menschheit sein soll, in Waffen starren.

Große Vorteile werden der Union auch in wirtschaftlicher Beziehung erwachsen. Für den Binnenhandel der Union bedeutet der Kanal eine große wirtschaftliche Annäherung der Ostküste an die Westküste. Für den Ausfuhrhandel aber verändert der Panamakanal in günstigster Weise die Lage

der gewerbsreichen Ostküste der Union zu Ostasien. Denn alle Punkte der ostasiatischen Küste nördlich von Hongkong sind von New York aus durch den Panamakanal schneller zu erreichen als durch den Suezkanal. So wird die Eröffnung des Panamakanals der nordamerikanischen Industrie, die überwiegend im Osten der Union seßhaft ist, die Möglichkeit geben, einen Teil ihrer ungeheuer gesteigerten Produktion in Japan, China und Australien abzusetzen. Auch in Mittelamerika, dem Westen und Norden von Südamerika wird der Union weiteres Absatzgebiet eröffnet.

Für das Maß des Einflusses, den der Kanal auf die Entwicklung des Handels, der Industrie und der Schiffahrt der Vereinigten Staaten und auf die Gesamtlage des Welthandels ausüben wird, ist von nicht geringer Bedeutung der Ausgang des noch nicht zum Abschluß gelangten Streites um die Panamakanalgebühren*.

Am 24. August 1912 haben die Nordamerikaner ein Panamakanalgesetz erlassen, um die im Hinblick auf die heranrückende Eröffnung des Kanals erforderlichen Anordnungen zu treffen. Gegen einzelne Bestimmungen dieses Gesetzes ist seitens der britischen Regierung 1912 Einspruch erhoben worden, bisher jedoch ohne den gewünschten Erfolg.

Nach dem Panamakanalgesetz sollen von Kanalabgaben im Falle der Durchfahrt diejenigen Schiffe frei bleiben, welche in der Küstenfrachtfahrt der Vereinigten Staaten beschäftigt sind; dazu dürfen nach der nordamerikanischen Gesetzgebung nur Schiffe der Vereinigten Staaten verwendet werden. Zur Küstenfrachtfahrt wird auch der Verkehr zwischen den atlantischen und den pazifischen Häfen der Union gerechnet, sowie auch der Verkehr zwischen der Union und den Häfen ihrer Kolonien.

Auch sollen nach dem Gesetz von 1912 von der Durchfahrt durch den Kanal in gewissen Fällen ausgeschlossen sein die Schiffe, welche Eisenbahngesellschaften gehören.

Im Zusammenhang mit dem Abschluß der Verträge von 1901 und 1903, also in den entscheidenden Momenten, ist seitens der offiziellen Stellen Nordamerikas unzweideutig die Auffassung bekundet und anerkannt worden, daß eine allgemeine und gleiche Befugnis des Verkehrs durch den Panamakanal zugunsten der Schiffe aller Nationen bestehe und respektiert werden müsse. Dies spricht höchst bedeutsam dafür, daß die Aufrechterhaltung und Anerkennung des allgemeinen und gleichen internationalen Verkehrsrechtes durch die Union die Bedingung und Voraussetzung war, unter der speziell England sich bereit fand, den Wünschen und Interessen Nordamerikas in anderer Hinsicht unter Aufgabe bisheriger Rechte durch den Vertrag von 1901 weitgehende Zugeständnisse zu machen.

---

* Zu der Frage der Kanalgebühren vgl. insbesondere: Wilhelm Kaufmann in Kohlers Zeitschrift für Völkerrecht und Bundesstaatsrecht Bd. 6 (1913). — L. Oppenheim, The Panama Canal Conflict between Great Britain and the United States of America. A study. 1913. — Heinrich Pohl im Literarischen Zentralblatt Nr. 50 vom 13. Dezember 1913. Spalte 1718. — Jahrbuch des Völkerrechts, herausgegeben von Niemeyer und Strupp, Bd. 1 (1913) S. 164 ff., 403 ff., 453 ff.

Zwar hat der Vertrag von 1901 das Übereinkommen von 1850 aufgehoben; doch sollte, wie ausdrücklich betont wurde, das vor fünfzig Jahren aufgestellte allgemeine Prinzip der ‚Neutralisation‘ des Kanals unbeeinträchtigt bleiben. 1901 wurde vereinbart, daß der Kanal den Schiffen aller Nationen unter völlig gleichen Bedingungen frei und offen stehen solle, ohne daß die Statthaftigkeit günstigerer Behandlung der Schiffe der Vereinigten Staaten vorbehalten wurde. Der Vertrag von 1901 nimmt überdies Bezug auf die Grundsätze des Konstantinopeler Vertrags von 1888 über die Schiffahrt durch den Suezkanal. Eine der Grundlagen dieses Vertrags bildet aber das Prinzip der Gleichheit in Hinsicht auf den freien Gebrauch des Suezkanals. Und so wurden bei diesem Kanal von den Schiffen aller Nationen gleich hohe Durchfahrtsgebühren erhoben. Demnach stellt die Bezugnahme auf den Konstantinopeler Vertrag noch speziell außer Zweifel, daß die Vereinigten Staaten als Besitzer und Betriebsinhaber des Panamakanals die nordamerikanischen Schiffe hinsichtlich der Durchfahrt nicht günstiger behandeln dürfen, sondern ebenso behandeln müssen, wie die Schiffe aller anderen Nationen.

Das Panamakanalgesetz von 1912 verstößt gegen die 1901 übernommenen Verpflichtungen der Union dadurch, daß es den in der Küstenfrachtfahrt verwendeten nordamerikanischen Schiffen im Falle der Durchfahrt durch den Kanal Abgabenfreiheit zugesteht. Nur *eine* Ausnahme von der Gleichmäßigkeit der Abgaben wird als zulässig zu erachten sein, nämlich die, daß die im Kanaldienst oder dortigen Regierungsdienst beschäftigten Schiffe abgabenfrei gelassen werden können.

Auch die Bestimmung des Kanalgesetzes, nach welcher Schiffe von Eisenbahngesellschaften von der Durchfahrt ausgeschlossen sein sollen, verstößt gegen die von der Union übernommenen Pflichten; sie muß den Schiffen aller Nationen den Kanal frei und offen halten, ist also nicht befugt, beliebig willkürlich zu bestimmen, daß sie gewissen Kategorien von Schiffen oder den Schiffen gewisser Personen, Gesellschaften usw. die Durchfahrt nicht gestatten wolle. Die Ausschließung der Schiffe von Eisenbahngesellschaften von der Durchfahrt wird nur dann und insoweit zulässig sein, als diese Schiffe durch ihre Beziehung zu den Eisenbahnen dergestalt subventioniert sind, daß dadurch die für alle Schiffe gleiche Wirkung der Kanalgebühren aufgehoben und illusorisch gemacht wird.

Die Union vereinigt in sich das Recht, die Kanalgebühren zu bestimmen, für sich zu erheben und darüber zu verfügen, mit der Pflicht, alle Nationen und die Schiffe aller Nationen in Hinsicht der Kanalgebühren gleich zu behandeln. Folglich dürfen die Nordamerikaner die Gebühren auch den Schiffen der Union selber nicht rückerstatten, wenn sie dieselben nicht in gleicher Weise den Schiffen aller anderen Nationen zurückerstatten. Andernfalls wäre die übernommene internationalrechtliche Pflicht zur Gleichbehandlung wertlos oder fast wertlos und dialektische Spielerei. Die Union handelt ihren internationalrechtlich übernommenen Pflichten gemäß, wenn sie den

Schiffen solcher Nationen, welche ihren Schiffen die Panamakanalgebühren rückvergüten, eine entsprechend hohe Ausgleichsgebühr auferlegen oder sie sogar von der Durchfahrt durch den Kanal ausschließen will.

Wie am 24. Dezember 1913 aus Newyork telegraphisch gemeldet wurde, legte das Kongreßmitglied Adamson, der Vorsitzende des Handelsausschusses, — zweifellos auf Veranlassung des Präsidenten Wilson — eine Resolution vor, derzufolge die Gebührenfreiheit für amerikanische Schiffe im Panamakanal vorerst aufgehoben werden soll. Falls nach zwei Jahren keine fiskalischen Gründe gegen die Aufhebung sprechen, soll der Präsident eine Änderung der etwa entgegenstehenden Verträge auf diplomatischem Wege zu bewirken suchen. (Frankfurter Zeitung Nr. 356 vom 24. Dezember 1913.)

Englischerseits ist warm befürwortet worden, den Panamakanalgebühren-Konflikt dem Haager Schiedshof zu unterbreiten. Darauf hat der Amerikaner Butte geantwortet: ‚Ebensogut könnte man ein Gericht vorschlagen, das nur aus Briten zusammengesetzt ist . . . Großbritannien und alle anderen Nationen, welche eine Kriegs- oder Handelsflotte besitzen oder besitzen können, haben den Vereinigten Staaten gegenüber ein gemeinsames Interesse an der Verfolgung der britischen Ansprüche.‘ Man kann diesen amerikanischen Standpunkt sehr wohl verstehen. Die Union würde den Rechtsstreit vor jedem ernst zu nehmenden Schiedsgericht verlieren. Da hört selbst die bei jeder Gelegenheit von den Amerikanern laut gepriesene Schiedsgerichtsfreundlichkeit der Union auf. Sie will den Kanal, den sie unter großen Opfern gebaut, benutzen können, wie's ihren Interessen am meisten zuträglich ist in politisch-strategischer wie in wirtschaftlicher Beziehung. Vom amerikanischen Standpunkt aus betrachtet stehen für die Union hier Lebensinteressen auf dem Spiele. Da wird sie über ‚juristische Zwirnsfäden‘ nicht straucheln, und kein Schiedsgericht wird ihren Händen entwinden können, was sie an Einfluß und Macht sich geschaffen hat. Denn — darüber sollte man sich doch nicht täuschen — es handelt sich hier im letzten Ende nicht um Recht, sondern um Macht; und da gilt das ‚Recht‘ des Stärkeren.

VIII.

Moschynski faßte zu Valerie sehr rasch ein merkwürdiges Vertrauen. Er sagte ihr auch den Grund, der ihn in diese Gegend geführt, und um Valerie legte sich, wie sie fühlte, allmählich eine dichte Wolke von Mystik, die sie zuweilen nur unter Aufbietung aller Kräfte zerriß, um nicht ganz von der Welt der Erscheinungen abgeschlossen zu werden. In der Nähe von Bromberg lebte, wie ihr Moschynski mit dem gleichmäßigen, leisen Tonfall seiner bezaubernden Stimme erzählte, ein junger Dorfschullehrer, dem der leidenschaftliche Wunsch seiner Jugend: Priester zu werden, sich nicht erfüllt hatte, da ihm das Studium unüberwindliche Schwierigkeiten bot. Aus diesem Grunde: der Unfähigkeit, sich an ein geregeltes Lernen zu gewöhnen, hatte man ihm auch, als sein Vater, der Lehrer war, starb, ein Stipendium versagt, als wenn es nötig sei, sagte Moschynski, daß ein Priester in der Wissenschaft etwas leiste! Die Apostel seien ungebildete Leute gewesen und hätten doch die Kirche gründen helfen. Auf den Glauben komme es an, auf die Liebe zu Gott und den Menschen, und das alles habe jener Jüngling, mehr als alle, die sich zufrieden in hohen geistlichen Ämtern räkelten. Nun also, dieser Jüngling hatte resignieren müssen und war schließlich Lehrer geworden. Aber als wenn Gott die Kurzsichtigkeit gewisser geistlicher Behörden recht klar vor Augen stellen wollte, habe er diesen armen Lehrer erleuchtet. Das ungebildete Volk habe es zuerst erkannt: sein Gebet war von seltsamer Macht. Man nannte ihm die Absicht, die man erreichen wollte, und, wenn es eine gute war, konnte man sicher sein, daß dieser Mensch von Gott ihre Erfüllung erhielt. Neuerdings hatte er offenkundige Zustände der Ekstase gehabt. In diesen Zuständen schrieb er auf, was eine höhere Macht ihm eingab. Die Aufzeichnungen waren in einer Broschüre gedruckt und seltsamerweise sei Lelewel eine solche Broschüre in die Hände gefallen. Das Erstaunliche aber sei: in den Aufzeichnungen fanden sich nicht nur, immer wiederkehrend, inbrünstige Aufrufe zum Gebet, sondern es war in ihnen geradezu der Gedanke ausgedrückt, daß durch gemeinschaftliches und einsames, jedenfalls aber zielbewußtes Gebet das Antlitz der Welt zu verändern sei, dergestalt, daß Gebet wie ein Magnet das rohe Eisen anziehe, ja selbst magnetisch mache. Valerie begreife, daß Lelewel und sie alle grenzenlos bestürzt und entzückt waren, als sie die Offenbarungen dieses fremden Bruders lasen, aber ihr Erstaunen kannte keine Grenzen, als sie auf eine Stelle trafen,

die wörtlich also lautete: ‚Und Gott sprach zu mir: Dein Vaterland Polen ist mein vorgezogenes Kind, ich will es aufrufen, daß es die Welt erneuere.‘

Moschynski verkündete die Absicht, diesen Propheten mit nach Italien zu nehmen; wie er gehört habe, gehe die Schulbehörde mit der Absicht um, ihn abzusetzen, da er sein Amt schlecht versehe. Und wieder belächelte Moschynski die Torheit der Menschen: wie unwichtig sei es, daß die Menschen lesen und schreiben lernten, wenn ein solcher Lehrer sie doch geradewegs in Gottes Arme führe!

Die duftenden Nebel um Valerie verdichteten sich, und als der Maler zu ihr nun auch von der Mission der Frauen zu sprechen begann, mußte sie an sich halten, daß nicht ihre Erregung sich in Tränen löste. Diese Mission der Frauen aber sollte darin bestehen, die Männer, die, wegen ihrer Verstocktheit, Herzenskälte und Gemütshärte der Gemeinschaft der ‚Pförtner‘, wie Lelewel seinen Verein nannte, nicht erreichbar waren, zu läutern und zu verwandeln. Es sollten sich nach dem Vorbild des dritten Ordens der Kirche, Frauen zusammentun, die in idealer Aufgabe ihres Berufes die Männer in der Ehe zu Gott hinführten. Die geistig und gläubig stärksten Frauen sollten sich mit den schlechtesten und rohesten Männern verbinden, es bedürfe sicher nur eines einzigen Beispiels, um eine große Anzahl von Frauen und Jungfrauen, deren Grundwesen ja doch die Aufopferung bilde, in die neue Gemeinschaft zu führen! Und Moschynski zerrte geradezu an Valerie herum, daß sie dieses erste Beispiel geben solle. Die eigene Wahl käme freilich nicht in Frage; die Leitung der Bewegung würde die Frauen in die Ehe beordern, wie auf dem Schlachtfeld ein Hauptmann seine Soldaten auf bestimmte Posten verteilt.

Diese Ideen würden nicht eine so große Macht über Valerie gewonnen haben, wenn ihr nicht Eckermann, wo er ihrer habhaft werden konnte, mit Ironie und Skepsis heftig zugesetzt hätte. Seine Worte schienen Valerie ein so materielles, kaltes, spießbürgerliches — eben preußisches Empfinden zu verraten, daß sie schon aus Abneigung gegen diese Art Wesen zu Moschynski sich mehr hinüberneigte, als sie es sonst vielleicht getan hätte. Als der Maler endlich abreiste, küßte sie ihm bewegt die Hand, sie kannte sich selbst nicht mehr, die süße Unruhe ihres Wesens hielt noch tagelang an, und als sie, wie aus einem Rausch, erwachte, fühlte sie sich krank und zerschlagen und dämmerte nur so hin. Wieder lebte sie tagsüber im verdunkelten Zimmer, mied die Menschen und lag auf dem Rücken ausgestreckt, mit weitoffenen Augen zur Decke starrend.

Gustave Doré / 1695.

Das klassische Jahrhundert. Eine Racine-Aufführung vor dem Hof zu Versailles.



In einer Nacht hatte sie von Julian geträumt. Er hatte sie bei der Hand genommen und gesagt: Sieh! Über Jahrzehnte hinweg schien sie zu sehen: die Buben, die Julian einst von der Straße aufgelesen hatte, waren Männer geworden, Valerie sah sie wirken in mannigfachen Gewerben, inmitten von Familien, die sie gegründet; sie übten beschwingt ihr Tagewerk, glücklich über die Stellung, die sie in der Gemeinschaft der Menschen einnahmen, keine Heiligen, aber indem sie sich der Ordnung, der Arbeit, dem Streben geweiht hatten, auch Kinder Gottes in ihrem Maße. Sie sah diese vielen Menschen, die Julian gerettet, sich vereinigen, sich in Marsch setzen, sie hörte den Takt der Schritte, ja, jetzt sangen sie ein freudiges Marschlied, dessen Melodie Valerie berauschte. Sie erwachte und richtete sich auf, durch die Spalten der Jalousien blitzte der Schein der jungen Sonne; das Marschlied klang fort und näherte sich. Sie sprang auf, warf ein Kleid über und lief auf den Korridor, dessen Fenster nach der Heerstraße gingen. Da sah sie einen Sokolverein heranmarschieren, im Geschwindschritt, die Falkenfedern bebten an ihren Hüten. Sie mochten irgendein nationales Fest feiern und, da weit und breit kein Gendarm zu sehen war, sangen sie berauscht und übermütig von Jugendlust in den flimmernden Morgen hinein.

Valerie sah ihnen nach, bis sie entschwanden, ein stolzes Lächeln war um ihren Mund: Heil euch, junge Falken, ihr Söhne meines Volkes, ihr träumt von Schlachtfeldern, auf denen ihr das Blut für die Freiheit eurer Mutter vergießen dürft, ja, ja, gebt euer Herzblut hin für eure Mutter, aber auf den Schlachtfeldern des tätigen Lebens, macht, daß euer Volk groß werde und geachtet vor allen Völkern!

Als sie wieder in ihrem Zimmer war, glaubte sie Herrn Moschynski zu sehen, der sie mit seinen traumverschleierten Augen lächelnd ansah. Verkünde nicht auch ich Schlachtfelder? schien er zu fragen, aber solche, auf denen die Kämpfe des Geistes ausgefochten werden? Verachtest du nicht auch das Hinleben, das Sichbescheiden im Wohlsein der Erde? Ja, ja, flüsterte Valerie. Aber in ihren Ohren klang noch der Rhythmus des Falkenmarsches. Siehe, sagte sie, die Welt bevölkert von Heiligen — ein unendlich schöner Traum, aber wer soll an ihn glauben? Die Werkstätten der Menschen stehen still, die Städte veröden, Landstraßen zerfallen, die Meere wiegen nicht mehr Schiffe, denn alle menschliche Tätigkeit fördert nicht das Heil und darum ist sie zwecklos. Aber alles das

wird nie eintreten, denn Gott hat seine Gaben verteilt, dem einen viel gegeben, dem andern wenig, die rohe Gewalt, die jetzt von den Staaten, von der menschlichen Gesellschaft gebändigt ist, wird wieder frei werden, wie in den dunkelsten Zeiten der Erde, die Guten werden erschlagen, da niemand sie schützt, und auf dieser Erde wird rasen der Taumel entmenschter Horden. — Man muß den Glauben haben an die Macht seelischer Kräfte, erwiderte Moschynski. — Ich habe ihn, sagte Valerie, werde ihn immer haben. — In meinem Sinne? — Nein. — Dann freilich —, murmelte Herr Moschynski, verblaßte und verschwand.

Es kamen nun für Valerie schöne und einsame Tage. Dr. Eckermann hatte schon vor Herrn Moschynski Dembiowko verlassen; nach der Ernte reisten Szumans mit Herrn Korzek noch für einige Wochen nach Zoppot. Man hatte Valerie aufgefordert mitzukommen, sie schützte Arbeit vor und blieb. Herr Korzek hatte sie am Morgen der Abreise noch einmal unter den Eichen aufgesucht und sie mit stockenden Worten gefragt, ob er wohl darauf rechnen könne, daß sie für immer über jene Szene schweige, die eigentlich an seiner Verlobung Schuld trage; Valerie hatte erwidert, daß es noch nie ihre Art gewesen sei, zu schwätzen. Wenn ihn nichts plage als die Furcht vor ihrer Indiskretion, so möge er ruhig sein. Nach einer Pause hatte er angefangen, über Frau Szuman und Ulana zu sprechen, so, als wenn er eigentlich ohne seinen Willen in eine nahe Verbindung mit dem Szumanschen Hause gedrängt sei.

‚Ich finde, daß Ulana sehr gut zu Ihnen paßt,‘ hatte Valerie mit heimlichem Lächeln erwidert.

‚So? Finden Sie?‘ fragte er erstaunt.

‚In der Tat.‘

‚Nun — dann! Nichts ist mir so wertvoll als Ihr Wort. Ich danke Ihnen.‘

Nun war sie allein, sie lebte auf. Diese kühlen taufrischen Morgen! Silberne Nebel standen früh über den endlosen Breiten, ein wenig roch es schon nach Herbst, aber stieg die Sonne höher, so war eine unendliche Klarheit über der Welt, eine beruhigte Wärme, und ihr war, als würde auch ihre Seele klar und ruhig. Im Park war das Geschwätz verstummt, er lag wie verändert da, wie weisheitsvolle Patriarchen schienen die alten Eichen schweres Wissen zu verbergen. Valerie ging lauschend unter ihnen hin. Auch das freie Land schien von fördernden Geheimnissen erfüllt, man konnte stundenlang auf einem Grabenrain sitzen, in dieser unendlichen Stille, in

die nur zuweilen fernfernes Wagenrollen klang, und schien reicher geworden zu sein, wenn man sich erhob. Wirkten geheimnisvolle Kräfte in der Natur, die sich dem empfindenden Menschen mitteilten, oder war's nur die Einsamkeit, in der das Menschenwesen sich inniger erfühlte? Seltsam, wie hell auch das Wesen der Bücher vor ihr erstand; unter der langen Reihe der Buchstaben schien ein belebender Quell zu fließen, man fühlte alles mehr, als daß man las, Zusammenhänge blitzten auf, die mit Entzücken erfüllten, man kroch nicht mehr von Zeile zu Zeile: der Geist traf fernhin und sicher wie ein geschleuderter Speer.

Als Herr Moschynski ihr aus Bromberg schrieb und sie fragte, ob er noch einmal nach Dembiowko zurückkommen dürfe, um mit ihr zu sprechen, entwarf sie zuerst einen Brief, in dem sie sich mit ihm auseinandersetzte. Er gehe stets von Wahrheiten aus, aber mit einem Fanatismus, der sich bei ihm mit Milde umkleide, reiße er die Wahrheit vom Leben los, das wollte sie ihm schreiben, aber plötzlich stand die Miene seiner nachsichtigen Überlegenheit vor ihr und sie telegraphierte nichts als diese zwei Worte: Nicht kommen.

Anstatt mit Herrn Moschynski, sprach sie jetzt zuweilen mit dem Volke, sie war erstaunt, welche Lebensklugheit sie antraf, eingekleidet in Sprüche und Sagen, und erkannte, daß jeder in seinem Maße sich mit den Fragen des Lebens auseinandersetzte und jeder selbst mit diesen Fragen fertig werden mußte.

Als die Vorlesungen des Wintersemesters begannen, fuhr sie nach Berlin zurück, ein wenig später kamen auch Szumans. Dr. Eckermann ließ sich nicht sehen, Valerie war darüber erstaunt, und wenn sie sich auch gegen die Erkenntnis sträubte, daß sie seine Gespräche vermißte, so war es doch so, und als sie erfuhr, daß er in diesem Semester überhaupt nicht lesen würde, stieg sogar eine gewisse Entrüstung in ihr auf: weshalb muß ich davon durch andere erfahren? Was treibt er? Ist er überhaupt in Berlin?

Sie ging durch den Blätterfall des Tiergartens und sah Eckermann auf sich zukommen. Ohne, daß sie es wollte, freute sie sich, er sah sie und lächelte ironisch.

‚Ah, Sie hier und nicht in Italien?‘

Valerie zog ihre Hand zurück.

‚Italien? Wollte ich nach Italien?‘

‚Nun — Herr Moschynski hatte Sie doch am Bande!‘

‚Schweigen Sie doch; weil Sie selbst mit gestutzten Flügeln herumgehen müssen, hassen Sie die Fliegenden!‘

‚Hassen? Ach nein! Übrigens — wissen Sie genau, daß ich nicht fliegen kann?'

‚Mein Gott,' sagte Valerie und wandte sich zum Gehen, ‚es interessiert mich auch nicht, Sie fliegen zu sehen.'

In der Tat — dachte sie, indem sie rasch weiter ging, was kümmert mich dieser Dr. Eckermann, mag er fliegen oder kriechen. Im übrigen ist er ein höhnischer Mensch, der nur darauf sinnt, mich zu kränken. Als wenn er mich kränken könnte!

Sie stürzte sich in die Arbeit; sie wich nicht von ihrem Studiengange ab, jedoch genügte ihr die breite Heerstraße nicht, sie ging Seitenwege, auch querfeldein, und ihr Wissen wurde breit und umfassend. Zuweilen gelang es ihr, irgend einen Aufsatz zu veröffentlichen, sie war sehr stolz auf diese Erfolge, aber als sie eines Tages auf der Tribüne des Reichstages einer Debatte über die Ansiedlungsfrage beiwohnte, traf sie Eckermann, der sie beim Verlassen des Gebäudes begrüßte und von einem ihrer Aufsätze zu sprechen begann, den er gelesen hatte. Er riet ihr, die überhitzte Darstellungsart zu verlassen und sich anzugewöhnen, ruhig und sachlich zu schreiben. Sie schritt schneller aus und nagte an den Lippen. Ja, sagte Eckermann, nichts wirke erkältender auf den Leser, als wenn er eines Autors glühenden Zustand gewahre, in den er selbst doch erst versetzt werden solle. Es gelte doch, den Leser erst allmählich aus der natürlichen Gleichgültigkeit in die Aufmerksamkeit, dann in Teilnahme, endlich und zuletzt in Begeisterung zu versetzen. Das erreiche der Autor durch Sachlichkeit, die erst, wenn die Gründe überzeugt hätten, sich zu kühnerem Schwunge erheben möge, notwendig, setzte er hinzu, sei letzteres freilich nicht.

Valerie fühlte, wie er recht hatte. Aber ihre Natur ließ nicht zu, daß sie es aussprach. Sie gab ihm einen halben spöttischen Blick und zitierte:

‚Hast du nur ewig anzuklagen?'

‚Vergeben Sie,' erwiderte Eckermann, ‚ich glaubte, Ihnen einen Dienst leisten zu können.'

Der warme Klang seiner Worte erregte in Valerie ein unbehagliches Gefühl.

‚Mein Gott,' sagte sie leise, ‚ich bin jung.'

‚Weil ich es auch einmal war, fühle ich mit Ihnen.'

‚Sie — jung? Ihr Deutschen seid schon als Kinder — vernünftig.'

‚Ich möchte Ihnen gern eine Geschichte erzählen. Aber ich weiß nicht, ob Ihre Zeit ausreicht, sie zu Ende zu hören.'

‚Oh — sprechen Sie immerhin, wir können ja abbrechen, wenn es zu lange währt,' sagte sie und sah ihm lächelnd ins Gesicht.

‚Noch besser ist es, nicht zu beginnen; leben Sie also wohl, ich fahre ein wenig ins Freie.'

Er reichte ihr die Hand, sie ergriff sie und sagte:

‚So nehmen Sie mich doch mit.'

Er mußte lachen.

‚Sie tun immer das, was man von Ihnen nicht erwartet,' sagte er.

‚Wie langweilig, wenn es keine Überraschungen gäbe!'

Sie erreichten einen Stadtbahnzug, der gerade ausfahren wollte, die Coupés waren dicht gefüllt, man rückte zusammen, Valerie saß Eckermann gegenüber, sie beobachtete ihn während der Fahrt. Er trug sich, wie immer, zurückhaltend einfach, an seiner Kleidung fiel nichts auf; Valerie sah auf seine Hände, diese so wohlgeformten kleinen Hände, die sie einmal weibisch genannt hatte, und sah zum erstenmal, daß in ihrer Art sich zu bewegen eine gewisse verhaltene Kraft war. Indem sie so tat, als sehe sie aus dem Fenster, beobachtete sie sein Antlitz, es machte ihr eine eigentümliche Freude, es mit den Gesichtern der übrigen mitfahrenden Männer zu vergleichen. Sie fand nichts Unedles; sein Mund war ein wenig üppig, aber gütig, zwei ernste Falten, die von den Mundwinkeln abwärts liefen, waren fast ganz von dem weichen Bart bedeckt, die Stirn war klar und schwang sich wohlgeformt empor, sie gewahrte graue Fäden an den Schläfen, mein Gott, dachte sie, er ist erst wenig über dreißig Jahr!

Vom Bahnhof Nikolassee gingen sie durch den Kiefernwald zurück; das dunkle Grün, die laue, nur ein wenig fahle Sonne täuschten den November hinweg. Es ging sich gut auf den dicken Polstern des Mooses.

‚Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, daß ich in Krakau war,' sagte Eckermann, ‚ich habe auch Ihre Eltern kennen gelernt.'

Sie rief überrascht und freudig ‚Oh', und er hatte Vergnügen an der kindlichen Erwartung ihres Gesichts.

‚Sie haben Papa gesprochen? Und Mama? Wußten sie, daß Sie mich kennen.'

‚Nachdem ich es ihnen gesagt hatte, wußten sie es,' sagte Eckermann lächelnd. ‚Ihr Vater konnte nicht genug von Ihnen hören, er unterbrach mich unaufhörlich, indem er sich zu Ihrer Mutter wendete und in einem fort rief: Hörst du? Oder: Du mußt schon vergeben, aber ich hatte doch recht.'

‚Sagte er wirklich: Du mußt schon vergeben — o, ganz der Gute.‘

‚Ihre Mutter blieb recht kühl und ablehnend. Sie sah mich mißtrauisch von der Seite an, als wenn sie sagen wollte: Lieber Gott, dieser junge Mensch, wie kann er ein Urteil haben.‘

‚Und mein Bruder Julian —, haben Sie ihn gesprochen?‘

‚Nein — ich hörte nur von ihm, ein lustiger alter Herr sprach von ihm —‘

‚Ah — Onkel Maletzki!‘

‚Ja, Maletzki — er scheint Ihren Bruder sehr zu lieben.‘

‚Mein Julian — ich muß ihn besuchen, ich muß ihn besuchen,‘ rief Valerie. ‚Und Mieschko? Hörten Sie auch von meinem Bruder Mieschko?‘

‚Mieschko Welonski ist Ihr Bruder? Sie lesen keine Krakauer Zeitungen?‘

‚Nur zuweilen. Aber was ist — war von Mieschko in den Zeitungen die Rede? Beschäftigt sich das Volk mit ihm — o, ich gönne es ihm — er ist ein herrlicher Mensch.‘

Eckermann schwieg betreten. Er wußte, daß Mieschko in irgendeinen dunklen Prozeß verwickelt war; es handelte sich um Wahlkrawalle auf dem Lande; die Einzelheiten kannte er nicht, deshalb schwieg er auf das Drängen Valeriens und sagte nur, daß Mieschko irgendeine politische Rolle zu spielen scheine. Valerie klagte ihm, daß ihre Brüder noch weniger Briefe schrieben als ihre Eltern, sie müsse einmal in die Heimat. Sie kamen in ein Gespräch über Heimat und Elternhaus, Eckermann gestand, daß er allein stehe und keine Verwandten kenne.

Sie gingen ruhig weiter durch den Kiefernwald, in dieser linden, kränklichen Sonne. Um diese Jahreszeit waren die weiten Forsten von Menschen verlassen, die Weltstadt schien sehr fern zu sein, der Schlachtensee, den Valerie und Eckermann vom nahen Ufer überschauten, lag regungslos wie ein mattsilberner Schild. Ein Häher warf seinen gellenden Schrei über die Wipfel, sie schluckten ihn eilig ein, und die Stille war tiefer als zuvor. Valerie erklärte, hier bleiben zu wollen und die Geschichte zu hören, die er zu erzählen vorhabe.

‚Ah, die Geschichte,‘ sagte Eckermann, indem er sich überrascht zeigte; er hatte die ganze Zeit über an sie gedacht. Sofort begann er unruhig zu werden und, indessen Valerie sich auf das Moos niedersetzte, ging er seitwärts von ihr auf und ab, ohne sie anzusehen.

Er erklärte, daß ihn nichts so schmerzen würde als die Meinung, daß er ihren jugendlichen Überschwang belächele. Er wisse wohl, sie halte ihn für eine Art Mephisto, aber sie irre sich, er habe nur gelernt, sich zu bändigen, ihm sei nichts so widerwärtig wie eine kalte, überhebliche Vernunft, in Wirklichkeit sei er immer sehr weit von dieser Art Vernunft entfernt gewesen.

Dann wurde er noch unruhiger, er wolle ihr die Geschichte eines Menschen erzählen, sagte er, der von sich sagen könne des Mickiewicz' unsterbliche Worte: Einst machte mich ein Dichterwort erglüh'n, einst ließen mich die Lorbeern des Miltiades nicht schlafen.

Sie unterbrach ihn:

‚Es ist Ihre eigene Geschichte?'

‚Nun ja,' antwortete er.

Von der Jugend erzählte er in der strengen, kühlen preußischen Festung, vom Vater, der ein kleiner Beamter war, aus dem Soldatenstande hervorgegangen, von der Mutter, die niedrige Aufwärterdienste verrichtete, um dem Sohn, dem einzigen, der ihnen geblieben, die hohe Schule zu ermöglichen. Gegen die kalte Luft eiserner Pflichterfüllung habe er sich schon früh aufgelehnt, er habe immer davon geträumt, ein Prinz zu sein, der durch irgendein romantisches Geschick dazu bestimmt wäre, in der grauen Kleinbürgerlichkeit aufzuwachsen, und den man eines Tages in einer von sechs Schimmeln bespannten Kutsche den dunklen Gassen der Altstadt entführen würde. Früh habe er die Wünsche kennen gelernt, die niemand zu erfüllen vermöge als — der Traum. So sei er in ein ungesundes Gefühlsleben hineingewachsen und mit der Zeit wären aus den Träumen, je mehr er mit der Umwelt in Konflikt geriet, Gedichte geworden.

‚Gedichte?' rief Valerie.

‚Dumme und alberne Gedichte, ja. Mein Vater starb, ich flegelte mich durchs Gymnasium, so gut es ging. Ich träumte nicht mehr davon, ein Prinz zu sein, aber ein Dichter wollte ich werden, wohlgemerkt ein großer Dichter. Ein Bild stand immer in meinen Träumen: ein Haus mit hohem Balkone, auf dem ich stand, es war dunkler Abend, unter mir wogte es: das war das Volk, das mir huldigte, mit Fackeln und Fahnen und Musik und Chorgesang. — Dazu die bittere Enge der häuslichen Verhältnisse — o, ich tat nicht gut, ich gestehe es, pfui, daß ich zuweilen den Alkohol zu Hilfe nahm, um dem geistigen Rausch den physischen zu gesellen. Eines Tages floh ich, oh, ich hatte Pläne in meiner Mappe, Pläne von Werken, ich war überzeugt: waren die Pläne

nur einmal bekannt, so würde ich aus der Unbekanntheit aufsteigen wie eine Leuchtkugel aus dunkler Nacht. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich mich getäuscht sah. Aber es ernüchterte mich nicht, nein, jetzt war ich desto sicherer, daß ich das Martyrium des Genies zu leben bestimmt war. Ich habe gehungert. Nicht einmal, nein immer. In drei Tagen ein Stück Brot — so war es. Aber mein Stolz stieg desto höher: hatten nicht alle Großen gehungert?'

,Ja,' sagte Valerie leise vor sich hin und nickte gedankenvoll mit dem Kopfe. Ja, sie kannte diese Gedanken. Flucht, Hunger —! Nur daß ihre Flucht ein alberner Streich gewesen war, und daß sie eben nicht gehungert hatte. Aber er — er hatte wirklich einmal alle Brücken hinter sich abgebrochen und hatte wirklich gehungert, und sie hatte ihn für einen Philister gehalten!

,Waren Sie einmal in Weimar?' fragte er; sie verneinte. ,Nun ja,' fuhr er fort, ,Sie als Polin können wohl den Zauber des Wortklanges Weimar nicht so empfinden.' Er habe in frühester Jugend schon sich an dem Leben Weimars in der klassischen Zeit berauscht. Dort war Arkadien gewesen, seine Heimat, und er war verdammt gewesen, ewig sich nach dieser arkadischen Heimat zu sehnen.

,Eines Tages', fuhr er fort, ,fiel mir eine Landkarte in die Hand, ich sah gedankenlos darüber hin, plötzlich sah ich einen Namen gedruckt, und das Herz zog sich mir zusammen, es war der Name Weimar. Also gab es ein Weimar! Es war gar nicht weit! Man konnte hinfahren! Und sofort stand der Entschluß in mir fest, nach Arkadien zu fahren, alles mußte gut mit mir werden, wenn ich in meiner Heimat war! Ich weiß nicht, ob Sie verstehen — in der Tat — es war eine Verirrung meiner Sinne, oder vielleicht — der Gedanke spielte mir einen Possen, der Gedanke, die Idee. Ich verkaufte ein Kleidungsstück — ich fuhr nach Weimar.'

Eckermann atmete schwer, Valerie sah sein Gesicht verändert, angestrahlt von der Sonne einer untergegangenen Welt. Valerie fror, der Boden war kalt, die Novembersonne wärmte nicht mehr, Nebel stiegen aus dem See, die Welt wurde kleiner, ringsumher war das Nichts.

,Ich will Sie nicht all die Irrwege führen, die meine Träume und Ideale mich gehen hießen. Ich habe Schreiberdienste verrichtet, um am Abend in meinem winzigen Zimmerchen in einer Trilogie die Welträtsel zu lösen. Immer maß ich die Welt am Gedanken, kein Wunder, daß die Welt verächtlich wurde.'

,Sie blieben nicht in Weimar?'



Gustave Doré / 18. Jahrhundert. Mode des Directoire. Les incroyables.

‚Nein — natürlich nicht, ich hatte ein Ideal in der Wirklichkeit gesucht. Dieses Ideal „Weimar" in mir zu leben — dazu war ich nicht reif. Dagegen stieg plötzlich Griechenland vor meinem Geiste auf. Ich glaubte die Notwendigkeit gefunden zu haben, daß man auch die äußeren Lebensformen ändern müsse, wo konnte man das besser als unter dem Himmel Griechenlands? Es schien mir nicht schwer, dorthin zu kommen. Ich würde eben betteln.‘

‚Mein Gott,‘ sagte Valerie erschüttert und stand auf. Sie standen voneinander abgewendet. Eckermann fuhr leise fort:

‚Ich hatte mein fast vollendetes Werk; dort unten sollte es beendet werden. Ich wollte irgendeine gesunde Tätigkeit tagsüber ausüben, vielleicht in den Weinbergen arbeiten oder auf den Fischfang fahren. Fiel mir Geld in den Schoß, so wollte ich mir Land kaufen, eine Hütte bauen, hoch oben in den Bergen. Ithakas sonnige Höhen sind meine Heimat — so sprach ich mit Odysseus. Ich verließ Weimar an einem Märztage, ich ging zu Fuß, drei Nächte schlief ich im Tannendickicht, der Hunger plagte mich. Dazu kamen Schneestürme — ich sah immer fest auf die roten Felsen von Ithaka, das schlummernde blaue Meer — und ging weiter.‘

‚Hören Sie auf, hören Sie auf,‘ murmelte Valerie.

‚Ja, ich bin auch zu Ende. Ich habe gebettelt, Vagabunden nahmen mich in die Lehre. Ich bin zu den Alpen gekommen, ich war krank und lag lange in einem Spital. Als ich genas, griff ich nach meinem Werk. Und als ich gelesen hatte, wußte ich — daß ich ein Tor war, ein blöder Tor, dem ein unsinniger Gedanke das Leben zu vernichten drohte. Eine gewaltige Scham stieg in mir auf, ein Wille, mich aus dem dunklen Irrgarten wieder ins Freie zu arbeiten. Es hat Jahre gedauert, bis sich in mir Gedanken und Leben versöhnten, bis ich das Leben meistern lernte; niemand half mir, ich habe es allein gezwungen.‘

‚Wir wollen gehen,‘ sagte Valerie, ‚es dunkelt.‘ Sie bebte vor Kälte und Erregung.

‚Glauben Sie nun, daß ich Sie ein wenig verstehe?‘ fragte Eckermann.

Valerie nickte.

‚Und daß ich Sie davor bewahren möchte — auch — in Ihrem Maße in die Irre zu gehen?‘

Sie nickte abermals. Erst viel später fragte sie:

‚Und — und Sie haben nie wieder versucht — ein Dichter zu sein?‘

‚Nein, nie. Das ist tot. Ich begnüge mich damit, für Dichter und ihre Werke zu wirken.‘

Sie rief lebhaft:

‚Verzeihen Sie — aber Sie werden noch einmal selbst schaffen können!‘

Er wehrte lächelnd ab; ironisch sagte er, daß seine Flügel gestutzt seien, fliegen könne er nicht mehr, sie habe es einmal selber gesagt. ‚Ja, als ich Sie noch nicht kannte,‘ rief Valerie. ‚Flügel wachsen wieder!‘

‚Wir wollen irgendwo Tee trinken,‘ sagte er, ‚das ist besser, als unfruchtbare Meinungen äußern.‘

Nach zwei Stunden, vor dem Gitter der Szumanschen Villa, ergriff Valerie Eckermanns Hand und sagte:

‚Ich habe die ganze Zeit noch einmal alles überdacht. Sie werden ein Dichter sein. Sie waren damals, als Sie es versuchten, noch nicht reif. Aber die Macht, die Sie zu leben zwang, wie Sie lebten, war zu groß, als daß sie nicht aus Ihrem Wesen geströmt wäre. Was einmal so groß vor Ihnen stand, kann nicht vergehen, es wird wiederkehren, ich glaube daran.‘

Eckermann sah ihr lange in das bleiche, gehobene Gesicht, das vom Licht einer Straßenlaterne beleuchtet war, sie erwiderte seinen Blick und nickte mehrere Male ernsthaft zu: ich glaube daran. Da sagte er heiser erregt:

‚Ich danke Ihnen —. Ich —, leben Sie wohl.‘

Und er küßte rasch ihre Hand und war davon.

IX.

Wenn Valerie sich beklagte, daß Julian ihr so wenig von seinem Leben mitteilte, so war dieser in Wirklichkeit kaum imstande, die Zeit zu finden, um mehr als in langen Zwischenräumen ein kurzes Billett zu schreiben. Als er am Morgen von dem Lärm seiner Zöglinge erwachte, die zum ersten Male unter einem Dache mit ihm geschlafen hatten, war ihm gewesen wie einem Kind, das den Weihnachtsmorgen heraufdämmern sieht. Während er sich ankleidete, horchte er glücklich auf die Stimmen, die jenseits der rohen Bretterwand laut waren.

‚Aber so schweigt doch, Vater Julian schläft sicher noch.‘

‚Ich will auch noch schlafen.‘

‚Auf mit dir! Gießt ihm Wasser über den Kopf!‘

‚Scht! Scht!‘

‚Höre, Fränzchen, wenn du noch einmal frech zu ihm wirst, bläuen wir dir das Fell.‘

‚Sicher! Vater Julian ist viel zu gut; er sollte dich und einige andere zuweilen kräftig bei den Ohren nehmen.‘

‚Die Sache ist die: man hätte für einige wollene Decken sorgen sollen. Das Stroh ist hart.‘

‚Leg' dich auf die Straße, wenn dir unser Stroh nicht paßt. Ich finde, man liegt wie in Abrahams Schoß.‘

Julian murmelte:

‚Du hast recht, Thaddäus, man liegt in unserem Stroh wie in Abrahams Schoß!‘

In Julians Gemach zu schlafen würde jeder standesbewußte Arbeiter mit Entrüstung abgelehnt haben. Da waren vier ungehobelte Bretterwände, ein einziges Fenster, kaum groß genug, daß man den Kopf hindurchstecken konnte, eine wurmstichige Tür, die von irgendeinem Abbruch stammte, und dann hing an einer Wand noch ein großes Kreuz: zwei braungebeizte Latten. Ein viereckiger strohgefüllter Kasten auf Klötzen war das Bett, ein einfacher Tisch und zwei Stühle mit Sitzen aus Binsengeflecht (die Arbeit eines besonders eifrigen Zöglings) bildeten die übrige Ausstattung, nicht einmal ein Waschgeschirr war da. Julian wusch sich, wie die Buben, vor denen er nichts voraus haben wollte, unter dem Brunnen des Hofes.

Julian hatte darauf bestanden, nichts von der Einrichtung seines Zimmers im elterlichen Hause mitzunehmen, was Onkel Maletzki dazu veranlaßte, die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen. Man dürfe die Torheit nicht zu weit treiben, behauptete er, im Kriege möge es vorkommen, daß man auf Stroh schlafe, aber —. Nun, dann möge Onkel Malezki annehmen, daß er, Julian, sich im Kriege befinde. Im übrigen werde sein Zimmer in dem Maße zu einer gewissen Bequemlichkeit sich entwickeln, als sie seinen Buben zuteil würde.

Die Wirkung des einfachen Entschlusses, sich ihnen gleichzustellen, war bei den Zöglingen durchschlagend. Es wurden unter ihnen nicht allzuviel Worte über diese Wirkung verloren; aber das Selbstgefühl, die erste Notwendigkeit für eine moralische Umwandlung, erwachte und wuchs in ihnen. Julian befahl nie, er erwog alle Fragen, die die innere Verwaltung des Gemeinwesens betrafen, gemeinsam mit allen, die es anging, ließ alle Gesetze aus dem eigenen Willen der jungen Bürger hervorgehen und konnte sicher sein, daß

immer eine Mehrheit sich zu guten und heilsamen Beschlüssen zusammenfand. Freilich ging das nicht ohne eine gewisse unmerkliche Leitung von seiner Seite ab, ohne daß die Knaben deshalb weniger überzeugt waren, daß sie selbst die Gesetze dieser Heimstätte erfunden und erlassen hätten. Aus diesem Grunde, weil sie Führer und Geführte in einem waren, wachten sie auch peinlich über der genauen Ausführung aller Bestimmungen, und niemand durfte sich über einige Härten beklagen, da er sie ja sozusagen selbst über sich verhängt hatte. Im übrigen waren die Arbeiten in dieser seltsamen Republik, je länger sie bestand, desto zweckmäßiger verteilt. Nach Neigung und Befähigung schreinerten die einen, flickten die anderen. Einige planierten den Hofraum und legten den Garten an, andere liefen mit hohen Mützen aus Zeitungspapier herum und spielten die Küchenmeister, und es war seltsam zu sehen, wie gut allen, Julian nicht zuletzt, die dünnen Kohlsuppen schmeckten, die trockenen Kartoffeln, weil sie schließlich alle an dem Zustandekommen dieser Gerichte geholfen hatten, die einen indem sie putzten und schälten, die anderen indem sie Feuerholz schlugen und trugen, die dritten, weil sie kochten, und dann gab es immer noch andere, welche die Vorräte herbeigeschleppt hatten. Wie es freilich möglich war, diese Menge der hungrigen Mäuler, deren Zahl bald an die Zweihundert reichte, immer zu stopfen, das erschien an jedem Tage als ein neues Rätsel. Alles in allem waren es noch nicht 250 Kronen, die Julian monatlich zur Verfügung hatte; dies war eine kleine Summe, die sein Vater ihm ausgesetzt, und eine noch kleinere, die er als Entgelt für seine Tätigkeit als Kaplan bei einer kleinen Pfarrgemeinde erhielt. Aber freilich war da immer noch Onkel Maletzki: da gab es dann einen Sack voll Feldfrüchte, eine Speckseite, oder, zum ungeheuren Jubel der Buben, einmal die ganze Rebhuhnbeute eines Treibjagdtages. Aber da es sich nicht um einen Himmel voller Engel handelte, sondern um einen Schuppen voll irdischer, recht irdischer Menschenkinder, so gab es freilich auch Streit, wohl auch Auflehnung einer bösen Minderzahl. Zuerst hatten in solchen Fällen die entrüsteten Getreuen zu dem drastischen Mittel aller Regierungen gegriffen: sie hatten gestraft. Unerbittlich und — heimlich. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Mittel zuweilen half — aber nur bei den weniger wertvollen Naturen, während bei den anderen der Trotz, die innerliche Wut, der Hohn desto kräftiger wurden. Es gab Desertionen und, was schlimmer war, eine heimliche glühende Flamme der Auflehnung mitten in der Gemeinschaft. Nunmehr griff Julian ein mit einem

Mittel, das so verwegen war, wie alle radikalen Heilmittel, und das er nur anwendete, weil er an den, wenn auch noch so winzigen Kern des Guten in jedem Menschen unerschütterlich glaubte. Dieser Kern konnte wachsen, nun wohl, also pflegen wir ihn wie ein Gärtner ein kostbares und seltenes Samenkorn. Beklagte sich jemand über Arbeit, so nahm sie ihm, unter heiteren Scherzworten, Julian ab und verrichtete sie selbst. Murrte eine Gruppe über das mangelhafte Essen, so gab ihnen Julian recht und machte es möglich, ihnen und nur ihnen kleine besondere Vergünstigungen zu geben. Meist schämten sich die Unzufriedenen sehr rasch selber und kehrten zur gewohnten Ordnung zurück. Das Beispiel, das Julian ihnen gab und das jeden Tag an Leuchtkraft zuzunehmen schien, wirkte wie die freie und helle Sonne, die die beste Bazillentöterin ist. Es kam so weit, daß die schlimmste Strafe das Entfernen aus der Gemeinschaft war, eine Strafe, um so gefürchteter, als sie nicht von erhabenen Vorgesetzten verhängt wurde, sondern von Kameraden. Mit dem letzten Reste seiner besseren Kräfte wehrte sich auch der Schwächste gegen das fürchterliche Urteil der Gefährten und Freunde, und wenn es erging, so geschah es noch oft genug, daß der Übeltäter nach einigen Tagen wieder an die Brettertür bittend pochte und sich für alle Zeiten als geheilt zeigte.

Es kam hinzu, daß Julian nur sehr allmählich und unauffällig sich eine Hilfe in der Religion schaffen konnte. Naturgemäß war das meiste, was Julian von Knaben in die Hand kam, gottlos. Man hatte eine böse Jugend hinter sich, die ersten Keime eines religiösen Gefühls waren rasch erfroren. Gott war da? Gott war gut? Nun, man hatte sie geschlagen und hungern lassen, die Eltern hatten sich betrunken, die Schwestern gingen in der Dunkelheit mit schwarzen Umschlagetüchern und bloßem frisiertem Kopf aus, und die Brüder waren Verbrecher. Dagegen gab es reiche Menschen, glückliche Menschen; bat man diese um Hilfe, so erhielt man einige Kreuzer mit der Ermahnung, ein guter Mensch zu werden. Wollte man diese Burschen für den Glauben an Gott gewinnen, so durfte man ihnen zunächst nichts vom Christentum erzählen, sondern mußte es ihnen zeigen. Sie mußten alle die guten Kräfte, die in der Welt noch wirksam waren, und deren Wirken sie wohltuend an sich selbst erfuhren, für christliche Kräfte halten lernen, es gab für sie keine spekulativen Beweise für das Dasein Gottes — der einzige Beweis lag für sie darin, daß sie Gottes Vaterhand auf ihrem Scheitel ruhen fühlten.

Außer den internen Zöglingen gewissermaßen gab es noch externe: das waren diejenigen, deren Alter und Reife sie fähig gemacht hatten, draußen in der Welt den Weg, auf den sie geführt waren, weiterzugehen. Diese in verschiedenen guten Lehrstellen untergebrachten Burschen bildeten für Julian eine wirkungsvolle Hilfsmacht. Wenn sie an gewissen Abenden in der Woche oder an Sonntagen zu ihrem Vater Julian eilten, schienen sie mit ihren guten Kleidern, ihren hellen Gesichtern, dem Stolz ihrer Haltung für die jungen Zöglinge ein lockendes Ziel zu sein, zu dem zu gelangen jedem gelingen konnte. Diese jungen Handwerker setzten zudem einen Ehrgeiz darein, ihre Fertigkeiten nach Möglichkeit der Heimstätte zugute kommen zu lassen; es gab also mit der Zeit Verbesserungen in der Küche, am Dache, im Garten, an den Geräten; der häßliche Schuppen bekam innen und außen ein gefälligeres Aussehen, der große wüste Lagerplatz hatte einen Gemüse- und Blumengarten abgeben müssen und — was nicht weniger nützlich war — einen Spielplatz, einen mächtigen, quadratischen Spielplatz, auf dem man sich austoben konnte. Es geschah dann stets, daß das Jauchzen und Lachen der Spielenden die vielen nach Jauchzen und Lachen begierigen Kinder der Umgegend herbeizog, die dann wie Affen auf den Planken hockten und in die tobende Arena hinabschauten, in der ein Priester der Wortführer und Vorspieler war. Ach, welche lebhafte Anziehungskraft diese Arena ausübte! Wie glücklich würde man sein, dort unten mitspielen zu dürfen! Und sprach man mit einem von den Buben da drinnen, so konnte man Wunderdinge von Stolz erleben! Das war ja förmlich eine Elitetruppe, in die aufgenommen zu werden eine gewaltige Ehre bedeutete. Irgend so ein verscheutes, getretenes Straßenkind fühlte den Wunsch in sich wachsen, in jene lockende Gemeinschaft einzugehen. Aber — nun ja, wie stand es denn mit dem Prügeln? Es gab wohl von diesem täglichen Brot recht reichlich? Nein? Ah, geh —! Aber beten mußte man wohl recht viel und zerknirscht tun und immerfort bekennen, was für ein schlechter Kerl man war? So schlimm war es nicht? Oh — man hätte schon Lust, es mal zu versuchen. — Aber so komm' doch! — Und man kam.

Aber Julians Wirken hätte nicht inmitten der Welt geschehen müssen und vor allem nicht in der polnischen Welt, wenn es ohne lebhafte und gefährliche Kämpfe nach außen hätte abgehen sollen. Den Sozialisten war es nicht recht, daß ein Priester es war, der hier wirkte, die staatlichen und religiösen Pädagogen mißbilligten

seine Hintansetzung der Strafe in Verbindung mit der Religion, wie sie sagten. Die Leiter der staatlichen Erziehungsanstalten, die bisher nach einem erlernbaren und durch Prüfungen zu bestätigenden System gearbeitet hatten, fürchteten umlernen zu müssen, wenn Julians Ideen geltend würden. Alle beklagten es zudem höchlichst, daß die Juliansche Gemeinschaft eigentlich so gar keinen bestimmten Charakter hatte. Das war doch unmöglich eine Erziehungsanstalt für Verwahrloste, bei der es eine Strafe war, wenn ein Junge ausgestoßen wurde, wo es doch eine Strafe sein sollte, daß man ihn internierte! Die ganze Erziehung hatte doch von dem Haß gegen das Böse im Menschen auszugehen, während dieser Julian Welonski sein Werk auf der Liebe zum Guten im Menschen aufbaute! Und da es immer mehr Menschen gibt, die eine Überfülle an Haß in sich tragen, ganz gleich, wohin sie sich ergießt, als es Menschen gibt, die überreich an Liebe sind, so sah sich Julian umgeben von kalten und höhnischen Widerständen. Da gab es Schikanen der Polizei; man wollte ihn nicht mehr zum Vormund bestellen, nachdem er gefunden hatte, daß ihm erst dieses Amt eine gewisse Wirkensfreiheit gab; es ergingen Anzeigen von Anwohnern, die sich plötzlich durch den Lärm der Buben gestört fanden; es sollten Diebstähle verübt worden sein: kurz es gab nichts, was man unversucht gelassen hätte, Julian zu schaden. Man konnte das um so ungestörter tun, als die ganze Stadt wußte, daß seine Familie, wie seine Verwandten, sich von ihm abgewendet hatten.

Julian besprach alle diese Gefahren und Schwierigkeiten mit seinen jungen Freunden. Er verhehlte ihnen nichts, und wie es immer so ist, daß die Menschen, indem sie zu schaden denken, Gutes stiften, so fühlten die Buben sich um so inniger mit Julian verwachsen; indem man ihn kränkte, kränkte man sie, sein Schaden war ihr Schaden, sein Untergang der ihre und sie gaben bei den nicht eben seltenen Verhören in allen möglichen Büros schöne Beweise der Standhaftigkeit und des Bekennermutes, so daß ihre Begeisterung für ihren Vater Julian zuweilen sogar in verknöcherten Herzen so etwas wie eine zögernde Rührung erweckte.

Um wenigstens den Anfeindungen aus einer Richtung ein Ende zu machen, hatte Julian Herrn Maletzki gebeten, sich für ihn beim Fürstbischof zu verwenden. Ein einziges Wort in der Öffentlichkeit oder gar ein Besuch der Heimstätte würde Julians Lage sehr rasch verändern. Der Kardinal hatte sich interessiert gezeigt, es jedoch abgelehnt, irgendwie für Julian einzutreten. Es gäbe nur

zwei Möglichkeiten, hatte er gesagt: entweder halte er, der Bischof, seine schützende Hand über Julians Unternehmen, nun wohl, dann müsse Julian gewissen Bedingungen sich fügen, die unbedingt gestellt werden müßten, oder man müsse abwarten, welche Früchte Julians Wirken in einer späteren Zukunft zeige. Überdies hatte der Fürstbischof sich lebhaft beunruhigt gezeigt; er klagte über die neuen Ideen, die, jedenfalls von Deutschland her, wo in der Geistlichkeit alles drunter und drüber gehe, auch in Polen zu irrlichtelieren begännen. Freilich wisse er wohl, daß es Fortschritte geben müsse, aber das sei es ja gerade: es habe sich doch erst zu zeigen, ob das, was sich so geberde, auch wirklich Fortschritt sei. Es könne doch niemand von ihm verlangen, daß er sich mit Haut und Haar irgendeiner unsicheren Sache verschreibe! Zudem möge Herr Maletzki Julian sagen, daß es sich doch höchst seltsam ausnehme, wenn er mit offenkundigen Nihilisten, wie sein Bruder Mieschko es doch sei, Verkehr gepflegt habe oder noch pflege. Ja, ja, hatte er auf Maletzkis Einwurf, daß Julian doch höchstens versuche, auf seinen Bruder günstig einzuwirken, erwidert, man kenne das. Er wolle gern glauben, daß Julian dem verderblichen Feuer gegenüber noch nasses Stroh sei, aber auch nasses Stroh werde schließlich trocken und fange an zu brennen.

‚Höre auf,' hatte Julian gerufen, als Herr Maletzki seinen Bericht noch fortsetzen wollte, ‚der Kardinal hat recht, ich sehe es ein, es war dumm und blind von mir, ihn um Hilfe zu bitten. Freilich soll man ein Unternehmen, an dessen Nutzen für die Allgemeinheit man glaubt, allein zu Ende führen und es erst dann der Allgemeinheit schenken, wenn es fertig dasteht. Kein Wort mehr darüber; ich schäme mich geradezu!'

Im tiefsten Winter kam Valerie nach Krakau. Sie wurde nicht müde, bei ihrem Bruder zu sitzen oder sein Reich zu bewundern. Die Buben verhielten sich dieser jungen Dame gegenüber, die da plötzlich unter ihnen auftauchte, abwartend. Aber als sie sich einmal mit Mut an ihren Schneeballschlachten beteiligt hatte, fanden sie, daß Valerie ein ‚braver Kerl' sei. Zu ihrem eigenen Erstaunen entdeckte sie Talente in sich, die sie sich früher nie zugetraut hätte. Sie hatte als Kind nie recht mit der Nadel umgehen können, jetzt zwang sie sich, die Buben anzuleiten, in ihrer so stark verwahrlosten Kleidung Ordnung zu schaffen. Natürlich hatte Julian darauf gesehen, daß gar zu offenkundige Löcher mit einem Flecken verdeckt wurden, aber es war nicht verwunderlich, wenn die Stiche einmal dicht bei-

Gustave Doré / 1830 oder der Romantismus.



einander saßen, einmal weit auseinander, daß sie Sprünge machten kreuz und quer und, wenn sie gar nicht mehr weiter wußten, in einem gewaltigen Knoten endeten. Nicht selten sah man nun Valerie sitzen, sich bemühend, an irgendeinem Kittel das schulgerechte Nähen zu zeigen, indessen eine Gruppe von Buben mit ernsthaften Gesichtern lernbegierig dabeistand.

Überhaupt übten die Besuche bei Julian eine merkwürdige Wirkung auf Valerien aus. Sie war seither wohl ein wenig zu ausschließlich geistig interessiert gewesen, sie hatte gelernt, nachgedacht, geträumt — mein Gott, es gab so viele Probleme, auf die man unaufhörlich stieß; jetzt, wo sie die Praxis einer edlen Wirksamkeit sah, wurde sie inne, daß man sich hüten müsse, in Theoremen sich allzusehr zu verlieren; nicht sowohl auf die Gedanken kam es an als auf ihre Umschöpfung in Fleisch und Blut. Ähnliches hatte ihr Eckermann schon gesagt, aber die rechte Erkenntnis pflegt immer erst aus der Erfahrung zu steigen. Seitdem sie in der Lage war, zu vergleichen, sah sie die Verhältnisse in der Heimat mit immer unwilligeren Augen an.

‚Man rührt sich nicht,' sagte sie zu ihren Eltern, ‚man ist faul und stumpf. Das hockt herum und draußen wirkt alles an der Kultur der Menschheit!'

‚Ich wußte es,' erwiderte Frau Welonska, ‚daß sie dich draußen lehren würden, die Heimat zu verachten!'

‚Ich liebe sie, mehr als je, aber ich möchte sie anders haben. Es ist nicht mehr allzuviel Zeit zu verlieren, sonst stirbt die Tatkraft Polens gänzlich.'

‚Aber so ändere es doch,' hatte ihre Mutter lachend gerufen.

‚Ich müßte mich verachten, wollte ich nicht an meinem Teile versuchen helfen, daß es anders wird.'

‚Hörst du, Agenor? Die unreifen Kinder gebärden sich als Reformatoren — du lachst nicht? Ich finde es amüsant und — entsetzlich. Bist du nicht stolz auf deine Kinder? Deinen Julian? Deine Valerie? Und jenen Burschen, dessen Namen ich nicht in den Mund nehmen mag?'

Sie rauschte hinaus. Valerie umarmte ihren Vater, der vergrämt dasaß und flüsterte:

‚Glaubst du auch nicht an uns?'

Er strich gedankenlos über ihr Gesicht und murmelte unverständliche Worte.

‚Mein Väterchen — sieh Julian an. Du darfst wirklich stolz

auf ihn sein; er streut seine guten Werke aus wie der Sämann seine Körner. Was mich betrifft, so bin ich noch nichts — vielleicht werde ich nie etwas Rechtes sein, aber ich werde nie aufhören, euch zu lieben. Und Mieschko —.'

Ihr Vater hob abwehrend die Hand.

,Laß, laß — schweige, ich bitte dich.'

Freilich — Mieschko! Julian hatte ihr alles gesagt, — daß Mieschko in verschiedenen aufruhrähnlichen Krawallen der Anführer gewesen war, daß die Behörden aus Rücksicht für die Welonskis ihm vierundzwanzig Stunden Frist gegeben hatten, um zu verschwinden. Er hatte Krakau verlassen, aber seit kurzer Zeit war er im östlichen Galizien wieder aufgetaucht und hatte an Julian geschrieben, daß er entschlossen sei, nunmehr den Krieg mit den bestehenden Verhältnissen bis aufs Messer durchzuführen.

Agenor Welonski stand schwerfällig auf und ging zur Tür. Valerie wußte, wohin er ging, in irgendein Restaurant, wo er oft tagelang hinter dem Glase saß. Ein bitteres Gefühl gegen ihre Mutter vermochte sie nicht zu unterdrücken; sollte sie nicht Mittel finden, um ihn nicht gänzlich in Verbitterung und Betäubung versinken zu lassen? — Und sie selbst? —

Sie holte ihren Vater auf der Treppe ein:

,Darf ich nicht mit dir gehen?'

Agenor lächelte verlegen.

,Bleib nur, bleib.'

,Promenieren wir doch ein wenig, ich bitte dich, es ist nicht so sehr kalt, wenigstens ist es windstill.'

Er ließ es sich gefallen; sie schob ihren Arm in den seinen und plauderte unaufhörlich; Welonski begann sich zurechtzurücken, er hob den Kopf und setzte die Füße fester auf; ah, wie die Bekannten aufblickten; er war geradezu stolz. Sie kehrten auf dem Rückweg in einer Konditorei ein und Welonski ließ sich glücklich wie ein Kind mit Kuchen füttern. Alles erschien ihm hell und freundlich; es war, als wenn aus diesem jungen, zukunftfrohen Menschenkind Lebensfreude in ihn hinüberfließe, und als sie am Abend wieder zu Hause ankamen, fragte er:

,Und morgen? Gehen wir morgen auch spazieren?'

,Jeden Tag, mein Väterchen, solange ich hier bin.'

,Ja freilich, solange du hier bist.'

,Ach höre — und wenn ich fort bin, mußt du unseren Spaziergang doch beibehalten, denke dann, daß ich bei dir wäre, und es

wird dich schon amüsieren; übrigens werde ich ja auch immer mit dir gehen, ich werde nicht aufhören, täglich an dich und die Heimat zu denken.‘

Nein, nein, sie verachtete die Heimat nicht, wie ihre Mutter glauben mochte; wie es oft geschieht, daß eine Mutter ein kränkliches, ja krüppelhaftes Kind inniger liebt als ein gesundes, so liebte Valerie ihre Heimat. Sie ging gewissenhaft alle Gassen Krakaus ab, sie war während langer Stunden unterwegs, und immer trug sie etwas mit sich heim: einen guten Charakterzug des Volkes, das Haus eines alten Geschlechtes, ein Grab, einen Turm — etwas, das ihre Liebe kräftiger machte und die Hoffnung auf eine gute Zukunft lebhafter sich regen ließ. Schließlich hatte sie ja seit ihrer Kindheit die Vaterstadt nicht eigentlich recht gesehen, und damals war es eine dumpfe Selbstverständlichkeit gewesen, mit der sie alles hingenommen.

Wie oft ging sie langsam durch die Halle des Tuchhauses, wo an den Pfeilern die Wappen aller ehemals polnischen Städte herabsahen auf die Buden mit Tand, vor denen buntfarbig das Landvolk sich drängte. Sie gab sich erschauernd dem Hauch der Vergangenheit hin, im Kreuzgang des Franziskanerklosters, wo die Bildnisse Krakauer Bischöfe aus drei Jahrhunderten auf sie herabsahen. Über das glatte Parkett des Nationalmuseums schoben sich die nackten Füße der Dorfkinder in hellen Trachten; Valerie sah lächelnd auf diese von ihrem Lehrer und Geistlichen geführte Jugend, die Sobieskis Waffen bestaunte, alle die Trophäen des Türkenkrieges, in dem Polen die Kulturwelt mit dem Schwerte gerettet hatte. Mit dem Schwerte — ja, die Zeit war dahin, — ihr Traum, Mieschkos Traum, Moschynskis Traum — war er nicht dieser: daß Polen abermals retten müsse, jetzt die verweltlichte Erde durch den polnischen Geist? Erscholl nicht der Lärm des Schlachtfeldes, auf dem das winzige Häuflein edler und großer Ideen noch immer sich gegen die brutale Macht der gemeinen Instinkte erbittert wehrte, von Tag zu Tag lauter? Die Türken lagen abermals vor Wien; wo war ein Volk, selbstlos genug, abermals das rettende Heer zu schicken — wo war es, wenn nicht in Polen?

Wie berauschten diese Träume! In diesem Rausch sah man keine Zersplitterung der Kräfte mehr, also brauchte man auch von einem Mittel, das die Zersplitterung heilt, nichts zu wissen. Man sah nicht die Trägheit, das platte Wohlleben, also brauchte man auch nicht zu wissen, wie man die Zufriedenen aufrütteln konnte; es

gab kein in drei Teile zerrissenes Polen, es war also unnötig, es wieder zu vereinigen.

In jenem Zimmer des Nationalmuseums, das die Andenken an Polens große Männer birgt, war es, daß ihr ein — vielleicht erzeugt durch die Träume, gestärkt durch das Heimatgefühl, erlöst durch die hundertfältigen Erinnerungen an Mickiewicz, Slowazki, Krasinski, Lenartowicz — ein neuer Gedanke kam. Wenn sie es beklagt hatte, daß Galizien so wenig Neigung zeigte, in der Gestaltung des praktischen Lebens fortzuschreiten — nun, konnte man nicht glauben, daß Polen eine andere Aufgabe hatte, als das zu tun, was England und Deutschland viel besser verstanden? Polen hatte keine großen Dichter hervorgebracht — sie seien denn Romantiker gewesen; wo gab es einen Klassiker wie der Deutsche Goethe? Einen Realisten wie Dostojewski oder Ibsen? Nein, nein — in dem halben Jahrhundert, in dem Polen jene großen Dichter hervorgebracht hatte, deren Reliquien hier unter Glas grüßten — hatte es nur Romantiker gegeben, heiße Seelen, die die Wirklichkeit verachteten und den Gedanken und den Traum und das freie, schweifende Gefühl über alles erhoben! Hier war wieder jene seltsame Leidenschaft für die reinen und hohen Dinge, die heute nötiger war als je. Und nur indem Polen glühend für die Ideale und höchsten Dinge der Menschheit auf das Schlachtfeld der Zeit stürmte, konnte es seine Mission erfüllen.

Valerie fühlte, wie Moschynskis Ideen, schwebend und schwankend wie Nebel, am Horizont wieder emporstiegen — o, er war ein Pole, echt wie je einer, mit jener radikalen Verachtung aller sozialen Vollkommenheit. War sie denn verdammt, ewig in diesem verwirrenden Zirkeltanz sich zu drehen? Stand immer nur feindlich die Idee gegen das Leben? Gab es keine Versöhnung, keine Einheit? Was aber hatte Polens Niedergang verschuldet als die mangelnde Bemeisterung des Lebens? Nun also — und konnte Polen je wieder wirken, wenn es nicht im Innern bis in das Kleinste sich der staatlichen und gesellschaftlichen Vollkommenheit wenigstens näherte?

Sie suchte Sammlung in der Königsgruft des Domes. In diesen stummen Gewölben schien der Geist der Liebe einer ganzen Nation zu atmen, Blumen und Kränze schmückten die Sarkophage, vor Koschiuskos Grabe kniete eine Frau aus dem Volke, neben ihr die Kinder: sie beteten. Valerie hörte einen Satz dieses geflüsterten Gebetes, diesen: er stehe wieder auf, nicht: er ruhe in Frieden.

Aber wenn er sich erhebt — er, oder ein anderer Held, Kriegsmann in jedem Falle — was hilft ihm ein Volk, das nur den Rausch kennt, und nicht auch alle die Mittel, in deren Gebrauch die anderen Nationen glänzten? Wollte man wieder mit Sensenmännern in den Kartätschenhagel gehen, oder mit dumpfen, hungernden, branntweinstinkenden Horden die Welt von dem Joche des Materialismus erlösen? Torheit, Torheit, zu glauben, daß es genügte, ein großes Ziel zu wünschen, um es auch zu erreichen; nein, zu diesem großen Ziel, es mochte aussehen wie immer es wollte, führten hundert kleine Ziele hinan, die man nur erreichen konnte, indem man beharrlich Schritt vor Schritt setzte. Erst sich selbst, dann den Nächsten, den Zweiten, das eigene Volk erlösen, ehe man daran gehen konnte, der Welt etwas zu sein. Um den Tod auf dem Schlachtfeld bitten wir dich, o Herr. Siehe, sprach der Herr, ringsum sind Schlachtfelder. —

In der Abenddämmerung erst verließ sie den Dom. Es hatte zu schneien begonnen, der scharfe Wind der Steppen jagte die schimmernden Wolken durch die Stadt, überall klingelten die Schellen, es schien keinen einzigen Wagen in Krakau zu geben. Auf dem weiten Platze am Ende der Grodzka packte sie der Wind; indem sie sich gegen dieses tobende Hemmnis stemmte und Schritt vor Schritt sich ihren Willen erkämpfte, hatte sie ein kindliches Gefühl der Befriedigung: Ah, warte, ich zwinge dich doch. Sie wich nicht von ihrem Wege ab, aber als sie im Schutze der Häuser stand, keuchte sie . . . Ein Schlitten kam auf sie zu, sie erkannte Onkel Maletzki, der mit zusammengekniffenen Augen in den Schneesturm blinzelte. Sie hob den Arm mit dem Muff und rief:

‚Halt! Willst du mich umfahren?!‘

Jan Maletzki stieß ein Freudengeheul aus und parierte die Pferde.

‚Sie ist es! Und ich suche dich überall, gerade komme ich aus der Lisa-Höhle, Goldkind, komm herein, wie geht es dir?‘

Sie schlüpfte unter das Bärenfell und vergrub ihre Füße in das Stroh.

‚Fahr mich nach Haus, Onkel Maletzki!‘

‚Aber doch auf Umwegen?‘

‚Meinethalben.‘

Sie fuhren los, die Pferde dampften, in schnellem Tanz klangen die Schellen. Jan Maletzki ahmte einen podolischen Kutscher nach, mit Hei und Ho und Zungenschnalzen und Pfeifen durch die Zähne. Zwischendurch schrie er Valerien ein paar Worte zu:

‚Ich nehme dich mit, gleich heute; in meinen Palast entführe ich dich. Ich will Feste feiern, da du wieder da bist, — du lachst? Lache nicht. Hei, hei! — Höre, ich bleibe heute nacht in der Stadt, aber morgen fährst du mit mir. — Sobald der Schneefall aufhört, reiten wir eine Wolfshetze! Sag' schnell ja! — Eine Wolfshetze, und ich werde die ganze Brüderschaft dazu einladen, mögen sie mir die letzte Wurst aufessen.'

Vor dem elterlichen Hause sagte Valerie zu; sie bat ihn, mit hereinzukommen und Tee zu trinken.

‚Ich bade lieber sofort in der Weichsel, ehe ich noch einmal in die Lisa-Höhle gehe,' sagte er entrüstet. ‚Mein Gott, welche Frau, sie spricht nicht mehr, sie knurrt nur, und Agenor — nun, man weiß ja.'

‚Du darfst ihnen das nicht anrechnen, bedenke, sie haben es nicht leicht. Mieschko . . .'

‚Unsinn, Unsinn; hätte ich hundert Söhne, sie könnten treiben, was sie wollten, ich liebe Jan wie sonst. Ich will Mieschko nicht verteidigen, es ist ein Esel, und ich werde es ihm ins Gesicht sagen, wenn ich ihn sehe. Aber wissen wir denn, daß seine Verrücktheiten nicht plötzlich einmal einen guten Zweck haben? Mag er den Bauern und Arbeitern die Augen öffnen, laß er sie mit Rippenstößen munter machen, einmal muß es geschehen, der Mutter Gottes sei's geklagt. Nur soll er nicht sich an meine Leute heranwagen, ich ziehe ihn über die Bank, so wahr ich jetzt dein Händchen küsse. — Also um zehn Uhr morgen,' rief er ihr noch nach, als sie schon in der Haustür verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Gustave Doré / Von Karl Muth

Alles künstlerische Schaffen ist ein Sprechen, ein Aussprechen von inneren Erlebnissen, Gesichten, seelischen Eindrücken. Wer sprechen will, muß die Sprachformen beherrschen, und wer gar seine innere Welt so offenbaren will, daß sie in Schönheit hervortrete, der muß die Fähigkeit des Ausdrucks bis zur Meisterschaft besitzen. Auch der größte und innerlich freieste Geist, der gezwungen ist, sich in einem ihm nicht geläufigen Idiom auszusprechen, wird als Stümper empfunden.

Was für den mit dem Munde Sprechenden die Worte, das sind für den bildenden Künstler die Formen, wie sie ihm in der Natur, in der sichtbaren Erscheinung der Dinge dargeboten werden. Die Natur ist für ihn Grammatik und Syntax, in der er ausgelernt haben muß, will er sich der Natur selbstschöpferisch gegenüberstellen. Solange er buchstabieren und beim Übersetzen seiner Vorstellungswelt ins Sichtbare die Formenlehre der Natur wie der schlechte Schüler bei einer ungenügend gelernten Schulaufgabe sklavisch nachschlagen muß, geht ihm die künstlerische Freiheit ab, die die Voraussetzung jeder schöpferischen Tat ist.

Es gab eine Zeit, in der der Künstler an den zur Geschichte gewordenen Formen der Kunst die Fähigkeit erlernen sollte, sich selber künstlerisch zu offenbaren. Das Zeichnen nach überlieferten, als klassisch geltenden Werken wurde als der kürzeste Weg zu diesem Ziele angesehen. Die Reaktion gegen eine solche Afterkunst konnte nicht anders erfolgen als unter der Parole: Zurück zur Natur!

Es war ein Befreiungsruf, den die Not der damaligen Kunstanschauung dem echten Künstler abgerungen hatte. Wie immer hatten aber die Theoretiker und Doktrinäre unter den Kunstbeflissenen die Forderung zuerst aufgegriffen und in ihrem Sinne gedeutet. Es wurde durch die Naturalisten der einseitigen alten eine ebenso einseitige neue Lehre gegenübergestellt. Zwar führte der neue Weg zur Kunst nicht wie der alte geradezu in die Verbannung, aber er war auch kein Weg in die Freiheit. Die Abhängigkeit vom Modell wird nun für lange Zeit das Kennzeichen der modernen Kunst. Nichts ist mehr verpönt, als aus dem Kopfe zu zeichnen oder zu malen; die natürliche Richtigkeit ist oberster Kunstkanon. Auch der Landschaftsmaler kommt von dem Modell nicht los, und selbst da, wo sich ein Stilisierungsbedürfnis in ihm regt, sucht er lieber in der empirischen Natur so lange, bis das Vorbild seinem Stilgefühl genug tut und er sich wieder treu und gewissenhaft an dieses Modell halten kann. Trug der Schüler der klassischen Kunst immerhin noch einen bestimmten, wenn auch zu individueller und ursprünglicher Ausdrucksweise kaum hinreichenden Vorrat von Formen zu leichtem und beliebigem Gebrauch in der Vorstellung, so begann dem naturalistischen Künstler aus Mangel an Übung das Formengedächtnis mehr und mehr zu versagen, also auch die Anschaulichkeit und Anwendungsmöglichkeit der Phantasiekraft zu schwinden. Er sah sich in der Lage des ungeübten

Schülers, der bei seiner Übersetzungsaufgabe auf das Nachschlagen in der Formenlehre angewiesen ist und von dem man daher billigerweise nicht erwarten wird, daß er unabhängig von dem gegebenen Thema einen eigenen Inhalt, ein Inneres freitätig und mit Anmut aussprechen werde. Es ist daher nur eine notwendige Folge, daß die Kunst der letzten Jahrzehnte im äußeren Formalen stecken geblieben, daß sie nicht zu einer irgendwie befriedigenden Gestaltung eines Inhaltlichen gelangt ist. Jede größere, über das Technische hinausragende Aufgabe blieb ihr versagt. Damit hing als ohne weiteres begreifliche Erscheinung zusammen, daß die Graphik bei gleichzeitiger hoher Entwicklung der technischen Seite, die den Holzschnitt auf den Aussterbeetat setzte, künstlerisch verarmte; denn auch der Nadelkünstler war zum Impressionisten geworden, der nur darin noch Stiltraditionen pflegte, daß er das Vereinfachen übte und der künstlerischen Auslese strenger huldigte als die meisten anderen Stift- und Farbenkünstler. Ein Phantasieren mit der Nadel — das zu wagen war nur möglich, wenn man zugleich darauf verzichtete, von den naturalistischen Logikern und Doktrinären künstlerisch ernst genommen zu werden.

Diese selbstgewollte und — um es gleich zu sagen — für die Befreiung der Kunst aus überlebten Schultraditionen vorübergehend bedeutungsvolle sklavische Abhängigkeit der bildenden Künste von der Natur erlitt ihren ersten Stoß durch die Bekanntschaft mit der Kunstübung des fernen Ostens. Dort, bei den Zeichnern der gelben Rasse waltete neben einer vollendeten impressionistischen Treffsicherheit und Beschränkung auf das Wesentliche des Eindrucks eine starke Einbildungskraft und geradezu spielerisch leichte Formbehandlung. Es begann allmählich die Loslösung der ernsten Künstlernaturen von der naturalistischen Theorie und, wenn unsere zeitgenössische Künstlerschaft nach manchen weiteren Zwischenstufen der Entwicklung heute dahin gelangt ist, die Kunst des Zeichnens, und infolgedessen auch die großen Meister älterer Zeichenkunst, wieder in ganz besonderer Weise hochzuhalten, so bekundet sie damit, daß ihr der Zeitpunkt gekommen scheint, die Vorbedingungen einer freieren künstlerischen Aussprache, als sie bisher möglich war, wiederum zu schaffen. Dieses Streben nach Wiedererweckung der Schwarz-Weißkunst führte dazu, so manchem großen, aber in unverdiente Vergessenheit geratenen Zeichner der Vergangenheit zu neuen Ehren zu verhelfen, und wenn unter diesem Gesichtspunkt die großen französischen Zeichner des neunzehnten Jahrhunderts, vor allem Géricault, Delacroix, Honoré Daumier und Gavarni von neuem in unseren Gesichtskreis treten*, so wollen wir doch auch nicht vergessen, daß

* Eine für weitere Kreise sehr glücklich zusammengestellte Auswahl aus den besten Blättern dieser Künstler gibt Prof. Dr. E. Voll in der schönen Publikation ‚Frankreichs klassische Zeichner im 19. Jahrhundert‘ (Holbein-Verlag, München), deren 64 vortrefflich ausgeführte Bildertafeln durch einen mit 34 Textillustrationen geschmückten Text historisch und ästhetisch in der sachlich zuverlässigen Art Volls gewürdigt werden. Diesen Abriß der Geschichte der französischen Illustration wird man um so willkommener heißen müssen, als die heutige Sammlertätigkeit auf diesem Gebiet sich tatsächlich von aller bibliographischen und historischen Führung ziemlich verlassen sieht.

A Monsieur Tisard, vous n'avez pas la parole . . . .

Gustave Doré / Aus der Folge der Typen „Versailles und Paris"



wir in jener Gruppe von Künstlern, die sich Nazarener nannten, in mehreren gleichzeitigen romantischen Zeichnern wie Phil. Otto Runge eine Höhe deutscher Zeichenkunst erklommen hatten, die in neuerer Zeit nur von dem einzigen, aber anders gearteten Menzel auch dem Ausland gegenüber würdig und stark vertreten wurde.

Unter den französischen Zeichnern des verflossenen Jahrhunderts nimmt eine hervorragende Stellung ein Mann ein, bei dem mehr noch als bei den gleichstrebenden Zeitgenossen die Fähigkeit freier Erfindungsgabe und phantasierender Unabhängigkeit von allem Modellwesen entwickelt war und der infolge seiner ungeheueren Produktion eine Volkstümlichkeit erlangt hat, die keinem Zeichner, weder bei seinen Landsleuten noch bei uns, zuteil geworden ist: ich spreche von Gustave Doré.

Ein günstiger Umstand wollte, daß uns eine Reihe von seltenen Originallithographien dieses Zeichengenies in die Hand kam, die bei uns nur wenig bekannt sein dürften. Indem wir die, wie uns dünkt, merkwürdigsten davon hier wiedergeben, will es uns scheinen, als ob die Hereinbeziehung der Schwarz-Weißkunst in den Kreis der Kunstbetrachtungen Hochlands mit einigem Fug gerade mit diesem elsässischen Zeichner den Anfang mache. In Gustave Doré ist nämlich nicht bloß der schärfste Gegensatz gegen alle naturalistische Modellkunst verkörpert, er genießt nicht bloß wegen seiner erstaunlichen Fruchtbarkeit den Ruf des volkstümlichsten Zeichners seiner Zeit, er ist auch inhaltlich am leichtesten zugänglich, indem sich seine Kunst zeichnerischer Interpretation vorwiegend an Stoffen betätigte, die ziemlich allgemein geläufig waren. Es gab eine Zeit, und sie liegt nicht weit zurück, wo der Name Dorés keinen guten Klang mehr hatte. Sie begann ungefähr nach dem französisch-deutschen Krieg, mit dem Erscheinen der Doréschen Prachtwerke, von denen vor allem die Bibel die übelsten Ausartungen seiner bereits zur Routine gewordenen Kunst zur Schau trug. Aber diesem Doré der letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens steht ein Doré aus dem zweiten und dritten Jahrzehnt seines Lebens unmittelbar gegenüber und dieser ist es, der seinem Namen die Anwartschaft sichert, neben die großen klassischen Zeichner Frankreichs gestellt zu werden.

Aber auch hier macht sich eine Eigentümlichkeit bemerkbar, die scheinbar nicht für die Reinheit von Dorés Kunst spricht, da sie ihrer Betrachtung ein mehr nebensächliches Moment beigesellt, die aber dennoch für die Schätzung seiner künstlerischen Persönlichkeit, und bis zu einem gewissen Grad auch seiner Hervorbringungen von Wichtigkeit ist, ich meine die Eigentümlichkeit, daß das Interesse für ihn wächst, wenn man sein Schaffen im Zusammenhang mit seinem Leben, mit seinem Naturell betrachtet.

* * *

Gustave Doré war Autodidakt. Er legte schon als Kind — seine Jugend verlebte er in Straßburg, wo er 1832 als Sohn eines Ingenieurs geboren wurde — erstaunliche Proben eines angeborenen Zeichentalentes an den Tag. Wir besitzen von ihm Zeichnungen, die er im Alter von sieben bis vierzehn

Jahren machte, und die eine Sicherheit der Beobachtung und einen karikaturenhaften Humor verraten, wie sie bei einem Kinde nur Zeichen ungewöhnlicher Frühreife sein können. In der Tat galt Doré auch bei seinen Lehrern und Mitbürgern als ein Wunderkind, besonders nachdem er in knabenhaftem Übermut einen Festzug, der kurz zuvor in Straßburg stattgefunden hatte, durch scherzhafte Ausrüstung eines Festwagens nachmachte, bei dem der Ruf seiner zeichnerischen Fertigkeiten sozusagen auf die Straße drang. Noch hatte er seine Lateinklassen nicht hinter sich — er war auch darin hervorragend, und die Lehrer sahen ihm seine genialen Kritzeleien in den Heften und Schulbüchern heimlich belustigt nach —, da nahm ihn der Vater mit auf eine größere Reise, die ihn mit der Natur der Vogesenlandschaften bekannt machte und ihn schließlich nach Paris führte. War der stärkste künstlerische Eindruck seiner Kinder- und Knabenjahre die phantasievolle und formenreiche Romantik des Straßburger Münsters gewesen, an dessen Fuß sozusagen das väterliche Haus und seine Wiege gestanden hatten, so nahm er jetzt inmitten der Wälder und Berge ein zweites Element künstlerischer Befruchtung in sich auf, den Zauber des Naturlebens; denn wie er schon zu Hause mehr in Garten und Feld als in der Stube gelebt hatte, so lag er nunmehr all die Tage, welche der Vater mit technischen Aufgaben in den Vogesen zubringen mußte, in den Wäldern und beobachtete mit völliger Selbstvergessenheit alles, was sich seinem hungrigen Auge bot, von der anmutig arbeitenden Ameise bis zum lustig gaukelnden Schmetterling, von den zierlichen Kelchen des Heidekrauts bis zu den feierlich ragenden Riesentannen, deren dunkler Pracht er später in seinen Schöpfungen so oft gehuldigt hat. Merkwürdig bei all dem ist, daß er in solchen Lagen und Stunden nicht den Zeichenstift gebrauchte; er, dem das Zeichnen sonst zweite Natur war, speicherte das sinnend Beobachtete lediglich in seinem Gedächtnis auf, um es später im gegebenen Augenblick unabhängig von dem Vorbild zu reproduzieren. So mit neuen Eindrücken angefüllt, kam er in der französischen Hauptstadt an. In der unfreiwilligen Muße, die ihm der Vater geschäftehalber lassen mußte, warf er eine große Menge von Zeichnungen auf das Papier und begab sich eines Tages, einer schnellen Eingebung folgend, zu dem damals berühmten Zeichner Philipon, der zugleich Herausgeber eines Witzblattes, des Journal pour rire war, und bot ihm seine Dienste an. Dieser Schritt wurde für Dorés Lebensschicksal entscheidend. Der alte Routinier Philipon erkannte sofort die seltene Begabung des kaum sechzehn Jahre alten Jünglings, ließ den Vater kommen, zog den anfangs Widerstrebenden in der Richtung seiner Gedanken mit sich fort und brachte es dahin, daß ein Vertrag zustande kam, wonach der junge Doré zwar, wie der Vater wünschte, seine Lateinstudien in einem Pariser Kolleg (neben Edmond About und Taine als Mitschülern) fortsetzen, aber daneben wöchentlich für Philipon eine Zeichnung liefern sollte, von deren Honorar er seinen Lebensunterhalt bestreiten könnte. Damit war Gustav in seinem eigentlichen Element. Was er produzierte, ging bald weit über das anfänglich Vereinbarte nach Zahl, Format und Qualität

hinaus, so daß seine Einnahmen wuchsen und ihm die Schule bald als eine recht entbehrliche Sache vorkommen mußte. Um jene Zeit trat er zu dem den Dorés entfernt verwandten Gelehrten Paul Lacroix, der unter dem Namen Bibliophile Jacob auch heute noch geschätzte kulturgeschichtliche Werke mit vielen Bildern herausgegeben hat, in nähere Beziehung, und Lacroix, von dem temperamentsprühenden und unerschütterlich an seine Zukunft glaubenden jungen Manne gänzlich fasziniert, beschloß, ihm die Illustrierung eines gerade zum Druck vorbereiteten Werkes zu übertragen. Gustav hatte kaum diesen Entschluß vernommen, als er, von einem Freudentaumel befallen, auf den Händen — er hatte eine später fast sprichwörtlich gewordene große gymnastische Kraft und Geschicklichkeit — im Zimmer herumlief, so daß Lacroix, wie er erzählte, seinen Augen nicht traute und ernstlich für seine Glasschränke und sein Porzellan fürchtete. Darnach eilte Gustav mit den Druckbogen des Werkes nach Hause, und ehe ein Monat vergangen war, stand er mit schweren Rocktaschen wieder bei Lacroix, einen Holzblock nach dem andern hervorziehend, auf die er, schon fertig für den Holzschneider, die Illustrationen gezeichnet hatte. Und abermals traute Lacroix seinen Augen kaum, besonders nicht, als er vernahm, daß der noch als halber Knabe vor ihm stehende Künstler den bei weitem größeren Teil der also fertigen Zeichnungen hatte zu Hause lassen müssen. Er schickte ihn sofort zu seinem Verleger du Tacq, und da dieser von den Leistungen ebenso verblüfft wie entzückt war, dauerte es nicht mehr lange, bis der Ruf dieses Künstlerphänomens weit über die Kreise des Journal de rire in die große Öffentlichkeit drang. Der damalige Direktor der Louvresammlungen, Duplessis, erzählte, wie er den jungen Doré oft in der Galerie und in den Kupferstichkabinetten, in die Anschauung der Bilder und Kunstblätter versunken, beobachtet, niemals aber wahrgenommen habe, daß er auch nur einmal darnach gezeichnet hätte; er habe den Stift überhaupt nur gebraucht, um sich kulturgeschichtlich interessante Notizen und Skizzen zu machen.

Um jene Zeit war es, daß Gustave Doré als Siebzehnjähriger die Folge von Lithographien schuf, welche typische Szenen der Kulturgeschichte vom ersten bis ins neunzehnte Jahrhundert in teils humoristischer, teils sarkastischer Auffassung und Form zur Darstellung bringen und von denen wir Proben hier wiedergeben. Dieser Veröffentlichung vorausgegangen waren die ‚Arbeiten des Herkules‘ des Fünfzehnjährigen, die Philipon mit einem Vorwort, worin er große Hoffnungen aussprach, herausgegeben hatte, mehrere Serien von Zeichnungen, die heute noch zu Dorés allerbesten Sachen gehören, wie die Désagrément d'un voyage d'agrément — eine Art Buchholziade in der Schweiz —, die Ménagerie parisienne, die Différents publics de Paris, worin er das Leben und Treiben in den Theatern, Kabaretts usw. flott und geistvoll festhielt und ähnliches mehr. War er anfänglich noch in den Spuren Töpffers und zum Teil auch Grandvilles gewandelt, so machte er sich von Werk zu Werk selbständiger, um schließlich in der seinen Ruhm endgültig begründenden Illustrierung Rabelais' seine glän-

zendsten Inspirationen zu geben. Von nun an wird sein Leben zu einer Geschichte seiner Werke, die sich in unglaublicher Raschheit und noch lange Zeit ohne irgendwelche Spuren der Wiederholung oder der Ermüdung folgen. Sein gesamtes Werk umfaßt mehr als 75 000 Zeichnungen, darunter Tausende solcher, die bis ins Kleinste ausgeführt sind, und viele, die er selbst direkt mit höchster Genauigkeit auch gleich auf Holz übertragen hat. Bedenkt man ferner, daß er nicht älter als 50 Jahre wurde, daß er — dessen bedauerlicher Ehrgeiz es war, nicht als Zeichner, sondern als Maler zu gelten — eine ganze Galerie von Riesengemälden geschaffen und sich daneben noch als Plastiker betätigt hat, — ein Denkmal des älteren Dumas stammt von ihm —, so wird man begreifen, daß ihn seine Zeitgenossen auch als ein Arbeitsgenie ganz ungewöhnlicher Art bewunderten.

Es kann bei diesem kurzen Abriß nicht die Aufgabe sein, Dorés Lebensgang weiter zu verfolgen, nur so viel sei noch nachgetragen, daß, nachdem sein Vater schon Ende 1848 plötzlich gestorben war, Gustavs Mutter nach Paris zog und so dem Sohn, der unverheiratet nur für die Mutter zu leben schien, ein Heim bereitete, das bald zu den glänzendsten der Weltstadt gehörte. Seine Einkünfte waren fürstlich — er hat in den zwanzig Jahren von 1850 bis 1870 allein an die acht Millionen Franken verdient —, doch war er ebenso bereit zu geben, wie er empfing, und er schenkte wiederholt, einer plötzlichen Eingebung seines guten Herzens folgend, große Summen — in einem Fall 10 000 Fr. — in demselben Augenblick, da er sie eingenommen, wieder her.

Seine Erfolge, die sich allmählich auch die englische Welt in so hohem Maße erobert hatten, daß er zeitweilig fürchtete, seinem Vaterland entfremdet zu werden, konnten dennoch mit seinem Ehrgeiz nicht Schritt halten. Plan auf Plan drängte sich in seinem Kopfe, und wenn wir in seinem Tagebuch die Listen all der großen Schöpfungen der Weltliteratur ansehen, die er in der Absicht aufstellte, an diesen Schöpfungen seine Kraft illustrierender Ausdeutung und Ergänzung zu erproben, so wird man nur weniges von europäischer Bedeutung darunter vermissen. Es ist unmöglich, hier auch nur das tatsächlich Geleistete aufzuzählen. In den Contes drôlatiques des Honoré de Balzac entfaltete er noch einmal, wie in den Zeichnungen zu Rabelais' Gargantua, die ganze komische Verve des esprit gaulois, um sich dann fast nur, mit einzelnen glücklichen Ausnahmen, der Schöpfung jener großen illustrierten Prachtwerke zuzuwenden, die mit der göttlichen Komödie Dantes — das Inferno hatte er schon im Alter von 26 Jahren gezeichnet — begannen, in der Bibel den Höhepunkt des äußeren Erfolgs erreichten und mit Ariosts rasendem Roland abschlossen. Aus dieser Reihe von Werken verdient nur der Don-Quijote des Cervantes Hervorhebung, denn seine Illustration (1863), obwohl nicht der besten Zeit Dorés angehörend, weist noch ganz große zeichnerische Qualitäten, namentlich in den Kopf- und Schlußstücken auf.

* * *

Dorés Eigenart als Zeichner — soviel ließ der kurze Lebensabriß schon durchblicken — beruhte vor allem auf der außerordentlichen Gabe freier Erfindungskraft, die durch ein schier fabelhaftes Formengedächtnis unterstützt war. In dem Umstand, daß er sich so ganz auf Erinnerungs- und Vorstellungsbilder in seinem Kopfe verließ, liegt seine Stärke sowohl wie seine Schwäche, seine Stärke als Illustrator im eigentlichen Sinne, dessen Begriff wir gleich noch erläutern wollen, und seine Schwäche als künstlerischer Zeichner, wenn wir dabei an die Anforderungen der Schule denken, was zeichnerische Richtigkeit und Durchbildung betrifft. Doré konnte ernstlich bös werden, wenn man ihm, wie Lacroix einmal tat, seinen Mangel an exaktem Studium nach der Natur vorhielt. Er deutete dann gewöhnlich mit leidenschaftlicher Geste auf seine Stirne. Jawohl, ganz recht, aber wo habe er, der Sechzehnjährige, denn Gelegenheit gehabt, den nackten, menschlichen Leib auch nur zu sehen, geschweige zu studieren. Da verriet Doré, wie er tage- und stundenlang in den öffentlichen Badeanstalten die Formen und Bewegungen der Körper beobachte und sich einpräge, und wie ihm nichts unbekannt sei, was er für sein Schaffen benötige. So hatte er das oft bewunderte Geschick, mit sehr einfachen Mitteln Massenauftritte in ihren charakteristischsten Erscheinungen darzustellen, dem Umstand zu verdanken, daß ihm gleich nach seinem ersten Einzug in Paris im Jahre 1848 die Revolutionsszenen Eindrücke gaben, die ihn zeitlebens künstlerisch befruchteten. Auf einer Reise in den schönsten Teilen der französischen Schweiz fiel es seinen Begleitern auf, daß er auch angesichts der merkwürdigsten Szenerien niemals zum Zeichenstift griff. Um so mehr überrascht waren die Freunde, als sie dann bei einem Ruhepunkt der Reise plötzlich eine Fülle von Blättern entstehen sahen, die ihnen all das Gesehene viel lebendiger vor Augen stellten, als sie es in der Erinnerung trugen. Wie sehr Doré bei seinen Arbeiten plötzlichen Eingebungen folgte, erhellt aus einer Erzählung seines Freundes Kratz. Der Künstler war eines Morgens, als Kratz noch im Bett lag, bei ihm eingetreten, um sich in einer Aussprache mit dem Freunde zu erholen. Aber schon bald wurde er still und zog sich ans Fenster zurück, wo er denn auch gleich zu zeichnen anfing. Kratz, der ihn kannte, überließ ihn sich selbst, und so verging der Vormittag, ohne daß noch ein Wort gesprochen worden wäre. Als Kratz inzwischen aufgestanden war, und, da er Hunger spürte, den Künstler zum Aufbruch mahnte, sah er, daß dieser inzwischen ein großes Blatt seiner berühmten Illustrationen zum Ewigen Juden nahezu fertig gezeichnet hatte.

Über das innere Wesen von Dorés Illustrationskunst gibt nichts besseren Aufschluß als diese kleine Begebenheit. Doré, wie der echte Illustrator überhaupt, braucht zur Schaffung einer Illustration nicht den Text vor Augen zu haben; ja, er trachtet sogar, davon möglichsten Abstand zu gewinnen. Die Illustration, da, wo sie ihrem tieferen Wesen treu bleibt, ist ja keine Wiederholung in einer anderen Darstellungsform, ist auch keine Verdeutlichung und Erklärung des Textes in der Weise, daß sie nur sichtbar

wiedergibt, was der Dichter oder Erzähler beschreibt. Ihre Aufgabe und künstlerische Rechtfertigung liegt ganz wo anders. Verlangen wir schon vom großen Erzähler, daß er nicht alles gebe, was den Gegenstand ausmacht, sondern nur jeweils soviel als notwendig ist, um die Phantasie des Lesenden in Schwingung zu versetzen, sie in der Richtung, wie der Dichter es braucht, selbsttätig und fruchtbar zu machen, so kann auch dem Illustrator als Künstler keine andere Aufgabe zufallen, und was er tut, muß sich selbständig neben der Leistung des Dichters zu behaupten vermögen. Nur so wird vermieden, daß der Leser die Illustration als eine Doublette empfindet, die der durch den Dichter geweckten Empfindungswelt nichts mehr hinzufügt. Um aber dieser Kunst des Illustrators zu genügen, bedarf es mehr als bloß zeichnerischer Fertigkeiten. Der Künstler muß den Sinn für die symbolische Bedeutung der Linie, des Kontrasts, des Schnörkels haben. Die sinnliche Erscheinung muß sich ihm leicht und unmittelbar in die Abstraktion einer mehr empfundenen als geschauten Form und Bewegung umsetzen. Andererseits darf er die Natur nicht zu gegenständlich auffassen; alles darin, auch die Erscheinung des menschlichen Körpers, wird ihn mehr ornamental als monumental ansprechen. Denn seine Kunst soll sich ein- und unterordnen, und das wäre nicht möglich, wollte er immer nur bildmäßig schaffen und über das Empirische und Einzelne nicht zum Allgemeinen und stets Gültigen fortschreiten. Seine künstlerischen Zutaten zu dem Text dürfen den Anschauungskreis eher erweitern als binden, die Phantasie eher beschwingen als festlegen. Aber zugleich müssen wir die schmückende Vignette auch als einen Gefühlsakzent empfinden, als ein künstlerisches Ausrufezeichen, da, wo es sich mehr um eine geistreiche Note, hingegen als einen künstlerischen Gedankenstrich, wo es sich vorwiegend um stimmungsvolles Ausruhen und ein Ablenken der Empfindung ins Typische, Überzeitliche, Kosmische handelt.

Hat Gustave Doré alledem überall und immer Genüge geleistet? Ist es möglich, diese idealen Forderungen aus seinem Lebenswerk als Illustrator zu abstrahieren? Es ist keine Frage, die oben dargelegte Auffassung der Illustrationskunst war nicht in allem bewußt die seinige; sie ist erst möglich und wirklich geworden auf Grund vergleichender Betrachtung von Illustrationswerken, die sich bis in die Gegenwart erstrecken. Aber das ist gerade das Geniale bei Doré, wie bei allen geborenen Illustratoren, daß sie meist das Rechte treffen, ohne sich Rechenschaft über ihr Tun zu geben. Und so hat denn auch Doré gerade dadurch, daß er sich seinem künstlerischen Temperament und der Inspiration überließ, in sehr vielen Fällen der Kunst des Zeichnens für das Buch die rechten Wege gewiesen. Das gilt jedoch fast nur von seinen früheren Werken, während er später immer mehr dem regelrecht komponierten, die Seite füllenden Bilde huldigte und damit, ohne etwas zu schaffen, was für sich, d. h. unabhängig vom Text, bestehen könnte, doch die dienende Stellung aufgibt, die der Buchkünstler allezeit respektieren muß. Aber auch hier gelingen ihm Würfe, die scheinbar wider die Regel, das Recht der Ausnahme aufs glänzendste bestätigen. Man

sehe das in diesem Heft wiedergegebene Vollbild an, das eine von dem spanischen Erzähler kaum ausgemalte bäuerlich-romantische Hochzeitsfeierlichkeit aus dem ‚Don Quijote' mit einem phantasievollen Übermut und Humor vergegenständlicht, die wie eine Lesehilfe wirken, indem die komisch-liebenswürdige Grundstimmung des Textes hier in breiten Akkordfolgen aufgenommen und so dem Leser faßbarer gemacht wird. Beispiele wundervoller Art, wie eine von dem Erzähler oft nur mit flüchtigem Wort geweckte Gefühlsimpression von dem Zeichenstift akzentuiert und vertieft wird, finden sich besonders in den Contes drôlatiques und in den Märchenillustrationen Dorés. Allerdings nur bei dem großen Erzähler fühlt sich der große Illustrator ganz in seinem Element, und wenn moderne Erzählungswerke den Illustrator nur selten anlocken, so liegt es daran, daß die echte Erzählungskunst einer breiten Geschwätzigkeit und ausmalenden Tüftelei Platz gemacht hat, wo der Phantasie kein Spielraum mehr vergönnt ist.

Eine besondere Betrachtung verdiente das Groteske in der Kunst Dorés. Weder der zur Verfügung stehende Raum noch die gewollte Begrenzung des Themas erlauben ein näheres Eingehen. Einzelne Proben enthalten die historischen Lithographien, besonders das Blatt, das die Aufführung eines Racineschen Stückes vor dem Hof von Versailles karikierend darstellt. Die Rückenansicht der Zuschauer in der herausfordernden Symmetrie der feierlich hochgetürmten Perücken, die wie ein Boskett wohl zugeschnittener Lorbeerbäume die Idee des Mäzenatentums repräsentieren, ist von groteskem Humor.

Als Doré zu Anfang des Jahres 1883 einen Schlaganfall erlitt, der bald seinen Tod herbeiführte, sprach er mit Schmerz von seinen noch unausgeführten Plänen, unter denen eine Illustrierung Shakespeares ihm besonders am Herzen lag. Seine Jugendleistungen würde er jedoch kaum übertroffen haben, obwohl seine Schöpferkraft überraschende Auferstehungsfeiern beging, wie z. B. in den Zeichnungen aus dem Londoner Gesellschafts-, Straßen- und Hafenleben, die er zu einem Buche von Jerrold noch 1872, also nach der ‚Bibel', veröffentlichte, und die, wie Karl Voll in dem erwähnten Buche sagt, ‚an Bilder von Menzel, wie das, in der Tat auch gleichzeitig entstandene Eisenwalzwerk, erinnern'. Hierher gehört auch die 1907 erschienene Sammlung zeitgenössischer politischer Karikaturen ‚Versailles et Paris', welche Typen der Nationalversammlung und der Kommune mit einem aller politischen Leidenschaft weit überlegenen Humor vor Augen führen. Erst unserer Zeit war es vorbehalten, dem Verdienst Gustave Dorés nach einer zeitweiligen Unterschätzung gerecht zu werden. Wird er in der Geschichte der Kunst unter seinen künstlerischen Zeitgenossen, sehr im Gegensatz zu dem Ansehen, dessen er sich zu Lebzeiten erfreute, auch nicht an erster Stelle stehen, so behauptet er neben dem als Künstlerpersönlichkeit höher zu schätzenden Daumier dennoch seine Eigenart als genialer Vertreter der Rechte der Phantasie und der poetischen Erfindungskraft in der Kunst.

John Henry Kardinal Newman nach neuesten Dokumenten / Von M. Laros

(Fortsetzung.) Nach den Jahren aufreibender Verhandlungen und nutzloser Tätigkeit empfand Newman es wohltuend, in sein Kloster nach Edgbaston zurückzukehren und im Verkehr mit Gott Welt und Menschen zu vergessen. Aber es litt ihn nicht lange so. Die Untätigkeit war ihm um so unerträglicher, weil er die Notwendigkeit tatkräftigen Handelns von Tag zu Tag mehr erkannte. Die intellektuellen Katholiken hatten bereits 1848 eine Zeitschrift, den ‚Rambler' gegründet, die vom Standpunkt der Freiheit und Unparteilichkeit, wie Newman ihn in Dublin und Wiseman in seinen Vorlesungen aufstellte, die modernen Probleme erörtern und in ihrer Beziehung zum katholischen Glauben untersuchen sollte. Es herrschte volles Einverständnis mit den kirchlichen Autoritäten, bis durch den Eintritt Simpsons in die Redaktion der Ton der Zeitschrift verschärft wurde und dieser in seiner feinsinnigen literarischen Kritik vor dem Stil und den Schriften des Kardinals nicht Halt machte. Im Februar 1859 beschwerten sich verschiedene Bischöfe, und als die aristokratischen Geister sich ‚keine Vorschriften machen lassen' wollten, drohte eine öffentliche Desavouierung in den Hirtenschreiben.

Hier bot sich für Newman nochmals eine Vermittlerrolle, die er nicht ausschlagen zu dürfen glaubte und die doch wieder mit schwerer Verdächtigung seiner Person endigen mußte. Menschen können eben nicht gewaltsam in das Rad der Geschichte eingreifen. Wenn Ideen miteinander kämpfen, so können Persönlichkeiten, mögen sie noch so groß sein, sie nicht künstlich miteinander verknüpfen; sie müssen ruhig ihren Weg nehmen und sich im Leben selber klären; der einzelne muß zufrieden sein, wenn er für seine Idee sterben und dadurch zur Klärung beitragen konnte.

Newman hat diese Erfahrung bis in ihre bittersten Konsequenzen durchgemacht. Einerseits mißbilligte auch er den respektlosen, sarkastischen Ton, mit dem die Leiter der Zeitschrift der kirchlichen Autorität begegneten, und diese Unzufriedenheit nahm bisweilen ebenso ungerechte Formen an. Aber anderseits mußte er gestehen, daß seine Richtung der ihrigen um sehr vieles näher stand als der ihrer Gegner; er schätzte Simpson und Lord Acton als hochentwickelte, geistvolle und aufrichtige Menschen, die um jeden Preis der Kirche erhalten werden müßten, und bedauerte darum das Vorgehen der Bischöfe: ‚Es tut mir leid, daß der Episkopat gegen die höchststehende Zeitschrift, die wir besitzen, Stellung genommen hat; ich kann mich zwar mit ihren Leitern nicht in allem einverstanden erklären, aber diese Politik ist die unklügste und unglücklichste. . . . Dagegen vorgehen, wie es gewisse Leute tun, scheint mir ein Akt, der von völliger Blindheit gegenüber den intellektuellen Schwierigkeiten der Gegenwart zeugt.'*

* W. Ward: Life of Newman I, 539; II, 49.

Zunächst beschwor er die jungen Leute, sich zu mäßigen und jeden Konflikt mit der kirchlichen Autorität zu vermeiden. ‚Nie ist aus dem Widerstand gegen die bestellten Oberhirten etwas Gutes entstanden. Sie sind verantwortlich für die Reinheit der Lehre, für das Heil der Seelen und das Wohl der Kirche. Ich würde es nie wagen, ihnen diese Verantwortlichkeit zu erschweren, sondern ich halte es für meine Pflicht, sie durch mein Gebet darin zu unterstützen. Als ich katholisch wurde, schrieb ich an Dr. Baggs, daß ich bereit sei, auf ein Wort der Bischöfe hin mein Buch über die Lehrentwicklung, das damals erscheinen sollte, ins Feuer zu werfen, und wenn ich heute etwas geschrieben hätte, was mich tief interessiert und mir am meisten am Herzen liegt, aber der kirchlichen Autorität mißfällt, so würde ich es auf ihr Wort ebenso bestimmt unterdrücken.‘*

Ebenso bat er die Bischöfe, von einer Zensurierung abzusehen und mit den wohlmeinenden jungen Leuten Geduld zu üben, und als der Rücktritt Simpsons verlangt wurde, bot er sich auf Wisemans Wunsch selbst für die Redaktion an. Aber es erschienen unter seiner Leitung nur zwei Nummern der Zeitschrift, April und Juli 1859; da wünschte Dr. Ullathorne, daß die Katholiken sich überhaupt vom ‚Rambler‘ zurückzögen und auf die ‚Dublin Review‘ konzentrierten. Newman gehorchte abermals, um seinen jungen Freunden nicht nur den Rat, sondern auch das Beispiel der Unterwürfigkeit zu geben. Seinem Einfluß ist es nicht zuletzt zu danken, daß sie auch in aufgeregteren Zeiten der Kirche treu blieben.

Für den Augenblick wurde ihm sein Verhalten als Schwäche ausgelegt, wie man ihm auch in der Konzilsdebatte Mangel an Folgerichtigkeit zum Vorwurf gemacht hat. Auf der anderen Seite erschien er Ward und Manning wegen seiner offenen Verbindung mit den Ramblerleuten immer verdächtiger und wurde für deren Entgleisungen mehr oder weniger verantwortlich gemacht. Es kam ihnen gerade recht, daß die Julinummer des ‚Rambler‘ einen Aufsatz über das Laienelement in der Kirche** aus der Feder Newmans brachte, der einige mißverständliche Stellen enthielt und zu einem Vorstoß in Rom Anlaß bot. Der Verfasser führte darin den Gedanken aus, daß die Laien, obwohl zur ecclesia discens gehörig, doch oft eine wichtige Rolle bei der Reinerhaltung des Glaubens gespielt haben; er bewies dies an der Hand der Tatsachen aus den arianischen Wirren und leitete auf die Verhältnisse in der Gegenwart über, in der eine Mitwirkung des Laienelementes bei den scharfen intellektuellen Kämpfen notwendiger denn je sei. Schon im folgenden Monat lief eine Anklage wegen häretischer Lehren bei der Inderkongregation ein***, und diese verlangte von Newman Erklärungen, während ihm von anderer Seite berichtet wurde, daß nunmehr die Verleihung der Bischofswürde, die damals wieder angeregt wurde, endgültig abgetan

---

* Ward: Life of Newman I, 553. Vgl. ebda. die herrliche Stelle S. 560, von der ein Teil oben bereits zitiert wurde.

** ‚On consulting the Faithful in Matters of Doctrine.‘

*** Durch Bischof Browne von Newport.

sei. Newman hatte sie längst vergessen, aber es schmerzte ihn, daß seine Rechtgläubigkeit auf diese Weise in Zweifel gezogen wurde. Sofort ließ er durch Wiseman, der damals in Rom weilte, ein Schriftstück einreichen, das seine wohlmeinende Absicht und volle Übereinstimmung mit der Kirchenlehre versicherte; aber das Schriftstück kam nicht an*. Wiseman, der an Newmans Aufrichtigkeit keineswegs zweifelte, versagte zum dritten Male; er hatte Newmans Erklärung verlegt und die Kongregation nahm an, daß Newman eine Rechtfertigung verschmähe. So blieb ein Makel auf Newmans Namen, ‚a bad impression', der unter Pius IX. nicht mehr ganz von ihm gewichen ist**. Dazu kam, daß er sich in den Kämpfen um das Temporale des Papstes, in denen Manning und seine Freunde ihre extremen Anschauungen zum Maßstab gläubiger und loyaler Gesinnung gegen den Hl. Stuhl machten, ablehnend verhalten mußte, und seine Gegner kolportierten in Rom, Newman habe eine Denkschrift für Garibaldi unterzeichnet***.

Manning gestand später, daß diese Mißverständnisse in Rom leicht beseitigt worden wären, wenn Newman auch nur einen Finger gerührt hätte; aber das tat er nicht. Der Kontroversist, der im Kampf um Prinzipien so manchen Strauß bestanden, mochte für seine Person nicht zur Feder greifen. Wie ein verwundetes Reh zog er sich lieber in das Waldesdickicht zurück, wie er glaubte, um sich still zu verbluten. Alles, was er nach der Konversion begonnen, war gescheitert; diejenigen, denen er seine Dienste weihen wollte, wiesen ihn zurück und machten ihn verdächtig; das Werk, dessen die Religion zur Stunde am meisten bedurfte und in dem er seine Stärke fühlte, durfte nicht in Angriff genommen werden; es schien, wie er sagte, ‚daß nur die extremsten Anschauungen Geltung haben, und daß alle, die nicht extravagant sind, wie Räuber und Mörder behandelt werden'.

Diese Jahre der tiefsten Niedergeschlagenheit sind für die Kenntnis der Psyche Newmans die interessantesten. Bisher hat ein undurchdringliches Dunkel darüber gelegen. Ward hat sie uns aufgehellt, indem er aus dem ungehobenen Schatze der Briefe und Tagebücher Teile erschloß, die alles hinter sich lassen, was wir an seelischen Dokumenten aus dem 19. Jahrhundert besitzen. Wir sind gegen Memoiren einigermaßen skeptisch geworden, nachdem die größten Meister, Goethe und Bismarck, gerade an den entscheidenden Stellen mehr Dichtung als Wahrheit gegeben haben. Hier aber schildert sich ein Geist, der durchdringendste Selbsterkenntnis mit ‚brutaler' Wahrhaftigkeit verband und der ein Schriftsteller ersten Ranges war. Der Mann, der wegen seiner problemschweren Natur sich scheu vor der Außenwelt verbarg, so daß selbst seine Freunde sich nicht rühmen konnten, ihn zu kennen, leuchtet hier bis in das tiefste Innere seiner Seele hinein; in seinen geheimen Papieren

* Thureau-Dangin: La Renaissance catholique en Angleterre II, 330; ders.: Newman catholique 72—74.

** W. Ward: Life of Newman II, 158.

*** Ebd. II, 78.

hat er über alles, was er gelebt und gelitten, eine Art Gewissenserforschung angestellt, seine Gedanken und Empfindungen mit der Unmittelbarkeit des Augenblickes niedergeschrieben und uns so einen Einblick in seine Seelenkämpfe gegeben, wie wir ihn nicht erwartet hatten.

Die Zeit ist vorüber zu klagen und anzuklagen. Die Dinge haben für den, der sehen will, diesen Verlauf nehmen müssen. Aber sie enthalten wichtige Lehren, die in der Gegenwart besonders beachtet werden sollten. Unsere Zeit ist von der seinigen nicht sehr verschieden; die Probleme, mit denen er gerungen, trennen und erhitzen heute noch die Geister; die Erben seiner Ideen leben auch im gegenwärtigen Katholizismus, und sie meinen, daß sie noch mehr geächtet seien als er. Sie mögen sich beruhigen: Wenn sie in Wahrheit seine Geisteserben sind, wird ihnen sein Schicksal ein Trost sein, der sie über allen Unverstand und alle Engherzigkeit ihrer Zeitgenossen hinweghebt; denn wer möchte nicht lieber mit Newman unterliegen, als mit seinen Feinden triumphieren! Zweitens ist es ihnen eine Mahnung, sich vor übereilten Schritten zu hüten und geduldig die Pläne der Vorsehung abzuwarten. ‚Ich habe immer gepredigt, daß die Dinge, welche wahrhaft nützlich sind, ihre Zeit haben und sich zu diesem und keinem andern Zeitpunkte verwirklichen; wer es zu einem unrechten Zeitpunkte versucht, läuft Gefahr, ein Häretiker oder Schismatiker zu werden.‘* Für die Eiferer aber, die sich zu Mannings Schule rechnen, ist Newmans Schicksal eine ernste Warnung. Es ist nicht der erste und nicht der letzte Fall, daß ein frommer, rechtgläubiger Mann, weil er nun einmal nicht in die Schablone paßt, von der Engherzigkeit verfolgt wird. Sie ‚meinen es sicher gut‘, wie auch Manning und seine Freunde durchweg nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt haben; aber aus dem, was die Seele Newmans gelitten, mögen sie ersehen, wieviel Unrecht und bitteres Weh der Geist der Zwietracht und der Verdächtigung anrichtet.

Einige der charakteristischsten Stellen seien aus dem Tagebuch herausgehoben, um wenigstens einen Begriff von Newmans Innenleben zu bieten.

‚(15. Dezember 1859.) „Keiner, der die Hand an den Pflug legt und rückwärts schaut, ist geeignet für das Reich Gottes.“ Ich schreibe auf den Knien, in der Gegenwart des allbarmherzigen Gottes. Je mehr meine Jahre schwinden, um so weniger fühle ich ernste Andacht und inneres Leben. In der Jugend ist der größte Teil unserer Frömmigkeit, unseres Glaubens, unserer Hoffnung, unseres Vertrauens, unserer Ausdauer rein natürlich. Im Alter aber wird die Seele ebenso steif, mager, ärmlich, blutlos wie der Körper. Der griechische Dichter hat, selbst ein Greis, in dem bekannten Chor des Ödipus auf Colonos ein wenig erfreuliches Bild vom Alter entworfen. Ich beginne darum mehr und mehr die alten Heiligen zu verehren. Der hl. Aloysius von Gonzaga, der hl. Franz Xaver, der hl. Karl sind nichts gegen den hl.

* W. Ward: Life of Newman I, 499.

Philipp. O hl. Philipp, erflehe mir etwas von deinem Eifer! . . . Als ich jung war, glaubte ich, ganz auf Welt und Menschen verzichtet zu haben, um nur meinem Gott zu leben. Und wirklich, mit dem Willen, dem Wunsche und den besten Kräften habe ich es getan. Ich habe aufrichtig zu Gott gebetet, er möge mich zu keinen kirchlichen Ehren erheben; als ich zur Prüfung ging, betete ich mehrere Male, ich möge nicht bestehen, wenn die Ehre des Doktorgrades meinem geistigen Leben schaden sollte. Denselben Wunsch habe ich vor 30 Jahren in den Worten ausgesprochen: „Bewahre mich, o Herr, vor Reichtum, Macht und Ehren. Die Hoffnung wächst in den Prüfungen und in der Schwäche, wie Glaube und Liebe in der Verachtung der Welt." Das war nicht etwa eine poetische Anwandlung, sondern mein beständiger Vorsatz; ich glaube es wenigstens, Herr; aber du, du weißt es . . . Diese Gebete entsprangen, wie mir scheint, zum großen Teil einer gewissen Kühnheit, spontanen Regung und edelmütigen Veranlagung, sicher auch einem großen Optimismus, den das Leben seither geraubt hat; sie waren sicher gut und angenehm in deinen Augen; aber ich glaube, wenn ich sie jetzt, wie ich bin, noch einmal so wiederholen sollte, es bedürfte dazu einer außerordentlichen, ungeheuren Hilfe deiner Gnade. Ich sage dies, weil ich glaube, daß der Tod bei seinem Herannahen die Seele ebenso wie den Leib seinen eisigen Hauch fühlen läßt, und weil meine Seele, menschlich gesprochen, schon halb tot ist, während sie damals in der Blüte und Kraft der Tugend stand. Das meint auch wahrscheinlich die Schrift mit den Worten: Memento creatoris tui in diebus iuventutis tuae, antequam veniat tempus afflictionis . . . antequam tenebrescat sol et lumen et luna et stellae. (Pred. 12, 1—2.)

Aber du, mein Schöpfer, kannst alles ändern; für dich gibt es weder Raum noch Zeit. Du kannst mir deine Gnade geben entsprechend dem Augenblick, in dem ich mich befinde . . . Als ich jung war, war ich kühn, denn ich war unwissend; jetzt habe ich die Kühnheit verloren, denn bittere Erfahrungen habe ich machen müssen. Ich habe ermessen gelernt, was es heißt, in deinem Dienst auszuharren; darum schrecke ich vor dem Opfer zurück, und das ist der zweite Grund außer meiner Armseligkeit, daß ich wenig Vertrauen und Liebe zu mir haben kann.'*

Einige Tage später, am 8. Januar 1860, schrieb er weiter: ‚Nicht verstanden zu werden, das ist mein Schicksal. Ich sah, wie vieles den Katholiken fehlte, besonders in der Erziehung, und gerade diejenigen, die am meisten daran litten, wußten es am wenigsten. Sie hatten kein Verständnis für das, was ich ihnen bringen wollte; sie betrachteten mich als unruhigen, sonderbaren Menschen, den man ruhig zum besten halten dürfe. Das hat mich immer mehr auf mich selbst zurückgeworfen und zu desto innigerem Anschluß an Gott getrieben. Ich lernte verstehen, daß mein einziger Trost das allerheiligste Sakrament ist; wenn ich den besitze, der in der Kirche lebt, dann können die einzelnen Glieder der Kirche, auch meine Vorgesetzten, obwohl ich ihnen

* W. Ward: Life of Newman I, 474 f.

Gehorsam schulde, keinen Anspruch auf meine Bewunderung machen und mich nicht zwingen, ihnen mein innerstes Vertrauen zu schenken . . .

Dann kam die Zeit, daß ich von denen, für die ich gearbeitet hatte, verachtet und verfolgt wurde, während die Protestanten, die ich zurückgestoßen hatte, sich mir näherten. Dieselben Arbeiten, dieselben Bücher, welche die Katholiken nicht begriffen, wurden von den Protestanten geschätzt. Leute, die mich zehn Jahre frei und offen bekämpft hatten, begannen, mir ihre herzliche Sympathie zu zeigen, und diese Sympathie weckte naturgemäß den Wunsch, noch mehr in ihrer Achtung und Liebe zu steigen, besonders als ich mich isoliert sah und unter dem Unverstand, der Engherzigkeit und Verblendung derer litt, bei denen ich guten Glauben, Tugend und Güte anerkennen mußte. So bin ich immer mehr der Versuchung ausgesetzt, auf protestantisches Lob zu achten, wenn nicht gar es zu suchen; ich beginne, was die Schrift so deutlich verbietet, zurückzuschauen. — O mein Gott und Herr, das, ja das wolle verhindern, um das wollte ich dich bitten . . . Segne meine Schriften, lasse sie Frucht bringen, wo es dir gut scheint; aber laß kein Lob mehr an mein Ohr dringen. Laß mich so sterben, wie ich bisher gelebt. Lange ehe ich den hl. Philipp kannte, wünschte ich nesciri; lehre mich nun auch immer mehr mit deiner Gnade sperni et spernere me sperni.'*

Diese Stimmung tragischer Resignation hat der ‚Apologia' ihren Grundton gegeben. Über Veranlassung und Wirkung des Buches braucht hier nicht mehr berichtet zu werden**. Die englische Nation hat es längst unter ihre Klassiker aufgenommen, und die deutsche beginnt ihm immer mehr Beachtung zu schenken. Gewissermaßen in einem ‚Purgatorio' geschrieben, ist es die Botschaft des Friedens und der religiösen Verinnerlichung, deren unsere Zeit so sehr bedarf. Aber während England von seinem Ruhm widerhallte und die Anglikaner ihn aufrichtig beglückwünschten, fühlten sich seine Gegner beunruhigt***. Talbot hielt es für geraten, den aufsteigenden Mann unter den tiefsten Freundschaftsversicherungen nach Rom einzuladen, um in seiner Kirche zu predigen. Newman lehnte natürlich ab; aber trotz seines Mißtrauens fing er wieder an, Vertrauen auf sich selbst zu gewinnen und sich zu neuen Arbeiten anzuschicken.

Wiseman hatte seit Jahren gewünscht, junge Katholiken nach Oxford zu bringen, die in unmittelbare Berührung mit nationaler Bildung und den nationalen Aufgaben treten und sich so einen Zugang zu den einflußreichen Stellen verschaffen sollten†. Newman nahm den Plan auf, als sich 1864 in Oxford Gelegenheit zum Ankauf eines Grundstückes bot, um dort ein Oratorium zu errichten und zugleich den jungen Studenten sowohl ein Zentrum

* W. Ward: Life of Newman I, 577 f.

** Vgl. meine neue Ausgabe, Saarlouis, Hausen 1913.

*** Ward: Life of Newman II, 164.

† Purcell: Life of Manning II, 288 f.; W. Ward: Life of Cardinal Wiseman, London 1896, II, 474 ff.

religiösen Lebens als auch geistiger Bildung zu bieten. Newmans Bischof, Dr. Ullathorne, stimmte zu, und die englischen Katholiken erklärten sich bereit, die Kosten aufzubringen. ‚Ich hätte es nicht geglaubt,' schreibt einer seiner Freunde, ‚wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, wie groß die Anhänglichkeit aller Parteien ist, die man in Oxford für Sie empfindet. . . . Letzten Freitag ging das Gerede, daß Sie inkognito in Oriel seien; das gab eine förmliche Erregung. Ich bin überzeugt, wenn man wüßte, an welchem Tage Sie kommen, der größte Teil der Universität würde Ihnen das Geleit geben.'*

Der Traum seines Lebens stieg wieder vor Newmans Seele auf; aber er wurde ebenso grausam, wie in Dublin, zerstört. Ward und Manning waren der Ansicht, daß Newmans Anwesenheit in Oxford den freien Besuch der staatlichen Universitäten für die Katholiken gleichsam sanktioniere und seinen Ideen einen Lehrstuhl verschaffe, der die ihrigen völlig zurückzudrängen drohte. Auf seine Agitation durch Talbot veranlaßte die Propaganda den Kardinal Wiseman, die Sache einer Bischofskonferenz vorzulegen und allenfalls die Oxforder Konvertiten zu befragen. Obwohl die Mehrheit der Bischöfe früher der Idee Newmans zugestimmt und ihn dazu ermuntert hatte, ließen sie ihn jetzt unter dem Drucke Mannings im Stich. Die Gründung eines Studienhauses in Oxford wurde als unzeitgemäß abgelehnt und Newman bei der Umfrage unter den Konvertiten allein übergangen. Das machte ihm klar, daß der Widerstand weniger seinem Projekt als seiner Person galt**; er ergab sich in die Lage und verkaufte das Grundstück an die Universität. ‚Es scheint der Wille Gottes zu sein,' schrieb er ein paar Tage darauf an eine Freundin, ‚daß er mich stets zur Unzeit hinaus aufs Feld schickt. Wenn ich mein Leben überblicke, so muß ich sagen, daß es nur eine lange Reihe von Niederlagen und Mißerfolgen ist.'*** Als Miß Bowles, mit der er die intimsten Briefe gewechselt, ihm riet, nach Rom zu gehen und dort Aufklärung zu geben, antwortete er: ‚Was hätte das für einen Wert? Es hieße einen alten Mann von seinem Heim trennen, in dem er zu sterben wünscht, ihn in die Gesellschaft von Menschen zwingen, deren Sprache er nicht versteht, deren Speisen er nicht vertragen kann und deren Lebensgewohnheiten ihm widerwärtig sind; es hieße, ihn Wochen und Monate lang vor der Propaganda warten lassen und schließlich dem Tode überantworten. Wissen Sie nicht, wie Dr. Baines ein ganzes Jahr vor den Türen der Propaganda festgehalten wurde und schließlich unverrichteter Sache heimkehren mußte?... Wir sind nun einmal in einer Periode des Übergangs und müssen geduldig warten, auch wenn der Sturm unser ganzes Leben hindurch dauert.... Es kann sein, daß ein anderer Papst einer anderen Generation alles das erlaubt.... Aber einst-

* W. Ward: Life of Newman II, 48.

** „Bellasis told me that, from what he saw at Rome, he felt that Manning was more set against my going to Oxford, than merely against Catholic youths going there." Ward: Life of Newman II, 73.

*** Ebd. II, 67.

weilen ist es besser, eine Sache nicht zu tun, als sie schlecht zu tun. Wir müssen Geduld haben und auf Gott vertrauen. Wenn es sein Wille ist, daß wir handeln, wird er uns auch die Gelegenheit dazu geben.'*

So suchte er sich allmählich selbst in die Geduld hineinzureden. Aber alles war verflogen, als Ende 1866 ohne sein Zutun das Oxforder Projekt von neuem auftauchte und Mgr. Ullathorne ihm in einem Privatbriefe mitteilte, daß die Gründung eines Oratoriums in Oxford von der Propaganda bestätigt sei und nur der Verwirklichung durch ihn harre. P. Neville, den Newman in dieser Sache mehrmals nach Oxford geschickt hat, erzählt anschaulich, mit welchen Hoffnungen er sich getragen und wie schwer ihm ihre Vernichtung geworden ist. Gerade vor der Abreise zu den entscheidenden Verhandlungen ging er mit dem Meister vor dem Oratorium spazieren, um dessen Weisungen zu erhalten. ‚Mit glühendem Antlitz', so berichtet er, ‚eröffnete Newman seine Pläne: „Die ersten Mißerfolge schaden nun nichts mehr; ich sehe, daß Gott mir dieses Werk anvertrauen will. Es gibt seit zehn Jahren in Oxford Zeichen für eine religiöse Reaktion gegen den Liberalismus und Indifferentismus; jetzt ist offenbar der Moment gekommen, in dem eine nachdrückliche und überzeugende Stärkung der christlichen und katholischen Prinzipien von unberechenbarem Werte ist. Vielleicht gelingt es uns, Geister wie Mark Pattison zu gewinnen. Obwohl ich nicht mehr jung bin, fühle ich mich voll Leben und voll Ideen wie nie zuvor. Es ist möglich, daß wir eine zweite Oxfordbewegung inaugurieren, welche die erste an Bedeutung weit übertrifft... Beobachten Sie genau die katholischen Studenten in der Kirche; sagen Sie mir, wie viele es ihrer sind, wie sie heißen, wo sie ihren Platz in der Kirche haben, damit ich mir im voraus eine Vorstellung machen kann, welche Haltung ich bei der Predigt einnehmen soll; teilen Sie mir auch mit, welches gegenwärtig der Gottesdienst in der Kirche ist, damit ich überlege, welche Änderungen zunächst getroffen werden müssen."' Als sie zum Abschied an die Türe des Oratoriums kamen, überreichte der Diener Newman einen langen blauen Brief mit den Worten: ‚Der Kanonikus Escourt ist soeben vom Bischof gekommen und hat diesen Brief abgegeben.' Newman öffnete, überflog ihn und sagte zu P. Neville: ‚All is over. I am not allowed to go.' Kein Wort weiter wurde gewechselt. Newman bedeckte sein Antlitz mit den Händen und ging auf sein Zimmer, während Neville seinen Koffer wieder auspackte.'**

Manning, der inzwischen Erzbischof geworden war, hatte seinen Einspruch bei der Propaganda erneuert, und in einem katholischen Blatte, dem ‚Weekly Register', war von einem römischen Korrespondenten ein Brief veröffentlicht worden, der Newmans Rechtgläubigkeit in der schärfsten Weise verdächtigte und auf den Satz hinauslief, daß ein solcher Mann für einen so verantwortungsvollen Posten wie in Oxford durchaus ungeeignet sei. Es traten zwar am selben Tage, an dem dieser Angriff erschien, 200 der angesehensten katho-

* Ward: Life of Newman II, 69, 71, 129.

** Ward: Life of Newman II, 138 f.

lischen Laien in England zusammen und überreichten ihm eine Adresse, die ihm das Zutrauen und die Ergebenheit des ganzen Landes zusichern sollte*. Er nahm sie dankbar an, ließ aber die Ausrede nicht gelten, daß der Artikel die private Äußerung eines obskuren Menschen sei, der nicht in irgendwelchen Beziehungen zu den leitenden Kreisen in Rom stehe. ‚Ich sehe darin', schrieb er an seinen Freund Hope Scott, ‚einen Gradmesser für den Stand der Dinge am Päpstlichen Stuhl, wie auch gewisse Insekten, wenn sie nahe an der Erde umherschwirren, ein sicheres Zeichen des Regens sind. . . . Niemand weiß, wie ängstlich ich stets bei meinen Schriften darauf bedacht gewesen bin, nur die besten kirchlichen Autoritäten zu Rate zu ziehen, und wenn ich trotz dieser Sorgfalt durch menschliche Schwachheit Fehler begangen habe, so glaube ich sicher, daß es nicht mehr sind, als sie auch bei andern Schriftstellern vorkommen; aber es ist klar: Ich werde in Rom mit Mißtrauen betrachtet, weil ich einer gewissen Schule nicht bis in ihre letzten Extravaganzen zu folgen gewillt bin. . . . Vor zehn Jahren bin ich wegen aller möglichen Dinge beim Papste verklagt worden. Ich ging trotz mancher Hindernisse nach Rom, wurde auch zweimal sehr freundlich vom Hl. Vater empfangen, aber ich hatte kaum den Rücken gedreht, als auch meine Feinde (ich kann sie nicht anders nennen) wieder am Werke waren. Mein Bischof sagte mir, es habe wenig Wert, persönlich zum Papste zu gehen, wenn es nur einmal geschehen könne. Was vermag ich gegen all die Personen, die jeden Tag um ihn herum sind? . . . Die Zeit ist das große Heilmittel und die große Rächerin für alles Unrecht. Wenn wir nur geduldig sind, wird Gott für uns handeln. Er arbeitet stets für diejenigen, die nicht für sich selbst arbeiten.'**

Aber den offenen Angriff auf seinen Glauben vermochte Newman nicht zu überwinden. Im Mai 1867 schickte er zwei Mitglieder des Oratoriums, darunter seinen treuen Saint-John, nach Rom, um Aufklärung zu erbitten. Obwohl der Papst eine wohlwollende Aufnahme wünschte, war die erste Begegnung mit dem verantwortlichen Leiter englischer Geschicke in Rom doch nichts weniger als freundlich. Auf die Frage nach dem inkriminierten Artikel antwortete Barnabo wegwerfend: ‚Vanissimae calumniae'; aber gegenüber der Versicherung, daß Oxford nach der Ansicht aller kompetenten Kreise in England die einzig würdige Wirkungsstätte für Newman sei, erwiderte der Kardinal: Newman habe nur die Aufgabe, in Birmingham zu arbeiten und zu schreiben; wenn er keine hundert Konvertiten gewinne, so begnüge er sich mit dreißig; das sei schon viel; man sei gegen seine Übersiedelung nach Oxford, nicht weil er verdächtig wäre, sondern weil man fürchte, daß die Katholiken darin eine Ermunterung zum Besuch der staatlichen Universitäten erblickten. Newman habe vielleicht recht, sich über ungerechte Behandlung zu beschweren, aber das sei nicht Schuld der römischen Kurie, sondern

* Purcell: Life of Card. Manning II, 313.
** Ward: Life of Newman II, 188, 142, 129.

Gustave Doré / Aus der Folge der Typen „Versailles und Paris“



anderer Kreise. Dann kam er auf den Artikel im ‚Rambler', warum Newman sich nicht dazu geäußert habe. Die beiden Freunde erstaunten und sagten, Newman habe doch Wiseman eine lange Erklärung eingereicht, die alle gewünschten Garantien enthalte*. Der Kardinal erstaunte ebenso. Newman beeilte sich, ein Duplikat mit einem Beglaubigungsschreiben seines Bischofs vorzulegen, und Barnabo erklärte sichtlich erleichtert: ‚Jetzt ist Newman vollkommen gerechtfertigt. Sagen Sie ihm, daß, wenn wir auch jetzt noch an unserer bisherigen Stellung zum Oxforder Projekt festhalten, dies nicht einem Mißtrauen gegen seine Person entspringt. . . . Manning und Newman sind mir beide persönlich bekannt; Manning kenne ich am besten, aber Newman liebe ich jetzt am meisten.'**

Damit war der Stein von Newmans Herzen genommen; er wußte sich nicht nur frei, sondern hatte jetzt auch die Versicherung, daß kein Mißton mehr zwischen ihm und der obersten Kirchenbehörde bestand. Was kleine Leute noch weiter gegen ihn intrigierten, war ihm völlig gleichgültig. Von dem Inhalte der Briefe, die zwischen Manning und Talbot gewechselt wurden***, hat er nie etwas erfahren; aber von ihrer Doppelzüngigkeit war er überzeugt. Er gestand dem Erzbischof offen, daß er ihn seit vier Jahren weder verstehen noch ihm trauen könne, und als sich dann eine lange, nutzlose Korrespondenz daran anknüpfte, brach Newman kurzerhand ab mit den Worten: ‚M. l. Erzbischof! Mit dem Dank für Ihren frdl. Brief kann ich nur längst Gesagtes wiederholen. Wenn ich in einen persönlichen Meinungsaustausch mit Ihnen trete, so weiß ich nie, ob ich auf dem Kopf oder auf den Füßen stehe. Trotz meiner freundschaftlichen Gefühle bleibt das mein intellektuelles Urteil.'†

(Schluß folgt.)

---

* Abgedruckt: Ward: Life of Newman II, 171.

** Ebd. II, 162—169.

*** Purcell: Life of Manning II, 206, 218 f., 323 f., 346, besonders die Briefe vom 25. April und 3. Mai 1867.

† Purcell: Life of Manning II, 346.

Demokratie und Religion in Frankreich
Von Hermann Platz

VII.

Die katholischen Demokraten, die zurzeit noch vier wichtige Aktionszentren haben (‚La Chronique sociale de France' [Gonin] mit der ‚Semaine sociale' [Lorin]; ‚Le Bulletin de la Semaine' [Imbart de la Tour]; ‚La Démocratie' [Marc Sangnier]; ‚La Revue hebdomadaire' [Fernand Laudet], die aber auch durch André Beaunier, André Bellesort, Louis Bertrand, Henri Bordeaux, Henri Bremond, Georges Goyau, Eduard Le Roy, André Pératé, Victor Giraud, Paul Renaudin der ‚Revue des deux mondes' ihren Geist aufdrücken, ähneln in Stimmung und Persönlichkeitsgestaltung gewiß den ‚liberalen' Katholiken der achtundvierziger Jahre. Trotz aller Enttäuschungen, die die offizielle Demokratie ihnen gebracht hat, sprechen sie von Demokratie und Republik mit ähnlicher Begeisterung wie von Religion und Kirche, erwarten sie mit kaum gemindertem Optimismus von der Zukunft demokratische Einrichtungen, die nach ihrer Meinung nicht bloß unabwendbar, sondern an und für sich auch geeigneter sind, ‚die Menschen zu heben und sie die Gesten des Aufstiegs zu lehren', und in deren Schatten die katholische Religion, in Freiheit wirkend, Kern und Stern der praktisch demokratischen Reformarbeit sein werde. Aber sie sind nicht mehr aus religiösen Gründen Demokraten wie manche ihrer Vorgänger. Die Demokratie ist ihnen im wesentlichen ein nationales, kein universales Phänomen, keine dogmatische Forderung, wie das 18. Jahrhundert zu denken pflegte. Sie kämpfen gegen zwei Fronten: gegen unerleuchtete Monarchisten, die ‚Thron und Altar' vermählen, und gegen einseitige Demokraten, die Weltliches und Geistiges ihrer unbelehrbaren Herrschsucht unterstellen wollen. Ihr Leben stand und steht im Zeichen der Reaktion gegen den monistischen Wissenschaftskult. Sie lernten als Schüler Pascals und Kants verschiedene ‚Ordnungen' unterscheiden. Da ihnen ferner von der Wissenschaft her auch noch das Prinzip der Arbeitsteilung in Fleisch und Blut übergegangen ist, hat sich bei ihnen im Laufe der Entwicklung der Grundsatz immer schärfer Anerkennung verschafft, daß Religion und Demokratie verschiedenen Ordnungen angehören, daß die Kirche in ihrer geheimnisvollen Logik uns in den Himmel führen will, während die Demokratie (ebenso wie Kultur, Wissenschaft) zu den Einrichtungen gehört, die uns die Erde erklären und herrichten wollen. Diese Grenzregulierung, diese Hierarchie der Ordnungen und Pläne ist nichts anderes als ein aus innersten Bedürfnissen heraus mit konservativem Gedankenmaterial errichteter Damm gegen die Gefahren einer alles überflutenden, monistisch-naturalistisch orientierten, kompetenzzerstörenden Demokratie. Um so höher steigt der Wert und die Bedeutung des persönlichen Lebens, dem die schwere Aufgabe zufällt, mit Hilfe der Gnade Einheit und Stil zu schaffen in dem krausen Gewirr von Pflichten und Neigungen, mit denen uns die Ordnungen der Welt umfangen*.

* Vgl. Fonsegrive: Le catholicisme et la France actuelle. Bull. de la Semaine (1912) p. 97.

VIII.

Eine ähnliche Grenzregulierung nahmen zur selben Zeit einige französische Philosophen vor und halfen so innerhalb des offiziellen demokratischen Kulturgebiets den Boden bereiten, auf dem Religion und Kirche von neuem ihre Saaten bestellen konnten. Die ganze Lebensarbeit Boutroux' galt und gilt noch immer dem Nachweis, daß neben dem Reich des Determinismus ein Reich der Freiheit bestehe („De la contingence des lois de la nature"). Er bekämpft die rationalistische These vom Tode der Religion, indem er den Glauben wieder in seine Rechte einsetzt (‚Science et Religion'). Er bleibt sogar nicht bei der Zweiweltentheorie stehen, sondern schließt, Religion und Wissenschaft müßten nach Frieden und Einklang streben, wenn auch dieses Ziel nie restlos erreicht werden könne.

Nach Bergson hinwiederum, ‚dem Fichte oder Chateaubriand unserer Generation', ‚dem geistigen Gewissen eines Augenblicks', wie ein Schüler sich ausdrückt, ist das eigentliche Gebiet des Verstandes und daher auch der Wissenschaft das Materielle, das Unorganische. In das Reich des Seelischen, des Lebendigen dringt nur die Philosophie mit Hilfe der Intuition. Die Wissenschaft ist die Dienerin des Lebens, sie schafft das Nützliche, das praktisch Unentbehrliche, indem sie ihre Theorien und Systeme aufstellt. Nur die Liebe dringt zum Kern des Seins vor, von wo sich dem Tieferschauenden unendliche Perspektiven eröffnen. Er schafft so Raum für Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. Er schafft aber auch inmitten einer alles nivellierenden Demokratie Raum für eine Elite, die, frei von Demagogie und Fanatismus, in Liebe und Uneigennützigkeit dem Höchsten zustreben und dadurch kompetenzbildend wirken kann. ‚Die jungen Leute sind von seinem Unterricht darum so ganz eingenommen,' schreibt der Romanschriftsteller Paul Acker, ‚weil er der Jugend durch Überwindung des Rationalismus die entzückenden Schönheiten des Idealismus wiedergibt. Daher sind auch seine Schüler von überströmender Dankbarkeit gegen ihn erfüllt.'*

Von großem Einfluß auf die denkende Jugend ist auch der Bergsonschüler Georges Sorel, der kampflustige Theoretiker des revolutionären Syndikalismus. Grausam bittere Kritik, Verachtung der demagogischen Durchschnittspolitiker und ihrer charakterlosen Machenschaften, das ist wohl der seelische Ausgangspunkt seiner Kämpfe. Er glaubt nicht mehr an eine Besserung der Verhältnisse auf dem Wege der Entwicklung, an eine Läuterung der humanitären Ideen. So bleibt einstweilen kein anderer Ausweg als die Gewalt, die Revolution. Wie die Bourgeoisie sich den ‚Mythus' der Republik und der Freiheit geschaffen hat, so schafft sich das Proletariat, nachdem dieser erste Versuch in Erbärmlichkeit geendet hat, den ‚Mythus' des Generalausstandes, ‚eine Zusammenfassung lebendiger und vertrauter Bilder, die als solche — durch bloße Intuition . . . die ganze das Proletariat zum

* Vgl. Seillière: Schätzung und Wirkung der Philosophie Bergsons im heutigen Frankreich. Internat. Wochenschrift Okt. 1912.

Eroberungskampfe vorwärtstreibende Gefühlswelt aufzuregen vermag' (Seillière). Ein echt Bergsonscher Gedanke. An seinen wuchtigen Schlägen gegen den rationalistischen Individualismus, die humanitäre Demokratie, gegen die Staatsallmacht, gegen den utilitaristischen Materialismus, an all seinen mystischen Verbrämungen des proletarischen Imperialismus haben viele der Jungen, denen die Staatsphilosophie das Rückgrat noch nicht gebrochen hat, ihre helle Freude. ‚Ich kenne kein besseres Gegengift gegen die Verseuchung durch die Vorurteile der Zeit.'* Besonders scharf kämpft er gegen den Rationalismus der liberalen Protestanten (Buisson, Steeg, Pécaut, Monod u. a.), die in der dritten Republik so großen Einfluß auf die Gestaltung der Dinge erlangt haben: ‚Die Reformierten begingen im 16. Jahrhundert einen großen Fehler, als sie die Mönchsregeln abschafften; sie glaubten, jeder beliebige Gläubige könne, wenn er die Bibel sorgfältig lese, sein religiöses Leben besser gestalten als die alten Mönche; wir wissen heute, daß dieses Lesen in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle unwirksam ist. Man kann leicht feststellen, daß der eucharistische Kult eine der größten Kräfte des Katholizismus darstellt; die Kalvinisten machten ihn unmöglich. Heutzutage ist der Glaube an die Gottheit Jesu unter unseren Protestanten sehr selten geworden.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatten viele Philosophen geglaubt, wenn der Protestantismus liberaler werde, könnte er sich gut den heutigen Verhältnissen anpassen**; er war nicht wie der Katholizismus mit übernatürlichen Dingen überladen, mit Dogmatik vollgepfropft, einer geistlichen Herrschaft unterstellt; aber er stirbt gerade aus den Gründen, die nach der Meinung jener Philosophen seinen Bestand sichern sollten. Gegenwärtig bilden die französischen Kalvinisten eine gefürchtete politische Vereinigung, die alle Feinde des Christentums in ihrer irreligiösen Propaganda unterstützt; ... was sie als den höchsten Ausdruck ihrer Theologie darstellen, ist ein seichtes Geschwätz; ... ihre Geistlichen legen fast alle eine abstoßende Heuchelei an den Tag. Das Mißgeschick dieser Religion muß die Kirche warnen vor den weisen Ratgebern, die von ihr verlangen, sie solle den rationalistischen Abgeschmacktheiten große Konzessionen machen. Der Protestantismus stirbt daran, daß er durchaus nicht mehr christlich im alten Sinne sein wollte.'

In ähnlichem Sinne wirkt auf dem Gebiet der Naturwissenschaften G. Le Bon, der in weiterem Kreise durch seine Theorien über das Wesen der Materie, durch seine Psychologie der Masse und seine scharfe Kritik des Demokratismus bekannt geworden ist; er unterscheidet ‚bei dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse drei Wahrheitsordnungen: affektive, mystische und rationale Wahrheiten. Da sie nicht aus derselben Logik hervorgegangen sind, haben sie kein gemeinsames Maß'. (‚Les Opinions et les Croyances' P. Flammarion. 1911.)

---

* Lotte im Bull. des Professeurs catholiques de l'Université. 20 mars 1912.

** So namentlich Taine.

Mit einseitiger Wucht reagiert in diesen Denkern das Leben, die Wirklichkeit gegen die Anmaßung eines alles beherrschenden Rationalismus, die einzige Plattform zu sein, von der aus man zu dem Wirklichen vordringen und das Leben gestalten könne. Das Wirkliche ist ihnen nicht einfach, nicht einschichtig, etwa nach logischem Schema gegliedert, es ist also töricht, die Phänomene des Lebens und der Seele genau so systematisieren zu wollen wie die Phänomene der leblosen Materie. Nicht metaphysische und moralische Bedürfnisse haben in erster Linie diese Gedankenbewegung hervorgebracht, sondern ‚im Innern der Wissenschaft, unter dem Drucke interner Bedürfnisse, im Kontakt mit den Tatsachen und Theorien ist sie entstanden. Ihre Urheber waren Praktiker, die nicht daran denken konnten und wirklich auch nicht daran gedacht haben, auch nur den kleinsten Teil der Wissenschaft im Interesse von irgend etwas anderem zu opfern' (Le Roy). Das, was Brunetière einst den partiellen Bankerott der Wissenschaft genannt hat, erscheint jetzt unter den Gelehrten wieder als ein weises Bescheiden, als eine scharfe Absage an die, welche die Wissenschaft als Religion setzen wollten, die alle Welträtsel lösen zu können glaubten. Le Bon schickt dem seiner Lebensarbeit von Picard gewidmeten Schriftchen das vielsagende Motto voraus: „Die Wissenschaft schafft mehr Geheimnisse als sie aufhellt."*

Diese neue Philosophie beruft sich besonders gern auf Pascal. Boutroux hat eine Biographie Pascals** geschrieben und bezeichnenderweise von ihm gesagt: ‚Wir suchen in die Geisteswelt eines großen Mannes einzudringen, wir nehmen uns gleichzeitig aber auch vor, im Anschluß an ihn und unter seinem Einfluß zu denken, um so in der Erkenntnis der Wahrheit fortzuschreiten.' Le Roy, der bedeutendste Schüler Bergsons, sagt von der neuen Philosophie: ‚Als antiintellektualistische Philosophie kann sie sich berufen auf Männer wie Duns Scotus und Pascal, sie knüpft an an die Reihe der großen mystischen Doktrinen.'***

IX.

Wie ganz anders durchdringt sich Demokratie und Religion in den Männern, denen Boutroux und Bergson, Sorel und Le Bon die Wege in die Geheimnisse der Religion gewiesen haben. Eine ziemlich scharf abgrenzbare geistige Schicht bilden die, die in Charles Péguy ihren Meister verehren, die in seiner aus losen Publikationen bestehenden Zeitschrift ‚Les Cahiers de la Quinzaine' den Weg ins Publikum gefunden haben und die seit drei Jahren in dem ‚Bulletin des Professeurs catholiques de l'Université' sich ein religiöses Organ geschaffen haben, dessen Leiter E. J. Lotte ein Laienapostel von vorbildlichem Eifer und alles überwindender Unerschrockenheit ist. Da die Wort-

* Gustave Le Bon et son Oeuvre. Paris, Mercure de France. 1909.

** Paris, Hachette 1900.

*** Giraud: La Philosophie religieuse de Pascal et la Pensée contemporaine. Paris, Bloud. S. 44 bezw. 54.

führer fast alle aus dem Lande der offiziellen Demokratie, des laizistischen und sozialistischen Atheismus kommen, tragen ihre Persönlichkeiten natürlich ein ganz anderes Gepräge als die früher genannten katholischen Demokraten.

Der Wendepunkt in der dritten Republik, die Dreyfusaffäre, in der die republikanische Aristokratie der antiklerikalen Demagogie weichen mußte, war auch für sie der Ausgangspunkt der Bekehrung. ‚Die Dreyfusaffäre, in der wir aus ganzem Herzen und mit allen Kräften kämpften, öffnete uns die Augen und machte unsern Irrtum offenbar. Wir kämpften gegen die Ungerechtigkeit der Staatsräson für einen ungesetzlich verurteilten Unschuldigen . . . Kaum waren die Dreyfusanhänger Sieger, da schädigten sie in plötzlicher Umkehrung Gerechtigkeit und Vaterland in schlimmster Weise. Braucht man die Schändlichkeiten der Combesschen Regierung in Erinnerung zu bringen? . . . Die Anfänge des Antipatriotismus? Das Wiederaufleben des Antiklerikalismus? Die Einrichtung einer freimaurerisch-atheistischen Staatsreligion auf materialistischer und soziologischer Basis? Und all die Gemeinheiten und Verbrechen — Angebereien, Beschlagnahmungen, Beraubungen, Ausweisungen — dieser zwölf letzten Jahre?

Welche Niederlage, welche schmutzige, trugvolle Niederlage! Überall Egoismus, Zynismus, Verrat! Die Laster der Bourgeoisie — Sabotage (im allgemeinen Sinn!) und Unfruchtbarkeit — verdarben das Volk; die Laster der Politik — Lüge und Parlamentarismus — verdarben alle Schichten. Wohin sollten wir uns wenden?

Gerade in diesem Augenblick lenkte das Spiel der Ereignisse unsere Aufmerksamkeit auf die Kirche.

Die schreiende Ungerechtigkeit, mit der der Staat sie behandelte, zerstreute unser altes Mißtrauen; ihre Haltung erzwang unsere Bewunderung und Sympathie. — Nichts war besser geeignet, uns zu gewinnen, als diese Geduld in der Prüfung, diese Würde, diese Festigkeit . . . Die Blockpartei . . . fand endlich ihren Meister . . . Die Kirche schien uns siegreich. Wir hatten sie tot geglaubt, sie stand wieder von den Toten auf.

Gleichzeitig krachten unter dem doppelten Einfluß der Psychologie Bergsons und der moralischen Kritik Péguys die Gerüste des Szientismus Taines, des Intellektualismus Renans, des Moralismus Kants. Es war ein Entrinnen aus dem Determinismus, ein Aufschwung zu dem wiedergefundenen Gott.‘*

‚Ich weiß nicht mehr, welcher Athener‘, schreibt Lotte, den wir häufig als Wortführer zitieren müssen, ‚im „Gastmahl" Platos erklärt, daß er erst wirklich lebe, seitdem er Sokrates kenne; ich würde dasselbe von Bergson sagen, wenn ich nicht wieder Christ geworden wäre, seitdem ich ihn kenne. Das Studium seiner Philosophie — ein Studium, das ich im gröbsten Materialismus begonnen habe — hat mir den Weg der Befreiung erschlossen.

* Lotte im Bull. des prof. cath. 20 janv. 1913.

Bis zum Jahre 1902 lag mein Geist in den Fesseln Taines und Renans. Es waren die Götter meiner Jugend*.

„Die Einführung in die Metaphysik", die ich in den „Cahiers de la Quinzaine" las, erregte, da sie von François Brault stammte, den lebhaften Wunsch in mir, den Bergsonismus kennen zu lernen. Ich studierte „Matière et Mémoire", zu Beginn eine schwere Arbeit für den Philologen; aber ich ließ nicht locker, denn das Reich der Seele tat sich vor mir auf. Da war es aus mit dem Determinismus der früheren Lehrer. Und das Reich der Materie und der Wissenschaft hatte ein Ende! Athene war besiegt. Der Atem Gottes wehte durch die Welt.

Ich werde nie die stürmischen Gefühle vergessen, die ich im Frühling 1907 bei der Lektüre der „Evolution Créatrice" empfand. Ich spürte Gott auf jeder Seite.

Nur wer jahrelang ohne Gott gelebt hat, weiß, welche Freude es macht, ihn wiederzufinden.'

Kaum hat er sich kurze Zeit hineingelebt in die Geheimnisse des Glaubens und die Wunder des Gebets, da weiß er nichts Eiligeres zu tun, als denen zu Hilfe zu eilen, die, von Unruhe gepackt, auf dem gleichen Wege sind**. ‚Andere sind mir vorangegangen, brüderliche Freunde, die mich an sich gezogen haben; andere folgen mir, brüderliche Freunde, die ich an mich ziehen werde. Es ist die Kette des gemeinsamen Heiles: Der eine zieht den andern, man hilft sich in den Himmel hinauf. Es ist das Gesetz des Lebens, das harte, heilige Gesetz der Arbeit.'

Er begründet seine anspruchslose Zeitschrift, die vor allem den festen, schwankenden und werdenden Katholiken ein möglichst unliterarisches, von persönlichem religiösem Erleben durchglühtes Bindeglied sein soll, damit die Isolierten, die Verspotteten Kraft gewinnen, zu Bekennern des wahren Gottes zu werden.

‚Für diese (im Unglauben aufgewachsenen, aber von gutem Willen und höherem Streben durchdrungenen Menschen) arbeiten wir hier aus ganzem Herzen . . . Man muß vor allem die richtige Seite finden, wo sie anzupacken sind. Sobald diese Atheisten Gott wieder finden und die Materialisten ihre Seele, gehören sie uns. Wenn man in Frankreich den katholischen Glauben abwirft, wirft man gleichzeitig auch den Gottesglauben über Bord. Sobald man aber Gott wiedererkennt, kehrt man zum katholischen Glauben zurück . . .' Das erste Gefühl, das diese neuen Abonnenten (es handelt sich hier gerade um Lehrerinnen, die den Glauben wiederfanden) haben, ist im allgemeinen die Befriedigung, sich nicht mehr so isoliert zu fühlen. ‚Wir sind zweifellos zahlreich, aber unsichtbar, unfindbar; wir verbergen uns wie

* Noch 1903 schrieb Halévy aus dem Kreise Péguys in der utopistischen ‚Histoire de quatre ans (1997—2001) ‚von den elenden Resten der römischen Kirche' usw.

** Die Atheisten, die, wie er einst, ‚in ruhiger Sicherheit' leben und sich dabei nicht schlecht befinden, die in ‚Gleichgewicht' und ‚Frieden' sein können, kann nur das Leben belehren. Jedes Wort ist bei ihnen überflüssig. Bull. 20 oct. 1913.

Maulwürfe.' Das zweite Gefühl ist Entrüstung gegen ihre Lehrer, Historiker und Moralisten, die ihnen ihren Glauben geraubt haben, gegen Männer wie Buisson, Seignobos, Séailles, Durckheim, Salomon Reinach, Gabriel Monod, Langlois, Lanson usw., denen das Bulletin die schärfsten Vorwürfe ins Gesicht schleudert.

Wie Lotte versucht, um seine Leser an den verschiedenen Schulen ein mystisches Band zu schlingen, ergibt sich aus folgendem:

,Man muß beten.

Denkt an die tausend und aber tausend Christen, die nicht mehr beten.

Unsere Gruppe ist vor allem eine Gebetsgruppe. Wir haben uns zuerst und vor allem zusammengeschlossen, um mehr und besser zu beten, indem wir für mehr und mit mehr Brüdern beten.

Diese mystische Vereinigung muß sich in einem gemeinsamen Glaubens- und Liebesakt auswirken. Wir halten es also für nötig, daß die Abonnenten der Zeitschrift, ich meine die, welche glauben und praktizieren*, am ersten Sonntag jedes Monats zusammen kommunizieren.

Ich bitte unsere Freunde dringend, sich dieser Pflicht nicht zu entziehen....

Ich bitte die wenigen Religionslehrer, Vikare, Pfarrer, die Abonnenten sind, in unserm Sinn an diesem Sonntag ihre Messe darzubringen, und die Bischöfe, die die Güte gehabt haben, unsere Bestrebungen persönlich zu unterstützen, auch uns den Segen ihrer sonntäglichen Benediktion zukommen zu lassen.

Wenn ich von mir aus urteilen darf, so muß in unserer Zeit ein Christ täglich für 10—12 Personen wenigstens beten.'

Der Glaube, der hier mit Urgewalt aus zerstampfter Erde hervorbricht und das Ödland des Atheismus und Materialismus überflutet, der mit Wonneschauern eintaucht in die Wirklichkeiten des übernatürlichen Lebens, trägt in etwa chiliastisch-mystischen Charakter. ,Wir stehen am Vorabend einer großen Abrechnung. Es ist offenbar, daß das absurde Regime, das wir haben, nicht von Dauer sein kann. Schon jetzt muß man genau zusehen, um einerseits im gegebenen Augenblick die nötigen Bündnisse zu schließen und um andererseits nach dem Siege das Unrecht blinder Vergeltung zu vermeiden.'** Das ist noch etwas nach Art Sorels gedacht. Dann aber drängt sich sofort der mystische Eroberungswille hervor und macht kühnen Apostolatsgeist zum Kriterium seiner Werturteile, und so betrachtet, gewinnt die offizielle demokratische Kultur das Gepräge heillosester Verwirrung, unseligster Verblendung, verächtlicher Feigheit.

Der Geist Léon Blois', ,des Alten vom Berge', erscheint ihnen***; aber

---

* Wie aus einzelnen Zuschriften hervorgeht, abonnieren auch manche, die erst auf der Schwelle stehen, die aber trotzdem ihre Kinder wieder dem Religionsunterricht zuführen, weil sie sehen, daß nur so ein moralisches Leben möglich ist.

** Bull. 26 nov. 1913.

*** Bull. 20 janv. 1913.

sie teilen nur seine Trauer, keine Heiligen zu sein, nicht seinen unbelehrbaren Willen zum Nichthoffen. Die Erwartung vorübergehender Zusammenbrüche und Verfolgungen, das stark erlebte Gefühl der Isolierung inmitten einer angefaulten, gottentfremdeten Welt wird für ihre Herzen ein Beweggrund zu Geduld und Energie. Wie die Christen der ersten Zeiten ihr religiöses Leben nicht profanieren wollten, so finden sie Diskussionen zwischen Gläubigen und Ungläubigen anstößig. ‚Ich habe es nicht gerne, wenn man von unserm Glauben, von unsern Dogmen, von unsern Sakramenten, von unsern Übungen — von allem, was unser intimstes, reinstes Leben stützt und speist — . . . in demselben Tone spricht, wie man von Politik oder Literatur spricht. Das Heilige paßt nicht zu diesen Geschichten.'*

‚Freidenker, Katholiken, Radikale, Konservative usw., diese Etiquetten bedeuten immer weniger. Eine allgemeine Niedrigkeit der Gesinnung hat alle Kreise erfaßt, alle Konfessionen, alle Parteien befleckt . . . Man darf also nicht sagen: Dieser ist Katholik, er ist ein Bruder. Jener ist Atheist, mißtrauen wir ihm! Man muß zuerst sehen, wie der oder jener in ernster Stunde reagiert.'** Es gibt keine Männer, keine Charaktere mehr. Nur so war es möglich, daß die Tyrannei der modernen Sorbonne solange ertragen und Frankreich in seiner glorreichen Kultur so schwer geschädigt werden konnte. ‚Weisheit ist allgemein eine Maske für Feigheit.' ‚Die Regime der Feigheit sind die, die der Welt am teuersten zu stehen kommen und die im eigentlichen Sinne des Wortes in Schrecken und Grausamkeit enden.' Und der Opfergeist, die Glut der Hingabe gehen unter dem Druck der Spannungen, die das in deutsche Erdrosselungsgelüste übersetzte Schwächegefühl, die wachsende Herrschaft des Geldes und der Feigheit schaffen, fast bis zur Verherrlichung des Krieges.

Wie die militärische Tat einst die zeitliche Wiege geschaffen hat, ‚in der Sitten und Gesetze, Kunst und sogar Religion, Sprache und Rasse dann, aber erst dann sich legen konnten, um zu wachsen,' so muß auch jetzt, wie zu jeder Zeit, das Leben grundwesentlich militärisch gefaßt und geführt werden, wenn die Barbarei der offiziellen Demokratie überwunden werden soll. In ihnen, besonders in Péguy, der diese Ideen vorgelebt und neuerdings in den Heften ‚L'argent' und ‚L'Argent suite' dargeboten hat, bäumt sich der christliche Sinn unserer Ahnen mit elementarer Wucht und düsterem Ernst auf gegen die Verweichlichung und Charakterlosigkeit, die Technik und Fortschritt ohne Gott, die Humanitarismus ohne moralische Disziplin über uns gebracht haben. Mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit wird alles abgeschüttelt, was furchtsam und zaghaft ist, oder was vom Parteigeist eingegeben wird. ‚Mit solchen Christen können wir nichts anfangen.'

‚Ich erkläre ein für allemal, daß ich mich niemals darum kümmere,

---

* Bull. 20 févr. 1912.

** Bull. 20 juin 1913.

ob die Aufsätze, die ich veröffentliche, gefallen oder nicht.'* ‚Seien wir wenige, aber seien wir fest! Bilden wir den Kern; um ihn wird sich die Masse organisieren. Unsere Stärke liegt vor allem in unserer Redlichkeit.'** Politik im eigentlichen Sinn ist ausgeschaltet. ‚Ich kümmere mich nicht um Politik, ich gehöre keiner Partei an, ich setze meine Hoffnung auf keine Partei. Am Wahltage frage ich morgens, welches der Kandidat des Bischofs ist und werfe im Vorübergehen meinen Wahlzettel in die Urne.'*** Die unbedingte Hingabe an Gott gibt der Aktion dieser Gruppe ihr seltsames Leuchten. ‚Seien wir sparsam in Worten, aber verschwenderisch in Taten und Gebeten. Das übrige überlassen wir dem lieben Gott.' Dieses kindliche Vertrauen kommt am schärfsten in dem in jeder Nummer gegebenen Rechenschaftsbericht über Höhe der Auflage, die Zahl der festen (496) und möglichen Abonnenten, Einnahmen und Ausgaben zum Ausdruck. So können wir uns auch nicht wundern, daß sie ihre religiöse Nahrung aus Schrift und Vorbild von Katharina von Siena, Katharina Emmerich, Schwester Therese vom Kinde Jesu, Ozanam, dem hl. Franz Xaver, der hl. Gertrud und der der hl. Mechtildis, der hl. Hildegard, Jacopone da Todi, dem hl. Johannes vom Kreuz holen. Gegen Fernand Laudet schreibt Péguy: ‚Für uns Christen sind die mystischen Bücher, mit den Evangelien angefangen ... die Prozeßakten der Johanna von Arc mit eingerechnet, Bücher, die nähren, keine Autoren, in denen man belesen ist, keine Dokumente, die man anführt.'† Sie gäben wohl gern, wie Durel es von Péguy sagt, ‚für das Magnificat, das Salve Regina und die Muttergotteslitaneien alle Summen' hin. Die Liturgie schuf Péguy und seinen Stil um, sie spielt auch im Bulletin eine große Rolle. Der Seelenzustand, den diese nach Primitivität strebenden Demokraten erreichen wollen, wird einmal charakterisiert als ‚eine habituell gewordene Anlage zur Gottvereinigung in einem tiefen, tätigen Glaubensgeist: Die Seele macht sich los von den Vorurteilen der Welt und paßt sich den evangelischen Grundsätzen an, sie ist bemüht, sich mit den Gedanken, Gefühlen und dem Willen Jesu zu vereinigen; sie beurteilt Dinge und Menschen, sie beurteilt sich selbst und wägt den Wert ihrer Taten nach Gott, im Hinblick auf die Ewigkeit'††.

Ähnlich deutet Seillière ihr religiöses Innenleben, wenn er sagt, daß es ihnen ‚weit weniger auf Exegese ankomme als auf das Phänomen, das für sie in Wahrheit die Grundlage des religiösen Lebens ist: Die

* Bull. 20 nov. 1913.

** Bull. 20 oct. 1911.

*** Bull. 26 févr. 1912. Man beachte die Transposition Sorelscher Gedanken ins Religiöse!

† Bull. 20 juillet 1911.

†† Opportunité d'un état d'âme mystique. Bull. 20 févr. 1912. Diese Mystik erscheint ausdrücklich als via media zwischen dem landläufigen Gebrauch des Wortes (Loti als Mystiker!) und der eigentlichen Mystik, bei der Gott in außerordentlicher Weise eingreift.

innere Erfahrung, die mystische Intuition des göttlichen Wesens'*. Das ist jedenfalls sicher, daß der antiintellektualistische Grundzug der Bergsonschen Philosophie durchleuchtet. ‚Geben Sie diese trügerische Objektivität auf, schließen Sie die Augen und Ohren, ziehen Sie sich in Ihr Inneres zurück, da öffnet sich der Ausblick auf die Unendlichkeit.'** Man merkt selten apologetisches Bemühen, Religion und Wissenschaft in Einklang zu bringen. Ihre ganze seelische Haltung ist so unbefangen, so frei, der Wert des Neuerrungenen so übergroß, daß sie es mit dem sicheren Instinkt, den naive Menschen allem Lebendigen gegenüber haben, nehmen und verherrlichen, ohne sich um die Einwürfe systemgebundener Gelehrten zu kümmern. Ihr Ziel, das Wiedererwachen des Glaubens zu fördern, glauben sie in erster Linie ‚durch die Wirksamkeit eines christlichen Lebens' zu erreichen. ‚Gerade durch unser Leben werden wir unbewußt das beste Apostolat ausüben.'***

Mit diesem antiintellektualistischen Grundzug, den Lotte und seine Freunde aus der Fremde mitgebracht haben, der aber keineswegs zur ‚Versöhnung zwischen dem Bergsonismus und den katholischen Dogmen führt'†, hängt eine gewisse Gleichgültigkeit zusammen, sich über die da und dort gestreiften Fragen eingehender zu informieren, infolgedessen leicht ein Absprechen über Dinge, von denen die Elemente nicht bekannt sind, ein streitbares Geltendmachen des eigenen Standpunktes, das für andere geradezu verletzend werden kann, wie das z. B. in der Behandlung des katholischen Pazifismus der Fall war. All das sind die Folgen eines überschäumenden, ungezügelten, tatendurstigen Temperamentes, das wirken muß, auch ohne die Reife und Ruhe zu haben, die nur ein langes Leben und Ringen in der Wahrheit gewährt. Schwerer wiegt der Vorwurf, den Vanderpol, der Präsident der katholischen Pazifisten Frankreichs, Lotte macht, er habe eine Berichtigung, die die Ungenauigkeit seiner Anklage dargetan hätte, nicht abgedruckt††. Diese Unbelehrbarkeit in bezug auf Dinge, die dem Verständnis fernliegen, erklärt sich zum Teil wohl auch aus dem Individualismus, der Abgeschlossenheit, in der die Franzosen leben. Lotte selbst gesteht: ‚In Frankreich kennt man einander nicht; die verschiedenen Kreise dringen nicht ineinander ein . . . Gegenwärtig ist unser Land ein Nebeneinander von geschlossenen — und feindlichen Welten.'

Wenn es nun gelingt, mit Hilfe der Kräfte des Christentums diese Schwächen, deren auch noch andere zu konstatieren wären, zu überwinden

* Internat. Wochenschr. ebd. S. 54.
** Bull. 20 oct. 1913.
*** Bull. 20 févr. 1912.
† ‚Wir empfangen einerseits die dogmatische Wahrheit von der Kirche, andererseits konstatieren wir, daß in der Tat die Methode Bergsons viele Geister einem bewußten Katholizismus nahegebracht hat.' (Brief Lottes vom 26. Juli 1912.)
†† Bulletin de la Ligue des Catholiques français pour la paix. (1912) Nr. 19 S. 5 ff.

und immer mehr auseinanderstrebende Elemente, verirrte Seelen, vereinsamte Sucher zu einer festen Kerntruppe zu konsolidieren, dann ist ein wichtiges Werk geschehen, ein Werk des Wiederaufbaues, der Traditionsbildung, das gerade in dem zerrissenen Frankreich notwendig ist.

X.

‚Wenn man in unserm Alter den Glauben wiedergewinnt, dann ist es ein freimütiger, einfacher Glaube.'* Der Lehrmeister oder, besser gesagt, der Lebensmeister dieses einfachen Glaubens ist Charles Péguy, der Herausgeber der ‚Cahiers de la Quinzaine', eines Organs, das nach schwierigem Existenzkampfe eine treue Garde von 2—3000 Abonnenten um sich geschart hat. Die ursprüngliche Inspiration war sozialistisch-dreyfusistisch. Bergson, Georges Sorel, Gabriel Monod, Jaurès, Bernard Lazare waren um die Wende des Jahrhunderts die Meister der Gruppe. In seinem autobiographischen Werke ‚Notre Jeunesse' hat Péguy das Werden seiner Generation erzählt und das Ideal, das sie in ihrer Jugend und ihren Kämpfen durchglüht hat, ‚die republikanische Mystik', losgelöst von aller politischen Befleckung, dargestellt.

Wie Bergson hat er kein festgegliedertes System. Wie er verschmäht er den gelehrten Apparat. Wie er ist er mehr Künstler als Philosoph. Sich in das echte Geistesleben, in die Fülle des Lebendigen mitten hineinstellen und an nichts die starren Formen festgelegter Gedanken heranbringen, das befolgte auch er. Und so ging er guten Willens dorthin, wo er Leben und Kraft des Lebens zugleich fand, zur Kirche, und ohne viel zu fragen, ohne sich durch einen Wust von Problemen hindurchzudenken, war er eines Tages ein Kind des Glaubens geworden, wie es bei Menschen mit katholischer Tradition im Blut häufiger vorkommt. ‚Er (Jesus) hat sich nicht selber ganz hingegeben, mit allem, was er hatte, um uns Hieroglyphen entziffern zu lassen . . . Er hat uns nur recht einfache Dinge gesagt: Die Menschwerdung, das Heil, die Erlösung, das Wort Gottes, drei oder vier Geheimnisse, das Gebet, die sieben Sakramente. Nichts ist so einfach wie die Größe Gottes.'

Wenn ihm nun auch das Wunderbare gelang, ‚zu werden wie die Kinder', das Wort Gottes so zu nehmen, wie Christus es gegeben hat, so war das doch nicht ohne einen scharfen Bruch mit alten ‚Göttern' möglich gewesen. Wie Nietzsche von einem ‚Fall Wagner', so könnte Péguy von einem ‚Fall Jaurès' sprechen. Es ist bekannt, daß gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts der Sozialismus im Quartier latin gewaltige Fortschritte machte. Jaurès, ‚der berühmteste Mann Frankreichs', blendete. ‚Man kann sich nicht vorstellen, mit welch unschuldiger, zärtlicher und achtungsvoller Verehrung wir ihn umgaben.'** Er war der Führer der Drey-

* Vgl. die Bekehrung des Dichters René Salomon: Les Chants de l'âme réveillée. 1913. Edition ‚des Cahiers de la Quinzaine'. Bull. 10 juillet 1913.

** Péguy: Oeuvres choisies 1900—1910. Paris. Grasset. [3] S. 6.

fusisten. Wie so oft in Frankreich hatten große Worte (‚Gerechtigkeit‘, ‚die Wahrheit im Anmarsch‘, Zola) helle Begeisterung entzündet. Zu diesen echten Begeisterten gehörte Péguy und seine Freunde. Sie merkten aber bald, daß Jaurès politische Hintergedanken hatte. Sie erkannten den rhetorenhaften, demagogischen Charakter seiner Beredsamkeit. ‚Ein Mann, der so bereit ist, alles zu erklären*, ist reif für alle Kapitulationen.‘** Er kam zu dem Schluß, der immer wiederkehrt: Alles beginnt in der ‚Mystik‘ und endet in der Politik. Die Tragik dieser Erkenntnis ist dem selbstlosen Wahrheitssucher in sein zerfurchtes Gesicht eingemeißelt***.

Und noch etwas hat er zu überwinden, ehe er mit vierzig Jahren, ‚ein unerbittliches Alter‘, werden kann, was er ist. Einst, als er noch mit den Professoren umging, da war es auch seine größte Hoffnung, ‚jene akademische Eleganz, die einzig echte, zu erlangen‘, jenen höchsten Stil, die Feinheit eines ‚Zettelkastenmannes‘. Einst wollte er nicht Volk sein, weil er so viele posieren sah, ‚die es nach Art des Volkes machten‘. Endlich findet er die Wege zu seinem tiefsten Selbst. ‚In mir, um mich herum, über mir wirkt alles zusammen, aus mir einen Bauern aus dem Loiretal zu machen.‘† Er fühlt es, die harte Arbeit, die er leisten muß, ist ein Erbe seiner Väter, sein frühgebeugter Gang ist ein Erbe seiner Väter. ‚Zuviel Vorfahren hinter mir haben sich ihr ganzes Leben gebückt, um die Rebe zu binden.‘ ‚Ich wäre ein großer Tor, wenn ich mich nicht wieder zum Bauern umschaffen ließe.‘ Denn erstens ginge es nicht, zweitens ist dies noch der einzige Weg, um nicht ‚Demokrat‘ zu werden††. Wie viele, die mit ihm in die entwurzelte intellektuelle Welt gestellt sind, mochten und mögen mit ihm die Zerrissenheit ihrer heimatdurstigen Seele, ihres brüchigen Wesens fühlen und doch keinen Weg mehr finden zurück zur Scholle, zur Ganzheit ihrer Väter!

‚Mitten im einfachen Volke stehend, sehe ich wie jedermann vieles Lebendige, was die Großen nicht sehen.‘ Er sieht das große Geheimnis, das aus der heimatlichen Erde gesprossen ist, das heilige Leben und wunderbare Wirken der Johanna von Arc. In dem Maße, als er zur heimatlichen Erde zurückkehrt und wieder Volk wird, erwacht auch der ‚schmutzige Geiz, die bäuerliche Zähigkeit‘ in ihm. Er muß wuchern mit dem Schatze, der seinem Lande geworden ist, als das Ewige, das Heilige in ihr Gestalt angenommen hat. Es wird ihm Beruf, es wird ihm Glück. ‚Erst in diesem Jahre ist mir in Fülle gegeben worden, um was ich seit zehn Jahren und länger umsonst bat. Es ist mir gegeben worden anzufangen, dranzusetzen

* ‚In weniger als 13 Minuten hatte er mir eine ganze Rede gehalten über die Philosophie Bergsons, von der er nicht das geringste wußte und auch nichts verstanden hätte . . . Das war einer von den Fällen, wo er anfing, mich zu beunruhigen.‘ ebd. S. 12.

** Ebd. S. 10.

*** Vgl. sein Porträt von Pierre Laurens, reproduziert in den Oeuvres choisies.

† Ebd. S. 49 ff.

†† Ebd. S. 56 ff.

alles, was ein Mensch von seinem Sein dransetzen kann, die vierzehn bis fünfzehn Geheimnisse, das einzige Geheimnis des Lebens, der Berufung, der Heiligkeit und des Martyriums der größten Heiligen, glaube ich, die jemals gelebt haben, darzustellen.'

Und was Ozanam einst in der Literaturgeschichte suchte, den spontanen Aufschwung der einfachen Seelen und primitiven Völker, das sucht Péguy in der Heiligengeschichte. Er schreibt eine Geschichte Johannas von Arc nach der Volksüberlieferung, mit all der Wärme und Glaubenseinfalt, die das Volk von jeher der aus seiner Mitte hervorgegangenen Heiligen und Retterin des Vaterlandes entgegengebracht hat*. Er setzt sie glaubenssicher und selbstsicher dem groben Rationalismus eines Thalamas, dem eleganten Unglauben eines Anatole France entgegen, er verteidigt sie fast zu temperamentvoll, mit dem ganzen Neophyteneifer, dessen seine glühende Seele fähig ist; fast zu hart und unbeugsam, mit der ganzen Neophytenangst um das endlich wiedereroberte Gut, das dem Volk, d. h. allen denen, die nicht die Sprache der Sorbonne und des Parlamentes reden, noch einmal zur Rettung verhelfen kann.

Vorzüglich hat Paul Sabatier den Eindruck wiedergegeben, den die Lektüre Péguys auf ihn machte. ‚In unserm Jahrhundert, wo nichts schnell genug gehen kann, ist Péguy imstande, zehn, zwanzig Seiten darauf zu verwenden, die Entstehung eines Gefühls vorzubereiten. Er wiederholt dieselben Worte, dieselben Sätze mit einer Dringlichkeit, die anfangs aufreizend wirkt, die einem aber bald Geist und Herz gefangen nimmt. Es ist dasselbe und doch anders; diese Litanei, die so unbeweglich schien, ist eine Prozession, die langsam fortschreitet, die aber weiß, wohin sie geht; und wenn man ein Drittel gelesen hat, kann man nicht mehr aufhören. . . .

Das ist ein erlebter, eroberter, lebendiger und erobernder Katholizismus. Da ist das Vaterunser und das Ave Maria, die Eucharistie und das Angelusläuten, der Hunger nach Einheit, der Sinn für Kreuzweg und Opfer, für Liturgie und Tradition. Da ist vor allem die Empfindung, daß die unscheinbare Arbeit des Landmannes von der Kirche gesegnet ist.

Und dies alles umgibt, umflutet, erfaßt den Leser mit um so größerer Macht, als der Verfasser niemals auf freies Urteil verzichtet.'***

Und so bedeutete denn gleich das erste Buch, in dem Péguy seiner Liebe zur Religion seiner Väter Ausdruck verleiht, einen Erfolg, nicht nur in den Kreisen seiner Glaubensgenossen, sondern, wie Sabatier konstatiert, bis weit

* Le Mystère de la Charité de Jeanne d'Arc. Vgl. noch Le Porche du Mystère de la deuxième Vertu und Le Mystère des Saints Innocents. Aux ‚Cahiers de la Quinzaine', 8 rue de la Sorbonne.

** Vgl. seine Polemik mit Laudet, dem Herausgeber der Revue hebdomadaire, im Bulletin des Professeurs catholiques de l'Université (1911) no. 7, das zu einem Buch angeschwollen ist: Un nouveau Théologien: Monsieur Fernand Laudet.

*** L'Orientation religieuse de la France contemporaine. P. Colin. 1911. p. 144. Vgl. ebd. die Klage über die Lieblosigkeit der Buchchristen.

hinein in die Reihen der Freidenker. Und fortan wirkt dieser Geist erobernd nicht nur in den „Cahiers de la Quinzaine", sondern auch in dem Kreise Lottes. ‚Vor seiner Rückkehr zum Glauben war er schon für uns Stütze und Führer; aber seitdem Péguy . . . den Glauben seiner Kindheit wiedergefunden hat, seitdem er nach Art der mittelalterlichen Künstler alles, was er hat, der Darstellung der hl. Johanna von Arc* oder der hl. Genoveva oder Unserer Lieben Frau widmet, ist er in Wahrheit unsere geistige Nahrung. Das Einzigartige an ihm ist seine evangelische Einfachheit, wodurch die Wahrheiten unseres Glaubens ganz selbstverständlich, klar wie das Licht des Tages, frisch wie der Tau, nahrungspendend wie das tägliche Brot werden; ist auch die Zärtlichkeit**, die süße, reine, unendliche Zärtlichkeit einer christlichen Seele, genauer einer ganz Maria geweihten Seele. Die Tiefe der Visionen endlich reihen unsern Freund ein unter die größten der französischen Mystiker.'***

Einst, als die ersten Enttäuschungen über die Idealisten kamen, da trennten sie Staat und Metaphysik, Demokratie und Laizismus, die in ihrer Verbindung die alte französische Kultur bedrohten. Der Staat verlor seinen kulturbildenden Charakter in dem Maße, als sie konservativ denken lernten, als sie hinter dem Staat die Tradition, die französische Rasse entdeckten. Und sie vernahmen ‚den Ruf ihrer Rasse', und als echte Franzosen ‚ergriffen sie die Partei ihrer Väter gegen ihren Vater'†. Und als sie endlich Katholiken wurden, da sank der Staat fast bis zum Polizeistaat herunter. Als sie der seelischen Wirklichkeit ins Auge sahen und den Zauber der Schlagwörter Fortschritt und Freiheit, Neutralität und Toleranz, Menschheit und Wissenschaft von sich abstreiften, als sie als Lehrer die Unmöglichkeit erkannten, eine Moral ohne Gott zu lehren††, ein Vaterland ohne Disziplin zu erhalten, da wurde ihnen der Katholizismus zwar nicht zur Staatsreligion, aber zu einer Art Nationalreligion. ‚Er rettet die Seelen und ist die Seele Frankreichs.' Und in der von keinem politischen Hauch, von keinem Parteiinteresse getrübten Idealität ihres Strebens fällt ‚das Interesse des Glaubens, der Kirche und des Vaterlandes' zusammen. Das ist das einzige sichere Kriterium, auf das in diesen trüben Zeiten, wo ‚die Besten so viel

---

* Sie ist meines Wissens erst selig gesprochen.

** Diese Zärtlichkeit ist charakteristisch für die **demokratische** Sensibilität. Sie schwingt in wechselnder Klangfarbe von Rousseau über Chateaubriand bis Barrès. Vgl. auch Cor: Essais sur la sensibilité contemporaine. Nietzsche, de M. Bergson à M. Bazaillas, M. Claude Debussy. Paris, Falque. 1913.

*** Lotte im Bull. 20 janv. 1913.

† So tat Maurice Vincent in dem rasch berühmt gewordenen Roman Ernest **Psichari**s (Leutnant der Kolonialartillerie und Enkel Renans!) ‚L'Appel des Armes', Paris, Oudin 1913, der folgende ergreifende Widmung an Péguy enthält: ‚Dem, dessen Geist mich in die afrikanische Einsamkeit begleitete, dem andern Einsamen, in dem heute die Seele Frankreichs lebt und dessen Arbeit unsere Jugend vor Liebe gebeugt hat, unserm Meister Charles Péguy, dieses Buch unserer Größe und unseres Jammers.'

†† Vgl. Lotte Bull. 20 févr. 1913.

Verabscheuenswertes, die Schlechten so viel Edles an sich haben', alles bezogen werden müsse*.

Was bei ihnen die Demokratie bzw. der Demokratismus an alles aufsaugender Kraft verloren hat, das hat der Katholizismus gewonnen. Und solange das Schwergewicht, wie es hier geschieht, auf die seelenbildende Kraft der Kirche gelegt wird, wäre gegen diese zu enge Verbindung kaum etwas einzuwenden, obwohl gerade dabei die starke Betonung des Militärischen Verwirrung anstiften kann. Ernste Gefahren können aber daraus entstehen, wenn solche Ideen und Ideale in breitere Massen übergehen und zu Idolen verzerrt werden. Gewiß sind die Grenzlinien schwer zu ziehen und die Worte so vieldeutig, als die Persönlichkeiten, die sie schreiben, selbwüchsig und einzigartig in der Durchbildung sind. Aber ebenso gewiß ist, daß hier innerhalb der Demokratie alte Mißverständnisse und Vorurteile anklingen, die die früher behandelten Demokraten wenigstens bei sich überwunden zu haben glaubten.

Diese Verknüpfung des nationalen Ideals, dessen republikanisch-demokratische Form beibehalten wird, mit dem Katholizismus ist aber auch noch eine Abwehrgeste in einer kritischen Zeit, in der der Republikanismus und seine ‚Mystik' bedroht wird von den Neumonarchisten der Action française. Denn ‚die Bewegung, die in Frankreich auf Vernichtung der Republik abzielt, ist zutiefst dieselbe, die das Christentum und die „Mystik" zerstören will'. Und diese Bewegung wächst gewaltig. ‚Die ganze Zwischengeneration', klagt Péguy, ‚hat den republikanischen Sinn verloren. . . Wir sind die Nachhut, aber eine etwas isolierte, manchmal fast hilflos verlassene Nachhut... Wir sind die letzten, die die „republikanische Mystik" haben... Gleich nach uns beginnt ein anderes Zeitalter, eine ganz andere Welt, die Welt derer, die an nichts mehr glauben, die sich dessen rühmen und darauf stolz sind'**. Ist dieser Pessimismus, der durchaus nicht von allen Freunden Péguys geteilt wird, gerechtfertigt? Hat die Action française wirklich Aussichten, der Republik den Todesstoß zu versetzen? Haben die Monarchisten nicht auch eine ‚Mystik'? Wollen sie wirklich einem radikal verschiedenen Ideal dienen? Diese Fragen werden wohl bald an dieser Stelle aufgegriffen und einer Lösung entgegengeführt werden müssen.

---

* Bull. 20 nov. 1913.

** Zit. Sabatier ebd. p. 240. Zur Beurteilung des prinzipiellen Verhältnisses von Demokratie und Religion vgl. die Ausführungen ‚zur Kritik des Sillon'. Hochland VIII. Jahrg. 2. Bd. S. 559 ff.

Gustave Doré / Hochzeitsfestlichkeiten. Illustration aus dem „Don Quijote"



Die Frauengestalten in Dantes ‚Neuem Leben‘ und ihre einzig mögliche Bedeutung

Von A. Rüdiger

(Schluß.) Dantes ‚Schutzdamen‘ und das Absterben der provenzalischen Liebespoesie. Dante erzählt:

Eines Tages war die Huldreichste (Beatrice) an einem Orte, wo Lieder zum Preis der Himmelskönigin (Regina della gloria) zu hören waren ... In der Mitte zwischen ihr und mir, in der geraden Linie, saß eine holde Frau mit einem gar wohlgefälligen Antlitz (una gentile donna di molto piacevole aspetto). Diese schaute mich oftmals an, weil sie sich über mein Hinschauen wunderte, das in ihr sein Ziel zu finden schien. Infolgedessen ... hörte ich viele sagen: ‚Sieh nur, wie eine solche Frau das Aussehen dieses Mannes vernichtet!‘ ... Da faßte ich Mut, weil ich die Gewißheit hatte, daß mein Geheimnis an diesem Tage durch mein Hinsehen den andern nicht verraten war, und sogleich dachte ich daran, diese holde Frau vorzuschützen, um die Wahrheit zu verbergen, und ich zeigte dies in kurzer Zeit so sehr, daß die meisten Leute ... hinter mein Geheimnis gekommen zu sein glaubten. ...

... Dann begab es sich, daß die Frau, durch welche ich meine Neigung so lange verborgen hatte, die Stadt verließ und in ein fernes Land zog, wodurch ich, bestürzt über den Verlust eines so diensamen Schirmes, weit betrübter war, als ich selbst vorher geglaubt hätte. ...

... Nach dem Weggang jener holden Frau gefiel es dem Herrn der Engel, zu seiner Herrlichkeit eine junge Frau von gar holdem Antlitz (donna giovane e di gentile aspetto molto) zu berufen, die in der erwähnten Stadt der Gegenstand großen Wohlgefallens gewesen war. ...

.... Als ich mich dann erinnerte, daß ich sie schon in der Gesellschaft der Huldreichsten gesehen hatte, konnte ich einige Tränen nicht unterdrücken, ja ich faßte den Vorsatz, einige Worte über ihren Tod zu sagen, ... und ich dichtete folgendes Sonett:

O roher Tod, des Mitleids Feind,
Von altersher der Vater aller Schmerzen,
Du unabwendbar hart Gericht,

Du gabst solch Weh dem leiderfüllten Herzen,
Daß ich nun schweigend meines Weges gehe,
Da meine Zung' ermüdet, dich zu schmähen.

Wenn man wie du gar kein Erbarmen kennt,
So sei allwärts dein schlimmes Tun verkündet,
Das kränkend schon auf Kränkung wieder sinnet,

Nicht weil den Leuten es verborgen wäre,
Vielmehr um aufzureizen jeden,
Der bisher sich vom Preis der Liebe nährte.

Du nahmst aus dieser Welt das höfsche Wesen,
Und was an einer Frau so hoch zu schätzen: Tugend;
In ihrer heiteren Jugend
Hast ritterliche Minne du vernichtet.

Ich nenne nicht die Frau, ihr mögt sie kennen,
Da ihre Eigenschaften ich verkünde,
Nur wer das Heil verdient,
Wird einstens in Gesellschaft mit ihr sein.

Dante fährt in der Erzählung fort:

Einige Tage nach dem Tode dieser Frau trug sich etwas zu, was mich nötigte, aus der erwähnten Stadt weg und in der Richtung nach jener Gegend zu gehen, in der sich die holde Frau befand, die mir zum Schutze gedient hatte. . . . Aber obgleich ich, wenigstens dem Scheine nach, mich in der Gesellschaft vieler befand, mißfiel mir das Wandern doch so sehr, daß die Seufzer kaum das Angstgefühl zu erleichtern vermochten, das mein Herz empfand, weil ich mich von meiner Seligkeit entfernte. Da erschien mir im Geiste der süßeste Gebieter, der mich durch die Kraft der huldreichsten Frau beherrschte. . . . Und der Herr der Liebe, so schien es mir, rief mich an und sprach: ‚Ich komme von jener Frau her, die lange dein Schutz gewesen, und ich weiß, daß sie nicht wiederkehren wird. Darum habe ich das Herz, das du zufolge meiner Fügung ihr zugewandt hattest, bei mir und bringe es zu einer Frau, die der Schirm deines Geheimnisses sein wird, wie jene es war.‘ Er nannte mir ihren Namen, und ich kannte sie recht gut.

In dem vorstehenden Abschnitt seiner Erzählung schildert uns Dante zunächst, wie sehr er bemüht war, die Leute nicht wissen zu lassen, wen oder was man sich unter seiner ‚Herrin‘, zu deren Verherrlichung er einige Gedichte geschrieben, zu denken habe. Absichtlich benützt er den Irrtum der Leute, damit jene Frau, die von den Leuten als Gegenstand seiner Liebe angesehen wird, ihm als Schirm diene zur Verdeckung der Wahrheit. Wer nun war diese Schutzdame, diese donna del schermo? Die Antwort auf diese Frage ist aus der Erzählung selbst nicht herauszulesen. Um so mehr muß es uns auffallen, daß er in diesem Zusammenhange von dem Tode einer jungen Frau spricht und uns ausdrücklich darauf hinweist, daß er die Eigenschaften dieser Frau angegeben habe, an denen wir sie erkennen sollten. Noch auffallender aber ist, daß er für die allgemeine Bezeichnung beider Frauen nahezu gleichlautende Worte gewählt hat; die erste nennt er: gentile donna di molto piacevole aspetto; die zweite nennt er: donna giovane e di gentile aspetto molto, — woraus zu schließen ist, daß, wenn wir die zweite Frau

an ihren Eigenschaften werden erkannt haben, wir auch von der Erkennung der ersten Frau nicht mehr weit entfernt sein werden. Suchen wir deshalb zuerst die Antwort auf die Frage, was wir unter der jungen Frau, die bei den Menschen so großes Wohlgefallen fand und von dem Herrn der Engel zu seiner Herrlichkeit (sua gloria) berufen wurde, zu verstehen haben.

Ihre bekannten Eigenschaften (proprietà sue conosciute) bezeichnet Dante mit den Worten: Cortesia, virtute, gaia gioventute und amorosa leggiadria. In der Tat können wir an diesen Eigenschaften die junge Frau erkennen; denn cortesia, d. i. höfliches Wesen, virtute, d. i. Tugend und Tapferkeit, gaia gioventute, d. i. Frohsinn der Jugend, und die unübersetzbare amorosa leggiadria (wir suchten diesen Ausdruck mit ‚ritterlicher Minne‘ zu übersetzen) — sind die charakteristischen Eigenschaften der — provenzalischen Liebespoesie. Das ist (im Vergleich mit der alten lateinischen Dichtkunst) die ‚junge‘ Frau mit dem holden Äußern, die bei den Leuten in so großem Wohlgefallen stand, die — wie jede Schönheit — ein Geschenk des Himmels, zur Glorie des Himmels zurückgerufen wurde, als ihre Zeit vollendet war. Und ihre Zeit war für Italien und insbesondere für die Stadt, in der Beatrice mit der Seele Dantes lebte, vollendet, als unter dem mächtigen Einflusse Dantes der neue süße Stil (il dolce stil nuovo) zur Geltung kam.

Den meisten Lesern mag wohl unsere Darstellungsweise hier wie an anderen Orten als eine ungewöhnliche Kühnheit erscheinen. Aber Dante selbst bestätigt auch hier unsere Auslegungskunst. Sagt er doch in der zweiten Strophe des Gedichtes, er schmähe den Tod, — nicht weil sein Treiben den Leuten verborgen sei, sondern um jeden aufzureizen, der ‚bisher sich vom Preis der Liebe nährte‘. Hier ist also mit dürren Worten gesagt, es handle sich um den Hingang desjenigen Wesens, das bisher den Troubadouren Nahrung gegeben hat. Den Troubadouren, von denen Uhland sang:

> Sie sangen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldener Zeit,
> Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.

Für die Lösung der Frage über die Bedeutung der ersten ‚donna del schermo‘ kommt nun noch weiter ein Gesichtspunkt in Betracht, der für die Geschichte von Dantes Geistesleben und für die richtige Beurteilung seiner Werke im allgemeinen von größter Wichtigkeit ist.

Dante hat nämlich außer dem ‚Neuen Leben‘ und der ‚Göttlichen Komödie‘ noch drei Hauptwerke uns hinterlassen. Das eine behandelt hauptsächlich die Poetik unter dem Titel ‚Über die Volkssprache‘, das andere führt den Titel ‚Über die Monarchie‘ und das dritte den Titel ‚Das Gastmahl‘.

Im ‚Gastmahl‘ verherrlicht Dante scheinbar eine holde Frau, in Wirklichkeit aber hat man, wie Dante wiederholt und mit allem Nachdruck erklärt, unter dieser Frau die Philosophie und unter der Liebe zu dieser Frau die philosophischen Studien zu verstehen. Ferner spricht Dante in der oben wiedergegebenen Erzählung von einer zweiten Schutzdame, und unter ihr

haben wir, wie sich später ergeben wird, die Politik, und unter der Liebe zu dieser das Studium der Politik zu verstehen. Als die Frucht dieses Studiums haben wir das Werk ‚Über die Monarchie' zu betrachten. Wenn aber dies richtig ist, dann liegt es nahe, daran zu denken, daß auch in der ersten Schutzdame, der gentile donna di molto piacevole aspetto, von der oben die Rede ist, eine mit der donna giovane e di gentile aspetto molto verwandte Wissenschaft zu erkennen ist, und zwar jene Wissenschaft, die er in seinem Werke ‚Über die Volkssprache' behandelt hat.

Wir gewinnen also über Dantes Schaffen ein umfassendes und abgerundetes Bild, wenn wir in den drei Frauen, denen in dem ‚Neuen Leben' eine hervorragende Rolle beigelegt ist, drei Wissenschaften erblicken, denen Dante zu verschiedenen Zeiten seine ‚Liebe', d. i. sein Studium gewidmet hat, und wenn wir, entsprechend diesen drei Wissenschaften, die drei Werke, die Dante außer dem ‚Neuen Leben' und der ‚Göttlichen Komödie' geschrieben hat, als die Niederschrift der durch jene Studien erworbenen Erkenntnisse betrachten, — wobei die Frage, zu welchen Zeiten diese Niederschriften entstanden sind, eine selbständige Frage bleiben kann und muß.

Für den dargestellten Zusammenhang können wir übrigens noch ein weiteres Zeugnis aus dem ‚Neuen Leben' heranziehen. Wie nämlich Dante die Tatsache, daß er sich mit dem Studium der Philosophie beschäftigte, auf göttliches Geheiß (imperio divino), auf eine Fügung des ‚Amore' zurückführt, so führt er auch die Wahl der ersten und der zweiten Schutzdame auf göttliche Fügung zurück. Spricht doch am Schlusse der oben eingerückten Erzählung der ‚süßeste Gebieter', der allwissende ‚Amore' zu Dante: ‚Ich habe das Herz, das du zufolge meiner Fügung jener Frau (der ersten Schutzdame) zugewandt hattest, bei mir und bringe es zu einer Frau, die der Schutz deines Geheimnisses sein wird, wie jene es war.'

Jetzt bietet auch der Eingang obiger Erzählung Dantes keine Schwierigkeit mehr. Dante berichtet, er habe an einem Orte, wo Marienlieder gesungen wurden, von seinem Platze aus seine Seligkeit gesehen. (Nebenbei sei bemerkt: der Terminus ‚Beatrice sehen' ist hier geflissentlich vermieden.) Und obgleich er in der Richtung, in der Beatrice sich befand, hinschaute, seien die Leute nicht hinter sein Geheimnis gekommen, worüber er sich sehr gefreut habe. Um dies zu verstehen, müssen wir daran denken, daß wir zwei Hauptarten der Lyrik zu unterscheiden haben, nämlich die religiösen Lieder und die Liebeslieder im engeren Sinne. Dantes Gedichte, die er zur Verherrlichung Beatricens schrieb, waren Lieder der ersten Art, wurden aber für Lieder der zweiten Art gehalten. Und obgleich bei der geschilderten Gelegenheit Marienlieder gesungen wurden, kamen die Leute nicht auf den naheliegenden Gedanken, daß auch Dantes Lieder religiösen Inhaltes sein könnten, und deshalb freute sich Dante ganz besonders an diesem Tage, daß die Leute nicht hinter sein Geheimnis kamen. Der Irrtum der Leute bestand also darin, daß sie jener Meinung waren, die noch heute die herrschende ist, daß nämlich Dante schwärmerische Liebeslieder geschrieben und jener Dicht-

kunst gehuldigt habe, die von den provenzalischen Troubadours gepflegt wurde und auch in Italien Eingang gefunden hatte. Die Dichtkunst also, die Dante übte und die einen Teil seiner Studien über die Volkssprache bildete, verhüllte den Gegenstand, dem Dante in Wahrheit seine Lieder weihte, und stand gleichsam zwischen ihm und seiner Herrin Beatrice.

Wenn Dante sagt, daß sich die Frau, durch die er bisher sein Geheimnis verhüllte, entfernte und in ein fernes Land zog, so bedeutet dies nichts anderes, als daß seine Beschäftigung mit der Wissenschaft von der Volkssprache aufgehört hatte. Einmal aber, als er auf dem Wege war, sich wieder diesen Studien zu nähern, trat ihm der ‚Amore‘, sein Gebieter, entgegen und gab ihm die Weisung, sich eine andere Schutzdame zu suchen.

* * *

Die zweite Schutzdame. Beatrice als Sakrament der Priesterweihe verweigert Dante ihren Gruß. Aus der Befolgung der von dem Amore erhaltenen Weisung entstanden für Dante die heftigsten Konflikte. Um dies zu begreifen, müssen wir uns zunächst mit dem Inhalt seines Werkes ‚De Monarchia‘ ein wenig bekannt machen. Dieses Werk besteht aus drei Büchern; das erste Buch handelt von der Notwendigkeit eines universellen Kaisertums; im zweiten wird der Nachweis versucht, daß Rom zum Sitze des universellen Kaisertums erkoren wurde; am bedeutungsvollsten überhaupt und für unsere Betrachtung insbesondere ist das dritte Buch, in welchem Dante den Gedanken durchzuführen sucht, daß das Kaisertum unmittelbar von Gott abhänge und nicht von einem Statthalter oder Diener Gottes, der (als Nachfolger Petri) in Wahrheit der Schlüsselträger des Himmels sei.

Dieses politische Glaubensbekenntnis fand von seiten der Kirche und der ganzen welfischen Partei stärksten Widerspruch und heftigste Anfeindung. Freilich zu der Zeit, um die es sich hier handelt, mochten die politischen Anschauungen Dantes nur erst in ihren Grundzügen und noch lange nicht in allen ihren Beweisgründen bekannt sein; daß sie aber bekannt waren, darüber kann angesichts der folgenden Schilderung und angesichts des Umstandes, daß diese Schilderung mit der in der Monarchia wiederkehrenden Schilderung vollständig übereinstimmt, kein Zweifel bestehen.

Im ‚Neuen Leben‘ erfahren wir über die damit für Dante verbundenen Kämpfe und ihre Folgen nur weniges, dieses wenige aber ist von ergreifender Wirkung. Dante berichtet:

> Alsbald nach meiner Rückkehr ging ich daran, nach jener Frau zu suchen, die mein Gebieter auf dem Wege der Seufzer mir genannt hatte, und um es kurz zu erzählen, sage ich, daß ich sie in geringer Zeit so sehr zu meinem Schirme machte, daß nur zu viele Leute über die Grenzen der Wohlanständigkeit hinaus davon redeten, was mir oftmals das Herz beschwerte. Und aus diesem Grunde, nämlich wegen des ungehörigen Geredes, das mich lästerlich in üblen Ruf zu bringen schien, hat die Huld-

reichste, welche die Zerstörerin aller Laster und Königin der Tugenden war, eines Tages, indem sie an mir vorüberging, ihren so überaus süßen Gruß, in dem meine ganze Seligkeit lag, mir verweigert.

Nur zu viele Leute, sagt hier Dante, nämlich mehr als dazu berufen und berechtigt waren, warfen sich als Richter gegen Dante und seine Anschauungen auf und sprachen über ihn und seine Auffassung in einer Weise, die ihm oft das Herz beschwerte. Man verkannte seine guten Absichten und sprach sie ihm ab, man verlästerte und verleumdete ihn, und mochte er auch Beatrice tatsächlich als die Königin der Tugenden und die Zerstörerin aller Laster anerkennen und preisen, man beschuldigte ihn dennoch ketzerischer Lehren.

Diese kurze Darstellung findet nun ihre Bekräftigung, Ergänzung und Erklärung in der Monarchia. Hier erklärt er im Anfang des dritten Buches unumwunden und bestimmt, daß es einen ernsten Kampf gelte. ‚Wenn ich mich der Wahrheit gemäß über die dritte der aufgeworfenen Fragen auslasse, so möchte ich wohl besorgen, mir nicht geringen Unwillen zuzuziehen, weil es nicht geschehen kann, ohne daß einige schamrot darüber werden. Weil aber von ihrem unerschütterlichen Throne herab die Wahrheit dazu auffordert . . . will ich an dem gegenwärtigen Kampfe mich beteiligen.‘ — Nachdem sodann Dante von jenen Gegnern gesprochen, die bei dem Streite auszuschließen seien, fährt er fort: ‚Daher bleibt noch übrig, mit denen allein den Kampf zu führen, die, durch einen gewissen Eifer für die Mutterkirche geleitet, die Wahrheit, nach der wir suchen, verkennen. Mit diesen beginne ich — gestützt auf jene Ehrerbietung, die der treue Sohn dem Vater und der Mutter schuldet, treu gegen Christus, treu gegen die Kirche, treu gegen den Hirten und alle Bekenner der christlichen Religion — zum Heil der Wahrheit in diesem Buche den Kampf.‘

Die mit solchem Ernst und solcher Hingabe ausgesprochene und schon in früher Jugend vertretene Überzeugung war für Dante und sein Seelenleben von weittragender Bedeutung. Denn das übelwollende Gerede (voce soverchievole) hatte zur Folge, daß Beatrice ihren süßesten Gruß (il suo dolcissimo salutare) ihm verweigerte.

Was haben wir unter diesem Gruße zu verstehen?

Wir haben schon einmal von einem andern Gruß gehört, den Dante von Beatrice empfangen hat, und wir haben jenen Gruß als die Spendung des Sakramentes der Firmung erklärt. War diese Erklärung richtig, dann muß auch der jetzt in Frage stehende Gruß ein Sakrament bedeuten, durch das der Seele nach der Lehre der Kirche ein unauslöschliches Merkmal wie bei der Firmung eingeprägt wird. Die Lehre der katholischen Kirche kennt (außer der Firmung und der als ‚Gruß‘ nicht in Betracht kommenden Taufe) in Wahrheit noch e i n solches Sakrament, und das ist das Sakrament der Priesterweihe. Die Verweigerung des zweiten Grußes könnte also für Dante nur die Verweigerung der Priesterweihe bedeuten.

In der Tat verhält es sich so.

Etwa ein halbes Jahrhundert nach des Dichters Tod treffen wir auf die Überlieferung, daß Dante in seiner Jugend in den Orden der Franziskaner eintrat, eine Zeitlang das Ordenskleid trug, aber noch vor Vollendung des Noviziats wieder ausgetreten ist. Und das wurde als allgemein bekannte und keinem Zweifel unterliegende Tatsache betrachtet. Die geschichtliche Wahrheit dieser Überlieferung findet durch unsere Untersuchung ihre volle Bestätigung, oder richtiger gesagt, die geschichtliche Überlieferung einerseits und Dantes Erzählung anderseits ergänzen und bekräftigen sich gegenseitig; denn aus beiden zusammen ergibt sich, daß Dante Ordenspriester werden wollte und daß er es nicht wurde, weil ihm die Priesterweihe verweigert wurde.

* * *

Beatrice als das Sakrament der Ehe. Nach der Verweigerung des zweiten Grußes kamen über Dante jene schweren Kämpfe, die sich einzustellen pflegen, wenn ein für den Lebensberuf entscheidender Entschluß, der im Herzen bereits feste Wurzel gefaßt hat, wieder aufgegeben und durch eine neue Entschließung ersetzt werden soll. Dann aber kam er eines Tages an einen Ort, wo viele Frauen die Reize ihrer Schönheit zeigten. Und Dante erzählt weiter:

> Kaum hatte ich den Entschluß gefaßt, zum Dienste der Frauen in ihrer Gesellschaft zu bleiben, fühlte ich, wie ein wunderbares Zittern in meiner Brust von der linken Seite her begann und sogleich durch alle Teile meines Körpers sich verbreitete. Als ich einmal aus Furcht, daß jemand mein Zittern bemerkt hätte, meine Augen erhob, um die Frauen anzuschauen, sah ich unter ihnen die huldreichste Beatrice. Und durch die Gewalt, die der Herr der Liebe gewann, wenn er sich in so großer Nähe der huldreichsten Frau befand, wurden meine Lebensgeister so verstört, daß mir nichts mehr am Leben blieb als die Geister des Gesichtes. . . .

Fassen wir den Inhalt dieser Darstellung kurz zusammen, so können wir sagen: Dante hatte sich in eine der Frauen, die in der erwähnten Gesellschaft waren, verliebt, und als er dann ‚Beatrice sah‘, stellten sich ähnliche Wirkungen ein, wie es beim Empfang des Sakramentes des Altars der Fall gewesen war. Uns aber drängt sich dabei von selbst die Erklärung auf: Dante hatte ‚Beatrice sehend‘ ein Sakrament empfangen. Aber dieses Sakrament war wieder von ganz eigenartigen Wirkungen begleitet: Dante war, wie er selbst sagt, ein anderer geworden und ‚hatte seinen Fuß in den Teil des Lebens gesetzt, in den man ihn nicht setzen darf, wenn man zurückkehren will‘. Das heißt offenbar: Dante hatte seinen Stand verändert und sich in ein Verhältnis versetzt, das er nicht mehr zu lösen vermochte; mit einem Worte: er hatte das Sakrament der Ehe empfangen.

* * *

Mit dem Empfang dieses Sakramentes hatte Dante für immer auf den Empfang des Grußes verzichtet, der bis dahin der Gegenstand seines

heißesten Verlangens gewesen war. Der Gedanke an diese Wirkung rief in ihm einen neuen heftigen Kampf hervor, den die Frauen sich nicht erklären konnten. Sie richteten deshalb bei einer späteren Gelegenheit die Frage an ihn: ‚Zu welchem Ende liebst du deine Herrin, wenn du ihre Gegenwart nicht ertragen kannst? Sag' es uns, denn das Ziel einer solchen Liebe muß ein ganz neues sein.‘ Die Frauen ahnen also bereits, daß Dantes Geliebte etwas ist, was bisher in dieser Art unbekannt war; ja, sie haben schon eine bestimmte und gute Vermutung darüber, was sie unter der Herrin Dantes zu verstehen haben; denn dieser antwortet ihnen:

‚Das Ziel meiner Liebe war bisher der Gruß jener Herrin, die ihr vermutet, und in ihm lag meine Seligkeit, welche das Ziel all meiner Wünsche war. Aber nachdem es ihr gefallen hat, ihn mir zu verweigern, hat der Herr der Liebe, meiner Herrin Gnadenquell und mein Gebieter (il mio Signore, la sua mercede), all meine Seligkeit in das gelegt, was mir nicht geschmälert werden kann.‘

Und auf die weitere Frage: Worin besteht von jetzt an deine Seligkeit? lautete Dantes Antwort:

‚In den Worten, die meine Herrin preisen.‘

... Im Weggehen sprach dann Dante zu sich selbst: Wenn in den Worten, die meine Herrin preisen, eine so große Seligkeit liegt, warum sprach ich bisher von ihr in der Weise, daß meine wahre Absicht verhüllt wurde? Und er nahm sich vor, von nun an weder zum Scheine noch in Wirklichkeit irgend etwas anderes als das Lob seiner Beatrice zum Gegenstand seiner Dichtung zu machen.

Die Entscheidung war gefallen. Die Zeit der Verhüllungen ist vorüber. Dante hatte erkannt, daß der Herr ihn durch Freud und Leid zum guten Ziel geführt hat. Da er ‚zufolge göttlicher Fügung‘ den Empfang der priesterlichen Weihe nicht mehr anstreben kann, will er jetzt von den theologischen Studien, die er als Franziskaner-Novize gemacht hatte, den Gebrauch machen, der ihm nicht verwehrt werden kann. Er will das anvertraute Pfund nicht vergraben und fühlt sich gedrängt, der poetische Katechet des christlichen Volkes zu werden.

Zu diesem Zwecke will er — das ist für jetzt wenigstens seine ernste Absicht — offen seine Begeisterung für Beatrice bekennen und laut ihr Lob verkünden. Den Anfang hiezu machte er mit jener herrlichen Kanzone, die alles hinter sich zurückläßt, was bis dahin die italienische Lyrik geleistet hatte:

Ihr Frau'n, die ihr Verständnis habt für Liebe,
Euch will ich jetzt von meiner Herrin singen,
Nicht, weil ihr Lob ich ganz verkünden könnte,
Nein, weil mein Geist verlangt, sich auszusprechen.
Gedenk' ich ihres Wertes, dann durchwehet
Mich Liebe mit so süß' Empfinden,
Daß, wenn ich da nicht allen Mut verlöre,
Ich liebestrunken machte alle Welt.

Und nicht so hoher Flug ziemt meiner Rede,
Daß ich vor Schwierigkeiten könnt' verzagen;
Nur leicht und leis' und ehrfurchtsvoll
Will ich vom Adel ihrer Seele singen
Vor euch, ihr liebeskund'gen Frau'n und Mädchen;
Denn davon kann man nicht mit andern reden.

Die Herrin mein ist auserwählt im höchsten Himmel;
Drum will ich euch von ihrer Kraft erzählen:
Wahrhaft! die Frau, die edel will erscheinen,
Sie geh' mit ihr! Denn wen sie nicht begleitet,
Dem schleudert Amor Frost ins feile Herz,
Durch den zu Eis erstarrt und abstirbt alles Denken.
Und jeder, der drauf ansteht, sie zu s e h e n,
Der werd' von edler Art, sonst ist's sein Tod.
Wer sie zu sehen würdig wird befunden,
Der spürt in sich die Wirkung ihrer Kraft;
Und der, den sie beglückt mit ihrem G r u ß,
Wird jede Kränkung demutsvoll vergessen;
Auch hat sie Gott in Gnaden so begünstigt,
Daß nicht kann übel enden, der mit ihr g e s p r o ch e n.

Der Herr der Liebe sagt: Wie könnt' ein sterblich Wesen
So sehr geschmückt sein und so rein?
Dann ruht sein Blick auf ihr, und bei sich selber schwört er:
Daß Gott mit ihr ganz Neues will erschaffen.
Die Farbe gleicht der Perle sanftem Scheine,
So wie es Frauen schmückt, nicht allzu bleich;
Und alles Gute, was Natur kann schaffen,
Ist eigen ihr, dem Vorbild aller Schönheit.
Aus ihren Augen sprühn, wie sie sie wendet,
Hervor der Liebesgeister glüh'nde Scharen,
Die dem, der sie erblickt, die Augen blenden
Und schnell den Weg zu jedem Herzen finden.
Doch kann ihr keiner fest ins Antlitz sehen,
Weil sich in ihrem Lächeln malt die Liebe.

Mein Lied, du wirst mit vielen Frauen reden,
Wenn ich dich erst von hier hab' fortgelassen;
Drum mahn' ich dich, weil ich dich hab' erzogen
Als lieblich' junges Töchterchen der Liebe,
Daß da, wohin du kommst, du bittend sagest:
‚Weis't mir den Weg, denn ich bin hingesendet
Zu ihr, mit deren Lob ich bin geschmückt.‘

Und willst du nicht, daß du vergeblich wanderst,
Verweile nicht, wo nied'res Volk verweilet.
Beachte wohl, daß du nur edlen Frauen,
Nur edlen Männern dich sollst anvertrauen,
Die dich auf raschem Weg zum Ziel geleiten.
So wirst du Amor finden, bei ihm sie;
Empfiehl' mich ihm, wie's dir die Pflicht gebietet.

In Übereinstimmung mit allem, was wir bisher über Beatrice gesagt haben, wird hier Beatrice als im höchsten Himmel auserwählt (destinata in sommo cielo) bezeichnet. Darum ist sie mit göttlicher Kraft und mit göttlicher Schönheit ausgestattet. Die erste Eigenschaft ihrer Kraft ist die, daß jede Frau, die edel erscheinen will, d. i. jede Kunst und jede Wissenschaft, mit ihr gehen muß; denn eine Frau, die nicht die Begleitung Beatricens sucht, hat ein gemeines Herz; an ihr geht Beatrice vorüber, sie teilt ihr nichts mit von ihrer Kraft, und die Folge ist, daß all ihr Denken die Lebenskraft verliert und stirbt. Sodann folgt die Aufzählung jener dreifachen besonderen Wirkungen, die durch Beatrice hervorgerufen werden, wenn man sie sieht, wenn man ihren Gruß empfängt und wenn man mit ihr gesprochen hat. Nach dieser Schilderung beschreibt Dante Beatricens göttliche Schönheit. Der Herr der Liebe (hier unverkennbar der Hl. Geist), der Primo Amore, schaut mit Wonne auf die geliebte Beatrice, die diva amanza del Primo amante (Paradiso IV, 118), und bei sich selbst, der ewigen Wahrheit, schwört er (eine Beteuerung, die durch nichts mehr überboten werden kann): ‚Gott beabsichtigt (Praesens!), mit ihr etwas ganz Neues zu schaffen.' Also: etwas ganz Neues ist Beatrice: sie gleicht einem Engel und lebt im Himmel mit den Engeln, aber sie ist kein Engel; sie lebt in den Menschen und verkehrt mit den Menschen, aber sie hat nichts Menschliches an sich; was Natur zu schaffen vermag, ist ihr eigen; ja, weit darüber hinaus ist sie, als Werk des allmächtigen Vaters (divina potestate), das Vorbild aller Schönheit; in ihren Augen schaut man die göttliche Weisheit (das Wort Gottes, die somma sapienza) und in ihrem Lächeln malt sich Amore, die göttliche Liebe (der Hl. Geist, il Primo amante). — Und das alles ist im Sinne Dantes so ganz und gar selbstverständlich; es ist, wenn auch gekleidet in die poetische Form der Allegorie, doch dem Sinne nach einfache, nüchterne Wahrheit, — und alles, was wir über Beatrice hören, eint sich in dem als ‚unfehlbar' bezeichneten theologischen Satze: Beatrice ist ‚ein Wunder, dessen Wurzel einzig und allein die wunderbare Dreieinigkeit ist'.

* * *

In diesem Zusammenhang sei kurz erwähnt, daß sich in dem ‚Neuen Leben' nicht wenige Stellen befinden, die sich als Fälschungen erweisen. Die wichtigste, aber auch handgreiflichste ist eine in der mitgeteilten Kanzone eingeschobene Strophe, in der Gott seine Engel um die Erlaubnis bittet, die

Geliebte Dantes noch einige Zeit auf Erden lassen zu dürfen. Hier müssen wir uns auf diese Andeutung beschränken, hoffen aber in einem demnächst erscheinenden vollständigen Kommentar zum ‚Neuen Leben‘ auf diesen Punkt in sachentsprechender Weise zurückkommen zu können. Dagegen erfordert es der Zweck dieser Abhandlung, noch weniges anzuführen, was zur Vervollständigung unserer Skizze nicht übergangen werden darf.

Zunächst erinnern wir daran, daß Dante von den sieben Sakramenten, die in der Neunheit ‚Beatrice‘ enthalten sind, uns bisher sechs hat erkennen lassen; es sind dies: die Taufe, die Firmung, die Buße, die Eucharistie, die Priesterweihe, die Ehe. Das siebente Sakrament, das in deutscher Ausdrucksweise als ‚Letzte Ölung‘ bezeichnet wird, wird uns von Dante nicht geschildert, weil er es nicht ‚erlebt‘ hat und deshalb auch seine Wirkungen nicht schildern konnte. Um aber dennoch an der Neunheit Beatrice nichts vermissen zu lassen, erdichtet er ein Traumgesicht, in dem er dem Tode nahe zu stehen wähnt, und nimmt daraus Anlaß, jene glücklich zu preisen, denen es vergönnt ist, in solcher Lage ‚Beatrice sehen‘ zu können, und uns zu sagen, daß er selbst in dem visionären Todeskampfe nach Beatrice verlangte.

Indessen gehören zu den Gnadenmitteln, die in Beatrice personifiziert sind, auch noch das Lehramt und das Hirtenamt der Kirche. Darum konnte Dante, wenn er seinem Vorsatz, das Lob seiner Herrin zu singen, getreu bleiben und darin gleichsam seinen Lebensberuf finden wollte, seine Aufgabe noch nicht als erfüllt betrachten. Eines Tages nun — so erzählt er — hörte er in seinem Innern den Amore sprechen: ‚Denk' an den Tag, an dem ich von dir Besitz ergriffen, und segne ihn!‘ Nachdem Dante durch diese Worte daran erinnert war, daß er durch das Sakrament der Taufe dem Herrn der Liebe ganz zu eigen geworden war, hörte er weiter die Worte: ‚Sinne darauf, daß du so recht mir Ehre machest!‘ Da war es ihm, als wäre sein Herz erfüllt mit einem neuen Geiste, mit einem neuen Verlangen, der Liebe zu dienen (spirito amoroso); ein Liebessehnen, das bisher in ihm geschlafen hatte, war erwacht und hatte, wie er sagt, den Zustand seines Herzens so verändert, daß es ein ganz neues Herz zu sein schien. Und sein Herz selber freute sich, daß der Amore es ganz besitzen wollte. — In einem zu dieser Erzählung gehörigen Sonett, dessen Anfang: ‚Im Herzen fühlt' ich leise mir erwachen‘ wir oben unter der Überschrift ‚Die Allegorie in den Danteschen Dichtungen‘ schon mitgeteilt haben, fährt Dante fort:

> . . . Nur kurze Zeit erst weilte mein Gebieter,
> Und sieh': von dort, von wo er hergekommen,
> Sah ich Johanna nah'n und Beatrice.
> Sie kamen zu dem Platz, auf dem ich stand,
> Das eine Wunder nach dem andern schreitend.
> Und im Gedächtnis hab' ich's wohl bewahret,
> Wie da Amore sprach: ‚Hier Primavera,‘
> Die andre, die so sehr mir gleicht, heißt ‚Liebe‘.

Hier nur eine kurze Bemerkung: Beide Frauen, Johanna und Beatrice, sind 'Wunder'. Beatrice erscheint in diesem Falle als die übernatürliche Offenbarung (kirchliches Lehramt); Johanna aber, die von Dantes erstem Freund, Guido Cavalcanti, unter dem Namen 'Primavera', d. h. die zuerst Kommende, verherrlicht wurde, ist das Sinnbild der natürlichen Offenbarung, die deshalb hier Johanna genannt ist, weil sie, um mit den Worten Dantes zu reden, der Beatrice, d. i. der übernatürlichen Offenbarung ebenso vorangeht, wie Johannes (der Täufer) dem 'wahren Lichte' vorangegangen ist.

Wir empfangen also hier die erste Ankündigung jener Arbeit, die erst nach einer Unterbrechung von vielen Jahren begonnen und schließlich in der 'Göttlichen Komödie' zur Ausführung gebracht wurde. Eines aber geht schon jetzt aus diesem Zusammenhang und aus unserer ganzen Darstellung klar hervor, daß nämlich die Beatrice des 'Neuen Lebens' mit der Beatrice der 'Göttlichen Komödie' völlig identisch ist. Es ist die eine 'Neunheit Beatrice', die erst durch die Zusammenfassung des 'Neuen Lebens' und der 'Göttlichen Komödie' im Vollbilde zur Darstellung gebracht ist. Und wie in der 'Göttlichen Komödie', so gibt es auch im 'Neuen Leben' nichts Zufälliges, nirgends stoßen wir auf eine leere Phrase, nirgends auf eine unerklärliche Überschwänglichkeit, wie sie 'törichte Dichterlinge' sich erlauben, sondern jedes Wort gewinnt eine ernste und tief empfundene Bedeutung; keines ist überflüssiges Beiwerk, nirgends ist eine Lücke. Trotz der Vielseitigkeit des Gegenstandes und trotz Verschiedenheit der Beziehungen untereinander ergibt sich aus allem jene wunderbare Konkordanz, die eine untrügliche Bürgschaft der Wahrheit ist. Das wird freilich mit voller Klarheit erst erkennbar sein, wenn einmal der Kommentar, den wir vorhin angekündigt haben, vorliegen wird; in ihm soll gleichsam jedes Wort des 'Neuen Lebens' seine Erklärung finden und für die Richtigkeit der Gesamtauffassung ein Beweis geführt werden, der so fest und geschlossen ist wie das Gefüge einer Zyklopenmauer.

Kleine Bausteine

Karl Domanig, der Mensch und der Dichter
Von Hubert Rausse.

Wie nach der Totenfeier Licht um Lichtlein
Erlischt; der Katafalk, entkleidet, steht
Als Schemen da, die schwarzen Tücher fallen,
Mit neuen Blumen schmückt sich der Altar
Und leis entschwebt des Weihrauchs letzter Duft:
So schwindet rasch der Toten Angedenken.
O sprich von Leben in der Nachwelt nicht!
Wie, wenn mich überdauerte mein Name,
Weil Gott mir gab, ein bleibend Werk zu schaffen;
Bin ich es dann, dem ihre Rede gilt?

Als der jüngst verstorbene Domanig in seinem ‚Abt von Fiecht‘ diese Worte schrieb, da wird er selbst empfunden haben, daß er mit den Werken, die er der Nachwelt hinterlassen sollte, ihr niemals ein volles Bild seiner Persönlichkeit zu geben vermochte. Denn eine Wertung des Dichters Domanig kann von der Bedeutung seines ganzen Menschen kein rechtes Bild geben. Zwar war bei ihm beides stets aufs engste verschmolzen: das Sein und das Schaffen, die Persönlichkeit und das Geschaffene, aber der Mensch war größer als das Werk.

Die Domanigs waren eine alte Wirtsfamilie, was damals in den Bergen mehr und bodenständigeres zu bedeuten pflegte als jetzt. Aus dem Dorf Winklern, hart an der Tiroler Grenze am Fuße des Glockners, wanderte der Urgroßvater des Dichters nach Leisach ins Pustertal. Dessen Sohn Elias, Andreas Hofers vertrauter Freund, wurde durch Einheirat Postmeister von Schönberg. Der Dichter hat oft und gern von ihm erzählt. ‚Dein Großvater wohl — so läßt Domanig seine alte Tante berichten, der er eine ganze Menge seiner Erzählungen verdankt — hat wacker mitgetan Anno Neun, das wirst du wohl wissen. Er ist dem Andrä Hofer sein bester Freund gewesen, mit dem er alles abgekartet hat; droben im Wirtshaus im kleinen Gaststübele sind sie immer g'sessen. Und deinen Vater hat der Sandwirt besonders gern g'habt; der wird damals so zehnjährig gewesen sein und soviel ein zumachet's Bübl, wie ich immer g'hört hab'.‘ Als der Sohn dieses zumachet's Bübl wurde Domanig am 3. April 1851 in Sterzing geboren. Schon Goethe erwähnt das ‚interessante Städtchen mit südlicher Bauart, ein Stück vom deutschen Mittelalter, mit italienischen Pflästerchen bestrichen‘. Der Knabe genoß eine Freiheit, wie sie nur die Ruhe der Kleinstadt den Kindern geben kann. Er trieb sich in den Bergen und bei

den Bauern herum, leitete als Hauptmann die Kriegsspiele seiner Schulkameraden und war bereits mit zwölf Jahren ein ausgemachter Schütze. Die Gymnasialzeit war weniger angenehm, zunächst im Benediktinerstift Fiecht, dann auf dem Gymnasium in Brixen, weiter in der strengen Hut des Salzburger bischöflichen Borromäums. Und da sich des Knaben Freiheitssinn mittlerweile an Zucht und Fleiß gewöhnt zu haben schien (Homer war sein Lieblingsdichter), so ließ der Vater den Sechzehnjährigen in Meran weiterstudieren. Aber der Unerfahrene warf hier Glauben und Wissenschaft über Bord und wurde bald am Gymnasium unmöglich. Halt und Gesundung brachte dem Werdenden, Ringenden die alte Heimat und das Elternhaus. Aus eigener Kraft bereitete er sich nun auf das Schlußexamen vor, das er glänzend bestand. Kurz zuvor hatte Domanig seinen Vater verloren; so begleitete 1870 die Mutter das Sorgenkind nach Innsbruck ins erste Semester. Domanig hat ihrer stets mit besonderer Liebe gedacht,

— — der Mutter, die mich geboren und sorglich erzogen,
Der ich das meiste gewiß, was ich besitze, verdanke,
Viel am Körper und mehr am Geiste; den Sinn für das Schöne
Und des Willens elastische Kraft; den heiligen Schatz dann
(Nennt es Glaube, Liebe — den Trost und Inhalt des Lebens!),
Den mir sie in der Zeiten umstrittenster treulich behütet.
Wahrlich, was ich erreicht, wieviel es sei: durch das Erbe,
Das mir mutterhalb ward, nicht anders wärs mir geworden.

Die Berufsfrage blieb vorläufig latent. Malerei und Medizin interessierten ihn, schließlich entschied er sich für's Jus, aber der Student war vor allem anderen ein ‚Austrier'. Mit dem ebenfalls als Dichter bekannt gewordenen August Lieber, dem Bruder des verstorbenen Zentrumsführers, und mit dem ihm kongenialen Adolf Bruder, dem Herausgeber der ersten Auflage des Staatslexikons der Görresgesellschaft, dem Helden der Domanigschen Erzählung ‚Sich selbst im Wege stehen', begann für Domanig nun ein frisches, freies, frohes Studentenleben, das für das Verständnis seines ganzen Menschen von Wichtigkeit ist. Was er damals war, das ist er im Grunde geblieben: der jugendliche Optimist, der stürmende Idealist, der Organisator mit der Tendenz zum Kern, zum Wesen vorzudringen, eine Tendenz, der stets etwas Pädagogisches beigemischt war. Wie er damals als junger Bursch seiner Verbindung Austria Kraft, Zeit und Geld opferte, nicht etwa nur, weil die frohe studentische Außenseite ihn lockte, sondern weil er die Bedeutung der katholischen Korporationen aus Innerstem erfaßte, wie er damals seiner ‚Katholischen Burschenschaft' zum zehnten Stiftungsfeste eine Art Brevier schrieb, eine Begründung ihrer Ideen, der in den ‚Scholarenliedern' die Poesie gewordene Burschikosität folgte, — so hat der reifere Mann dann für seine Heimat gekämpft, für die Erhaltung ihrer Sitten und Gebräuche, ihres Volkstums, ihrer Religiösität. Es ist im Innersten die gleiche Kraft, das gleiche Fühlen, das den Burschen der Austria und den Dichter Tirols beseelt — die Auffassung von einer Mission.

Von diesem Standpunkte aus wird man auch dem Dichter gegenübertreten müssen.

Daß bei dem frohen Studentenleben das Berufliche vorläufig zu kurz kam, ist leicht verständlich. Ein Straßburger Semester ließ Domanig der Literatur, Kunst und Philosophie nähertreten, aber er fühlte selbst, daß ein Zwang seinem Stürmen und Drängen eine Grenze setzen müsse. So trat der Zweiundzwanzigjährige ins Germanikum in Rom ein, nicht um Theologe zu werden, sondern um an der Gregoriana sein Philosophiestudium zu beenden. Als ein Gereifter kehrte der zum Doktor Promovierte zurück, sein Blick war aus dem Engeren zum Weiteren gegangen; ‚konnte er nicht ein vates im priesterlichen Sinne werden, so wollte er es seinem Volke als Dichter sein'. Auf dem klassischen Boden in Rom erwuchs in ihm vertieft die Liebe zur engeren Heimat, unter der Sonne Italiens bekam er den Blick für die Größe der altdeutschen Meister. Auch Domanigs Kunst war deutsch in dem andern Sinne, daß sie herb war. Die Renaissance, wenn er auch ihre Bedeutung nicht verkannte, war ihm eine Verwälschung des Deutschtums. Eine gewisse Schroffheit der Kontur ist seiner Zeichnung stets zu eigen geblieben.

Zunächst lockte ihn die Dichtung des Mittelalters. Er schrieb über Wolframs Titurel, über den Gral und die Heimat Walters von der Vogelweide, Studien, denen bei aller tiefreligiösen und künstlerischen Erfassung der mittelalterlichen Stoffe doch zu sehr die strenge Schulung abging, als daß sie für die Wissenschaft hätten grundlegend werden können. Dem jungen Gelehrten sah stets der werdende Dichter über die Schulter. Und so griff er denn mit beiden Händen zu, als ihm mit der Herausgabe des ‚Tyroler Kalenders' die Möglichkeit gegeben wurde, für sein Volk zu arbeiten. ‚Ich sagte mir: Der Kalender ist doch das einzige Buch, das in jedem Tyroler Hause gekauft und während eines ganzen Jahres gelesen wird; und dieses einzige und beste Mittel, um auf das Volk zu wirken, ist bei uns so völlig vernachlässigt; denn Kalender schreiben war damals bei uns zu Lande so ziemlich das gemeinste Handwerk. Ich bin also Kalenderschreiber geworden und habe es dahin gebracht, daß schon am zweiten Jahrgang des Tyroler Kalenders hochangesehene Gelehrte, darunter auch politisch anders denkende, und führende Politiker mir ihre Beihilfe liehen, ja sogar ihre Aufsätze größtenteils mit Namen zeichneten. Der dritte Jahrgang brachte es, was für eine auf Deutschtyrol beschränkte Denkschrift damals sehr viel war, auf eine Auflage von 20 000 Exemplaren.' Der Dichter selbst hat hier eine Reihe seiner Arbeiten veröffentlicht. Er war bei seinem Volk angekommen, dem er stets gehört hatte und dem er von nun an in beispielloser Weise die Treue hielt. Auch als ihn das Schicksal nach Wien verschlug. Durch 21 Jahre waren neun Mitglieder der kaiserlichen Familie seine Schüler in Literatur- und Kunstgeschichte. Domanig wurde Adjunkt am Münz- und Antikenkabinett und rückte zum Direktor der Medaillensammlung des kunsthistorischen Hofmuseums vor. Eine ganze Reihe von

numismatischen und kunsthistorischen Publikationen zeugt von dem Fleiß und Wissen des Beamten. Seine Werke über die ‚Porträtmedaillen des Erzhauses Österreich‘ und ‚die deutsche Medaille in kunst- und kulturgeschichtlicher Hinsicht‘ sind grundlegender Natur. Ein alter Herrensitz mit großem Garten in Klosterneuburg wurde dem Dichter, der in der Ehe Glück und Ruhe fand, mit seinen vielen Erinnerungsgegenständen ein tirolisches Tuskulum.

Vom Menschen hat man auszugehen, wenn man den Künstler verstehen will. Domanigs Name hat eine Zeitlang im literarischen Kampf gestanden; mit Fehlern auf beiden Seiten. Helfende Kritik hat seine Dichtung wenig beeinflußt, und wie es falsch war, ihn zu übersehen, so war es falsch, in ihm zuviel zu sehen. Größe war ihm versagt. Es ist ihm nie gelungen, Individuelles ins Typische zu gestalten. Wo seine Kunst dem Typischen nahe kommt, geht sie von ihm aus, nicht zu ihm hin. Das ist stets der Weg der Volkskunst gewesen, der Weg, den die alten Epen gingen, vielleicht der Anfangsweg jeder Kunst, die dann schließlich in ihren besten Individualitäten den Weg ins Typische wieder zurückfand. Domanig war ein Volksdichter, nicht nur in dem Sinne, daß er fürs Volk dichtete, auch in dem weiteren und höheren, daß seine Dichtung aus dem Volke erwuchs. War dieses Kunst, so jenes Tendenz; ihre Verbindung machte ihn zum Volksdichter von Beruf. Von ihm selbst gilt, was er einmal dem Tiroler Klerus nachrühmt:

> Und recht ein Glück ist's, daß die Geistlichkeit,
> Wie sie herausgewachsen aus dem Volk,
> Auch mit dem Volke fühlt. Ja fühlt und handelt.

Domanig hat nie für den einzelnen Leser geschrieben, stets für ein Volk, sein Volk. Er ist auch als Dichter stets Missionar, Volksprediger, dessen Stimme erst Kraft gewinnt, wenn er den Resonanzboden der Menge fühlt. Und deshalb ist es für den, der nicht dieser ‚Menge‘ angehört, so schwer, den tiefsten und reinsten Klang seiner Stimme überhaupt zu hören. Denn die Bedeutung fast aller seiner Werke liegt mehr nach der Seite des Volkstümlich-Nationalen, als nach der Seite des rein Dichterischen. Doch ist ihm in einigen Werken die Verschmelzung zur künstlerischen Einheit gelungen*.

Tyrol, wie Domanig aus Konservativismus schreibt, ist der Kern seines Dichtens und Denkens. ‚Wenn ich überhaupt meine Stellung als Poet recht verstehe, so bin ich als solcher wohl zu allererst Tyroler und tyrolischer Volksmann‘. Eine Vaterlandsliebe lebt in ihm, die so gar nichts Geographisches an sich hat, sondern Quell und Ziel sah im tiefsten W e s e n seines Volkes, in seines Volkes Gesundheit, Lauterkeit, Religiosität. Ein Patriotismus, sagt er mit Graf Stollberg, der die näheren Verhältnisse überspringen

* Bis Ostern 1914 soll eine fünfbändige Gesamtausgabe von Domanigs Werken, unterstützt durch möglichst viele Subskriptionen, im Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten und München, erscheinen: Subskriptionsfrist bis 15. April 1914 5 Bände in Leinen elegant gebunden auf Subskription 25 Mark = 30 K. Nach der Subskription 30 Mark = 36 K.

Gustave Doré / Illustration aus dem „Don Quijote"



will, ist nicht die wahre Vaterlandsliebe, er ist ein Irrtum des Verstandes, das Herz läßt er kalt. Und deshalb: wenn er Tirol sagt, meint er die Tiroler, und wenn er von Vaterlandsliebe spricht, so meint er die Liebe zum engsten Volk. ‚Wenn wir erst gute Egerländer, rechte Mürztaler, echte Wipptaler sind, dann werden wir auch gute Böhmen, brave Steyrer, ganze Tyroler sein.‘ Ist es nicht seltsam, wie wenig dieser Klassiker Tirols die Schönheiten seiner Heimat, die Größe der Alpenwelt gepriesen hat? Wie wenig sogar in seinem Epos ‚Pulver und Blei‘, in dem doch der Kampf mit den Mächten der Berge das eigentliche Thema ist!

Freundlich grüßen
Die grünen Matten aus dem schönen Ennstal,
Die Sträucher knospen, Frühling will es werden.
Und Huter atmet auf. Wie groß und keusch
Die Berge! Amseln gluckten im Gebüsch,
Und aus dem Winterkorne stieg das Rebhuhn.
Doch finster sah der Tauern auf sie her,
Schwarzes Gewölk stand dort am weißen Himmel.

Das ist die reichste Schilderung, und ihr Zweck ist, auf den Sturz der Lawine vorzubereiten. ‚Schier ängstlich sagte Straub: Du, das ist Südwind!‘ Stets stehen bei Domanig die Menschen im Vordergrunde. Seine Berge liebt er, wie der Tiroler sie liebt: treu und stumm. Er spricht nicht über sie, weil auch der Bauer es vermeidet. Den in seiner alten Kernigkeit, seiner treuen Biederkeit, seiner wurzelfesten Religiösität zu erhalten, war Domanigs tiefstes Bemühen. Und ‚weil ihm an seinem Volke lag‘, schrieb er sein Kulturbild ‚Die Fremden‘, die Geschichte eines Arztes, der auf der großstädtischen Universität den Heimatboden verloren hat und dann während eines Sommers bei den Verwandten in Tirol, von der Liebe geführt, den Weg zurückfindet zum Vaterland, zum Volkstum. Um diesen Kern sind die verschiedensten Probleme der Fremdenfrage gruppiert, vor allem das eine: die religiöse Mission seines Volkes, den Tausenden von Fremden als katholisches Volk ein Vorbild zu sein. Domanig war nach einigen Schwankungen seiner Jugendzeit stets ein tief empfindender, gläubiger Katholik, dem es Pflicht und Bedürfnis war, ‚sich durch ernstes Studium über Fragen der Religion zu unterrichten, sich klar zu werden über die Tragweite des Katholizismus für jede Lebensbeziehung und die unerschöpfliche Schönheit desselben‘.

Domanigs Lebensarbeit galt der dichterischen Darstellung der Glanzzeit seines Heimatlandes, dem Tiroler Freiheitskampf. 1874, während seines Aufenthaltes in Italien, draußen in der Campagna kam dem Dreiundzwanzigjährigen der erste Gedanke. ‚Eine Geschichte beschäftigte mich, die mir meine Mutter erzählt hatte: Im Jahre 1809 habe der Talerwirt von Schwaz einem bayerischen Offizier, dem er wohlwollte, unmittelbar vor Ausbruch des Aufstandes zur Flucht verholfen, indem er ihn in eine Zille drängte und den Inn hinabschwimmen ließ. Ich wußte nichts Näheres über den

Vorfall, aber die Einbildungskraft ist da immer geschäftig — es konnte etwa ein Liebeshandel im Spiel und so und so gewesen sein . . . Ich nahm den Bleistift zur Hand und brachte die Geschichte, so wie ich sie mir gerade darstellte, als dramatische Szene zu Papier.' Es war die ‚Braut des Vaterlandes'. 35 Jahre später legte Domanig die mittlerweile einzeln erschienenen Teile in völliger Umarbeitung seinem Volke als Jubiläumsgabe vor: ‚Der Tyroler Freiheitskampf. Dramatische Trilogie mit einem Vor- und einem Nachspiel.' Eine Einleitung dazu bildet die im gleichen Jahre 1909 erschienene epische Dichtung ‚Um Pulver und Blei'. Sie erzählt die Entsendung der beiden Deputierten Straub und Huter zum Kaiser nach Wien, um Pulver, Blei und Geld für Tirol zu erbitten, und die schwierige Rückkehr der Helden mit ihren schwerbeladenen Wagen durch ein vom Feinde größtenteils besetztes und durch Schnee und Winter fast unzugängliches Gebiet. Eine straffe, epische Form hält den reichen Inhalt der Erzählung in stetem Wechsel zwischen packender Dramatik und gemütlicher Idylle, zwischen direktem Bericht und nachholender Erzählung zu einer strengen Einheit zusammen. Die Helden stehen in lebendiger Charakteristik vor uns, und die Verse passen sich, ohne glatt zu sein, dem Gang der Erzählung in guter Nachfühlung an. Die Schilderung des Übergangs über die Radstätter Tauern mit der einleitenden Leichtigkeit der Wirtshausszene, der sich steigernden Schilderung der Hindernisse, bis in dem Sturz der Lawine das Epos seinen Höhepunkt findet, beweist Domanigs starke epische Kraft. Dahin wies überhaupt seine Begabung — zum Epos, das breitwurzelnd die Geschicke eines Volkes trägt. Domanig spricht so gern von seinen homerischen Bauern, dem homerischen Boden seiner Heimat. Sogar für die Darstellung seines Freiheitskampfes sah er sein Vorbild in dem griechischen Dichter. (‚Wie das geschehen mußte, war mir nie zweifelhaft: in derselben Weise, wie Homer den Trojanischen Heldenkampf behandelt: Durch Schilderung von besonders bezeichnenden Einzelepisoden'.) Jeder einzelne seiner Tiroler Helden ist nur ein Teil des Ganzen, jedes einzelne Schicksal ist symptomatisch für das ganze Volk. Domanig meint immer d i e Tiroler, nicht nur, wie ich vorhin sagte, wenn er von Tirol, sondern auch wenn er vom Tiroler spricht. ‚Hat nicht alle Wirklichkeit auch eine bleibende symbolische Bedeutung?' — fragt er im Vorwort zu seinen ‚Kleinen Erzählungen'. Er sieht immer hinter dem Kleinen das Große, hinter dem Einzelnen das Ganze und, in s e i n e r Erfassung und Erfüllung der Kunst, hinter allem ‚Tyrol'. Volksideen und Volksschicksale aber trägt am besten das Epos, das — wieder zitiere ich des Dichters Worte — ‚eine Synthese alles dessen sein muß, was in seinem Volke lebt'. Das ist Domanigs größter Ehrgeiz gewesen, den erfüllt zu sehen ihm das Schicksal verwehrte.

Wie wundervoll tirolisch, wie stark und markig, überzeugend in jeder Linie sind so manche seiner kleinen Erzählungen. Kein überflüssiges Wort, und doch stehen diese Menschen in der hellen, sichtigen Luft der Berge, die den Dichter sie sehen und formen gelehrt, wie gemeißelt vor uns. Ihre

Einfachheit ist Größe und ihre Schmucklosigkeit strömt einen Zauber aus, wie ihn modernste Stimmungsnovellen nicht kennen. Allerdings: ‚Wer sich mit mir vertragen will, muß mich langsam lesen, wer mich recht verstehen will, zweimal.‘ Diese Geschichten sind nicht erfunden und erdichtet, sie sind nur erlebt und erzählt: das gibt auch ihrer Schlichtheit die Seele. Was würden moderne Psychologen aus dem ‚Fürst Lienhard‘ gemacht haben, der sich, nur weil er einmal einen hochstehenden Fremden geführt hat, aus einem etwas arg eingebildeten Menschen zum richtigen Narren entwickelt? Wie einfach ist hier alles und wie wahr, bis auf den gekünstelten Schluß mit der den Eindruck fast zerstörenden medizinalrätlichen Bemerkung: ‚Paranoia, Größenwahn, harmlose Natur‘. Da steht die erschütternde Wallfahrtsgeschichte ‚Erhörung‘ und die einfache Kalendererzählung ‚Der Postillon von Schönberg‘. Sie gibt im Kern schon den Inhalt des ‚Idealisten‘, den zweifelskranken Menschen, der den Ausweg nicht findet zwischen Liebe zur Heimat und Liebe zum Weibe; nur daß hier alles einfacher und echter ist. Denn dieser Postillon steht vor dem ersten Riß in seinem Innern mit der ganzen Unerfahrenheit und dem Bangen eines Kindes, bis der Zweifel zur Verzweiflung wird und erst ein äußeres Erlebnis ihm das Gleichgewicht wiedergibt.

‚Der Idealist‘ sucht ein ähnliches Thema dramatisch zu lösen. Der Konflikt ist aber nicht ausgearbeitet, eine Parallelhandlung zerstört den dramatischen Aufbau und die Lösung ist ohne alle innerliche Berechtigung rein äußerlicher Natur. Aber kehren wir zu Domanigs epischer Begabung zurück. In seinen kleinen Erzählungen steht noch die reifste seiner Geschichten: ‚Ein Lebenszweck‘. Der Valtl und die Lutschi, die ein ganz kleines Häuslerhäusl hoch oben in den Bergen ihr eigen nennt, haben erst in späten Jahren Hochzeit machen können. Erst nachdem ihr Vater gestorben, der Signor Pietro, der als junger Bursch Steinmetzgehilfe in Mailand gewesen war. Die Lutschi setzt ihm einen schönen Grabstein und macht dabei 60 Gulden Schulden. Die zahlt der Valtl aus seinem eigenen Ersparten und läßt sich gleichzeitig vom Steinmetz einen großen Grabstein für sich und die Lutschi aufschwätzen. Mit köstlicher Feinheit in der Charakterschilderung erzählt uns nun der Dichter, wie diese beiden doch noch rüstigen Menschen nur der e i n e Gedanke an ihren Tod beherrscht und sie zu rastloser Arbeit anspornt, wie sie sparen und erhausen für das Einmeißeln der Grabschrift, für den Jahrtag, für das Ansagen der Leiche, das Totenmahl usw. Leider ist auch hier wieder der Schluß gekünstelt; aber die Menschen leben. Domanig erzählt durchaus, wie er hört und sieht, er ist von absoluter Ehrlichkeit. In Einzelheiten erinnert seine Kunst an die allerdings viel reichere und episch geschlossenere des schweizerischen Pfarrers zu Lützelflüh, Jeremias Gotthelf. Ein Muster vaterländischer Erzählung ist auch ‚Der Schwegelpfeifer von Spinges‘, der im ‚Tyroler Hausgärtlein‘ steht, einem echten Volksbuch in der Wahl der Stoffe und der Form der Erzählung.

Domanig hat Zeit seines Lebens um den Lorbeer des Dramatikers gerungen. Er hatte den Blick für das Bühnenwirksame, er beherrscht auch

hier die Massen und die Einzelpersönlichkeit, soweit sie, wie im Epos, Protagonist der Masse ist, aber ihm fehlte das sichere Gefühl für die Ausarbeitung, Zuspitzung und für die typische Bedeutung des dramatischen Konflikts. Wo seine Dramen auf diesen gestellt sind, versagt er: im ‚Idealist', in der ‚Lieben Not', auch im ‚Gutsverkauf', in dem der Gegensatz zwischen dem Volkstum der Gebirgler und dem Geldprotzentum sich nicht über die Bedeutung des Einzelfalles ins Typische erhebt. Anders in seinem Lebenswerk. Da ist Tirol selbst der Held, da hält der vaterländische Grundgedanke die fünf Teile geschlossen zusammen, auch wenn die dramatische Einheitlichkeit einmal versagt. Nicht die Einzelheit spielt hier eine Rolle, sondern das Ganze, und in ihm hat Domanig ein großes, dauerndes, würdiges Denkmal des Freiheitskampfes seiner Heimat geschaffen. Rosa, die ‚Braut des Vaterlandes', ist die Verkörperung Tirols. Gewaltsam löst sie sich (im Vorspiel) von dem Geliebten, dem Feind ihrer Heimat, erduldet in der Folge alle Schrecken des Krieges, tiefstes Leid und schwerste Schmach, bis sie (im Nachspiel) als die Frau des Freiheitshelden Pichler am Denkmal Andreas Hofers Zeugnis ablegt von der weltgeschichtlichen Bedeutung des großen Kampfes. Die eigentliche Haupthandlung zerfällt in drei Teile: Speckbacher, der Mann von Rinn, Joseph Straub, der Kronenwirt von Hall, und Andreas Hofer, der Sandwirt, in denen sich Entstehung, Höhe und Ende des Freiheitskampfes symbolisieren. Denn im Grunde handelt es sich in der Trilogie nicht um die Persönlichkeiten an sich, sondern um Episoden der Erhebung, und damit um verschiedene Charakterseiten des tirolischen Volkes. Als einst ein Haufe von Landesverteidigern nach ihrem Anführer gefragt wurde, klang die Antwort: Wir haben keinen! Das Volk ist der Held, in der Geschichte wie hier im Drama, denn in allen drei Titelhelden steckt ein Stück von Tirol. Das gibt in Verbindung mit den lebhaften, farbenreichen Volksszenen dem ganzen Werk jene große, bezwingende, epische Linie der Einheitlichkeit, vor der die dramatische Einzelheit verschwinden kann und oft genug verschwindet. Im Ganzen atmet das Pathos menschlicher Größe und völkischen Empfindens, für das Domanig in seinem dialektisch gefärbten, das Tiroler Idiom gut charakterisierenden Hochdeutsch auch die rechte Sprache gefunden hat. Im einzelnen zeigt sich aber auch in der Variation des Themas kunstvolle Verschiedenheit genug, in der Charakteristik wie in der Form, um das Interesse des Lesers nie erlahmen zu lassen.

Seinen Ruhm hat Domanig begründet mit dem Epos ‚Der Abt von Fiecht'. Mit Recht, denn in ihm zeigt sich am reinsten der Dichter, der Epiker. In zehn Abschnitten erzählt er seiner Gattin, die er hinauf zur Burgruine des Landsknechtsführers Frundsberg geführt hat, von den Schicksalen des Klosters Fiecht und seines ehemaligen Abtes Bemp,

> Wie ich sie da und dort gehört, gelesen,
> Und sie ergänze nach dem eigenen Sinn.
> Just, da ich dich beglückt im Arme halte,
> Mag ich mich denken in des andern Not;

Denn der uns beten lehrte, hieß der Bitte
Um zeitlich Wohl anfügen unserer Schuld
Und unserer Schwäche offenes Geständnis.

Und zum Schlusse:

Was ist dir? Deine Hand von Tränen feucht!
Komm, es ist spät! Von drüben tönt der Mönche
Gebet: Procul recedant somnia
Et noctium phantasmata — wie weiland;
Komm, laß uns gehen, Schatten wirft die Nacht.

Das Epos ist das Lied von der Schuld, die aus der Halbheit erwächst. Zum Helden Cölestin Bemp, dem jetzt das Kloster Fiecht regierenden, ehemaligen Obersten im Türkenkriege, kommt eines Abends ein fremder Klosterbruder, in dem er einen alten Kampfgenossen erkennt. Von ihm erfährt er, daß ihm Weib und Kind, die er von Türkenhand gefallen glaubt, noch leben. Er flieht, nachdem er sich am Klostergut vergriffen, fristet mit Gattin und Tochter ein vom Unglück verfolgtes Leben und kehrt dann zurück, um in der Nähe seines ehemaligen Klosters in strengem Einsiedlerleben seine Schuld zu büßen. Die Schuld der Halbheit, die ihn das beabsichtigte Klosterleben mit dem Kriegshandwerk vertauschen, ihn nach dem vermeintlichen Tode seines Weibes ohne tieferen Beruf das Ordensleben wählen und dann seinem Pflichtenkreis wieder entfliehen ließ.

Die Stämme fallen, die im Kerne krank —
Ich diente nicht in Wahrheit vor dem Herrn.

Auf dem Sterbebette bekennt er seinem ehemaligen Diener ‚die Schuld, die Schuld', seine letzte Bitte ist um Erbarmen,

Und durch die Türe, die der Sturm erbrochen,
Zur Klause dringt der volle Sonnenschein.

Mag in der Lösung der Schuldfrage dem Dichter nicht alles gelungen sein, der ‚Abt von Fiecht' zeigt eine echt epische Form, lebendige Erzählungskunst und eine, auch in schwierigen psychologischen Fragen nicht versagende Charakterisierung. Der ihn schrieb, hatte die Halbheit überwunden. Domanig hatte sich zu jener Klarheit durchgerungen, von der die wenigen Gedichte seines ‚Wanderbüchleins' am tiefsten Zeugnis ablegen. Sie zeigen vielleicht mehr den Denker als den Dichter, aber sie sind erwachsen aus dem Boden gefestigter Weltanschauung und gereift durch die Fülle der Erfahrung. Und so stehe hier zum Schluß eins seiner schönsten, ‚Die Verlassenschaft':

‚Und was an Gütern hinterläßt du? Sag!'
Nur ein Stück Feld,
Das vordem brach gelegen.
Ich hab's bestellt,
Mit Nutz- und Zierholz wohl besetzt,
Wissen und Können darangesetzt
Und Mühen allerwegen,
In Sommerszeiten wie manchen Tag!
Die Enkel, mein' ich, loben den Ertrag.

Entlarvte Materialisationsphänomene

Von Max Ettlinger

Der Spiritismus älterer Ordnung, wie er seit Mitte des 19. Jahrhunderts von Amerika zu uns herübergekommen ist, war zunächst eine Bewegung von vorwiegend religiös-sektenhaftem Gepräge. Die Medien, auf die man in den spiritistischen Zirkeln zur Herbeiführung der wunderbaren Vorkommnisse sich angewiesen fand, genossen bei ihren Anhängern ein blindes Vertrauen; und diese oft geradezu rührende Anhänglichkeit blieb ihnen nicht selten auch dann noch erhalten, wenn sie als gewerbsmäßige Betrüger entlarvt und von den Gerichten für eine Zeitlang ihrer Gemeinde entzogen worden waren. So erfreut sich z. B. das ehemalige Berliner Blumenmedium Anna Rothe, obwohl es im Jahre 1903 wegen erwiesenen Betrugs in 48 Fällen und Betrugsversuchs in 12 Fällen zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt wurde, noch heute einer begeisterten Gemeinde, und ihr damaliger Hauptentlastungszeuge Georg Sulzer tritt erst neuerdings wieder — in einer allerdings wenig stichhaltigen Weise — für diese angebliche Märtyrerin einer höheren Wahrheit in die Schranken*.

Im allgemeinen ist aber heute doch, vor der Öffentlichkeit wenigstens, diese ältere Generation der naivgläubigen Spiritisten erheblich in den Hintergrund gerückt. Und an ihrer Stelle tritt ein neues, intellektuell anspruchsvolleres Geschlecht hervor, welches seine Anhängerschaft an den Mediumismus mit allen Mitteln wissenschaftlicher Beweisführung zu rechtfertigen unternimmt. Die geistige Leitung und Propaganda ist aus der Hand der Medien selbst immermehr in die der sogenannten Mediumforscher übergegangen. Und diese letzteren haben, da sie sich den älteren Spiritisten ungefähr ebenso überlegen dünken wie der moderne Chemiker dem Alchimisten oder der Astronom dem Astrologen, der ganzen Bewegung alsbald auch einen neuen Namen gegeben. Nicht mehr ‚Spiritismus', Geisterglaube, soll es jetzt heißen, sondern ‚Okkultismus', zu deutsch Wissenschaft vom Verborgenen, also eigentlich Wissenschaft von dem, was man nicht weiß. Neue Worte haben sich in der Mediumforschung überhaupt rascher eingestellt als wesentlich neue Tatsachen und Begriffe; diese Geheimwissenschaft besteht bei vielen ihrer Vertreter ganz vorwiegend im Gebrauch schwerverständlicher, dem Uneingeweihten verschlossener Fachausdrücke, aus denen keineswegs ohne weiteres auf den Besitz überlegener Fachkenntnisse und einwandfreien Fachwissens geschlossen werden darf. Daß man z. B. die Bewegungen von Gegenständen, die aus erheblichen Entfernungen vom Medium bewirkt werden, statt ‚Fernbewegungen' lieber auf griechisch ‚Telekinesen' nennt, daß man die früheren Geistererscheinungen in ‚Materialisationsphänomene' umtauft und sie der ‚subliminalen Psyche', zu deutsch dem Unterbewußtsein des

---

* Vgl. Sulzer, Licht und Schatten der spiritistischen Praxis. Leipzig 1913, bei O. Mutze. Das Werk ist, für kritische Leser, zum psychologischen Verständnis mancher religiösen Verirrungen recht lehrreich, zumal es auch auf die Zusammenhänge mit ‚Theosophie', ‚Christian Science' u. dgl. manches Licht wirft.

Mediums zuschreibt, dies und vieles ähnliche bedeutet keinerlei wirklichen Erkenntnisfortschritt. Die bezeichneten Vorkommnisse müßten erst aus den dunklen und schwerzugänglichen Privatzirkeln der Mediumforschung vollends ans helle Tageslicht gesicherter Feststellung und freier Nachprüfung gerückt werden, ehe man von wirklichem Wissen und ernsthafter Wissenschaft sprechen dürfte.

Daß es bisher noch nicht dazu gekommen ist, daran liegt die Hauptschuld zweifellos bei den Medien selbst; aber auch eine nicht geringe Mitschuld an den Mediumforschern. Die Medien haben es bisher immer wieder als unerläßlich für das Zustandekommen der wichtigsten okkulten Erscheinungen erklärt, daß in ihrem Rücken das sog. spiritistische Kabinett, also ein in den entscheidenden Augenblicken unkontrollierbarer Raum sich befindet. Sie fordern ferner regelmäßig die Ausschaltung oder erhebliche Herabsetzung des Lichtes und schreiben ihren Erforschern von vornherein noch eine ganze Reihe von Verhaltungsmaßregeln vor, durch deren getreuliche Befolgung die Aufdeckung etwaigen Betrugs aufs höchste erschwert oder aber gänzlich unmöglich gemacht wird. Trotz dieser erschwerenden und wissenschaftlich kaum diskutierbaren Untersuchungsbedingungen ist es bekanntlich in ziemlich häufigen Fällen gelungen, Medien beim Betrug zu ertappen, so daß man in okkultistischen Kreisen dieses ‚gelegentliche‘ Schwindeln sogar ausdrücklich unter die notwendigen Wesenseigentümlichkeiten echter Medien zu rechnen pflegt. Trotzdem aber nimmt man immer wieder auf die Wünsche dieser schwindelhaft veranlagten Personen, deren man nun einmal zum Zustandekommen der okkulten Phänomene nicht entbehren kann, die zarteste Rücksicht und ist ihnen schon dankbar, wenn sie nur im einen oder anderen, meist recht nebensächlichen Punkt die Einführung strengerer Kontrollmaßnahmen gestatten.

Das weitestgehende Zugeständnis, welches bisher von den Medien eingeräumt worden ist, besteht in der Erlaubnis zu photographischen Aufnahmen während des Sitzungsverlaufs. Freilich pflegt auch diese Erlaubnis auf bestimmte, dem Medium meist vorher bekannte Augenblicke beschränkt zu sein, und die Richtung, aus welcher photographiert wird, ist dem Medium schon aus den aufgestellten Apparaten ohne weiteres kenntlich. Mit den so erzielten Aufnahmen glaubten die Anhänger des Okkultismus einwandfreie Urkunden für die Tatsächlichkeit der sonderbaren Vorgänge bieten zu können. In Wahrheit sind aber gerade diese Photographien niemandem willkommener gewesen als den Gegnern des Okkultismus und seinen skeptischen Bezweiflern; denn gerade an Hand solcher Momentaufnahmen ließen sich bereits eine ganze Anzahl Betrugsmanöver nachträglich aufdecken, die den Sitzungsteilnehmern selbst vorher entgangen waren. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die okkultistischen Zeitschriften und Autoren ganz neuerdings die anderweitige Wiedergabe ihrer Photographien ausdrücklich zu verbieten und damit diese belastenden Augenscheinszeugnisse dem gegnerischen Aufklärungsbemühen vorzuenthalten pflegen.

Die technisch besten Materialisationsphotographien, die wir bisher besitzen, sind in dem jüngst erschienenen Werk des Münchener Nervenarztes Dr. A. Freiherr von Schrenck-Notzing über ‚Materialisationsphänomene'* enthalten, und sie sind auch unter so freien Aufnahmebedingungen erzielt, wie sie bisher kaum anderwärts zugelassen worden sind. Als einen besonders ‚bedeutenden methodischen Fortschritt' seiner Arbeit sieht es der genannte Mediumforscher ferner an, daß ihm auch einige kinematographischen Aufnahmen gestattet wurden, in denen man das Hervorquellen einer materialisierten ‚Schleiersubstanz' aus dem Mund des Mediums und ihr Zurücktreten in den Mund von Anfang bis Ende verfolgen kann. Aber es wäre weit gefehlt, wenn man auf Grund dieser äußeren, mehr technischen Zugeständnisse bei Schrenck-Notzings Mediumforschungen von wirklich freien Versuchsbedingungen reden wollte. Vor allem konnten sich seine beiden Medien, die Französin ‚Eva C.' und daneben eine Polin Stanislawa P., nach ihrem eigenen Gutdünken jederzeit durch Vorziehen der Kabinettvorhänge den Blicken der Beobachter gänzlich entziehen. Außerdem fanden sämtliche Sitzungen bei Rotlicht statt, welches für menschliche Augen von vornherein recht ungünstige Wahrnehmungsverhältnisse schafft, und schließlich waren die vor und nach der Sitzung stattfindenden Körperuntersuchungen, die sogen. Kontrollen, trotz ihrer scheinbar bis zum äußersten gehenden Rücksichtslosigkeit nach dem Zeugnis aller in München mitanwesenden Ärzte durchaus noch nicht hinreichend, um die Einschmuggelung irgendwelcher später zu ‚materialisierenden' Substanzen völlig auszuschließen. Jedem unbefangenen Leser des Schrenckschen Buches muß sich, selbst wenn er vom Eindruck der beigegebenen Photographien zunächst absieht, schon aus dem Texte allein das gleiche Urteil aufdrängen, welches eine gelegentliche Sitzungsteilnehmerin, die Münchener Ärztin Dr. M. von Kemnitz, in den Worten zusammengefaßt hat: ‚Leider sind diese (vom Medium gestellten) Bedingungen in ihrer Gesamtheit zufällig derart, daß bei genauer Erfüllung derselben die Entlarvung eines etwaigen Schwindels vollständig unmöglich wird'** Auch der berühmte, unlängst erst mit dem Nobelpreis gekrönte Pariser Physiologe Charles Richet, der eine zeitlang unter die Mediumforscher gegangen war und bei Schrenck-Notzings Pariser Sitzungen einigemal teilnahm, muß sich neuestens von der Aussichtslosigkeit solcher Forschungsmethoden mit gebundener Marschroute überzeugt haben. Zu der Angabe Schrenck-Notzings, daß sich Richet aus Besorgnis um sein

* ‚Materialisationsphänomene. Ein Beitrag zur Erforschung der mediumistischen Teleplastie.' München 1914, Verlag von Ernst Reinhardt. geb. M. 16.–. Leider hält auch dieser Autor das Reproduktionsverbot aufrecht, was einer eingehenderen Kritik seiner Auffassungen sehr hinderlich sein muß.

** Die sehr lesenswerte Broschüre ‚Moderne Mediumforschung' von M. von Kemnitz (München 1914, J. F. Lehmanns Verlag, brosch. M. 1,50) enthält den nicht minder wertvollen Nachtrag eines weiteren ärztlichen Sitzungsteilnehmers Dr. W. von Gulat-Wellenburg, in dem man nur einige Wendungen gegen Schluß lieber missen möchte.

wissenschaftliches Ansehen ‚von der Beschäftigung mit dem verpönten Gegenstand einstweilen ganz zurückgezogen‘ habe, gesellt sich die anderweitige, viel einleuchtendere Nachricht, Richet habe seinen Verzicht mit der eingesehenen Unmöglichkeit begründet, wirklich einwandfreie Nachprüfungsmethoden und gute Medien ausfindig zu machen.

Was nun die beiden Schrenckschen Versuchspersonen angeht, so genügt es, da er auf die wenigen Versuche mit der Polin selbst geringes Gewicht legt, hier die Experimente mit ‚Eva C.‘ etwas genauer ins Auge zu fassen. Als sehr vertrauenswürdig kann diese Versuchsperson auf Grund von Schrenck-Notzings eigenen Angaben nicht gerade gelten; denn er schildert sie selbst (S. 53—55) als eine ausgesprochene Hysterische, moralisch minderwertig (‚ethische Gefühle nur im egozentrischen Sinne vorhanden‘), unaufrichtig und während ihrer Krisen geradezu ‚unzurechnungsfähig‘. Trotzdem oder eigentlich gerade wegen dieser hochgradigen Reizbarkeit und leichten Verstimmbarkeit des Mediums mußten alle Anordnungen und Verbote desselben von allen Sitzungsteilnehmern stets pünktlich befolgt werden; denn schon beim geringsten unerlaubten Eingriff konnten schwere Nervenkrisen eintreten und mehrtägige Erholungspausen zur Folge haben. Kurzum, ‚Eva C.‘ hat es verstanden, ihre Leute zu ziehen. Und das gilt nicht nur von ihrer langjährigen Gönnerin, Frau Bisson, die an sämtlichen Sitzungen teilnehmen muß, dabei sogar auch öfters das Kabinett betritt und deshalb von einigen anderen Sitzungsteilnehmern der Beihilfe verdächtigt wird; auch den Mediumforscher Schrenck-Notzing selbst hat das Medium so für sich einzunehmen verstanden, daß im Laufe der Untersuchung eine Reihe belastender Tatsachen seinem Gedächtnis offenbar wieder entschwunen ist. Infolgedessen gerät er mit sich selbst wiederholt in Widerspruch. So betont z. B. Schrenck-Notzing gegenüber der schon angesichts der Photographien sehr naheliegenden, durch Dr. von Gulat-Wellenburg neuerdings in einem analogen Falle erwiesenen* Möglichkeit, daß die ‚materialisierten‘ Substanzen mittels hysterischen Wiederkäuens (‚Rumination‘) willkürlich aus Magen oder Speiseröhre heraufbefördert und ebendorthin wieder verschwunden sein können, S. 357 ausdrücklich, daß ‚niemals Speisereste oder Magensäure gefunden wurden‘. Damit steht in unlöslichem Widerspruch der S. 148 angegebene Analysenbefund einer geringen Menge von ausnahmsweiser erhaschter, materialisierter Substanz; denn hier heißt es noch: ‚Auch die Speisereste deuten auf den Mund als Ursprungsort hin.‘ Sonstige Gedächtnislücken sind dem Verfasser von anderen Sitzungsteilnehmern, nämlich seinen Berufskollegen Dr. von Kemnitz (S. 22) und Dr. von Gulat-Wellenburg (S. 69 und 79) nachgewiesen worden. Man hat, wie Schrenck-Notzing zwar noch erwähnt, gerade an den Stellen, wo auf papierähnlicher Masse aufgezeichnete Geisterbildnisse hinter

* ‚Ein außerordentlicher Fall von menschlichem Wiederkäuen‘, aus der ‚Münchn. Medizin. Wochenschrift‘ in der Kemnitzschen Broschüre neu abgedruckt.

dem zurückgeschobenen Vorhang hervorguckten, Nadelstiche im Vorhang entdeckt. Diese Stichspuren haben aber nach weiteren Sitzungen charakteristischerweise an Zahl zugenommen. Und mehr noch: ein vierter ärztlicher Zeuge, Dr. Bock, hat am 13. Juli 1913 sogar sechs schwarze Stecknadeln in dem schwarz ausgeschlagenen Kabinett vorgefunden. Und gerade dieser sehr belastende Befund fehlt in dem Sitzungsprotokoll. Noch auffälliger ist das gänzliche Schweigen des Autors über die ihm wohlbekannte, bedenkliche mediumistische Vergangenheit seiner Hauptversuchsperson. Nach den Angaben in Schrenck-Notzings Werk muß man zu dem Glauben kommen, Eva C. sei kein Berufsmedium und biete sich ohne jedwedes Entgelt zu den Experimenten dar. Tatsächlich aber ist diese Person, deren Name natürlich anders lautet, nach den übereinstimmenden Mitteilungen der beiden Sitzungsteilnehmer Dr. von Gulat-Wellenburg und Privatdozent Dr. G. Kafka* bereits seit über zehn Jahren als Medium berufstätig und hat ‚vor ihrer Aufnahme in das Haus Bisson ihre okkulten Fähigkeiten gegen Bezahlung demonstriert', nachdem sie der früheren vertrauensvollen Aufnahme in das Haus des Generals N., wo sie ebenfalls durch die Zitierung eines jüngst verstorbenen Anverwandten sich Liebkind gemacht hatte, nach einer Entlarvung verlustig gegangen war. Es gehört zu den merkwürdigsten Überraschungen, die ein mit der spiritistischen Literatur bereits einigermaßen vertrauter Leser beim Schrenkschen Buch erlebt, wenn er auf Abbildung 33 einen namenlosen ‚Geist' auftauchen sieht, der mit dem vor einem Jahrzehnt bei General N. zu Algier erschienenen und damals entlarvten** Geiste namens ‚Bien Boa' weitgehende Ähnlichkeit aufweist. Es handelt sich in beiden Fällen in der Tat nicht nur um den gleichen ‚Geist', sondern auch um das gleiche Medium; und Schrenck-Notzing leugnet keineswegs, daß man es hier nur mit einer ‚Transfiguration', zu deutsch also mit einer schauspielerischen Verkleidung des Mediums zu tun hat.

Schrenck-Notzing stellt auch nicht in Abrede — er hat es mir vor dem Erscheinen des Werks einmal selbst erzählt —, daß auf einigen weiteren Photographien seines Buches betrügerische Manipulationen der ‚Eva C.' unverkennbar zu sehen sind. So figuriert z. B. auf Abbildung 29 der Fuß des Mediums als Geisterhand und auf Abbildung 36 ist es ganz deutlich, daß das Medium mit der rechten Hand die Materialisierung in Bewegung setzt; an der Stelle aber, wo ihre Hand liegen sollte, befindet sich

* Ein Beitrag zur Methodik mediumistischer Untersuchungen in der Zeitschrift ‚Die Naturwissenschaften' Jahrg. 1913, S. 1258—1262.

** Über diesen Fall habe ich bereits im Maiheft 1906 des ‚Hochland', S. 242—44 berichtet. Noch nähere Angaben enthält das als ausgezeichnete Materialsammlung von mir schon früher (Oktober 1907, S. 47—58) empfohlene Werk weiland Bischofs Wilhelm Schneider, ‚Der neuere Geisterglaube'; in seiner neuen Auflage (Paderborn 1913. Verlag F. Schöningh. Brosch. M. 10.—) von Prof. Franz Walter erheblich ergänzt, wobei man nur manchmal mehr kritische Vorsicht gegenüber okkultistischen Angaben hätte wünschen mögen. — Beide ‚Geister', der Algierer ‚Bien Boa' und sein Pariser Doppelgänger, sind übrigens in der Kemnitzschen Schrift S. 84—85 konfrontiert.

ein hellfarbiger, handähnlich geformter Knäuel, den das menschliche Auge bei der Rotbeleuchtung leicht für eine Hand halten kann, während der photographische Apparat sich nichts dergleichen vortäuschen läßt. Diesen längst bekannten, auch bei Eusapia Palladino beobachteten Trick haben, wie Schrenck-Notzing angibt, beide Medien in mehreren Fällen ausgeführt, und trotzdem bleibt für seine okkultistische Denkweise dieser Tatbestand noch rätselhaft, da man ja den Knäuel, der an Stelle der Hand lag, nicht näher untersuchen und seine Herkunft nicht ermitteln konnte. Also war es (S. 25) ‚ein materialisiertes handartiges Gebilde'.

Für Schrenck-Notzing genügt demnach der negative Umstand, daß Herkunft und Verbleib einer im Sitzungsverlauf auftretenden Materie durch die — unzulänglichen — Vor- und Nachkontrollen nicht ermittelt werden konnten, um für diese Stoffe einen von allen bisher bekannten natürlichen Produktionsweisen verschiedenen, medialen Ursprung, eben den Charakter der ‚Materialisation', anzunehmen. Was sich der Autor darunter eigentlich des näheren vorstellt, bleibt, da er keine altspiritistischen Geisterhypothesen einführen will, gänzlich dunkel; der Vergleich mit den Pseudopodien der niedersten Organismen hinkt in jeder Beziehung und gibt keinerlei bessere Verständnismöglichkeit; ebensowenig die psychologische Ableitung aus dem ‚subliminalen Bewußtsein' mitanwesender Personen.

Selbst wenn man aber diese Erklärungen, die keine sind, einmal aushilfsweise gelten lassen wollte, bliebe das sehr verdächtige Aussehen der materialisierten Substanzen um so unbegreiflicher. Es handelt sich dabei augenscheinlich um Stoffe von recht verschiedener Beschaffenheit und also wohl auch von verschiedener Herkunft. Bald sind es flüssige oder halbflüssige, rasch eintrocknende Materien, die sehr wohl durch Aufschäumen des Speichels mittels irgendwelcher chemischen Zusätze erzeugt und dann ausgeblasen sein können, bald wieder handelt es sich um ganz dünne und leichte schleierartige Stoffe, um regellos geformte oder handähnlich ausgeschnittene Gebilde gewebeartigen Aussehens, oder endlich um Zeichnungen von Porträtköpfen und ganzen Figuren auf papierähnlichen, vielfältig zerknitterten, gefalteten, zerrissenen und sogar zusammengeflickten Unterlagen.

Über die Herkunft wenigstens dieser letzterwähnten Geisterporträts in Schrenck-Notzings Werk haben nun die jüngsten Wochen einige zuverlässige Aufschlüsse gebracht. Das von Eva C. gezeigte Porträt des verstorbenen Herrn Bisson erwies sich als Kopie eines künstlerischen Bildnisses, welches einem okkultistisch interessierten Freund des Toten, dem Kunstmaler Chevreuil, aus seinem Atelier gestohlen worden ist. Eine rätselhafte Inschrift, die auf der versehentlich zum Vorschein gekommenen Rückseite eines Geisterporträts zu lesen stand: ‚Le Miro..', entpuppte sich dank G. Kafkas Nachforschungen als Kopie eines französischen Zeitschriftentitels ‚Le Miroir'. Und aus eben dieser Zeitschrift ‚Le Miroir' sind, wie unterdes der ‚Matin' vom 26. Dezember durch Bild und Wort nachgewiesen hat, die Vorlagen der sonstigen Geisterporträts entnommen.

Man sollte zunächst annehmen, diese und ähnliche Ermittlungen würden genügen, um auch der höchstentwickelten okkultistischen Vertrauensseligkeit gegenüber Eva C. und ihren mediumistischen Darbietungen ein rasches Ende zu bereiten. Aber leider läßt sich ein solcher Abschluß nach früheren Erfahrungen kaum erhoffen. Die okkultistische Geisterkasuistik hat nämlich, wie wir schon vor sechs Jahren an dieser Stelle schrieben (Oktoberheft 1907, S. 57), ‚immer ein Hintertürchen offen'. Und so werden wir jedenfalls betreffs der Geisterporträts von Eva C. bald die gleiche Ausflucht zu hören bekommen, mit der man die ‚teleplastischen Porträts'' des betrügerischen Mediums Linda Gazerra retten wollte, nachdem sie als schlechte Kopien eines Rubens'schen Engelskopfes erkannt waren. Schreibt doch zu diesem früheren Falle Schrenck-Notzing schon heute: ‚Wenn man hier, zumal bei der Zuverlässigkeit der beiden Beobachter, von einer betrügerischen Inszenierung absehen will, so würden wir in diesem Falle eine typische ideoplastische Reproduktion des Mediums Linda G. vor uns haben', also zu deutsch wieder eine Erzeugung aus dem Unterbewußtsein. Ja freilich, wenn man von einer betrügerischen Inszenierung absehen will!

Der typische Okkultist will von vornherein zum Nachweis von außergewöhnlichen, bisher in der Erfahrungswissenschaft unerhörten Tatsachen gelangen und verschließt sich darum oft den naheliegendsten natürlichen Erklärungsmöglichkeiten. Unter solchen Umständen haben die Medien mit ihren Forschern, auch wenn diese auf andern Wissensgebieten begründetes Ansehen genießen, ein verhältnismäßig leichtes Spiel. Und alle von dritter Seite erbrachten, noch so durchschlagenden Gegengründe, auch wenn sie von keinerlei Voreingenommenheit eingegeben sind und nur mit offenen Augen den tatsächlichen Verhältnissen und notwendigen Anforderungen Rechnung tragen, sind zumeist in den Wind gesprochen.

Trotzdem sind solche unerquicklichen Auseinandersetzungen im Interesse der Allgemeinheit von Zeit zu Zeit notwendig. Denn der Okkultismus, der mit dem Anspruch auftritt, eine Wissenschaft und nicht nur eine private Liebhaberei zu sein, muß es sich dann auch gefallen lassen, mit den gleichen Maßstäben wie jede andere wissenschaftliche Erkenntnis und Hypothese gemessen zu werden. Oder eigentlich, er muß noch strengeren Anforderungen und Nachprüfungen standhalten; denn je mehr eine neue Erkenntnis unserem bisherigen Wissen und Vermuten zuwiderläuft, desto gründlichere und stichhaltigere Beweise müssen ihren Geltungsanspruch unterstützen. Werden solche Beweise erbracht, dann gut! Nichts liegt uns ferner als der selbstzufriedene Wissenschaftsdünkel, es gebe kein Geheimnis mehr zu ergründen. Werden aber solche Beweise in keiner Beziehung erbracht, und wird uns statt dessen irgendwelche nachgiebige Vertrauensseligkeit zu notorisch schwindelhaften oder beschränkt zurechnungsfähigen Versuchspersonen als notwendige Forschungsmethode zugemutet, dann kann die Ablehnung eines solchen Verfahrens nicht scharf und entschieden genug ausgesprochen werden. Schrenck-Notzing selbst hat, als er noch vor einem Jahr

das Buch des italienischen Okkultisten Imoda über die Darbietungen des Mediums Linda Gazerra in ziemlich vernichtender Weise kritisierte, dabei unter Verwerfung des ‚vertrauensseligen und leichtfertigen Dilettantismus' der italienischen Gelehrten folgenden Grundsatz aufgestellt: ‚Wenn man Tatsachen, wie die vorliegenden, die ja eine ungeheuerliche Anforderung an den gesunden Menschenverstand stellen, der staunenden Welt verkündigt, dann müssen dieselben wenigstens unter Bedingungen festgestellt sein, die jede Möglichkeit einer anderweitigen mechanischen Erklärung ausschließen. Der subjektive Eindruck der Experimentatoren... genügt nicht.' Es bleiben aber hinsichtlich der mediumistischen Leistungen der Eva C., für die Schrenck-Notzing nunmehr selbst in die Schranken tritt, nicht nur eine ganze Reihe solcher anderweitigen natürlichen Erklärungsmöglichkeiten bestehen, sondern für nicht wenige ihrer Materialisationsphänomene ist der Nachweis betrügerischen Zustandekommens bereits in hinreichend bündiger Weise erbracht. Es hat sich also diese Art okkultistischer Mediumforschung in den oben zitierten Worten selbst ihr Urteil gesprochen.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Nicht anders wie in der Malerei schlossen sich auch in der Literatur die Gruppen zur Ausübung einer bestimmten Vortragsart zusammen; es ist so leichter zu einem gewissen literarischen Erfolg zu kommen; meist gehören diese Gruppen je einem Verlage an, der zugleich eine Zeitschrift herausgibt, und da die Autoren bei ihren engeren Kollegen nicht tadeln können, was sie selbst üben, gibt es ein gegenseitiges Beloben, das in gewissen Zeitschriften schon groteske Formen annimmt. Diese innerhalb der Clique erzielten Erfolge sind freilich solche nur scheinbar; sie führen ein kurzes imaginäres Leben, denn der Snob, der hier schließlich allein als Käufer in Frage kommt, ist treulos; natürlich, da ihm alles Form ist, nichts Wesen. Die Antipoden fehlen nicht: die nur mit dem Herzen lesen; zwischen beiden gehen dann, wie Pilger in der Wüste, die echten Kunstfreunde hindurch, sie treffen dann auch, wie Pilger eine Oase, zuweilen den künstlerischen Einzelgänger, dem von den einen mißtraut wird, weil er zu viel Form, von den andern, weil er zu viel Gehalt hat. Nun darf man eine uniforme Vortragsart freilich nicht von vornherein verdammen. Es gibt eine gewisse gesunde Übereinstimmung, eine gleichmäßige Fortentwicklung der Sprache, ein zum Muster-Nehmen alles dessen, was von jeher als gutes Deutsch gegolten hat, und in dieser Beziehung scheinen die Alemannen heutzutage am energischsten zu wirken. Freilich schließt die Uniform Originalität aus, aber doch nur im Habit; innerhalb dieser Gewandung hat das, was nicht gerade bahnbrechendes Original ist, behaglich Platz.

So liest man mit Vergnügen das neue Buch Paul Jlgs; man hört willig diesem so ruhigen, glatten und doch warmen und charaktervollen Vortrag zu und findet, daß hier recht wacker an der Wiedergeburt der deutschen Volkssprache gearbeitet wird. Bei Paul Jlg bedeutet das ein Besinnen; in seinem zweiten Roman ‚Der Landstörtzer‘ warf sein schönes Talent um, wie ein Wagen, wenn man die Gäule nicht in der Hand hat. Eine längere Pause, die Jlg eintreten ließ, machte den Schaden wieder gut. In der Geschichte zweier ungleicher Knaben, der ‚Brüder Mörk‘, wurde ein energischer Wille zur Gesundung offenbar, und in seinem neuen Roman ‚Das Menschlein Matthias‘ ist diese Gesundung eingetreten. ‚Erzählung‘ nennt Jlg sein Buch, richtiger wäre die Bezeichnung: erster Teil eines Romans, denn wie Jlg bekanntgegeben hat, will er das Leben des kleinen Matthias weiter verfolgen. Es könnte da (unberufen!), liegt die ganze Arbeit fertig vor, einmal so etwas wie ein echter Entwicklungsroman sich zeigen, nach all den verfehlten Versuchen, die von Pädagogen mit der Dichtermaske gemacht wurden. Das Menschlein Matthias ist das Kind einer Angestellten einer Spitzenweberei

---

* Paul Jlg, ‚Das Menschlein Matthias‘. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, M. 3.–.) Carl Friedrich Wiegand, ‚Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp‘. (Ebenda, M. 4.–.) Marthe Renate Fischer, ‚Die Blöttnerstochter‘. (Adolf Bonz & Co., Stuttgart, M. 4.–.) M. Scharlau, ‚Im Schatten‘. (Herdersche Verlagshandlung, Freiburg, M. 3.60.) Liesbet Dill, ‚Virago‘. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, M. 4.50.)

und eines unbekümmerten Herrenmenschen, der zweimal eidgenössischer Schützenkönig war und als naiver Kraftmensch in der Stadt seinesgleichen sucht. Matthias ist in der Einöd bei der Schwester seiner Mutter untergebracht; verschüchtert unter den Fäusten seiner Tante, gibt es nichts Herrlicheres in des Kindes Sehnsucht, als einmal ganz bei seiner Mutter zu leben. Der Traum wird wahr; aber der Knabe gerät jetzt in das Schwanken unter den Einflüssen der Mutter und des von fern angestaunten Vaters. Sein Gefühl neigt schließlich zum Vater, der dieses durch eine seiner Launen ins Leben gerufene Menschlein auf seine Weise zu protegieren beginnt. Die Mutter, eifersüchtig auf den Sohn, schickt ihn in die Hölle der Tante zurück, von deren Wesen sie zwar nichts ahnt; der Knabe flüchtet und läuft dahin, wo er den Vater erwarten darf, wenn er mit dem Lustboot ausfährt. Durch das plötzliche und laute Erscheinen des Vaters erschreckt, stürzt er von der Hafenmauer ins Wasser; der Vater rettet ihn, findet aber selbst den Tod. — Eigenartig und bedeutend an dieser Erzählung ist das Gestalten der Welt nach dem Empfinden des Kindes, wobei mit einer feinen Kunst der Verknüpfung das Weltbild des Kindes mit dem der Wirklichkeit harmonisch ineinander gefügt ist. Stellenweise erhebt sich das Dargestellte zu dichterischer Höhe; so in der Schilderung der Gewitternacht, da Matthias' Tante unter den Anklagen ihrer Kinder zusammenbricht.

Einen Stich eigenwilliger, kraftvoller und gärender als Ilg gibt sich sein Landsmann Carl Friedrich Wiegand; was daraus wird, muß die Zeit lehren. ‚Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp' ist Wiegands erstes Erzählungsbuch; mit einem Drama ‚Marignano' und einem Band Gedichte hat er debütiert. Der Novellenband löst die zwiespältigsten Empfindungen aus. Die über 200 Druckseiten umfassende Titelerzählung halte ich für verfehlt; als die Charakterstudie eines seßhaften Vagabunden mag die Arbeit hingehen, die Unwahrscheinlichkeit der Begebenheiten zerstört jedoch jede Illusion. Dagegen sind 50 Seiten des Buches von echt künstlerischem Reiz, und in diese 50 Seiten teilen sich drei Stücke: ‚Adinda', ‚Die Synkope' und ‚Wrack'. Hier ist tatsächlich ein nicht gewöhnliches Können, ein spielendes Gestalten, ein Verklingen im wesenlos Geheimnisvollen, wie es eben nur der Dichter haben kann. Hinter dem Gesagten zieht schwer und dunkel das Schicksal vorüber, es wird nicht dargestellt, sondern mit Schleiern verhüllt, die das Verhüllte nur ahnen lassen. Es ist die Stimmung, die den Menschen überfällt, wenn er in stillen Stunden das Rauschen der Zeit vernimmt und rings um sich düstere und traurige Menschengeschicke ahnt. Nicht wenig nimmt für den Verfasser der Umstand ein, daß er der Versuchung zu widerstehen vermochte, das zuweilen verwendete holländische Kolonialmilieu die Menschengeschicke überwuchern zu lassen. Es ist eine weise Ökonomie deutlich, die, so hofft man, sich auch an einem größeren und weiteren Vorwurf in Zukunft offenbaren möge.

Auch von einer braven Frauenarbeit kann ich heute berichten. Ich verhehle nicht, daß ich ein Frauenbuch meist mit Zögern aufschlage. Es ist so bitterwenig Weiblichkeit in den Frauenbüchern unserer Tage — oder das Zerrbild der Weiblichkeit zeigt sich und die süßliche Sentimentalität. Marthe Renate Fischer ist, trotzdem sie schon seit Jahren arbeitet, gerade in unseren Kreisen noch recht wenig bekannt. Ihr Roman ‚Die Blöttnerstochter' läßt das bedauerlich erscheinen; denn ich wüßte mich kaum eines Frauenbuches zu entsinnen, das soviel Lebenswerte bei so gediegener und anspruchsloser literarischer Arbeit enthielte. Sie reicht nicht bis in die Regionen, wo die großen Talente wie Enrika

Handel mit Blitz und Donner um sich werfen, sie ist letzten Endes ein frauliches Talent: warm, rein, verzeihend und konservativ. Was sie in dem Roman der Blöttnerstochter erzählt, ist eine thüringische Dorfgeschichte, voll von gutem Realismus, ohne Schönfärberei, aber auch ohne die Brutalität der Schilderung, in der nicht selten die schreibende Frau sich auslebt. Es sind harte Menschen in dem Buch; wo die Köpfe zusammenfahren, gibt's Funken; die Blöttnerstochter verscherzt sich lange Jahre des Eheglücks durch ihren stolzen Nacken, und sie würde es sich für immer verscherzt haben, wenn das Leben nicht doch stärker gewesen wäre als sie und sie solange gebeutelt hätte, bis die frauliche Einsicht sich aus dem tiefsten Innern hätte erheben und freimachen können. Dieser Kampf um die Herrschaft in der Ehe wird umrahmt von den vielfältigen Begebnissen eines Dorfes; es wird das menschliche Drama in ein Kulturbild von weitem Rahmen gestellt; die Liebe zur Sache, der Wunsch, nach besten Kräften Gutes zu leisten, steigt aus jeder Seite des Buches; man wird hier bewahrt vor dem häßlichen Gefühl, das man bei so vielen, vielen Büchern hat: als seien sie nur geschrieben, weil man die bürgerliche Existenz nun einmal auf dem Bücherschreiben aufgebaut hat; das gute Mittelmaß literarischer Arbeit, das sich an diesem Fischerschen Roman so gut dozieren läßt, fehlt bei den Büchern katholischer Erzählerinnen fast gänzlich. Diejenigen, die eigentlich berufen wären, dieses solide Mittelgut zu schaffen, möchten gerne höher hinaus, und so ergeben sich dann jene problematischen Talente, bei denen Wollen und Können in Todfeindschaft leben.

Da sind mir Erzählerinnen wie M. Scharlau schließlich schon lieber, die die Grenzen ihres Talentes deutlich sehen und sich hüten, sie zu überschreiten. Ich gestehe offen, daß ich den Scharlauschen Roman ‚Im Schatten‘ mit einem gewissen Behagen gelesen habe. Wenn man in diese Welt, in der der Friede des Herzens und die gute (Beamten-)Stellung Lebensziel sind, eintritt, so kommt es wie ein leichtes Ausruhen über einen — so als wenn man in ein Damenstift zu Besuch kommt. Ich entsinne mich aus meiner Jugend, daß ich zweimal im Jahr eine Tante in so einem Damenstift besuchen mußte. Man mußte sich die Schuhe sauber abtreten, ehe man schon in den mit weißem Sand bestreuten Hausflur eingehen durfte; die Zimmer waren spiegelblank gebohnert, der Kanarienvogel sang, und hinter den weißen Mullgardinen blühten Blumen in Scherben. Der langerwartete Höhepunkt meines Besuches war immer der Augenblick, wenn Tante aus der Tiefe eines Kommodenkastens ein Bonbon kramte und mir feierlich überreichte. (Man entschuldige, wenn ich so in persönlichen Erinnerungen mich verliere, aber ich finde, es lassen sich so hübsche Parallelen ziehen.) Jenes Bonbon also war ein Honigbonbon, auf dessen Rücken das Abbild einer Biene gepreßt war. Vielleicht hatte ich nun einmal eine Gemme gesehen, jedenfalls träumte ich davon, daß dieses Honigbonbon mit der Biene so ein geschnittener Edelstein sei. Besonders wenn man es nach einer gewissen Zeit aus dem Mund nahm, dann war das Ding richtig durchsichtig, wie Topas, die Biene bewahrte noch ihre Umrisse, und ich habe in solchen Momenten immer steif und fest an den märchenhaften Edelstein geglaubt. Und es war doch nur ein abgelutschtes Honigbonbon. Wie gesagt, wenn ich Bücher, wie jetzt das Scharlausche, lese, fühle ich mich immer in einem Damenstift zu Gast. Das Leben ist dann so einfach, und daß ich's gestehe — ich beneide die Menschen, die das Leben so einfach sehen können. Diese Unkompliziertheit des Lebens ist nicht etwa nur in den äußeren Geschehnissen zu suchen, nein, lediglich in der Art, wie Konflikte gelöst werden, und wie die Menschen mit dem Einmaleins regiert werden.

Gustave Doré / Illustrationen aus dem „Don Quijote“



Da ist ein stiller Knabe, der in der Schule mit seinem glänzenden Bruder nicht Schritt halten kann; sein Wunsch, Priester zu werden, wird ihm nicht erfüllt; er wird Gerichtsschreiber und verfolgt nun die mittlere Beamtenkarriere in treuer Pflichterfüllung. Die Stiefmutter, der Bruder, der Vater, die seinem Herzenswunsche einst sich widersetzt haben, sehen ihn jetzt über die Achsel an, aber sie alle werden noch hienieden auf lehrreiche Weise gestraft. Der ‚im Schatten‘ dahinlebende Wolfgang aber erlebt an seinen Söhnen alles das, was ihm selbst versagt geblieben ist: sein ältester Sohn wird Amtsrichter, der zweite Geistlicher.

Wenn man den Scharlauschen Roman aus der Hand legt, das Damenstift verläßt, mit dem Geschmack des Honigbonbons noch auf den Lippen, und dann etwa Liesbet Dill in die Hände fällt und in die Welt ihres Romans ‚Virago‘ eingehen muß, so fühlt man erst, wie warm, friedlich und still es dahinter war. Denn Liesbet Dill gehört zu den Frauen, die sicher nicht mehr Talent haben wie M. Scharlau, die aber mit waghalsiger Dreistigkeit sich auf die stachlichsten Probleme stürzen, so mit dem Gefühl — ach, irgendwie werden wir es schon zwingen. Wie schon der Titel andeutet, wollte Liesbet Dill das Leben eines Weibes schildern, dessen Wesen mehr nach dem andern Geschlecht neigt. Solch ein Wesen wird in den meisten Fällen eine stumme, aber furchtbare Tragödie leben, ausgeschlossen von allem, was das Leben hold machen kann, und, soll ein solcher Roman nicht einen fatalen Beigeschmack bekommen, so darf sich nur ungewöhnliche Gestaltungskraft an solch ein Problem wagen. Diese ungewöhnliche Gestaltungskraft hat Liesbet Dill nun keineswegs; sie erzielt aber auch keine peinliche Wirkung, weil ihren kraftlosen Händen das eigentliche Problem immer wieder entgleitet. Auf 550 Seiten müht die Verfasserin sich ab, das seltsame Menschenwesen Friederike Konz auf die Beine zu stellen; es sinkt aber immer wieder zusammen. Muß man schon dagegen protestieren, daß der Unterhaltungsroman sich solcher Stoffe bemächtigt und geschäftstüchtige Autoren auf die lüsterne Neugier des breiten Publikums spekulieren, so empfindet man wirklich Scham, wenn, wie hier, menschliches Martyrium platt gewalzt wird. Da ist einem freilich die Welt solcher Erzählerinnen wie M. Scharlau noch eins so lieb.

Rundschau

Geschichte

Antike Jesuszeugnisse. ‚Ehe die Theologie imstande ist, auf alle Fragen, die ihr jetzt von berufener und unberufener Seite gestellt werden, die Antwort zu geben, die der Sache geziemt und dem Fragesteller gebührt, muß sie selber noch zu mancher Frage sich die Antwort suchen. Kein billig Denkender wird erwarten, daß sie heute oder gestern gestellte Probleme morgen mit einer überzeugenden Lösung erledigt; aber jeder darf erwarten, daß sie die Fragen beachtet, auch wenn sie ihr aufgedrängt worden sind. Und je mehr sie daran arbeitet, desto williger wird man auf sie hören.‘ Martin Dibelius schrieb diese Worte, als er seine Besprechung von A. Drews' ‚Christusmythe‘ II. Teil in der Theol. Lit.-Ztg. 1912 Nr. 18 Sp. 557 beschloß. Die Zeit, die seitdem verflossen ist, kann wahrlich nicht lang genannt werden; die Theologie hat aber die Mahnung zur Arbeit nicht überhört, sondern immer wieder wälzt sie das alte Problem von der historischen Persönlichkeit des Welterlösers, um in heißem Ringen in allen Punkten zur Wahrheit zu kommen. Das Jahr 1913 war besonders fruchtbar an Bemühungen um diese alte, unzerstörbare Frage. Daß auch die Philologie in den Streit eingegriffen hat, bürgt einerseits für eine größere Gründlichkeit der ganzen Forschung, als sie der geringen Vertrautheit etwa eines A. Drews möglich war; denn daß bei allen Fragen nach Quellenechtheit die philologisch-kritische Methode noch am ehesten Klarheit zu versprechen vermag, kann als naturgemäß kaum bestritten werden. Andrerseits gibt dieser Umstand den Forschungen eine gewisse Richtung, die nach den antiken, nichtchristlichen Jesuszeugnissen* hin. Allerdings war es ein Theologe, der auch diesmal als Rufer im Streit auftrat — Adolf Harnack. In einem über die Kreise der Fachgenossen hinaus gelesenen Publikationsorgan, der Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik VII (1913) Nr. 9, Sp. 1037 ff., hat er das umstrittenste Zeugnis über den historischen Christus aus nichtchristlicher Feder, die Stelle in den jüdischen Altertümern XVIII, 3, 3 des Josephus Flavius, die bisher von der Mehrzahl der Forscher abgelehnt wurde — noch zuletzt von K. Linck (s. u.) —, als echt zu erweisen gesucht, angeregt durch die Ausführungen des Engländers Burkitt in der ‚Theologisch Tijdschrift‘ 1913 S. 135—144. (Die Stelle lautet: ‚Es lebte aber zu jener Zeit Jesus, ein weiser Mann, wenn er überhaupt Mensch genannt werden darf; denn er war ein Wundertäter, ein Lehrer der Menschen, die mit Lust die Wahrheit aufnehmen, und er zog viele Juden und auch viele vom Hellenenvolke zu sich heran. Der Christus war er; und als ihn Pilatus auf die Anzeigen unserer ersten Behörden hin mit dem Kreuzestod bestraft hatte, da ließen die nicht ab, die ihn zuerst liebgewonnen hatten; denn nach drei Tagen erschien er ihnen, wieder

---

* Vor kurzer Zeit erschien als 126. Bändchen der ‚Kleinen Texte, Vorlesungen und Übungen‘ hsg. v. Lietzmann bei Marcus & Weber, Bonn, die Sammlung dieser Zeugnisse von DDr. J. Aufhauser, die außer den Zeugnissen bei Josephus, Tacitus, Plinius und Sueton auch die apokryphen und legendären Berichte sowie die in Betracht kommenden Talmudstellen enthält. Die Sammlung ist wegen ihres zeitgemäßen Erscheinens ebenso begrüßenswert wie die von dem gleichen im vorigen Jahr herausgegebene Zusammenstellung der Zeugnisse über die Kreuzesvision Konstantins.

lebend, nachdem die heiligen Propheten dies und andere unzählige Dinge von ihm vorausgesagt hatten; und auch bis jetzt hat die Sippe derer, die sich nach ihm Christen nennen, nicht aufgehört zu existieren.') Harnack verfolgt also hier das von ihm anderwärts mit Erfolg vertretene Prinzip der ‚rückläufigen Bewegung zur Tradition'. Seine Argumentation ist aber trotz der scheinbaren Vollständigkeit und der Gewandtheit, mit der sie geführt ist, doch zu dialektisch, fast wäre man versucht, zu sagen rabulistisch, als daß sie uns ganz und gar für sich gewinnen könnte. Insbesondere gilt das vom zweiten Teil der Abhandlung, wenn er das Josephuszeugnis durch Tacitus stützen will. Hier einzusetzen und Harnacks unangebrachten Konservativismus zu widerlegen, ist dem Nachfolger Eduard Norden, dem Berliner Philologen, in der Tat denn auch leichter geworden, als die Josephusstelle an sich und aus sich heraus als unecht zu eruieren, obwohl ihm auch dies gelungen sein dürfte. Die Untersuchung von Norden, ‚Josephus und Tacitus über Jesus Christus und eine messianische Prophetie' im XXXI. Bd. der Neuen Jahrb. f. d. klass. Altert., Geschichte und deutsche Literatur, ist wohl das Beste, was über die Frage seit Jahren geschrieben wurde. Gegenüber der Unklarheit und Unsicherheit bei Harnack, der sich z. B. nicht entschließen kann, das Zeugnis ganz anzunehmen oder mit Ranke und Gutschmid nur teilweise als unecht zu verwerfen, erfreut Norden durch die exakte, methodisch einheitliche und ein Ziel verfolgende Beweisführung. Er betrachtet die Josephusstelle zum erstenmal gründlich unter dem Gesichtswinkel der Kompositionstechnik und kommt zum Resultat, daß für die Erwähnung Christi im Zusammenhang der josephischen Darlegungen kein Platz ist. Die Stütze durch Tacitus fällt mit dem Erweis, daß Tacitus an dieser Stelle nicht von Josephus abhängt, sondern daß er, wenn überhaupt welche, andere Quellen benützt hat. Der maßgebende Satz der Stelle aus Tacitus' Annalen XV, 44 lautet: ‚Nero, um das Gerücht zu unterdrücken — von der Brandstiftung — schob nun die Leute als Schuldige unter und belegte sie mit den ausgesuchtesten Strafen, die das Volk Christen nannte und die wegen ihrer Freveltaten verhaßt waren. Der Name geht zurück auf einen Christus, der unter der Regierung des Kaisers Tiberius durch den Statthalter Pontius Pilatus zum Tode verurteilt worden war; und obwohl der verderbliche Aberglaube für den ersten Augenblick unterdrückt worden war, brach er doch wieder hervor, und nicht allein über Judäa hin, wo dies Übel seinen Anfang genommen hatte, sondern auch in der Hauptstadt, wo ja überhaupt von überallher alles Gräßliche und Schamlose zusammenströmt und Verehrer findet.' — Diese Stelle aus Tacitus hat übrigens seit Drews' unwissenschaftlichen und unehrlichen Darbietungen niemand mehr als unecht verdächtigt oder verdreht. Daß gerade Nichttheologen und Tacituskenner wie Andresen, E. Wolff und E. Weyman die Echtheit neuerdings festgestellt und anerkannt haben, ist um so wichtiger und erfreulicher. — Norden hat dann in seiner Stellung gegen Harnack einen Bundesgenossen gefunden in K. G. Goetz-Basel, der in einem Aufsatz ‚Die ursprüngliche Fassung der Stelle Jos. Antiqu. XVIII, 3, 3 und ihr Verhältnis zu Tac. Ann. XV, 44 (Zeitschr. f. neutest. Wiss. XIV S. 286 ff.), wie es scheint unabhängig von Norden, ebenfalls aus sprachlichen Gründen zu einer Ablehnung der Harnackschen Ansicht gelangt und für Tacitus als Gewährsmann seinen Freund, den jüngern Plinius — allerdings m. E. mit wenig Geschick — zu vindizieren sucht. Der letztere Gedanke wäre, wenn er besser belegt werden könnte, sehr fruchtbar. Doch wird auch ohne ihn niemand mehr die Echtheit des Pliniuszeugnisses für die Existenz Christi, das sich in seinem Briefwechsel mit Tra-

jan (Ep. 96) findet, wirksam bestreiten können. (Plinius fragt beim Kaiser an, ob die Christen wegen des Namens allein oder wegen der daran haftenden Verbrechen gestraft werden sollten, und schildert sodann eine Art Voruntersuchung, die er mit den ihm angezeigten christlichen Verächtern der Staatsreligion angestellt habe. Einige seien wankend geworden, die andern standhaft geblieben. Nach ihrer eigenen Angabe sei ihr einziger Frevel, daß sie vor Tagesanbruch aufstünden, sich zu Gebet und Gesang zusammenfänden und durch ein ‚sacramentum' nicht zu irgend einer Meintat, sondern zur Betätigung der Nächstenliebe und der Tugend überhaupt verpflichteten und aufmunterten.) Zuletzt hat diese Echtheit allen Leugnern gegenüber — vor allem gegen Hochart, dem Drews blindlings gefolgt ist — Kurt Linck gerettet. Seine Arbeit ‚De antiquissimis quae ad Jesum Nazarenum spectant testimoniis' (Religionsgesch. Versuche und Vorarbeiten, hrsg. von R. Wünsch und L. Deubner XIV, 1 Gießen 1913), obwohl umfassender und früher erschienen als die bisher besprochenen, wurde bisher übergangen, und zwar aus dem Grunde, weil sie wesentlich Neues nicht bringt; ihr Wert ist vor allem mehr praktischer Natur, da sie die im Laufe der Leben-Jesu-Forschung immer wieder aufgetretenen Meinungen und Zweifel mit großem Fleiß und dankenswerter Umsicht nebeneinander stellt und mit ihnen oder gegen sie operiert. Auf diesem man möchte sagen eklektischen Wege kommt Linck zu den Ergebnissen: Josephus Antiq. XVIII, 3, 3 ist unecht, Plinius und Tacitus sind echt, Sueton, Leben des Claudius c. 25, 3 (‚die Juden, die auf Anstiften eines Christus hin beständig rebellierten, trieb Claudius aus Rom hinaus') bezieht sich überhaupt nicht auf Christus. Gesichert ist das letztere Ergebnis indes noch lange nicht. Doch bietet auch diese Leistung wie alle folgenden und bedeutenderen alles in allem die Genugtuung, daß sie unter dem Zeichen ernsten, wissenschaftlichen Strebens steht, das, wenn auch manchmal unerbittlich in der Ablehnung, dennoch weit entfernt ist von der Sensationslüsternheit bloßen Negierens. Der genannte Aufsatz Harnacks ist reich an allgemeinen Sentenzen, die sich ernste Forscher zu Herzen nehmen sollen. Eine davon lautet: ‚Man wird in der Wissenschaft sicherer durch einen großen Irrtum und durch kecke Behauptungen „unsterblich" als durch ihre Widerlegung.' Die Christusforschung des verflossenen Jahres hat sich von diesem verderblichen Ehrgeiz frei gehalten: — wir danken es ihr.

Anton Mayer.

Literatur

Aus der elsässischen Literaturecke.

Nicht vom reichsländischen, nur vom elsässischen Literaturwirken kann man sprechen. Das Elsaß — und Straßburg an der Spitze — nehmen damit eine alte Tradition auf aus Tagen, die man mit Recht als die seines goldenen Literaturzeitalters rühmt. Lothringen, obwohl an der Literaturbewegung durch einzelne Persönlichkeiten beteiligt, war nie im gleichen Maße in das deutsche Geistes- und Kulturleben verschlungen, daher auch die vom Elsaß es merkwürdig abhebende Erscheinung, daß es dem französischen Schrifttum bis in die neuere Zeit rasseechte, dem gallischen Geiste kongeniale Dichterpersönlichkeiten schenken konnte, während sich das Elsaß in die französische Dichtung mit kaum nennenswerten Taten eingeschrieben hat. Das Wiedererwachen der literarischen und künstlerischen Triebkräfte in Elsaß gehört zu dem beachtenswertesten Symptom europäischer Kulturverjüngung und Kultursynthese. Wer die Verhältnisse genauer ansieht, wird ein Wort Victor Hehns in seinen berühmten ‚Gedanken über Goethe' nicht allzu phantastisch mehr empfinden, ich meine das seltsame Wort, daß ein neuer deutscher Dichter der Zukunft, der sich zu Goethe verhalten würde wie Bismarck zu Fried-

rich dem Großen, wahrscheinlich kein geborener Märker oder Pommer, wohl aber vielleicht ein Elsässer sein könnte. Hehn nennt für diesen Zeitpunkt das Jahr 1912, und just dieses Jahr war es, wo sich nach zwei Jahrzehnte langen Kämpfen, Gährungen und feindlichen Spaltungen zum erstenmal so etwas wie eine literarische Solidarität und Kulturverwandtschaft des elsässischen Schrifttums bekundete. Es geschah in einer allerdings kein bestimmtes literarisches Wollen manifestierenden anthologieartigen Sammelpublikation, die sich der ‚Elsässische Garten' (gr. 8°, 262 Seiten mit zahlreichen Abbildungen im Text; Trübner, Straßburg) nennt und bei deren Herausgabe sich Friedrich Lienhard mit dem elsässischen Maler Karl Spindler und dem altdeutschen Komponisten Hans Pfitzner in die Arbeit teilte. Trotz der etwas äußerlichen Aufmachung bildet diese Veröffentlichung einen bedeutsamen Markstein in der literarischen Erziehungsarbeit des Elsasses. Als solche nämlich muß man einen guten Teil der Bemühungen ansprechen, die die letzten Jahrzehnte sowohl auf dem Gebiete des Zeitschriftenwesens wie der Theatergründungen haben sichtbar werden lassen. Zum erstenmal ist hier, wie es in der Ankündigung heißt, seit 1870 der Versuch unternommen, die verschiedenen literarischen Richtungen des Landes zu einem gemeinsamen Auftreten zu vereinigen: Unabhängige, jüngstes Elsaß, französische Schriftsteller, Alsabund, mundartliche Dichtung. — Was das heißt, wird derjenige, dem die Dinge nicht aus direkter und persönlicher Anschauung bekannt sind, am leichtesten verstehen lernen, wenn er die Einleitung liest, die Karl Gruber zu einer literarischen Anthologie schrieb, die er unter dem Titel ‚Zeitgenössische Dichtung des Elsasses' im Jahre 1905 (Verlag Beust, Straßburg) herausgab. Mit einer Sachkenntnis, die weit über das äußerlich Dokumentierbare hinausgeht und nichts zu wünschen übrig läßt, faßt Gruber das elsässische Literaturproblem sowohl von dem landschaftlich-historischen wie von dem allgemein deutschen und kulturellen Gesichtspunkt aus an und gibt dabei Proben von einer Urteilskraft, die auch gegenüber den Erfahrungen, Beobachtungen und Entwicklungen der letzten acht Jahre glänzend standhält. Was er schon damals klar erkannt und auf mannigfache Weise zum Ausdruck gebracht hat, das ist heute auch die heimliche Überzeugung derer geworden, die in ihrem Schrifttum nicht direkt mittun, daß der Wiederanschluß des elsässischen Volkes an seine angestammte deutsche Geisteskultur zunächst nur auf dem Wege der Dialektdichtung möglich ist, der eine wichtige Vermittlerrolle zufällt. Es ist daher, um mit Werner Wittich zu reden, eine ‚seltsame Verkennung der realen Verhältnisse, wenn man auf altdeutscher Seite dieser Bewegung aus ästhetischen Gründen ablehnend gegenübersteht'. Der Einwand, daß die alamannische Dialektform im Elsaß verdorben und in ihrer Ausdrucksfähigkeit für höhere Lebensgebiete zurückgeblieben sei, kann an dieser Tatsache nichts ändern. Auch ist gar nicht zu verkennen, daß das sprachliche Instrument gerade in den letzten Dezennien durch eine Reihe von dichterischen Bemühungen, unter denen die der Brüder Matthis am stärksten die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben, biegsamer und schärfer geworden ist, und daß mit dem wachsenden Inhalt auch verschüttetes und außer Brauch gekommenes Sprachgut wieder hervorgezaubert wird. Dieser Inhalt, der, wie auch die soeben erschienene dialektische Anthologie ‚Neues elsässer Schatzkästel. Eine Sammlung elsässischer Dialektgedichte aus Vergangenheit und Gegenwart. Herausgeg. von Desiré Müntzer' (Verlagsanstalt vorm. Schultz & Co., Straßburg) — beweist, noch durchaus dem kleinbürgerlichen Gesichtskreis entstammt, ist eine vorläufige Folge der Eingeschränktheit des Elsässertums auf die ihm zunächst liegenden familiären,

kommunalen und wirtschaftlichen Interessen; er wird sich in demselben Maße erweitern und vertiefen, als die durch die Option bewirkte Schwächung der Bildungselemente überwunden wird und die junge Generation gelernt hat, die Bildung der Zeit besser zu beherrschen. Hier nun springt die große Bedeutung hervor, die jene elsässische Mitarbeit am deutschen Geistesleben, wie sie sich am imponierendsten in dem kritischen und dichterischen Schaffen Friedrich Lienhards ausprägt, für das Elsaß selber hat. Die neue Auflage, welche kürzlich von Lienhards gesammelten Aufsätzen unter dem Titel ‚Neue Ideale' (Stuttgart 1913) erschien und denen der Dichter die seinerzeit vielbesprochene Schrift ‚Die Vorherrschaft Berlins' mit innerer programmatischer Berechtigung anschließt, gibt darüber (nebst den sechs Bänden ‚Wege nach Weimar' des gleichen Verfassers) beredten Aufschluß.

Auf eine merkwürdige Erscheinung sei hier nur noch flüchtig aufmerksam gemacht, es ist die Tatsache, daß sich das jüngste literarische Elsaß überwiegend aus dem katholischen Volksteil rekrutiert, allerdings ohne sich bis jetzt der religiösen Herkunft besonders verpflichtet zu fühlen. Noch um die Jahrhundertwende schrieb Lienhard, daß, was die Gestaltung der Gegenwartskultur anlange, ‚die Gruppe des Christentums, besonders in der katholischen Form, ohne nennenswerten Einfluß daneben herwandle'. In einer späteren Fußnote muß er aber bereits mit besonderem Hinweis auf ‚Hochland' feststellen, daß man sich auch hier zu regen anfange. Im Jahre 1904 spricht Gruber schon von der ‚studentisch-katholischen Jugend' als dem ‚Kern' der einheimischen Literaturbewegung und bemerkt: ‚Es war also neben der deutschen Linie, die, wie wir sehen, historisch von protestantischer Seite ausgeht und meist von Protestanten bedient wurde, mit dem jungkatholischen Elsaß als neuem künstlerischen Wert zu rechnen.' Diese Tatsache ist kulturpsychologisch beachtenswert, mag ihr auch vorerst keinerlei praktische religiöse Bedeutung innewohnen, denn die Hauptsprecher dieser Jugend befinden sich in einem Punkte ihrer Entwicklung, der von dem ihres Ausgangs so weit wie möglich abliegt. Aber rein literarisch betrachtet sind René Schickele und Otto Flacke, denen sich E. Stadler beigesellt, die ursprünglichsten künstlerischen und dichterischen Begabungen, die das Elsaß seit langer Brache wieder hervorgebracht hat. Wie über das ganze elsässische Literaturproblem wird auch über dieses jüngste Elsaß noch ein Wort zu sagen sein. Zwei neue Gedichtbücher: René Schickele, ‚Die Leibwache' (Verlag der weißen Bücher, Leipzig 1914) und Ernst Stadler, ‚Der Aufbruch' (ebenda) zeigen künstlerischen Ernst, bei dem letzteren auch eine tiefere religiöse Note, und wecken neuerdings schöne Hoffnungen. -th.

Theater

Berliner Theater. Zum hundertsten Geburtstag Georg Büchners veranstalteten mehrere Theater im Reich eine Gedächtnisfeier. Es ist um die Begabung dieses früh verstorbenen Bruders des berühmten ‚Kraft und Stoff'-Verfassers ein eigenartiger Nimbus gewoben. In unseren jungen Tagen hörten wir alle wohl seinen Namen aussprechen mit dem gewissen scheuen Klang des Respektes, als sei mit diesem Mann in frühen Jahren eine der stärksten Hoffnungen der deutschen Literatur zu Grabe getragen; zugleich regte sich das Gefühl, als habe sein Schicksal eine gewisse Parallele in dem kurzen Lebensgang des Ende der achtziger Jahre verstorbenen Lyrikers Hermann Conradi erfahren, an dessen Namen gleichfalls von einigen jungen Enthusiasten — und wer begeisterte sich in der Jugend nicht mit Vorliebe für das, was hätte sein können und nicht ist, da es der schweifenden Phantasie soviel Spielraum für Wünsche und Hoffnungen des noch warmen Herzens läßt — ein immer

grüner Lorbeer geheftet wurde, ohne daß man jedoch zu der überzeugenden Empfindung gekommen wäre, es in ihrem Nachlaß mit einem unverrückbaren lebendigen Besitz der deutschen Literatur zu tun zu haben, wie etwa bei Kleist, als dessen Zeitgenossen wir Büchner doch nahezu ansprechen können. Von solchem Genie kann keine Rede sein. Haben wir es in Kleist, kraft seiner Psychologie und seines Formvermögens immerhin mit einem überzeitlichen Künstler zu tun —, wenn auch nicht im Goethe'schen Sinne, der Darstellung des Ewig-Menschlichen, vielmehr indem er in der Art seiner Psychologie die Denkphase einer heraufdämmernden Zeit vorwegnahm —, so bleibt Büchner ganz in der Zeit, und das Überraschende an ihm ist nur, daß er das ‚Milieu' in einer für seine Zeit neuen, d. i. naturalistischen Weise sah; etwa so, wie die damaligen naturalistischen Maler der Berliner oder Hamburger Schule im Verhältnis zu Cornelius und seiner Schar. In dieser Geistesanlage liegt auch eine Verwandtschaft zu seinem ihn so lange überlebenden, einst so populären ‚Kraft- und Stoff'-Bruder. Wie das ‚Milieu' selbst — dafür vornehmlich das dramatische Fragment ‚Wozzek' charakteristisch —, sieht er auch das Empfindungsleben der um ihn lebenden Menschen ‚modern' in jenem Sinne. Eine Modernität, die uns, die wir gewohnt sind, jene Zeit durch die Werke ihrer großen, d. h. nicht-naturalistischen Künstler zu sehen, neu und veraltet zugleich erscheint; neu, weil wir nicht gewohnt sind, das Leben jener Generation in seiner platten Alltäglichkeit geschildert zu finden, veraltet etwa wie der Kleiderschnitt jener Tage; also veralteter als alle Schilderungen der klassischen Künstler in denen das Außer-Zeitliche lebt. Zieht man alsdann die ungewöhnlichen Gegensätze in Betracht, wie sie in der derbnaturalistischen Darstellung der pathologischen Soldatenliebe — ‚Wozzek' — im Verhältnis zu der subjektiv-psychologisierenden Ich-Kultur von ‚Leonce und Lena' zum Ausdruck kommen, so erkennt man leicht, wie zu allen Zeiten die nämlichen Grundzüge, die das Wesen unserer Modernität ausmachen, vor den Augen des Dichters lagen: nur, daß die Großen sich damals nicht mit ihnen befaßten, weil sie sie als belanglos für die Allgemeinheit und nicht hinreichend für das über die Zeit wirkende Kunstwerk hielten, es sei denn, sie hätten diese Modernität aus den Banden ihrer Zeit herauszureißen verstanden und einen Typus zu schaffen, der nach einem Jahrhundert noch zeitlos und frisch dastand: Stendhal; oder Shakespeare, der den neuen Menschen sah, den Jahrhunderte geformt hatten — im Verhältnis zum Altertum — und der noch für Jahrhunderte Geltung hatte. Unsere Künstler aber sind ganz in jenem vergänglichen Sinne ‚modern', wie Büchner es für seine Zeit war. Und da in jenen Tagen, zu ihrem Heile, dies *eine Seltenheit* war, sehen die, die den Beginn aller wahren Kunst erst in unserer allzu persönlichen Alltags-Modernität zu erkennen glaubten, in ihm einen Großen oder gar einen Vorläufer. Hätte das Schicksal ihm ein längeres Leben und Schaffen beschieden, es wäre allerdings nicht ausgeschlossen, daß sein Werk die Arbeit eines Hauptmann sowohl wie die der Hoffmannsthal-Schule überflüssig gemacht haben würde; denn was heute zwei Richtungen darstellt, von denen die eine gewissermaßen als Fortsetzung der anderen auftrat, findet sich in seiner Person vereint, ‚Wozzek' und ‚Leonce'.

Abgesehen von diesem Einwand, der darauf hinweisen sollte, daß es sich in Büchners Dichtung nicht um ein unmittelbar auf uns wirkendes Kunstwerk handelt, muß betont werden, daß sie in ihrer Art in der Tat lebhaftes Talent bekundet, zum mindesten dem der heutigen Größen verwandt. Ferner regt dieser frühe Naturalismus zu dem Gedanken an: Konnte man die Zeit, in der

unsere Klassiker und Romantiker über den Alltagszuschnitt ihres Lebens hinaus nach Größe trachteten, in derber Realistik malen, warum sollten wir in unseren Tagen nicht, losgelöst von den Organen der Dampfkultur, die uns umklammert halten, wieder die Grundlinien des Geistes und der Seele zeichnen an Stelle des ‚modernen' Mikrokosmus, der gleichfalls stets derselbe ist, nur uninteressanter als das Unpersönliche. Es gilt, nur resolut das Moderne zu überwinden, das in unseren Tagen freilich zur allgemeinen Geistessignatur geworden ist, während es damals mehr Unerzogenheit, Stillosigkeit darstellte. Die Seele des Menschen ist stets die gleiche, und wir leben in dieser Welt wie in einer Art Verzauberung, es gilt nur, daß wir wieder Klarheit über uns gewinnen, d. h. den Blick aus dem allzu hoch ummauerten Turmfenster hinaus ins Freie richten. —

Zu den ständigen Gästen der Berliner Bühnen zählen Shaw und Strindberg. Shaw, dieser Feinmechaniker moderner Gesellschaftsprobleme, vielmehr -zustände, und Strindberg, der Ethiker des salzigsten Lebensekels. Sie bilden so ziemlich den denkbarsten Gegensatz, und doch haben sie ein Gemeinsames: sie steigen beide nicht in die Tiefen des eigentlichen Lebens hinab, dorthin, wo sein Strom ungebrochen fließt und uns dahinträgt. Der eine, indem er ein bewußtes Spiel mit seinen Erscheinungen treibt wie der Jongleur mit seinen Bällen, die ständig wechselnde Figuren in der Luft bilden und doch immer wieder als tote Materie in seine Hand zurückfallen; der andere, indem er sich mit Gespenstern umherschlägt, die dadurch entstehen, daß der Geist abgeleitet ist, die Verbindung zwischen den Polen (Mann und Weib) gestört. Denn darauf beruht im Grunde Strindbergs ganzer Kampf mit dem Weib: was er sieht, ist schon echt, sind schon Grundzüge, doch wirken nur so verderblich, erscheinen so grausam-grotesk, weil es aus der Bahn geleitete Kräfte sind, denen der lokalisierende, ergänzende, sie zur heilsamen Wirkung zwingende Gegenpol fehlt: Strindberg steht dem Weib gegenüber wie der Physiker, der in seinem Laboratorium geheimnisvolle Elemente aus seinen Retorten beschwor und sie dann nicht zu bannen vermag, so daß es zur Explosion kommt: Wie könnte er aber nun als Philosoph dafür die Natur anklagen! Er besitzt als Mann nicht die männliche Kraft und den Gleichmut, das Weib im Geleise zu halten, er ist vielleicht selbst zu viel Weib. Dann sprechen zwei weitere Umstände mit, Symptome unserer Zeit: daß einmal das Weib sich selbst von dem ihm von der Natur angewiesenen Platze entfernen möchte, selbst wenn die Verhältnisse es nicht dazu treiben, und dann, daß zum anderen die Umstände es manchmal, wenn auch nur scheinbar, dazu drängen, wie ferner, und das träfe Strindbergs persönliches Verhalten wieder, die Art des modernen Geistes, die Dinge anzuschauen, einen effemminierten Zug selbst aufweist. Man könnte sich denken, daß einem wirklich großen Dichter früherer Zeiten ein derartiger Stoff gar nicht würdig erschienen wäre. Er hätte sich — als persönliches Erlebnis — von ihm abgewendet wie von einem abgetragenen Kleiderstück. Denn betrachten wir uns einmal den Mann in diesem ‚Wetterleuchten' und seine Situation näher, so könnte man nicht mit Unrecht fragen: handelt es sich nun in der Episode, die uns vorgeführt wird, wirklich um das innerste Leben dieses Menschen oder nur um einen äußeren Konflikt, in den er geraten und mit dem er noch verhältnismäßig fertig wurde? Die Art Strindbergs, die Ehe, und Ibsens, das Leben anzuschauen, erinnert an den, der nach dem Besuch eines Hospitals das dort Geschaute mit dem Inhalt der Welt identifizieren wollte. Gewiß existieren alle diese Dinge außer uns: aber führen wir nicht im Innern ein Leben der Sehnsucht und Träume,

des Willens nach Schönheit, wenigstens die Besseren von uns? Und trifft trotz allen am eigenen Leibe erfahrenen Leides auf sie nicht der Spruch des Lynkeus zu, der von seiner Turmwarte heruntersingt: ‚Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehn, es sei, wie es wolle, es war doch so schön.' Auf den Guten trifft dies gewiß zu, nur der Schlechte denkt anders. Und die Losung bleibt die Überwindung des Egoismus und Pessimismus, der Grundübel unserer Zeit. In dieses Stück Strindbergs fällt übrigens etwas wie ein freundlicher Schein solcher Auffassung: die Katastrophe ist vorüber: sie mit dem Kind auf und davon, wenn auch in einem widerlichen Leben, mit einem anderen fast vegetierend, davon er nichts weiß; er aber lebt in seinen Räumen, in denen kein Stuhl, kein Bild an der Wand, nichts seit ihrer Flucht verändert ist, in Erinnerung das Leben der ersten Glückstage fort. Er möchte sie nur nicht zurück haben, will durch nichts an ihre wahre Existenz erinnert sein, lebt einzig in der Vergangenheit und ist's zufrieden. Da zieht sich über seinem Haupt noch einmal das Gewitter zusammen: Ahnungslos für beide Teile hat ihr neuer Mann in der nämlichen Stadt im gleichen Hause die über der seinen gelegene Etage gemietet. Und nachdem er sich über das seltsame Mieterpaar und ihr geheimnisvolles, ans Abenteuerhafte streifendes Nachtleben längst Gedanken gemacht hat, kommt es an einem schwülen Sommerabend zur Entladung, als er mit seinem Bruder, einem ihm ergebenen Junggesellen, durch zufälligen Anlaß die Vergangenheit im Gespräch rekapituliert. Was sich dann Schlag auf Schlag an diesem einen Abend vollzieht, ist dichterisch so gewandt aufgebaut und voll feiner Einzelzüge ausgemalt, wie es in seiner inneren Möglichkeit und Fülle unwahrscheinlich ist, auch trotz der Folge der Begebenheiten eigentlich undramatisch, d. h. ohne Steigerung, mehr der erzählte Gang einer Novelle mit pantomimischem Hintergrund. Er sieht sie wieder, doch spürt nicht im geringsten das Bedürfnis, sie zu halten, was sie einigermaßen enttäuscht: Wie das Gewitter in der Ferne, war ihr Erscheinen für ihn nur ein ‚Wetterleuchten'. Und er ist gewillt, sein betrachtendes Leben fortzuführen, während sie, da ihr zweiter Gatte an just jenem Abend mit einer anderen durchgeht, mit dem Kind heim zu den Eltern fährt. Und er will weiter zufrieden sein, aber es ist doch Herbst in seinem Innern. Er fühlt sich wohl, wenn die Laternen angezündet werden. Auch hier lag, wie so häufig bei Strindberg, das Manko, das zur Katastrophe führte, eigentlich im Manne: der Fünfzigjährige genügte der Achtzehnjährigen nicht. Zwar hatte er ihr am Tage des Bündnisschließens zugesagt: ‚Ich gebe dich frei, sobald ich dir nicht genüge.' Dieser männlichen Offenheit und Ritterlichkeit war der weibliche Charakter aber nicht gewachsen: sie zog es vor, ihn vorerst mit allen Freunden zu betrügen und dann zu fliehen. —

Bernard Shaw ist in seinem ‚Pygmalion' wie immer der bühnengewandte Causeur, der amüsant zu unterhalten versteht, aber weniger tief als geistreich, obgleich er eigentlich im Grunde nie tief ist und die Zustände mehr nur vorübergehend beleuchtet, anstatt sie lebendig formend nachzuschaffen. Begnügt er sich damit, der groteske Parodist zu sein, wie z. B. in ‚Cäsar und Kleopatra', so ist er am einwandfreiesten, und man bewundert die geschmeidige Karikaturistenhand, die an der Größe die menschliche Schwäche so hübsch lächerlich zu machen versteht. Hier jedoch, wo es sich im Grunde um ein ungeheuer ernstes Problem handelt, sieht man dieses nur in einem flüchtigen Moment seine wahren Züge enthüllen und sonst allzu possenhaft angefaßt und zu wohlgefällig gelöst. Ein Professor der Phonetik — die Typen als solche sind durchaus konventionell gezeichnet —, der sich von Anbeginn schon

als eine Art Clown einführt und der behauptet, jedem Menschen seinen Geburtsort nach dem Dialekt zu bestimmen und den Londoner nach dem Stadtviertel einzuschätzen, fischt an einem Abend unter dem Säulengang von St. Paul ein Blumenmädchen auf, das ihn seiner besonders ordinären Aussprache wegen interessiert. Zugleich aber behauptet er, konstatieren zu können, dieses Straßenkind sei mit einem auffallend guten Ohr behaftet, und er schicke sich an, unter der Verpflichtung einer Wette, auf Grund dieser Fähigkeit in einem halben Jahr sie so zu erziehen, daß sie sich im Salon einer Herzogin unerkannt bewege. Die Abwicklung des Experimentes geht amüsant vonstatten. Dann kommt der Tag, vielmehr der Abend, an dem die Situation ihr ernstes Gesicht zeigt: das Objekt ist Subjekt geworden, die Sache zum Bewußtsein erwacht. Einen Augenblick fühlen wir alle den grundtiefen Ernst, daß der Mensch etwas — sagen wir — Überirdisches ist, mit dem wir nicht spielen sollen. Für den Professor der Phonetik war das Straßenmädchen ein Objekt, ein Instrument, an dem er seine Theorie erweisen wollte, und als das Experiment gelungen, kehrt er ihm, wie einem Grammophon, den Rücken und unterhält sich mit seinem Freund in einer Weise über das Resultat, davon jeder Satz sich wie Dolche in das Herz des erwachten, sich mißbraucht fühlenden Menschen bohrt. Dieser erwartet Dank; denn er ist der Überzeugung, daß seine Qualitäten, d. i. sein Wille, also ein sittliches Moment, ebenso zum Gelingen beigetragen haben wie die Theorie des Professors. Und dieses sieht er geschändet. Einen Augenblick nur, wie gesagt, zeigt die Situation dieses ernste Gesicht, dann schlägt sie wieder ins Possenhafte um, sobald der Dichter das Mädchen dem Professor seine Empfindungen enthüllen und sich alles in Wohlgefallen auflösen läßt; denn es wird uns nun zwar nicht deutlich gezeigt, aber unserer Ahnung überlassen (eine in diesem Falle zu betonende Diskretion), daß den Professor längst eine Neigung an die Kleine fesselt und er gar nicht daran denkt, sie wieder auf die Straße zu entlassen. Trotzdem: zur Tiefe der Möglichkeit eine etwas seichte Behandlung.

Eine Bemerkung sei hier noch über die Theorie gestattet: Es scheint in der Tat, daß das Ohr das vorzüglichste Bildungsorgan ist; mancher von uns hat sich gewiß schon darüber gewundert, daß Sänger, die ein Mäzen von der Hobelbank weg oder vom Kutscherbock heruntenholte, sich in kürzester Zeit in den Salons der Gesellschaft bewegten, auch ohne daß besondere Intelligenz sie auszeichnete. Ferner aber scheint phonetische Empfindlichkeit im allgemeinen, nicht direkt musikalischen Sinnes, ihrem Grade entsprechend, an eine verwandte Intelligenz gebunden: Geübte Menschenkenner bedienen sich oft lieber des Ohres als des Gesichtes.

Rudolf Klein-Diepold.

Musik

Von der modernen komischen Oper.

Anläßlich des Verdijubiläums war im ‚Hochland' die Rede davon, daß des Meisters letzte Oper ‚Falstaff' von großem Einfluß auf die jüngste Entwicklung des heiteren italienischen Musikdramas gewesen sei, insofern dessen gegenwärtig erfolgreichster Vertreter, Ermanno Wolf-Ferrari in seinem Schaffen speziell an dieses Verdische Vorbild angeknüpft habe. Daß es mit dieser Beobachtung seine Richtigkeit hat, zeigt auch das unterdessen bekannt gewordene neueste Werk Wolf-Ferraris wieder, das Ende 1913 fast gleichzeitig in Dresden und München aus der Taufe gehobene musikalische Lustspiel ‚Der Liebhaber als Arzt'. Denn textlich wie musikalisch ist es auch nach dem durch ‚Falstaff' vorgezeichneten Rezept: — modernisiertes Auffrischen der alten opera buffa — entworfen. Etwas Dekadenz macht sich im ganzen Genre neuerdings freilich insofern gel-

tend, als es seine Wirkung mehr, wie gut ist, auf den rein possenhaften Situationswitz zu gründen beginnt. Immerhin ist ‚Der Liebhaber als Arzt' szenisch wie musikalisch mit so viel Laune durchgeführt, daß man sich trefflich dabei amüsieren kann. Die Dichtung nach Molièreschen Motiven von Golisciani (deutsch von Rich. Batka) behandelt das oft versierte Sujet von der liebeskranken Tochter, die ihr egoistischer Gewalthaber — diesmal ausnahmsweise nicht der Vormund, sondern der Papa selbst — nicht heiraten lassen will. Mit Hilfe der obligaten zungenfertigen Zofe weiß sich aber der Liebhaber in der Maske eines Arztes ins Haus zu schleichen, und Papa, der in der Meinung, es handle sich um ein medizinisches Scheinmanöver, selbst den Ehekontrakt diktiert, ist zum Schluß der Gefoppte. An Wolf-Ferraris Musik erscheinen vornehmlich die meisterliche Technik und der Bühneninstinkt, womit sie gearbeitet ist, bewundernswert. Was einzelne stilistische Momente, wie das famose plappernde Parlando, die feinziselierte Ensembleführung und nicht zuletzt die farbenreiche, witzige orchestrale Untermalung betrifft, hat der Künstler an Sicherheit der Handhabung gegen früher sogar noch gewonnen. Die eigentliche musikalische Erfindung freilich ist ziemlich schwach und eklektisch; vor allem ist das lyrische Moment, das nur in einem Ständchen im ersten und in der Liebesszene im zweiten Akt bescheidene Entfaltung gewinnt, diesmal etwas zu kurz gekommen.

Dr. Eugen Schmitz.

Felix v. Weingartners Buch ‚Über das Dirigieren' ist kürzlich in neuer, vierter Auflage erschienen (Leipzig 1913, Breitkopf & Härtel). Die erste Auflage im Jahre 1895 wirkte als aufsehenerregende Streitschrift. Sie wandte sich mit aller Schärfe gegen die damals noch in vollster Blüte stehende Überschätzung Bülows, im besonderen seine subjektivistisch geistreichelnde Art des Dirigierens, die sich bei großen und kleinen Nachahmern nachgerade zu einer Modekrankheit entwickelt hatte. Da diese Modekrankheit bis zu einem gewissen Grade auch heute noch, oder vielleicht richtiger gesagt heute wieder in gesteigertem Maße besteht, haben Weingartners Ausführungen nichts an Aktualität verloren. Bülows Verdienst war es seinerzeit, der philiströsen metronomischen Taktschlägerei der alten Schule ebensowohl wie der eleganten Nachlässigkeit der Dirigenten vom Schlage Mendelssohns den Garaus gemacht und als Erbe und Schüler Wagners einen wirklich individualisierenden Orchestervortrag in die Wege geleitet zu haben. Dadurch wurde er der erste ‚moderne Dirigent' und Ahnherr dieser ganzen heute so entwickelten Abart. Leider aber hat er auf sie — allgemein gesprochen und von einzelnen ganz Großen abgesehen — auch seine Hauptschwäche vererbt: die Übertreibung in der Nuancierung des Vortrags. Hatten die alten Dirigenten durch ein geistloses Gleichmaß jede feinere Ausdrucksregung des interpretierten Tonwerks verwischt, so wurde es durch Bülow üblich, jede einzelne Nuance in Tempo, Dynamik usw., um sie nur ja recht zum Bewußtsein zu bringen, so unmäßig zu unterstreichen, daß dabei die einheitliche Linie überhaupt verloren ging. Und da man sich dabei nicht etwa nur an die vorgezeichneten Nuancen hielt, sondern noch möglichst viel ‚zwischen den Zeilen zu lesen' — richtiger hineinzudeuten — sich bemühte, war das Resultat vielfach willkürlichste Verzerrung. Was sich in dieser Hinsicht namentlich der alternde Bülow leistete, dafür hat Weingartner mit ausgedehnten Notenbeispielen drastische Proben gegeben. Leider könnte man ihnen heute aus den Aufführungen so manches gefeierten ‚Generalmusikdirektors' womöglich noch drastischere an die Seite stellen. Darum ist die Neuausgabe von Weingartners Buch als Kampfruf gegen einen in seiner Schädlichkeit viel zu wenig beachteten

Mißstand unserer Musikkultur, die Überschätzung der Persönlichkeit des Interpreten gegenüber der selbständigen Bedeutung des Kunstwerkes willkommen zu heißen.

Dr. Eugen Schmitz.

Neues vom Büchermarkt

Länderkunde

Der alte germanische Trieb in die Ferne, der in früheren Zeiten unserer Geschichte sich in den Wanderungen ganzer Stämme und Völkerschaften, in den Pilger- und Kreuzfahrten äußerte, hat in der heutigen Zeit bei den modernen Verkehrsverhältnissen eine neue Ausdrucksform angenommen in den Reisen ins Mittelmeer, in die Polargegenden oder um die Welt, die von unseren großen Schiffahrtsgesellschaften um die Wette unternommen werden. Leider haben diese ‚Weltreisen' auch mit sich gebracht, daß so manche Unberufene glauben, sie müßten ihre Eindrücke nicht bloß einem engeren Kreise von Bekannten, sondern der Allgemeinheit zugänglich machen, und daß daher alljährlich eine Fülle von Reisebeschreibungen erscheint, die keine wirkliche Bereicherung der geographischen Literatur sind und nur besseren Büchern den Weg versperren. Man freut sich daher, wenn man einen Reisebericht zu Gesicht bekommt, der sich nicht damit begnügt, in mehr oder weniger geistreicher Weise das zu schildern, was man mit den leiblichen Augen gesehen hat und so an der Außenseite haften bleibt, sondern der es versteht, in den eigentlichen Charakter, in das tiefere Wesen der durchreisten Städte und Länder und der geschauten Völker einzudringen. Eine solche Weltreise ist die von Julius Dittmar, **‚Eine Fahrt um die Welt'** (Berlin, A. Schall, 1913; M. 4.—, geb. M. 6.—). Der Autor, der die Reise vor einigen Jahren im Auftrag der ‚Kölnischen Zeitung' unternommen hat, hat sich ein selbständiges Urteil bewahrt und weiß auch herrschenden Anschauungen mit guten Gründen entgegenzutreten; er ist nicht nur ein scharfer Beobachter, sondern auch ein philosophisch denkender Kopf, der die Seelen der Länder und Völker, mit denen er es zu tun hatte, zu ergründen und die Ideen und Triebkräfte, welche die Menschen bewegen, aufzudecken sucht. Er versteht es, auch seine Gedanken in anregender Sprache vorzutragen, so daß man sich gern durch das Buch fesseln läßt und es nicht ohne geistigen Gewinn aus der Hand legt. Die Wiedergabe der zum größeren Teil recht charakteristischen Bilder läßt mehrmals zu wünschen übrig. — Nicht so groß scheint uns der geistige Gehalt des Buches von W. Freiherrn von Rummel, **‚Erster Klasse und Zwischendeck'**, ‚Eine Weltumseglung durch Zufall' (Berlin 1911, Verlag W. Weicher; M. 6.50, gebunden M. 7.50), obwohl der Verfasser in frischer, vielfach von Humor durchwehter, gelegentlich auch etwas salopper Sprache allerlei Interessantes und Originelles zu erzählen weiß, was er nicht nur auf einem der großen Ozeanriesen in erster Klasse oder im Pullmanwagen, sondern auch im Zwischendeck und in einem japanischen Segelschoner, auf kleinen Insulanerbooten usw. auf Fahrten von Insel zu Insel gesehen und erlebt hat. Mit größerer Ausführlichkeit sind Japan, über das manche scharfsinnige Bemerkung abfällt, und der deutsche Kolonialbesitz der Marianen, der Westkarolinen und der Palauinseln behandelt, wo der Verfasser einen längeren, z. T. unfreiwilligen Aufenthalt genommen hatte. Die letzteren Kapitel, die ein verhältnismäßig noch wenig bekanntes Gebiet betreffen, enthalten denn auch wertvolle geographische Beobachtungen und Nachrichten. Das Buch ist sehr reich mit Bildern geschmückt, die zum größten Teil von dem Reisenden selbst aufgenommen wurden und meist charakteristische Typen aus dem Natur- und Menschenleben der bereisten Gegenden wiedergeben. Für die Jugend möchten wir, einiger Ausführungen wegen, das Buch nur mit Vorbehalt empfehlen. Der Name des Reisebegleiters von Magalhães auf der ersten Weltumseglung ist nicht Eltano (S. 197), sondern Elcano (oder Seb. del Cano). — Eine Art Weltreise behandelt auch das von Sven v. Hedin für die Jugend geschriebene Buch **‚Von Pol zu Pol'**, ‚Neue Folge', ‚Vom Nordpol zum Äquator' (Leipzig 1912, F. A. Brockhaus; geb. M. 3.—); doch gibt Sven v. Hedin nicht etwa die Beschreibung einer Weltreise, die er selbst gemacht hat, sondern eine lebendig geschriebene Schilderung von Reisen anderer. Er führt uns von Skandinavien nach dem Nordkap, berichtet von den Heldentaten, Leiden und Erfolgen, aber auch vom Untergang so mancher großen

Forscher, wie eines Franklin, de Long, Andree und Nansen; in raschem Flug geleitet er dann den Leser über London, Paris und Genf nach Italien, läßt ihn einer Audienz beim Papst beiwohnen (der Ausdruck auf S. 148 vom Papst, der ‚vom Vatikan aus seine Bannbullen über Ketzer und Sünder schleudert‘, wäre besser weggeblieben) und führt ihn dann nach Ägypten, um die Verdienste und den Heldentod Gordons zu feiern, und nach Innerafrika, was ihm Gelegenheit gibt, die Forschungen und Abenteuer eines Slatin Pascha, Livingstone, Stanley und Emin Pascha vorzuführen. Wegen der fesselnden Sprache, des anregenden Inhalts und der guten Ausstattung mit schwarzen und farbigen Vollbildern kann das Buch ebenso wie der früher erschienene erste Teil namentlich für die Jugend empfohlen werden. — In ein weit beschränkteres Gebiet führen die folgenden Bücher. P. Willi Birnbaum, **‚Streifzüge im Kaukasus und in Hocharmenien‘** (Zürich 1913, Art. Institut Orell & Füßli; Fr. 5.—, geb. Fr. 6.—), hat als Berichterstatter für die ‚Neue Züricher Zeitung‘ die schweizerische Expedition, die 1912 im Juli bis September den Kaukasus und Hocharmenien bereiste, mitgemacht und die an Ort und Stelle unter dem frischen Eindruck des Geschauten niedergeschriebenen und daher recht lebenswarmen Berichte, die er an seine Zeitung sandte, in erweiterter Form und mit Illustrationen versehen als Buch herausgegeben. Es ist kein unbekanntes Gebiet, das die Expedition durchwanderte, und sie ist auch nur in bescheidenem Umfang von gebahnten Wegen abgegangen; das Büchlein bietet daher für denjenigen, der auch nur eines der Hauptwerke über den Kaukasus, etwa Radde, Merzbacher, Hahn oder Déchy, oder das von Müller-Simonis über Armenien kennt, wenig Neues an geographischem oder ethnographischem Stoff; immerhin ist es interessant geschrieben und vermittelt in unterhaltender Form manche Erkenntnisse; die Bilder sind zumeist gut ausgewählt. Die Bemerkung auf Seite 22 von dem ‚Trottelvolk der Mucker‘ ist völlig unangebracht: man braucht gar nicht prüde zu sein und doch zu einer Mißbilligung mancher Erscheinung im Wiener Donaubad, dem sog. Gänsehäufel, zu kommen. Der vielfach als Grenze zwischen Asien und Europa geltende Fluß heißt Manytsch und nicht Malntsch (S. 235); bei der Schilderung der Armenier (S. 208 ff.) hätte auch der mit Rom unierten Armenier und ihres Patriarchen, die keinen geringen Bruchteil des Volkes bilden, gedacht werden können. — Eng umgrenzt ist das Gebiet, das die **‚Dresdener Spaziergänge‘** von Johanna M. Lankau (Dresden 1912, Holze & Pahl; M. 4.—) behandeln. Es ist ein feines Buch nach Inhalt und Ausstattung, das in gewählter, vielfach poetischer Sprache stimmungsvolle Schilderungen bringt von Dresden und seiner näheren und weiteren Umgebung bis zum Erzgebirge hin. Nicht das, was vor aller Augen offen daliegt, sucht die Verfasserin auf, sondern die mehr verborgenen, intimen Schönheiten, an denen viele achtlos vorübergehen, das ‚Wipfelrauschen, den Vogelsang, die glitzernden Seeflächen, die stiebenden Springbrunnen, das samtne Rasengrün, das bunte Farbenspiel der Blumenbeete, die schattenkühlen Wege und die traulichen Ruheplätze‘, kleine Schönheiten zwar, die aber doch in ihrem Zusammenwirken für ein naturfreudiges und sehendes Auge die großartige Schönheit alpiner Gegenden fast aufzuwiegen vermögen und tausendfache Genüsse für Sinn und Seele bieten. Wer Dresden kennen gelernt hat, wird das Büchlein, das mit 39 fast durchweg sehr schönen Bildern geschmückt ist, mit ungetrübtem Genuß zur Hand nehmen. — Nicht das gleiche gilt vom Buch des bekannten Polarforschers Fred. A. Cook, **‚Meine Eroberung des Nordpols‘** übersetzt von E. Volckmann (Hamburg und Berlin 1912, A. Janssen; geb. M. 10.—). Es ist noch in allgemeiner Erinnerung, wie Cook im Sommer 1909 in Europa und Amerika als erster Europäer, der den Nordpol erreicht habe, gefeiert wurde, wie schnell aber die allgemeine Begeisterung infolge der Angriffe Pearys, seines Rivalen im Kampfe um den Nordpol, abflaute und er fast allseits als Schwindler preisgegeben wurde. Im vorliegenden Werk schildert nun Cook seine Polarexpedition, auf der er den Smithsund und das Ellesmereland querte, durch den Nansensund zur Nordwestspitze des Axel-Heiberglandes vordrang und von hier aus den Vormarsch zum Nordpol antrat; er versucht den Nachweis zu erbringen, daß er wirklich am 22. April 1908 mit 2 Eskimos als Begleiter den Nordpol erreicht hat; auf der Rückkehr wurde er ins Prinz-Gustav-Meer und den Jonessund verschlagen und entkam mit knapper Not dem Hungertod, bis es ihm gelang, die Küste von Norddevon zu erreichen und nach einer Überwinterung am Kap Sparbo nach Grönland zurückzukehren. Ob sein Buch geeignet ist, das Urteil des von der Universität Kopenhagen eingesetzten Ausschusses, daß ‚die der Universität eingereichten Dokumente Cooks keine Beobachtungen oder Erklärungen enthalten, die beweisen, daß Cook den Nordpol erreicht hat‘, zu ent-

kräften, darüber kann ein völlig kompetentes Urteil nur wenigen Fachgelehrten zustehen; von den anfänglichen Verteidigern ist allerdings einer der bedeutendsten, der glückliche Entdecker des Südpols, Roald Amundsen, scharf von ihm abgerückt. Aber auch wer sich durch das an inneren Widersprüchen nicht arme Buch für den Glauben an Cook und seine Erreichung des Nordpols gewinnen läßt, wird nur mit großem Unbehagen die unerquickliche Polemik der letzten Kapitel verfolgen, die von den schärfsten, um nicht zu sagen tollsten Angriffen auf Peary und dessen Anhänger strotzen und alles erlaubte Maß überschreiten, mag auch Peary seinerseits gegen Cook nach amerikanischer Art einen Ton angeschlagen haben, wie man ihn bei europäischen Autoren nur ganz vereinzelt antrifft. Die Ausstattung des Buches steht hinter der anderer Werke über Polarreisen etwas zurück; das Kärtchen auf Seite 254, das samt der englischen Schreibweise der Namen aus dem Original einfach übernommen zu sein scheint, ist doch gar zu dürftig; ein Grund dafür, warum in einem deutsch geschriebenen Werk die ärgerlichen englischen Maße für Entfernungen, Höhen und Temperaturen beibehalten sind, ist nicht ersichtlich. — Nach der unerfreulichen Lektüre der letzten Kapitel von Cooks Buch ist es ein Vergnügen, nach einem so interessanten Werk zu greifen, wie es **‚Das Buch des Lappen Johann Turi'**, herausgegeben von Emilie Demant (Frankfurt a. M. 1912, Literarische Anstalt Rütten & Loening; M. 6.—, geb. M. 7.50), ist. Es ist ein ganz eigenartiges Buch, geschrieben von einem Angehörigen des Lappenvolkes, der sein ganzes Leben als Nomade gelebt hat oder mit den Renntieren in der Wildnis umhergezogen ist, der die Kämpfe seines Volkes und ihr Zurückweichen vor der überlegenen Kultur des Weißen sah, der die Lebensbedingungen seines Volkes, dessen Sitten, Anschauungen, Gebräuche, die alten Geschichten und Sagen genau kennt. Seit langem wollte er die während eines langen Lebens gesammelten Eindrücke niederschreiben, aber die Arbeit nahm keinen rechten Fortschritt, bis die Herausgeberin sich erbot, ihm behilflich zu sein und sich deshalb entschloß, ein Jahr lang mit den Berglappen zusammenzuwohnen. So entstand das Buch, das uns einen ganz unmittelbaren Einblick in die Seele eines Halbkulturvolkes vermittelt, viel zuverlässiger vielleicht, als wenn ein moderner ethnographischer Forscher der weißen Rasse es geschrieben hätte, der doch nie so vollkommen in die Psyche eines auf niedriger Kulturstufe stehenden Volkes einzudringen vermocht hätte. Originell sind die samt Erläuterungen beigegebenen Zeichnungen Turis aus dem Leben der Lappen, die manchmal an Zeichnungen unserer prähistorischen Vorfahren erinnern. — Ein gewisses ethnographisches Interesse bieten auch die Erzählungen, die Gisela Etzel unter dem Titel **‚Aus Jurte und Kraal'** herausgibt (München, Verlag der Lese, 1911; M. 2.50); es sind vielfach humoristische Erzählungen aus Asien und Afrika, eine bunte Auslese aus Werken deutscher und anderer Forscher, Missionare und Folkloristen, die in unterhaltender Form mit dem Gefühls- und Geistesleben fremder Völker vertraut machen wollen. Mit Recht macht die Sammlerin in der Vorrede darauf aufmerksam, wie hoch der poetische Gehalt mancher Erzählungen ist und wie manche in Stoff und Aufbau den Märchen, Fabeln und Stoffen unserer Volksdichtung gleichen. — An letzter Stelle seien die beiden Bücher genannt, die zu den besten der hier besprochenen geographischen Erscheinungen gehören: Raymund Netzhammer, **‚Aus Rumänien'**, zweiter Band (Einsiedeln, Benziger & Co., 1913; Mark 5.—, geb. M. 6.40), und Theobald Fischer, **‚Mittelmeerbilder'**, zweite Auflage, besorgt von A. Rühl (Leipzig, B. G. Teubner; M. 7.—, geb. M. 8.—). Der Verfasser des ersten Werkes, der aus Baden stammende und dem Orden der Benediktiner angehörige katholische Erzbischof von Bukarest, hat schon ein sehr günstig aufgenommenes Buch über Rumänien herausgegeben, dessen Fortsetzung der vorliegende zweite Band bildet; er teilt alle Vorzüge des ersten, einen offenen, scharfen Blick für die Natur und Bewohner seines Adoptivvaterlandes und die Gabe lebendiger, feinsinniger Schilderung des Geschauten, sei es, daß er den Leser führt durch die orthodoxen Klöster und Bischofssitze, durch katholische Gemeinden oder durch die märchenhafte Schönheit des Königsschlosses Pelesch, durch die Engpässe der Karpatenflüsse, die salz- und erdölreichen Hügellandschaften oder die weiten Fruchtebenen des Landes. Er versteht es, in diese durch reichen Bilderschmuck illustrierten Schilderungen ungezwungen Kapitel einzufügen aus der Geschichte des Landes, aus der Römerzeit, die so viele Baureste und Münzen hinterlassen, aus der Zeit der Völkerwanderung, der wir den berühmten Goldschatz von Petrossa verdanken, aus den Tagen der türkischen Herrschaft und der Befreiungskämpfe. Kurz, ein gutes Buch und gerade heute von besonderem Interesse, da Rumänien sich anschickt, die führende Rolle im europäischen Orient zu übernehmen. — Fischers ‚Mittelmeerbilder', ge-

schrieben von einem der besten Kenner des Mittelmeergebietes, dem ehemaligen Professor der Geographie an der Universität Marburg, gehören nach dem unbestrittenen Urteil seiner Fachgenossen zu den wertvollsten erdkundlichen Büchern des letzten Jahrzehntes; wenn wir sagen, daß namentlich die Aufsätze über Palästina, Italien und die Iberische Halbinsel Muster einer echt geographischen Länderabteilung sind, so glauben wir, zu ihrem Lob nichts weiteres beifügen zu müssen; aber auch die andern kleinern Aufsätze sind sehr lesenswert. Die zweite Auflage weist gegenüber der ersten geringe Änderungen auf: ein Aufsatz über Mallorca ist neu beigefügt, die in den Aufsätzen gegebenen Zahlen sind dagegen im allgemeinen geblieben und daher heute zum Teil veraltet.

Naturkunde

Wenn ein neues bedeutsames Serienwerk wie die von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt herausgegebene Bänderreihe ‚Das Weltbild der Gegenwart' mit einem naturwissenschaftlichen Überblick eröffnet wird, so soll damit doch ganz gewiß nicht aus monistischer Überhebung besagt sein, daß auf diesem Wissensgebiet allein sich unser Weltbild aufbauen lasse. Ferdinand Meisel in seiner gediegenen, die Mühe des Studiums reich lohnenden Schilderung der **‚Wandlungen des Weltbildes und des Wissens von der Erde'** (Deutsche Verlagsanstalt. Geb. M. 7.50) betont zum Schlusse ganz besonders die Vorläufigkeit und Verbesserungsbedürftigkeit der heutigen Annahmen und zieht aus dem Überblick all des gewaltigen Tatsachenmaterials am Ende doch gegenüber voreiliger Hypothesenwirtschaft den Schluß: ‚Die Wissenschaft ist bescheidener geworden.' Zum gleichen Schluß führt jeder ernsthafte Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung der Naturkunde. Das Werk von Franz Strunz über **‚Die Vergangenheit der Naturforschung'** (Diederichs. Geb. M. 5.50) will zugleich ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes sein, das allmähliche Werden des Naturgefühls und der Naturerkenntnis in einer Reihe von Charakterbildern darlegend. Auf dem Gang vom frühesten Altertum bis zu Böttger und Rousseau faßt es freilich oft mehr die Absonderlichkeiten als die wirklich großen Erscheinungen ins Auge. Doch mag der Abschnitt über eine Naturforscherin des Mittelalters, die hl. Hildegard von Bingen, besonders hervorgehoben sein, zumal man im allgemeinen — wie auch Meisels Werk zeigt — von einer gerechten Würdigung mittelalterlicher Wissenschaft noch weit entfernt ist.

Unter den Einzelfächern stellt sich die Kunde vom Menschen, die Anthropologie, für das allgemeine Interesse doch immer wieder an die erste Stelle, zumal, wenn sie in so ausgezeichneter und glänzender, dabei in jeder Hinsicht zuverlässiger und einwandfreier Weise popularisiert wird, wie es in dem großen Prachtwerk **‚Der Mensch aller Zeiten'** der Fall ist, dessen zweiter der Rassen- und Völkerkunde gewidmete Band aus der Feder Prof. Birkners sich nun bereits dem Abschluß nähert (Allgemeine Verlagsgesellschaft. Das Gesamtwerk in ca. 40 Lieferungen à M. 1.—). Gerade die letzten Kapitel über die Bevölkerung Europas in Vergangenheit und Gegenwart und über die Eingeborenen unserer deutschen Schutzgebiete sind in Text und Illustration höchst fesselnd und lehrreich. — Die **‚Einführung in die allgemeine Biologie'** der beiden amerikanischen Gelehrten William I. Sedgwick und Edmund B. Wilson (Teubner. In Leinen M. 7.—) gibt eine didaktisch sehr geschickte Einführung in die Grundbegriffe des organischen Körperbaus und der wichtigsten Lebensfunktionen, zuerst im allgemeinen, dann speziell für das Tierreich am durchgeführten Beispiel des Regenwurms und für das Pflanzenreich des Farnkrauts, zum Schluß erst der nur scheinbar einfacheren Verhältnisse bei den Einzelligen. Aber die Umgehung aller theoretisch schwierigeren Punkte scheint uns doch auch in einem für Anfänger bestimmten Werke etwas weit zu gehen. Man sollte die Schwierigkeiten wenigstens deutlicher ahnen lassen und so vor trockener Selbstzufriedenheit nachdrücklicher verwahren; auch das dünkt uns eine Aufgabe der ersten Einführung. — Ganz gewiß nicht trocken, sondern ein lebensprühendes Werk auch ohne alle anderwärts beliebte poetisierende Pflanzenbeseelung ist Kerner von Marilauns altbekanntes Werk **‚Pflanzenleben'** von dem nun die dritte von A. Hausen besorgte Neuauflage zu begrüßen ist. Von den drei Bänden liegt bisher der erste, Zellenlehre und Biologie der Ernährung umfassende, vor (Bibliographisches Institut. Geb. je M. 14.—). Die Schilderung der pflanzlichen Lebenserscheinungen, die durch eine geradezu glänzende Illustration unterstützt wird, darf im ganzen mustergültig genannt werden, zumal sie von einer entschiedenen teleologischen Grundauffassung getragen ist. Daß Hausen die bei Kerner noch deutlichen, vitalistischen Anklänge radikal glaubte ausmerzen zu müssen, scheint

freilich um so überflüssiger, da ja doch zugegeben werden muß, daß ‚die letzten Gründe des Lebens unerklärt bleiben'. — Dem Alpenwanderer, der zugleich ein Freund der ‚liebenswürdigen Wissenschaft' ist, bietet sich in der **‚Alpenflora'** von Hegi-Dunziger ein bereits vielbewährter, nie versagender Berater dar, der über die verbreitetsten Hochgebirgspflanzen Bayerns, Österreichs und der Schweiz genaue Auskunft gibt. Die dritte Auflage des handlichen Buches ist trotz der Ausstattung mit über zweihundert farbigen Abbildungen im Preise noch ermäßigt worden (J. Lehmann, München. Geb. M. 5.—). Eine hohe Bereicherung der Naturfreude bereitet dem Spaziergänger auch die nähere Kenntnis unserer gefiederten Freunde. Das Büchlein von Ernst Schäff beschreibt **‚Unsere Singvögel'** nach Aussehen, wichtigsten Lebensgewohnheiten und Sangesweise mit viel Liebe und Sorgfalt; freilich lassen sich viele der angegebenen spezielleren Artmerkmale bei freilebenden Tieren doch kaum recht erkennen (Strecker & Schröder. Geb. M. 3.—). — Wenige Tierarten kann man im Freileben so mühelos belauschen und in Terrarien und Aquarien so leicht unter einigermaßen naturähnlichen Lebensbedingungen erhalten, als unsre heimischen Kriechtiere; denen man dann auch zu vergleichendem Studium manchen in Aussehen und Benehmen merkwürdigen Artverwandten aus fremden Landen gesellen mag. Zu solchen Beobachtungen gibt die lehrreichste Anleitung und Ergänzung der neuerschienene fünfte Band von **Brehms Tierleben** (Bibliographisches Institut. In Halbleder M. 12.—), dessen sämtliche Abschnitte durch den bestberufenen Neuarbeiter Prof. Franz Werner aufs ergiebigste bereichert worden sind. An Eidechsenarten sind nunmehr 188 (statt bisher 53), Chamäleonarten 20 (bisher 1), Schlangenarten 232 (bisher 85) eingehender beschrieben, noch mehr wenigstens kurz erwähnt. Auch die prächtige Illustration und die praktischen Verbreitungskarten am Schlusse sind erheblich vermehrt und verbessert worden; der ganze Band darf in seiner jetzigen Form geradezu mustergültig genannt werden. — Allen Tierliebhabern, besonders den weidgerechten und naturschutzfreundlichen, wird der neue **‚Tierkalender' Voigtländers** willkommen sein (M. 2.80), der in Form eines Abreißkalenders eine Fülle der vortrefflichen Tierarten aus Meerwarth-Soffel, Schillings und ähnlichen Werken bringt und dazu eine Fülle wissensnützlicher Notizen.

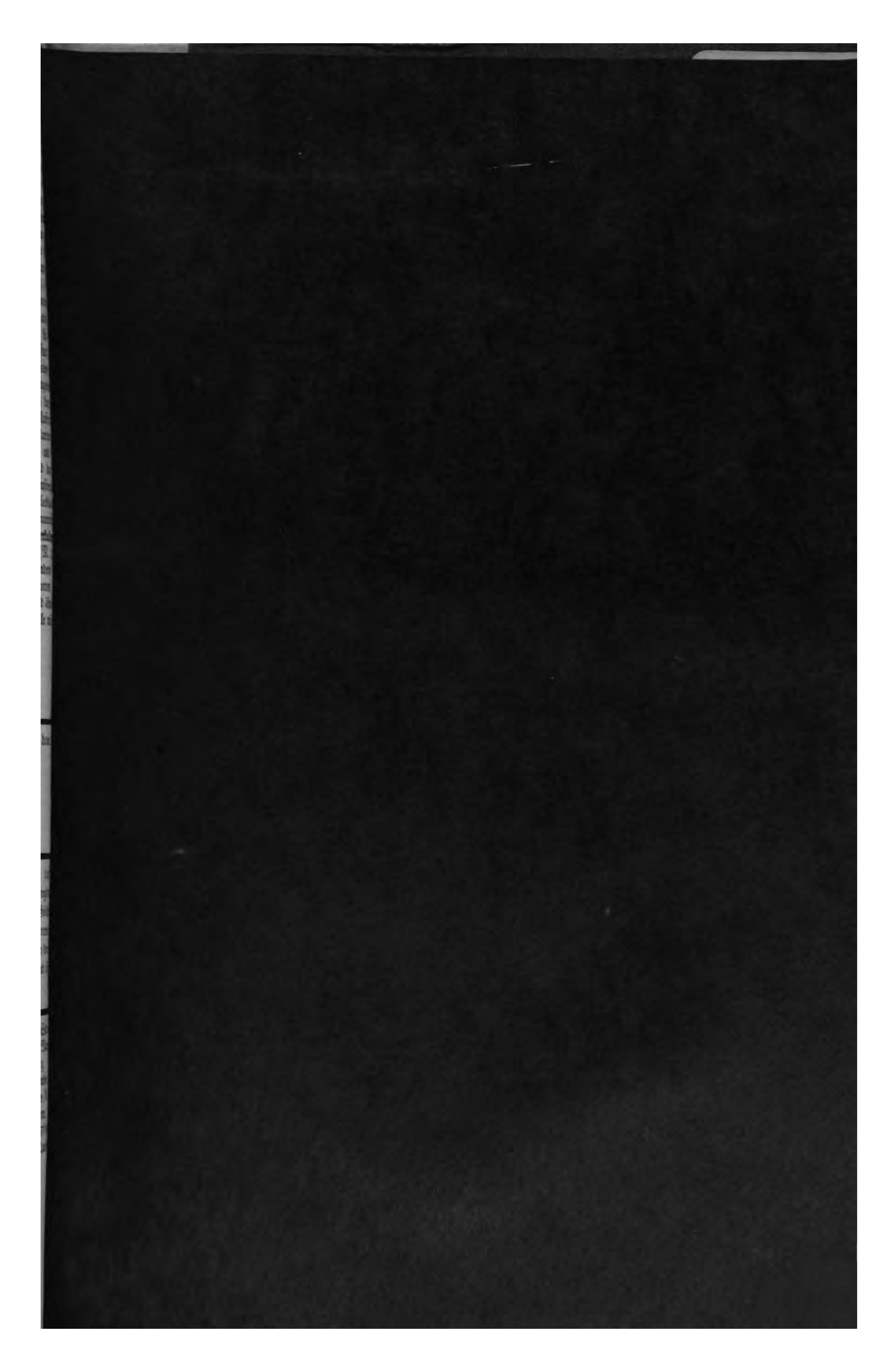
Unsere Kunstbeilagen

Die Bilder und Illustrationszeichnungen von Gustave Doré sind dem Aufsatz über den Künstler als Anschauungsmaterial beigegeben.

Offene Briefe

cand. phil. L. P. in M. (Elsaß). Wir nehmen gern davon Kenntnis, daß die im Dezemberheft flüchtig hervorgehobene Jugendschrift aus der Spamer'schen Jungdeutschland-Bücherei: Aug. Trinius, In die blaue Ferne einige beleidigende Geschmacklosigkeiten über das Trappistenkloster Oelenberg enthalt, Stellen, die dem Referenten um so leichter entgehen konnten, als es sich um ein Wanderbuch handelt, wo man derartige Entgleisungen am wenigsten erwartet. Direkt empfohlen war das Buch nicht und ist trotz mancher Vorzüge auch nicht zu empfehlen.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten,** Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59





Hans Multscher / Christus als Schmerzensmann

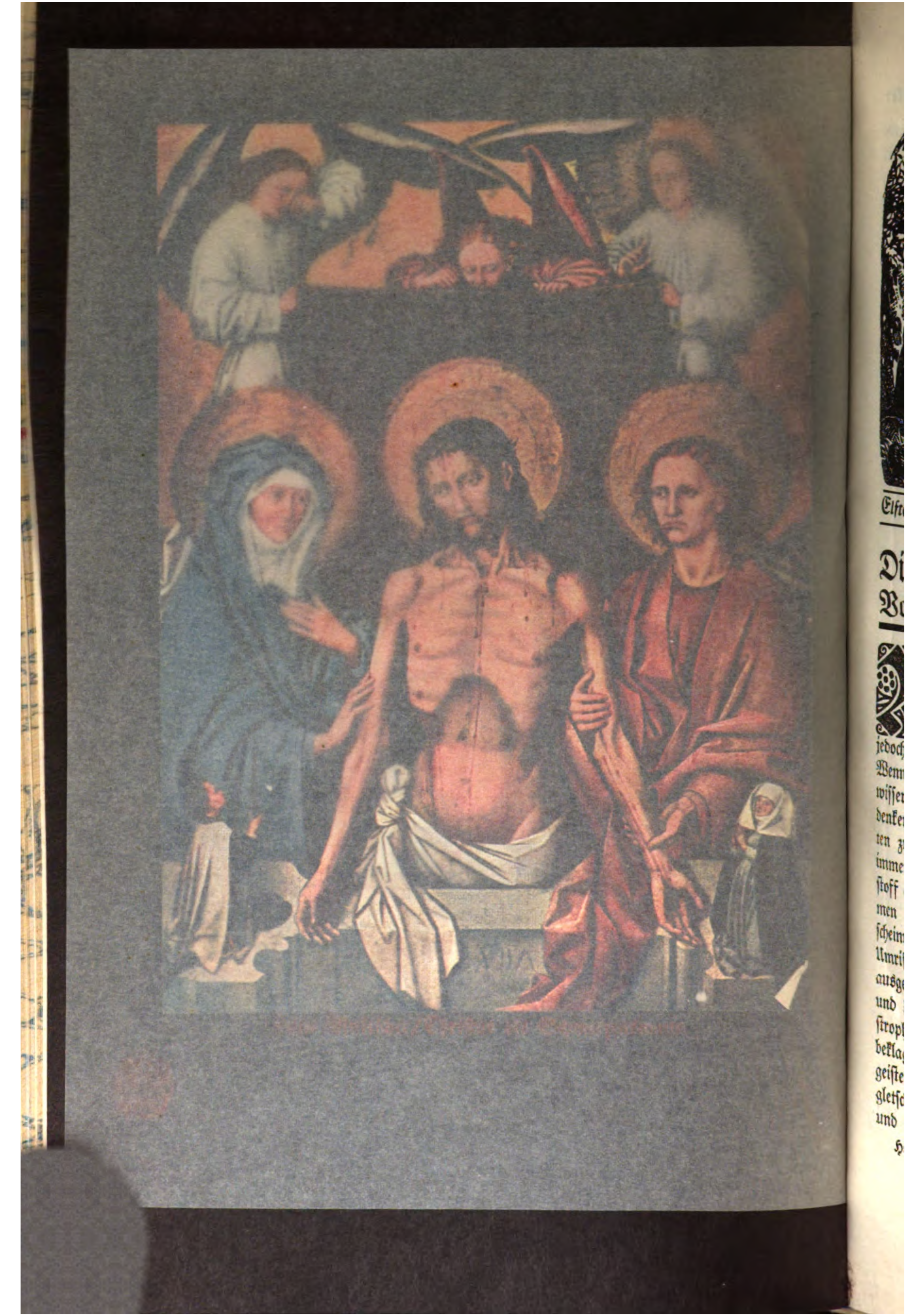


... Jahrgang März 1914

Die Fossilien der antiken Götter

Von Peter Dörfler

Religionsgeschichte und Naturgeschichte sehen sich in einer merkwürdig ähnlichen Lage. Die Gegenwart zeigt beiden eine quellende Fülle von Formen und Erscheinungen, die sie in mühsam erschlossenen Kulturschichten der Urzeit in ganz verwandter Art, doch gleichwie als plumpe Versuche ungeübter Gestalter wiederfinden. Wenn die gelehrten Vertreter dieser Disziplinen sich an den Beginn gewisser Perioden versetzen und dann die sich ablösenden Formen nebeneinander denken, dann glauben sie unsichtbare Künstlerhände in der Arbeit beobachten zu können, wie sie einen ungeheuren Stoff erst roh behauen, dann immer feiner durchbilden, bis sie plötzlich des Werkes müde, neuen Rohstoff anfassend, diesen aus primitiven Schönheitsahnungen zu edleren Formen führen als den zuerst gestalteten. Dabei steht ein Chaos von Erscheinungen vor ihnen, dem sie durch den Entwicklungsgedanken Linien und Umrisse leihen. Aber diese Linien sind oft genug nur gedachte, geahnte und ausgeklügelte. Denn in Wirklichkeit sind sie durch plötzliche Umwälzungen und [illegible] ganzer Jahrtausende [illegible] und zerstörende Katastrophen verwischt oder vernichtet worden. Der religionsgeschichtliche Forscher beklagt Völkeruntergänge, die verzehrende Wut von Kriegen, Bränden, begeisterten oder fanatisierten Menschen. Der Naturforscher erzählt von Vergletscherungen, [illegible] Wasserströmen, von Neptun und Vulkan, von [illegible] und Neubildungen, die das Angesicht der Erde umformten und [illegible]





Elfter Jahrgang März 1914

Die Fossilien der antiken Götter
Von Peter Dörfler

Religionsgeschichte und Naturgeschichte sehen sich in einer merkwürdig ähnlichen Lage. Die Gegenwart zeigt beiden eine quellende Fülle von Formen und Erscheinungen, die sie in mühsam erschlossenen Kulturschichten der Urzeit in ganz verwandter Art, jedoch gleichwie als plumpe Versuche ungeübter Gestalter wiederfinden. Wenn die gelehrten Vertreter dieser Disziplinen sich an den Beginn gewisser Perioden versetzen und dann die sich ablösenden Formen nebeneinander denken, dann glauben sie unsichtbare Künstlerhände in der Arbeit beobachten zu können, wie sie einen ungeheuren Stoff erst roh behauen, dann immer feiner durchbilden, bis sie plötzlich des Werkes müde, 'neuen Rohstoff anfassend, diesen aus primitiven Schönheitsahnungen zu edleren Formen führen als den zuerst gestalteten. Dabei steht ein Chaos von Erscheinungen vor ihnen, dem sie durch den Entwicklungsgedanken Linien und Umrisse leihen. Aber diese Linien sind oft genug nur gedachte, geahnte und ausgeklügelte. Denn in Wirklichkeit sind sie durch plötzliche Umwälzungen und die Spuren ganzer Jahrtausende zerquetschende und zerstörende Katastrophen verwischt oder vernichtet worden. Der religionsgeschichtliche Forscher beklagt Völkeruntergänge, die verzehrende Wut von Kriegen, Bränden, begeisterten oder fanatisierten Menschen. Der Naturforscher erzählt von Vergletscherungen und Lavaströmen, von Neptun und Vulkan, von Zersetzung und Neubildungen, die das Angesicht der Erde umformten und dem Be-

obachter seine Zirkel stören. Aber beide müssen zugleich preisen, was sie anklagen. Denn gerade von den wildesten Gewalten gilt: Was schadet, hat auch seinen Nutzen. Die Katastrophen haben nicht selten uralte Formen bewahrt, die im stillen, schleichenden Umbildungsprozeß der alles zersetzenden Zeit zweifellos zugrunde gegangen wären. So hat A. Dietrich aus dem ungeheuren Schutt der Zauberliteratur eine Mithrasliturgie herausgeschält*, wenn seine viel umstrittene und vielverteidigte Hypothese wirklich als gesichert zu betrachten ist. Manch eine Schilderung der antiken Literatur über Himmel und Hölle, Engel und Dämonen ist zunächst in die apokryphe christliche Literatur übergegangen, dann nach Ausscheidung des Nichthomogenen in die erlaubte Erbauungsliteratur, in die Apokalyptik und dadurch in die Vorstellungswelt späterer Tage**. Erst der neuesten Forschung ist es bisweilen gelungen, die außerchristliche Entstehungsgeschichte nachzuweisen. Die Apologeten, indem sie den Aberglauben und Widersinn der Mithrasverehrer verspotteten oder entrüstet auf die Nachahmung der christlichen Feste hinwiesen, haben uns Rudimente und Reste, ganz ähnlich fossilen Knochen und Wirbeln, erhalten.

Wäre nun das Christentum in China oder Indien entstanden, dann würden wohl gläubige und ungläubige Kreise die Religionsvorstellungen des unmittelbar vor dem Christentum liegenden hellenistischen Zeitalters mit demselben ruhigen Interesse beobachten, ganz ähnlich wie sie auch die Erforschung der prähistorischen Erdschichten und die nähere Bestimmung des Evolutionsgedankens mit freierer Seele betreiben würden, wenn der Menschenleib nicht dem Stoffe der Erde entnommen wäre, sondern etwa wie ein Meteor vom Himmel gestürzt wäre, wie die Gnostiker phantasierten. Wie die Verhältnisse aber liegen, nimmt an den Resultaten dieser Wissenschaften die ganze Kulturwelt bis zum letzten Arbeiter lebhaften Anteil. Alle haben das Empfinden, als berührten diese Ergebnisse eigenste Lebensfragen, und sie horchen mit Hoffen und Zagen, was hoch oben auf den Kathedern verkündet wird. Diese ungeheure Resonanz macht auch die Schauenden nervös und regt ihre Phantasie an, Wesen zu melden, wo sie nur Teile fanden, und Unbekannte zu fixieren, wo sie solche nur schätzen können. Diese Aussicht, Führer der Menge zu werden, die nach anderen Forschern kaum frägt, hat große Geister in die Arena unserer Wissenszweige gerufen, aber auch kleine. Es rächte sich jedoch hier viel mehr die Kleinheit des Charakters als die Unzulänglichkeit des Intellektes und des Wissens. Denn nur starke Charaktere sind in solchem Falle unbestechlich und weisen jede merkantile Versuchung zurück.

Zu den bedeutenden und vertrauenswürdigen Forschern rechne ich trotz

---

* A. Dietrich, Eine Mithrasliturgie. 2. Aufl., besorgt von Richard Wünsch, Teubner 1910.

** Derselbe, Abraxas. Studien zur Religionsgeschichte des späteren Altertums. 1891. Nekyia. Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrusapokalypse. 1893.

der ‚Grabschrift des Aberkios'*, worin eine gewisse Hinneigung für pagane Deutung offensichtlich christlicher Monumente spürbar ist, den schon erwähnten Dietrich und vor allem den Belgier F. Cumont, der sich namentlich durch die Erforschung der Mithrasreligion unvergängliche Verdienste erworben hat**. Er spottet selbst über jene, welche eine Reihe sehr verwickelter Prioritäts- und Abhängigkeitsfragen mit großer Kühnheit en bloc erledigen. ‚Man kann zwar von „isischen Vespern" oder einer „Kommunion Mithras und seiner Genossen" reden, aber nur in demselben Sinne, in dem man von den „Vasallenfürsten des Kaiserreiches" oder dem „Sozialismus Diocletians" spricht. Es ist dies ein stilistischer Kunstgriff, um eine vorhandene Ähnlichkeit hervortreten zu lassen und in lebendiger Darstellung eine annähernde Parallele zu ziehen. Ein Wort ist kein Beweis, und man darf nicht aus einer Analogie sofort auf eine Beeinflussung schließen.'

Wenn ich mir den Apostel Paulus oder Ignatius oder Irenäus denke, wie sie ihren griechischen oder orientalischen Schülern die Geheimnisse des Christentums entwickelten, so muß ich mir die Bedingungen ihrer Predigt viel günstiger vorstellen als die eines heutigen Missionärs, der vor einem modernen Arbeiter oder Studenten spricht. Denn der von modernen abendländischen Ideen Durchtränkte hat vielleicht noch Verständnis für den Ethiker und Philosophen in Christus, aber fast gar kein Organ für seine Mysterien. Darum konnte auch Harnack unter dem Beifall des Jahrhunderts das Wesen des Christentums so unmystisch und nüchtern definieren, wie er es getan hat. Innerlich stimmten ihm noch mehr Gebildete bei, als sie es nach außen bekundeten. Das Verhältnis unserer Zeit zu Christus ist das eines erwachsenen Schülers zu seinem bewunderten, aber nicht ganz kritiklos bewunderten Lehrer. Von der Religion will man Lebensklugheit und Gemütserhebung. Alles übrige, was sie darbietet, namentlich ihre Geheimnisse, nimmt man als eine Last mit Seufzen. Und so geschieht das Merkwürdige, daß ein modernbewußter Mann unserer Tage innerlich einem Augustus, dem Reformator altrömischer Religiosität, einem Cato oder Seneca viel näher steht als einem Origenes, Ignatius, Paulus und anderen Vertretern des Urchristentums. Und das seltsamerweise in dem Zeitalter des Übermenschen. Ich weiß nicht, ob die Menschheit dieses Übermenschentum jemals heißer ersehnt hat, als in jener letzten Adventszeit. Aber während die Menschheit unserer Tage ihre Größe aus sich selber heraus entwickeln will, verlangte die damalige Welt nach Veredlung durch eine Einpfropfung in die Gottheit. Die Liturgien wurden nicht als eine äußere prunkvolle Einwirkung auf die Sinne empfunden, sondern wie unsere Sakramente als wirksame Zeichen. Es ist geradezu rührend zu lesen, welch umständliche Veranstaltungen getroffen wurden, um mystisch zu Gott zu kommen und die Kraft der Gottheit in sich aufzunehmen. Was immer den Menschen eint, mußte

* Teubner 1896.

** F. Cumont, die Mysterien des Mithra, deutsch, Teubner 1911. Derselbe: Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra.

zum Bilde der Gottvereinigung werden. Der Mensch *verlobte* sich Gott, wurde seine Braut und erhielt dadurch Wesen von seinem Wesen. Er wurde aus Gott geboren. Während er im Tempel schlief, ging der Gott in ihn ein. Er *trank* die Gottheit in sich hinein und damit die Unsterblichkeit. Er *überkleidete* sich mit der Gottheit, indem er eine mystische Himmelsreise vollzog und am Schlusse das Gewand der Unsterblichkeit erhielt. Die Vereinigung mit der Gottheit war der Lieblingsgedanke der antiken Mysterienreligionen; das Streben darnach der Kern dessen, was sie Religiosität nannten. Diesem Gedanken ordneten sich alle anderen unter. Darum redete auch Paulus zu aufgeschlossenen Herzen. Begriffe, die wir uns erst mit Mühe, und dann noch meist ohne Verständnis der feinen Nuancen aneignen, waren den Hellenen und Orientalen ganz geläufig und machten sie interessiert aufhorchen. Wenn er von πνεῦμα, σῶμα, πνευματικο; und ψυχικός sprach, so gebrauchte er Termini, deren Bedeutung er nicht erst erklären mußte*. Ihm oblag nur, sie richtig einzuordnen. Ausdrücke wie: ‚Im Namen Christi', ‚in Christus', ‚Christus anziehen' wurden sofort in ihrer tiefmystischen Bedeutung erfaßt, weil sie sich in beliebten Gedankenkreisen bewegten. Heute sind sie abgegriffene Münzen oder man erkennt darin nur die — kaum gewollte — ethische Seite.

Im Winter sät auch der kühnste Sämann nicht. Als das Christentum kam, war schon eine gewaltige Reihe von Frühlingsstürmen vorausgegangen. Zweihundert Jahre vorher hätten die Alexandriner und Korinther auf die tiefsten und mystisch schönsten Worte des Evangeliums hingehorcht wie auf eine unverständliche und kaum ersehnte Botschaft. In der Fülle der Zeiten aber war es ihnen wirklich Evangelium, weil es ihnen Worte, die ihnen zögernd auf der Zunge schwebten, löste, Sehnsucht, die ständig geweckt und doch nur stümperhaft befriedigt worden war, wirklich in reinen Formen zur Erfüllung führte und einem Ahnen von hohen Dingen in überschwenglicher Weise Gestalt verlieh. Man weist in der Betrachtung der vorchristlichen Religionen mit Vorliebe auf den Wust von Aberglaube, Fetischismus, Magie und wilden Sinnlichkeiten hin, mit dem das Christentum aufgeräumt hat. Diese Betrachtung ist gewiß berechtigt und geeignet, das Christentum auf dunklem Grunde hell erstrahlen zu lassen. Aber in diesen dunklen Grund ist ein wunderbares Gewebe von immer reiner leuchtenden Sternen eingewoben. Und ihre Betrachtung ist unendlich erquicklicher und für die Theodicee ersprießlicher. Wenn man doch weiß, daß Gott keinen Stillstand kennt und das vacuum haßt, woher sollte Tausende von Jahren hindurch religiöse Regloſigkeit und unbewegte Finsternis über einer sonst so bewegten Periode paganer Geschichte kommen? Wahrlich, man nimmt dem Frühling nichts von seiner Herrlichkeit, wenn man erzählt, daß schon der Herbst die Blüten in die Knospen gebettet hat. Gäbe es doch trotzdem keinen Frühling

* Vgl. R. Reitzenstein, Die Hellenistischen Mysterienreligionen, Teubner 1910, S. 160 ff.

und kein Blühen ohne Frühlingssonne und so auch kein Christentum ohne Christus.

Als Jesus in jener denkwürdigen nächtlichen Stunde dem Nikodemus und damit dem jüdischen Wissen gegenüber saß und die Worte von der Wiedergeburt sprach, da wurde er von dem Schriftgelehrten nicht verstanden. Chamberlain macht darum der semitischen Rasse den Vorwurf, daß sie niemals mystische Dinge verstanden habe und ausschließlich auf das Grobsinnenfällige eingestellt gewesen sei. Mit Unrecht. Nikodemus repräsentiert hier einen Typ früherer Zeit. Das streng in sich abgeschlossene Judentum war in manchem Punkte, obwohl äußerlich viel mehr mit dem Messias beschäftigt, innerlich für sein Kommen weniger vorbereitet als die Heiden. Die Diasporajuden hätten wohl sicher keine solch naiv-verwunderte Frage gestellt wie Nikodemus*. Auch ein Isisdiener oder mithrischer Priester hätte geantwortet: ‚Wie, du willst uns geben, was wir schon lange ersehnen?‘ Ja, wie auch dann die Erfahrung bewies, war im ganzen Bereiche der hellenistischen Welt kein sonderliches Verwundern über die Mysterien des Christentums. Taufe und Eucharistie, Priestertum und sakrale Handlung waren für die Mission keine Schwierigkeit, sondern ein notwendiges Ausrüstungsmittel. Ohne diese Mysterien wäre das Christentum armselig und unbegriffen zu den Völkern gekommen. Es sind damals nach Rom gleichzeitig, ein wenig vorher oder nachher, viele Religionen eingezogen, aber keine hatte Hoffnung, erfolgreiche Propaganda machen zu können ohne Mysterien. Bisher war für die Römer Religion ‚lediglich ein Sammelsurium von propitiatorischen, Abwehr- und Sühneriten gewesen, die von den Bürgern zum Besten des Staates vollzogen werden mußten‘. Die Priester waren nebenamtlich für die Bedürfnisse des Kultes bestellt. Nun ändert sich das alles. Das alte Heidentum erfährt eine starke Umwandlung, insofern nicht mehr so fast eine Diesseitsglückseligkeit als vielmehr das Heil der Seele in der anderen Welt als wichtigste Angelegenheit des Menschen hingestellt wird. Der umfangreiche und schwierige Kult fordert eine eigene Priesterschaft, die mit dem Staate nichts zu tun hat und ihr Ansehen nicht dem obrigkeitlichen Amte, sondern der Gottheit verdankt, die sie vertritt. Diese neuen Religionen schaffen eine Verbrüderung über den bürgerlichen Verband und seine Kasten hinweg**.

Wenn wir also von den Fossilien der antiken Götter reden, so sind es nicht Jupiter und Juno, Minerva und Diana, nach denen wir in der unmittelbar vorchristlichen Kulturschicht mit besonderem Interesse suchen werden. Sie waren damals, wenigstens für das religiöse Empfinden der großen Masse, längst schon tot oder scheinlebendig. Sie waren Gegenstand eines ästhetischen, nicht eines liturgisch-frommen Kultes. Sie waren noch dichterische Tropen

* Interessante Einzelheiten bei Franz Wieland, Wiedergeburt in der Mithrasmystagogie und in der christlichen Taufe (Festgabe Alois Knöpfler, Lentner 1907, S. 329 ff.)

** Vgl. insbesondere: F. Cumont, Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum. Teubner 1910.

und schöne Gleichnisse für die Ideen der Künstler. Der Archäologe und Humanist, der nach ihnen gräbt, wird freudigere Ergebnisse haben als der Theologe. Denn dieser wird vergebens nach Zeichen der Devotion suchen, wenn er nicht etwa den Einzug der Götter des Olympos in die Planeten und die Rolle, welche Saturn, Jupiter und die Virgo Caelestis in der damals blühenden Astrologie spielen, als ein kultisches Weiterleben nehmen will. Aber man sieht, daß gerade die Verehrung der Gottheiten in den Sternbildern zu ihrem Ersterben und Erstarren in bloßen Allegorien als ‚Herren des Himmels' führen mußte.

Es ist also ein Irrtum, wenn man glaubt, das Christentum habe sich im Erstürmen des Olymp bewährt. Wenn dieser für die widerchristlichen Kräfte als Symbol genommen werden kann, so höchstens als das Heiligtum und der Urquell der stolzen Geistesbildung des Griechentums. Die religiösen Konkurrenten und kampfmächtigen Gegner waren Götter, deren Kult mit dem christlichen Ähnlichkeiten aufwies. Mochten nun diese Parallelen erzeugt sein durch die gemeinsame Sehnsucht aller religiösen Seelen nach Reinheit, Heiligkeit und Verbürgung der Unsterblichkeit, oder durch kluge Anpassung an die siegreichen Ideen des Christentums: Tatsache ist, daß die wirklich heiß und inbrünstig verehrten Gottheiten der Kaiserzeit zu dem Christentum stehen, wie etwa der Pithecanthropos zum Menschen, und daß die anderen als damals schon überlebte Formen von selbst zugrunde gehen mußten.

Diese dem Willen nach grimmen Gegner, dem Erfolge nach tüchtigen Wegbereiter und Mitstreiter des Christentums sind Cybele und ihr männliches Komplement Attis, die aus Phrygien eingewanderte Magna Mater. Sodann Isis und Serapis, die ihre Heimat in Ägypten hatten, die syrischen Gottheiten: Baal, der als Herr der Ewigkeit bekannt wird, und sein weibliches Gegenstück, die ‚Herrin und Mutter aller Dinge'. Von geringerer Bedeutung sind Men, der in die griechische Welt erobernd vordrang, und Sabazius, der dem christlichen Archäologen durch die berühmten Fresken bekannt ist, die das Grab eines seiner Priester bei den Katakomben des Prätextat schmücken*. Der Mächtigste und Gewaltigste von allen, der eigentliche Antichristus des 3. und 4. Jahrhunderts, ist der persische Mithras, der Stiertöter, dessen Bildnis wir nicht nur in Rom antreffen, sondern überall, wo nur römische Legionen ein Standlager hatten.

All diese Gottheiten waren ursprünglich Stammesgottheiten wilder Völker. Ihr Kult war barbarisch, voll von Sinnlichkeit, Roheit, Blutgier und Superstition. Ihre Priester und Gläubigen schreckten vor obscönen Bräuchen, Tierverkleidungen, blutigen Tänzen und Verstümmelungen nicht zurück. Aber je weiter sie ihr Stammgebiet verlassen und Universalismus anstreben, desto vergeistigter wird der Kult, desto ethischer sein Gehalt, und die rohen Symbole werden durch eine spirituelle Ausdeutung verklärt. Wer den Kult der alten Syrer und Phrygier betrachtet, dem wird es gehen wie

* Wilpert, Die Malereien der Katakomben Roms, Freiburg 1903, Taf. 132.

einem, der vor dem Skelett eines Plesiosaurus oder Pterodactylus steht. Wer aber die Formen dieses Kultes zur Zeit eines Claudius und Diokletian beobachtet, der wird wie vor Statuen im ägyptischen Museum des Vatikans staunen. Hier wie dort eine merkwürdige Verbindung von Tierhaftem und geistig Erhabenem.

Wer etwa am 24. März, dem ‚Dies sanguinis', das Blutfest der ‚Großen Mutter Cybele' mitansah, der mochte wohl durch das Geschrei, die Vermummung und die blutigen Verstümmelungen der Adepten angewidert werden. Auch das Taurobolium würde er nicht ohne Grauen betrachtet haben. Denn wenn Stierblut aus seiherartig durchlöcherter Decke über einen darunter stehenden nackten Mann hinabsickert, der unter konvulsivischen Bewegungen den warmen Ekel in sich aufzunehmen sucht, so erkennen wir darin schaudernd die Äußerung eines uralten barbarischen Wahns. Die altorientalischen Völker glaubten ja durch Überströmen mit dem Blute getöteter Tiere und Feinde deren Kraft in sich aufzunehmen. Aber der Gläubige der späteren Zeit wußte sich durch diese Bluttaufe nicht körperlich, sondern geistig gewachsen. Er war von diesem Augenblick an von den Sünden rein und der Gottheit ähnlich. Und bald legte man den Gebräuchen und Mysterien die tiefen Gedanken der christlichen Geheimnisse unter, um, wie die kirchlichen Autoren sagen, die phrygische Göttin dem Christentum wirksamer entgegenzuhalten. Man behauptete, daß die Taufe von geringerer Kraft sei als die blutige Reinigung des Tauroboliums. Man setzte die mystischen Mahlzeiten des Cybelekultes und der Mithrasdiener der christlichen Kommunion gleich. Ja, die Heiden behaupteten sogar, die Kirche habe ihren Karfreitag dem ‚dies sanguinis', den sie zu Ehren der Verwundung des Attis feierten, entlehnt. Sie stellten das Blut des phrygischen Gottes dem Blute Christi gegenüber. Die christlichen Schriftsteller, Prudentius, der den Vorgang des Tauroboliums mit großer Anschaulichkeit schildert, Augustinus, der die Anmaßung der Cybelepriester bekämpft, und andere Väter entrüsten sich über die Plagiatoren. Wie sehr aber die Phrygier von der Verwandtschaft ihres Kultes mit dem Christentum überzeugt waren, erhellt aus einer Stelle bei Augustinus, dem gegenüber ein Cybelepriester hartnäckig behauptete: Et ipse Pileatus christianus*.

Noch viel wirksamer aber konnte man den höchsten christlichen Festen das alte ägyptische Zeremoniell entgegenstellen, worin das Gedächtnis des Todes und der Auffindung des Osiris gefeiert wurde. Dieser Mythus wurde jährlich zu Beginn des Novembers gefeiert. In Rom stellte sich das Fest ungefähr folgendermaßen dar: ‚Isis, vom Schmerz überwältigt, suchte unter den trostlosen Klagen der Priester und der Gläubigen den göttlichen Leib des Osiris, dessen Glieder von Typhon zerstreut worden waren. Wenn dann aber der Leichnam wiedergefunden, wiederhergestellt und wiederbelebt

* Auch der Cybelediener ist ein Christ. Vgl. Revue d'histoire et de littérature relig. Bd. VIII. (1903), S. 423 ff.

war, so folgte ein langer Freudenausbruch, ein unaufhörliches Jubilieren, von dem die Tempel und Straßen widerhallten.' Auch hier löst also ein Ostern die Karfreitagstrauer ab. In einen Mythus wurden die Ideen gelegt, welche die Christen mit einer historischen Tatsache verbanden. Mythen sind ja geschmeidig wie Wolkengebilde und wie klare Wasser fähig, jedes vorüberschwebende Bild in sich aufzunehmen. Leben und Tod sind zudem so sehr die tiefsten Ursachen von Jubel und Trauer, daß fast alle Völker diese zwei Tatsachen in erhabene Mythen vertieft haben. Das geschichtliche Faktum um Golgatha bleibt darum in seiner Eigenart und Einzigkeit unberührt stehen. Aber charakteristisch für die ganze, dem Christentum innerlich so sehr erschlossene Stimmung der römischen Kaiserzeit sind solche Liturgien zweifellos. Die Isisdiener begingen nicht nur den Tod und die Auferstehung des Osiris, sondern sahen in dem Schicksal des Gottes auch ihr eigenes Schicksal nicht nur verkörpert, sondern auch ermöglicht und erwirkt. Osiris ist der Erstgeborene unter den Toten. In einer ägyptischen Schrift heißt es: ‚So wahr Osiris lebt, wird er (der Tote) auch leben; so wahr Osiris nicht tot ist, wird er auch nicht sterben; so wahr Osiris nicht vernichtet wird, wird er auch nicht vernichtet werden.'

Auch der alte indo-iranische Gott Mithra konnte erst dann erobernd aus der persischen Heimat hervortreten und in das Abendland eindringen, als er die Form der Mysterienreligion angenommen hatte. Der Sonnengott hat eine merkwürdige Legende. Mithra zeigt sich als Held, indem er das Urwesen, einen gewaltigen Stier, tötet. Er zieht den Erlegten an seinen Hinterbeinen in seine Höhle. Da begibt sich ein Wunder. Aus dem Innern des Stieres wächst alles Leben der Erde hervor. Vergeblich suchen die unreinen Kreaturen des bösen Geistes, Skorpion, Ameise und Schlange, diese wunderbare Fruchtbarkeit zu vergiften. In der nun folgenden Weltentwicklung ist Mithra der Wächter und Schützer des Menschen, der ‚Mittler' zwischen dem unzugänglichen und unerkennbaren Gott und den Sterblichen. Er ist ihr Genosse und Begleiter, ihr sicherer Hafen und Anker, ‚immer wach, immer auf der Hut', hilft er im Kampfe gegen die teuflischen Mächte. Er ist der Richter der Seelen, er geleitet sie auf ihrem gefahrvollen Aufstieg zum Empyreum. Er bewillkommt sie als Himmelsvater in der leuchtenden Wohnung wie von einer weiten Reise zurückgekehrte Kinder. Leider sind uns die heiligen Bücher der Liturgie verloren gegangen, die uns einen genaueren Einblick in die bewegenden religiösen Gedanken des Mithraizismus nach seinen eigenen Quellen gestattet hätten. Soviel ist gewiß, daß zur Zeit des Entscheidungskampfes mit dem Christentum beide Religionen eine Reihe von Analogien darboten. Eine Art Taufe und Firmung weihte die Adepten des Mithra in den geheimen Bund ‚der Brüder' ein, reinigte sie, gab ihnen Kraft gegen die Dämonen, und ein heiliges Mahl verbürgte ihnen das Heil des Leibes und der Seele. Sie feierten einen Sonntag. Der 25. Dezember war der Geburtstag des Mithra. Ihre Tugenden waren Enthaltsamkeit und Keuschheit, Entsagung und Selbstbeherrschung. Ihr Leben war ihnen ein Kriegsdienst gegen die

Dämonen. Ihre Überlieferungen glaubten sie einer Offenbarung entsprungen. Die Auferstehung der Toten und der Weltbrand schloß dieses Zeitalter ab. Viel rühmten sie den unbesiegten Mithras als μεσίτης, als Mittler zwischen dem himmlischen Vater und den Menschen. So groß war die Ähnlichkeit, daß sich die Apologeten viel damit beschäftigten, sie als dämonische Nachäffung zu erklären. Die Priester des Mithra aber suchten in allen Winkeln und mit allen Mitteln der Exegese diese Ähnlichkeiten zu erweitern. Sie erfanden zu der Anbetung der Hirten, zum Abendmahl und zur Himmelfahrt mithrische Parallelen. Selbst der gebärende Fels, der Mithras an das Licht brachte, wurde mit dem ‚Eckstein' der Evangelien verglichen, die mithrische Höhle mit der zu Bethlehem. ‚Aber diese erzwungenen Vergleiche konnten nur zu einem Zerrbilde führen. Es war ein außerordentlicher Nachteil für den Mazedaismus, daß er nur an einen mythischen Erlöser glaubte. Die unerschöpfliche Quelle religiöser Erbauung, welche aus der Predigt und der Passion des am Kreuze geopferten Gottes entsprang, floß niemals für einen Gläubigen Mithras.'

Obwohl die Kaiser sich dieser Religion annahmen und Diokletian, Licinius und Julian das Reich unter den Schutz des Mithras stellten, so unterlag er doch der ‚Sonne der Gerechtigkeit', wie die kirchlichen Autoren Christus im Gegensatz zu der ‚unbesiegbaren Sonne' gerne nannten. Wie von Johannes galt von Mithras und seinen Verwandten und Verbündeten: Du mußt wachsen, ich aber verblassen. Während die Namen Isis und Osiris und manch andere antike Götternamen auch heute noch populär sind und durch Philosophen, Dichter und Musiker verklärt, noch immer die Vorstellung von erhabenen Gestalten wecken, ist der gewaltige Mithra so verschollen, daß man befremdet aufhorcht, wenn von diesem Rivalen Christi erzählt wird. Zwar hat der Spaten der Archäologen ein unterirdisches Mithraeum nach dem andern entdeckt, und unsere römischen Lokalmuseen enthalten nicht wenige Bilder des Stiertöters. Allein die Räume des Gottesdienstes sowohl wie die Reliefs mit der Gestalt des Gottes sind so geheimnisvoll und überlastet mit Symbolen, daß selbst die Forschung mit Mühe nach dem Alphabet dieser Dunkelschrift sucht. Der Laie wendet sich lieber den schönen Statuen der Venus und der Minerva, des Mars und der Juno zu, von denen ihm die Schule mancherlei erzählt hat und die er für die klassischen Vertreter der antiken Religion hält. Die mithraischen Darstellungen bedeuten ihm wenig. Er sieht nur das Dunkle und Befremdliche an dieser fast absichtlich rohen Kunst. Er beobachtet nicht, daß auch die altchristlichen Bilder, die uns die Katakomben erhalten haben, voller Symbole und Geheimnisse sind. Daß auch sie sich nicht so fast an den Kunstsinn als vielmehr an das Nachdenken wenden und den Sinn durch das Rätselhafte anziehen, ergreifen und erziehen wollen. Sonst müßte er fühlen, daß von einer antiken Zeusdarstellung zu dem ‚Ichthys' der Katakomben, zu dem Christusmonogramm, zu dem Anker, zu ‚Noe im Kasten' keine Linie führt, wohl aber von einem mithrischen Relief mit Mithra, der gegen einen Felsen schießt, von einer Quadriga in einem

Mithraeum zu gewissen altchristlichen Darstellungen. Hier sind verwandte, gleichzeitige Geistesströmungen, so gewaltig auch die Unterschiede sind und so sehr wir bei manchen monströsen mithrischen Darstellungen mit Grauen die dunkle Flut barbarischer Vorstellungen um leuchtende Tropfen göttlichen Lichtsamens spielen sehen.

Chamberlain hat in seinen ‚Grundlagen des 19. Jahrhunderts‘ von dem ‚Völkerchaos‘ der sterbenden Antike viel Böses ausgesagt, nicht mit Unrecht. Es war nicht eine Zeit der Reife, sondern der Überreife. Unfähig, zu zeugen und hervorzubringen, hat es, wie alle Greise, rückwärts geblickt. Aber diese Wende in die Vergangenheit und dieses tastende Aufspüren alter Lebenswerte ist doch nicht rein zu einem bloßen Hervorheben vergessener Werte geworden. Der durch Entwicklung, reiche Kultur, Philosophie, bittere Erfahrung religiös ergriffene Mensch der Kaiserzeit hat die dargebotenen Formen orientalischer Gottverehrung als Symbole seiner Sehnsucht benützt und so den Sinn der Zeremonien aus dem Barbarischen in das Edel-Menschliche umgedeutet. Die Völker verließen alle diese Notbehelfe und Schutzhütten, sobald einer kam, der wirklich etwas Festes schuf, und wirklich Weg, Wahrheit und Leben war. Jeder große und echte Künstler greift die Kunstformen seiner Zeit auf. Nicht daß er alles Vorhandene verwirft, macht ihn zu dem ‚vates‘ seiner Zeit, sondern daß er, was viele stümperhaft versuchten, in einem gewaltigen Wurfe löst. So ist Christus der große Erfüller religiöser Sehnsüchte und der Gestalter vieler versuchsweise angefaßter Lebensprobleme gewesen. Man redet in unserer Zeit so gerne davon, daß jede Religion den Mythus brauche. Man sollte vielmehr sagen, sie benötige die Persönlichkeit. Denn daran haben alle antiken Mysterienreligionen gekrankt, daß hinter ihnen nur mythische Gestalten standen; Mithra und Cybele, Isis und Osiris waren schließlich nur Personifikationen und Symbole. Wenn man den Schleier von ihnen wegzog, dann fand man nur die Natur und ihre großen Vorgänge: Ersterben und Erwachen, Licht und Finsternis. Ihre Symbolisierung weckt wohl künstlerische, poetische, schließlich auch religiöse Gefühle. Aber dem über diese Vorgänge orientierten, unnaiven Menschen können die Schatten und Träume keine innigen Gefühle und begeisterte Hingabe einflößen wie eine Persönlichkeit, die um so erhabener wird, je mehr Schleier man von ihrem Bilde hebt. Mag die Forschung noch so viele Reste der antiken Götter ausgraben und an ihnen christusverwandte Züge aufweisen, keiner wird Jesus von Nazareth die Gloriole nehmen, der Entdecker und Gestalter des Christentums gewesen zu sein. Die antike Welt hat Bauglieder für ein Chaos von Religionen aufgestapelt, Christus allein, mit seinen himmlischen Händen und seiner göttlichen Gestaltungskraft, konnte durch Verwerfen, Auslesen und Formen der Elemente und durch den schöpferischen Plan, der in ihm allein lebte und mehr war als die äußeren Formen, die Neuschöpfung vollziehen. Von dem Christentum wie von dem Menschen gilt das Wort: Der Leib ist aus Erde gebildet, der Geist ist von oben eingehaucht.

Jugendfürsorge und Volk / Von Karl Rupprecht

Die Klagen über die zunehmende körperliche Verwahrlosung und sittliche Verwilderung der heranwachsenden Jugend sind international und allgemein. Deutschland macht leider keine Ausnahme. Zum sinnfälligen Ausdruck gelangt dieser Niedergang, der den Menschenfreund in gleicher Weise betrüben muß wie den Sozialpolitiker und den Ethiker, in der Kriminalstatistik und in den Zahlen der Zwangserziehung. In Deutschland wurden im Jahre 1882 wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze verurteilt 30 719 Jugendliche, das heißt Personen zwischen dem vollendeten zwölften und dem vollendeten achtzehnten Lebensjahre; es trafen auf je 100 000 Personen der jugendlichen strafmündigen Bevölkerung 568 verurteilte Jugendliche; im Jahre 1908 waren es 54 692 oder 729 auf je 100 000; und im Jahre 1910 51 315 oder 659 auf je 100 000. Bayern brachte es im Jahre 1910 auf 6024 verurteilte Jugendliche. Dabei ist beachtenswert, daß die Kriminalität der Jugendlichen in höherem Maße gestiegen ist als die der Gesamtheit.

Wenn auch Diebstahl mit 27 372 Verurteilungen in Deutschland und mit 3374 Verurteilungen in Bayern das Hauptdelikt der Jugend darstellt, so sind doch auch alle anderen Verbrechen und Vergehen vertreten, nicht zuletzt auch die Verfehlungen gegen die Sittlichkeit.

Besonders bedenklich muß die weitere Feststellung stimmen, daß von den im Jahre 1910 verurteilten Jugendlichen 9496 noch nicht einmal 14 Jahre alt waren, als sie die Straftat begingen, und daß von diesen ganz jugendlichen Missetätern 641 bereits vorbestraft waren.

Auch die Zahlen der Zwangserziehung beleuchten grell den sittlichen Stand eines großen Teils unserer Jugend wie die gesamten Erziehungsverhältnisse. Die Gesamtzahl der Zwangszöglinge in Bayern stieg von 4355 im Jahre 1910 auf 5213 im Jahre 1911; dieses Steigen war absolut und relativ; es waren im Jahre 1911 2696 neue Zwangserziehungsfälle zu erledigen gegen 2470 im Jahre 1910; die Steigerung betrug 9,1 Proz. Es treffen auf je 10 000 Einwohner des Landes 3,9 Zwangserziehungsfälle, eine reichlich hohe Zahl.

Strafgerichtliche Verurteilung und zivilgerichtliche Zwangserziehung entnehmen ihre äußere Veranlassung der Tat und der Persönlichkeit des Jugendlichen. Aber die inneren Ursachen, die dieses staatliche Eingreifen und die gesamte Fürsorge für die Jugend notwendig machen, liegen nicht ausschließlich auf seiten des Jugendlichen allein. Denn es muß ausdrücklich betont werden, daß nicht jeder Jugendliche, mit dem sich die Fürsorge in irgendeiner Weise zu befassen hat, als aus eigener Schuld verdorbenes Glied der menschlichen Gesellschaft angesehen werden darf.

Wohl mag individuelle Veranlagung, häufig beruhend auf erblicher Belastung infolge Trunksucht oder Ausschweifung der Eltern, einen Hang zum Unrechttun hervorbringen. Auch Leichtsinn und Unbedachtsamkeit, wie

sie eben der Jugend eigen sind, Unerfahrenheit und Verführung wirken von innen heraus mit.

Überwiegend aber sind es von außen kommende Einwirkungen, die die Hauptschuld an der Verwahrlosung und Verwilderung tragen.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der modernen Zeit sind hier anzuklagen. Die bis zum äußersten getriebene Ausnützung der Arbeitskraft des einzelnen, der unausgesetzte Kampf um das tägliche Brot, die steigende Industrialisierung nicht bloß der städtischen, sondern auch der ländlichen Bezirke treibt Vater und Mutter hinaus in die Fabriken, auf die Werkplätze; sich selbst überlassen wachsen die Kinder auf, ohne Obhut, ohne Erziehung, meist auf der Straße sich herumtreibend. Alle Bande eines gedeihlichen Familienlebens, in dem allein die sittlichen Grundlagen einer wahren Erziehung verankert sind, werden durch diese Erwerbshast gelockert und zerstört. Wohnungsnot und Wohnungselend, Schlafgängerunwesen und Dirnenbeherbergung steigern diese schlimmen Einwirkungen.

Es ist auch nicht Vater und Mutter allein, die zum Verdienst in die Fabriken getrieben werden. Auch die Kinder schon hat teils die Not des Lebens, teils die Profitgier der Unternehmer zu schwerer, körperlich und sittlich schädigender Arbeit herangezogen. Es waren nach der Berufszählung von 1898 in Deutschland Kinder unter 14 Jahren außerhalb der Fabriken gewerblich tätig 544 283 oder 6,83 Prozent der gesamten volksschulpflichtigen Kinderschar; innerhalb der Fabriken zählte man im Jahre 1910 nicht weniger als 12 870 noch nicht 14 Jahre alte, arbeitende Kinder.

In Österreich ergab eine eingehende, gelegentlich des jüngsten Jugendschutzkongresses mitgeteilte Erhebung, daß rund 34 vom Hundert aller Schulkinder zu Erwerbsarbeiten verwendet werden.

Es wäre falsch, anzunehmen, daß etwa die Industrie und Heimarbeit vorwiegend diese Kinder beschäftige und daß diese unsoziale Ausnützung kindlicher Kräfte allein dem Moloch Industrie zur Last falle; gerade die Landwirtschaft beschäftigt relativ und absolut von allen Erwerbszweigen die meisten Kinder; so in Deutschland mindestens 218 000, in Österreich 44 vom Hundert der sämtlichen arbeitenden Kinder. Dabei sind gerade einzelne besonders häufige Anwendungsformen der landwirtschaftlichen Beschäftigung von Kindern auch besonders gefährdend in gesundheitlicher und sittlicher Beziehung: das Viehhüten und die Stallarbeiten. Das Frühaufstehen schädigt wegen des Entzugs des gerade dem kindlichen Organismus so nötigen Schlafs den kindlichen Körper, der Umgang mit dem Vieh fördert den den meisten Kindern innewohnenden Trieb zu Grausamkeiten und Rohheiten und bringt ihnen allzu frühzeitig Aufklärung in sexuellen Dingen.

In den Fabriken und Werkstätten aber schädigt die Zusammenarbeit mit moralisch oft tiefstehenden erwachsenen Personen die sittliche Entwicklung der unerfahrenen Kinder.

Aber noch zu anderen schlimmen Übelständen führt die frühzeitige Erwerbsgelegenheit, besonders in den Städten. Der selbständige Erwerb er-

möglicht eine frühzeitige Selbständigkeit und Unabhängigkeit von den Eltern; so fühlt sich der junge Mensch als wichtige Person, dem keiner mehr etwas einzureden hat, weil er ja schon seinen Unterhalt sich verdient. Natürlich finden bei ihm in seiner selbstbewußten Überhebung, aber auch bei seiner Unerfahrenheit und Kritiklosigkeit die Lehren nur allzuwillig und ungeprüft Eingang, die ihm das Recht zum Sichausleben, zum Verachten und Verlachen jeder Autorität vorspiegeln. Und recht zu allem Unglück tritt der junge Mensch in diese Verhältnisse gerade in den Jahren, in denen er nach Erledigung der Schulpflicht dem sittlich fördernden Einflusse der Schule und der Kirche entwachsen ist, ohne daß er doch schon die nötige sittliche Reife, die erforderliche kritische Lebenserfahrung erlangt hätte.

Bildete früher wenigstens noch das nach patriarchalischen Familiengrundsätzen geregelte Lehrlingsverhältnis und Dienstbotenwesen einen Damm gegen diese Verlotterung der Lebensgrundsätze, so hat die auf die möglichste Freiheit des Individuums abzielende moderne Arbeitsregelung hier größtenteils eine Änderung tiefgreifender Art gebracht. Auch der Lehrling, das Dienstmädchen untersteht dem Tarifvertrag mit genau umgrenzten Rechten und Pflichten; nicht mehr ein familiäres Zusammenleben verbindet Meister und Lehrbuben, Dienstherrschaft und Dienstboten, sondern alles regelt sich streng nach den Formen des Arbeitsvertrages, und fremd, fast wie geheime Feinde, stehen sich diese Leute gegenüber; väterliche Zucht, mütterliche Leitung hat in diesen reinen Vertragsverhältnissen keinen Platz mehr.

So ist der junge Mensch, den womöglich der Kindersegen im väterlichen Haus und die wirtschaftliche Not der Eltern recht frühzeitig schon hinaustreibt zum Erwerb unter fremden Leuten, in einer fremden Stadt, unbeschützt und unberaten sich selbst und seinen ungezügelten Trieben aufsichtslos und freundlos überlassen, recht häufig zu seinem frühen Verderben.

Nur andeutungsweise kann auf weitere schlimme Einflüsse hingewiesen werden; es sind die Lektüre der Schundliteratur, der Besuch der Kinotheater, die vergiftend und zerstörend auf das Gefühlsleben und das Rechtsbewußtsein der jungen Menschen einwirken; die Tagespresse fördert recht häufig die Laxheit der Moralanschauungen und eröffnet den unwissenden Menschenkindern Ausblicke in Gebiete, die ihnen noch jahrelang oder für immer verschlossen bleiben sollten. Die uneingeschränkte Möglichkeit, in Alkohol und Nikotin zu exzedieren, Automatenrestaurants, Vergnügungscafes und Tingeltangel in den Städten, öffentliche Tanzmusiken auf dem Lande geben die erwünschte Gelegenheit, sich auszuleben und dann zu verderben.

All diese in der sozialen Entwicklung unserer modernen Wirtschaft, aber auch in der durch Stadt und Land in aller Öffentlichkeit propagierten modernen Lebensweisheit begründeten Ursachen führen die Jugend schon von Kindesbeinen an zur Gefährdung, infolge der Abnahme des Verantwortlichkeitsgefühls der Eltern und Vormünder zur Verwahrlosung, die dann einen günstigen Boden abgibt für das Aufkeimen verbrecherischer Neigungen und Handlungen. Den Verbrecher, den asozialen Missetäter und Störer der

öffentlichen Ordnung wahllos zu verdammen, ist aber die Gesellschaft aus egoistischen Gründen der Selbsterhaltung nur allzu leicht geneigt, und sie fordert Vergeltung und Abschreckung, Sühne und Rache, wo es sich doch in der Mehrzahl der Fälle nicht um Verderbtheit des Herzens, sondern um Leichtsinn, Unerfahrenheit und Willensschwäche handelt, wo nicht verbrecherischer Hang, sondern vernachlässigte Erziehung Schuld tragen am sittlichen Verfall.

Es ist darum ein Gebot der christlichen Nächstenliebe, des sozialen Verständnisses und der ethischen Gerechtigkeit, nicht den Stab zu brechen über denen, welche in jugendlichem Unverstand und wegen mangelnder Erziehung abirren vom Wege der Sitte und des Rechts, sich von ihnen abzuwenden, als seien es Aussätzige und Verworfene; heilige Pflicht ist es für alle, denen das Wohl der Jugend und das Gedeihen des Vaterlandes am Herzen liegt, mitzuwirken an dem Werke der Besserung und Rettung der Jugend, das in dem Wort zusammengefaßt ist: Jugendfürsorge. Zu einem ganz bestimmt umgrenzten Begriff hat sich dieses Wort in wenigen Jahren entwickelt. Es bedeutet die Sorge für die gefährdete, verwahrloste, straffällige Jugend in strenger Scheidung von der Sorge für die normale, die unverdorbene Jugend. Diese nennt man jetzt Jugendpflege.

Wohl ist die Fürsorge für die hilfsbedürftige Jugend alt, so alt wohl, als es überhaupt eine christliche Caritas gibt. Es sind auch allenthalben Vereine entstanden und bestehen noch, die sich die freiwillige Liebestätigkeit an der Jugend zur Aufgabe gesetzt haben.

Einen mächtigen Aufschwung aber, nicht zuletzt durch die Hinleitung auf ein bestimmtes, genauer umschriebenes Ziel und durch die großzügige Zusammenfassung aller Einzelbestrebungen erhielten diese Werke der Nächstenliebe durch die Einführung der Jugendgerichte und der Einrichtungen, welche als notwendige Ergänzungen dieser staatlichen Institution entstanden.

Es war eine im Staats- und Rechtsleben Deutschlands ganz neue Erscheinung, daß staatliche Behörden ohne ausdrückliche gesetzliche Grundlagen, wie sie unter anderem für das Schöffenamt, das Vormundschaftsamt bestehen, Privatpersonen, die Bevölkerung zur Mitarbeit an staatlichen Aufgaben, zur Mitwirkung gerade im gerichtlichen Verfahren heranzogen, nicht auf dem Wege staatlichen Zwangs, sondern auf dem Wege sozial-caritativen Verständnisses.

Das Jugendgericht nach seiner jetzigen, mehr freien wie nach seiner künftigen gesetzlich gebundenen Verfassung soll nicht sowohl ein unerbittlich strenges Strafgericht sein, das nur nach den starren Paragraphen eines fast ein halbes Jahrhundert alten Strafgesetzes urteilt, sondern ein human fühlendes und sozial denkendes Fürsorgegericht, das über dem ihm anvertrauten, unentbehrlichen Schutze der Allgemeinheit vor Gefährdung durch asoziale Verbrecher nicht auf die Schutzbedürftigkeit der unerfahrenen und willensschwachen Jugend vergißt, auch wenn sie einmal gegen die staatliche Ordnung verstößt. Dieser seiner Hauptaufgabe kann es aber, auf sich allein

gestellt, nicht ausreichend gerecht werden. Die nun einmal bei staatlichen Einrichtungen nie völlig auszuschließende und gerade in Deutschland auf Grund der historischen Entwicklung stark hervortretende bureaukratische Verfassung und Verfahrensart der Behörden und Ämter verhindert recht häufig den staatlichen Beamten, selbst beim besten eigenen Willen den Erscheinungen und Forderungen des Lebens persönlich so nahe zu treten, wie es eine ideale Verwirklichung der Förderung des Gesamtwohles wünschenswert erscheinen ließe.

Gerade auf dem Gebiete der Jugendfürsorge und der Jugendgerichtsbarkeit ist aber ein solches persönliches Kennenlernen, ein solches menschliches Nähertreten, eine solche Weltkunde grundlegend für den schließlichen Erfolg der ganzen, für Staatswohl und Einzelinteresse gleich wichtigen Arbeit.

Denn, wie schon ausgeführt wurde, hat die geistige und sittliche Verwilderung der Jugend, die letzten Endes zur Straffälligkeit führt, nicht sowohl in einer inneren, im gewissen Sinne angeborenen Verderbtheit und unheilbaren Verworfenheit der jugendlichen Menschen ihren letzten und eigentlichen Grund, sondern in allgemein wirtschaftlichen und ethischen Ursachen.

Bald für sich allein, bald miteinander gehäuft, legen sie den Keim zur Gefährdung, aus der sich dann, wenn keine starke Hand rechtzeitig das verderbliche Unkraut ausrottet, Verwahrlosung und Straffälligkeit mit Notwendigkeit entwickeln.

Der jugendliche Missetäter darf und kann aber nicht mit dem gleichen Maße gemessen werden wie der voll verantwortliche Erwachsene. Seines Willens noch nicht mächtig, ein Erzeugnis seiner Umwelt und Erziehung, muß er aus den Verhältnissen heraus beurteilt werden, in denen er aufgewachsen ist, aus denen heraus er seine unkritischen Auffassungen über Recht und Leben geschöpft hat, will man seiner wirklichen Verschuldung gerecht werden und will man erfolgversprechende Maßnahmen vorkehren.

Soll aber das Gericht diese Forderungen einer ethischen Gerechtigkeit und eines sozialen Verständnisses erfüllen können, so müssen ihm Hilfsmittel zu Gebote stehen, wie sie der Staat in seinen schwerer beweglichen Organisationen nicht besitzt, wie sie aber in der freiwilligen Liebestätigkeit der Bevölkerung zu finden sind.

Die Jugendgerichtshilfe tritt verständnisvoll und opferwillig dem Jugendrichter zur Seite und ermöglicht ihm erst, seine schwere Arbeit zum vollen Erfolg zu gestalten. Die Jugendgerichtshilfe paßt sich jetzt und auch nach dem künftigen Jugendgerichtsgesetz den Formen des Prozeßverfahrens an.

Seinen Anfang nimmt dieses mit der Anzeige über die strafbare Tat. Die Feststellung der Täterschaft wie der strafgesetzlichen Tatumstände ist Sache der Polizei und der Staatsanwaltschaft; mit diesen Dingen hat der Jugendgerichtshelfer nichts zu tun, und er soll sich auch hüten, sich mit ihnen zu befassen. Immerhin besteht seine Tätigkeit in diesem Abschnitte des Verfahrens im Recherchieren und Erheben. Denn, was schon jetzt praktisch geübt wird, wird künftighin gesetzliche Anordnung sein: Die Staats-

anwaltschaft und das Gericht haben vor ihren Entscheidungen über die körperliche und geistige Eigenart des Jugendlichen, über seine bisherige Führung und über seine Lebensverhältnisse Ermittlungen anzustellen. Hiebei sollen sie sich der Mitwirkung der Vereine bedienen, die der Jugendfürsorge gewidmet sind.

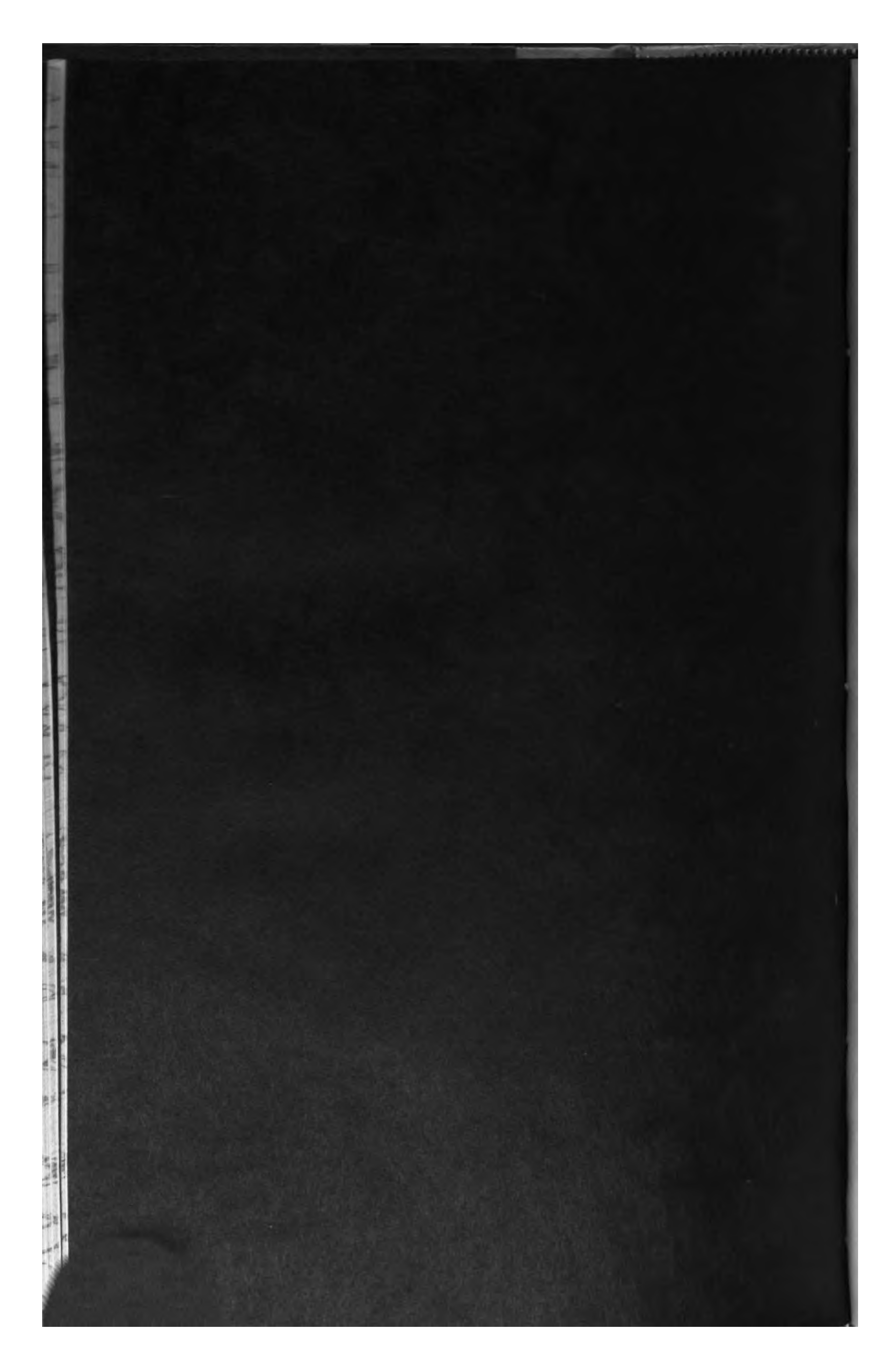
Mit dieser Bestimmung des Jugendgerichtsgesetzentwurfs ist die Aufgabe des Jugendgerichtshelfers zutreffend und prägnant umschrieben: die Erforschung und Klärung der Verhältnisse, in denen der Jugendliche aufgewachsen ist und lebt. Es gilt vor allem die Umstände in Abstammung, Erziehung, Ausbildung, all die Verhältnisse der Familie, der Umgebung festzustellen, welche für die Geistes- und Willensrichtung des jungen Menschen von Bedeutung waren, um so einen tiefen und wahrheitsgetreuen Einblick in die Gründe der Entstehung der Straftat und Anhaltspunkte für die Auswahl geeigneter Maßnahmen zu gewinnen. Erheblich bedeutungsvoller für das Schicksal des Jugendlichen als bisher werden diese Erhebungen in der Zukunft sein. Denn das Jugendgerichtsgesetz untersagt die Erhebung einer öffentlichen Strafklage gegen den Jugendlichen, wenn Erziehungs- und Besserungsmaßregeln einer Bestrafung vorzuziehen sind.

Richtig beurteilt und beantwortet werden kann diese meist für das ganze künftige Leben des Jugendlichen entscheidende Frage von den zuständigen Beamten der Staatsanwaltschaft oder des Gerichts nur dann, wenn ihnen zuverlässige und eingehende Erhebungsergebnisse über die gesamten Verhältnisse des Jugendlichen vorliegen. Darum ist diese Tätigkeit des Jugendgerichtshelfers so verantwortungsvoll und schwierig. Es gehört viel liebevolle Geduld und weltläufiger Takt dazu; denn der Helfer soll in der Wohnung, in der Familie, in der Arbeitsstelle sich umsehen, er soll mit raschem Blick und ohne viele Fragen erfassen, wie die Verhältnisse liegen, wo es fehlt. Es gilt, das Mißtrauen zu beseitigen, das jedem Eindringen in fremde Angelegenheiten entgegengebracht wird, und das Vertrauen der Eltern und des Jugendlichen zu erwerben, ein Vertrauen, das im Jugendgerichtshelfer nicht den feindlich gesinnten Spion, den schroffen Polizeibeamten sieht, sondern den ehrlichen Freund, den liebevollen Helfer.

Gerade weil diese Aufgabe so verantwortungsvoll und schwierig ist, werden nur wenige der Helfer des Jugendgerichts Beruf und Neigung dazu haben; es wird sich immer und überall als notwendig erweisen, für diese Arbeit einige wenige gut geschulte und welterfahrene Personen an der Seite zu haben, von der wahllosen Betrauung aller arbeitsbereiten Helfer aber abzusehen. Wenn in der Person des Helfers ein gewisses öffentliches Autoritätsverhältnis besteht, so fördert dies wesentlich den Erfolg der Arbeit. Man hat darum mit der Verwendung von Waisenräten, von Geistlichen, Lehrern, Bürgermeistern zu dieser Vorbereitungstätigkeit gute Erfolge erzielt. Jedenfalls läge es nicht im Geiste des jugendgerichtlichen Fürsorgeverfahrens, Polizeibeamte und Gendarmen mit dieser Milieuerhebung zu betrauen, solange nicht alle andere Hilfe versagt.



Karl Caspar / Christus am Ölberg.



Kommt es, was in Zukunft nur in Ausnahmefällen geschehen wird, zur Erhebung der Klage und zur gerichtlichen Strafverhandlung, so eröffnet sich dem Helfer ein Gebiet der Tätigkeit, die freilich allzu sehr forensisch-advokatorisch ist, als daß zu erwarten steht, daß ein größerer Kreis von Helfern in ihr seine Befriedigung finden wird. Es ist die Verbeistandung des jugendlichen Angeklagten vor dem Strafrichter. Das Jugendgerichtsgesetz schreibt vor, daß jedem jugendlichen Angeklagten ein Beistand zu bestellen ist, obwohl doch ein sein Amt richtig auffassender und ausübender Jugendrichter der beste Beistand des jugendlichen Angeklagten ist. Als Beistand sollen in der Regel die gesetzlichen Vertreter zugezogen werden; es kann der Vorsitzende aber auch eine fremde Person bestellen, die ihm geeignet erscheint; auch Frauen können gewählt werden.

Diese beiden Betätigungsformen überragt an praktischer Bedeutung und uneingeschränkter Ausführung die dritte Art der Jugendgerichtshilfe: die Schutzaufsicht.

Wie das Wort schon selbst sagt, ist es die Aufsicht zum Schutze der Jugend. Sie ist ein so notwendiger Bestandteil eines wirklich ernstlich gemeinten Jugendgerichts- und Jugendfürsorgeverfahrens, daß sie in anderen Gesetzgebungen genau der gleichen gesetzlichen Regelung unterstellt ist wie das gesamte übrige Prozeßverfahren, und daß ihre Ausführung eigenen besoldeten und mit sehr weitgehenden polizeilichen Befugnissen ausgestatteten Beamten (den probation officers) übertragen ist.

Bei den deutschen Jugendgerichten wurde sie bisher ohne gesetzliche Grundlage von den Jugendrichtern durchgeführt, immer nach der Aburteilung des straffälligen Jugendlichen und immer mit der Zustimmung der Eltern, da ohne diese freiwillige Zustimmung eine einigermaßen erfolgreiche Betätigung der Schutzaufsicht nicht möglich war. Im künftigen Jugendrecht erlangt die Schutzaufsicht eine ganz besonders wichtige Bedeutung, zumal da sie dann auch auf gesetzlicher Grundlage ruht und mit gesetzlichen Befugnissen verbunden ist.

Es ist im § 5 des Entwurfs angeordnet, daß dann, wenn die Staatsanwaltschaft gegen den Jugendlichen keine Klage erhebt und die Sache zur weiteren Behandlung an das Vormundschaftsgericht abgegeben hat, dieses die erforderlichen Erziehungs- und Besserungsmaßnahmen anzuordnen hat. Insbesondere kann das Vormundschaftsgericht den Jugendlichen auf eine bestimmte Zeitdauer unter Schutzaufsicht stellen und sich die Entscheidung, ob eine weitere Erziehungs- oder Besserungsmaßregel angezeigt ist, vorbehalten.

Worin besteht nun die Aufgabe des Jugendgerichtshelfers in der Schutzaufsicht nach dem jetzigen und dem künftigen Recht? Zurzeit ist die Rechtslage die, daß der straffällige Jugendliche nach dem Gesetze zu Strafe verurteilt wird, daß ihm aber für die Strafe bedingte Begnadigung bewilligt wird, das heißt, daß ihm eine Frist gesetzt wird mit der Bedingung, sich während derselben gut zu führen, und mit der Aussicht, daß ihm die Strafe

erlassen wird, wenn er diese Bedingung erfüllt. Diese Verurteilung mit nachfolgender bedingter Begnadigung wird es auch nach dem Jugendgerichtsgesetz noch geben, freilich in viel geringerem Umfang.

Daneben wird im künftigen Jugendgerichtsverfahren häufig dem jugendlichen Missetäter ohne Verurteilung zur Strafe und recht eigentlich an deren Stelle diese Bewährungsfrist gesetzt werden, wie das Gesetz es im § 5 vorsieht.

In beiden Anwendungsformen handelt es sich darum, den Jugendlichen, der über die Verwerflichkeit seiner Straftat nach den ernsten Worten des Richters, angesichts des Kummers seiner Eltern, meist erst die richtige Erkenntnis gewonnen und in tiefer Reue die besten Vorsätze für eine nachhaltige Besserung seines Lebens gefaßt hat, in der Verwirklichung dieses Vorsatzes zu unterstützen. Denn allein sich selbst und seinem schwachen Willen überlassen, wird er bald wieder abirren. Da soll ihm in dieser Zeit der Prüfung und Bewährung ein Schützer zur Seite stehen, der ihn überwacht, um ihm stets im Bewußtsein zu erhalten, daß er nicht aufsichtslos neuen Streichen nachgehen kann; der ihm als Freund nahe ist, wenn neue Versuchungen, neue Not ihn bedrohen, um ihm ein Herz zu öffnen, an das er vertrauensvoll flüchten kann, wenn des Lebens Wirrnisse seinen unreifen Verstand zu trüben, seinen ungefestigten Willen zu beugen suchen.

So ergibt sich je nach der Lage des einzelnen Falles ein ungemein vielgestaltiges Arbeiten und Sorgen.

Bald genügt ein freundschaftlicher Verkehr, ein unaufdringliches Überwachen, besonders dort, wo die Eltern in vernünftiger Wertung des Wohles ihrer Kinder ohne Voreingenommenheit mit Vertrauen den Helfer in seiner Aufgabe unterstützen. Die Beobachtung an der Arbeitsstätte, die Kontrolle des kameradschaftlichen Umgangs und der Art der Benützung der freien Zeit können in leichteren Fällen genügen. Freundschaftlich-ernster Zuspruch, von Herzen kommende und zu Herzen gehende Worte, die geeignet sind, den Mut und die Hoffnung des armen Jungen auf ein besseres, rechtschaffenes Leben zu erwecken und zu stärken, seine Zuversicht anzufachen, daß ein einmaliges Abirren vom Wege des Rechts und der Ordnung durch unablässige Arbeit an der eigenen sittlichen Besserung und Vervollkommnung gesühnt werden kann, werden gerade bei der Mehrzahl der durch fremde Schuld verwahrlosten, im Innern aber noch unverdorbenen Jugendlichen von bestem Erfolg begleitet sein.

Eine wichtige Aufgabe des Helfers in der Schutzaufsicht ist auch, die Veranlassung zu dem strafbaren Handeln zu beseitigen; Müßiggang, Arbeitslosigkeit und Arbeitsscheu führen recht häufig zu Bettel, Diebstahl und anderen Straftaten. Da heißt es dann für geeignete Arbeit, für geeignete Dienststellen sorgen, um durch geregelten Erwerb und geordnete Arbeit die Quelle des Verbrechens zu verschütten. Diejenigen Personen aber, welche Verständnis für die sozialen Forderungen der neuen Zeit haben und nach ihren Verhältnissen dieses Verständnis auch in die Wirklichkeit umsetzen können, wie Hand-

werksmeister, Gewerbetreibende, Kaufleute, Bürger und Landwirte, all die selbständigen Unternehmer mit fremden Arbeitskräften, können sich tatkräftig an der Schutzarbeit beteiligen, wenn sie unabhängig von veralteten Vorurteilen durch Aufnahme und Überwachung solcher jugendlicher Missetäter die sittliche und soziale Wiedergeburt sonst zugrunde gehender jugendlicher Existenzen opferwillig ermöglichen.

Immer mehr rückt eine weitere Aufgabe der Schutzaufsicht in den Vordergrund der Tätigkeit: es ist die Ausfindigmachung geeigneter Familien zur Aufnahme solcher Jugendlichen und die Aufklärung weiter Volkskreise über Zweck und Ziel der Jugendfürsorge. Gerade die Erziehung in der Familie ist eines der wichtigsten, leider bei uns immer noch viel zuwenig in Anwendung kommenden Besserungsmaßnahmen. Sache der Helfer, die ja aus dem Volk entnommen auch die besten und nächsten Beziehungen zur Bevölkerung haben, muß es sein, das noch vielerorts bestehende Mißtrauen gegen diese Art der Jugendfürsorge zu beseitigen und der Familienerziehung einen breiten Weg zu öffnen.

Denn gerade für die Zukunft muß berücksichtigt werden, daß es sich bei den Jugendlichen, die unter Schutzaufsicht gestellt werden, nicht um Zwangszöglinge, aber in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle auch nicht um gerichtlich bestrafte und dadurch gebrandmarkte Übeltäter handelt. Nach dem künftigen Recht soll ja gerade die Schutzaufsicht und Bewährungsfrist eine gerichtliche Bestrafung verhindern, eine staatliche Zwangserziehung unnötig machen.

Der Jugendgerichtshelfer entnimmt seine Autorität und Zuständigkeit dem Auftrag des Jugendrichters; diesem ist er darum auch Rechenschaft schuldig. Das Jugendgerichtsgesetz umschreibt diese Pflicht dahin: Als Fürsorger sind Personen zu wählen, die in der Jugenderziehung besonders erfahren sind; auch Frauen können gewählt werden. Der Fürsorger hat innerhalb seines Wirkungskreises die Eltern oder den gesetzlichen Vertreter in der Sorge für die Person des Jugendlichen zu unterstützen und zu überwachen; er hat dem Vormundschaftsgericht jeden Fall, in welchem es zum Einschreiten berufen ist, unverzüglich anzuzeigen.

Andere Gesetzgebungen stellen eingehendere Vorschriften auf; allein immer wird sich der Verkehr des Fürsorgers mit dem Jugendgericht nach den Verhältnissen der verschiedenen Orte verschieden gestalten und besser der Regelung von Fall zu Fall unterliegen. Daß der Fürsorger von Zeit zu Zeit, je nach Anlaß und Bedürfnis, dem Jugendrichter Berichte über das Verhalten des Schützlings erstatten wird, und zwar nicht bloß dann, wenn ein Anlaß zum Einschreiten gegeben ist, bedarf keiner ausdrücklichen Betonung; es liegt dies in der Natur der Sache. Ob diese Berichte schriftlich oder mündlich erstattet werden sollen, unterliegt ebenfalls der jeweiligen Vereinbarung und Geschäftsgewandtheit. Gleichheitliche Normen sind, wie aller bureaukratischer Formalismus im Jugendgerichtsverfahren, ein unerträgliches Bleigewicht, das oft die ganze opferwillige Arbeitsfreude der Fürsorger, von der mehr

oder minder das Gelingen der ganzen mühevollen Arbeit abhängt, gefährden und zerstören kann. Die Erfahrungen in der Praxis haben diese unerfreuliche Tatsache wiederholt bestätigt.

Als Privatperson besitzt an sich der Jugendgerichtshelfer nicht die Autorität, welche seine Arbeit verlangt; sie wird ihm aber verliehen durch den Zweck seiner Arbeit und durch seine Vertrauensstellung zum Gericht. Denn im Falle der Setzung einer Bewährungsfrist hängt der Erlaß der Strafe, oder in Zukunft die Nichterhebung der Klage, die Nichtanordnung der Zwangserziehung davon ab, daß der Jugendliche sich gut führt, daß die Eltern das fürsorgliche Erziehungswerk nicht böswillig stören und gefährden. Jugendliche und Eltern haben daher allen Anlaß, den Helfer, der die Schutzaufsicht ausübt, mit Achtung zu behandeln, seinen Ratschlägen und Anweisungen Folge zu leisten, ihn in seiner Aufgabe mit Vertrauen zu unterstützen. Denn sonst setzen sie sich der Gefahr aus, daß die Strafe vollstreckt, die Zwangserziehung angeordnet wird, Maßnahmen, die ein vernünftiger Vater, eine liebende Mutter, wenn immer ihr natürliches Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühl nicht ganz erloschen ist, ganz sicher von ihren Kindern abgewendet wissen will. Bei hartnäckigem Widerstand bleibt dem Helfer freilich nichts anderes übrig, als die Hilfe des Richters, des Staates anzurufen; aber wenn sich auf seiten des Helfers Geduld, Takt und Erfahrung, vor allem auch Menschenkenntnis und die Fähigkeit, sich in die Verhältnisse anderer hineinzudenken, verbinden, dann wird der Helfer aus Gründen in seiner eigenen Person sich das notwendige Ansehen verschaffen und erhalten, er wird immer größeren Einfluß gewinnen und nicht nur günstig auf die Erziehung seines Schützlings, sondern auch auf die Abstellung anderer in der Familie herrschenden Mißstände hinwirken können.

Über die Organisation der Jugendgerichtshilfe ist nicht viel Besonderes zu sagen. Sie gliedert sich als Teil des Ganzen in den großen Rahmen der Jugendfürsorge im allgemeinen ein. Es kann genügen, wenn an kleineren Orten oder Amtsgerichtssitzen nur ein aus wenigen, geeigneten und willigen Personen bestehender Ortsausschuß vorhanden ist, der in den Angelegenheiten des Bezirks dem Jugendrichter an die Hand geht. In größeren Orten und Städten hat sich ein eigener Jugendgerichtsausschuß, gebildet aus Angehörigen des Jugendfürsorgevereins und von Vertretern der angeschlossenen Vereine, als zweckmäßig erwiesen; er tritt periodisch oder nach Bedürfnis zusammen und bespricht und berät mit dem Jugendrichter die anhängigen Hilfsfälle, um darnach die erforderlichen Maßnahmen beurteilen und in die Wege leiten zu können. Über größere Gebiete erstreckt sich die Tätigkeit der Kreisverbände und des Landesausschusses, freilich immer nur beratend und vermittelnd. Denn die Grundlage und das Rückgrat der ganzen Jugendgerichtshilfetätigkeit ist die ausdauernde und verständnisvolle Persönlichkeitsarbeit des einzelnen Helfers.

Das Schlachtfeld / Roman von Franz Herwig

(Fortsetzung.) Valerie, die sich ungemein auf die Jagd freute, bestand darauf, daß ihr Vater mit von der Partie sei. Seltsamerweise hatte Frau Lisa nichts gegen den Ausflug einzuwenden. Am nächsten Tage schneite es noch immer, trotzdem das Thermometer über Nacht noch gesunken war. Alles hielt sich in den Häusern, die Swietego Jana war wie ausgestorben, aber alles stürzte auf die Straße, als kurz nach zehn Uhr ein Zug von Schlitten schellenlaut daherkam und vor dem Welonskischen Hause hielt. Onkel Maletzki hatte es wahr gemacht und ‚die ganze Brüderschaft' aufgeboten: bis in die Anlagen am Museum Czartorynski hielten, dicht aufeinander, die Schlitten. Valerie schlug glücklich die Hände zusammen, als sie den glänzenden Zug sah. ‚Mach schnell, Väterchen,' rief sie. Jan protestierte, im Schlitten aufgerichtet, und mit seiner hellen Stimme die Gasse erfüllend, in den stärksten Ausdrücken dagegen, daß Valerie mit ihrem Vater fahren wollte.

‚Hier hinein, wenn's gefällig ist,' rief er, ‚ich will in der Hölle brennen, aber diese drei himmlischen Stunden will ich an deiner Seite verbringen. Steh' auf, Piotr, Dickkopf, und mach' der Königin Platz. Mein Neffe Piotr,' stellte er einen hübschen Jüngling vor, dessen ganzes Wesen Frische und Gesundheit ausströmte. Valerie sah in sein von Kälte gerötetes lachendes Gesicht, und sie nickten sich lachend zu. Aber der Schnee lag kniehoch, Piotr riß seinen Mantel ab und breitete ihn vor Valeriens Füße aus, indem er niederkniete.

‚Brav, mein Junge, du weißt, was einer Königin gebührt, dafür darfst du auch mit ihrem Vater fahren,' rief Jan, stopfte um Valerie umständlich die Decken fest, dann knallte er den Gäulen die Peitsche um die Ohren und sie sprangen an. Wie die wilde Jagd ging es über den Ringplatz, in die Weichselstraße hinein, durch die Vorstadt Nowy Swiat, und schon tauchte der Koschiuskohügel aus dem wehenden Schneenebel auf. Valerie sah sich um, dicht hinter ihnen trabte ihres Vaters Gespann, sie sah ihn selbst nicht, wegen der Pferdeköpfe, dafür aber sah sie Piotrs Gesicht und seine lachenden Augen, sie hob schnell ihren Blick: dahinten kam die lange Reihe der Schlitten, sie zählte bis zwanzig, und gab es auf, weiterzuzählen. In der kalten Luft klang Jauchzen und Lachen weithin; wie die Pferde wieherten und die federgeschmückten Köpfe warfen!

‚Es ist himmlisch, Onkel Maletzki,' sagte sie.

Er grinste befriedigt und sagte:

‚Warte nur, laß uns nur erst zu Haus sein, drei Tage lang soll keine Stunde vergehen, daß nicht ein neues Gespann mit Freunden auf dem Hofe klingelt. Ah, es ist eine Lust, dem grauen Alltag ein Schnippchen zu schlagen. Mag ich alles zusetzen bis auf einen Heller, und den werde ich in die Weichsel werfen!‘

Er hob die Peitsche, ließ die lange Schnur in Figuren fliegen und knallen, die folgenden Lenker taten es ihm nach: ein Schwarm Krähen stob krächzend davon. In den Dörfern, durch die man fuhr, heulten die Hunde, die Juden standen nachsichtig lächelnd, mit der Kappe in der Hand, und verbeugten sich wie Automaten, ‚Großer jüdischer Herrgott,‘ schienen sie zu sagen, ‚soll mich der Schlag treffen, wenn nicht kimmt dahergefahren die olte Zeit;‘ die Bauern wagten kaum das Maul aufzureißen, Jan lachte und ostwärts ging es, immer ostwärts.

Zuweilen warf Herr Maletzki ein Wort hin, Valerie antwortete kaum; sie genoß mit geschlossenen Augen diese rasende Fahrt, den freien Wind, dem ihr Wesen zujauchzte, dieses Vorwärtsreißen, das betäubende Klingeln der Schellen, die vorüberfliegende Welt. Als ihr Schlitten auf der Höhe der flachen Hügellehne erschien, an deren Fuß das Maletzkische Gut lag, meinte sie, eben erst abgefahren zu sein: sie hatten die sechzig Kilometer in drei knappen Stunden zurückgelegt. Kurz vor der Einfahrt ins Dorf, dort wo die drei Pappeln am übereisten Bache standen, wendete sie sich um; hinter sich sah sie in die geschwungene Linie der Landstraße hügelab, die ungeheure Schlange der Schlitten, es hatte zu schneien aufgehört, zwischen zwei treibenden Wolken blitzte die Sonne auf, ließ die wehenden Schlittendecken farbig leuchten, die Geschirre blitzen; der stäubende Schnee bildete Wolken von Silberstaub.

Onkel Maletzkis Haus dampfte aus allen Schornsteinen; diese gastfreundliche Begrüßung ließ vielleicht vieles übersehen, was Valerie sonst als Zeichen der Verwahrlosung erschienen wäre. Die langgestreckte, niedrige Front war sicher — vor langer Zeit — einmal rosa übertüncht. Jetzt sah sie eher gescheckt aus, da große Flächen des Verputzes abgefallen waren. Die Fenster waren sehr hoch, indessen sah man wenig Gardinen und im Obergeschoß und noch mehr in der Mansarde gab es zerbrochene Scheiben. Die Ställe, ein ungeheures Viereck umschließend, schienen nicht allzusehr gefüllt zu sein, man sah Türöffnungen gähnen, Löcher in den Wänden, die dicken Schilfdächer in Fetzen überhängen. Aber schließlich wollte Onkel Maletzki ja auch keineswegs als das Muster eines Landwirts

gelten und war man erst im Hause, so — es war seltsam — wurde man gefangen genommen von einer warmen Behaglichkeit. Der mit Ziegelsteinen gepflasterte Hausflur duftete ein wenig nach Leinwand und Äpfeln, in einem gemauerten Kamin brannte ein knatterndes Feuer und es gab dann eine Flucht von Zimmern, dürftig möbliert, aber doch ordentlich und sauber, und überall prasselndes Feuer in Öfen und Kaminen und immer standen auf Fellen Bänke und Sessel um diese Feuerstellen und schienen nur darauf zu warten, daß man sich auf ihnen niederließ und die kalten Füße gegen die guten Flammen ausstreckte.

Anastasia, Maletzkis Schwester, ein winziges Jüngferchen gegen die Fünfzig, sauber wie ein Taufkind, empfing die Gäste. Es waren einige Damen unter ihnen, sie ließ heißen Tee bringen und nötigte zum Zulangen, sie verschmähte es auch nicht, einen Kognak zu empfehlen, und schoß hin und her wie ein Wiesel, indem sie unaufhörlich ihr Stimmchen ertönen ließ. Dagegen tanzte, wenn man so sagen darf, ihr Bruder wie eine rikoschettierende Bombe durch die Zimmer, und, wo er hinkam, war Gelächter und Geschrei und einmal über das andere versicherte er, die Hand auf dem Herzen:

‚Wie bin ich glücklich, wie bin ich glücklich!‘

Valerie, die so lange die Einsamkeit gewohnt war, empfand die laute Fröhlichkeit nicht sehr angenehm, sie erblaßte und ihr Gesicht spannte sich. Fräulein Anastasia bemerkte es bald: sie hatte ihr Leben lang mehr auf Weh und Freude der anderen geachtet als auf sich selbst. Sie brachte Valerie in ihr Zimmer im ersten Stock.

‚Ruhen Sie aus, Kindchen,‘ sagte sie, ‚und sehen Sie die Ärmlichkeit hier nicht allzu mißgünstig an. Sie müssen schon vergeben, aber es hieß für so viele Gäste Raum schaffen.‘

‚Aber Tante Anastasia, man sagt, du habest mir einmal das Fläschchen zurecht gemacht, als ich noch sehr klein war. — Du wirst doch „du“ zu mir sagen.‘

‚Ja, herzlich gern, ich wußte nicht —. Weißt du Töchterchen, du studierst ja und studierst gar in Preußen, nun ich dachte —‘

‚Was dachtest du?‘

‚Daß du uns längst vergessen hättest.‘

Valerie küßte ihr ohne ein Wort die Wangen. Glühendrot vor Freude half Fräulein Anastasia ihr die Stiefelchen ausziehen und bestand darauf, daß sie sich ein wenig auf dem Bett ausstreckte.

‚Ich habe dir von meinen Betten abgegeben,‘ flüsterte sie, ‚o, du mußt nicht denken, daß ich nun auf Stroh schlafe, aber es war doch arg, alles zu richten, damit die Gäste auch zufrieden waren.‘

Valerie streckte sich behaglich aus.

‚Wo bringt ihr uns alle unter?‘

‚Deine Sorge, deine Sorge. Ein Bett haben freilich nur die Damen. Die Herren legen sich nebeneinander — wenn sie überhaupt schlafen gehen — Decken und Felle und Stroh — nun damit hat uns Gott reichlich beschenkt. Aber nun —‘

‚Geh nur, Tante Anastasia, ich bin nicht euer einziger Gast.‘

‚O ich sehe schon,‘ lachte Fräulein Anastasia, ‚die Fremde hat dich nicht verdorben.‘

Nein, verdorben nicht, dachte Valerie, als sie allein war, aber verändert hat mich die Fremde. Was will ich hier? Gehöre ich hierher? Nur nichts merken lassen, die guten Leute nicht kränken. Aber sicher würde ich lieber in der Fremde sein — oder, nein, nein, nur ganz allein mit meinen Geistern Zwiesprache halten, auch mit einem guten, wissenden Menschen, zum Beispiel — Eckermann —. Ach laß nur, ich bin müde und abgespannt — ich bin ungerecht, hier ist doch die Heimat. — Und sie lag und sah gegen die Decke, in ihren Betten, die ein wenig nach Waldmeister dufteten, und im grünen Kachelofen knackte es in langen Zwischenräumen, indessen vom Erdgeschoß die Stimmen der Gäste gedämpft und wie aus weiter Ferne herauftönten. —

Der nächste Tag machte wahr, was Onkel Maletzki vorausgesagt hatte: es verging keine Stunde, ohne den Schlitten eines neuen Gastes gebracht zu haben. Früh schon war ein Kutscher Jans losgefahren, um die Einladungen zu überbringen, am Mittag kam die Nachricht aus irgendeinem Dorfe, daß der Kutscher bezecht sei und die Pferde nicht mehr vorwärts bringe. Herrn Maletzki gefiel das über die Maßen; nach alter Sitte mußte der Eingeladene im Hofe dem Kutscher zu trinken geben; er war schon mittags bezecht — also herrschte die gute alte Sitte noch, war das etwa kein Grund, sich darüber zu freuen? Nun also, man schickte einen frischen Kutscher und in der Dämmerung einen dritten, da auch der zweite nicht mehr weiter konnte und unter ungeheurem Jubel schloß man Wetten ab, wieviel Stunden der dritte aushalten würde. Aber als schon alle glaubten, es sei ihm wirklich etwas zugestoßen, gegen Mitternacht, kam er wieder an, glücklich und schwankend.

‚Haben sie dir nichts zu trinken gegeben?‘ fragte Jan Maletzki.

‚Sie haben, sie haben,‘ stammelte der Mann und küßte Jans Ärmel.

‚Und du bliebst nicht liegen, wie die anderen?‘

‚Gnädiger Herr, Weiber waren es, möge sie Gott verdammen, Weiber, die nichts vertragen können.'

Darauf ließ ihn jeder aus seinem Glase trinken, soviel er auch heulte, daß er diese Ehre nicht verdiente, und er kam auch glücklich aus der Tür, aber gleich darauf hörte man ein Gepolter und man fand ihn im Hausflur am Boden liegen, eine Bank im Arm.

‚Laßt ihn liegen,' rief Jan und hielt sich die Seiten, ‚er stammt von Schlachzizen, mag er also im Herrenhaus schlafen. Die anderen stammen von Bauern, er aber von Schlachzizen, so wahr ich selig werden will, deshalb vertrug er auch soviel.'

Am Nachmittage war Valerie mit in Onkel Maletzkis Krähenhütte gegangen, zusammen mit einer lustigen Schar von Damen und Herren, die sich in der engen, finsteren Hütte unter allerlei Unfug drängten. Die Lustigkeit war um so größer, als es notwendig war, ihren lauten Ausbruch zu unterdrücken. Als die Krähen erschienen, gab man ein unsinniges Schnellfeuer ab, man schoß über die Köpfe der anderen hinweg, der Geruch des Pulvers, das unaufhörliche Krachen war betäubend; die Vögel fielen in Scharen und schlugen sterbend den Schnee mit den Flügeln, indessen der Uhu die Federn sträubte und böse auf das graue Gesindel schielte, das ihn umschwärmte. Als endlich die Krähen sich zurückzogen und auf fernstehenden Bäumen, außer Schußweite der Schrotflinten sich niederließen, gab Onkel Maletzki einige Proben seiner Schießkunst, indem er auf hundertfünfzig Meter mit der Büchse noch ein halbes Dutzend der krächzenden Gesellen herunterholte.

‚Das nennt man Punktschüsse,' sagte er befriedigt.

Dann zeigte er den Gästen den Wolf, der morgen gehetzt werden sollte. Man hatte ihn in eine Umzäunung gebracht, wo ein paar verkrüppelte Fichten standen; dort lag er, auf einer Handvoll Stroh und blinzte tückisch mit seinen grünen Lichtern nach den Menschen, die ihn mit Steinen und Holzstücken warfen.

Jan erzählte, daß er erst vor einer Woche gefangen sei, in einer Grube, auf einem der Vorwerke. Es sei ein Gebirgswolf; er wies auf den erhöhten, mähnenbekleideten Widerrist, das Zeichen großer Stärke, und meinte, daß der Bursche den Hunden tüchtig zu schaffen machen werde.

Diese, sechs an der Zahl, Windhunde der besten Rasse, waren nicht weit von dem Wolfe in einer anderen Umzäunung untergebracht, sie bellten und heulten unaufhörlich nach ihrem Todfeind hinüber, sie hingen sich fast an ihren Ketten auf.

Früh 8 Uhr, am anderen Tage, brach man auf. Herr Maletzki hatte für eine genügende Anzahl der kleinen, zähen galizischen Pferde gesorgt, man ritt paarweis ab, nach Maletzkis Wunsche im Kontusch, den weißen Schaffellmantel darübergeschnallt, die Konfederatka auf dem Haar, einige trugen auch die niedrige Krakuska; sie hatten keine anderen Waffen als ein langes, kräftiges Messer. Valerie war die einzige Dame, die mitritt, die übrigen wollten nur von ferne zuschauen. Sie trug, wie die Herren, altpolnische Tracht und stemmte ihre roten Stiefel unternehmungslustig in die strohumflochtenen Bügel. Man ritt paarweis, wie gesagt, neben Valerie der junge Piotr, der aus der Gegend von Sandomir stammte und mit Maletzki so wenig verwandt war, wie irgendeiner seiner vielen Neffen. Vor den Reitern fuhr der Schlitten, auf dem in einem starken Holzkäfig der Wolf lag, den Schluß bildeten die Schlitten der Damen. Die Hunde mit langen Riemen an den Sätteln befestigt liefen mit, bebend vor Aufregung. Es ging im Trabe, die Sonne, erst wenig über den Horizont gestiegen, wärmte doch bereits, der Schnee glitzerte, stahlblaue Schatten lagen breit auf ihm.

Piotr machte Valerie den Hof, der junge frische Mensch mißfiel ihr durchaus nicht. Er gab sich gutherzig, leidenschaftlich, gescheit und Valerie bedauerte nur, daß er sein junges Leben so zwischen Jagd und Trunk hinbringe.

Er gab ihr Recht.

‚Die Zukunft sieht noch böser aus,‘ sagte er. ‚Ist man erst verheiratet, so hat man sich um den Besitz zu kümmern und hat den Kopf voll von Dünger, Viehzucht, Wünschen der gnädigen Frau Gemahlin, Judensorgen und Kindersorgen.‘

‚Muß das sein?‘ fragte Valerie. ‚Braucht die polnische Öffentlichkeit vielleicht keine Männer? Wer soll sich um den Staat kümmern und sein künftiges Wiederaufblühen, wenn nicht die Jugend?‘

‚Was wollen Sie, — soll ich das geistige Proletariat Galiziens noch vermehren, die Ärzte ohne Praxis, die Advokaten ohne Klienten, diese armen, erbärmlichen Menschen, Polens Krebsschaden, die sich auf politische Agitation werfen, damit die Dummen sie füttern?‘

Valerie mußte ihm recht geben. In der Tat, nur die höchste, tatkräftigste Intelligenz brauchte man, das geistige Proletariat war wirklich ein Krebsschaden. Wozu gehörte Piotr?

Als hätte er ihre Gedanken erraten, sagte er leise:

‚Vielleicht könnte ich selbst wirklich Bedeutendes leisten —

irgendwie — ich weiß, ja, verzeihen Sie, hätte man eine Frau, wie Sie es sind, deren ganzes Wesen Ansporn ist — aber man wird irgendeine Putzdocke bekommen und —.'

‚Hören Sie auf,' rief Valerie böse, ‚daß ihr immer eine Frau braucht, die euch mitreißen soll! Wahrhaft männlich, in der Tat. Und hinge euch, wie einem Sträfling die Kugel, eine trübe und ängstliche Frau an, ihr solltet sie emporziehen, anstatt euch zu ihr zu hocken!'

Piotr zog die Schultern und schwieg.

Sie waren auf einer freien Ebene angekommen, ganz ohne Baum und Busch, die sich sanft gegen den Horizont hob. Der Schlitten mit dem Wolf fuhr weiter, die Damen schwenkten seitwärts, die Herren drängten ihre Pferde zusammen. Onkel Maletzki, wie ein Feldherr, hielt vorn, hoch aufgerichtet, die Leute an dem Schlitten vorn stoben auseinander: der Wolf war frei und schoß wie eine Kugel über den Schnee.

‚Joiho, joiho!' rief Jan, die Pferde griffen aus, voran die Hunde, ihr Körper ballte sich und schnellte sich auseinander: sie berührten kaum den Schnee. Der Wolf schlug Haken, er gewann Vorsprung, die Hunde kamen ihm wieder näher, zwei besonders rückten ihm auf den Pelz, er machte zwei kurze schlagende Bewegungen mit den Fängen zur Seite und der eine Hund blieb liegen, während der andere langsam zurückblieb und sich endlich heulend in den Schnee setzte; die Jagd tobte an ihm vorüber.

‚Joiho, joiho!'

Valerie war in der Spitzengruppe, Jan Maletzki, dessen Gewicht den Gaul drückte, fiel zurück, dagegen blieb Piotr dicht an Valeriens Seite. Die Jagd ging sicher schon eine Viertelstunde, der Wolf schien langsamer zu werden, die Pferde streckten sich unter den Sporenhieben, die ersten waren dem Wolf bis auf hundert Schritt nahe. Ein junger Hund sprang dem Wolf zuerst an die Kehle, sie stürzten beide, überrollten sich in einer Wolke von Schneestaub und sofort hatte ein anderer Hund den Wolf im Genick. Man sah nur einen wütenden Knäuel, als er sich löste, galoppierte der Wolf weiter, nicht ganz so schnell wie früher, zweifellos war er verwundet. Ihm auf den Fersen blieben die Hunde, die ersten Reiter waren nicht mehr weit, da warf er sich plötzlich herum, setzte sich auf die Hinterpfoten und empfing die Hunde mit geöffnetem Rachen.

‚Faß, faß!' schrien atemlos die Reiter, Valerie rief es mit.

Die Hunde packten heulend zu, einige Augenblicke wälzte sich die

dunkle Masse noch im Schnee, dann lag der Wolf fest, sicher gepackt von vier gekrampften Gebissen. Piotr sprang vom Pferde, Valerie mit, sie wußte nicht weshalb, sie hörte Stimmen hinter sich, sah Piotrs Messer blitzen, er rief: ‚Zurück!‘ und warf sich über den Wolf.

‚Knebeln, knebeln!‘ riefen einige Reiter, die herbeieilten.

Piotr zog den Strick aus dem Gürtel, den Holzknebel, Valerie, ohne sich zu bedenken, packte den Wolf bei beiden Ohren, aber der, indem er etwas Luft verspürte, riß den Kopf hoch und schnappte nach Valerie.

‚Fräulein!‘ schrie Piotr, riß sie zurück und hatte dem Wolf blitzschnell den Knebel in den dampfenden Rachen gestoßen und schnürte ihn fest, Valerie saß verlegen lächelnd im Schnee. Ein Dutzend Hände half ihr auf, nein, sie war nicht verwundet; Onkel Maletzki schalt sie aus, noch ehe ihr Vater dieses Amt versah, indessen wurden dem Wolf auch die Beine zusammengebunden.

Man ritt im Schritt zurück, noch atemlos von der wilden Jagd, die Pferde dampften. Valerie wurde mit Fragen bestürmt, Piotr wurde beglückwünscht. Als er in ihre Nähe kam, reichte sie ihm die Hand, lächelte und sagte nichts als:

‚Danke.‘

‚Sehen Sie,‘ sagte er und drängte sein Pferd dicht an das ihre, ‚der Mann ist doch zu etwas gut.‘

Sie sah ihn unsicher an; seine Kraft, Gewandtheit, Entschlossenheit hatten ein wohltuendes Gefühl in ihr geweckt. Sie ritt schweigend neben ihm zum Sammelplatz in einem lichten Kiefernwäldchen, wo ungeheure Feuer prasselten und eine heiße, scharfe Wildsuppe bereits in Kupferkesseln brodelte; die Damen kamen heran, die Unterhaltung ging hin und her, die Flaschen wurden entkorkt und die Suppe in tiefe Zinnschüsseln gefüllt.

Valerie fühlte nach der Erregung sich matt werden, sie lehnte verträumt an einem der roten Stämme und sah in den ziehenden Rauch der Feuer. Sie fühlte, wie die Blicke Piotrs auf ihr lagen, sie brauchte nicht hinzusehen, sie wußte, er stand da hinter ihr und starrte sie an. Und seltsam, es war, als ob diese Blicke eine starke Kraft der Anziehung ausströmten, sie fühlte, wie sie ihm innerlich immer mehr entgegenglitt.

Sie konnte sich kaum aufrecht halten. Plötzlich wendete sie sich entschlossen um, ging zu ihm und fragte, ob er sie nach Hause bringen wolle, sie fühle sich nicht wohl. Am Waldesrande standen die

Pferde; sie stiegen auf und trabten heimwärts. Piotr blieb dicht bei ihr. Einmal nahm er ihre Hand, sie ließ sie ihm, da flüsterte er: ‚Valerie' und beugte sich vor, um ihr Gesicht zu sehen. Aber sofort fuhr sie ihn an:

‚Lassen Sie mich! Sehen Sie nicht, daß ich krank bin!? Ich verbiete Ihnen, mich Valerie zu nennen!'

Gehorsam setzte er sich zurück; dieser Gehorsam — gefiel er ihr oder verachtete sie ihn? Sie wußte es nicht, nur dies wußte sie: griff er jetzt zu, so war sie wehrlos. Aber er tat nichts und schwieg.

Da hieb sie ihrem Pferd die Peitsche zwischen die Ohren und galoppierte davon, ohne sich umzusehen.

Am Abend, nach einigen Stunden Schlaf, war sie beruhigt und sicher wie sonst. Aus dem Erdgeschoß scholl der Lärm der Zechenden, man sang und schrie; es schienen auch weibliche Stimmen dazwischen zu sein. Eine große Erbitterung erfaßte sie, daß man hier Feste feierte, die keine Feste waren, daß man Zeit und Kräfte vergeudete, die dem Vaterland gehörten. Sie dachte an Julian, ah, er schützt sich kaum vor Hunger mit seinen Buben, kaum daß sie ein Dach über dem Kopf haben, sie müssen von einem Tag zum anderen auf Gottes Barmherzigkeit hoffen. Wie könnten ihm die Summen helfen, die hier vergeudet wurden! Wie könnte ihm der Einfluß dieser Adligen für alle Zeiten helfen, wenn er sich geschlossen hinter ihn stellte! Aber nein, sie lachten und tranken! Und überall brauchte man den Willen zur Reformation der Sitten, der Verwaltung, der sozialen Fürsorge, der Politik, kurz, des gesamten Lebens der Nation. Nur daß ringsum im Lande dieser Willen nicht zu finden war, daß Tag um Tag der Wille, der allein retten konnte, gemordet und erstickt wurde! Was, geistiges Proletariat! Wer ging zugrunde, wenn er groß fühlte? Wer fand nicht überall einen Punkt, wo er den Hebel ansetzen konnte, wenn er nur selbstlos wollte?

Die zornigen Gedanken verwirrten sie, es schien, daß ihre Sinne schwanden, sie wollte Fräulein Anastasia rufen, rief auch einige Male mit schwacher Stimme, aber niemand hörte sie.

Da ging sie schwankend zur Tür und trat an die Brüstung der Treppe.

Unten, im Hausflur, war Lärm. Sie beugte sich hinüber und sah Piotr, wie er, rot vom Wein, und unsicher auf den Füßen, es versuchte, eine der Mägde in seine Arme zu ziehen.

Da biß sie die Zähne zusammen und trat stolz lächelnd zurück.

In der Frühe des anderen Morgens fuhr sie nach Krakau zurück, und am Abend trug sie der Bahnzug aus Galizien heraus.

X.

Während der Abwesenheit Valeriens hatte die Hochzeit Herrn Korzeks mit Ulana Szuman stattgefunden, ganz im stillen, weil man große und laute Hochzeiten plebejisch fand. Nach der Zeremonie in der Hedwigskirche hatte man im engsten Familienkreise im Kaiserhof gefrühstückt, und das junge Paar reiste dann sofort mit dem Luxuszug nach dem Süden ab. Wie Frau Barbara erzählte, wollten sie die Flitterwochen auf dem Nil verbringen, in einer Segelkanja, was sie sehr poetisch und rührend fand. O, sie könne sich vorstellen, wie das sein werde, wenn man mit einem so schönen, reichen und schön empfindenden Mann während langer Wochen auf dem blauen Wasser dahinfuhr, an palmenbeschatteten Ortschaften vorbei, ohne andere Menschen zu sehen als die schwarzen Bootsleute. Sie nahm es ihrem Manne noch nachträglich übel, daß er seine Hochzeitsreise mit ihr nicht in einer Kanja gemacht hatte, er habe aber, sagte sie, solange sie denken könne, nicht poetisch empfunden.

‚Außerdem war es zu unserer Zeit noch nicht Mode, auf dem Nil herumzufahren,‘ brummte Herr Szuman. ‚Damals ging man einfach nach Italien, und das haben wir getan.‘

‚Ein ritterlicher Mann ersinnt auch darin etwas Neues.‘

‚Du hättest Herrn Korzek heiraten sollen.‘

‚Du wirst roh, mein Freund.‘

‚Ja, ja,‘ murrte Herr Szuman und zog sich ins Nebenzimmer zurück.

Frau Barbara wendete sich plötzlich zu Valerie:

‚Übrigens war Mieschko hier, das heißt — ich selbst habe ihn nicht gesprochen.‘

Valerie fuhr hoch.

‚Mieschko? Und ich erfahre es erst jetzt? Wann war er hier?‘

‚War es nicht vor vier, fünf Tagen, Szuman? Ja, in der Tat. Die Polizei hatte ihn ausgewiesen —.‘

‚Was sprichst du da?‘

‚Nun ja, und ich fand es recht ungezogen von deinem Bruder, noch in unser Haus zu kommen. Er konnte uns schwer kompromittieren.‘

‚Er kam wohl nicht zu euch, sondern zu mir!‘

‚Jedenfalls in unser Haus; aber du irrst, er kam zu uns. Er hatte irgendwelche aufrührerische Reden gehalten, ja, er soll geradezu gesagt haben, die neue Republik Polen, die er schaffen wolle, müsse aus Blut und Feuer entstehen. Als Ausländer wies man ihn einfach aus. Wie einen Vagabunden. Szuman sollte sich nun für ihn verwenden. Selbstverständlich hat ihm mein Mann die richtige Antwort gegeben. Was sagtest du ihm doch?‘ rief sie.

Herr Szuman trat selbstgefällig, Zigarre und Zeitung in der Hand, auf die Schwelle und sagte:

‚Nicht einen Schritt würde ich für ihn tun, habe ich ihm gesagt. Gewiß fände ich die bestehenden Zustände nicht ideal. Aber das Bestehende habe immer so lange Recht, bis ein Neues das Bestehende werde. Trete das ein, so wolle ich gern mit fliegenden Fahnen dazu übergehen. — Mieschko sagte dann noch eine Ungezogenheit, wie das unreife Menschen so an der Art haben, und dann reiste er ab.‘ —

Valerie litt unter diesen Nachrichten über Mieschko. Sie rief sich das in Erinnerung, was sie in Krakau über ihn gehört hatte. Wie, dachte sie, ist es möglich, daß er in dies rohe und gefährliche Treiben geraten ist, Mieschko, der in Lüttich von jener idealen Republik Polen sprach, aufzubauen auf den idealen, zukunftsfrohen Hoffnungen der Nation, und der sich jetzt so in nichts von irgendeinem dunklen Agitator unterscheidet, den man einsperrt? War er, flammenden Augs kaum in die Arena gesprungen, von dem alten Fluch getroffen worden? Hatte er, verwirrt und geblendet von seinem Ideal, falsche und törichte Mittel ergriffen, es lebendig zu machen?

Eine graue Flut der Mutlosigkeit deckte sie zu. Sie hockte gleichsam da unten, den Kopf auf die emporgezogenen Knie gelegt, gleichgültig und entsagend. Ein schauerliches Lächeln — wozu überhaupt sich mühen — versteinte auf ihrem Gesicht. Sie durchlebte mit einer quälenden Befriedigung alles, was sie auf Jan Maletzkis Gut gesehen hatte: die barbarische, kreischende Lust der Todgeweihten, und als Eckermann einmal nach einem Zögern der Ratlosigkeit ihre Hand nahm und mit heiterer Entschlossenheit zu ihr sagte: ‚Also — nun wollen wir einmal wieder ernsthaft reden‘ —, da hatte sie mit zuckendem Munde sich abgewendet und gesagt:

‚Wozu, geben Sie mich auf.‘

Aber er behauptete, sie nicht aufgeben zu können, sicher komme ihre Verstimmung nur daher, daß sie wieder einmal ihre ideale Brille getragen habe. Mit einer humoristischen Geste nahm er ihr diese Brille von der Nase und sagte:

‚So, nun sehen Sie einmal mit Ihren hellen, natürlichen Augen.‘

Sie erzählte ihre Erlebnisse. Eckermann sagte triumphierend:

‚Dachte ich's doch,‘ und fügte hinzu, daß er sich von ihres Bruders Mieschko Leben freilich kein rechtes Bild machen könne. Aber das eine sei sicher: Mieschko habe mit der allgemeinen Unvernunft junger Menschen geglaubt, daß er nur ein neues Evangelium mit allgemeinen und großen Worten zu verkünden brauche, damit alle Welt ihm jauchzend huldige. Alle großen Dinge seien aber nicht über Nacht im Sturmwind über die Welt gekommen, sondern sie hätten Kinderschrittchen gemacht, schwankend und vorsichtig. Es gäbe nun törichte Eltern, die dabei ungeduldig würden, ungeduldig und zornig, der Erfolg sei, daß die Dinge schließlich krumme Beine bekämen, was sicher kein erfreulicher Anblick sei.

Valerie erinnerte sich ähnlicher Gedanken, die sie in der Krakauer Königsgruft gehabt. Torheit, zu glauben, daß es genügte, ein großes Ziel zu wünschen, um es auch zu erreichen; nein, zu diesem Ziele, mochte es aussehen, wie immer es wollte, führten hundert kleine Ziele hinan, die man nur erreichen konnte, indem man beharrlich Schritt vor Schritt setzte. Aber das war es ja gerade, was ihrem Volke fehlte! Und Julian? Freilich — Julian setzte Schritt vor Schritt. Also war es doch möglich?

Sie schwieg, und Eckermann ließ sie schweigen. Schließlich sprach er von ihren Erfahrungen auf Maletzkis Gut, er suchte erst einmal genau festzustellen, welcher Art diese Erfahrungen waren; sie antwortete und war naiv genug, auch Piotrs Erwähnung zu tun. Eckermann hörte in ihren Worten die leise Enttäuschung des Herzens mitschwingen, es schien, daß er fortan zerstreuter und kühler wurde, und er schloß das Gespräch mit den Worten:

‚Alles ganz, wie ich es gedacht. Sie haben sich von Ihren Landsleuten ein erwünschtes Bild gemacht. Nun Sie es enthüllen, grinst es Sie an. Ist immer so, wenn man die Dinge sieht, wie sie sein sollten. Ein wenig mehr Realpolitik, mein Fräulein, wir haben nur mit dem zu rechnen, was wirklich ist. Das ist's ja gerade — aus diesem Massenstumpfsinn das Bessere formen! Übrigens bedaure ich lebhaft, daß Ihr Herr Piotr sich so entpuppte, ich hätte Ihnen gern gratuliert.‘

Er lachte und ging.

Was hat er, dachte Valerie. Er schien zu höhnen. Piotrs wegen? Ah bah.

Andrea Mantegna/Christus am Ölberg.



Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

Aber als er am nächsten Tage nicht kam, wurde sie zornig. Sie hatte sich — sicher ohne daß es ihr bewußt wurde, an diese einsamen, vertraulichen Gespräche gewöhnt. Er kam nicht. Gut, mochte er fortbleiben. Brauchte sie etwa diesen Herrn Eckermann? Lächerlich! Sie konnte ihn und seine Art sogar sehr wohl entbehren! Wenn er wiederkam, würde sie es ihm zeigen.

Doch kam er nicht wieder. Am zweiten Tag erreichte ihr Zorn den Höhepunkt, sie fühlte sich verachtet, ah, er sollte sehen, wie sie Vergeltung üben konnte. Am dritten Tag wurde sie unruhig. Am vierten glaubte sie, daß ihm etwas zugestoßen sei, sollte sie ihm schreiben? Sie verhöhnte sich selbst, als ihr dieser Gedanke kam. Schließlich ging sie aus, um sich zu zerstreuen. Es war Tauwetter eingefallen, ein starker lauer Wind fuhr durch das schwarze Geäst der Bäume, auf den Rasenplätzen des Tiergartens lagen grau und zerfressen die letzten Reste des Schnees. Hingerissen vom dumpfen Brausen des Lenzwindes, wehten die Wolken am Himmel hin, wie Fahnen von Flüchtlingen. Valerie ging sich frei und leicht, alles wurde neu und groß, sie jauchzte innerlich, und ihre Augen blitzten. Wo sie ging, wußte sie nicht, aber als sie an Bellevue vorbei die ersten Häuser von Moabit erreichte — die Straße, wo Eckermann wohnte — da war es ihr, als sei sie absichtlich diesen Weg gegangen. Sollte sie nicht vor ihn hintreten und ihn anlachen? Wie der Frühling in ihr rumorte! Ah — frischweg, die Treppe hinauf und geschellt. Aber jetzt, als der grelle Triller erklang, sank es ihr bleischwer in die Füße — heiliger Gott — was wollte sie tun — was sagen? Sie machte sich ganz klein; wie ein Kind, das irgend etwas zu bitten kommt, machte sie sich klein. Das Herz schlug ihr, sie keuchte vor Erregung. Die Tür öffnete sich, in der Hausjacke, das Haar zerwühlt, den Federhalter in der Hand, mit weiten, abwesenden Augen trat Eckermann heraus.

Sie sprachen beide nicht. Er nahm ihre Hand, zog sie daran auf die Diele und schloß die Tür. Sie versuchte, ihre Absicht wahr zu machen und ihn anzulachen, aber es wurde nur ein rührend-vorwurfsvolles Lächeln. Sie flüsterte leise — indem sie mit seinen Fingern spielte:

‚Sie blieben fort — weshalb?‘

Und mit betäubender Wucht stürzte das Gefühl über sie; es ist die Sehnsucht — die mich hierher trieb.

Er sah an ihren Augen, was sie empfand, und sagte:

‚Valerie‘, nichts, wie dieses Wort.

Sie nickte ihm langsam zu, und als sie seinen Namen aussprechen wollte, kamen ihr die Tränen, sie fühlte den sanften Zug seiner Arme, die lockende Nähe seiner breiten männlichen Brust und ließ sich sinken, mit geschlossenen Augen. Das Glück schlug die rosenroten Schwingen um sie, ‚Franz, Fränze,‘ flüsterte sie.

‚Meine Valerie — du Kind, sag, du — willst du mein Weib werden?‘

Wie? Sein Weib? Mein Gott — was hatte sie getan. Sie riß sich los und sah ihn mit entsetzten Augen an.

‚Lassen Sie mich gehen — o, ich wollte das nicht, vergeben Sie, vergeben Sie — lassen Sie mich gehen.‘

Sie fühlte, wie seine Finger sich lösten, wie sie wegsanken, sie wollte sie auffangen, ehe sie ganz unerreichbar, aber sie schloß ihre Hände über dem Nichts; sie ballten sich, die Nägel bohrten sich in das Fleisch, sie biß die Zähne zusammen und ging aus der Tür. Er stieß einen dumpfen Laut aus, den sie noch hörte, dann war sie draußen, zitternd in jeder Faser, und tastete sich am Geländer die Stufen abwärts.

Zweiter Teil.

XI.

Seit jenem sturmlauten Vorfrühlingstage, da Valerie Welonska in seinen Armen gebebt, erschien sich Eckermann wie einer jener Narren des Glücks im Märchen, die einen trunkenen Blick in Höhlen voller Kostbarkeiten geworfen haben und sich plötzlich in der stummen Einöde wiederfinden, unfähig, sich des Zauberwortes zu erinnern, das die verschlossenen Pforten donnernd aufspringen läßt.

Jenes rätselhafte Entgleiten Valeriens machte ihn grüblerisch. Seine Natur brachte die unbekümmerte Entschlossenheit nicht auf, die vielleicht allein ihm hätte helfen können. Hinstürzen zu ihr, die unwiderstehliche Beredsamkeit liebeheiß umschließender Arme gebrauchen — das zu tun rang er seinem zögernd prüfenden, bedenklichen Wesen nicht ab. Statt dessen suchte er die Beredsamkeit des geschriebenen Wortes zu erproben; er schrieb sehr lange Briefe, die unbeantwortet blieben, und im Hochsommer jenes Jahres hoffte er immer noch — vielleicht morgen schon — die kühle, schlanke Hand Valeriens zum Verlöbnis in seiner Rechten ruhen zu fühlen. Er glaubte fest, daß urplötzlich aufsteigende jungmädchenhafte Scham Valerien in dem Augenblick von ihm getrieben habe, als sie sich in seiner Wohnung sah. Selbstverständlich versäumte er nicht, bei

Agenor Welonski in aller Form um Valeriens Hand zu bitten: er erhielt nichts als einen liebenswürdigen Brief, in dem Agenor ihm mitteilte, daß seine Tochter ihn nicht ermächtigt habe, den so schmeichelhaften Antrag anzunehmen.

Was sollte das alles? Fühlte er nicht jetzt noch, wenn er die Augen schloß, in diesen hellen Nächten des Mittsommers, das verzückte Beben Valeriens in seinen Armen, sah er nicht, indem Schauer des Blutes ihn überrieselten, den hinreißenden Blick und hörte den hellen Klang seines Namens hold aus ihrem Munde?

Am nüchternen Tage bespöttelte er sich selbst, sich und seine Grübeleien. Immer tiefer aber versank er in tönende Einsamkeit, er lebte mit keinen anderen Menschen, als die blassen Schatten waren, die sich an ihn drängten, um von seinem Blute zu trinken, die Schatten jener Menschen, die durch seinen geplanten Roman gehen sollten. Das weite Bild dieser so reichen und so armen Neuzeit wollte er schaffen; und den Glauben, daß er es wirklich vermöchte, hatte Valerie in ihm entzündet, damals — in jener fernen Zeit des Glückes — an dem Tage von Schlachtensee. Seine Vorlesungen hatte er eingestellt; eine nicht allzu bedeutende Arbeit über die Beziehungen zwischen Polen und Deutschland im sechzehnten Jahrhundert brachte ihm jedoch, zu seinem Unbehagen und seiner Verwunderung, einen Ruf an die Universität Münster ein; er wünschte abzulehnen, als er — bereits tief im Herbst — Barbara Szuman traf, unter derer lauten Freundlichkeit ihr Spott sich kaum verbarg, und der deutlicher wurde, als Eckermann nach Valerie fragte. O, sie, Tante Szuman sei noch nicht einer direkten Nachricht von Valerie gewürdigt worden; ob sie in München sei oder in Wien, wisse sie nicht zu sagen. — Ah, sie war also nicht mehr in Berlin? Wie — selbst er wisse das nicht? — Eckermann sprach von Briefen, die er geschrieben mit der Adresse der Rauchstraße. — Tante Szuman blühte in einem befriedigten Lächeln auf. So — also jene Briefe seien von ihm; fast hätte sie so etwas geahnt. Hätte sie es sicher gewußt, so würde sie ihm die Briefe schon längst wieder zugestellt haben, denn Valerie habe damals bei ihrer Abreise gebeten, ihr keine Postsendungen nachzuschicken, sondern sie aufzubewahren; sie komme ja schließlich doch einmal wieder nach Berlin, und — wichtige Briefe werde sie ja nicht erhalten.

Frau Barbara hatte die Worte ‚wichtige Briefe‘ nach einem berechnenden Zögern ausgesprochen, so, wie man erst zielt, ehe man abschießt. Sie hatte die Genugtuung, daß ihre Kugel denn auch wirk-

lich traf. Graue Schatten liefen über Eckermanns Gesicht, ein Lächeln verzerrte seinen Mund, und mit heiserer Stimme sagte er plötzlich: ‚Ich gehe nach Münster.‘

Er strebte davon, Tante Szuman hielt Schritt. Er blieb stehen und verabschiedete sich, sie hielt seine Hand fest, und ihrem winzigen Mund, der sich kaum zu bewegen schien, entströmte, ohne auch nur eine Sekunde zu stocken, eine schwärmerische Lobpreisung des Liebesglückes, mit dem Beispiel ihrer Tochter Ulana und Wladislaw Korzeks. Vielleicht wollte sie auch damit Eckermann quälen, vielleicht auch floß nur ihr Herz über, — sicher wußte sie es selbst vielleicht nicht —, genug, sie erzählte von den Monaten in Ägypten, der Reise bis an die Grenze des Sudans, ‚wo es schon Löwen gibt‘, so als sei sie dabeigewesen. Niemand könne sich eine Vorstellung machen, wie glücklich ihre Ulana sei. Sie habe Korzek immer für einen großen Dichter gehalten, aber jetzt wisse sie auch, daß ihm die kühne, entschlossene Männlichkeit nicht mangele, die den Frauen so wohlgefällt. Man denke, eines Nachts habe sich ein Schakal an die Zelte geschlichen, die Zelte, die man eine Strecke vom Ufer des Nil, wo ihre Kansa vertäut lag, aufgeschlagen hatte —, denn Herr Korzek hatte darauf bestanden, ‚einmal in der Wüste zu schlafen‘. Und gleich in der ersten Nacht das Abenteuer mit dem Schakal!

‚Und der Schakal —?‘ fragte Eckermann gequält und suchte seine Hand aus Frau Barbaras festen Pfötchen zu befreien.

Nun der Schakal — sie kenne keinen Schakal, aber sie habe sich sagen lassen, daß er einem Wolf verwandt sei, und jeder wisse doch, ein wie gefährliches Raubtier der Wolf sei. Die Dienerschaft habe das Tier umringt; es sei in eine vertrocknete Zisterne gesprungen, und Herr Korzek, den der Lärm geweckt, habe dem Schakal mit einem einzigen Flintenschuß den Kopf zerschmettert.

‚Sie können sich denken, daß Ulana einer Ohnmacht nahe war. Aber wie stolz war sie doch auch auf ihren Mann!‘

Und diesen Stolz hatte ihre Mutter so innig nachgefühlt, daß sie während vierzehn Tagen nach dem Empfang des Briefes es Herrn Szuman nicht hatte vergessen können, daß er nicht auch einmal einen Schakal erschossen hatte.

Eckermann konnte in diesem Augenblick entweichen: ein boshafter Luftzug hatte Frau Barbaras Näschen gekitzelt, so daß sie nießen mußte; sie fuhr mit der Hand nach dem Schnupftuch und gab Eckermann die Hand frei. Ein verächtlicher Haß gegen Frau Barbara und Ulana war in ihm, gegen diese beiden und gegen ihr

ganzes Geschlecht. Diejenige Valerie Welonska, die solange vor ihm gestanden hatte, sie nahm die Züge einer Frau an, die auf ihren Gatten stolz ist, weil er einen Schakal totgeschossen hat. Wie? Er sollte sie besser kennen? Schweige mir, ah, sie sind alle gleich.

Vielleicht wurde gerade in diesem Augenblick das Opfer der Liebe, das Valerie ihrem Volke bringen zu müssen glaubte, so schwer, daß sie mit zitternden Fäusten den Mund bedeckte, um keinen Laut des Schmerzes entweichen zu lassen. Und vielleicht wäre ihr dieses Opfer leichter geworden, wenn sie die Gedanken gekannt hätte, die den geliebten Mann in diesem Augenblick besaßen. So mußte sie sich allein und einsam durch schwere Tage, schwere Monate ringen, und als, unter der Last der verbissenen und leidenschaftlich betriebenen Arbeit, ihre Liebe erdrückt und tot zu liegen schien, schaute Valerie sich erstaunt um und sah mit leisem Grauen, daß — Jahre hingegangen waren, seit sie an jenem sturmlauten Vorfrühlingstage Franz Eckermann im Arme gelegen hatte.

◆ ◆ ◆

Nicht weit von Kopczynce, dem kleinen ostgalizischen Nest, in dem Mieschko Welonski sein Standquartier aufgeschlagen hatte, standen auf einer flachen Bodenwelle zwei Windmühlen, schwarzgeteerte, uralte Windmühlen, die ihre düsteren Flügel auf dem Hintergrund eines grau-schwarzen Novemberhimmels drehten. Diese Mühlen sah Mieschko täglich, wenn er bei Beginn der Dämmerung von seinen Papieren und Büchern sich an das verquollene Fenster seines winzigen Gasthausstübchens setzte und die rote Kattungardine ein wenig beiseiteschob. Da war zunächst ein verwahrloster Grasgarten, dann das braune, umgeworfene Feld, mit zwei Kopfweiden, auf denen die Krähen hockten, weiterhin die winzige Station und jenseits, langsam ansteigend, eben jener Hügel mit den schwarzen Mühlen und dem gleichmäßigen, melancholischen Schwingen ihrer finsteren Flügel. Darauf hin starrte Mieschko an diesen Novembertagen mit ihren frühen, schweren Dämmerungen, und so gewiß er zunächst bei diesem Anblick nichts anderes empfand wie die allgemeine Traurigkeit des Herbstes, so deutlich fühlte er eines Tages ein Wort seines Bruders Julian in seinem Innern, ein Wort aus dem letzten Brief, den er vor langer Zeit von Julian erhalten hatte, ein lächerliches Wort, wie Mieschko gemeint hatte, dieses: ‚Ich übergebe dich den Mühlen Gottes.‘ Damals hatte ihn die Wut über dieses anmaßende Wort fast besinnungslos gemacht, jetzt, da ihm das Wort wieder einfiel, lächelte er schmerzlich verächtlich: mahlt nur Mühlen, mahlt nur,

ich werde nicht klein. Und die Mühlen dort, die finsteren Mühlen vor dem Hintergrund des grauschwarzen Novemberhimmels mahlten und mahlten; mahlten emsig und unverdrossen und Mieschko verwandte keinen Blick von ihnen und dabei dachte er an die vergangenen Jahre, voller Unrast und Mühe, voller Mißerfolg und Kränkung, voller Verfolgung und Entbehrung. Er hockte in diesem schmutzigen Nest, in diesem stinkenden Judengasthaus, weil er von hier rasch nach verschiedenen Richtungen davonfahren konnte, mochte es nun geschehen, um seine Geschäfte wahrzunehmen, oder, wovor er ja nicht sicher war, mochte die Notwendigkeit vorliegen, wieder einmal zu verschwinden. Über Tarnopol konnte er Lemberg erreichen, oder auch Odessa, er konnte südlich nach Stanislau oder nach Czernowitz gelangen, oder über Husiatyn an die russische Grenze fahren. Hier erwartete er auch seine Agenten, die in der Maske reisender Buchhändler in den Dörfern Schriften mit dem Aufdruck irgend einer fingierten geistlichen Genossenschaft trugen, unter einem frommen Titel aber die revolutionäre Propaganda anstrebten.

Mieschko tat das alles nur noch pflichtgemäß, sozusagen. Seine Organisationen, mit denen er einst vor seinem Bruder geprahlt, waren zerbröckelt, kaum daß hier und da im Land ein dürftiger Rest sich aufrecht hielt. Seine Ideen von einer idealen Republik waren verblaßt und schließlich nur noch wehmütige Erinnerungen; er war sehr bald gegen die beiden großen sich todfeindlichen Bewegungen gestoßen: die der nationalen Propaganda und die der internationalen sozialistischen. Welche Kräfte konnte er dagegen aufbringen? Die alten nationalen Schlagworte wirkten noch immer; da die Geistlichkeit sie gebrauchte, fanden sie ihren Widerhall bei allem Landvolk. In den Städten dagegen, wo der Arbeiter auf die Geistlichkeit nichts mehr gab, wirkten die Schlagworte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, diese donnernden Worte, die von Frankreich, von Deutschland, von Rußland, von Italien herüberschollen und die Enterbten und Eingeengten mit Träumen allgemeinen Erdenglücks berauschten. Wie sollte da Mieschkos Predigt durchdringen, diese Predigt von einer Menschheit, die an Gottes Stelle gesetzt werden sollte, von idealer restloser Hingabe an die Menschheit, diese Predigt von einer Mission Polens, von einem Vorbild Polen?! Ja, einige junge, schwärmerische Köpfe hatten ihn verstanden; es gab auch Nachläufer, die Mieschko für einen richtigen Sozialisten hielten, und es gab andere, die hinter seinen nationalen Schlagworten den alten Sinn von der Erhebung Polens mit den Waffen verstanden. Den Bauern konnte er die

himmlische Seligkeit nicht versprechen und den Arbeitern nicht den gefüllten Bauch. Die Fahne schwankte wie unter den Stößen zweier entgegengesetzter Winde.

Zudem griff die Regierung nach ihm; und hier wars, wo seine Erbitterung erwachte. Gewiß hatte er zuweilen den Haß gegen Österreich gepredigt, hatte von Waffen gesprochen, von der Revolution, die notwendig werden würde. Das alles hatten andere nicht gelinder ausgedrückt, nur daß niemand sie deswegen behelligte. Weshalb also griff man gerade nach ihm? Waren hier Angebereien am Werk? Zeigte man den Machthabern Mieschkos Spur, damit die eigene unentdeckt blieb? Sahen sie in ihm den gefährlichen Agitator — nun wohl, so wollte er es sein! Wollte man ihn nicht verstehen — nun gut! Wie töricht war er gewesen, sich, um vielleicht doch noch das Seine wirken zu können, jenen internationalen Volksrednern zu gesellen, die ihm schmeichelten, solange er noch einen gewissen Anhang hatte. Wie verheißungsvoll liebenswürdig hatte man ihm versichert, daß seine Ideen ganz die ihren seien, ganz, durchaus; und daß es nur Gründe der Taktik seien, die sie bestimmten, und auch ihn bestimmen müßten, das letzte ideale Ziel noch zu verschleiern, denn das Volk — nun ja, man wisse doch, es sei dumm und müsse erst allmählich reif werden. Wenn erst die roten Heerzeichen über alle flattern, dann sei es an der Zeit von jenen hehren Zielen zu sprechen, für die Mieschko glühte, für die auch sie, wohlgemerkt, glühten. So hatte er also geholfen, das Volk unter das rote Heerzeichen zu sammeln und hatte nur zu bald gesehen, daß man ihn kühl behandelte, als er schließlich nur noch irgend einer ihrer bezahlten Agitatoren war.

In einsichtigen Augenblicken freilich war er der Erkenntnis nahe gekommen, daß er die Mißerfolge seiner Arbeit zum guten Teil sich selbst zuschreiben müsse. Hatte er nicht vielleicht sein Ideal zu schwach vertreten? Hatte der Rausch der Macht ihn nicht zuweilen besessen? Und hatte er nicht weniger nach Macht gestrebt als nach dem Ideal? Kamen diese Fragen ihm nahe, so stieß er sie zurück, wagte ihnen nicht in die Augen zu sehen und wühlte sich immer in einen grüblerischen Zorn hinein, der auf alles das gerichtet war, was ihm widerstand: Regierung, Partei, Freunde — ja sogar auf das stille Weibwesen, das er zu sich gezogen und wie eine Sache mit sich geschleppt hatte. Dieses Weib — ah, er war froh, daß dieses üble Verhältnis nun jetzt ein Ende hatte. Nein, nein — er mußte frei sein! Wenn er schon mit einem Weibe sich abgab, so sollte sie auch groß und frei fühlen, wie er, und zum Verzicht bereit sein, wenn

er es wünschte! Er hatte dieser Rosa judaica sicher nichts von ihrem Duft und ihrem Wesen geraubt; sie war reifer geworden, das war alles. Überdies hatte er sie durch den Allerwelts-Dmitry, der sich auf solche Missionen verstand, nach Krakau zurückbringen lassen — er mußte jeden Augenblick zurückkommen — hatte ihr sogar seinen letzten Hundertkronenschein gegeben und er war bereit, für sie und das Kind auch in Zukunft noch dieses und jenes zu tun; nur frei sein wollte er. —

Die Dämmerung kroch über das Land, auf dem Hintergrund des helleren Himmels mahlten die Mühlen noch immer. Wie hatte Julian geschrieben? Den Mühlen Gottes übergebe ich dich? Ah, — Mieschko stand auf und reckte sich übermütig. Dann rief er nach Licht. Die Abendzüge mußten gleich einlaufen. Und Glühwein mußte geschafft werden; sitz nicht auf den Ohren, verfluchter Jude!

Der Jude schickte seine Tochter, Mieschko fuhr sie an. Die Fünfzehnjährige senkte ergeben die Augen und schwieg; ganz wie Rosa, mußte Mieschko denken.

‚Pack dich! Und wenn die Herren kommen, weise sie herauf!'

‚Babele,' sagte das Mädchen in der finsteren Schenkstube zur Großmutter, ‚er hat mich angeschrien, weshalb hat er mich angeschrien?'

‚Was soll er e Schickse nicht anschrein?,' murrte die Alte. ‚Soll er dir schön tun wiee Chossen? Sei froh, daß de nicht bist in Rußland, wo se verbrennen de Schul, und den Rebbe schlachten und hinmorden die ganze Kille.'

‚Was for Maisseles,' sagte eine erregte Stimme von der Ofenbank her; der Schankwirt richtete sich empor und hob die Hände. ‚Wenn wir auch sind im Goles, wir haben unser Recht. Wer ist der Goi, daß er anschreit unsere Esther? Ich weiß nicht wer er ist. Er nennt sich Weiß. Heißen viele Menschen so. Er soll bezahlen und nicht anschrein die Esther.'

Das Mädchen hatte die Hängelampe entzündet, der Jude nahm seinen Kaftan zusammen und schickte sich an, mit einem schmutzigen Stück Papier in der Hand nach oben zu gehen. In diesem Augenblick wurden Schritte und Stimmen laut; zwei Männer traten ein mit umgehängten Kästen wie Hausierer und fragten nach Herrn Weiß.

Der Jude wies sie mürrisch zurecht und betrachtete sie von der Seite.

‚Wo is erhört,' murmelte er, ‚daß e Goi geht mit dem Packen über Land. Wenn se Geld bringen, so mögen sie kommen. Wenn

se nich Geld bringen, werd ich sagen dem Herrn K. K. Postenführer, daß er soll schauen nach dem Weiß und seiner Mischpoche.'

Als Esther Mieschkos Zimmer mit dem Topf Glühwein betrat, saßen die drei schon um den Tisch und sprachen eifrig miteinander. Sie blieb draußen an der Tür und lauschte, aber drinnen war man so leise, daß sie nichts als einzelne Worte verstehen konnte. Sie schlich enttäuscht die Treppe hinunter.

‚Ich habs satt,' rief Mieschko. ‚Ich will nicht mehr reden hören, ich will Taten sehen. Verbrennt meinetwegen den ganzen Kram, und wenn ihr ein Herz habt, so kommt mit mir.'

‚Wohin, wohin, das ist die Frage. Wir sind ziellos, wir haben keinen Anhang.'

‚Hatten wir Anhang, als wir unsere Arbeit begannen?' fragte Mieschko.

‚Du hast auch kein Geld.'

‚Ich schaffe es uns,' lachte Mieschko. ‚Weißt du, wie in Rußland das „Komitee der Tat" sich Geld verschafft?'

Der dritte, ein ältlicher Mann mit fuchsigem Bart, schüttelte sich.

‚Brr, Mieschko, und eines Tages mit der hanfenen Kravatte um den Hals auf der Leiter stehen?!'

‚Wer in den Kampf zieht, muß damit rechnen, auf dem Schlachtfelde zu sterben!'

‚Mieschko hat recht,' sagte der Jüngere. ‚Diese ganze verrottete Gesellschaft mit ihrer Regierung sollte man in die Luft sprengen.'

Mieschko sprang auf. ‚Ja, und kann sonst etwas Neues wachsen, wo das Unkraut so lange gewuchert hat? Verbrennt das Unkraut mit dem Stumpf und ihr könnt das Neuland bepflanzen, wie ihr wollt.'

‚Dann hätten wir gleich damit beginnen sollen,' brummte der Fuchsbärtige.

‚Das ists ja!,' rief Mieschko. ‚Die verlorenen Jahre fachen meine Wut! Weil wir zu gut von den Menschen dachten, darum sitzen wir jetzt hier und wissen nicht weiter. Ist es Gesindel, wie es sich gebärdet, nun wohl, so wollen wir es als Gesindel behandeln.' — Er ließ sich schwer auf den Holzstuhl fallen.

‚Ich könnte die ganze Welt verbrennen!' Er stürzte ein Glas Glühwein herunter und vergrub den Kopf in die Hände.

Der jüngere der beiden Männer berührte ihn am Arm. ‚Mieschko, höre, ich muß dir etwas sagen. Das polnische Volk ist

nur mit einem Ideal zu fangen.' Mieschko warf die Arme hoch und brach in ein böses Gelächter aus.

,Er sagt mir das! Mir! Mensch, zu wem sprichst du?'

,Verstehe mich, — ich meine ein religiöses Ideal —'

Mieschko sah ihn spöttisch an und nickte bei jedem Wort mit dem Kopf. Der andere wurde wütend.

,Psia krew, stecke dich in einen Pfaffenrock, dann wirst du das Gesindel haben, rede mystischen Unsinn, je krauser desto besser; was kümmerts mich, was du einmal wolltest. Im Großfürstentum Warschau ist eine neue Bewegung ausgebrochen — das wollte ich dir sagen.'

Mieschko lehnte sich zurück, der Fuchsbärtige murmelte unverständliche Worte.

,Erzähle, Henryk,' sagte Mieschko sehr sanft.

,Es handelt sich um einen Menschen mit Namen Rygier,' begann Henryk. ,Er soll aus der Gegend von Bromberg stammen und ein einfacher Lehrer gewesen sein. Er ist dann auf seltsame Weise nach Italien gekommen.'

Der Fuchsbärtige schlug auf den Tisch und rief:

,War er vielleicht auch in Spanien?! Ist das eine Art zu erzählen!'

,Der Satan soll dir etwas erzählen!'

,Wenn er es so gut versteht, gehe du nur bei ihm in die Lehre.'

Mieschko warf den Stuhl zurück und stand auf. ,Ruft mich, wenn ihr euren Streit ausgetragen habt.'

Sie beruhigten sich sofort, Henryk setzte seine Erzählung fort. ,Es ist so, daß ich von Italien gesprochen habe, weil jener Rygier dort mit einem Menschen zusammengekommen ist, der ihn ganz mit seinen unsinnigen Ideen erfüllt hat. Dieser Mensch hat ihn auch nach Polen geschickt und hat ihn geheißen, das Land zu durchziehen und das neue Evangelium des Gebetes zu verkünden. Jener Mensch in Italien hat auch Schriften drucken lassen — übrigens wirst du, Mieschko, seinen Namen kennen — es ist ein gewisser Lelewel und er dozierte früher in Krakau —.'

,Lelewel?', Mieschko wiederholte mechanisch den Namen und gedankenvoll erhob er sich und trat an das Fenster, hinter dem die Finsternis braute. Lelewel, ah — wohl kannte er ihn.

,Mieschko, hörst du?' fragte Henryk.

,Ja, ja, ich höre,' murmelte der Jüngling, aber sicher, er hörte nicht viel von den mit vielen Irrtümern vorgetragenen Ideen Lelewels, die er aus irgendwelchen früheren Zeitungsberichten ja auch

kannte, vielmehr stand vor seiner Erinnerung, wie hingebannt, dieser Mann mit dem Namen Lelewel, er sah ihn im Hörsaal und im vertraulichen Gespräch mit seinen Schülern, zu denen sich Mieschko eine, wenn auch kurze Zeit, hatte zählen können. Er sah dieses innerlich besonnte Gesicht, diese tiefen frommen Augen, den gütigen, ein wenig schmerzlichen Mund, hörte die schwebende Stimme, die in beseeltem Wohlklang gute Gedanken aussprach — und dieses ganze Menschenwesen war Liebe, lautere Liebe. Und wenn dieser Mann nun sich anschickte, im Volke zu wirken, so trieb ihn die Liebe zu diesem Volke, zur Menschheit. Und du, Mieschko, trieb auch dich stets die Liebe zu deinem Volke, zur Menschheit? Mieschko biß die Zähne zusammen und wußte in diesem Augenblick nicht zu antworten. Bis ein flackender Trotz in ihm aufschlug; du hast auch groß und rein gewollt, du Mieschko, rief es in ihm. Und jetzt? — Ah, jetzt mußte er hören, wie Henryk von der Inbrunst erzählte, mit der jener Rygier, der Sendbote Lelewels, in den Dörfern empfangen wurde, wie selbst die Geistlichkeit geschehen ließ, was da anschwellend im Volke sich entwickelte. Dieses getretene und immer mehr verarmende Volk, das jeden zweiten Tag hungern mußte, weil die prangende Erde von der Gier der Reichen ausgesogen wurde, dieses enterbte Volk nahm heulend vor Rührung die bündige Botschaft in sich auf, daß es nicht gezwungen, sondern freiwillig die Gaben der Erde verachten müsse, um schon hinieden am Herzen Gottes sich ruhen zu fühlen.

‚Blendwerk, verdammtes Blendwerk!' schrie Mieschko und stampfte mit den Füßen. ‚Und du bist nicht unter sie gesprungen und hast den Schwätzer Rygier aufs Maul geschlagen?'

‚Sie hätten mich zerrissen, mein Lieber. Und was sollte ich ihnen auch sagen?'

‚Was? Und du fragst? Hättest ihnen die Herrlichkeiten geschildert, die sie aufgeben sollen. Hättest ihnen zuschreien sollen, da, dort — hinter jenen Mauern liegen die dicken Herrentiere auf den Herrlichkeiten, die euch gehören! Nehmt sie doch! Schlagt die Drachen tot, wenn sie eure, eure Schätze verteidigen wollen; schrei Brand und Tod und heize mit Schnaps ein!'

‚Erlaube Mieschko, ich war nicht in ihrer Nähe, aber wenn du willst' (er grinste lüstern), ‚dann gehen wir zusammen, dies Leben ist mir überhaupt zu still!'

Der Fuchsbärtige lachte, daß ihm die Tränen kamen und schluchzte: ‚Ja, ja, nehmt mich mit.' Mieschko horchte nach der Treppe, ein unsicherer Schritt klang; es klopfte und Mieschko zog

den Riegel zurück. Es war Dmitry, nicht ganz nüchtern, er trat eilig, so gut es ging, ein und murmelte:

‚Ich bin wieder da,' er schüttelte sich und griff nach einem Glas, ‚gebt mir zu trinken, liebe Herren, ich komme aus Krakau, der Meister hatte mich nach Krakau geschickt, aber ich will geradwegs in die Hölle gehen, wenn ich zum zweitenmal solchen Auftrag annehme.'

‚Laß mein Glas los, Schwein,' rief der Fuchsbärtige, ‚bring den Spucknapf, wenn du trinken willst.'

‚Hier nimm,' sagte Mieschko, und schob ihm sein eigenes Glas hin, ‚also was gibt es. Rede, und rede vernünftig. Hast du sie gut untergebracht?'

‚So gut es ging, Meister, ich wüßte nicht, wen ich mehr liebe als dich, aber du darfst mir solchen Auftrag nicht noch einmal geben.'

Mieschko zog ihn beiseite, indem er ihn schüttelte.

‚Schwatz keine Narrheiten!'

‚Sie hat meine unwürdigen Knie umfaßt, Meister, sie hat geweint von hier bis Krakau, ich habe der Wirtin gesagt, sie soll sie einsperren. Fast hätte die Polizei mich festgenommen; sie rief in einem fort, „Mieschko! Mieschko!" Mich hat sie Henkersknecht genannt, oder auch „guter Dmitry", je nachdem. Die Frau läßt dich grüßen; sie wolle schon aufpassen; vorläufig liegt sie da und brummelt vor sich hin. Und ja, deine — nun, die Rosa hat mir gesagt —.'

‚Was! Was!'

‚Ich soll für sie bitten bei dir, Meister, ich tus nicht, beileibe nicht, du weißt mehr als ich und wirst wissen, was recht ist; sie wollte nur in deiner Nähe sein, niemals klagen, du brauchst sie nicht anzusehen; vielleicht erbarmst du dich, sie will nie vom Heiraten sprechen, wenn du sie aber heiraten willst, so könntest du es, sie hätte um deinetwillen sich heimlich taufen lassen.'

Mieschko stieß Dmitry vor die Brust, daß er gegen den Tisch taumelte.

‚Hundesohn! Schweigst du endlich! Sie ist christlich geworden, damit ich sie heiraten kann?! Welche Verrücktheit spricht aus dir? Du, Kerl, wagst es, mich zu verhöhnen?!'

Er ließ ihn los und plötzlich brach er in Gelächter aus.

‚Geliebte Kinderchen,' rief er, ‚es ist eine lustige Welt. Habt ihr Verlangen, mit dieser lustigen Welt ein wenig zu spielen? Feuerchen anzünden? Dicke Wänste kitzeln? Den Bauern das neue Evangelium predigen? Wir wollen aufbrechen, gebt mir zu trinken, mir ist die Zunge verdorrt.'

‚Der Topf ist leer.‘

‚Dmitry!‘, rief Mieschko drohend. Dmitry verstand, griff nach dem Topf und entwischte, um ihn füllen zu lassen. —

Als der Morgen dämmerte, stieß der Fuchsbärtige das Fenster auf. ‚Luft, Luft,‘ stammelte er.

Mieschko näherte sich ihm und schob ihn zur Seite. Er riß die Augen mühsam auf und starrte nach dem Horizont.

Die Mühlen mahlen immer noch. —

Ungefähr um die gleiche Zeit machte in Krakau sich Julian auf, um das Begräbnis eines Armen vorzunehmen. Ihn hatte es schon in früher Jugend geschmerzt, daß selbst vor den Priestern der Kirche Christi die Toten nicht gleich waren. Es gab da Begräbnisse, an denen die ganze Pfarrgeistlichkeit teilnahm, und es gab solche, bei denen der letzte Vikar nur eine Pflicht eilig zu erfüllen schien. Und was das Bitterste war: nicht wurden also die Verdienste des Toten geehrt, oder seine Laster verachtet, nein, die eindringliche oder zahlreiche Beteiligung der Diener Christi konnte durch die Zahlung einer Summe Geldes erreicht werden. Natürlich konnte Julian die menschliche Gesellschaft und ihre durch Gewohnheit heiligen Bräuche nicht ändern. Dagegen konnte er eins: die auf Stadtkosten in früher Morgenstunde erfolgenden Bestattungen der Ärmsten mit soviel Feierlichkeit ausstatten, als ihm möglich war, ohne in Konflikt mit seinen Amtsbrüdern zu geraten.

So machte er sich auf mit fünf seiner Knaben, deren einer das Vortragekreuz trug, um irgendeinen Menschen, den er kaum kannte, zur letzten Ruhe niederlegen zu helfen.

Es hatte die ganze Nacht abwechselnd geschneit und geregnet, mit dem Morgengrauen war das Wetter noch schlechter geworden. Julian mußte fast die ganze Stadt durchqueren, um zu dem Friedhofe zu kommen. Als er den Ringplatz überschritt, sah er einen Augenblick das väterliche Haus in der Swietego Jana auftauchen. An diesem dunklen und häßlichen Morgen traf ihn der Anblick des alten grauen Hauses mit seltsam rührender Gewalt. Er sah die versunkene Jugend, die Geschwister, die Eltern, und er hatte den flüchtigen Wunsch, noch einmal zu fühlen das Behütetsein der Kindheit, das warme Nest, die reine und freundliche Welt, in der alle Menschen gut waren. Ah, es war alles versunken: wo war Mieschko? Auch Valerie war ihm fremd geworden; und die Eltern? In einem plötzlich aufsteigenden stechenden Mitleid sah er die einsamen Eltern, beraubt ihrer Kinder, für die sie gesorgt und geplant, und unwill-

kürlich stockte sein Fuß, als wollte er hingehen und ihnen Trost geben, ihnen, die seinen Trost nicht wollten. Wohl hatte sich im Gange der Jahre das Verhältnis Julians zu den Eltern nicht verschlechtert, aber die Mutter war verschlossener und bitterer als je und hatte für Julian nichts mehr als ein kühles Lächeln. Und der Vater? Er war älter und unsicherer geworden. Täglich machte er einen kurzen Spaziergang in den Anlagen, wobei es ihm Mühe kostete, sich aufrecht zu halten, aber der Schwarm der Freunde war zerstoben, er war einsam; nur Onkel Maletzki kam zuweilen, wenn er sicher war, Frau Lisas Anwesenheit nicht fürchten zu müssen. Und was ging mit Valerie vor? Sie hatte vor Monaten aus Wien geschrieben und ihren Besuch angekündigt; seit jener Zeit hatte Julian nichts mehr von ihr gehört. Sie machte ihm Sorge. War nicht schon einmal das dunkle Gerücht zu ihm gedrungen, daß sie in Beziehungen zu einem deutschen Gelehrten gestanden hätte? Hatte sie sich wirklich genügend in der Gewalt? Was trieb sie in Wien? Welche Pläne hatte sie? — Er hatte ihr geschrieben, mehrere Male hintereinander; seine Rufe waren verklungen, sie hatte nicht geantwortet.

Die feuchte Ziegelmauer des Friedhofes tauchte auf, die überhängenden Bäume trieften; Julian riß sich mit Gewalt zusammen und warf die dunklen Gedanken ab. Unter der Friedhofkapelle in einem niedrigen Keller standen die Särge. Es roch nach frischem Holze, nach Beize, nach welkenden Blumen; das graue Licht kroch nur zögernd in die Winkel. Eine schlecht gekleidete Frau schwer bestimmbaren Alters tauchte zwischen den Särgen auf; Julian wußte, daß der Tote, zu dessen Bestattung er kam, an ein liederliches Wesen verheiratet gewesen war, glaubte diese Frau vor sich zu haben und ging auf sie zu, mit ausgestreckter Rechten, indem er leise den Namen nannte.

Die Frau lächelte verlegen und schüttelte den Kopf. Julian entschuldigte sich; die Totengräber kamen nicht, natürlich, bei diesen Armenleichen nahm man es nicht so genau. Julian trat unschlüssig von einem Fuß auf den anderen und schickte dann einen seiner Knaben zu dem Friedhofspförtner. In diesem Augenblick erscholl aus der Ecke, in deren Halbdunkel die Frau verschwunden war, ein eindringliches Flüstern, dazwischen klangen bittere und unterdrückte Laute aus Kindermund, was Julian veranlaßte, ein paar Schritte nach jener Ecke zu tun. Neben einem an die Wand gelehnten Sargdeckel stand ein etwa vierjähriger Knabe, dessen ein wenig gepflegte Kleidung in seltsamem Gegensatz zu jener der vor ihm kauernden Frau war; er

sah an ihrem Kopf vorbei mit großen dunklen Augen auf Julian, sein Mund zuckte.

‚Wen begraben Sie?‘ fragte Julian die Frau, die sich sofort erhob.

‚Seine Mutter.‘

Julian machte eine leichte Gebärde des Erstaunens.

‚Jetzt?‘ fragte er, indem er mit einer Kopfbewegung auf den geöffneten Sarg deutete, über den nur ein weißes Tuch gedeckt war.

Die Frau bestätigte, daß das Begräbnis jetzt stattfinden solle, der Sarg müsse noch geschlossen werden, ja, sie habe ihn gestern öffnen lassen, da man das arme Wesen hineingelegt hatte, bloß und nackt, wie sie Gott geschaffen; sie habe wenigstens etwas noch für sie gesorgt. Sie hob mit der Linken das Tuch ein wenig und Julian blickte in das Gesicht einer jungen Frau, um deren Mund ein bitteres Lächeln lag.

‚Jüdin?‘ fragte er erstaunt.

Die Frau schüttelte hastig den Kopf:

‚Nein, nein, sie ist getauft.‘

‚Sie erwarten einen Geistlichen?‘

‚Nein, sie — hat selbst —. O hochwürdiger Herr, sie hat ihre Sinne nicht mehr gehabt. — Als es sicher war, daß er sie verlassen hatte, da —. Niemand kann wissen, wie sie sich gebärdet hat. Sie hat nur ein paar Tage bei mir gewohnt —.‘

‚Hat sie Verwandte?‘

‚Jüdische Verwandte, hochwürdiger Herr; sie haben sie verflucht.‘

‚Und der Mann?‘

‚Sie war nicht verheiratet. — Sie hätte im Frühjahr wieder ein Kind gehabt.‘

Zwei Totengräber waren eingetreten; sie machten sich sofort daran, den Sarg zu schließen und versicherten, die beiden anderen Totengräber würden sofort kommen. Julian zog den an allen Gliedern bebenden Knaben zu sich und barg sein Gesicht in den Falten seines Chorrockes.

Die Frau erzählte hastig weiter, von dem letzten bitteren Akte einer leidenschaftlichen Liebe, von den wilden Ausbrüchen des Leides bis zu der stumpfen und stummen Verzweiflung und bis zu dem Ende in der Weichsel.

‚Mein Gott, mein Gott,‘ flüsterte Julian, ‚und der Knabe, was wird aus dem Knaben? Man muß den Vater herbeischaffen, wissen Sie, wer der Elende ist?‘

,Nein, das wisse man nicht genau, sie wenigstens wisse es nicht, die Tote habe nur von einem Mieschko gesprochen, aber —

,Mieschko?' Julian fühlte, wie er erstarrte.

,Man wisse ja nichts; ja, nur eine Ansichtskarte sei da, sie habe sie der Toten erst mitgeben wollen, aber vielleicht müsse man sie für den Knaben aufheben, freilich stehe nur ein Gruß darauf und ein M. darunter.

Die Totengräber waren fertig, ihre Kollegen traten geräuschvoll ein. Julian rief ihnen zu, einen Augenblick zu warten und nahm die Frau am Arm. ,Haben Sie die Karte?' fragte er.

Sie bejahte und gab sie ihm. Julian warf einen Blick darauf: sie trug Mieschkos, seines Bruders Handschrift. Er nickte abwesend vor sich hin. An ihn geschmiegt stand der Knabe, der seines Bruders Kind war, und langsam und fest legte Julian seine Rechte ihm auf das Haar, als ergreife er Besitz von diesem unwissenden Kinde.

Die Träger warteten; er gab ihnen ein Zeichen, sie hoben den Sarg des Toten auf, wegen dessen Julian gekommen war.

Als das Grab geschlossen war, sah er gedankenvoll in die zweite Gruft, die geöffnet dicht daneben starrte. Dann hieß er seine Knaben warten, kehrte zum Leichenhause zurück und kam wieder, hinter dem Sarge derer gehend, die seines Bruders Geliebte gewesen; seine Rechte führte den Knaben. Sie hat viel geliebt, darum wird ihr viel vergeben werden, klang es in ihm, und im festen Vertrauen auf die Güte Gottes brachte er auch diese Tote zur Ruhe. Sodann nannte er der Frau seinen Namen; sie kannte diesen Namen und machte einen ehrfurchtsvollen Knix.

Julian kauerte sich zu dem Knaben und fragte, wie er heiße? Etwa Stanislaus? Oder Henryk? Nun also?

,Mieschko,' sagte er leise und erhob die Augen zu Julian.

,Mieschko, höre, mein Guter. Willst du mit mir gehen und bei mir bleiben?'

Der Knabe ließ seine Blicke verlegen schweifen, sie blieben einen Augenblick auf dem frischen Grabhügel haften, unter dem seine Mutter schlief, dann füllten sich unter dem Zauber der guten Hände, die sein Gesicht streichelten, seine Augen mit Tränen, und er nickte zweimal ,Ja'.

(Fortsetzung folgt.)



Albrecht Dürer/Christus am Ölberg.



Religiöse Kunst / Von Peter Lippert S. J.

Vielleicht klingt uns schon der Name ‚Religiöse Kunst‘ unerträglich. Nicht etwa, weil wir gegen die Kunst oder gegen die Religion feindselig gesinnt wären. Nein, es kann geschehen, daß wir Religion sowohl wie Kunst so feurig lieben, daß wir meinen, die ‚religiöse Kunst‘ aus ganzer Seele verabscheuen zu müssen. Aus Liebe zur Kunst! Denn wir mögen es nicht leiden, wenn sie dienstbar gemacht werden soll; wenn die schöne Pracht ihres Wesens und Wollens, ihrer eigenartigen Mittel und Werke verhüllt und verbaut werden soll mit Dingen, die ihr fremd und gleichgültig sind; wenn sie unterjocht wird von Erwägungen und Zwecken, die ihr immer äußerlich bleiben, zu denen sie nicht durch innere Notwendigkeit hingetrieben wird.

Sodann aus Liebe zur Religion! Denn sie soll uns nicht verweichlichen, nicht entkräftet werden unter dem Zauber der schmeichelnden Kunst. Sie soll nicht ihre Herbheit und ihre rücksichtslose Kraft einbüßen in dem seidenweichen Gewebe, das eine sinnenbefangene Kunst um sie spinnt; und im Sinnlichen befangen ist doch jede menschliche Kunst. Die Religion ist ernst, streng, tatkräftig, unerbittlich, und wir wollen nicht, daß sie lächeln lerne und tändeln in einem gefühlsseligen Träumen. Und noch weniger soll man uns die Tatsachen der Religion und die unverfälschte Wirklichkeit dieser Tatsachen lästern mit einer Kunst, die sich religiös nennt, aber in antireligiösen Worten und Gebärden zu uns redet, die unseren religiösen Wahrheitssinn und unsere religiöse Ehrfurcht beleidigt, die wie eine Karikatur unserer Religion zu uns kommt und frech behauptet: Siehe, deine Religion bin ich! Und schließlich ist unsere christliche Religion Anbetung im Geist und in der Wahrheit, eine Religion des Unsichtbaren und sogar des Übernatürlichen, dessen, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört, was keines Menschen Herz je geahnt hat. Wie sollte diese Religion nicht herabgezogen und entwürdigt werden unter den Händen der Kunst, die doch nur für fleischliche Augen und Ohren verständlich ist? Darum ist ‚religiöse Kunst‘ ein gefährlich Unternehmen.

Ich meine, Religion und Kunst seien des Menschen beste Güter, seine beiden Engel und seine stärksten Schutzmächte. Denn alles, was er sonst noch schätzt, das kann noch wachsen und werden und wird dann von selbst zu Religion und Kunst. Diese beiden aber können nichts Höheres mehr werden. Unsere Wissenschaft zum Beispiel wird Religion, sobald sie zagend und ehrfurchtsvoll vor den letzten Rätseln steht und ihre letzten Fragen ausspricht. Und dieselbe Wissenschaft kann auch zur Kunst werden und der Forscher zum Künstler. Ja in gewisser Weise sind die genialen Forscher immer auch Künstler gewesen. Ihre Methode hieß dann auf der höchsten Stufe Inspiration und Intuition, und ihre Entdeckungen nannte man Visionen einer Künstlerseele. Wenn nun aber Religion und Kunst unsere besten Güter sind, dann dürfen wir nur mit unendlicher Vorsicht und Zartheit an sie rühren. Wir möchten sonst ihre Heiligkeit trüben. Wir dürfen nicht plump

und leichtfertig mit ihnen umgehen, um ja kein Teilchen ihres Wertes zu verlieren. Denn sie müßten Schaden leiden, wenn wir entweder ihre innere Verwandtschaft auseinanderrissen oder sie durcheinandermischten, ohne ihrer Eigenheit und selbständigen Würde zu achten. Wahrlich, ‚religiöse Kunst‘ bedeutet ein Wagnis.

Und vielleicht auch ein dunkles Geheimnis! Religion und Kunst sind die beiden Gipfel des menschlichen Daseins. Aber was liegt zwischen ihnen? Ein Abgrund? Eine jähe Nacht? Ein leerer Raum? Oder ist da ein Übergang, ein Felsengrat, ein gemeinsames Bergmassiv, in dem beide wurzeln? Sind es überhaupt zwei, oder sind es nur verschiedene Namen für eine und dieselbe Seligkeit? Ist nicht vielleicht ‚Religion‘ nur ein ernstes Wort für des Menschen schönes Schaffen und Genießen, und ‚Kunst‘ ein strahlendes Wort, das unsere heimliche, innere Gottähnlichkeit und Gottergebenheit, unsere Religion, bezeichnet?

Ach, wüßten wir nur erst, was Kunst ist, und was Religion!

Die Kunst ist sicher etwas Schöpferisches. Sie ist in ihrer höchsten Vollendung die Neuschöpfung, das Wiedererschaffen einer Menschenseele. Auf den ersten Blättern der Heiligen Schrift tut sich uns ein Künstleratelier auf, so weit wie die Welt und so hoch wie der Sternenhimmel. Und wir belauschen das Schaffen jenes Künstlers, dem das Atelier zu eigen war: ‚Laßt uns den Menschen machen nach unserem Bild und Gleichnis!‘ Da wurde eine Menschenseele mit sinnenfälligen Formen umkleidet. Der Menschengeist trat eben dadurch in die Welt, daß er einen Leib erhielt und so sichtbar wurde und greifbar, daß ihm ein Laut gegeben ward und ein Schrei der Freude und auch ein Ohr zum Hören, eine Empfänglichkeit für das Meeresrauschen draußen im Raum und in der Zeit. So geschah die erste Künstlertat. Sie war Verkörperung einer Geistigkeit. Sie war Äußerung einer Innerlichkeit, sie war ein Sichtbarwerden des Unsichtbaren. Sie war Nachahmung. Das höchste Geistesleben wurde nachgebildet in den Formen und Grenzen beseelter Körperlichkeit.

Diese erste göttliche Kunst wird nun zahllose Male nachgeahmt in dem Künstlerschaffen, mit dem auch der Mensch es unternimmt, mit seinen Kräften und auf seine Weise Menschenseelen zu erschaffen. Auch er umkleidet seelisches Leben mit sinnlichen Formen und ruft entzückt: ‚Siehe, Seele und Geist habe ich geschaffen nach meinem Bild und Gleichnis. Was in mir lebt, habe ich sichtbar werden lassen in Bildern und Tönen.‘

Was uns also an einem Kunstwerk ästhetisch ergreift und fesselt, entzückt und durchschauert, das ist der Anblick eines Seelenlebens, das wir in ihm gleichsam menschgeworden sehen, verkörpert, fleischumkleidet durch menschliche, nachahmende Tätigkeit. Eine solche Nachahmung und ein Wiedererkennen des Nachgeahmten ist die Kunst ja schon auf dem primitiven Standpunkt des Naturmenschen. Er malt den Bison an die Wand seiner Höhle, so wie er ihm bewußt und merkwürdig geworden ist, und freut sich, wenn er ihn wiedererkennt. Er sieht ein Dörfchen dargestellt auf Leinwand

und Papier und will wissen, welches Dorf es ist. Es soll ein Dorf sein, das ihm bedeutungsvoll ist, in dem er schon verweilt hat, das schon irgendwie ein Teil seiner Seele geworden ist; und wenn er es erkennt, gleiten seine Blicke mit Entzücken von einem Haus zum andern, ruhen auf dem Kirchturm und den Wegen und den Bänken vor den Häusern — und er erkennt sie alle. Das ist der Anfang alles Kunstgenusses, und seine Vollendung ist: die eigene Seele in nachahmenden Gestalten wieder zu finden, zu fühlen, zu greifen. Das ist der Genuß des Künstlers vor seinem eigenen Werk.

Mancher will in seinem ästhetischen Genießen stehen bleiben bei der rein formalistischen Technik, bei den Farben, bei der Anordnung der Personen, bei den Dimensionen und Proportionen des Bildes. Das alles gehört freilich dazu. Es ist die Außenseite und die Leiblichkeit des Kunstwerkes. Schreiende Farben, verzerrte und verrenkte Glieder, wirre Disposition, plumpe, unbehilfliche Linienführung, rohe Technik vereiteln den reinen Genuß, weil sie die Seele beleidigen, die sie offenbaren sollen. Eine Seele, die in diese Welt der Farben und des Raumes treten soll, darf nicht in fratzenhafte Formen gehüllt werden. Sonst sagen wir: ‚Ich kenne dich nicht.' Und mit Recht, denn eine Seele ist wahrlich keine Fratze. Wenn wir sie aber im Bildwerk nicht erkennen, dann haben wir auch nicht die Freude des Wiedersehens. Jeder volle Kunstgenuß muß ein Fest, ein wahres Trinkgelage der Wiedersehensfreude sein. Unsere Seele blickt hinaus und sieht vor ihren Fenstern eine andere Seele stehen, sichtbar geworden in Farbe und Linie, und gerade in dieser Sichtbarkeit erkennt sie die Seele, die ihr Bruder und Schwester ist, die sie im Grunde selbst ist. Sie hat sich selbst erblickt in dem nachahmenden Werk. Darob großer Jubel in ihrem stillen Haus.

So ist der Gegenstand des Kunstwerkes ein tief innerlicher, ein seelischer. Das ewige Thema der Kunst ist dies, wie es der gestaltenden Kraft des Künstlers gelingen mag, menschliches Seelenleben einzuschließen in sinnliche Ausdrucksformen. Daraus folgt, daß die ästhetische Freude nicht eine bloße Freude der äußeren Sinne ist, eine bloße Augenweide, ein Ohrenkitzel. Es folgt, daß nur beseelte Menschen, nur tiefe, reine Gemüter, die selbst innerliches Leben führen, empfänglich sein können für die seelischen Schwingungen, die von jedem Kunstwerk ausgehen. Es folgt aber auch eine Entwertung des Stoffes. Die Historie des Stückes, die Begebenheit des Romans, die Personen des Bildes, all das interessiert uns nur als Material, das den Leib des Kunstwerks aufbaut. Das ‚Spannende' der Begebenheit für sich allein liegt außerhalb des ästhetischen Genusses. Wir wachsen vor allem über den naiven Standpunkt hinaus, daß die Kunst nur das Vornehme, das Erhabene und Pathetische darstellen dürfe, nur Helden und Könige mit der Krone auf dem Haupte und dem Szepter in der Hand, oder wenigstens nur feingekleidete und reinlich gewaschene Menschen. Auch das Alltägliche, das Nahe und Nächste und Gewöhnlichste kann dem Künstler-Schöpfer den Stoff abgeben, um dem Seelenleben, das er schaffen will, einen Leib daraus zu

bauen. Gott selbst hat der ersten Menschenseele einen Leib aus dem Staub der Erde gebaut. Und so kann auch uns das kleinste, alltäglichste Ding, ein grüner Lichtreflex, ein schiefer Baumstamm, ein Rübenacker so wertvoll sein wie eine Kaiserkrönung oder eine Apotheose. Rudyard Kipling ist ein wirklicher Künstler, wenn er auch von Brückenbauarbeitern, von Soldatenbaracken und Fuhrknechten erzählt. Und die Kunst Dostojewskijs ist eine reine, heilige Kunst, auch wenn sie in russischen Zuchthäusern herumwandert und in allen Finsternissen des Lebens.

Kunst ist demnach Seelenoffenbarung. Aber was ist Seele? Seele ist etwas Reines, Tiefes, Warmes, kurz etwas Seelenhaftes. Egoismus, wüste Begierden und Triebe, Neid und Bosheit sind nicht die Seele; sie sind ihr Henker, ihr Feind und Mörder. Darum mag die Kunst zwar auch das Niedere und Unedle darstellen; denn kein Gebiet der Wirklichkeit ist ihr verschlossen. Aber dann liegt in der künstlerischen Verarbeitung immer auch eine Verurteilung des Bösen, eine Abstoßung des Unedlen; es vollzieht sich eine innere Befreiung. Die Kunst, die das Seelische als identisch mit dem Bösen, als verschwistert mit dem Niedrigen offenbart, ist dämonisch; sie ist hassenswert, verworfen, eine schöne Lüge und eine Lüge, die Schönheit lügt, weil sie das Unterseelische und Seelenlose verkörpert und es doch Seele nennt; weil sie leuchtende Worte und bunte Farben mißbraucht, um seelische Gemeinheit erscheinen zu lassen.

Der Mensch erlangt aber seine echteste Seele durch Teilnahme an Übermenschlichem, durch Ideale; durch Licht und Hauch von oben wird er beseelt; und darum hat die wahre Kunst den Idealismus zu offenbaren, der in der Menschenseele steckt, ihre Geistigkeit, ihr edelstes, ewiges Suchen und Ringen, ihr Aufwärtsstreben, ihre Güte und Liebenswürdigkeit, kurz das Licht, das in die Finsternis scheint und sie überwindet. So wird die Kunst also immer eine Konzentrierung bedeutender Lebensinhalte sein, auch wo sie russische Zuchthäuser und nächtliche Gassen durchwandert. Sie wird das uralte Axiom des Idealismus erfüllen: Nur von einer lichten Weltanschauung kann Licht in die Kunst ausgehen. Und so werden auch der Kunst objektive Normen geschenkt: Nicht jede Wirklichkeit ist gleich schön und häßlich. Es gibt eine ästhetische Differenzierung des Wirklichen, gerade so, wie es im Erkenntnisgebiet Normen für Wahrheit und Irrtum gibt und auf ethischem Gebiet für Tugend und Laster. Das ist es wohl auch, was Goethe gemeint hat mit den Worten: ‚Denn Sinn der Wahrheit mit Schönem bedeckt darzustellen ist Aufgabe der Kunst.‘ Demnach hätte der Künstler in der Wirklichkeit des menschlichen Seelenlebens das Licht zu suchen und zu sehen, das Licht, das in der Finsternis leuchtet; er hätte ein Interpret der Wirklichkeit zu sein, nicht ihr Kopist und auch nicht ihr Verleugner, sondern ihr Prophet, der sie deutet.

Jedes Kunstwerk will in sinnlichen Formen geistiges Leben nachbilden. Aber das lichteste und reichste und weiteste Leben ist das religiöse, das wahrhaft religiöse; nicht das rein äußerliche und konventionelle, sondern das gott-

erfüllte, gottergebene und gotthingegebene Seelenleben. Darum wird es immer die beste Leistung aller Kunst sein, wenn sie die religiöse Menschenseele offenbart in nachahmender Sichtbarkeit.

Die Kunst wird also nicht religiös durch das Material allein, aus dem sie baut, durch ihre Stoffe. Der Künstler mag sich alle Tatsachen der christlichen Heilsgeschichte, alle großen Persönlichkeiten der kirchlichen Vergangenheit, alle Texte und Ritualien des Gottesdienstes zum Vorwurf nehmen; seine Werke können doch irreligiös und antireligiös sein, ja wahre Verzerrungen und Mißhandlungen der Religion. Es kommt wirklich nicht auf das Thema an, von dem er redet. Religiöse Kunst ist Offenbarung wahrer Religiosität.

Zu wahrer Religiosität sind aber zwei Dinge vonnöten: Gott und die Seele. Dogma und Erlebnis. Erlebnis! Solange das Objektive und Dogmatische der Religion nicht in lebendige Seelen eingegangen ist und inneres Leben erzeugt und bestimmt hat, solange die Sonnenenergie der Dogmen nicht organisiert ist in Gewächsen und Gestalten religiösen Lebens, solange fehlt der Kunst die Wirklichkeit, die sie braucht, ihr Gegenstand, nämlich — Seele. Sie kann nicht Dogmen an und für sich darstellen, sondern nur geglaubte, ergriffene Dogmen, lebenerneuernde, begeisternde, tröstende, erschreckende und erhebende Dogmen. Sie kann ja nur Seelen nachahmen, und wenn sie religiös sein will, muß sie eben betende, glaubende, hoffende, liebende, gottinnige Seelen, gottdienende Geister offenbaren. Geister, wie sie an den Wänden der St. Mauruskapelle zu Beuron sichtbar geworden sind.

Aber auch das Dogma ist vonnöten. Es wäre nicht wahrhaft religiöse Kunst, wenn sie ganz undogmatische Gefühle, rein subjektive Erlebnisse darstellen würde. Denn religiöse Gefühle, die nicht in starker Objektivität wurzeln, sind Schwärmerei; religiöse Kräfte, die nicht aus dogmatischen Wirklichkeiten entspringen, sind Fanatismus, Nervenexaltation, Rauschkräfte. Nicht wahre Religiosität. Darum wird eine pietistische, schmachtende, hysterische und fanatische Kunst niemals wahrhaft religiös sein, weil das Seelenleben, das sie offenbart, nicht wahrhaft oder nicht rein religiös ist. Wenn reine und vollkommene Religiosität allzeit an richtige dogmatische Voraussetzungen gebunden ist, an Wahrheiten und Ewigkeiten und harte Tatsachen, dann wird sie zu einer Lüge oder zu einem Aberglauben, sobald sie diese Wirklichkeiten verkennt und verleugnet; und die Kunst, die solche Religiosität darstellt, mag noch technische Fertigkeit sein; sie mag immerhin auch wahre Kunst sein, als tragisch erschütternde Offenbarung irrender, wahnbefangener Seelen; aber religiöse Kunst, sinnliche Enthüllung einer lauteren und gesunden Religiosität ist sie nicht. So müssen wir zum Beispiel urteilen über jede Kunst, die Jesus herabwürdigt, oder die das sittliche Heldentum heiliger Menschen nicht unterscheidet von Hysterie und Fanatismus. Eine solche Kunst offenbart eben Wahn und wirre Träume, aber nicht Religion und vor allem nicht christliche Religion; denn diese wurzelt nur in der Wirklichkeit, wie sie uns enthüllt wird nicht bloß von der Stimme

der Natur und des Herzens, der Stimme des Gottes der Schöpfung und des Gottes unserer Ahnungen, sondern auch von dem offenbarenden Gott, der Propheten sendet und Wahrheitszeugen. Diese Wirklichkeit also darf von keiner Kunst geleugnet werden, die religiös oder gar christlich sein will.

Wo immer wahrhaft religiöses Leben sich entfaltet, da blüht auch die religiöse Kunst auf, selbst ungesucht und ungewollt, wie ein Frühling auf allen Wegen. Die kirchliche Liturgie will zunächst nicht Kunst sein, sondern Gebet und Gottesdienst; sie will zum Beispiel in der Karwoche Offenbarung von Seelen sein, die das Kreuz Christi verehren und sein heiliges Leiden benedeien; und siehe, diese Offenbarung ist wie von selbst zu einem lauteren Kunstwerk geworden. Der Chordienst in Beuron ist weit entfernt, etwa Reinhardtsche Regiekunst oder eindrucksvolles Bühnenspiel sein zu wollen, er ist nur das Lautwerden und Sichtbarwerden anbetender Menschenseelen, und siehe: er ist ein Kunstwerk ohnegleichen. Er ist rein religiöse, christliche Kunst. Jedes betende Kind, jeder gottfürchtende Mensch, jeder geisterfüllte Prophet, sie alle sind schön wie religiöse Kunst, wenn auch unbewußt und ungewollt. Und wenn nun vollends eine religiöse und zugleich gestaltungsmächtige Künstlerseele bewußt daran geht, ihren Reichtum zu enthüllen in Farbe, Wort und Ton, dann schaut die Welt eine Fra-Angelico-Kunst, dann hört sie paulinische Kapitel über die Charitas, dann lauscht sie Danteschen Gesängen von den göttlichen Dingen.

Eine solche Kunst wird dann auch Erbauungszwecken dienen, nicht gezwungen, nicht in äußerlichem Frondienst, sondern weil ihre erbauende Kraft inwendig in ihr ist. Sie braucht nicht erst zum Erbauen sich anzuschicken, sich gleichsam in Positur zu setzen; sie kann gar nicht anders als erbauen. Sie ist ja leuchtende und klingende Offenbarung heiligen Lebens, und eine solche Offenbarung hat notwendig etwas Herzgewinnendes, etwas Ergreifendes und Erschütterndes. Wenn wir schon in jede Menschenseele nur mit Zagen und heiligen Schauern sehen können, dann erst recht in eine betende, in eine gottbegnadete und gottgeweihte Seele.

Indessen braucht das religiöse Kunstwerk nicht jeden Betrachter in gleicher Weise zu erbauen. Gönnen wir doch jeder Seele die ihr eigene Stimmung und Schwingung! Lassen wir in dem großen Chor der Schöpfung jede Stimme und jede Saite singen nach ihrer Weise! So wird am ehesten die Harmonie gewahrt. Auch die religiöse Kunst hat Raum für das Individuelle und Persönliche.

Es verschmelzen nämlich im religiösen Kunstwerk drei Elemente zu einer vollkommenen Einheit: die objektive Tatsächlichkeit des Dogmas, das Keimen und Aufblühen der Seele unter der Bestrahlung durch das Dogma, und endlich die nachahmende Offenbarung dieser Seelenbewegung in sinnlichen Formen. Das Dogma nun ist unveränderlich. Es ist ewige Wirklichkeit. Aber die blühende Flora, die unter seinem mächtigen, warmen Schein aufwächst in den Menschenseelen, ist von unabsehbarer, unendlicher Mannigfaltigkeit; sie ist eine andere in jedem Menschen, sie ändert sich mit ihrer

Ausbreitung durch verschiedene Zonen und Länder, sie trägt die Züge der Rassen und Nationen. Sie erlebt auch eine Geschichte, eine Entwicklungs- und Entfaltungsgeschichte auf ihrem Weg durch die Jahrhunderte. Das Dogma wird in jedem Menschen zu einer eigenen Andacht, und alle diese Andachten können sichtbar werden in einer individuellen religiösen Kunst. Noch veränderlicher und vielgestaltiger aber sind die künstlerischen Ausdrucksmittel, die Kunststile. Wir heutige Menschen sehen die Körperwelt anders, mit anderen Augen, in anderen Linien und Farben als die Menschen des Cinquecento.

Diese beiden veränderlichen Größen ermöglichen also trotz der Unveränderlichkeit des Dogmas eine erstaunliche Vielfarbigkeit und Vielgestaltigkeit der religiösen Kunst. Sie wird eine andere sein bei Michelangelo als bei Fra Angelico; und die Italiener werden eine andere hervorbringen als die Niederländer und Deutschen. Hier ist also kein engherziger Schematismus am Platze; hier besteht keine Berechtigung zu irgendwelcher Intoleranz oder Dogmatisierung eines besonderen Stiles oder einer besonderen Kunstauffassung. Wenn die dogmatischen Tatsachen nur unverkürzt und unverfälscht erfaßt werden, in einer innerlichen und empfindenden Seele sich einwurzeln und in geziemenden, redegewaltigen Formen sich offenbaren, mehr kann nicht verlangt werden. Mag dann auch das Kunstwerk althergebrachter Schablone und langer Gewöhnung widerstreiten: wenn es nur echt ist und stark, dann sei es uns willkommen!

Religiöse Kunst! Religion und Kunst gehören also zusammen. Religion ist ohne die Kunst allzu verborgen und unsichtbar, allzu fern und farblos; sie entschwindet darum auch allzuleicht unserem Bewußtsein. Die Kunst aber ist ohne Religion arm und bloß, oberflächlich und leer. Die wahrhaft religiöse Kunst wird die Religion nicht schwächen. Denn sie offenbart ja die Religion. Sie geht durch die Lande, Heilige zu suchen, und sie frohlockt, wenn sie Heilige findet. Sie wird das Kreuz Christi nicht entwerten, sondern predigen, wird es erscheinen lassen in den Wolken des irdischen Himmels; in der christlich religiösen Kunst erscheint uns das Zeichen des Menschensohnes. Das Christentum darf sich getrost der religiösen Kunst anvertrauen. Aber auch die Kunst wird nicht dienstbar und nicht unfrei an dem Tage, wo sie die heilige Taufe empfängt. An diesem Tage wird sie sehend, um neue Visionen zu schauen; neue Seelenwunder werden ihr eröffnet, sie wird wiedergeboren zum ewigen Leben.

Wandlungen in der Volksernährung als Ursache der gegenwärtigen Teuerung

Von Franz Bosch

Die Erforschung der Ernährungsvorgänge ist in erster Linie ein naturwissenschaftliches Problem. In die vielfältigen und verwickelten Fragen, die es aufgibt, suchen die physiologischen Disziplinen der Biologie, von der Physik und Chemie unterstützt, Licht hineinzubringen, und diese Bemühungen sind auch bisher von reichem Erfolg gekrönt gewesen. Wenn freilich im einzelnen noch vieles auf diesem Gebiet von einem Schleier des Geheimnisses bedeckt ist, so ist doch im großen und ganzen Klarheit geschaffen über die Vorgänge, die der Ernährung aller Lebewesen zu Grunde liegen, für die Ernährung des Menschen im besonderen, die weitere Kreise am meisten interessiert, über die Rolle der einzelnen Nahrungsmittel, ihre Verwendung im Wechsel von Stoff und Kraft im Haushalt des Körpers, und endlich auch über die qualitativen und quantitativen Beziehungen, die dabei in Betracht kommen.

Eine ganz andere Frage ist die, ob und in welcher Weise der Mensch *im praktischen Leben* sein Nahrungsbedürfnis befriedigen kann, ob die Erwerbsverhältnisse auf der einen Seite, die Preise und das Angebot der notwendigen Nahrungsmittel auf der anderen die Gewähr einer auskömmlichen körperlichen Existenz darbieten. Das Individuum interessiert jetzt nicht mehr als naturwissenschaftliches Untersuchungsobjekt, sondern als Glied der Gesellschaft. Das Problem verschiebt sich also nach der sozialen Seite hin. Das Ernährungsproblem der Physiologie wird zur Magenfrage, zum treibenden Faktor in der Geschichte der Völker, das biologische Kraft- und Stoffbedürfnis zum Hunger, zum Schrei nach dem täglichen Brot, zur Ursache des vielfach schweren und erbitterten Daseinskampfes. Aus der Biologie des Individuums wird gleichsam eine Biologie der großen Masse.

Die aufgeworfene Frage ist auch für Deutschland sehr akut. Denn die Teuerung, die zur Zeit in allen Ländern Europas sich fühlbar macht, wirft besonders auch in unser Vaterland ihre Wellen. Diesen Zeitpunkt wählt Max Rubner, der bekannte und erfolgreiche Physiologe und Hygieniker der Berliner Universität, um seine bisherigen Forschungen über Volksernährung durch einen neuen Beitrag zu erweitern und zu vertiefen*. Es wird

* Dr. Max Rubner, Wandlungen in der Volksernährung. Leipzig, Akad. Verlag. M. 5.–. Frühere Schriften Rubners, auf die in unseren Darlegungen wiederholt zurückgegriffen wird, sind: ‚Volksernährungsfragen', ‚Kraft und Stoff im Haushalt der Natur' 1909 ebendort und ‚Nahrungsmittel und Ernährungskunde' 2. Aufl. Stuttgart. Alle diese Schriften sind auf ein allgemeines Verständnis berechnet. Auf die neueste Publikation Rubners „Über moderne Ernährungsreformen", München 1914 konnte, weil erst nach Abschluß des Beitrages erschienen, nicht mehr eingegangen werden. Das statistische Material zu der Untersuchung über die Wandlungen in der Volksernährung entstammt zum großen Teil der Schrift O. V. Eßlen, ‚Die Fleischversorgung Deutschlands,' Stutt-

hier von Rubner versucht, die gegenwärtige Teuerung auf eine Anzahl von Ursachen zurückzuführen, die nicht in der Sache selbst liegen, vielmehr in Änderungen der Anschauungen und Lebensführung, in Wandlungen der Volksernährung, ihren Sitz haben.

Erforderlich ist zunächst eine Verständigung über den Begriff ‚Teuerung'. Die Bewertung der Nahrung, das Urteil darüber, ob eine Kost zulänglich ist oder nicht, hängt oft von der Auffassung ab. Im allgemeinen werden die einmal angenommenen Essensformen, d. h. die Art der Ernährung oder die Gesamtkochweise, mit großer Zähigkeit festgehalten. Für manchen Menschen, sagt Rubner, beginnt die Fremde dort, wo anders gekocht wird. Die genannten Essensformen sind teils das Produkt von Erziehung und Gewohnheit, teils aber auch lediglich des Instinktes. Die Einschätzung eines Nahrungsmittels nach seinem Wert ist von Volk zu Volk verschieden. Sie ist zwar kein Maß für den wirklichen Wert, gleichwohl aber für den Marktpreis, den Geldwert ausschlaggebend. Derartige subjektive Momente dürfen bei der Entscheidung, ob eine Teuerung vorliegt oder nicht, keineswegs außer acht gelassen werden. Wenn auch der Effekt einer Teuerung oft nur die Störung eines hergebrachten Kostzettels ist, die keine Schädigung des Gesundheitszustandes im Gefolge hat, so wird deswegen die Teuerung doch nicht ‚imaginär'. Denn das Volk hat seine Gewohnheiten und vermeintlich wohlerworbenen Rechte, und mit der Predigt, diese nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu ändern, begegnet man namentlich zu Zeiten einer Teuerung tauben Ohren. Hier ist also Konfliktsstoff, und es muß der Versuch gemacht werden, einen Kompromiß zu schließen und einen Ausgleich herbeizuführen.

Objektiv liegt eine Teuerung dann vor, wenn durch Mangel an Nahrung und Erwerbsgelegenheit die Möglichkeit in Frage gestellt wird, das Ziel der Volksernährung zu erreichen. Das Ziel ist, den Körper in normaler Verfassung zu erhalten. Dazu gehört eine gleichmäßige Entwicklung aller Organe und ein bestimmtes Körpergewicht. Unterernährung hemmt die körperliche Ausbildung und das Wachstum, erzeugt beim Erwachsenen Muskelschwund und Energielosigkeit, drückt Leistungsfähigkeit und Gemütsleben, fördert Unzufriedenheit, Klassenhaß und frühzeitiges Altern.

Es fragt sich nun zunächst, ob in diesem letzteren objektiven Sinne gegenwärtig eine Teuerung besteht. Man denkt sich die Beantwortung dieser Frage vielfach leicht, indem man meint, die Volkswirtschaft brauche bloß statistisch den durchschnittlichen Verbrauch von Nahrungsmitteln zu prüfen und dieses Ergebnis sei dann mit den Erfahrungen und Ergebnissen der physiologischen Forschung zu vergleichen. Hierbei sind jedoch zwei Voraus-

gart 1912. Für eine Orientierung über die Grundfragen der Ernährungslehre sei auch verwiesen auf F. Hünseler, Die Chemie unserer Nahrungs- und Genußmittel, 1912 Sammlung Kösel Bd. 58.

setzungen gemacht und zwei Größen als selbstverständlich gegeben betrachtet, die wenigstens vorläufig noch gar nicht genau faßbar sind.

Denn erstens fehlt der physiologische Maßstab, der dem Ergebnis der statistischen Erhebung zum Vergleich dienen könnte. Es gibt auf dem Gebiet der Volksernährung noch keine ‚Standardzahlen‘ über den Bedarf an diesem oder jenem Nahrungsmittel. Wir wissen zwar seit Liebigs Zeiten, daß die Güte der Nahrung weniger von der Masse und dem Gewicht, als von dem Gehalt an gewissen Stoffen abhängt. Diese Nahrungs*stoffe*, von den Nahrungs*mitteln* wohl zu unterscheiden, bilden in ihrer Gesamtheit drei chemisch definierte und unterschiedene Gruppen von Körpern: Eiweiß, Fett und Kohlehydrate, die letzteren in der Hauptsache als Stärke- und Zuckerarten des Pflanzenreichs in Betracht kommend. Weiter spielt die *Herkunft* dieser Stoffe eine große Rolle. Beispielsweise ist Pflanzeneiweiß geringwertiger als tierisches, weil der Körper jenes nicht voll ausnutzt. Das wertvollste Eiweiß ist im Gegensatz dazu das des Fleisches. Als weiterer Faktor ist der *Geschmackswert* der Speisen ins Auge zu fassen. Da dieser durch Einförmigkeit der Kost leidet, so muß für gehörige Abwechslung Sorge getragen werden. Aus diesen Erwägungen und Feststellungen heraus zog man die praktische Nutzanwendung, eine aus tierischen und pflanzlichen Nahrungsmitteln gemischte Kost mit Zusatz von etwas Fleisch sei die beste. Das Mindestmaß des Fleischbedarfes suchte der Münchener Hygieniker Voit zu ermitteln. Aus Untersuchungen über den Fleischverbrauch Münchens fand er als Durchschnittsverbrauch die Zahl von täglich 230 Gramm für einen gut ernährten Mann von 70 Kilo Gewicht. Das entspricht rund 50 Gr. Fleischeiweiß. Im ganzen forderte Voit 118 Gr. Eiweiß. Diese Zahl wurde vielfach bestritten und zu hoch genannt. Als Eiweißminimum fand Rubner nur 30 Gramm. Aber dieses Resultat, sagt er selbst, ist nicht praktisch verwertbar, neben anderen Gründen besonders deshalb, weil die Größe des Eiweißbedarfs sich mit der Art der Kost ändert. Hinsichtlich der energetischen Untersuchungen, nach denen der Gesamt-Nahrungsverbrauch — von einem kleinen Rest abgesehen — durch die gesamte Kraftleistung des Organismus bestimmt wird, sei auf Rubners oben zitiertes Buch ‚Kraft und Stoff‘ hingewiesen. Als Resultat der in ihrem Ganzen ziemlich verwickelten Betrachtungen stellt Rubner folgenden Satz auf: Die Voitsche Kostforderung von 118 Gramm Eiweiß, daneben 56 Gramm Fett und 500 Gramm Kohlehydrate, in gemischter Kost dargeboten, ist *praktisch* recht gut brauchbar. Aber eine Norm des Eiweißbedarfes existiert ebenso wenig wie ein Schema der Ernährung. *Die Physiologie kennt keine allgemeingültige Ernährungsformel.* Es geht nicht an, anzunehmen, alle Personen, die nicht nach dem Voitschen Maßstab leben, litten an Ernährungsmangel.

Ebenso sind auch nach Rubners Urteil die Versuche der Statistik, die Verhältnisse zahlenmäßig zu fassen, vorläufig noch nicht von gesichertem Erfolg begleitet. Ihre Methoden leiden zur Zeit noch an zu vielen Fehler-

quellen und an Dürftigkeit der Unterlagen. Wenn z. B. an Hand von sog. „Wirtschafts"= oder Haushaltungsrechnungen mit vieler Mühe die Menge der gekauften Waren festgestellt wird, so bleibt dabei außer acht, daß das Gekaufte mit dem Gegessenen noch lange nicht identisch ist, da Abfälle, Verluste, Verderben einen beträchtlichen Prozentsatz der gekauften Ware nicht zur Verwendung gelangen lassen.

Es ist also vorläufig nicht möglich, die gegenwärtigen Verhältnisse auf dem Gebiet der Volksernährung allgemein zu beurteilen, da, wie gezeigt worden ist, zwei hierfür unerläßliche Voraussetzungen nicht erfüllt sind. Tatsache ist jedoch, daß gegenwärtig auf jenem Gebiet Mißstände herrschen. Da nun Aussicht auf Besserung derselben nur dann vorhanden ist, wenn man ihre Gründe kennt, so muß man versuchen, diesen auf einem anderen Wege auf die Spur zu kommen, und zwar ist das möglich, indem man die Gegenwart mit solchen früheren Zeiten vergleicht, in denen eine Teuerung nicht herrschte, und untersucht, ob der Umschwung etwa durch Faktoren herbeigeführt worden ist, die nicht auf dem Gebiet der Nahrungsmittelversorgung selbst liegen. Indem Rubner dies unternimmt, findet er, daß an den herrschenden Teuerungsverhältnissen Änderungen in den Sitten und der ganzen Lebensweise die Schuld tragen, die von falschen Urteilen und Anschauungen über die Mittel der Ernährung begleitet sind.

Da ist zunächst unverkennbar der Umschwung, der sich im Lauf des vorigen Jahrhunderts in dem Maß der durchschnittlich geleisteten körperlichen Arbeit vollzogen hat. Mehr und mehr wurde der Mensch als Kraftquelle durch die Maschine ausgeschaltet; in der Industrie verdrängten ihn Dampf und Elektrizität; im Handwerk hat sich der kleine, bequeme Motor einen unbestreitbaren Platz erobert; zahllos ist das Heer der landwirtschaftlichen Maschinen; auch die häusliche Arbeit ist durch Näh-, Wasch-, Entstaubungsmaschinen usw. bedeutend verringert worden. Statt schwerer körperlicher Arbeit wird vielfach nur mehr Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit gefordert, welch letztere allerdings bei der weitgehenden Arbeitsteilung oft nur sehr einseitig entwickelt ist. Durchweg ist auch die Arbeitszeit eine kürzere wie ehedem, und endlich hat sich auch die Masse der körperlich Arbeitenden dadurch vermindert, daß Staat, Gemeinde, Handel und Industrie eine jährlich wachsende Zahl von Kopfarbeitern erheischen. Kopfarbeit aber erhöht den Nahrungsumsatz im allgemeinen nicht. Dagegen ist körperliche Arbeit unter den Faktoren, die das Nahrungsbedürfnis beherrschen, einer der wichtigsten. Ein gewisses Maß körperlicher Arbeit ist dem Organismus zuträglich. Denn diese stärkt die Muskeln und die Atmungsorgane, regt die Blutbildung an und erhöht die Leistung des Herzens. Auch die Organe der Verdauung erstarken, da größere Kostmengen erfordert und umgesetzt werden. In Einsicht aller dieser Umstände wird der Ausfall an bezahlter Muskelarbeit aus gesundheitlichen Gründen durch freiwillige Arbeitsleistung, Spiel und Sport ersetzt. Mit der sinkenden Muskelbeanspruchung sinkt das Nahrungsbedürfnis ganzer Kulturnationen.

Hand in Hand mit der geringer werdenden Muskelleistung vollzieht sich ein weiterer Umschwung im Gefolge der wachsenden Industrie. Das ist die **Abwanderung vom Lande** und die Ansammlung großer Menschenmassen in den Städten. Deutschland zählte 1871 noch 64 Prozent Landbevölkerung, heute weniger als 50. Noch ärger ist das Mißverhältnis in England. Dieser Umstand ist für die Ernährungsfrage sehr bedeutsam. Die durchweg ungünstigeren Existenzbedingungen, ungesunde und unzulängliche Wohnungen, Mangel an Licht und Luft, auf der anderen Seite die Hast und Unruhe, der Mangel an Schlaf, Ausschweifungen aller Art — alles das wirkt auf die Ernährung nachteilig ein. Ein ausgesprochen mit städtischen Verhältnissen verbundener Übelstand ist die Beköstigung außerhalb des Hauses; die Hotel- oder Wirtschaftskost mit ihrer überwiegenden Bevorzugung von Fleisch ist aber einerseits nicht das Normale und belastet anderseits den Geldbeutel des auf sie Angewiesenen erheblich.

Die gegenwärtige Fleischnot hängt sicher mit dem geschilderten Umschwung zusammen. Es ist zahlenmäßig erwiesen, daß der starke Fleischverbrauch eine Eigenart der Städte und in diesen innerhalb der letzten Jahrzehnte am stärksten gestiegen ist. Das bedeutet gegenüber dem Lande, wo die Grundlage der Ernährung vegetabilische Kost ist, eine völlige Umkehrung der Nahrungsgewohnheiten. **In Deutschland ist der Fleischkonsum von 1813 bis heute fast auf das Dreiundeinhalbfache gestiegen**, nämlich von 13,6 Kilogramm auf rund 50 Kilogramm jährlich für den Kopf der Bevölkerung. Der mittlere Verbrauch für die Städte ist 52,4, dagegen für das Land nur 31,6. Auch innerhalb der Städte herrschen beträchtliche Unterschiede; die Zahlen lauten für Königsberg 40,7; für Berlin 70,9 und für die bayerischen Städte Augsburg, Nürnberg und München sogar 80,2. München hatte schon zu Zeiten Karl Voits, Ende der 70er Jahre, wie oben besagt, einen Durchschnittskonsum für den Kopf und Tag von 230 Gramm, also nahezu ein halbes Pfund. Ein ähnliches Bild liefert die Statistik nach Ständen: der Landarbeiter verzehrt 39, der gelernte Arbeiter 48,5, der niedere Mittelstand 55,3, der Mittelstand 82,5, die höheren Stände 136 Kilogramm. Die Hauptmasse des Fleischkonsums entfällt auf die gelernten Arbeiter, die 50 Prozent der Bevölkerung bilden; die höheren Stände sind an der Zusammensetzung der Bevölkerung mit 5, am Fleischverbrauch mit 8 Prozent beteiligt. Da der Fleischverbrauch im ganzen gestiegen ist, so kann geschlossen werden, daß an der Steigerung zur Hauptsache die Minderbemittelten beteiligt sind.

Um die Gründe dieser Steigerung aufzuklären, muß man sich kurz an die physiologische Rolle des Fleisches in der Nahrung erinnern. Alle Fleischarten einschließlich des Fischfleisches bestehen zu rund einem Fünftel aus Eiweiß, während Fette und Kohlehydrate durchweg stark zurücktreten. Das Fleischeiweiß wird fast restlos verdaut und ausgenützt. Als Eiweißquelle hat das Fleisch gewiß eine große Bedeutung für den Organismus. Ein Minimum an Eiweiß (30 Gramm) ist für die Ernährung der Zellen

erforderlich. Es muß aber darüber hinaus immer ein Überschuß vorhanden sein, um gelegentliche Störungen und Schädigungen der Organe auszugleichen. Endlich haben die Eiweißkörper die Eigenschaft, wie Rubner nachgewiesen hat, die Wärmebildung zu steigern. Viel Eiweiß in der Nahrung ist bei geringer Außentemperatur deshalb eine Annehmlichkeit und erhöht die Behaglichkeit. Nach Rubner ist diese ‚thermische Behaglichkeit' vielleicht eine, wenn auch unbewußte Ursache der Bevorzugung von Fleisch. Die Physiologie lehrt aber, daß schließlich alles, was das Fleisch beherbergt, gerade so gut von jedem anderen eiweißhaltigen Nahrungsmittel geliefert wird. Der jugendliche Organismus gedeiht ja auch durchweg ohne Fleisch nur mit Milcheiweiß. Die vielverbreitete Ansicht, daß Fleisch ‚Kraft' gibt, ist nach dem Obigen keineswegs unberechtigt, sie ist aber einseitig. Auf der anderen Seite ist reine Pflanzenkost zu eiweißarm. Von Bananen allein kann auch kein Neger leben, und diesbezügliche Angaben beruhen auf Täuschung. Auch Mais und Brot sind als alleinige Nahrung unzureichend, Kartoffel und Reis langen allenfalls aus. Aber die großen Massen, die davon zur Deckung des Eiweißbedarfes aufgenommen werden müssen, belasten durchweg die Verdauungsorgane zu sehr. Da Hülsenfrüchte viel Eiweiß enthalten, so wäre mit ihrer Hilfe die entsprechende Verbesserung der Kost zu erzielen. Aber leider ist ihr Eiweiß nicht vollwertig, weil mehr als ein Drittel davon nicht ausgenutzt werden kann. Auch würde eine solche Kost alsbald durch ihre Geschmackseinförmigkeit ermüden. Zusätze von tierischem Eiweiß sind also in der Tat nicht zu umgehen. Aber dieses braucht nicht unbedingt Fleischeiweiß zu sein. Der Eiweißbedarf kann hinreichend durch Milch gedeckt werden, eine Verbesserung der Nahrung, die sich auf dem Lande großer Beliebtheit erfreut und in der bäuerlichen Bevölkerung den gesündesten Stand des Volkes geliefert hat.

Wenn nun eine solche Kost wissenschaftlich und durch ihre Resultate als ausreichend und gut erkannt ist, so muß der Hauptgrund der Bevorzugung von Fleisch auf einem anderen Gebiet als dem einer zutreffenden Einschätzung seines Wertes gesucht werden, und zwar sind dafür, wie Rubner sich ausdrückt, ‚die kulinarischen Eigenschaften' des Fleisches ausschlaggebend. Die Fleischkost ist wohlschmeckend, abwechslungsreich, leicht und vielfach verwendbar, appetitanregend, reizvoll. Gerade das aber will der moderne, mehr geistig als körperlich angestrengte Mensch. Dem Muskelarbeiter und dem ermüdeten Sportsmann schmeckt jede, auch die einfache Kost; der Stubenhocker, der Mensch mit angestrengter Geistesarbeit bedarf einer schmackhaften Küche, um den mangelhaften Appetit zu beleben. Dieser Forderung wird das Fleisch am leichtesten gerecht. Die gewiß gutgemeinte Propaganda für Seefische und Hülsenfrüchte bleibt dagegen ohne verhältnismäßig großen Erfolg. Viele Küchen sind auch nicht fähig oder nicht imstande, wohlschmeckende fleischlose Gerichte zu bereiten, die in der Regel mehr Kenntnisse, Kochkünste und Zeit beanspruchen als das Fleisch. Schon lange ist der Braten das Zentrum der ‚vornehmen Ernährungsform', der Mittelpunkt der Tafel-

freuden, und er ist mehr und mehr im Begriffe, sich alle Tische zu erobern. Die gleichartige Pflanzenkost, breiige und suppenähnliche Gerichte erzeugen leicht das Gefühl des Abgegessenseins, weil sie weniger Geschmackswert besitzen, und sind deshalb auch minder beliebt. Aus allen diesen Gründen resultiert die Jagd nach Fleisch. Nicht Eiweiß wollen die Leute heutzutage, sondern Fleisch. Die Volkswirtschaft trägt dem Bedürfnis und der Nachfrage des Publikums Rechenschaft, daher sie auch als Ergebnis eine ‚Fleischnot' feststellt, die, wie wir noch sehen werden, im Sinne der Physiologie nicht besteht.

Zu den genannten gesellen sich weiter eine Anzahl von ‚sozialen Gründen', die nun wieder mit den oben dargelegten, der Verschiebung zwischen Stadt und Land durch die Industrie, enge zusammenhängen. Bei den in die Stadt Eingewanderten beginnt nämlich alsbald eine veränderte Lebensführung, und die äußert sich besonders in der Ernährungsweise. Leute mit gleich schwerer Arbeit leben in der Stadt von fleischreicher Kost, auf dem Lande von fleischarmer. Einen triftigen Grund dafür kann der Physiologe nicht angeben, wohl liegt eine Erklärung auf der Hand. In der Stadt kommt der Arbeiter mit anderen Ernährungsformen, die ihm ein Zeichen höherer sozialer Stellung und größerer Vornehmheit scheinen, in enge Berührung. Dadurch wird seine Begehrlichkeit geweckt. Hinzu kommt noch, daß er in der Stadt die Mittel zur Herstellung der früheren Kost nicht mehr so leicht oder gar nicht findet, da hier die Gelegenheit zur Betätigung im eigenen Garten fehlt, der früher einen Teil des Kostbedarfes hergab und so von selbst auf die Art der Nahrung einwirkte. In den Städten verlieren sich auch die der Heimat eigentümlichen Kochweisen leicht; daher wird das Menu abwechslungsärmer, das Fleisch soll die Abwechslung wieder einbringen, und so wird auch deshalb die Forderung danach größer. Dieser ist aber der Geldbeutel nicht gewachsen. Für Fleisch wird, wie Rubner meint, namentlich in Arbeiterkreisen unverhältnismäßig viel Aufwand gemacht. In Zeiten der Teuerung wird dieses Mißverhältnis zwischen Einkommen und Fleischpreisen besonders schmerzlich empfunden, und das erzeugt dann obendrein noch Verbitterung.

Ein weiterer Grund des steigenden Fleischkonsums ist die wachsende Verwendung von Fett. Von kleinen Einkommen werden oft 6 bis 7 Prozent für den Einkauf von Butter, Fett, Margarine, Pflanzenfetten u. dgl. ausgegeben. Die von Voit normierte Fettmenge von täglich 56 Gramm auf den Kopf wird von der ärmeren Bevölkerung in vielen Teilen Deutschlands erheblich überschritten. Brot wird nur noch mit Butter bezw. mit Fettbelag genossen. Das Mehr an Fett macht nun einen erheblichen Teil der Vegetabilien in der Nahrung entbehrlich. Diese letzteren enthalten jedoch Eiweiß, und dafür muß Ersatz gesucht werden. Dieser ist gegeben im Fleischbelag des Brotes. Ähnliche Wirkung hat der große Verbrauch von Süßigkeiten, Zuckerwerk und Alkohol, der übrigens ebenso wie der Zucker dem Fett auch chemisch verwandt ist. Alle diese Stoffe haben einen sehr erheblichen Energiewert, zum Teil mehr als das Doppelte wie das Eiweiß; so verringern sie den

Genuß von Kartoffeln und Brot und führen dadurch einen Ausfall an Eiweiß in der Nahrung herbei. Die ‚Enteiweißung' der Kost durch Fett, Zucker, Alkohol ist so groß, daß es bei einem Tagesverbrauch von 100 Gramm Fett und je 50 Gramm Zucker und Alkohol schon gar nicht mehr möglich ist, mit Brot und Kartoffeln die Ernährung ohne Zuhilfenahme anderer Eiweißquellen durchzuführen. Diese Quelle wird durchweg im Fleisch gesucht. In Zusammenhang mit den hier dargelegten Tatsachen wird auch der enorme Fleischverbrauch Münchens einigermaßen verständlich.

Der übergroße Fettverbrauch ist vielfach eine Folge des zunehmenden Kaffeegenusses und der damit zusammenhängenden ‚Butterbrot'- und ‚Brötchen'ernährung. Hier zeigt sich besonders, daß an sich geringfügige Umstände, wie Rubner an anderer Stelle bemerkt, zu treibenden, umformenden Kräften werden können. Die genannte Ernährungsform wirkt auf die Produktion und den Verbrauch von Wurstwaren, den kein Land der Welt in dem Umfang kennt wie Deutschland. Bei uns ist das ‚belegte Brot' in der Haushaltung wie im Gasthof gleichermaßen beliebt, während in England, Frankreich, Belgien, wie jeder, der dort einmal gereist hat, weiß, unser Begriff des ‚Schnittchens' in den Gasthöfen unbekannt ist und auch in der Sprache sich durch kein den Begriff deckendes Wort ausdrücken läßt. Diese Entwicklung in Deutschland hängt auch wieder mit großstädtischen Verhältnissen zusammen. Das Brötchen ist sehr bequem in der Herstellung, leicht mitzunehmen, überall zu haben: ‚jeder Automat liefert die moderne Mahlzeit'. Leider ist sie aber unverhältnismäßig teuer. Ein mittlerer Arbeiter, der sich so ernähren wollte, müßte täglich 2,70 M. ausgeben, und selbst dann wäre die erhaltene Eiweißmenge noch knapp. Das Brötchen trägt die Schuld an dem Überhandnehmen kalter Küche, und diese führt durch ihre Kostspieligkeit wie auch durch die von ihr beförderte Bequemlichkeit, ja Nachlässigkeit in wirklicher Zubereitung der Speisen zu einem Verfall der Ernährung, der Kochkunst der Hausfrau und zu einem Ruin des ganzen Haushaltungsbudgets.

Nachdem wir im vorstehenden die Auswüchse der Fleischernährung und einige ihrer Gründe kennen gelernt haben, kommen wir zur Beantwortung der weiteren, sicherlich aktuellen Frage, ob der gegenwärtige Fleischvorrat Deutschlands ausreichend ist, um einem physiologisch gerechtfertigten Bedürfnis seiner Bevölkerung Schritt halten zu können. Schon oben wurde gesagt, daß der jährliche Durchschnittsverbrauch an Fleisch in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung etwas mehr als 50 Kilogramm beträgt. Unter Berücksichtigung der Abfälle des Rohfleisches stellt sich die Zahl nach Rubner auf 43 Kilo Reinfleisch. Fisch und Wild sind dabei nicht einberechnet. Für sie wären schätzungsweise noch etwa 4 Kilo zu addieren. Die genannte Zahl von 43 Kilo wird erhalten, indem der Gesamtvorrat an geschlachtetem Vieh durch die Gesamteinwohnerzahl dividiert wird. Diese Zahl vermittelt aber noch keine zutreffende Vorstellung. Man darf nicht vergessen, daß der Begriff ‚pro Kopf' ein sehr dehnbarer ist. Die erforder-

liche Nahrungsmenge ist ja von Person zu Person verschieden, sie hängt von der Masse, dem Gewicht des Körpers ab. Man muß also das Durchschnittsgewicht unserer Bevölkerung mit in Rechnung ziehen. Nun beträgt das mittlere Gewicht unserer Nation 45 Kilo. Es entfallen also auf 45 Kilo Körpergewicht 43 Kilo reines Fleisch, das heißt: auf das Kilo Körpergewicht ein Jahresverbrauch von fast einem ganzen Kilo. Man rechnet den Erwachsenen normalerweise zu 70 Kilo Gewicht. Demnach ist also die Fleischproduktion Deutschlands hinreichend, um jedem Erwachsenen rund 70 Kilo (genau 67) Fleisch im Jahre oder 200 Gramm für den Tag zu sichern. Zufällig stimmt diese Zahl nahezu mit der Voitschen Kostforderung, von der wir oben sprachen, überein. Mit anderen Worten läßt sich das Ergebnis auch so ausdrücken: der Fleischvorrat Deutschlands ist so groß, daß in der Tageskost aller seiner Bewohner mehr als ein Drittel des ganzen Eiweißbedarfes durch das beste Eiweiß, dasjenige des Fleisches, gedeckt werden kann.

Das Resultat, zu dem Rubner gelangt, ist also kurz so zu fassen: Es fehlt uns in Deutschland keineswegs an Fleisch. ‚Von einer ungenügenden Ernährung im Sinn eines allgemeinen Mangels an Fleisch kann man gar nicht reden.‘ Die sogenannte Fleischnot ist die Folge von allmählichen Änderungen in der Ernährungsweise, ‚die durch Einführung nicht gerade als zweckmäßig zu bezeichnender Ernährungsformen‘ verursacht wird.

Die Wandlungen, die in der Volksernährung eingetreten sind, können nicht mit einem Schlag beseitigt werden. Man muß vielmehr nach Mitteln suchen, sie allmählich zurückzudämmen und die Ernährung wieder in die richtigen Bahnen zu lenken. Es gibt auf unserem Gebiete eine Anzahl von Aufgaben, die sofort erledigt werden könnten. Da ist zunächst die Sorge für die richtige Ernährung der heranwachsenden Jugend. Gerade im Leben des Volksschulkindes spielt Nahrungsmangel noch gar zu oft eine bedeutsame, aber traurige Rolle. Hier müßten Staat und Gemeinde in noch weit größerem Maße als bisher eingreifen und durch Schulspeisungen jener betrübenden Tatsache entgegenwirken. Die erforderlichen Summen sind im Vergleich zu dem Aufwand für andere Gesundheitszwecke gering. Für den erwachsenen Arbeiter wird die Gründung von Speiseanstalten empfohlen, die den Mann, der fern von der Wohnung arbeitet, vom Wirtshaus unabhängig machen und wirklich preiswerte Nahrung liefern.

Wichtiger noch als diese auf die Gegenwart berechneten Mittel sind die Reformen, die erst nach und nach durchgeführt werden können. Aber sie greifen an die Wurzel des Problems und bieten die Aussicht, es zu lösen. Hierhin gehört noch stärkere Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs, der die geordnete Ernährung von Millionen untergräbt. Die falsche Wertung der Nahrungsmittel, von der im vorigen so oft die Rede war, ist eine Folge der Unkenntnis in diesen Dingen. Die Elementarschule sollte deshalb für beide Geschlechter einiges hygienische Wissen vermitteln. Rechnen, Schreiben



Albrecht Dürer/Christus am Ölberg.

und Lesen lernen ist nicht wichtiger! Die zukünftige Hausfrau muß die Nahrungsmittel und ihre Nährwerte kennen, für die Zubereitung und für das häusliche Budget Verständnis besitzen. Aber auch der Mann soll von richtiger Ernährung Kenntnis haben.

Das wichtigste Mittel zur Reform der Volksernährung sieht aber Rubner in der Lösung der Wohnungsfrage. Mehr Luft und Licht in den Wohnungen, offene Bebauung auch in Vierteln der Minderbemittelten, Schaffung von Eigenwohnungen, Gelegenheit zur Arbeit im Freien — das alles ist geeignet, die Bedürfnisse des Volkes in anderer Hinsicht herabzumindern und es für eine einfache, weniger reizvolle und doch gesunde Kost wieder empfänglich zu machen.

Gewiß sind auf allen diesen Gebieten bereits tatkräftige Ansätze gemacht, was aber besonders noch fehlt, ist das Interesse vieler Kreise. Von seiten des Staates erwartet Rubner die Schaffung einer amtlichen Zentralstelle, eines ‚Nahrungsamtes', das die vielen einschlägigen Fragen erörtert, dauernd über den Stand der Verhältnisse unterrichtet ist und Aufklärung jederzeit verbreiten kann. Dann würde man auch den übelwollenden Bemerkungen des Auslandes entgegentreten können, die auf Grund der fortgesetzten Teuerungsschreie bereits behaupten, ein Drittel oder gar die Hälfte aller Deutschen sei unterernährt.

Da die Besserung der Volksernährung und die Lösung ihrer großen Aufgaben eine Frage der echten und wahren Humanität ist, so muß endlich das Interesse aller Menschenfreunde und Sozialgesinnten dafür noch mehr gesteigert und belebt werden. Als ein kleiner Beitrag hierzu mögen auch die vorstehenden Darlegungen aufgefaßt werden.

Christus

In der Kraft
glänzt Er auf,
Sonne ist
Sein Gewand.

In die Nacht
tritt Sein Schritt,
die Er tief
licht erhellt.

Stern erbleicht
vor dem Herrn,
Strahl scheint auf,
Alles singt.

Reinhard Johannes Sorge.

John Henry Kardinal Newman nach neuesten Dokumenten / Von M. Laros

5.

Mit dem Jahre 1867 begann für Newman die Zeit ruhigerer, geistiger Arbeit. Von weitausschauender äußerer Aktion und der unmittelbaren Einwirkung auf seine Zeitgenossen ferngehalten, begann er sich wieder den großen religiösen Problemen zuzuwenden, die, von universalem Interesse, in ganz anderer Weise die Geister beherrschen, und bei denen mehr als bei den Kontroversen des Tages doch schließlich die Entscheidung liegt. Beschäftigt haben sie ihn immer, und es ist darum eine müßige Frage, wie bei einem so tiefbohrenden, problemschwangeren Manne fünfundzwanzig der besten Jahre ohne eigentlich wissenschaftlichen Ertrag bleiben konnten. Newman zog es vor, die Probleme in den unbewußten Tiefen der Seele reifen zu lassen, ehe er mit einem schwer gerüsteten Werk vor die Öffentlichkeit trat. Der Essay in aid of a Grammar of Assent bedeutet einen Wurf, der mit Beziehung auf Kants Hauptwerk ‚Die Kritik der gläubigen Vernunft' genannt und an religionsphilosophischer Bedeutung jenem an die Seite gestellt worden ist.

Seit den Tagen der Gnosis hat die Frage nach der religiösen Gewißheit, nach dem Wesen und den Vorbedingungen des Glaubensaktes das philosophische Denken der morgen- wie der abendländischen Christenheit beschäftigt*, und seit dem Auftreten der neuern Philosophie ist sie gewissermaßen zur Lebensfrage geworden, der die gläubige Philosophie ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden muß, wenn sie ihren Anspruch auf vernunftgemäße Fundierung des Glaubens nicht aufgeben will. Das Problem ist kurz folgendes: Der Glaube an die Autorität des offenbarenden Gottes, bezw. an dasjenige, was als übernatürliche Offenbarung ausgegeben wird, setzt naturgemäß die vorherige Überzeugung von der Existenz dieses Gottes und von der Tatsache, daß er jene Lehren geoffenbart hat, voraus; wenn dieses feststeht, kann die Zustimmung zu ihrem Inhalt keine besonderen Schwierigkeiten mehr machen, auch wenn derselbe unsere Fassungskraft weit übersteigt. Aber wie sollen wir zu jener Überzeugung gelangen, da die Beweismittel an sich nie über eine moralische Sicherheit hinauskommen und zweifelnden Geistern immer noch Schwierigkeiten genug übrig lassen? Und ferner: Wie soll die Brücke von der moralisch sichern Überzeugung von der Tatsache der Offenbarung zur absolut oder metaphysisch sichern Zustimmung zum Inhalte der Offenbarung geschlagen werden?

Ohne mit der Entwicklung der modernen Philosophie und der Schärfe ihrer Einwände vertraut zu sein, hat Newman dieser Frage die ganze Kraft seines Denkens gewidmet; von den Tagen der Jugend, als die

* A. Schmid: Untersuchungen über den letzten Gewißheitsgrund des Offenbarungsglaubens, München 1879, S. 76—188.

Einwände Humes und Voltaires ihm so schrecklich und doch so plausibel erschienen waren (how dreadful, but how plausible)*, bis in sein hohes Alter hinein hat er mit ihr gerungen, und man darf sagen, daß die ‚Grammar of Assent' das Fazit dieser gesamten Geistesarbeit darstellt.

Keine der beiden Lösungen, die in der Geschichte der Philosophie hervorgetreten sind, hielt er für befriedigend: Nicht die intellektualistische der Scholastik, weil, wie er sagte, die Schlußkette der Logik an beiden Enden lose hängt und weder ihren Ausgangspunkt, die obersten Prinzipien, noch ihren Endpunkt, die konkreten Tatsachen, erreicht**; noch weniger die voluntaristische der spätmittelalterlichen Mystik und des Protestantismus, die den Glauben auf ein nun einmal existierendes Bedürfnis, d. h. auf einen irrationalen Trieb des Menschen, zurückführen und ihn so dem Bereiche des Gedankens und der Wissenschaft entziehen. ‚Ich habe meine Bedenken bezüglich wissenschaftlicher Beweise bei der Untersuchung über eine konkrete Tatsache, die zwischen irrtumsfähigen Menschen zur Diskussion steht. Mögen immerhin diejenigen demonstrieren, denen es gegeben ist; unusquisque in suo sensu abundet. Was mich betrifft, so sagt es meinem persönlichen Urteil mehr zu, das Christentum in derselben formlosen Art nachzuweisen, in welcher ich als sicher dartun kann, daß ich geboren worden bin und sterben werde.'*** — ‚Wenn die Stimme meines Gewissens und meines Herzens nicht so klar in mir redete, der Blick in die Welt würde mich zum Atheisten, Pantheisten oder Polytheisten machen. Ich sage hier nur, wie es bei mir selbst ist und will damit über die wirkliche Kraft der aus dem geschichtlichen Bestande der Menschheit hergenommenen Beweise für das Dasein Gottes nichts in Abrede stellen. Aber sie erwärmen und erleuchten mich nicht: sie machen der winterlichen Verödung in meinem Innern kein Ende, treiben keine Knospen hervor und bringen keinen Blätterschmuck zur Entfaltung; sie heitern mein geistiges Wesen nicht auf. Der Blick in die Welt lehrt mich nichts anderes, als was der Prophet in der Rolle geschrieben fand: Klagen, Trauerlieder und Wehe.'†

Newmans Ausgangspunkt ist die lebendige Persönlichkeit, die im Denken und Wollen tätig ist und ebenso ihr Zentrum wie ihre Grundkraft ausmacht. Nicht der Verstand folgert und der Wille bejaht oder verneint, sondern das hinter beiden stehende Individuum; Fähigkeiten sind nur Abstraktionen, die nie als real und voneinander getrennt betrachtet werden dürfen††. Gewißheit ist ihm darum nicht das Resultat papierner Logik, sondern ‚eine tätige Erkenntnis' (an active recognition),

* Apologia p. 3; Geschichte meiner religiösen Psyche, Saarlouis 1913, S. 31.

** Grammar of Assent p. 264. Mac Rae: Die religiöse Gewißheit bei Newman, Jena 1898, S. 21.

*** Grammar of Assent p. 410 sq.

† Geschichte meiner religiösen Psyche 243 f.

†† William Barry: Newman, London 1904, S. 194 ff.

die nur durch die Summe der die Wirklichkeit umfassenden Argumente erzeugt werden kann.

Es ist im Rahmen dieses biographischen Essays nicht möglich, auf die Frage, wie aus der Summe der Einzelargumente durch den ,illative sense' diese innere Sicherheit entsteht, tiefer einzugehen und zu dem vielumstrittenen Wahrscheinlichkeitsbeweis Stellung zu nehmen. Das kann nur auf Grund einer genauen erkenntnistheoretischen Auseinandersetzung geschehen, die bisher noch nicht erfolgt ist und deshalb einer eigenen Studie vorbehalten bleiben muß; aber soviel dürfen wir voraussagen, daß sie von der bisherigen Auffassung der wissenschaftlichen Freunde und Gegner Newmans erheblich abweicht.

Ward beglückwünschte Newman bei Erscheinen des Werkes und meinte, daß es die Basis zu einer neuen, an die Größe der mittelalterlichen Scholastik erinnernden katholischen Philosophie bilden werde*. Der Verfasser dachte geringer von seinem Werke; er wollte nur den suchenden Geistern seiner Zeit an der Hand seiner eigenen innern Erfahrung über die Schwierigkeiten hinweghelfen, die sie durch Berührung mit den modernen Ideen empfanden. Zehnmal, so erzählt uns Barry, hat er einzelne Kapitel überarbeitet, das letzte noch öfter, und als das Buch fertig war, schrieb er an einen Freund: ,Endlich habe ich mich von einer schweren Last befreit. Seit zwanzig oder dreißig Jahren empfand ich es als eine Art Gewissenspflicht, über das Glaubensproblem zu schreiben; mehrmals habe ich begonnen, aber wegen der ungeheuren Schwierigkeiten immer wieder davon abgelassen. Nun das Werk vollendet ist, empfinde ich kein Bedürfnis mehr, mit irgend jemand darüber in Diskussion zu treten**; ich habe mein Bestes gegeben und muß es der Zeit überlassen, ob sie fruchtbare Momente für eine Weiterentwicklung darin findet. Meine Seele ist von einem Alpdruck befreit, und ich darf ohne Übertreibung sagen, daß ich jetzt dem Tode froher entgegensehe.'*** Aus dieser Zeit stammt auch das bekannte Wort über die gemischte Freude geistiger Arbeit, das von einem großen Gelehrten der Gegenwart in anderm Zusammenhange wiederholt worden ist. Als Ward, nicht unähnlich dem Famulus im ,Faust', an Newman von der erhebenden, ungetrübten Freude intellektueller Tätigkeit schrieb, antwortete dieser: ,Ich bin weit davon entfernt, eine gewisse Freude, welche die Vorsehung wie eine Würze mit geistiger Arbeit verbunden hat, zu leugnen ... Aber nur diejenigen sollten davon reden, die sie selbst in sich empfunden haben. Meine Erfahrung ist eine ganz andere; ich kann nur sagen, daß die Abfassung eines Buches fast in jeder Beziehung der

* W. Ward: Life of Card. Newman II, 273.

** Die englischen Jesuiten hatten das Buch bald nach seinem Erscheinen scharf angegriffen; auf diesen Brief an P. Coleridge aber stellten sie die Polemik in loyaler Weise ein.

*** The Month and J. H. Newman III, p. 13; zitiert bei Thureau-Dangin: La renaissance catholique en Angleterre III, p. 104. Vgl. auch W. Ward: Life of Card. Newman II, 400; 278 u. a.

Schwangerschaft und Geburt eines Kindes gleicht, und man weiß, daß beide schmerzlich sind. Ich glaube nicht, über eine Frage tiefer nachgedacht und darüber geschrieben zu haben, ohne einen akuten Schmerz sowohl des Körpers als des Geistes in mir zu empfinden. So habe ich praktisch erfahren, daß arbeiten im Schweiße seines Angesichtes des Menschen Anteil ist und eine Buße bleiben wird.'*

Während Newmans Intellekt so um die Bewältigung philosophischer Probleme rang, arbeitete unbewußt seine Künstlerseele an einem Gedicht, das die englische Nation unter die Hauptwerke ihrer poetischen Literatur aufgenommen und dem ein Musiker von Ruf, Sir Edward Elgar**, Stimme verliehen hat. Ein ausgezeichneter Kenner der Literatur meint, der ‚Traum des Gerontius' könne nur mit einem Gesang aus dem Paradiso verglichen werden***, und das Erstaunliche daran sei, daß das Werk von einem Manne stamme, der auch eine ‚Kritik der reinen Vernunft' hätte schreiben können. Die Verbindung von Kantschem Intellekt und Dantescher Phantasie sucht allerdings ihresgleichen in der Geschichte der Geister, und nur aus dieser Verbindung ist die Eigenart seiner Lösung philosophisch-theologischer Probleme und seine singuläre Stellung zu den Kontroversen der Gegenwart zu begreifen†.

Er selbst hat dem Gedichte keine sonderliche Bedeutung beigemessen, und man erzählt, daß es nur durch Zufall aus dem Papierkorb gerettet worden sei. ‚Nur Könige können so verschwenden' (Blennerhassett).

Der frühe Tod eines Freundes hatte ihm wieder die jenseitige Welt greifbar vor Augen gerückt, und seit Jahren in ihr heimisch, folgte er der abgeschiedenen Seele ins Gericht, um sich selbst mit dem furchtbaren ‚tête à tête avec Dieu', wie eine Frau von Genie es genannt hat, vertraut zu machen. Mühelos flossen ihm die Verse in die Feder, und scherzend bemerkt er in einem Briefe: ‚Sonderbar, wie leicht mein Geist arbeitet, wenn er sich nicht intellektuellen Problemen zuwendet!' Als die gesamte Presse das Werk bald nach Erscheinen mit hohen Lobsprüchen begrüßte, schrieb er charakteristisch in sein Tagebuch: ‚Vae cum benedixerint vobis homines (Luc 6, 26); so hat unser Herr einst gesprochen, und es scheint, daß ich mich in dieser Gefahr befinde. Der Wandel, der sich in der Stimmung meiner Zeitgenossen und besonders in der protestantischen Welt vollzogen hat, legt mir den Gedanken nahe, daß eine Nemesis am Werke sei, die mir nach jahrelangem Unrecht endlich bessere Tage bereiten will. Aber

* W. Ward: W. G. Ward and the Catholic Revival p. 198.

** geb. 2. Juni 1857 zu Broadheath (Worcestershire), 1905—08 Professor für Musik in Birmingham; komponierte 1900 das Oratorium ‚The dream of Gerontius'.

*** Barry zieht einen interessanten Vergleich mit den Chören des Äschylus heran: Newman S. 214.

† ‚Newmans höchste Gabe war ein Intellekt, der die logische Unzulänglichkeit der Worte, der Argumente, der Ideen, der Systeme, wenn sie den Realitäten, die sie verkörpern, gegenübergestellt werden, aufdeckte.' Barry: Newman S. 286.

die Erinnerung an den Ring des Polykrates kommt mir dabei nicht aus dem Sinn.'* Aus dem gleichen Grunde lehnte er, so sehr das allerhöchste Vertrauen ihn freute, die Einladung des Papstes, als Konzilstheologe nach Rom zu kommen, ab mit dem Bemerken, daß er sich eine solche Kompetenz nicht zutrauen dürfe. 'Man täuscht sich sehr über meine Begabung', notiert er im Tagebuch; 'ich verstehe nichts von Büchern, sondern lebe nur in einer mir eigentümlichen Welt; ich wüßte nicht, was ich den Vätern des Konzils an historischen und dogmatischen Kenntnissen besonders bieten könnte. . . . Ich bin zu alt, um mich über eine Bevorzugung zu freuen, die der tatsächlichen Grundlage entbehrt. . . . Ein anglikanischer Korrespondent schrieb vor kurzem: „Sie ahnen nicht, welch einzigartige Stellung Sie in England einnehmen; es gibt keinen, dessen Wort so hoch geschätzt wird und so wenig fremder Bekräftigung bedarf, wie das Ihrige; die Geschichte der Kontroversen hat kein Beispiel aufzuweisen, in dem die Macht der Persönlichkeit einen gleichen Umschwung in der öffentlichen Meinung sich erzwungen hat. . . ." Dieser Lobsprüche sind in letzter Zeit viele über mich ergangen; aber ich weiß, was ich von ihnen zu halten habe. Die Bitternisse des Lebens haben mich belehrt, daß sie nur Spreu sind, die der Morgenwind verweht und die am Abend vergessen ist.'**

Nüchterner hat selten einer das Urteil seiner Zeitgenossen, ihr Lob und ihren Tadel hingenommen, und er freute sich dieses Gleichmutes als der Frucht, die ihm in den Tagen der Prüfung gereift war. Von den Dingen der Außenwelt abgewandt, galt seine Aufmerksamkeit nur noch der täglichen Pflicht, der Leitung des Hauses und der Heilung seiner Seele. Um fünf Uhr erhob er sich, widmete zwei Stunden den Übungen der Frömmigkeit, zelebrierte gegen sieben und begab sich um acht zum Frühstück. Im Unterschied von andern heiligmäßigen Männern las er die Messe rasch (rapid), aber Augenzeugen erzählen, daß er dabei wie verwandelt wurde und auf alle einen tiefen Eindruck gemacht habe; sie war für ihn im wahren Sinne des Wortes ein Fest (wonderful solemnity), dessen erhabene Wunder ihn immer von neuem ergriffen***. Seinen Erzieherberuf faßte er im Gegensatz zu den herrschenden Grundsätzen als eine Aufgabe des Vertrauens auf. 'Nicht die jungen Leute durch ein Spionagesystem überwachen und bevormunden, sondern ihnen Vertrauen entgegenbringen, auch dann, wenn sie durch Torheiten oder Unüberlegtheiten sich dessen nicht würdig gezeigt haben. Vor allem aber heißt es, ihren Tätigkeitsdrang nicht eindämmen oder beschneiden, sondern durch möglichste Entfaltung auf die rechte Bahn lenken.' Das war sein Grundsatz, und nach einer Reihe von Jahren durfte er sagen, daß der Erfolg seine Auffassung bestätigt habe†. 'Newman war für uns,'

* W. Ward: Life of Card. Newman II, 203.

** W. Ward: Life of Card. Newman II, 241 ff.

*** H. Bremond: Newman S. 377; Jennings: Cardinal Newman, the story of his life p. 132 sq.

† Mary Church: Life and Letters of dean Church, p. 170 f. Thureau-Dangin: La Renaissance catholique III, 100.

so berichtet einer seiner Schüler, ‚was die Helden der Ilias für den jungen Griechen waren, . . . ein Lehrer, auf dessen Wort wir schworen, und über dessen Autorität hinaus es keine Berufung gab.'*

Und noch eine wichtige Aufgabe blieb ihm Tag für Tag zu erledigen: eine ungeheure Korrespondenz. Seit den großen Briefschreibern der klassischen Zeit ist uns kein bedeutender Schriftsteller bekannt, der einen so ausgedehnten Briefwechsel unterhalten und so gewissenhaft geführt hat wie Newman. Wards Biographie, die nur einen Bruchteil enthält, gibt einen geradezu überwältigenden Eindruck von der verborgenen Geistesarbeit Newmans, der, von offiziellen Lehrstühlen ausgeschlossen, sich in seiner Schreibstube einen Beichtstuhl errichtet hat, dessen Zugkraft weit über den Bereich der Universitäten hinausging. Wie er in seinem Tagebuch die eigene Beichte gewissenhaft ablegte, so nahm er in seiner Korrespondenz die Beichte der Intellektuellen des europäischen Kontinentes entgegen und leistete dabei einen Zuspruch, dessen Ausführlichkeit und Sorgfalt in der Zeit des Telegrammstils einzigartig sind. Der Kontroversist und Schriftsteller war auch ein Seelenleiter ersten Ranges, und wenn wir einer momentanen Äußerung glauben dürfen, hat er darin den einzigen Trost seines Lebens gefunden.

Was er in dieser Zeit am meisten scheute, war die Kontroverse, der laute Kampf auf dem Markte, der doch bloß eine Menge müßiger Zuschauer anlockt und den Beteiligten selten Nutzen bringt. Es kann hier auf die verwickelten Streitigkeiten um die ‚Wiedervereinigung der christlichen Kirchen' und um das ‚Vatikanum' nicht näher eingegangen werden**. Newmans Haltung war, seiner ganzen Veranlagung entsprechend, eine möglichst zurückhaltende, und wo er hervortreten mußte, geschah es vorwiegend irenisch. Er war mit Pusey der Ansicht, daß ‚wir als Kinder gemeinsamer Väter unter allen Umständen unsere gegenseitige Sprache verstehen lernen müssen. . . . Wie sollen wir auf Außenstehende irgendwelchen Einfluß ausüben, wenn wir als Christen uns untereinander nicht einmal verstehen'***? Eine Vereinigung der beiden Kirchen in corpore hielt er für eine Illusion, die sich sowenig verwirkliche, wie daß die Themse ihren Weg zurücklaufe; aber er glaubte doch und sprach es offen aus, daß die schroffe Abweisung der Unionisten durch die kirchliche Autorität nicht nötig gewesen wäre; die Absicht der Association for the promotion of the Union of Christendom sei fraglos die beste und lauterste, und bei einiger wohlwollenden Einsicht in die Psyche ihrer Führer hätten die Wasser echt christlichen Sinnes sich leicht, wenn auch langsam, in das Flußbett des wahren Glaubens leiten lassen†.

---

* Wilfrid Meynell: Cardinal Newman 69.

** Vgl. meine zusammenfassende Darstellung: Akademische Bonifaciuskorrespondenz 27. Jahrg. Nr. 3 (15. Februar 1912) S. 144–161: Die Oxfordbewegung und die Wiedergeburt des Katholizismus in England XII. Ausführlich Thureau-Dangin: La renaissance III, 14—70, 113—189; ferner die Biographien Wards, Purcells, Bellesheims, Blennerhassetts.

*** Eirenikon p. 341—343; Liddon: Life of Pusey IV, 185 sq.

† Vgl. die ausführliche freimütige Aussprache: Purcell: Life and Letters of Ambrose Philipps de Lisle I, 367—72.

Ebenso trat er zwischen die streitenden Parteien im Kampf um Puseys ‚Eirenikon'. Dieser hatte, anknüpfend an die Unionsbestrebungen seiner Glaubensgenossen, als die trennenden Momente nicht die Lehre, sondern ‚das praktische System des Romanismus' bezeichnet und einen Angriff auf die äußern Andachtsformen in der katholischen Kirche gemacht, der statt dem Frieden und der Verständigung zu dienen, den lebhaftesten Widerspruch hervorrief. Newman antwortete in einem offenen Briefe, der für seine tiefe Erfassung kirchlicher Andachtsübungen wie für seine mitfühlende Menschenkenntnis gleich charakteristisch ist, und aus dem wenigstens die originelle Verteidigung der Marienverehrung herausgehoben werden möge. ‚Von allen Leidenschaften des Herzens läßt die Liebe sich am schwersten meistern; ich weiß wenig Fälle, wo die Liebe wirklich so ganz Herr ihrer selbst war, daß sie sich überall und in allen Verhältnissen stets streng an die Regeln der Sitte und des feinen Geschmackes gehalten hätte. Welche Mutter, welche Gattin, welche Braut, welche Tochter, welcher verliebte junge Mann läßt sich nicht, trotz aller Regeln, durch seine Zärtlichkeit zu Torheiten hinreißen, die anderen lächerlich erscheinen und doch von denen, welchen sie gelten, gut aufgenommen werden! Bisweilen begeht man die Unklugheit, solche zu schreiben oder es erscheinen solche in Zeitungen; aber was anfangs durch die lebendige Stimme, durch den Blick der Augen und den Schlag des Herzens verständlich und liebevoll war, erscheint, vor die neugierige Menge hingeworfen, unendlich töricht und gemacht. Ebenso ist es mit den religiösen Empfindungen und frommen Übungen. Gedanken und Worte, die bei den Gläubigen von überirdischer Liebe glühen, bieten der Kritik ebensoviel Anlaß zu Ausstellungen, wie sie das Mittelmaß der stumpfen Menge überschreiten.' Die Marienverehrung gehe aus dem tiefen Liebesverhältnis hervor, in dem die katholische Christenheit zu der Mutter ihres Herrn und Meisters stehe, und nur wer dieses Verhältnis in der Fülle seiner Gedanken und Empfindungen verstanden habe, könne die Marienverehrung richtig beurteilen. Es sei ohne weiteres zuzugeben, daß die Form der religiösen Andacht Auswüchse haben könne und z. T. noch habe, auch daß die Religionsauffassung in den breiten Massen des Volkes leicht mit Bigotterie, Fanatismus und Aberglauben untermischt werde; aber im ganzen müsse im Auge behalten werden, daß die kirchlich approbierten Formen, mögen sie nun dem enthusiastischen, prunkliebenden Süden oder dem kühleren Norden entstammen, aus der Glut des religiösen Erlebnisses emporgewachsen seien. Das habe Pusey übersehen und darum statt des Friedens den Krieg gebracht. ‚Es gab vor Zeiten einen Krieger, der sein Schwert mit Myrten bekränzte, — verzeihen Sie, — Sie senden Ihren Ölzweig auch wie mit einer Wurfmaschine.'*

Die gleiche versöhnende Taktik suchte er in den Kämpfen um die päpstliche Unfehlbarkeit einzuschlagen. Seine Anschauung war so-

* Liddon: Life of Pusey IV, 135 f.

wohl von der der absoluten Konzilsgegner als auch der extremen Opportunisten verschieden. Schon im Juni 1868 schrieb er an einen Freund: ‚Ich halte die päpstliche Unfehlbarkeit nicht für ein Dogma, sondern für eine theologische Schulmeinung, d. h. nicht für sicher, sondern für wahrscheinlich (not as a certainty but as a probability).‘* Aber als gewisse Eiferer und Journalisten diese Unfehlbarkeit fast auf alle Worte des Papstes ausdehnten und sie mit Inspiration und Sündelosigkeit zu identifizieren drohten, als es hieß, daß diese extremen Anschauungen ohne Debatte, einfach per acclamationem, vom Konzil angenommen werden sollten, stellte er sich auf die Seite der Gegner. Den Versuch einer Annäherung Wards lehnte er ab; ebenso den Antrag, über die Stellung der ersten Jahrhunderte zur Unfehlbarkeitsfrage ein Buch zu schreiben.

‚Unsere Meinungsverschiedenheiten,‘ antwortete er Ward, ‚die Sie so sehr bekümmern, nehme ich leichter; denn solche gab es stets und wird es auch weiter in der Kirche geben. Christen müßten dem geistigen und intellektuellen Leben entsagen, sollten derartige Meinungsverschiedenheiten zu bestehen aufhören; sie sind die Folge ihres streitbaren Zustandes. Keine irdische Macht kann das hindern, und wollte sie es versuchen, so würde sie nicht mehr erreichen, als eine Wüste zu schaffen und das Frieden zu nennen. Und weil ich denke, daß Menschen, so sehr sie sich bemühen mögen, es nicht hindern können, empfinde ich keine besondere Ängstlichkeit oder Unruhe. Die Menschen können es nicht, und Gott will es nicht. Er will, daß solche Differenzen eine Übung der Liebe (und eine Förderung der Wahrheit) sein sollen. Natürlich wünsche ich mich tunlichst mit meinen Freunden in Übereinstimmung zu befinden; ist das aber trotz meiner äußersten Bemühungen nicht möglich, weil sie weiter oder weniger weit gehen als ich, so kann ich das eben nicht ändern und nehme es leicht.

‚Was den Vorschlag betrifft, ein Buch über die päpstliche Unfehlbarkeit zu schreiben, so ist mir das nie in den Sinn gekommen. Ich bin ein Kontroversist, kein Theologe, und wüßte nichts darüber zu sagen. Ich war stets der Ansicht, sie sei aller Wahrscheinlichkeit nach wahr, aber ich hielt sie nie für gewiß. Ihre Definition dünkt mir unwahrscheinlich und inopportun (inexpedient); aber ich hätte keine Schwierigkeit, sie anzunehmen, wenn sie ausgesprochen werden sollte; und ich glaube nicht, daß meine Vernunft in dieser Sache Wandlungen durchmachen werde.‘**

Je näher die Entscheidung kam, desto mehr fühlte er sich durch die Forderungen der Intransigenten beunruhigt und teilte seine Bedenken, die ihm besonders für England drohend schienen, seinem Bischof in einem vertraulichen Schreiben mit:

* W. Ward: Life of Card. Newman II, 236. Drei Jahre vorher hatte er bereits an Pusey geschrieben: ‚Was die päpstliche Unfehlbarkeit betrifft, so sehe ich nicht, was dagegen einzuwenden oder zu befürchten wäre; denn ich bin sicher, daß sie praktisch soweit eingeschränkt werden muß, daß die Dinge im Grunde bleiben, wie sie sind.‘ Ebd. II, 101.

** Purcell: Life of Manning II, 321 f.

‚Der Name Roms sollte zu allen Zeiten die Herzen erleichtern, und das Werk eines Konzils sollte, wenn Häresie oder sonst ein großes Übel droht, darin bestehen, die Gläubigen mit Hoffnung und Zuversicht zu erfüllen. Nun aber sehen wir die größte jemals berufene Kirchenversammlung, und durch die von Rom aus beglaubigten Organe wird nur Furcht und Bangigkeit verbreitet. Während wir alle ruhig und ohne Zweifel sind und — wenn auch nicht doktrinell, so doch praktisch — den Heiligen Vater für unfehlbar halten, ertönt plötzlich bei heiterm Himmel ein Donner, und es wird uns bedeutet, wir sollten uns, ich weiß nicht auf was vorbereiten und unsern Glauben, ich weiß nicht worauf prüfen. Keine drohende Gefahr ist abzuwenden, aber eine große Schwierigkeit soll geschaffen werden. Ist das ein dem ökumenischen Konzil angemessenes Werk?

‚Was mich persönlich betrifft, so erwarte ich, Gott sei Dank, keine Prüfung; aber das hindert mich nicht, das Leid so vieler Seelen mitzufühlen und mit Bangen der Aussicht entgegenzusehen, daß ich in den Fall kommen werde, Entscheidungen verteidigen zu müssen, die meinem eigenen Urteil nicht schwierig erscheinen, aber angesichts historischer Tatsachen logisch aufrecht zu erhalten sehr schwierig sein wird.

‚Was haben wir getan, um so behandelt zu werden, wie Gläubige vorher niemals behandelt worden sind? Wann war eine Definition de fide frommer Überfluß und nicht eine peinliche Notwendigkeit? Warum sollte eine aggressive, insolente Faktion das Recht haben, „das Herz des Gerechten, das der Herr nicht traurig gemacht hat, zu betrüben"? Warum können wir nicht ungestört bleiben, nachdem wir den Frieden gesucht und nichts Schlimmes gedacht haben?

‚Ich versichere Sie, Mylord, einige der besten Geister werden hin- und hergetrieben und wissen nicht, wohin sie den Fuß setzen sollen, — eines Tages entschlossen, der Theologie als „einem schlechten Metier" zu entsagen und künftig alles bis auf die Sündelosigkeit des Papstes zu glauben; dann wieder versucht, das Schlimmste, was im „Janus" steht, zu unterschreiben, während wieder andere „an der Fähigkeit der aus allen Enden der Welt herbeigeholten Bischöfe zweifeln, das zu beurteilen, was der europäischen Gesellschaft frommt", und sich über den Heiligen Stuhl ärgern, „weil er auf die Schmeichelreden einer Clique von Jesuiten, Redemptoristen und Konvertiten" hört.

‚Ferner gedenken Sie der Anhäufung von päpstlichen Skandalen während einer achtzehnhundertjährigen Geschichte, die teils aufgedeckt sind, teils noch aufgedeckt werden. . . . Und dann, welche Verheerungen folgen für die Menge von Anglikanern, Ritualisten und anderer, die selbst vielleicht nie katholisch werden, aber die verschiedenen englischen Kirchenwesen und Parteien wie mit einem Sauerteig von Grundsätzen und Empfindungen durchdringen, der sie zur endlichen Aufnahme in die katholische Kirche vorbereitet!

‚Mit solchen mir stets gegenwärtigen Gedanken mich tragend, frage ich

mich, ob es angezeigt sei, sie öffentlich auszusprechen; aber ich beschränke mich darauf, die alten Väter der Kirche, deren Stellung zu der Frage entscheidend wäre, um Abwendung eines so großen Übels zu bitten. Wenn es Gottes Wille ist, daß die päpstliche Unfehlbarkeit definiert werde, dann ist es auch sein Wille, die Zeit und den Augenblick des Triumphes, den er seinem Reiche bestimmt hat, hinauszuschieben, und ich werde mir sagen, daß ich vor seiner anbetungswürdigen, unerforschlichen Vorsehung mein Haupt beugen muß.'*

Dieser Brief, ‚einer der intimsten seines Lebens', wie er ihn nannte, ist nicht neu. Durch eine Indiskretion des englischen Geschäftsträgers am römischen Hofe, Lord Odo Russell, wurde er bereits während des Konzils bekannt und veröffentlicht; aber er erregt heute noch fast dasselbe Interesse wie damals: Einmal als historisches Dokument für die Gluthitze der Geister, in der der Begriff der Unfehlbarkeit bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet war; dann aber auch als Denkmal eines Freimutes, wie er seither nicht mehr möglich gewesen ist. In der ‚Apologia' hatte er geschrieben, daß derjenige, der sich stets der schuldigen Achtung gegen seine Vorgesetzten bewußt gewesen sei, das Recht habe, nicht nur der liebevollste Diener, sondern auch der freimütigste Tadler zu sein**.

Als die Definition gefällt war, fand sie Newman willig; er sah in ihrer Mäßigung einen Sieg der Minorität***, die durch ihren nachdrücklichen Widerspruch die resultierende dogmatische Form möglich gemacht habe. Unter diesem Gesichtspunkt suchte er die Unbeugsamen wie Döllinger, Acton, P. Hyacynthe zur Annahme der Dekrete zu bewegen. An den letzteren schrieb er: ‚Die Kirche ist die Mutter der Großen wie der Kleinen, der Herrscher wie der Untergebenen. „Securus iudicat orbis terrarum." Wenn sie durch die Bischöfe des Erdkreises erklärt, daß der Papst in gewissen Dingen unfehlbar sei, dann ist er es; denn die Stimme des Erdkreises ist die Stimme der Wahrheit, welchen Grund zu Beschwerden wir immer über gewisse kirchliche Praktiken haben mögen. Setzen wir uns nicht in Widerspruch mit dem Erdkreis.'†

Man weiß, daß aus der Konzilsentscheidung von ihren Gegnern staatsrechtliche Konsequenzen gezogen wurden, die in keiner Weise darin enthalten waren. Der heftigste Angriff kam von Gladstone††, und Newman fiel die Aufgabe zu, die Entscheidung in den Augen Englands zu retten und die

* Jennings: Cardinal Newman 110 ff.

** Geschichte meiner religiösen Psyche S. 176.

*** ‚Les efforts des doctes et éloquents prélats de la minorité n'ont point été perdus: on leur doit, en grande partie, l'heureuse sagesse de la définition.' Emil Ollivier: L'église et l'état au concile du Vatican p. 371. ‚La définition était moins un succès pour les infallibilistes qu'une garantie contre leurs exagérations.' Thureau-Dangin: La renaissance III, 144 sq.

† W. Ward: Life of Newman II, 376.

†† The Vatican Decrees in their bearing on civil allegiance; a political expostulation.

üblen Folgen von seinen katholischen Mitbürgern abzuwenden*. Manning hatte es bereits versucht**, aber in zwei wichtigen Punkten die Gegner unbefriedigt gelassen. Newman erkannte zunächst dem Ausgangspunkte Gladstones eine gewisse Berechtigung zu und zog eine scharfe Grenzlinie gegenüber der extremen Richtung. ‚Ich bekenne mit tiefem Bedauern, daß die Katholiken es zum großen Teil sich selbst und sonst niemand zuzuschreiben haben, wenn sie einen so religiös gesinnten Mann wie Gladstone sich entfremdeten. Man muß es zugeben: Unter uns sind Leute, die sich seit Jahren so verhielten, als ob mit ungestümen Worten und anmaßenden Taten keine Verantwortung verbunden sei, die Wahrheiten in der paradoxesten Form äußern und Grundsätze dehnen, bis sie zu zerspringen drohen, die schließlich, nachdem sie ihr Bestes getan, das eigene Haus in Brand zu stecken, es andern überlassen, das Feuer zu löschen.‘

Dann greift er aber das Problem an der Wurzel, an den Beziehungen der kirchlichen Autorität zum persönlichen Gewissen, und Gladstone gestand, daß diese Ausführungen ihn überzeugt hätten. ‚Es ist eitel und vergebens,‘ hatte dieser gesagt, ‚uns zu versichern, der Papst sei durch das moralische und göttliche Gesetz, durch die Gebote Gottes und die Vorschriften des Evangeliums gebunden, . . . denn über alles ist der Papst, ist sein Urteil der inappellable Richter.‘ — ‚Aber‘, antwortet Newman, ‚eine solche Macht kennt die Kirche und folglich auch der Papst nicht; denn die Regel aller ethischen Wahrheit, der Maßstab für Recht und Unrecht, der unzweifelhafte Gebieter, dessen Autorität über Engel und Menschen eine absolute ist, bleibt das göttliche Gesetz in uns, das Gewissen. . . . Gewiß, wenn ich (was nicht sehr passend wäre) genötigt würde, bei einem Trinkspruch der Religion zu gedenken, so würde ich mein Glas auf das Wohl des Papstes leeren, mit Verlaub — aber zuerst auf das Gewissen und dann auf den Papst.‘

Der Erfolg des Schriftchens war ungeheuer und zerstreute die Bedenken, die seine Haltung vor der Entscheidung des Konzils in Rom geweckt hatte. Pius IX. äußerte seine Befriedigung und ließ dem Autor seinen Glückwunsch überbringen, der übrigens nie überbracht wurde. Manning und seine Freunde waren noch in maßgebender Stellung; allerdings nur bis zum 7. Februar 1878, als Pius für immer die Augen schloß. Der Abschiedsgruß, den er in letzter Stunde an den neben dem Sterbelager knienden Manning richtete, ‚Addio carissimo‘, war für diesen auch der Abschiedsgruß an seine Position an der römischen Kurie. Als de Rossi einige Tage nach der Wahl den neuen Papst fragte, welches die Richtung seiner Politik sein werde, antwortete dieser: ‚Warten Sie meinen ersten Kardinal ab.‘***

* A Letter adressed to his Grace the Duke of Norfolk, on occasion of Mr. Gladstones recent Expostulation; deutsch bei Herder 1880.

** The Vatican Decrees in their bearing on civil allegiance, deutsch Mainz 1875.

*** Als Lord Selborne in einer Audienz den Namen Newmans erwähnte, leuchtete das Auge des Papstes auf, und er sagte: ‚Mein Kardinal! Es war nicht leicht, wirk-

Über die einzelnen Momente in der Erhebung zum Kardinalate, über die Umtriebe Mannings und die Bemühungen des Herzogs von Norfolk braucht hier nicht weiter berichtet zu werden. Ward hat nichts wesentlich Neues darüber beigebracht. Von Interesse sind nur einige Schreiben, in denen der fast achtzigjährige Greis seine kindliche Freude über die endliche Rehabilitierung durch den obersten Leiter der Christenheit ausspricht. ‚Dreißig Jahre lang', schrieb er an Pusey, ‚haben Menschen aller Schattierungen mir nachgesagt, daß ich kein guter Katholik sei. Das hat mir unendlichen Schmerz, beständige Abtötung und großen Zeitverlust bereitet. Man hat sich dessen als Mittel bedient, um die Menschen von der Kirche fernzuhalten. Einige sagten: „Seht, seine eigenen Glaubensgenossen haben kein Vertrauen zu ihm; der Papst weist ihn schroff ab." Würden Sie nach dieser Zeit der Buße, nach dieser langen Prüfung der Geduld und Ausdauer ein so ehrenvolles Anerbieten nicht als einen Ruf Gottes und als eine große Gnade betrachten, die jede Verdächtigung sowohl meiner Person als meiner Richtung für alle Zeiten ausschließt?'* Ebenso an seinen treuen Freund Church: ‚Haec mutatio dexterae Excelsi! Nun sind alle Geschichten, die man über meinen zweifelhaften Katholizismus und meinen Liberalismus in Umlauf gesetzt hat, zu Ende.... Ich habe mich stets bemüht, meine Sache in die Hände Gottes zu legen und geduldig zu sein. Sehen Sie nun, er hat mich nicht vergessen.'**

In der Tat: ‚Der römische Purpur barg in seinen Falten die Anerkennung seiner Orthodoxie, die Rechtfertigung seiner Lehre und die Beglaubigung des geistigen Testamentes, das er der Kirche der Zukunft zur Vollziehung aushändigte;'*** er ist aber auch der Beweis, daß der Katholizismus größer und weiter ist als die verbreitetsten Tagesmeinungen und die mächtigsten Schulen, daß alle Parteien in ihm Platz haben, wenn sie sich nur auf dem Boden des Dogmas halten und die schuldige Ehrfurcht gegen die Autorität bewahren, und daß schließlich, nach einem bekannten Worte, die Zukunft doch denen gehört, die an sie glauben und die nötige Geduld haben, sie zu erwarten. Als Newman, in die Einsamkeit des Klosters zurückgekehrt, auf die Vergangenheit zurückblickte, konnte er mit Befriedigung zu einem Besucher sagen: ‚Es haben sich allmählich doch alle um mich gefunden.'

Als am 11. August 1890 spät abends der Tod kam, fand er einen fast Neunzigjährigen, der wie wenige bereit war. Die Welt hatte dem, der das Dunkel und die Symbolik des diesseitigen Lebens erkannt hatte, nichts mehr zu bieten. Seit langem ausschließlich auf die jenseitige Welt gerichtet, empfand er die Auflösung als eine Befreiung von schweren Fesseln,

---

lich, es war nicht leicht. Man sagte, er sei liberal; aber ich glaube, daß ich mit seiner Auszeichnung die Kirche selbst geehrt habe.' Thureau-Dangin: La renaissance catholique III, 233.

* W. Ward: Life of Card. Newman II, 445.

** Ebd. II, 452.

*** Blennerhassett: Newman 235.

als einen Aufstieg zum Lichte der wesenhaften Wahrheit, die hienieden nur in Zeichen und Bildern erfaßt werden kann.

,Sinnbildlich ist nur, was in dieser Welt,
Die höchste Wahrheit immer stellend dar,
Voll Leben führet dich den richt'gen Weg.
Selbst ohne Leib, bist du berechtigt nicht,
Mit andern zu verkehren als mit dir.
Doch daß so tiefe Einsamkeit nicht ganz
Erdrücke dich, ist gnädig dir gewährt
Geringerer Erkenntnis Fähigkeit, . . .
Die, wenn auch wahr, doch immer rätselhaft.'*

So hatte er einst den Engel zu Gerontius sagen lassen, und nun konnte er mit diesem erwidern: ,Take me away,
That sooner J may rise, and go above,
And see Him in the truth of everlasting day.' **

Das ist es auch, was er der Nachwelt als Kompaß seines und jedes religiösen Lebens ein letztes Mal in seiner Grabschrift vor Augen halten wollte: ,Ex umbris et imaginibus in veritatem' — aus dem Dunkel und der Symbolik des irdischen Lebens zum Lichte und zur Wahrheit des lebendigen Gottes.

* Traum des Gerontius, autorisierte Übertragung, Mainz 1885, S. 32 ff.

** ,Hinweg mich trag',
Daß schneller ich gelang' zum Heiligtum,
Um Ihn zu schauen in der Wahrheit ew'gem Tag.'
Ebd. S. 53.

Richard Wagners ‚Jesus von Nazareth'
Von Eugen Schmitz

Wiederholt schon ist an dieser Stelle darauf hingewiesen worden, von welch' großer Bedeutung für die Verbreitung wirklichen Verständnisses Wagners, seines Schaffens und seines Wollens die Popularisierung der Gesammelten Schriften des Meisters erscheint, die anläßlich des Jubiläumsjahres 1913 in die Wege geleitet wurde. Zunächst in ästhetischer Hinsicht, um Klarheit über die tieferen Intentionen des Bayreuthers zu vermitteln. Dann aber auch als Fundgrube unmittelbar künstlerischer Anregung. Denn gar manches, was hier als knapper Entwurf, als unvollendete Skizze ein verstecktes Dasein führt, zeugt in seiner Art nicht minder von Wagners überragender Künstlerschaft als seine berühmten großen Werke. Aus dieser verborgenen poetischen Schatzkammer sei heute eine Arbeit des Meisters ans Licht gezogen, die vielleicht gerade bei dem Leserkreis unserer Zeitschrift auf besonderes Interesse rechnen darf: der dramatische Entwurf ‚Jesus von Nazareth'. Er liegt wohl schon seit einem Vierteljahrhundert im Druck vor, dürfte aber jenseits der Kreise der spezialistischen Wagnerforscher kaum je sonderliche Beachtung gefunden haben. Erst durch seine nunmehrige Aufnahme in die volkstümliche Gesamtausgabe von Wagners Schriften ist er der breiten Öffentlichkeit erschlossen und harrt geistiger Besitzergreifung auch seitens des nichtfachmännischen Wagnerfreundes.

Wagners ‚Jesus von Nazareth' reiht sich, wie der Literarhistoriker Koch in seiner Wagnerbiographie ausführt, ‚in die lange Reihe der mit Klopstocks „Messias" und Goethes „Ewigem Juden" beginnenden neueren Christusdichtungen, ja, eröffnet, da Grabbes Absicht kaum bekannt wurde und Friedrich Hebbels schwerwiegende Bruchstücke erst von 1863 stammen sollen, die in den zwei letzten Jahrzehnten so stark anschwellende Schar der Versuche, aus der Heilsgeschichte eine Tragödie zu gestalten. Aber das Wesentliche und Unterscheidende von Wagners Entwurf ist, daß er durchaus von der revolutionären Strömung der Jahre 1848/49 getragen wird. Wie andere Dichter in Dramen, als deren Helden Rienzi, Florian Geyer, Tiberius Gracchus, Katilina auftreten, freiheitliche und sozialistische Forderungen der Revolution verfochten, so wurde von Wagner als Vorkämpfer für sein eigenes politisches und soziales Glaubensbekenntnis Jesus auserwählt. Mit vollem Rechte rühmt Walter Dohn in seiner reichhaltigen kritischen Übersicht deutscher Dichtungen, die Ideen und Ereignisse der Revolutionsjahre 1848/49 behandeln, Wagners „Jesus von Nazareth" trotz seiner Nichtvollendung als das bedeutendste Werk dieses ganzen Literaturkreises'. — Damit hat Koch sehr schön und richtig die entwicklungsgeschichtliche Stellung von Wagners Jesusdichtung umschrieben, zugleich aber auch ein Moment berührt, dessen allzu starke Unterstreichung eine vorurteilsfreie Einschätzung der in Frage stehenden Wagnerschen Schöpfung seither wesentlich erschwert hat. Seitens der Wagnerforschung ist des Meisters ‚Jesus von Nazareth' nämlich stets zu

einseitig im Sinne einer philosophischen und politischen Tendenzdichtung aufgefaßt, und darüber in seiner Bedeutung als reines Kunstwerk unterschätzt worden. Anlaß dazu hat seine Entstehungsgeschichte gegeben. Wagner schrieb den Entwurf um die Jahreswende 1848/49 nieder, als ringsumher bereits die Wogen der Revolution brandeten. Und wie er unter diesen Verhältnissen kurz vorher den Gedanken gefaßt hatte, in einem gesprochenen Drama den alten Kaiser Barbarossa als deutschen Freiheitshelden der zerrütteten, in Knechtschaft versunkenen Gegenwart mahnend vor Augen zu führen, so entstand, wie Wagner selbst sagt, allerdings auch der ‚Jesus von Nazareth‘, um ‚der empörten Stimmung Luft zu machen‘, die die immer unhaltbareren sozialen und politischen Verhältnisse, unter denen zu leben er gezwungen war, in ihm ausgelöst hatten. Allein, um den Einfluß dieser tendenziösen Entstehung auf die Gestaltung des Jesusdramas, wie es Wagner vorschwebte, richtig einschätzen zu können, muß man die Form des Entwurfes ins Auge fassen. Der Entwurf gliedert sich nämlich in zwei Abschnitte, einen ‚praktischen‘ — sozusagen — und einen ‚theoretischen‘. Der praktische ist die eigentliche Skizze des Dramas, die den Inhalt und Aufbau der geplanten fünf Akte vorzeichnet; der theoretische dagegen, der seinerseits wieder in zwei Unterabteilungen zerfällt, bringt in breitester Ausführung das philosophische und politische Gedankenmaterial, das in dem Drama verarbeitet werden sollte. In letzterem Abschnitt nun erschöpft sich eigentlich das tendenziöse Wesen des Entwurfs; in die dramatische Skizze selbst spielt relativ nur wenig davon hinüber, und ob dieses Wenige, falls Wagner den Entwurf ausgeführt hätte, wesentlich vermehrt worden wäre — angenommen selbst der Meister habe ursprünglich diese Absicht gehabt —, muß dahingestellt bleiben, denn dem Künstler Wagner wäre später die Gefahr, die derartig theoretisierendes Beiwerk für die dramatische Wirkung bedeutet, schwerlich entgangen. So verhält sich der theoretische Teil des Jesusentwurfs zum praktischen, ähnlich wie etwa der Nibelungenaufsatz zum ‚Ring‘ — es ist lediglich der Niederschlag der Quellenvorstudien und der durch sie ausgelösten Raisonnements zum späteren selbständigen Kunstwerk. Als solcher ist er nun gewiß in mancher Beziehung von großem Interesse. Zunächst als Beitrag zur Kenntnis von Wagners Arbeitsmethode. Läßt er uns doch aufs neue erkennen, mit welch' eminenter Gründlichkeit Wagner jeweils seinen dramatischen Stoff studierte. So hatte sich der Meister zum ‚Jesus‘ aus dem ganzen Neuen Testament eine überreiche Fülle biblischer Zitate zusammengestellt, in denen er Belege zu seinen philosophisch-politischen Anschauungen fand oder zu finden glaubte. Diese Zitatensammlung bildet die zweite Hälfte des theoretischen Abschnittes des Entwurfs; in der ersten hat Wagner mit eigenen Worten seiner Weltanschauung von damals Ausdruck gegeben. Diese gründet sich im wesentlichen auf die allgemeinen sozialpolitischen Gedanken des achtundvierziger Jahres; doch spielen auch Erinnerungen an die Theorien des St. Simonismus und die sozialen Schriften des Abbé Lamenais, sowie von J. P. Proudhons ‚Untersuchungen über den letzten Grund des Staates‘ und an deutsche Tendenzschriften wie Wilh. Weitlings ‚Evangelium

Mithras in seiner Grotte einen Stier opfernd (Louvre).



Zu dem Artikel: Die Fossilien der antiken Götter.

des armen Sünders‘ herein. Sogar Feuerbachs Einfluß, der in den nächsten Jahren vorübergehend so bedeutsam für Wagner werden sollte, macht sich bereits ganz deutlich geltend. Um das ziemlich radikale Wesen der aus solcher geistigen Grundlage resultierenden Anschauungen Wagners zu kennzeichnen, genügt es, Gedankengänge hervorzuheben wie: ‚Die Sünde gegen das Eigentum entspringt einzig aus dem Gesetz des Eigentums‘, das der menschlichen Natur und ihrem Begehren nach Freiheit zuwider sei, ebenso wie das Ehegesetz, wenn es das Weib einem ungeliebten Mann zum Eigentum gibt und die wirkliche Befriedigung ihrer Liebe als Ehebruch verurteilt. ‚Im Gesetz war die Sünde, und die Liebe ist das Gesetz des Lebens.‘ Wie man sieht, mischen sich hier idealistische Ideen seltsam mit solchen von ethisch zweifelhaftem Charakter, ebenso wie klargeschauter Realismus von seltsamen utopistischen Vorstellungen durchsetzt erscheint. Als Dokument für Wagners damals in einem wilden Gärungsprozeß befindliche geistige Entwicklung ist immerhin auch dieser Teil des Jesusentwurfs von Wert. Hoch über ihm aber steht jedenfalls die eigentliche szenische Skizze, in der sich der Künstler, der Dramatiker Wagner bekundet, und zwar teilweise von seiner besten Seite. —

Für Gestaltung und Bau dieses Jesusdramas, wie es Wagner vorschwebt, erscheint ausschlaggebend des Meisters Auffassung der Persönlichkeit seines Helden. Wagner betont theoretisch mit aller Schärfe, daß er Jesus nur als Menschen verstanden wissen wolle, und daß er zu dieser ‚für den Künstler ergiebigen wundervollen Erscheinung des Menschen Jesus‘ erst durch prinzipielle Ausscheidung des symbolischen Christus gelangt sei. Gewiß haben hiebei wieder einige tendenzielle literarische Einflüsse mitgewirkt, so besonders Erinnerungen an David Friedr. Strauß' ‚Leben Jesu‘, das zwar der spätere Wagner aufs schärfste verurteilte, das ihn aber damals als angehenden Feuerbachianer stark fesselte. Der Hauptsache nach aber waren, wie Wagner selbst andeutet, doch künstlerische Gründe für die rein menschliche Auffassung des Vorwurfs ausschlaggebend. Daß heilige oder göttliche Wesen als dramatische Helden ungeeignet sind, hat schon Lessing in seiner Dramaturgie gezeigt. So mußte auch Wagner seinen Helden, wollte er ihm nicht nur anbetende Verehrung, sondern — wie es das Drama erheischt — auch menschliche Teilnahme sichern, im Wesen seines Handelns und Leidens als durch menschliche Verhältnisse bedingt zeigen. Darum sind z. B. die Wunder Jesu, soweit sie im Drama angezogen werden, auf menschliche Basis gebracht, seine Erweckung der Toten etwa als ärztliche Behandlung des Scheintodes hingestellt u. dgl. Ganz freilich hat Wagner die übernatürliche Natur Jesu doch nicht ausgeschaltet: er behält nämlich alle die Wunderzeichen bei, die sich bei Jesu Tod ereignen. Und daraus zeigt sich wieder, daß ihn in erster Linie nicht tendenzielle, sondern künstlerische Absichten geleitet haben. Vom Standpunkt der Tendenz aus wäre ein solcher Schluß inkonsequent über die Maßen; künstlerisch aber bedeutet er einen genialen Zug: nicht nur im Sinne dankbarer romantischer Bühnenwirkung,

sondern vor allem als eine mächtige innere Steigerung, insofern sich daraus eine Apotheose des Reinmenschlichen — das am Ziel gewissermaßen mit dem Heiligenschein der Göttlichkeit geschmückt wird — von überwältigender Großartigkeit ergibt. —

Ausgangspunkt der dramatischen Verwicklung in Wagners Dichtung ist das Mißverständnis der Sendung Jesu durch das Volk. Das Volk erhofft von Jesus weltliche Taten: die Errettung des Judentums von der Zwingherrschaft der Römer. Die wirkliche, geistige Mission des Messias vermag es nicht zu fassen. Darauf wird gleich zu Anfang des ersten Aktes der Wagnerschen Dichtung durch ein Gespräch zwischen Judas und Barrabas, der als politischer Parteigänger Jesu gedacht ist, hingewiesen. Auch sonst entwickelt dieser Akt die Exposition, indem er Jesus inmitten seines Wirkens zeigt: er bringt die Erweckung der scheintoten Tochter des Zöllners, die Zurückweisung der Versuchung der Pharisäer wegen des Sabbats und des Kaiserzinses — letztere als eine der ersten Enttäuschungen hingestellt, die Jesus dem nach politischer Befreiung lechzenden Volk bereitet —, die Szene mit der von Jesus freigesprochenen Ehebrecherin (Maria Magdalena!), endlich das Mahl, das Jesus bei dem Zöllner einnimmt, umringt von stürmisch huldigenden Volksmengen. Der zweite Akt beginnt mit einer an den Anfang des ‚Parsifal' gemahnenden Situation. Jesus am See Genezareth unter einem Baume schlafend. Maria Magdalena naht sich als Büßerin und erfleht ihre Aufnahme in die Schar der Jünger. Jesus spricht von seiner Sendung, wird aber weder von seinen Brüdern (Josephs, des Zimmermanns Söhnen) noch von den Jüngern verstanden. Alle, Judas voran, fordern ihn auf, zu Jerusalem das Amt des Messias feierlich anzutreten und die momentane Schwäche der Römer zu einem Staatsstreich zu nützen. Zugleich nahen sich große Volksmengen, die ihn zum König ausrufen wollen. Jesus beschließt zu fliehen und besteigt ein Schiff, doch jammert ihn der Anblick des unglücklichen Volkes. So will er wenigstens noch Trost spenden: Szene der Schiffpredigt, Verkündigung der Seligkeiten, Andeutung des Erlösungstodes und der Wiederkunft zur Befreiung der Menschen. Unter Zurufen des tiefergriffenen Volkes wird das Schiff zuletzt flott gemacht, Jesus nimmt Abschied, und das Volk bricht auf, ihm nach Jerusalem nachzuziehen. Dort spielt der dritte Akt, der mit einer Beratungsszene zwischen Pilatus, Kaiphas und den Pharisäern beginnt; man beschließt, Jesus, den man ebensowohl als einen Feind der Römer wie als einen Gegner des aristokratischen jüdischen Priestertums erkannt hat, zu verderben. Unterdessen feiert dieser unter stürmischem Jubel des Volkes seinen Einzug zu Jerusalem. Er vertreibt die Händler aus dem Tempel und hält eine donnernde Rede gegen die Pharisäer und das Gesetz, gegen Druck und Ungerechtigkeit. Neuer Jubel des Volkes; allgemeine Aufforderung an Jesus, sich als Messias zu bekennen. Als Antwort erfolgt aber nun Jesu Wort: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt' und die Verkündigung seiner wahren Sendung als Erlöser aller Völker, nicht nur der Juden allein, sowie die Weissagung vom Ende

Jerusalems und von der Zerstörung des Tempels. Darauf allgemeine Bestürzung. Das Volk entflieht; nur die Jünger harren bei Jesus aus und folgen ihm zum Abendmahl. Dessen Feier zeigt der Anfang des vierten Aktes, und zwar ziemlich genau der biblischen Erzählung folgend (Jesu Verheißungen, Szenen mit Petrus und mit Judas). Nachdem Jesus sich entfernt hat, dringen unter Führung des Judas Kriegsknechte des Hohenpriesters ein, um den Galiläer gefangen zu nehmen. Dieser hat sich unterdessen nach Gethsemane am Ölberg begeben, wo der zweite Teil des Aktes spielt, der ebenfalls die bekannten biblischen Vorgänge (Verrat des Judas und Gefangennahme Jesu) bringt. Der letzte Akt ist als große, immer lebendiger sich entfaltende Volksszene angelegt; er beginnt mit den bekannten Vorgängen am Lagerfeuer vor des Pilatus Palast (Verleugnung Petri) und erreicht den Höhepunkt mit der leidenschaftlich bewegten Gerichtsszene, in der Pilatus, der sich unterdessen von Jesu Unschuld überzeugt hat, widerwillig dem durch die Pharisäer aufgehetzten Volk, dessen er mit seiner geringen römischen Mannschaft nicht Herr zu werden vermag, nachgeben und Jesus zum Tode verurteilen muß. Unter höhnischem Jubel tritt Jesus, die Dornenkrone auf dem Haupt, den Weg zur Richtstätte an. Er nimmt Abschied von der Mutter, tröstet die weinenden Frauen und richtet an die Jünger die letzten Worte, ihnen das Apostelamt übertragend. Zu Petrus, der sich reumütig ihm zu Füßen wirft und begehrt, mit ihm sterben zu dürfen, spricht er: ‚Du folgtest mir hieher, mich zu verleugnen, nun bleibe, um von mir zu zeugen.‘ Darauf wird Jesus fortgeführt. Petrus ist an der Treppe des Palastes schmerzlich zusammengesunken; verzagt finden sich allmählich die Jünger zu ihm, unter ihnen Judas, der, als er hört, daß Jesus eben den Opfertod stirbt, verzweifelt davonstürzt. Unterdessen hat sich der Himmel verfinstert. Gewitter und Erdbeben. Schreckensberichte des wehklagend hereinstürzenden Volkes; Johannes und die beiden Marien kommen von der Hinrichtung zurück: ‚Er hat vollendet.‘ — Da richtet sich mit einem Male Petrus, vom Heiligen Geist erleuchtet, auf, und verkündet begeistert das Evangelium Jesu: staunend hört ihn das Volk; viele drängen sich heran und begehren die Taufe — die erste Christengemeinde ist begründet.

Schon vorstehende knappe Skizze, die nur einen gedrängten Auszug aus Wagners Entwurf gibt, genügt, um die hohen dramatischen Qualitäten der Dichtung erkennen zu lassen. Zunächst eignet dem Ganzen wieder jene klare prägnante Geschlossenheit des Aufbaus, die wir an allen Meisterwerken Wagners bewundern. Trotzdem Wagner der biblischen Vorlagen sich mit großer Freiheit bedient, fehlt seinem Jesus kaum ein markanter Zug der Evangelien. Dies wurde im engen Rahmen des Dramas dadurch ermöglicht, daß ähnliche oder verwandte Situationen zu einer zusammengezogen wurden, so z. B. die Schiffpredigt und die Bergpredigt, dann vor allem die verschiedenen Ereignisse des ersten Aktes zu der einen Szene im Zöllnerhaus u. dgl. Dabei reiht Wagner aber die einzelnen Bilder nicht mosaikartig aneinander, sondern ist stets bemüht, sie in den Gesamtzusammenhang

organisch einzugliedern, oder besser gesagt, sie daraus hervorgehen zu lassen. So ist z. B., wie schon angedeutet, die Episode mit dem Zinsgroschen meisterlich als erste Äußerung des Mißverständnisses zwischen Jesus und dem Volk eingeführt, so ist auch die ergreifende Begegnung mit der Ehebrecherin, resp. die Tatsache, daß diese Jesus zur Aburteilung übergeben wird, als situationsschilderndes Symptom der politischen Gärung hingestellt. Und daß diese Ehebrecherin selbst wieder keine andere ist als Maria Magdalena, das ist ein Beispiel jener von Wagner auch sonst gern geübten Zusammenziehung verwandter dramatischer Erscheinungen, wodurch der Personenkreis des Dramas verringert und damit schärfer umrissen wird. Gerade dadurch wird es möglich, daß neben der überragenden Persönlichkeit Jesu als des Haupthelden auch noch andere dramatische Charaktere markant hervortreten. Darunter nicht nur führende wie Petrus, sondern selbst Episodenfiguren wie Barrabas, der nicht wie in der biblischen Überlieferung als ‚Mörder' hingestellt ist, den das Volk kritiklos an Jesu Stelle losbittet, sondern als ein politischer Parteigänger Jesu, der den Versuch macht, dessen Messiastum durch einen Aufstand gegen die Römer zu unterstützen, dabei aber besiegt und gefangen wird, eben dieses mißlungenen Befreiungsversuchs halber aber viel eher das Mitleid des Volkes findet als Jesus, von dem man sich so bitter enttäuscht wähnt.

Als die bedeutendste und wirkungsvollste unter den Jesus zur Seite stehenden dramatischen Charakterfiguren erscheint aber Judas. Er ist keineswegs als kalter, finsterer Bösewicht und Verräter hingestellt, sondern als der, der unter Jüngern und Volk am festesten, leidenschaftlichsten an den weltlichen Messiasberuf Jesu glaubt. Und so läßt er sich zum Verrat seines Meisters nicht durch schnöde Habgier verleiten, sondern durch die Idee, Jesus dadurch, daß er ihn in höchste Gefahr bringt, gewissermaßen zu *zwingen*, von seiner übernatürlichen Macht als Messias gegen seine menschlichen Feinde Gebrauch zu machen. Erst als auch in diesem entscheidenden Moment das ersehnte Messiaswunder ausbleibt, erkennt er zu spät das furchtbare Mißverständnis, dem er, in Träumen von irdischer Macht und Hoheit befangen, zum Opfer fiel, und endet in Verzweiflung. Vorübergehend hatte Wagner die Absicht, diese psychologische Entwicklung durch Hereinziehen der Persönlichkeit der Maria Magdalena noch weiter zu komplizieren. Im Entwurf selbst ist das zwar kaum angedeutet, aber mündlich hat sich Wagner gelegentlich eingehend darüber geäußert. Dem Verrat am Ölberg unmittelbar vorher sollte eine Szene des Judas mit Maria Magdalena gehen, in der er, hingerissen von der Schönheit der um Rettung des Meisters flehenden ehemaligen Sünderin, erklärt, um den Preis ihrer Liebesgunst seinen ehrgeizigen Plänen entsagen und die Gefahr von Jesus noch im letzten Moment abwenden zu wollen. Maria aber, der Lehre Jesu eingedenk, weist dieses sündige Ansinnen standhaft zurück, worauf Judas mit den Schergen nach Gethsemane aufbricht. Die Durchführung dieser Szene wäre ein Gedanke von seltenster Kühnheit, aber zweifellos ganz außerordentlicher

dramatischer Wirkung gewesen; bekanntlich taucht er ähnlich in stoffverwandten Dramen auch späterer Dichter wieder auf. —

Spricht sich in solchen feinen psychologischen Details, in der Schärfe der allgemeinen Charakterzeichnung und der Gedrungenheit des Gesamtaufbaus der Reichtum des Entwurfs an innerer Dramatik aus, so verrät in nicht minderem Maße die ganze szenische Gestaltung die Meisterhand des Bühnentechnikers. Ganz dem Sinne bühnengemäßer Wirkung entspricht namentlich die Steigerung in der Anlage der einzelnen Akte, die sich dadurch ergibt, daß der Aktschluß jeweils in einer grandiosen Massenszene gipfelt. An Großartigkeit der bildhaften Wirkung, Lebendigkeit der Bewegung und Schärfe der Kontraste am höchsten steht unter diesen Massenszenen der Schluß des dritten Akts: erst der unter tosendem Jubel des Volks sich vollziehende pomphafte Einzug Jesu in Jerusalem, sein gebietendes Auftreten gegen die Tempelschänder und Pharisäer, das ihn auf dem Gipfel seiner Gewalt über das Volk zeigt; — und dann, in dem Moment, wo ihm alles zujubelt, wo alles das entscheidende Machtwort des weltlichen Messias von ihm erwartet, — die plötzliche Resignation ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt‘, die das Volk jäh in Verwirrung und Schrecken versetzt, so daß sich der vorher Umjubelte auf einmal allein sieht und nur die Jünger mit schüchternem Trost sich zu ihm finden, um ihn zum Ostermahl zu geleiten. Dieses Nebeneinander markantester Gegensätze bedeutet ein Meisterstück dramatischer Bühnenwirkung, das im bisherigen Schaffen Wagners nur im vierten Finale des ‚Rienzi‘, sowie an den großen Höhe- und Wendepunkten des ‚Tannhäuser‘ und ‚Lohengrin‘ Seitenstücke hatte. Kaum minder eindrucksstark ist der Schluß des fünften Aktes gestaltet. Daß das krasse Schauspiel der Hinrichtung Jesu dem Blick entzogen bleibt, entspricht durchaus den Anforderungen des ästhetischen Geschmacks. Um so wirkungsvoller ist die Ankündigung von Jesu Tod durch die Wunderzeichen und das klagende Volk. Und wenn nun der bis dahin in Verzweiflung verlorene Petrus sich plötzlich vom Geiste erleuchtet aufrichtet, dem staunenden Volk die Lehre Jesu verkündet, und die ersten Christen sich zur Taufe drängen, so bedeutet dies nicht nur abermals einen unerwarteten, packenden Kontrast, sondern läßt das Drama auch mit einem bedeutsamen welthistorischen Ausblick ausklingen, der noch viel großartiger erscheint als das ‚Nach Troja‘ am Schluß von Wagners Bearbeitung der Gluck'schen ‚Iphigenie in Aulis‘. Allerdings ist ja dieses Hereinziehen des Pfingstevangeliums in den Schluß der Passion ein etwas kühner Anachronismus; deshalb hat Wagner auch noch eine andere Fassung erwogen, derart, daß während der Klagen des Volkes über die Schreckenszeichen bei Jesu Tod dem Pilatus die Nachricht von dem Eintreffen der erwarteten römischen Legionen zukommt, und dieser nun in Drohungen gegen Jerusalem, an dem der Tod des Nazareners gerächt werden solle, ausbricht. Auch dieser Schluß, obwohl er dem ersten nachsteht, zeichnet sich durch den bedeutsamen historischen Ausblick aus. —

Meines Wissens hat sich Wagner nie ganz klar darüber ausgesprochen,

ob er sich seinen ‚Jesus von Nazareth‘ als gesprochenes oder als Musikdrama dachte. Beim Entwurf des ‚Friedrich Rotbart‘ schwebte ihm von vornherein ein rezitiertes Schauspiel vor, und ein Gleiches könnte man, soferne man die philosophisch-politische Seite des Jesus-Entwurfs ins Auge faßt, die als rein intellektuell durchaus unmusikalisch ist, auch für diesen ohne weiteres annehmen. Daneben ist aber doch auch nicht zu verkennen, welch feine musikalische Stimmungen in der Dichtung schlummern: man denke an die Morgenszene am See Genezareth, an die Abendmahlsfeier, an die Ölbergszene — Momente, bei denen man unwillkürlich situationsverwandte Motive aus ‚Parsifal‘ anklingen hört. Vor allem aber wären die großen dramatischen Massenszenen ein dankbares Feld für den Musiker Wagner gewesen, ja sie hätten ihrer vollen Wirkung nach überhaupt nur durch musikalische Behandlung ausgeschöpft werden können. Man denke sich etwa einmal die große Tempelszene mit all der reifen Kunst ausgeführt, die Wagner kurz vorher im ‚Lohengrin‘ mit dem grandiosen musikalischen Aufbau der Gerichts- oder der Münsterszene bewährt hatte! Das wäre zweifellos eine der mächtigsten Wirkungen aus Wagners erster musikdramatischer Epoche geworden! Der Meister selbst hat sich eingehender mit Überlegungen über die musikalische Ergiebigkeit seines Jesusdramas sicher nie befaßt. Denn die im Stoff begründete absolute Unmöglichkeit, das Werk je auf die Bühne zu bringen, ließ ihn, wie er selbst sagt, die Arbeit vorzeitig abbrechen. So ist der Wagnersche ‚Jesus von Nazareth‘ Entwurf geblieben. Allein auch als solcher gehört er zu den Äußerungen von Wagners Dichtergenius, die wir als wesentliche Bausteine zu des Meisters künstlerischem Charakterbild nicht missen mögen.

Kleine Bausteine

Rabindranath Tagore / Von Beda Prilipp

‚Die Geschichte des Menschen umschließt die Annalen einer Reise — *einer* Pilgerfahrt zur Erkenntnis seines unsterblichen Selbst, seiner Seele. Durch Erhebung und Fall mächtiger Reiche, durch Anhäufen gigantischer Massen Goldes und ihr achtloses Verrieseln in den Staub, durch Erfindungen vielzweigiger Systeme aus Symbolen, die dem Träumen und Sehnen des Menschen Gestalt geben sollen und dann verworfen werden gleich dem Tand überlebter Kinderzeiten, durch das Schmieden magischer Schlüssel, die der Schöpfung Geheimnisse aufschließen möchten und nach jahrhundertlanger Arbeit beiseite gelegt werden, um in mühseliger Werkstattfron in neuer Form wieder zu erstehen — ja, durch alles dieses wandert die Menschheit von Epoche zu Epoche der vollkommeneren Erkenntnis ihrer Seele zu. Wahrlich, größer ist diese Seele denn alle Dinge, die der Mensch um sich häuft, größer als die Taten, die er vollbringt, weiter reichend als die Theorien, die er aufbaut, und Tod oder Verwesung können ihren Aufstieg nicht hemmen. Mit kolossalen Ruinen haben Irrtum und Mißerfolg die Straße der Menschheit besät, ungeheuer schienen ihre Schmerzen gleich den Geburtswehen, in denen ein Riesenkind zur Welt kommt; doch in diese Leiden klingt verheißend eine Erfüllung, die sich in die Unendlichkeit hinausdehnt. Auf mannigfache Weise hat die Menschheit ihr Märtyrertum getragen. Sie trägt es noch. Alle menschlichen Einrichtungen sind Altäre, an denen täglich Opfer, wundersam und überwältigend an Art und Zahl, dargebracht werden. Alles dieses wäre vollkommen sinnlos und unerträglich, wenn dem Opfernden nicht Gefährtin die tiefste Freude der Seele wäre, die ihre göttliche Kraft im Leiden stählt und im Entsagen ihren unerschöpflichen Reichtum erweist. So kommen diese Pilger, alle — alle — in ihr wahres Erbe der Welt. Unaufhaltsam weitet sich ihr Fassungsvermögen und sucht die höhere und erhabenere Einheit und nähert sich der einen im Zentrum ruhenden Wahrheit, die alle Weisheit in sich schließt.‘

Vor einem abendländischen Auditorium, in der Harvard Universität war's, wo der edle Denker und Dichter diese Worte gleich einem Glaubensbekenntnis sprach. Sie bilden eine Art Inhaltszusammenfassung aus der Reihe jener in englischer Sprache ausgearbeiteter Vorträge, die der Macmillan Verlag zu London nebst mehreren Gedichtsammlungen herausgab, ehe man noch vermuten konnte, daß die Lorbeeren des Nobelpreises Tagores Stirn kränzen würden. Der aufmerksame Leser dieses ethisch-philosophischen Buches ‚Sad hana‘ (Realisation of Life) empfindet sogleich, wie sich eine Freundeshand über den uns vom Orient trennenden Abgrund entgegenstreckt. Aus dem rätselvollen Wirrsal unverstandener Symbole von Urkulten, deren Spuren

noch heute manch irrender Menschenfuß folgt, reckt sich vor uns eine lichte Gestalt auf.

Die strenge Schule der Kontemplation, unerläßliche Vorbereitung für die Vornehmen wie für die Heiligen seines Volkes, ist Tagore nicht erspart geblieben. Somit weiß er von Lehre und Tradition des Veda unendlich mehr als unsere bienenfleißigen Forscher uns sagen können, weil sein Geist und sein Herz darin Wurzel geschlagen haben. Und andererseits, weil er ein Dichter ist, kann ihm auch das Abendland mehr sagen als irgend einem seines Volkes. Er ist berufen, Verständnis zu empfangen und zu bringen. Und wie dies geschieht, ist für den im Geistesreich der Menschheit Umschau haltenden von ungleich größerem Interesse als Notizen über den Lebensgang Rabindranath Tagores, von dem wir schließlich doch nur den Umriß erfahren. Wir hören, daß er aus einer sehr alten, vornehmen Brahmanenfamilie stammt, und er sagt uns selbst, daß sein Vater ‚sein langes Leben in engster Vereinigung mit Gott' geführt habe, der Tradition der Familie gemäß, unter deren Ahnen mehrere als heilige Männer bezeichnet worden sind. Auch des Dichters Bruder Dwijendranath zählt zu denen, die in Waldestiefen ein beschauliches Leben führen, den scheuen Geschöpfen der Wildnis als eins ihrer Art vertraut; denn Eichhörnchen und Vögel hüpfen von den Zweigen hernieder auf Knie und Hände des in Betrachtung versunkenen Einsiedlers.

In einem andern Sinne als Männer dieses Schlages grüßt das indische Volk den Dichter Rabindranath als einen Heiligen. ‚Eine Zeile von ihm lesen, heißt alles Leid der Erde vergessen,' sagen sie und feiern ihn als den ersten in der Schar der zu tiefster Gotteserkenntnis Strebenden, der dem Leben nicht nein gesagt hat. Davon künden uns seine Dichtungen. Die Mittagshöhe liegt schon hinter ihm, und darin beschlossen auch jener Teil seines Werkes, der in jauchzenden Rhythmen die Frohbotschaft von der Herrlichkeit der erschaffenen Welt hinausträgt in ein Land, das über dem leidbringenden Trug der Maya ihre gottgewollte Schönheit vergaß. Eben diese Lieblichkeit der belebten Natur besang Tagore in frühen Jünglingsjahren, dann folgte eine feurig beschwingte Lyrik von Liebeswonne und -leid, und nunmehr wendet sich der Vollgereifte den Gebieten der Religion und Philosophie zu, ein Abschnitt seines Schaffens, der durch die auch bereits ins Deutsche übersetzten ‚Gitanjali'* am frühesten in Europa bekannt geworden ist. Nur müssen wir beklagen, daß durch diese dreifache Übersetzung viel von dem Reiz der Orginale verloren gehen mußte, zu schweigen von den Melodien, die gleichfalls von Tagore gesetzt wurden. Denn die englische Form der ‚Gitanjali' wie auch der zweiten bei Macmillan erschienenen Sammlung ‚The Gardener' gibt bei allem Reiz und duftiger Zartheit der Sprache die Versrhythmen der Bengalidichtung doch nur in Prosa wieder — eine Prosa freilich, die dem Sprachsinn des Inders die größte Ehre macht. Dagegen bedeutet

---

* Rabindranath Tagore, Hohe Lieder (Gitanjali) 1914. Kurt Wolff Verlag, Leipzig. M. 2.50, geb. M. 3.50.

die an sich fleißige und korrekte deutsche Übertragung eine Abschwächung und erst, wenn sich einer unserer Dichter im Verein mit einem solch künstlerischem Zeitvertreib nicht abholden, sprachbewanderten Professor der Bengaliverse annähme, dürften wir hoffen, einen klaren Begriff auch von Tagores Stil und Form zu erhalten.

Einstweilen müssen wir uns mit dem Einblick in seine Gedankenwelt begnügen. Wir wandern an seiner Hand stille Höhenwege, wo reine Luft weht und verschwiegene Täler hinaufgrüßen. Was zu Beginn als drei Abschnitte seines dichterichen Schaffens bezeichnet wurde, verwebt sich schon in der Frühzeit zur Harmonie, und es hat nur darin Geltung, daß bestimmte Gedankenströmungen zu gewissen Zeiten mehr oder weniger häufig hervortreten. So finden wir in den Liebesgedichten ‚The Gardener' in Form eines Zwiegesprächs die Erkenntnis seines Dichterberufs, fast zur Apologie zugespitzt, was im Hinblick auf Religion und Ethik der Inder ohne weiteres verständlich wird.

‚Dichter, der Abend neigt sich; dein Haar ergraut.

Hast du in einsamem Sinnen der Botschaft des Jenseits gelauscht?' —

‚Abend ist's. Ich lausche, ob aus dem Dorfe jemand rufen mag, wiewohl es schon spät.

Ich wache, ob nicht junge irrende Herzen einander begegnen, ob nicht zwei innig verlangende Augenpaare nach Melodien rufen, die ihr Schweigen brechen und für sie reden.

Wer sollte wohl ihre Liebesgesänge fügen, wenn ich müßig am Ufer des Lebens säße, versunken in die Betrachtung des Todes und der fernen, andern Welt?

Der frühe Abendstern versinkt.

Langsam erlischt am schweigenden Flusse die Glut eines Totenfeuers. Schakale bellen im Hof des verlassenen Hauses gegen das blasse Licht des abnehmenden Mondes.

Käme ein Wanderer, sein Heim verlassend, zur Nachtwache hierher und lauschte gesenkten Hauptes dem Murmeln der Finsternis — wer möchte ihm wohl die Geheimnisse des Lebens ins Ohr raunen, wenn ich meine Tür verschlossen hielte — wenn ich strebte, mich von den Fesseln der Sterblichkeit zu befreien?

Wenig bedeutet's, daß mein Haar ergraut.

Immer bin ich so jung und so alt wie die jüngsten und die ältesten im Dorfe.

Etliche unter ihnen lächeln so schlicht und lieblich und etliche haben den Schalk im Auge.

Andere weinen im hellen Licht des Tages und wieder andere bergen ihre Tränen im Dämmern. Doch diese alle bedürfen meiner und ich habe keine Zeit zu grübeln über das Leben, das da kommen wird.

Und da ich eines Alters mit jenen bin — was tut's, wenn mein Haar ergraut?'

Seltsame Worte von einem, dem beim frühesten Regen des knospenden Verstandes die Erkenntnis eingeimpft ward, daß der Wellenrhythmus der belebten Schöpfung und der warme Pulsschlag des eigenen Blutes mit der Welt von Haß und Liebe, die er umfängt — daß die Herrlichkeit von Meer und Wald und Wolke gleichwie das Wesen, das wir im tiefsten Innern als unser Ich fühlen, Täuschung sind — daß der Gott selber, den wir als Weltenschöpfer ehren, vergänglich ist und ewig nur das Brahman, das alles durchdringende, eigenschaftslose Neutrum, das diese Welt des Truges schuf und das wir nur zu erkennen vermögen, wenn wir alle Bande der Sinne, die uns an die sichtbare und unsichtbare Umwelt, an die Welt der Wahrnehmungen und die Welt der Gefühle knüpfen, zerreißen. Wir wissen alle, wie die späteren philosophischen Systeme die unerträglich strenge Lehre dieses kaum faßlichen Gottesbegriffes zu mildern und auf ihr, die im Grunde entwicklungsfeindlich und unethisch ist, eine Religion aufzubauen strebten, in der die Liebe des Schöpfers zum Erschaffenen zum wenigsten kargen Raum hat. Der lebenverneinende Kern der indischen Weltanschauung blieb dennoch durch Buddhas Lehre unberührt, ja, er ist nach gewissen Richtungen noch verstärkt worden. Und wer, ohne mehr als die Grundzüge der Geschichte Indiens zu kennen, nur den labyrinthischen Pfaden seiner Religionsphilosophie eine Strecke Weges folgt, wird mit Grauen vor dem Verhängnis zurückbeben, das einem edlen Volk durch diese lebensfeindliche Offenbarungslehre auferlegt wurde. Die geographische Lage des Landes, eingehegt zwischen unübersteiglichem Gebirg und Meer, das Geheimnis der Wälder, das kein Axthieb störte, das Klima selbst, das keinerlei Mühen zu des Lebens Unterhalt verlangte — alles dies wirkte einzigartig zusammen, um in Jahrhunderten ungebrochenen Friedens jene Weltbetrachtung zur allmächtigen Tradition werden zu lassen. Wohl hören wir von einer materialistischen Philosophenschule, den Bârhaspatias — wie denn Keime der Gesamtarbeit abendländischer Philosophen in jenen indischen Einsamkeiten allerorts zu treffen sind — aber ihre Sutras sind vergessen. Der Veda, den jene leugneten, behielt seine Macht als Offenbarungsreligion, deren Ursprung hinfort auch die kühnsten Denker nicht nachforschten. Der Sinn dieser alten Schriften — uns wie dem der höchsten Bildung nicht teilhaftigen Inder ohne Kommentar oft unverständlich — ist vieldeutig wie alle Denkmale aus der Zeit, da die Menschheit jung war. Doch die vom rauhen Kampfleben occidentalischer Reiche so ganz verschiedenen Lebensbedingungen jenes isolierten Volkes mochten es mit sich bringen, daß sich der Schwerpunkt der durch Jahrhunderte nur mündlich überlieferten Lehre mehr und mehr zur weltfremden Beschaulichkeit und endlich zur Lebensverneinung neigte. Die Macht dieser Lehre aber wuchs in dem Maße, wie der gesunde Lebensinstinkt durch Vererbung und Erziehung mehr und mehr abgeschwächt wurde. Dies alles müssen wir wohl im Auge behalten, um die überschwängliche Freude zu begreifen, mit der das indische Volk von einer Renaissance durch Tagore redet. Auch zur Würdigung seiner dichterischen Persönlichkeit muß uns diese

seinem Wesen feindliche Umwelt gegenwärtig sein. Zum ersten Male grüßt hier eine Stimme die Schöpfung nicht als Trug, als Avidia, sondern als Gewand der Gottheit, in Schönheit gewebt zur Freude der Erschaffenen. Und er kommt mit seiner Botschaft des Glücks nicht als Verneiner der geheiligten Tradition, er liest nur in den uralten rätselvollen Worten eine andere Deutung, derjenigen widersprechend, die so lange ihren Bann auf Indien gelegt hat. Ist es der geborene Dichter, der mit Umgehung aller Kommentare auf die Urform zurückgreift und sie mit der Intuition des Genies neu und andersartig erfaßt? Hat das Abendland, das so lange vergeblich an verschlossene Türen pochte, doch endlich ein Pförtlein offen gefunden, um Gedanken gegen Gedanken zu tauschen? Das sind Fragen, die erschöpfend und befriedigend nur Tagore selbst in persönlichen Bekenntnissen beantworten könnte, wiewohl wir aus seinen Dichtungen selbst manches herauslesen. So spricht er von einem Tempel, der in harter Arbeit aus schweren Felsblöcken aufgerichtet ward. Da Türen und Fenster fehlten, war drinnen ewige Nacht und nur der Schimmer der Balsamöllampen huschte über den symbolischen Schmuck der Wände. Kein Summen der Welt draußen drang in den abgeschiedenen Raum, dessen Kuppel nur den Hall der magischen Hymnen, unaufhörlich von des Beters Lippen tönend, zurückwarf. Da zerstörte ein Blitzschlag den dunklen Bau. Und aus tiefer Betäubung erwachend sah der Beter im leuchtenden Himmelslicht den phantastischen Zierrat der Wände bedeutungslos herniederschauen gleich gefesselten Träumen. Nur das Bildnis auf dem Altar lächelte in Lebensfülle, als hätte der Gottheit Finger es angerührt. ‚Denn die Nacht, die ich gefangen gehalten, hatte die Schwingen ausgebreitet und war entschwunden.‘

Auch anderwärts finden sich Aussprüche, die ein nur der Betrachtung geweihtes Leben und jegliches Suchen der Gottheit auf dem Wege der Askese verneinen. Doch ist es gefährlich, dichterische Stimmung und persönliche Überzeugung vollkommen zu identifizieren. Wir müssen immer darauf gefaßt sein, daß Tagore, gleich anderen Dichtern, sein gutes Recht in Anspruch nimmt, auch dem flüchtigen Gedanken sein poetisches Gewand zu geben. Zudem bedienen sich die mir vorliegenden Sammlungen sehr häufig einer Symbolik, zu der trotz der durchsichtigen formalen Klarheit der rechte Schlüssel nicht mit voller Sicherheit kenntlich ist. Als religiöse Lyrik sind die ‚Gitanjali‘ allgemein bezeichnet worden. Dennoch sind darunter einige, die das Sehnen der Seele nach göttlicher Vereinigung so ganz in den Klang eines Liebesliedes schmiegen, daß der Leser mit Recht zweifeln mag, ob nicht das reinste irdische Fühlen — ‚uns so süß, weil es sich nach der nämlichen, vergänglichen Melodie wie unser Leben im Tanze wiegt‘ — hier seiner Sehnsucht Ausdruck leiht.

Doch wird es begreiflich, wie eben dieses Nach-Innen-Lauschen einer starken Individualität den Glauben an den eigenen Wert stärkte, daß sie, sich selbstsicher auf ihre Kraft verlassend, im verborgenen Geist der alten Lehre wie in der sie umblühenden, mit jedem jungen Tag erneuten Offen-

barung der Natur ihren Gott suchen ging. Und so sympathisch uns Christen der auf diesem Wege gefundenen Weisheit Schluß sein mag, nach der ‚das höchste Wesen sich in Freudeform kundgibt', so wäre es voreilig, von einem christlichen Einschlag bei Tagore zu sprechen. Über seiner Dichtung und seiner Weltbetrachtung schwebt eine Gottheit der Schönheit und Liebe. Jede Menschenseele ist eine Ausstrahlung dieses göttlichen Wesens und kann nur, zu ihm zurückkehrend, zur Ruhe kommen. Doch dürfen wir nicht verkennen, daß es sich nur um eine Milderung des alten Brahmadogmas handelt, das sich unserm Verstehen in dieser vermenschlichten Form zwar nähert, aber noch weltenweit ist von unserer Heilandslehre und der Himmel und Erde einander nähernden Gewißheit der Gotteskindschaft. Vielleicht mag, wenn dieses reichen Lebens Abend hereinbricht, auch die letzte Erkenntnis dem kühnen Pfadfinder nicht versagt bleiben. Selbst ohne dies bedeutet sein Werk unendlich viel für sein Volk und viel wahrlich auch für uns, denen seines Geistes Klarheit manches Rätsel erschließen kann, an dem der Scharfsinn der fremden Forscher zunichte wird.

Etwas von dem das eigne Leben überdauernden Wert seiner Mission ist dem Inder augenscheinlich bewußt geworden, und er gibt diesem Bewußtsein stolz bescheiden Ausdruck in einem an den Schluß der einen Sammlung gestellten Gedicht:

‚Wer magst du sein, der du nach hundert Jahren meine Gedichte liesest?

Siehe, aus dieser vollen Frühlingspracht kann ich dir keine Blüte senden, noch einen winzigen Streifen Goldes von jenen Wolken.

Tu deine Türen auf. Schau um dich.

Pflücke in deinem blühenden Garten die duftenden Erinnerungen der Blumen, die vor hundert Jahren blühten.

Und fühle wiederum in deines Herzens Jubel die lebendige Freude, die an einem Frühlingsmorgen zum Liede ward und nun ihre jauchzende Stimme über diese hundert Jahre zu dir sendet.'

Kritik

‚Deutsche Lebensfragen' / Von Heinz Brauweiler

Den ‚Hochland'-Lesern sind die Gedanken und Erörterungen, die Professor Dr. Martin Spahn in seinem neuen Buche* einer weiteren Öffentlichkeit darbietet, zum größeren Teile bereits bekannt. Aber sie werden dem Buche trotzdem ihr Interesse zuwenden dürfen, ja müssen; nicht allein wegen der Neubearbeitungen und Ergänzungen, sondern vornehmlich wegen des neuen Gehalts, den die Zusammenfassung der verschiedenen Einzeluntersuchungen empfangen hat. Was diese, auf die verschiedensten Gebiete und Zeiten verteilt, nicht so klar konnten hervortreten lassen, das wird hier offenbar: die selbständige und einheitliche politische Auffassung, aus der die Stellungnahme Spahns zu den mannigfaltigen Tagesfragen bestimmt wird. Er selbst nennt sie ‚konservatives Denken', als dessen oberstes Gesetz er ‚die Pflege des nationalen Wesens in seiner besonderen Art, die Hut des staatlichen Wachstums von innen heraus bezeichnet'. Die Kapitel über das innere Wachstum des Reiches, das Verhältnis zwischen Preußen und der deutschen Nation, das preußische Wahlrecht, den staatlichen Schutz der Produktion und des Verbrauchs als sozialpolitische Aufgabe, das Teuerungsproblem und die Mittelstandsfrage sind Zeugnis, wie fruchtbar und zielweisend solches konservative Denken ist, während die Fehdegänge gegen den Radikalismus und die Demokratie der Beweisführung e contrario gewidmet sind.

Spahn hat die zu verschiedenen Zeiten geschriebenen Aufsätze für die Einordnung in sein neues Buch durchgesehen, auch zum Teil weitergeführt und umgearbeitet. Für das Verständnis mancher Einzelheiten scheint aber doch die Erklärung herangezogen werden zu müssen, daß ein neues Werk aus ganz einheitlichem Guß nicht entstanden, vielmehr der Essaycharakter mit seinen scharfen Zuspitzungen und gewollten Einseitigkeiten an vielen Stellen geblieben ist. Das zeigen besonders die Kapitel ‚Der Kaiser', ‚Die Demokratie', ‚Die Sozialpolitik'. Im Ton sind die verschiedenen Abschnitte nicht gleich. Partien, die (wie die Kapitel ‚Die radikale Krise' und ‚Die preußische Wahlrechtsreform') in ihrer ruhigen Abgeklärtheit prachtvoll sind, wechseln mit solchen, wo das Temperament die Führung hat und die Anklage von der das Urteil gefährdenden Leidenschaft beeinflußt ist. Man hat mitunter das Gefühl, als ob der Historiker und der Politiker sich noch nicht in dem gleichen Urteil zusammengefunden hätten. Gewiß ist es ein verlockendes Beginnen, im Lichte der historischen Betrachtung die Ereignisse und Strömungen des Tages zu prüfen und zu werten, aber es ist auch eine Gefahr dabei: der Historiker kann versucht werden, zuviel zu beweisen, indem er das Vergangene schöner sieht, als es in Wirklichkeit war, der Politiker aber kann ungerecht werden in der Beurteilung des Ringens seiner Zeitgenossen. Ob Spahn dieser Gefahr ganz entgangen ist? Es müßte ein hoher Genuß sein, aus der Feder des Historikers Spahn eine Darstellung zu lesen, wie die deutsche Eigenart sich in der staatlichen und sozialen Entwicklung unseres Volkes ausgeprägt hat, wie

* Deutsche Lebensfragen. Verlag Jos. Kösel, Kempten und München. Preis M. 2.50, geb. M. 3.50.

die bestehenden Verhältnisse daraus gewachsen und wie sie aus fremder Art beeinflußt worden sind, wie für die künftige Entwickelung es möglich ist, ‚deutsches Recht' fruchtbar zu machen. Viele schöne und gute Gedanken darüber findet der Leser auf diesen Seiten zerstreut, aber er nimmt auch den Wunsch mit, das ‚System' zu studieren.

Da Spahn im wesentlichen nur die schon früher veröffentlichten Arbeiten in sein Buch aufgenommen hat, wäre es vielleicht nicht überflüssig gewesen, im Geleitwort darauf hinzuweisen, daß er andere ‚deutsche Lebensfragen' nicht übersehe. Vor allem denke ich hier an die überaus wichtige Frage der Stellung des katholischen Volksteils in der deutschen Nation, über die Spahn anderwärts oft einschneidende und fruchtbare Gedanken geäußert hat. Auch hätte er gut daran getan, wenn er im Geleitwort seinen konservativen Staatsgedanken ausdrücklich gegen eine etwaige Mißdeutung dahin geschützt hätte, daß er etwas gemein habe mit der ‚borussischen' Spielart des konservativen Parteigedankens, der uns in den letzten Monaten ein so ‚abschewliches Exempel' geworden ist.

Spahn sieht die politischen Dinge, die der Vergangenheit und besonders die der Gegenwart, durch ein heißes Temperament. Er will nicht nur schildern, was ist, sondern auch prüfen und aus Lob und Tadel Nutzanwendungen und Mahnungen ziehen. Alles, was er sagt, ist wie in der Form glänzend, so im Inhalt interessant und lehrreich. Auch da, wo der Leser seiner Beurteilung der Dinge von dem Standpunkt der politischen Tagesinteressen aus vielleicht nicht zustimmen wird. Es berührt sympathisch, daß er im Ringen um seine Ideale auch die Partei, zu der er sich selbst bekennt, von seiner scharfen Kritik nicht ausnimmt. Indes wird er sich selbst nicht verhehlt haben, daß er aus den Reihen der Zentrumspartei eine Entgegnung erfahren werde. Ein angesehenes Mitglied der Zentrumsfraktion des preußischen Abgeordnetenhauses, Dr. Joseph Heß, hat in einer besonderen Gegenschrift* die Verteidigung der Zentrumspolitik übernommen. Was er ausführt, dient der Berichtigung sachlicher Darlegungen und Anschauungen Spahns in mehreren nicht unwichtigen Punkten und nimmt die Zentrumspartei und ihre Politik gegen manche Anklagen in Schutz, die Spahn gegen sie erhebt. So gewinnt insbesondere die Verfassungs- und Finanzpolitik des Reichstages und die sozialpolitische Entwicklung, in beiden auch die Mitwirkung des Zentrums, ein richtigeres und günstigeres Bild. Auch beurteilt Heß die politische Psyche der west- und süddeutschen Katholiken ganz anders als Spahn; und es ist wohl ganz im Sinne dieser west- und süddeutschen Stimmung, wenn er betont, daß wir in Deutschland glücklicherweise doch noch weit entfernt sind von einem Zustande, den man als Siegeszug der schlechten Demokratie bezeichnen dürfte, und daß die Verteidigung der durch die Verfassung sanktionierten Volksrechte nicht gleich zu achten ist mit einem Vorstoß zu Gunsten der Errichtung einer parlamentarischen Demokratie. Die Heßsche Gegenschrift ist eine politisch notwendige Ergänzung zu dem Spahnschen Buche.

Wenn es sich aber empfiehlt, die Spahnsche Kritik nicht ohne die Antikritik zu lesen, so kann doch unter keinen Umständen gesagt werden, daß die Schrift von Heß dem Spahnschen Buche seine wirkliche Bedeutung genommen habe. Für die Gegenschrift ist dem Titel ein Fragezeichen hinzugefügt worden. Das muß wohl zunächst als ein ‚journalistischer Trick' verstanden werden. Aber es liegt

* Deutsche Lebensfragen? Eine Auseinandersetzung mit Martin Spahn. Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag, Düsseldorf.

mehr darin. Über der Fülle der Kritik an Einzelheiten — die auch durchweg berechtigt ist — hat Heß, trotz verschiedentlicher Lobsprüche, die eigentliche Bedeutung des Spahnschen Buches nach meinem Gefühle nicht voll erfaßt und gewürdigt. Mögen darin noch so viele Details der Schilderung und Auffassung schief oder falsch sein, der Kern bleibt richtig und gut. Der hohe Gedankengang, das ideale Streben heben Spahns ‚Deutsche Lebensfragen‘ über die Bedeutung einer gewöhnlichen politischen Streitschrift weit hinaus. Daß Heß den gedanklichen Inhalt zu wenig gefaßt hat, dafür ist mir Beweis, daß er die m. E. für eine richtige Beurteilung des Zentrums fragwürdigste Stelle nicht einmal genannt hat; ich meine die Hinweisung im Geleitwort, daß der Bann der Lamennaisianischen Bewegung in der Geschichte der Zentrumspartei verhängnisvoll geworden sei. Diese überaus folgenschwere Perspektive nach rückwärts hätte wohl die Mühe verlohnt, durch strikten Nachweis näher bestimmt zu werden. Ich bin überzeugt, daß schon ein Versuch die Apriorität der Behauptung ans Licht gebracht hätte, denn daß ‚das Rüstzeug der „Kölner Richtung“‘ wesensverwandt sei mit den ‚Gedankengängen und Verwahrungen‘ jener Bewegung, das ist — mag es auch als geistreiche Konstruktion interessant sein — niemals Wahrheit*.

Auch sonst finden wir verschiedentlich Zusammenhänge konstruiert, die gegenüber ernster Prüfung nicht standhalten. Man darf soweit gehen, zu sagen, daß

* Hier möchten wir unseren verehrten Mitarbeiter Prof. Spahn doch gleich vor der Auffassung schützen, als ob die Absicht seiner Bemerkung etwa sein könnte, das Zentrum mit dem Odium der Lamennaisianischen Bewegung in den Punkten zu belasten, an denen sie mit Recht scheiterte. Was er bei dieser Bemerkung vor allem im Auge hat, ist offenbar das mißtrauische Verhältnis Lamennais' und seiner Freunde zu aller staatlichen Gewalt, ein Verhältnis, das in der Zentrumspartei selber zwar keine programmatischen Stützen hat, von dem sich aber — eine begreifliche Folge der Kulturkampferfahrungen — viele einzelne und vielleicht auch ganze Gruppen noch nicht frei zu machen verstanden haben. Der anregende Wert von Spahns historisch-politischen Betrachtungen liegt zweifellos gerade in solchen scheinbar gewagten Gegenüberstellungen und Vergleichen, und selbst wenn sie in einem einzelnen Fall eine schärfere Prüfung unter dem zunächst gedachten Gesichtspunkt nicht aushalten würden, wären sie deshalb doch keineswegs nutzlos. Gerade der erwähnte Vergleich könnte ein Musterbeispiel dafür abgeben, sowohl in negativem wie in positivem Betracht. Um nur eine Andeutung zu machen: Was der Politik der Avenirgruppe den großen Schwung und die unter Umständen noch heute wirksame, begeisternde Gewalt verlieh, war der ideenhafte Einschlag, überhaupt die metaphysische Pragmatik, der sich jede politische Einzelarbeit einordnete, indem sie zugleich von dort her ihren höheren Sinn und ihre Sanktion erfuhr. Auch hier braucht man gar nicht an einzelne verfehlte Aspirationen zu denken, um den Wunsch zu verspüren, aus der nüchternen Flachlandschaft unserer Gegenwartspolitik möchten sich Höhenzüge erheben, deren Gipfel einem neuen Tage vorausleuchten, Hoffnungen weckend und Herzen befeuernd. Allerdings wird man zugeben müssen, daß, nächst der sozialdemokratischen Partei, das Zentrum die stärksten idealistischen Kräfte in sich birgt, so daß es nur einer bewußteren und kühneren Vertretung bedürfte, um sie im Bunde mit der hervorragenden praktischen Schulung seiner Anhänger zu überraschender Wirkung zu bringen. Es ist gar keine Frage: den mittelalterlich-hierokratischen Velleitäten unserer sog. Integralen schweben solche Tendenzen vor, und aus ihnen schöpfen sie, ungeachtet ihrer erschreckenden Unfruchtbarkeit im einzelnen, die Kraft, die ihnen trotz alledem innewohnt. Gänzlich niedergerungen werden sie daher erst von dem Augenblick an sein, da ihr utopistischer und reaktionärer Idealismus überwunden wird durch ein Ideal, das auf dem festen Grund gegebener Wirklichkeiten ruhend, ebenso überzeugend wie beseligend, dem Takte unserer Arbeit als ewige Melodie innewohnt. Der Herausgeber.

fast alle Kritik bei Spahn auf einer nicht genügend kräftigen Basis ruht. Ob dem Verfasser selbst dies entgangen ist? Ich möchte es nicht annehmen. Könnte Spahn nicht gerade mit Absicht seine Bilder mit schwärzeren Farben gemalt haben, um seine Absichten, seine ernsten Mahnungen eindringlicher zu machen? In diesen liegt die Bedeutung seiner ‚Deutschen Lebensfragen‘. Mag er in seinem Essay über Wilhelm II., der ganz sein eigenes politisches Bekenntnis ist, zuviel Licht gegeben und die Schatten und die Umgebung, die zum historischen Porträt hinzugefügt werden müßten, übersehen haben — ist es trotzdem nicht ein Verdienst, daß in unserer an eigenlebigen Menschen so armen Zeit eine große und vielgeschmähte, vielverkannte Persönlichkeit in ihrem Glanze gezeichnet wurde? Hat Spahn nicht Recht und verdient er nicht Dank, daß er den rechtsstehenden Parteien die Pflicht ins Gewissen ruft, daß sie ihre Politik mehr als bisher grundsätzlich orientieren müssen? Ist sein begeisternder Kampfruf, der noch nie so kräftig erschallt ist, gegen den Radikalismus und die Demokratie nicht ein Wecken zu notwendiger Besinnung? Müssen wir nicht tatsächlich uns ernster, als es bisher geschieht, mit den verfassungsrechtlichen Problemen des Reiches beschäftigen? Ist nicht seine Apologie des preußischen Staates eine gute Mahnung an uns, manche gern gepflegten Anschauungen zu berichtigen? Und wenn wir ganz ehrlich sein wollen, haben nicht seine Hinweise auf den Vormarsch schlechter demokratischer Tendenzen und die Gefahren, daß die Parteien zu sehr in sich selbst ihren Zweck finden, wenigstens einen berechtigten Kern? Für die sozialpolitischen Aufgaben endlich, bietet er nicht keimfähige Gedanken und neue Lösungsversuche? Die Kraft seiner Ideen sichert Spahn lebhafte Zustimmung besonders bei der jüngeren Generation, die ideales Interesse für die politischen Aufgaben zeigt und an der heute marktgängigen Politik, die nur noch Tradition und Taktik als Kraftquellen zu haben scheint, kein Genüge findet.

Wer an der allzuscharfen Kritik Spahns Anstoß nehmen will, der darf nicht unbeherzigt lassen, was er selbst im Geleitwort darüber sagt: ‚Wer mit Hingabe für Ideen kämpft, die ihm bedroht erscheinen, dessen Wort wird leicht nicht nur warm, sondern auch heiß und brennend werden und dessen Urteil schärfer lauten, als es gemeint ist. Aber der Ton, der den Worten ihre Klangfarbe gibt, wird stets auch ebenso leicht unterscheiden lassen, ob Liebe zum Staate und der Wunsch, die eigene Partei im Dienste des Staates vor allen anderen wachsam und sich auszeichnen zu sehen, oder ob Gehässigkeit und Nörgelsucht dem Schreiber die Hand führte.‘ Muß aber nicht auch jeder Politiker sich freuen, daß in unsere politische Arbeit neue Gedanken geworfen werden, daß eigenes politisches Denken sich darum müht, die Geschicke von Staat und Volk in bessere Bahnen zu lenken, daß die verantwortlichen Männer in Regierung und Parteien zu stets erneuter Gewissenserforschung gezwungen werden? Beunruhigt durch Spahns Fehdegänge können sich nur die Politiker in Samtmantel und Halskrause fühlen, die für die Fraktionspolitik die höchste Weisheit in Anspruch zu nehmen pflegen und jede Kritik fast als persönliche Beleidigung auffassen möchten; daß er diese beunruhigt, rechne ich ihm zu Verdienst an.

Insbesondere die Zentrumspartei muß sich freuen, daß gerade aus ihren Reihen kräftiges eigenes politisches Denken heraufsteigt. Kann besser das Vorurteil widerlegt werden, daß sie ihre Existenzberechtigung nur aus Tatbeständen folgere, die der Geschichte angehören? Eine gewisse ‚Austrocknung‘ ist auch ihr nicht erspart geblieben, wie manche Ereignisse der letzten Jahre zeigten, wo die Fraktionen ihre früher bewunderte Geschlossenheit verloren haben. Besinnung über grundsätzliche Orientierung scheint da wohlmeinend empfohlen werden zu

dürfen. Zuletzt aber, hat die Zentrumspartei nicht immer eine Wurzel ihrer Kraft darin gefunden, daß mit der Arbeit der parlamentarischen Vertreter, die vielfach notwendig taktischer Natur sein muß, sich die gedankliche Orientierung an der Überzeugung und Willensmeinung der Wähler verbunden hat?

Das Problem des Leidens

Von W. Lutosławski

Unter diesem Titel haben wir ein überaus lehrreiches Büchlein von dem Bischof von Rottenburg*, der es unternimmt, uns die Anschauungen der Griechen und Römer über Leiden und Mitleid mit vielen Belegen zusammenzustellen, um dann zu beweisen, wie sehr die eigentliche Lösung des Problems eine Tat des Christentums gewesen ist und selbst von den größten Denkern des Altertums nicht geahnt wurde.

Das Büchlein ist eigentlich eine Gelegenheitsschrift, da seinen Hauptbestand die akademische Antrittsrede des Verfassers bildet, die er im Jahre 1894 bei Übernahme der Moralprofessur an der theologischen Fakultät in Freiburg im Breisgau hielt. Der ursprüngliche Text wurde aber nahezu verdreifacht durch Beilagen, welche die ausführlichen Belege zu den im Text gegebenen Ansichten liefern. Dadurch fehlt dem Werkchen die Einheit, die es haben könnte, wenn das sehr reichhaltige Material so durchgearbeitet worden wäre, daß uns zunächst die alten Ansichten über Mitleid und Leiden nacheinander in ihrer historischen Entwickelung vor die Augen gestellt worden wären, und dann das Neue, das durch das Christentum zur Lösung der Frage beigetragen worden ist, eben deswegen als neu erscheinen müßte, weil es der ganzen Reihe der bedeutendsten Geisteshelden der Alten unbekannt war.

In dem kleinen Bändchen ist allerdings eine Fülle des Materials zusammengepreßt, die reichlich für eine größere Geschichte der Lehren über Mitleid und Leiden ausgereicht hätte. Jeder Leidende und jeder, der Leidende trösten will, kann viel aus des gelehrten Bischofs Ausführungen lernen, und der Standpunkt ist so objektiv, daß er den Protestanten durchaus ebenso wie den Katholiken annehmbar sein muß. Aus dem ganzen Buch erhellt, daß es von einem Christen geschrieben ist, aber nirgends ist irgendwie ein besonderes Gewicht auf die Verdienste der Kirche gelegt, so daß dies Werk keinen Protestanten verletzen kann. Dieser allgemein christliche Standpunkt, der die christliche Lehre des Leidens nach dem Neuen Testament ohne Hinzuziehung der Kirchenväter und der Heiligen der Kirche, die am meisten gelitten haben, darstellt, ist durchaus berechtigt, wenn es sich darum handelt, zu zeigen, daß erst das Christentum uns zu leiden gelehrt hat.

Aber man darf nicht glauben, daß das historische Leben der Menschheit nichts beigetragen hat, selbst die im Evangelium schon klar vorhandenen Keime zu entwickeln. An einer Stelle scheint der Verfasser einigen berühmten Worten Christi, die von Matthäus (XXVII, 46) allein unter den Evangelisten an-

* Paul Wilh. von Keppler, Das Problem des Leidens. Freiburg i. B., Herder.

geführt werden, eine zu weitgehende Bedeutung gegeben zu haben. Er schreibt nämlich: ‚Die Zentralsache und Zentralperson desselben (des Christentums) ist die Lösung des Leidensproblems Christus selbst, der Gekreuzigte (1. Kor. 2, 2), ist diese Lösung, — er, der in die Tiefen des Leidens nicht bloß hinableuchtete, sondern hinabstieg, der hindurchging durch die Feuertaufe der Seelenleiden und die Bluttaufe des Martyriums (Luk. 12, 50), er, der alles Leid und Weh jeder Art und jeden Grades in seinem Erdenleben zusammenfaßte, in Gethsemane es als Zentnerlast auf sein Herz drücken ließ, dann es als Dornenkrone um sein Haupt wand und als Kreuzesbürde auf seine Schultern nahm, der angeheftet ans Kreuz den Kelch des Leidens leerte bis zur bittersten Hefe einer Todesnot, in welcher der letzte Trost, *das Gefühl der Vereinigung mit Gott, erloschen war.*' (Mark. 27, 46).

Nun sind aber bekanntlich die Worte *Eli lama sabachtani*, die im griechischen Text merkwürdig genug hebräisch angeführt werden, ein Zitat aus dem Beginn des 22. Psalms von David, der zu jener Zeit allgemein in Jerusalem bekannt war und oft als ein herrliches Gebet rezitiert wurde. Wenn daher Christus am Kreuze diesen Psalm betete, so dürfen wir die Anfangsworte Davids nicht auf den Betenden selbst beziehen und zum Schluß kommen, daß in ihm ‚das Gefühl der Vereinigung mit Gott erloschen war.' Wenn jemand nach einer fröhlichen Zeit die Worte sagt: ‚Vorbei sind die frohen Tage von Aranjuez', so folgt daraus nicht, daß die besondere frohe Zeit, auf die er anspielt, auch in Spanien verbracht wurde!

Abgesehen von diesem *lapsus calami*, der gewiß in künftigen Auflagen des ausgezeichneten Büchleins sich vermeiden läßt, enthält das besprochene Werk viele durchaus berechtigte Interpretationen von anderen Stellen des Neuen Testaments, und ist deswegen besonders zuverlässig als Darstellung der christlichen Doktrin des Leidens. Der Christ leidet für sich selbst oder für andere, um an der Erlösung der Welt von allem Leiden teilzunehmen. Unsere Leiden sind nicht bloß, wie die indische Karma-Lehre vorgibt, eine Folge unserer eigenen Schuld, sondern auch ein Opfer für die Schuld unseres Nächsten. Daß wir in dieser Weise die Sünden anderer Menschen sühnen können, das ist die fröhliche Nachricht, die uns das Christentum bringt, und durch die alles Leiden uns Grund zur Freude gibt.

Daß dieser Standpunkt in der Weltgeschichte neu und dem Christentum eigentümlich ist, hat der Bischof von Rottenburg klar bewiesen.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Ein Mensch, der sich durch bittere Verhältnisse gezwungen hat, der sich mitten im menschlichen Ameisenhaufen sein Mitfühlen und Mitleiden gewahrt hat und der vermöge einer seltenen Gnade eine überragende menschliche Höhe erklimmen konnte — ein solcher Mensch kann Humor haben. Er braucht ihn nicht zu haben, denn die Sieger im engeren und weiteren Leben finden meist in der Siegesbeute die Über-

* Karl Hans Strobl, ‚Die vier Ehen des Matthias Merenus'. (Leipzig, L. Staackmann, M. 5.–.) August Sperl, ‚Burschen heraus!' (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, M. 6.–).

heblichkeit, und mit verzeihlichem Stolz legen sie diesen zweifelhaften Schmuck an. Der zum Humoristen vorbestimmte Sieger ist sich jedoch zutiefst bewußt, wie wenig er erreicht hat und wie viele von seinen inbrünstigen Wünschen nicht erfüllt sind und nicht erfüllt werden können. Das tapfere und lächelnde Sichbescheiden muß hinzukommen, um in ihm jenen Gemütszustand schaffen zu helfen, den man Humor nennt. Keine einzige dieser Bedingungen kann aber ein Mensch erfüllen, der nicht von jenem echten Optimismus erfüllt ist, der noch immer alle großen Dinge in dieser Welt hat schaffen helfen. Mit diesem Optimismus verträgt es sich natürlich sehr gut, daß die Augen nicht vor den Unvollkommheiten und Bitterkeiten des Lebens geschlossen werden, sondern durchaus mit einem ‚selbst wenn!‘ in den ihnen gebührenden Ring gewiesen werden. Aus alledem geht hervor, daß die Verklärung, die der Humor den Dingen gibt, aus ihnen heraus entsteht und nicht etwa ihnen mit weichem Pinsel aufgemalt wird, ja diese Verklärung ist das eigentliche Zeugnis von der Echtheit eines Humors; ein Humor, der verzerrt, ist kein Humor, die scheußliche Verwirrung, die gerade die Neuzeit in den ursprünglichen Bedeutungen der Worte angerichtet hat, zeigt sich auch darin, daß man nicht eben selten von einem galligen Humor, einem sarkastischen, einem bittern Humor sprechen hört. Galle, Sarkasmus, Bitterkeit entstellen aber die Dinge, während jeder echte Humor an dem lebendigen und ernsten Wesen der Dinge kein Deut ändert.

Wenn nun die Vorbedingungen für den Humor so schwer zu erfüllen sind, so erklärt sich daraus, daß der Humor heute so selten ist und daß man zu allerlei üblen Surrogaten gegriffen hat, um ihn in irgend einer Weise zu ersetzen. Tapferkeit in der Welt, versöhnendes Mitleiden, sieghafter Optimismus, ein geistiges Turmgemach — wo könnten sich alle diese Bedingungen vereint und organisch verwachsen finden, eben in einer Zeit der Schlappheit, des Herrenmenschentums, des Weltschmerzes und des Sichgemeinmachens? Daß nun bei Schriftstellern katholischen Bekenntnisses der Humor bis auf geringfügige Reste gänzlich verschwunden ist, dürfte im Gegenteil mit einer gewissen Lebensfremdheit zusammenhängen und mit der durchaus humorfeindlichen Art die Dinge des Lebens mit ‚entweder — oder‘ vor die Pistole zu fordern. Sicher aber ist die gefestigte Weltanschauung nicht eine der letzten Vorbedingungen für den Humor, und wenn die mittelalterliche so prachtvoll weite und großzügige Art des katholischen Empfindens einmal, wofür manche Anzeichen sprechen, die in den letzten Jahrhunderten aufgekommene ein wenig ängstliche Art verdrängt hat, nun, dann wird es auch wieder katholische Humoristen geben.

Vorläufig haben wir, leider hüben wie drüben, die humorlose Zeit. Und es ist natürlich, daß man da mit lebhafter Erwartung zu einem Buche greift, das ‚mit vollem Recht den seltenen Ehrentitel eines deutschen humoristischen Romans‘ verdienen soll. Nun könnte ja schon der Autorname Karl Hans Strobl stutzig machen; man kannte Strobl bisher lediglich als einen geschickten (feuilletonistisch geschickten), aber nicht allzu tiefen Erzähler! Aber schließlich: Gott schenkt's den Seinen im Schlaf, und es war ja immerhin möglich, daß der liebe Gott gerade Karl Hans Strobl zu den Seinen rechnete. Also griff man nach dem Roman, der ‚Die vier Ehen des Matthias Merenus‘ heißt und nach zwei Seiten war man schon mitten in der Dreistigkeit, dem Drauflosschreiben, den Witzchen und der Groteske. Eine Verlagsankündigung, und sei sie mit dem Einverständnis des Autors abgefaßt, braucht man sicher nicht allzu ernst zu nehmen, jeder Krämer lobt seine Ware, das Schlimme ist, daß inzwischen schon ein Halbdutzend tintenspritzender Leutchen den Unsinn von dem ‚deutschen humoristischen Roman‘ nachgeschrieben hat, und diese zum Teil bewußte, zum Teil fahrlässige Irreführung des Publikums ist es, die mich

verleitet, die ganze Nichtigkeit eines Autors, der um jeden Preis ‚gemacht‘ werden soll, möglichst deutlich zu zeichnen.

Nun also: Matthias Merenus heiratet viermal und ‚der Humor von der Sache‘, wie Bardolph sagen würde, ist, daß Herr Merenus immer dieselbe Frau heiratet, immer dieselbe Asta Kalawaja. Das erstemal verläßt sie ihn, wie sie sagt, ‚weil sie von ihrer Ehe enttäuscht sei, und daß sie fühle, Matthias lasse sie an seinem Innenleben nicht teilnehmen‘. Das zweitemal verläßt sie ihn, weil er eifersüchtige Regungen zeigt. Das drittemal verläßt er sie, weil er sich von ihr nicht ernähren lassen will, und die vierte Ehe führt nur deshalb nicht zur Scheidung, weil Strobl das Buch schon vorher schließt. In Wirklichkeit könnten seine Leute sich noch ein weiteres halbdutzendmal scheiden lassen; vielleicht liebt er die Koteletts ‚naturel‘, sie dagegen paniert, sie können sich darüber nicht einigen, also: Divorçons! Oder: sie kauft einen Papagei, er eine Katze, die Katze frißt den Papagei und der Scheidungsgrund ist fertig. Welch eine niedrige Leichtfertigkeit steigt aus dem Buch! Einmal hat Matthias ‚eine katholische Anwandlung aus der Zeit, bevor er Asta zuliebe den Protestantismus angenommen: er wollte einwenden, die Ehe sei kein Experiment, sondern ein Sakrament.‘ Aber er sagt sich, daß man ‚stark‘ sein müsse, sonst blamiere man sich. Nun — ich kann mir keinen Katholiken oder Protestanten, ja keinen durchaus irreligiösen Menschen mit dem letzten Rest von Takt denken, der eine solche Lebensansicht nicht als peinlich, als beschämend empfinden muß. Die große Leidenschaft, die menschliche und göttliche Gesetze überrennt — nun, man kann ihre Schönheit erkennen, um so mehr, wenn ein großes Talent sie gestaltet. Hier aber ist das frivole Spiel, die ganze Leichtfertigkeit, der ganze Tiefstand eines schamerregenden Zeitgeistes.

Ob es jemals ein solches Paar Merenus gegeben hat, ob es ein deutsches Gericht gibt, das dieselbe Ehe dreimal wegen ‚böswilligen Verlassens‘ trennt — braucht uns dabei natürlich nicht zu kümmern. Strobl kam es lediglich auf das Prinzip an, und diesem Prinzip zuliebe stellt er die Lebensechtheit einfach auf den Kopf. Ein so vollkommener Trottel, der dieselbe Frau viermal heiratet, wäre natürlich eine gänzlich uninteressante Romanfigur, sie wäre nicht einmal lächerlich. Deshalb läßt Strobl jedesmal einen andern Matthias vor den Standesbeamten treten, und zwar stellt er es so ungeschickt an, daß man in Matthias einen jener ‚Verwandlungskünstler‘ zu sehen glaubt, die auf dem Tingeltangel in einer Minute Napoleon und Zeppelin darstellen. Zunächst ist Herr Merenus ein simpler Journalist, der so wenig Geist hat, daß er sich die Themen, über die er mit seiner Frau am Abend sprechen will, mit Bleistift auf seine Manschetten schreibt. In der Zeit zwischen der ersten und der zweiten Ehe entwickelt er sich zum Preisfechter und berühmten Dichter, dessen Stück über alle Bühnen geht; natürlich stellt uns Strobl diesen Dichter und Fechter schon fix und fertig vor, denn diese ‚Entwicklung‘ glaubhaft zu machen, das traute Strobl sich wohl selbst nicht zu. Zwischen der zweiten und dritten Ehe ist ihm das Dichtertum plötzlich wieder abhanden gekommen, er ist Agitator gegen die Frauenemanzipation geworden, ein gesuchter und gefeierter Vorkämpfer, der aber plötzlich auch diese Eigenschaft verliert und (vor der vierten Ehe) Sekretär eines Virtuosen geworden ist. Weil's der Autor so will, entpuppt er sich schließlich aber wieder als Dramatiker, bis ihm die Frau, die er zum viertenmal zu heiraten gedenkt, klarmacht, daß er eigentlich am besten täte, über dem großen Teich Gehilfe eines Viehzüchters zu werden, welcher Meinung er auch sofort beipflichtet. Asta hingegen findet regelmäßig, daß sie ihren Matthias eigentlich immer geliebt hat; weshalb sie sich dreimal von ihm hat

scheiden lassen, ja, davon steht nichts geschrieben, natürlich nicht, denn es ist einfach nicht zu erklären.

Der Roman wird besonders demjenigen empfohlen, der ‚Sinn für Sprachhumor im besten Sinne' hat. Nun, dann scheide ich von vornherein aus, denn ich finde keinen Sprachhumor bei Strobl. Dagegen finde ich die grinsende Groteske, die Humor zu sein vorgibt, indem sie die Dinge ins Ungeheuerliche verzerrt. So läßt er von einer Frau, die übertrieben sauber ist, erzählen, daß sie sich siebenundvierzigmal tagsüber die Hände wäscht und sogar Kohlen und Holz abseifen läßt, ehe sie damit heizt. Um zu zeigen, wie Asta sich bei Regenwetter geschützt hat, läßt er sie von zwei Männern vom Wagen heben, weil die ‚mumienhafte Verschnürte' sich nicht befreien kann. Bei demselben Regenwetter hat Matthias ‚alle Bretter des Zimmerbodens und alle Kacheln des Ofens gezählt und eingehende Studien über die Art von deren (!) Sprenkelung mit grüner Farbe angestellt'. Des Matthias Schwiegermutter hat die Angewohnheit, die Semmel in den Kaffee zu tunken, sie ‚zog dann ein Ding hervor, das aussah, wie der Filzschuh eines Gichtkranken'. Oder er schildert ein plötzliches Erschrecken seines Helden so: ‚Er war ins Chaos getaucht, Wille und Vorstellung waren entzweigerissen, die Urteilskraft kugelte irgendwo unter dem Sessel herum, und die reine Vernunft war wie von einer Explosion nach der Decke des Saales geschleudert und klebte dort oben neben dem Glaslüster.' In derselben Stimmung merkt Matthias, ‚daß der Boden des Saales seltsamerweise aus einer Mischung von Teer und Butter bestand', in die man ‚bei jedem Schritt bis zu den Knöcheln einsank'. Und das sind so einzelne Proben von dem ‚Sprachhumor', den Strobl entwickelt; es wird versichert, daß man ‚bei diesem Werk aus einem Gefühl glückseligen Behagens nicht herauskommt'.

Es sind groteske und burleske Elemente in dem Roman, es gibt Possenszenen und Karikaturen, nur den Humor (ich schäme mich, das Wort in diesem Zusammenhange zu gebrauchen) findet man nicht. Aber vielleicht ist das gerade ‚der Humor von der Sache'. Dabei sind auch die Zustände und Menschen, die das Paar umgeben, verzerrt; die Redaktionskollegen des Matthias sowohl wie die Frauenrechtlerinnen, die Asta umgeben, sind so albern karikiert, daß man auch nicht ein einziges Mal versucht ist, nicht nur nicht innerlich zu lächeln, sondern nicht einmal zu lachen, was einem selbst bei der plattesten Theaterposse doch zuweilen passiert. Das ganze, seichte Gewäsch dieses Buches erregt nur Ekel, nichts als dies, und wenn es ein literarisches Monstrositätenkabinett gäbe, das Stroblsche Opus müßte man an einem bevorzugten Platz aufstellen, damit die Zeitgenossen sich über den Tiefstand dessen, was man heute Kunst und Humor nennt, so recht von Herzen schämen können.

* * *

Natürlich fühle ich die Verpflichtung, nach diesem Produkt eines seichten und verwüsteten Talents den Lesern ein Gegenbeispiel zu stellen. Wenn es mir erlaubt ist, den Wunsch der Leser nach einem humoristischen Meisterwerk einstweilen unerfüllt zu lassen, dafür aber ganz allgemein ein gutes und starkes Buch zu präsentieren, so will ich ihnen ‚Burschen heraus' nennen, von August Sperl. Ich weiß sehr wohl, daß ich vor sechs Jahren einmal an dieser Stelle einen Roman Sperls, ‚Richiza', ziemlich mißvergnügt erwähnte, vielleicht war der Roman wirklich schwach, aber ich glaube eher (und ich bekenne es mit der gehörigen Reue), daß ich damals ein wenig verwirrt war von den ersten Bekanntschaften, die ich in dem so geschickt ausgestatteten Haus der modernen Literatur machte. Da erschien mir ‚Richiza' vielleicht ein wenig altmodisch, mochte es immerhin innere Qualitäten haben, auch die

modernen Romane der Wassermann, Kellermann usw. hatten sicher solche Qualitäten und gaben sich doch nicht so altmodisch. Inzwischen habe ich so manche der wohlberühmten Herren als hohl erkannt, und das läßt mich glauben, daß, wie ich diese überschätzte, ich jenen vielleicht unterschätzt habe. Ich warne aber ausdrücklich davor, mich nun mit dieser Äußerung festzunageln und sie, rückblickend, beliebig zu meiner Blamage anzuwenden! Ich hatte auch damals schon meinen guten Engel, der mich vor allzu schlimmen kritischen Fehltritten bewahrte. Aber da ich an Sperl etwas gutzumachen habe, so muß man mir auch schon den Ausdruck der Reue gestatten, und wenn ich heute sage, von den Dutzenden der im letzten Jahre erschienenen Romane aus ‚1813' ist dieser Roman ‚Burschen heraus' der einzige vielleicht, der bleiben wird, so sage ich dies mit reiner und großer Freude. Welch ein menschlicher Reichtum ist in diesem Roman! Welche dichterische Tiefe des Zeitempfindens! Welche Sonne, welcher Adel! Gewiß kann nicht jede volle und große Persönlichkeit Kunstwerke schaffen, aber ein großes Kunstwerk verlangt die volle und große Persönlichkeit, die es schafft. Stellt man neben Sperl die Masse der fixen Literaten, die, ohne jede menschliche Reife, Menschen und Dinge zu schildern sich unterstehen, so erscheint Sperl vielleicht größer, als er ist, gleichviel, gegenüber den Pygmäen ist er ein Riese. Und was das Unterscheidendste ist: bei Sperl ist das Werk organisch geworden aus dem eingeborenen Trieb zum Dasein und zum Wachsen, während die Marsyasse immer von der A b s i c h t ausgehen, der verruchten Absicht, die den Niedergang der deutschen Literatur verschuldet hat. Ich bin sicher dafür, daß jeder Schriftsteller Sonntags, wie die Untertanen Heinrichs des Vierten, ein Huhn im Topfe hat, aber seitdem das Bücherschreiben ein gutes Geschäft geworden ist, hat sich das Heer der geschäftstüchtigen Leute auf die Literatur gestürzt, das ‚Schaffen' ist nicht mehr Feierlichkeit und Opferdienst, sondern Absicht und Geschäft, und wenn ich Mitglied des Reichstages wäre, würde ich einen Antrag auf Aufhebung des Urheberrechts einbringen. Herrgott, wie dann die Literaten auseinanderstieben würden!

Bleiben würden nur die Echten, auch die echten Charaktere, die Selbstzucht genug haben, um ein nährendes Amt auszufüllen und in freien Feierstunden mit der Muse Feste zu veranstalten, wie August Sperl, der Archivar ist und in langen Zwischenräumen ein solides, ausgereiftes Werk in die Welt schickt. Und in Wirklichkeit ist Solidität der handwerklichen Fähigkeit und Reife des Weltgefühls das Charakteristische an diesem Roman ‚aus unserer tiefsten Erniedrigung'. Um den festen Untergrund zu haben, aus dem ein Roman der großen nationalen Bewegung wachsen kann, geht Sperl bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts zurück, wo in Deutschland noch der Partikularismus und die Kleinstaaterei herrschte. Denn wenn ich die Heilung schildern will, muß ich die Krankheit schildern. In jener Zeit der Kleinlichkeiten, der Kirchturmpolitik, aber auch der Spitzwegschen Romantik, läßt Sperl einen Arzt leben, dessen starkes Wesen voll natürlichem Adel die ganze erste Hälfte des Romanes beherrscht; der Lebensgang seiner beiden Söhne beherrscht den zweiten Teil. Nebenhandlungen, meisterlich disponiert, kreuzen diese Lebenswege; der alte Reichsgraf, streng an der Tradition hängend, dabei achtunggebietend in seinen guten Seiten, die Familie; die Kleinstadt-Jakobiner, die Anmaßung der französischen Sansculotten; das Opfertum einer heldischen Magd; dann die Professoren der Landesuniversität, prachtvolle Typen, e c h t humoristischen Gepräges — wo anfangen und aufhören? In der Tat ist hier ein verblüffender Reichtum an Menschen, jeder bis ins letzte Fäserchen

echt, nicht von jenem schülerhaften Realismus gemacht, der nie Kunst sein kann, sondern von jenem echten Realismus geschaffen, der sein vollgerüttelt Maß Intuition hat, dem es nur um das Wesentliche zu tun ist und der gewissermaßen eine Essenz des Lebens gibt. Immer aber, und das ist nicht weniger wichtig, erscheint die Gesundheit, der Glaube an die guten Kräfte im Menschen und in der Menschheit, erscheint jener echte Optimismus, der das Leben bejaht, trotz alledem, und der, wie oben gesagt, noch immer das Große in der Welt geschaffen hat. Unliebsam auffällig wäre allein die nicht immer innerlich lückenlose Fortführung der Entwicklungen; man braucht nicht alles zu erzählen, aber es gibt ein Fortschreiten hinter und neben den erzählten Vorgängen, die der Leser eben fühlt und selbständig ausgestaltet. Als ein nicht unerheblicher Fehler könnte auch der Umstand erscheinen, daß die Zeit von 1813, auf die doch der ganze Roman hindrängt, mit zwei Worten abgetan ist; vielleicht erscheint aber die große Zeit deutlicher in einem zweiten Roman; denn, wie es heißt, ist ‚Burschen heraus' nur der erste Teil eines dreiteiligen Zyklus.

Hochland-Echo

Seelenaufgang?

Wer in Nachtwachen Bescheid weiß, bedarf keines Zeitmaßes, um zu sagen, wann die Herrschaft der Finsternis wird gebrochen werden. Alle Kreatur erzittert lange bevor das neue Licht die ersten Boten sendet, und der Schlummernde selbst, den nicht die Last der Sinnenschwere allzu tief gefesselt hält, fühlt in Träumen die sieghafte Kraft des heraufdrohenden, aufrüttelnden Gestirns.

Für den geistigen Menschen sind Sonnenaufgänge Symbole für Seelenaufgänge. Aufregend, wie die Neugeburt des Lichts, ist das Erwachen neuer Seelenkräfte. Aus dem Dunkel ringen sich Gewalten los, die sich selber nicht kennen und von denen der Mensch dennoch ahnt, daß sie stärker sind als alles, was ihn bisher beherrschte. Doch der Schlafende wehrt sich gegen das Erwachen, gleichwie der Kranke die Krisis fürchtet, welche ihm die Gesundung bringen soll.

Es ist tiefste Überzeugung unserer besten Geister, daß wir vor einer großen Zeitenwende stehen. Der sich selbst fremd gewordene Mensch beginnt sich von dem Druck und der Last einer Kultur zu befreien, die keine ist, weil sie in Zwecken aufgeht, die außerhalb seiner selbst liegen. Noch ist diese Kultur herrschend und ihr Los nicht erfüllt. Zwar gelten uns Wissenschaft um der Wissenschaft, Kunst um der Kunst willen theoretisch als höchste Äußerungen menschlichen Geistes, aber das Maß aller Dinge ist uns nicht der Mensch und sein Glück, sondern der wirtschaftliche Zweckgedanke. Und so sehr beherrscht dieser Gedanke unsere Zeit und ihre Arbeitsmoral, daß sie auch die Menschen nur mehr als Mittel betrachtet, um zu erreichen, was wir die vollkommene Mechanisierung der Welt nennen können.

Während so der mechanistische und rationalistische Grundzug unseres Jahrhunderts noch immer vorwärts und in die Breite drängt, stets weitere und ehemals geheiligte Bezirke in den Bann der Seelenlosigkeit schlagend, fehlt es nicht an Stimmen warnender Kulturkritik. Aber nur zu oft wird der Kampf gegen das seelenlose Zeitalter mit dem Rüstzeug gleich seelenloser Begriffe und Worte geführt, denen kein Leben innewohnt, weil sie nicht aus dem Erlebnis und Leid der Zeit geboren sind, sondern als ererbte, nicht erworbene Vorstellungen von außen her an sie herangebracht werden. Und so machen wir denn die ganz verständliche Beobachtung, daß die schärfste und erschütterndste Kulturkritik sich erhebt nicht etwa aus dem Kreise jener, denen der transzendente Gedanke als ein Erbe der Vergangenheit zugefallen ist, sondern gerade aus der Mitte derjenigen, die sich als die Schöpfer und Träger der modernen Kultur fühlen und die am rückhaltlosesten in ihrem Dienste gewirkt haben.

Der Name Rathenau ist in dieser Beziehung ein ganzes Programm, und wenn aus diesem Kreise ein Mann hervorgeht, der, nachdem er in einem scharfsinnigen Buche ‚Zur Kritik der Zeit‘ an die utilitaristische Kultur unserer Tage eine schroffe Absage gerichtet hat, nunmehr in einem zweifellos tieferlebten Buche ‚Zur Mechanik des Geistes‘ (Fischer, Berlin 1913) das Vorrecht und Königtum der Seele verteidigt, so gehört das zu jenen Erscheinungen unserer Gegenwart, die auch stumpferen Geistern die Frage: Custos, quid de nocte? auf die Lippen zwingen muß.

Der Gedanke des ‚Eins ist not‘ zieht sich durch das ganze Buch, und wenn zunächst auch noch das religiöse Erlebnis im konkreten Sinne mehr angedeutet als ausgesprochen wird, so liegt doch auch schon der Forderung, an unserer Seele die Welt zu messen und nicht umgekehrt, ein religiöses Empfinden zugrunde. Diese Selbstbesinnung auf unsere seelische Eigenart und Abstammung ist aber Grundlage und Wesen aller echten Kultur. Aber darüber nur nachzudenken, scheint dem modernen Menschen schon ein rückläufiger Standpunkt. Rathenau sagt:

‚Die Zeit wagt nicht mehr, über sich selbst nachzudenken. Sie fürchtet, die Antwort auf die Fragen: warum? wohin? wozu? möchte sie vernichten. Denn im innersten fühlt sie die Zwecklosigkeit ihrer Zwecke, die Torheit ihres Glücks, die Irrealität ihres Handelns, die Selbstvernichtung ihres Wissens, die Unnotwendigkeit ihrer Kunst, die Willkür ihrer herkömmlichen Lebensformen und Sitten. Hielte das Bestehende sich nicht durch die Trägheitsgewalt der schwingenden Massen, so wäre die Welt jedem Umsturz preisgegeben; denn es gibt nicht einen in der Tiefe transzendenter Überzeugung gelagerten Ruhepunkt, in welchem das System der Kräfte sich verankern könnte.

Vergeblich trachtet der versagte Glauben sein Netz an scheinbar gefestigte Stützen anzuspinnen; mag er die Wissenschaft, die Heimat, die Kunst oder den Mythus wählen: es bricht der Faden, denn die Pfosten schwanken. Das höchste Gemeingut, die Überzeugung vom Ewigen, ist dem Geschmack, der Persönlichkeit, der Mode und der Willkür ausgeliefert.‘

Härter als alle früheren Nöten drückt die Not dieser mechanistischen Außenkultur die Menschheit, härter deshalb, weil sie selbst geschaffen ist. Ihre Herrschermacht wird gebrochen, sobald der Mensch das Reich der Seele betritt. Rathenau begreift die Seele vor allem im Gegensatz zu dem rechnenden, zwecksetzenden, unfruchtbaren Intellekt. Er entwirft von diesem Gegensatz das folgende Kontrastbild:

‚Das Intellektuelle erscheint nüchtern, hastig, widersprechend, absichtlich, kompliziert und mühsam, das Seelenhafte klingend und farbig, selbstverständlich und einfach. Man fühlt den Unterschied im Ausdruck dessen, der etwas will, und dessen, der nichts will. Der eine glaubt nichts und verlangt vieles, der andere glaubt vieles und verlangt nichts. Dem Intellektuellen scheint der Seelenhafte unklug, verträumt und verstiegen, dem Seelenhaften scheint der Intellektuelle angsterfüllt, gierig und blind. Der Intellekt eilt kilometerdurstig seine Schienenbahn entlang ins Leere, die Seele schreitet unter Gestirnen in stiller Versunkenheit. Dort die ruhelose Frage: weshalb? wozu? und keine Antwort, hier die Fülle des Vernehmens und keine Frage. Der Intellekt wirbt und streitet, die Seele empfängt und schafft.

zum einzelnen. Die erste große Aufgabe des Intellekts ist: Erkennen; denn um zu werten und zu wirken, muß er wissen, was ist. Zwei Gebiete des Denkens hat er sich vorbehalten: das Rechnen mit Größen und das Rechnen mit Begriffen; Mathematik und Dialektik. Im Sinne der Erkenntnis kommen beide über die Gleichung nicht hinaus, das heißt über die mehr oder minder komplizierte Identität. Das produktive Denken aber kann aus der Identität und der Formel nichts machen; es schreitet über Ähnlichkeiten, Analogien und Gegensätze zum Gesetz, das der Inbegriff seines Wirkens ist.

Wo der Intellekt außerhalb statistischer Erfahrung operiert, also sinnlich und dinglich denkt, ist er hilflos dem Irrtum preisgegeben. Von logischen Fehlern freilich droht ihm keine Gefahr, denn sie sind selten, so oft man auch von ihnen sprechen hört: der normale Irrtum besteht vielmehr darin, daß das Wesentliche der Tatsachen und Zusammenhänge unterschätzt oder verkannt wird, während Nebensächliches und Nebendinge sich aufdrängen. Auswahl des Entscheidenden aus der Unzahl der Tatsachen, richtige Abschätzung inkommensurabler Kräfte und Werte sind intellektuell nicht zu erringen. Das Kriterium sachlichen Denkens ist Intuition. So erleben wir alle Tage, daß die unsinnigste Meinung mit dem vollen Rüstzeug des Intellekts verteidigt, ja erwiesen wird. Die Dialektik braucht logische Verstöße nicht zu begehen; es genügt ihr, das Unwesentliche zu betonen, das Wesentliche abzuschwächen oder zu unterdrücken, und ihre Advokatur führt zur Überzeugung des scharfsinnigen und instinktlosen Intellekts.

Desgleichen begegnen uns Menschen von bedeutendem Verstande, die sachlich, folgerichtig und unwiderleglich argumentieren, und unrettbar das Falsche tun, wenn sie ihren Argumenten folgen: der logische Bau ist gut, aber das Material ist schlecht, weil nicht Intuition es wählte. Diese Menschen denken niemals falsch und immer schief.'

Mit solchen scheinbaren Triumphen des Intellekts verglichen, schildert Rathenau die Seele als ein hilfloses Kind:

,Die Seele ist kein Kampfmittel. Rationell betrachtet, im Sinne des Kampfes um Nahrung, Lust und Nutzen ist sie ein Hemmnis. Die Gestirne sättigen nicht. Das unzeitliche Werk bringt Martyrien. Liebe opfert sich. Der seelenhafte Mensch erscheint der Zeit als Idiot, dem sie nicht immer die Ehre des Kreuzes erweist. Nicht in der Einöde und nicht auf der Straße, nicht am Altar und nicht im Gefängnis fände die reine Seele ihre Zuflucht, und den hoffnungslosen Kampf gegen die Klugheit ließe man sie nicht erst beginnen. Die Klugheit des Intellekts in seinen Formen der Kriegführung, der Geschäfte, der Diplomatie, der Technik und des Verkehrs beherrscht die Welt so vollkommen, daß im Sinne dessen, was man Entwicklung nennt, die Seele den unerhörtesten Rückschritt bezeichnet. Die Dichtung, spottend, klagend, sehnsüchtig, schildert nichts anderes als die Leiden, welche die Seele bringt; und in ihrer göttlichen Gerechtigkeit muß sie der praktischen Dialektik mephistophelischer Naturen den Sieg lassen.'

Es gibt weite Bezirke im modernen Leben, die man als seelenlose Gebiete ansprechen kann. Das Gefühl, mit dem wir sie betreten, faßt Rathenau in die Worte:

,Hier hausen nicht Lebensgenossen, sondern Interessenten. Hier wird Arbeit zum Frondienst, Muße zum Rausch, Freude zur Ausschreitung, Kummer

zur Verzweiflung, Glaube zum Fetischismus. Die Verlassenheit, die uns befällt inmitten gieriger Männer, getünchter Frauen, angerichteter Kinder und Jungfrauen, übernächtiger Jünglinge, untreuer Diener und ausgehöhlter Sklaven, diese angstvolle Verlassenheit entsteigt dem unbewußten Begreifen: hier leben keine Seelen.'

Vor allem sind es die Großstädte, die er als solche Orte der Seelenlosigkeit erschreckend findet:

‚Der Wanderer, der aus den Tiefen des Landes im Abendschein der Großstadt sich nähert, erlebt den Abstieg in diese Gefilde. Hat er den Dunstkreis der Ausflüsse durchschritten, so öffnen sich die dunklen Zahnreihen der Wohnkästen und sperren den Himmel. Grüne Flammen säumen den Weg, erhellte Eisenschiffe schleifen ihre Menschenfrachten über den geglätteten Pechboden. In frechem Licht klingeln und donnern die Drehmaschinen und Rutschbahnen eines Lärmplatzes: das ist ein Ort der Freude; und Tausende stehen, schwarz gedrängt, mit flackernden Augen vor den Plakaten der umzäunten Wüstenei. Aus den Höfen strömen übermüdete Männer und Frauen, es füllen sich die Räume hinter den Glasscheiben, deren Aufschriften in weißblauem Bogenlicht zucken. „Großdestillation", „Frisiersalon", „Bonbonquelle", „Stiefelparadies", „Lichtspiele", „Abzahlungsgeschäft", „Weltbasar": das sind Orte des Erwerbs. Die Straßen verengern sich gegen die alte Mitte der Stadt, der Verkehr wird eiliger, es häufen sich die Wagen, Modegeschäfte, Restaurationen, Cafés und Theater lassen ihre Transparente spielen. Plötzlich ragt stumm und dunkel ein Bauwerk der alten Zeit empor, ein stiller Platz liegt zur Seite. Brücken und Fernsichten weiten sich, die Massen werden klar, die Umrisse fest. Hier bewegt sich der gemessene Luxus; er hält auf Bauart, Bäume, Abstand und Benehmen. Nun rasen die Gespanne und Motoren nach Parkstraßen und Villenstädten und kreuzen die Ströme der Sorgenvollen und Lustbegierigen, die von der Nacht leben.

Das ist das Nachtbild jener Städte, die als Orte des Glücks, der Sehnsucht, des Rausches und des Geistes gepriesen und besungen werden, die das Land entvölkern, die bis zum Verbrechen das Gelüst des Ausgeschlossenen entfachen; notwendig und würdig im Ernst der Arbeit und des Gedankens, furchtbar und irrsinnig als Paradiese der Seelenlosen.'

Was kann aus dieser Not befreien? Wo sind die Kräfte, die uns zu raten vermögen? Wissenschaft, Aufklärung, Organisation — so hieß es und heißt es noch. Rathenau, im Glauben an die Wunder der Wissenschaft und Technik groß geworden, denkt anders über die Hoffnungen, die man auf sie gründet. Er fragt: Kann eine philosophisch-intellektuelle Wissenschaft uns Überzeugungen geben? und antwortet:

‚Sie kann ein Gebäude subtiler Argumente und Schlüsse errichten, Undinge beseitigen, die dem perpetuum mobile der Mechanik entsprechen, sie kann mit leichter Hand über dem Fundament der zeitlichen Erfahrung ein Gewölbe der Weltanschauung runden, im stillen besorgen, daß nicht eine Änderung dieser Erfahrung den Bau gefährde; sie kann vor allem Denkformen liefern, die dem Träumen der Zeit abgelauscht, unbewußten Willensformen Sprache leihen; ein edles Material für den Geist, der sich selbst seine Schale baut.

Aber sie kann nicht, und wenn es für den Augenblick wäre, Überzeugung schaffen und Werte setzen, denn sie arbeitet mit der Reservatio mentalis. Sie weiß, es geht auch umgekehrt. Schlußfolgerungen können nicht wärmen und zünden; der Funke steigt nur aus dem Unbewiesenen, Unbeweisbaren, das solche Kraft der Ahnung in sich trägt, daß unser wissendes Gemüt von dem Geheimnis innerer Wahrheit längst ergriffen und überzeugt ist, bevor noch der mißgelaunte Verstand sein skeptisches: Wieso? und Warum? gesprochen hat. Wenn Paulus die Worte ausspricht: „so wäre ich nur", so jauchzt das Herz lachend und glaubensvoll in den Lärm der klingenden Schelle und des tönenden Erzes.

Wissenschaft kann Tatsachen feststellen, Zusammenhänge ermitteln, Gesetze erweisen; sie kann nicht Glauben und innere Gewißheit zeugen; sie wirkt kausal, nicht final. Der tiefste Irrtum des sozialen Denkens unserer Zeit lag darin, daß man glaubte, von der Wissenschaft Willensimpulse und Idealziele verlangen zu dürfen. Was wir glauben, was wir erhoffen, wofür wir leben, wofür wir uns opfern, das wird uns niemals der Verstand verkünden; Ahnung und Gefühl, Erleuchtung und Intuition führen uns in das Reich der Mächte, die den Sinn unserer Existenz beschließen. Sinnlos, zufällig und ungerechtfertigt bleibt jegliches Leben und Lebenswerk, wenn es sich auf die Kräfte des rechnenden und planenden Geistes stützt; und hierin liegt der tiefe transzendente Trost des Daseins, daß der selbstbewußte Verstand seine letzte Aufgabe darin findet, sich selber zu beschränken und zugunsten tiefinnerer, geheimnisvoller Kräfte zu entsagen, die wortlos unser Gemüt berühren.'

Diese tiefinneren geheimnisvollen Kräfte, wo kamen sie ehedem her? Rathenau gibt uns auch darüber — bei einem Modernen seiner Herkunft keine alltägliche Erscheinung — mit aller Rückhaltlosigkeit seine Gedanken und spricht sie obendrein noch mit solcher Konsequenz aus, daß man einigermaßen die Resignation versteht, philosophische Schulen und Organe würden sich mit seiner Schrift kaum befassen, die denn auch nur für seinesgleichen bestimmt sei, für ‚Menschen aller Berufe, die sich mit sich und dem Leben geplagt haben'.

Von dem Anschluß an irgendeine Gruppe, Richtung oder gar Kirche ist er allerdings weit entfernt. Wie er einerseits dem modernen Nihilismus entsagt, so möchte er doch nach der anderen Seite auch nicht für einen bestehenden Dogmatismus optieren. Denn wenn schon die Geisteskräfte unserer Zeit es ablehnen, einer Partei zum Siege zu verhelfen, von der nur das eine feststehe, ‚daß sie zur Macht gelangt, tief reformbedürftig und äußerst insolent auftreten würde', so sagt ihm ‚ein dunkles Gefühl, daß die Wahrheit nicht in der Mitte liegt, sondern außerhalb der Axe dieser Polarität'.

Es dürfte kaum zweifelhaft sein, wer unter dieser Partei, der zum Siege zu verhelfen sich die Geisteskräfte unserer Zeit voller Mißtrauen sträuben, zu verstehen ist. Was anders als das klerikale Gespenst erhebt sich hier im Hintergrunde? Aber ist das nicht ein unwesentlicher, bloß zeitgeschichtlich bedingter Einwand? Und was kann er bedeuten, wo einmal die Sache — hier eine mit höchster Autorität auftretende Religionsverkündigung — als die bis jetzt einzig mögliche Grundlage echter Kultur als unerläßlich

erkannt ist? Der Verfasser unseres Buches hat sich auch dieser Erkenntnis nicht verschließen wollen. Hören wir noch folgende Stelle:

> ‚Solange sie ihre Kraft bewahrten, konnten die dogmatischen Religionen durch Botschaften, Offenbarungen und Verkündigungen den tätigen Menschen seiner überirdischen Sorgen entheben. Sie verloren diese Kraft durch Toleranz; denn dogmatische Wahrheit ist ausschließlich, was ihr widerstreitet ist Irrtum und Lüge. Wird Irrtum und Lüge geduldet, konkurrierende Lehre gestattet oder gar durch Versöhnung bekräftigt, so ist die gottgegebene Gewißheit zur Sache der Geburt, der Geographie oder der freien Wahl geworden und hierdurch vernichtet. Wahre Dogmatik verlangt Abschließung, Glaubenskriege oder Ketzergerichte; ist sie dieser Behauptungsmittel nicht mehr fähig, so kann sie noch einzelnen bedrängten Gemütern Zufluchtsstätten bieten, jedoch nicht mehr unantastbare Weltwerte und Lebensziele statuieren. Schon dadurch, daß sie Austritt, Übertritt und somit Auswahl freistellt, zersplittert sie ihre Kollektivverantwortlichkeit; sich selbst, Gott und der Welt verantwortlich wird nun der Einzelne, der zusehen mag, wie er mit irdischen und göttlichen Dingen fertig wird.‘

Wo nun aber, da doch die alten dogmatischen Religionen ihre Kraft verloren haben, einen auch nur einigermaßen gleichwertigen Ersatz dafür finden? Von welcher Seite — so fragt Rathenau — ist die frohe Botschaft zu erwarten? Sind neue Religionsstifter zu erwarten? Und bei diesen Fragen bleibt es, sofern man nicht das genannte Buch selber als Antwort gelten lassen will. Aber da stehen wir sofort vor einer neuen, höchst merkwürdigen, weil in sich vollkommen widerspruchsvollen Tatsache. Das Reich des Intellekts mit seiner rechnenden Zweckhaftigkeit, seinem utilitaristischen Denken soll durch das Reich der Seele, das Liebe und Hingebung ist, abgelöst werden; der intellektuelle Mensch soll dem intuitiven Platz machen. Die Botschaft hört man wohl — aber wo ist das zureichende Mittel, an das man g l a u b e n könnte? Ist es im Grunde nicht doch auch wieder der Intellekt, der die Seele postuliert, ja, der sich zu einer ‚Mechanik des Geistes‘ erkühnt — einer contradictio in adjecto für jeglichen, der weiß, was G e i s t ist. Auch der Verfasser ist sich dieser Formel als einer Paradoxie bewußt; denn was sie im Grunde besagen will, ist nichts anderes, als G e s e t z e des Geistes. Aber auf diesen positiven Teil des Buches soll hier nicht eingegangen werden.

Innerlicher als Hegel in seiner Religionsphilosophie es unternahm, wird hier der psychologisch interessante Versuch gemacht, selbst die christlichen Dogmen in die Vorstellungswelt der ‚seelenhaften Menschen‘ einzubeziehen und zu rechtfertigen, innerlicher sage ich, und aufrichtiger füge ich hinzu, weil nicht die Rücksichten auf konservatives und staatserhaltendes Denken dabei maßgebend sind, sondern wirkliches Erleben der Nöte der Zeit und ein ahnendes Verständnis dessen, was auch aus dieser Welt göttlicher Offenbarung dem modernen Menschen noch erwachsen könne.

Aber wie immer auch das Buch als Lösungsversuch abzulehnen ist, es bleibt ein geistvolles und glänzend geschriebenes Dokument dafür, daß wir

vor einer Zeitenwende stehen. Der Verfasser selber spricht von Zeichen, die dies bekunden, und er sieht die Wirren voraus, die über die Menschheit kommen, wenn sie erst begonnen hat, die Dinge der Seele ernst zu nehmen, ‚ernster als ihre Tageswünsche, ernster als ihr tägliches Brot'.

‚Dann werden sich Stimmen erheben, schüchterne, von Zweifel und Scham lange zurückgedämmte; zage Hände werden die pressierte Geschäftigkeit am Ärmel fassen und Gehör für die Ängste des Herzens erbitten. Ohne Scheu vor dem Bannstrahl orthodoxer Wissenschaft werden Menschen auf hellem Markte zusammentreten, um ihre Sehnsucht und Glaubensnot zu bekennen, erleuchtete Geister werden das Wort ergreifen und der Menge nicht alte Mythen, trockene Wunder, lüsterne Erweckungen und geile Ekstasen, sondern Zuversichten des Geistes und Erlebnisse der Seele verkünden.'

Aber je mehr solche Zeiten innerer Ratlosigkeit Auswüchse zeitigen, orgiastische Kulte, mystagogischen Unsinn, spiritistisch gefärbten Materialismus, verirrte Askese — Rathenau sieht auch das —, um so reiner, erhabener, göttlicher wird, wenn der Hexensabbat ausgetobt hat, die christliche Kirche mit ihrer festen, sicheren, zentralisierten katholischen Führung dastehen und werden wir, was Rathenaus Blick bis jetzt noch entzogen ist, erkennen, wie dieselbe göttliche Verheißung, die sie in den Stürmen des Zusammenbruchs der alten Welt aus den trüben Fluten als die Schöpferin einer neuen Menschheit emportauchen ließ, ihr die gleiche Aufgabe vorbehalten hat, auch für unsere Zeit, wenn sie reif geworden zu Untergang und neuem, höherem Leben.

M.

Rundschau

Zeitgeschichte

Diplomatie und Adel. Herkömmlicherweise erfreut sich in unserer Diplomatie der Adel einer unbestreitbaren weitgehenden Bevorzugung. Man glaubte hier besonders neuerdings wieder eine auffallende Exklusivität feststellen zu können, die ihr Analogon nur in den feudalen Kavallerieregimentern des Heeres finde, und saß scharf zu Gericht über ‚Adels- und Gardeprinzip' in der Diplomatie*.

Die Behauptungen, die in Parlament und Presse über diese Exklusivität immer wiederkehren, sind nicht ganz frei von Übertreibungen. Gewiß ist es richtig, daß in den Reihen der deutschen Diplomaten verhältnismäßig wenige Persönlichkeiten mit bürgerlichen Namen zu finden sind, daß der preußische, mehr noch der nichtpreußische Adel in der deutschen Diplomatie stark vertreten ist. Will man sich aber nicht zu ungerechten Urteilen verleiten lassen, dann muß man die geschichtliche Entwicklung der Dinge sich vergegenwärtigen. Wer Diplomat werden will, bedarf großer privater Mittel; die Einkünfte des Amtes genügen nicht, um damit die an den Diplomaten herantretenden Verpflichtungen befriedigen zu können, und auch die im Etat für 1914 geforderte Neuregelung der Gehälter und Bezüge dürfte an dieser Tatsache nichts Wesentliches ändern. Nun stammen die großen Vermögen, die durch Handel und Industrie hervorgebracht sind, fast alle erst aus den letzten Jahrzehnten. Früher hatte, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur der grundbesitzende Adel die nötigen Mittel, die es seinen Söhnen erlaubten, die teure diplomatische Laufbahn einzuschlagen. Die Tradition, die sich so in mehreren adligen Familien gebildet hat, und ihr Einfluß auf die Besetzung der diplomatischen Stellen erklären sich in der Hauptsache wohl schon aus diesem finanziellen Gesichtspunkte und sind jedenfalls nicht mit einem Federstrich aus der Welt zu schaffen.

Auch wird man nicht übersehen dürfen, daß zu den Vertretern des Adels in der Diplomatie auch die zahlreichen Nobilitierten aus Familien gezählt werden, die noch vor wenigen Jahren bürgerliche Namen trugen; diese Nobilitierten machten vor wenigen Jahren nach zuverlässigen offiziellen Angaben etwa vierzig Prozent des diplomatischen Personals aus. Soll der einzelne Bürgerliche in der Diplomatie aufrücken und wird dann die Nobilitierung für geboten erachtet, so erscheint eine solche Praxis nicht ohne Bedenken. Die Erhebung in den Adelsstand gehört zu den Vorrechten der Krone und ist deshalb an sich der freien Kritik entzogen. Aber die Ratgeber der Krone sollten doch erwägen, daß diese Praxis geeignet ist, den Eindruck hervorzurufen, als ob ein Bürgerlicher einen höheren Posten in dieser Laufbahn nicht bekleiden, als ob er eine solche Stellung nicht ausfüllen könne, wenn man ihm nicht das Wörtchen ‚von' vor den Namen setzt. Dadurch wird wiederum der Anschein erweckt, daß die höheren diplomatischen Posten dem Adel, dem alten und dem jungen Adel, vorbehalten seien, und daß man der Repräsentation des einzelnen, und käme sie auch nur durch den Namen

---

* Vgl. zum Folgenden insbesondere: Paul Rohrbach, Der deutsche Gedanke in der Welt. 1912. S. 210 ff.; Deutsche Revue, April 1907 und Oktober 1912; die Verhandlungen des Reichstags, namentlich vom 29. und 31. März 1909 und vom 14. April 1913.

zum Ausdruck, einen außerordentlich weitgehenden Einfluß auf die Besetzung dieser Stellen einräume.

Für eine Bevorzugung des Adels werden heute noch insbesondere zwei Gründe ins Feld geführt:

Wie es Beamten-, Offiziers-, Pastorenfamilien gibt, also Familien, die ein und denselben Beruf durch Generationen fortsetzen, so gibt es auch Diplomatenfamilien; die Vorbedingungen, welche die Diplomatie verlangt, liegen wesentlich in Erziehung und Blut; diesen beiden Faktoren verdanken die adligen Kreise, aus denen sich ein großer Teil unserer Diplomatie rekrutiert, eine breite Auffassung ihrer repräsentativen Pflichten und jene Leichtigkeit und Sicherheit des Auftretens, die eine gewinnende Überlegenheit gibt und die Wege ebnen hilft.

Und dann verlangt das Ausland, gleichviel ob Monarchie oder Republik, für die diplomatischen Stellungen den Schimmer, welcher auch heute noch allenthalben die Titel umgibt. Es wäre daher ein Fehler, wenn man die Namen, die im Ausland einen bestechenden Klang haben, aus der Liste unserer diplomatischen Vertretungen streichen wollte.

Diesen Erwägungen kann nicht jedes Gewicht abgesprochen werden. Auch ist zuzugeben, daß man in Zeiten, die längst hinter uns liegen, zweckmäßig die diplomatischen Vertreter vorzugsweise den Kreisen des Adels entnommen hat. Aber die Verhältnisse sind ganz andere geworden. Die Tätigkeit unserer Auslandsbeamten vollzieht sich nicht mehr ausschließlich auf dem glatten Parkett. Die Kenntnis höfischer Gepflogenheiten und Ideengänge ist ja recht nützlich, spielt aber nicht mehr die Rolle wie ehemals. Der Glanz altadliger Namen wirkt auch jetzt noch mancherlei in den Hauptstädten der Welt; Freude am Klang solcher Namen ist auch in den Demokratien zu finden und er lockt amerikanische Erbinnen. Aber auf den Gang der Politik vermag er keinen großen Einfluß auszuüben. Es werden heutzutage auch genug Nichtadlige die Gabe haben, den repräsentativen Pflichten eines diplomatischen Amtes zu genügen und uns die daraus entspringenden Vorteile zu sichern.

Nicht unwichtig ist es, daß man das Ausland und die fremden Regierungen nicht an deutsche Vertreter mit hochtönenden Namen gewöhnt. Schicken wir meist nur Fürsten, Grafen und Freiherren, so könnte ja einmal, wenn ein deutscher Herr Soundso kommt, der Gedanke auftauchen, daß wir den betreffenden fremden Staat schlecht behandeln wollten. Wenn es früher gerechtfertigt und geboten gewesen sein mag, bei unseren Vertretern an einzelnen Höfen auf den Glanz des Namens zu sehen, so ist dies heute sicherlich kaum irgendwo mehr in dem gleichen Maße notwendig. Auch andere Staaten, die früher an dem gleichen Prinzip festhielten, haben dies längst verlassen, und gegenwärtig entsenden nicht nur republikanische Länder, wie die Vereinigten Staaten von Amerika und Frankreich, Herren ohne Adelsprädikate, sondern auch Staaten wie England und Italien.

An eine Streichung der adligen Namen aus der Liste unserer diplomatischen Vertreter bloß aus dem Grunde, weil es sich um adlige Namen handelt, denkt kein verständiger Mensch. Denn es gab und gibt eine Reihe verdienstvoller, kenntnisreicher und gewandter Diplomaten, die adlige Namen tragen. Aber daß der Adel heute eine innere Sonderqualifikation für die Diplomatie besitze, läßt sich nicht erweisen. Angesichts der Aufgaben, die in der Gegenwart unserer Diplomatie gestellt sind, ist eine Bevorzugung der Geburt auf Kosten der Tüchtigkeit in keinem Falle zu rechtfertigen. Ob das Blut des angehenden Diplomaten blau oder rot ist, muß ganz gleichgültig sein; die Frage, ob der Anwärter für den diplomatischen Dienst bürgerlich oder adelig ist, hat vollkommen auszu-

scheiden. Es handelt sich im wohlverstandenen Interesse des Reiches nicht um ‚Adlig oder bürgerlich‘, sondern um ‚Tüchtig oder unfähig?‘ Zu verlangen ist der freie Wettbewerb der Tüchtigsten.

Man wirft unseren deutschen Diplomaten im Auslande vielfach vor, daß sie sich allzusehr einer gesellschaftlichen Exklusivität befleißigen. Mit dieser gesellschaftlichen Exklusivität, die insbesondere auf das stark vertretene adlige Element zurückgeführt wird, ist eine mangelnde Fühlungnahme mit den eigentlich entscheidenden Kreisen und so auch mit der fremden Presse, vor allem in parlamentarisch-konstitutionellen Staaten, verbunden. Wenn es z. B. wahr ist, daß ein deutscher Botschafter in Paris, ausgehend von seiner eigenen Zugehörigkeit zum höchsten Adel, den größten Verkehr mit den Repräsentanten des französischen Adels, überwiegend Legitimisten, unterhielt, so barg das zweifellos große Nachteile für das Deutsche Reich in sich. Denn dieser französische Adel besitzt wenig Einfluß auf die Leitung der Politik, und infolgedessen mußte darunter auch diejenige Fühlungnahme leiden, die wir von einem deutschen Botschafter in Paris zu erwarten haben.

Prof. Dr. H. Pohl.

Weltpostkongreß. Der siebte Weltpostkongreß war für das Jahr 1913 geplant, wegen der schwierigen politischen Lage Europas aber, namentlich mit Rücksicht auf die Kriegswirren auf dem Balkan, mußte er verschoben werden. So wird nun dieser Kongreß im laufenden Jahre in Madrid stattfinden.

Der erste Kongreß 1874 in Bern war der Geburtsort des von dem damaligen Generalpostmeister der Reichspost- und Telegraphenverwaltung, Dr. Heinrich Stephan, angeregten und am 9. Oktober 1874 abgeschlossenen Allgemeinen Weltpostvereins. Es folgten dann die Weltpostkongresse in Paris (1878), in Lissabon (1885), in Wien (1891), in Washington (1897) und zuletzt in Rom (1906).

Der Weltpostverein, eine der großartigsten internationalen Schöpfungen des 19. Jahrhunderts, hat die bei seiner Gründung gehegten kühnsten Hoffnungen in den 40 Jahren seines Bestehens weit übertroffen.

Schon der Berner Vereinsvertrag beseitigte etwa 1000 Einzelverträge. Er schuf an Stelle von etwa 1500 Portosätzen ein einheitliches, internationales, zwanzigfach billigeres Briefporto mit gleichmäßiger Behandlung. Ebenso traten große Portoverbilligungen für Warenproben, Drucksachen und Geschäftspapiere ein. Mannigfache Erleichterungen im Postanweisungs- und Paketverkehr hoben den Gesamtaustausch.

Das Gebiet des Weltpostvereins stieg unterdessen von etwa 37 Millionen Quadratkilometer mit 350 Millionen Einwohnern auf etwa 113 Millionen Quadratkilometer mit etwa 1150 Millionen Einwohnern. In der Tat gibt es jetzt auf der ganzen Welt keine Nation von Wichtigkeit mehr, die nicht der einzig dastehenden Organisation beigetreten wäre. Sie ist eine völkerverbindende Gemeinschaft von größter kultureller Tragweite und Bedeutung geworden. Was Jahrhunderte nicht fertig brachten, schuf der Weltpostverein in wenigen Jahren. Er, der Blutlauf im Weltverkehr, beherrscht viele Gebiete der Tätigkeit des Menschengeschlechts, er ist eine wahrhafte Triebkraft der modernen Zivilisation. Die Naturelemente, die den Weltpostverein zeitigten, waren die ungeheueren in Bewegung zu setzenden Massen in dem großen Triebwerk des internationalen Verkehrs. Korrespondenzmassen, die von Tag zu Tag mehr anwachsen und sich von Grenze zu Grenze bis in die fernsten Meere und Weltgegenden ausbreiten. Gebieterisch fordert dieser sich auftürmende Verkehr, der den Wettbewerb erleichtert und die Anknüpfungspunkte vervielfältigt,

eine unerläßliche Schnelligkeit, Regelmäßigkeit und Sicherheit. All' dieses ist nur in einer Vereinfachung des ganzen Betriebes zu erzielen.

Wenn in Deutschland auf den Kopf 97, in Österreich 58, in Frankreich 80,6, in der Schweiz 115, in Belgien 92,4, in England 115, in Italien 30,3, in den Niederlanden 86,5, in Nordamerika 164,1, in Japan 27, in Spanien 18,1, in Rußland allerdings nur 7,9 Korrespondenzen kommen, so geben diese wenigen Zahlen schon ein Bild von dem gewaltigen Umfang des Weltpostverkehrs.

Wohl können seit dem Wiener Kongreß (1891) die Hauptaufgaben des Weltpostvereins als gelöst angesehen werden. An dessen innerem Ausbau wird aber noch stetig gearbeitet. Auf dem nächsten Weltpostkongreß werden verschiedene, auf vorhergehenden Kongressen ungelöste Fragen wieder vorgebracht werden. Aber auch eine Anzahl neuer Fragen wird ihn beschäftigen. Es hat daher den Anschein, daß der Madrider Kongreß seinen Vorgänger in Rom (1906) weit übertreffen wird.

Zu den Reformfragen, die bereits die Kongresse in Wien und Washington beschäftigten, gehören die Einführung des internationalen Postsparkassenwesens und einer Weltpostbriefmarke, weitere Regelung der Transitkosten und Taxen, Erhöhung des einfachen Briefgewichtes und Meistgewichts für Drucksachen und Warenproben. Bald sämtliche zivilisierten Länder von Bedeutung haben den Postsparkassendienst eingerichtet. In Europa fehlt er nur noch in Spanien und Deutschland. Obgleich das segensreiche Wirken des Postsparkassendienstes, namentlich in Verbindung mit dem Postscheck- und Überweisungsverkehr, in den betreffenden Staaten überall zum Ausdruck kommt, so wurde die deutsche Vorlage zur Einführung der Postsparkassen im Jahre 1885 mit Rücksicht auf etwaige Schädigungen der Gemeinde- und Kreissparkassen von der Mehrheit des Reichstags abgelehnt.

Für eine Universalbriefmarke war schon auf früheren Kongressen Stimmung vorhanden. Schon auf dem Lissaboner Kongresse (1885) sagte der französische Delegierte, daß er die Möglichkeit einer solchen Briefmarke durchaus nicht für eine Utopie halte. Auch auf dem Wiener Kongreß (1891) trat der luxemburgische Delegierte für eine internationale Postfreimarke ein. Er hielt damals schon den Zeitpunkt für gekommen, die Aufmerksamkeit auf die Einführung einer solchen Marke zu lenken. Er trat auch mit einem Antrag hervor, den der Delegierte der Vereinigten Staaten von Nordamerika unterstützte. Deutschland aber (Staatssekretär v. Stephan) vertrat mit Rücksicht auf das verschiedenartige Münzwesen der Länder und das Fehlen von einheitlichen Strafbestimmungen bei Fälschungen einen ablehnenden Standpunkt.

Groß und erhaben ist der Gedanke einer Weltbriefmarke; denn nichts könnte besser das Bestehen und Wirken des für den Weltfrieden arbeitenden Weltpostvereins veranschaulichen als eine für alle fünf Erdteile allgemein gültige Briefmarke. Gegenüber den Erleichterungen, die eine solche Briefmarke, besonders für die Reisenden, bringen würde, bestehen doch auch schwere Bedenken. Dies gilt in erster Linie von der voraussichtlichen Verwendung der Marke zur Begleichung kleinerer Schuldbeträge im internationalen Verkehr. Dieses Zahlungsmittel würde offenbar die Einnahme aus dem Postanweisungsverkehr und aus dem Postscheck- und Überweisungsverkehr empfindlich schädigen.

Die Transitkostenfrage, die auf dem Kongreß in Rom ungelöst blieb, wird auch den Madrider Kongreß wieder beschäftigen. Schon bei Gründung des Weltpostvereins trat Deutschland für die

Unentgeltlichkeit des Transits ein; es konnte aber bis jetzt nicht durchdringen. Bei der heute schon mäßigen Entschädigung für den Land- und Seetransport würden durch die gänzliche Beseitigung der Vergütungen verschiedene Länder finanziell erheblich geschädigt werden.

Mit der Transitkostenfrage hängt eng die Frage hinsichtlich des Weltpennyportos zusammen. Voraussichtlich wird die Frage der Ermäßigung des Weltpostportos für Briefe beim nächsten Weltpostkongreß in den Vordergrund des Interesses treten. Vielleicht gelingt es, wenigstens die großen Verschiedenheiten zu beseitigen, die seit dem Kongreß in Rom auf diesem Gebiete bestehen, und durch besondere Abkommen mit Nachbarländern eine Portoermäßigung zu erreichen. Eine erhebliche Erleichterung wäre schon die Erhöhung des einfachen Briefgewichts von 15 auf 20 Gramm und die schon mehrmals auf früheren Postkongressen beantragte, aber stets abgelehnte Erhöhung des Meistgewichts für Warenproben von 350 auf 500 Gramm, wie wir es jetzt in Deutschland haben.

Andere wesentliche Wünsche betreffen die Ermäßigung des Zuschlagportos für unzureichend frankierte Briefsendungen, Erleichterungen im Wertsendungs-, Nachnahme- und Zeitungsverkehr.

Bereits auf dem Postkongreß in Rom wurde der Antrag gestellt, unfrankierte und unzureichend frankierte Briefsendungen, jedoch mit Ausschluß der unfrankierten Drucksachen, Warenproben und Geschäftspapiere, die überhaupt nicht abgesandt werden sollen, anstatt mit dem doppelten fehlenden Porto, allgemein nur mit 10 Cts. oder 10 Pfg. zu belasten. Ferner: Das Höchstgewicht der Drucksachen von 2 auf 3 Kilogramm zu erweitern.

Auch diese früher abgelehnten Anträge werden wohl auf dem Madrider Weltpostkongresse wieder Gegenstände der Erörterung sein.

Ein weiterer Wunsch wird der sein, die für einige Staaten als Legitimation gültigen Postausweiskarten auf weitere Länder auszudehnen.

Dem Vernehmen nach soll von der deutschen Regierung beantragt werden, an Stelle der für einen großen Teil des internationalen Verkehrs eingeführten Antwortscheine eine Antwortbriefmarke einzuführen. Es wäre dies ein weiterer Schritt auf dem Wege zur Schaffung einer Universalbriefmarke.

Auf dem nächsten Weltpostkongreß zu Madrid wird es also an Reformfragen keineswegs fehlen. Weltverkehr und Weltwirtschaft sind heute geflügelte Worte. Um diesen aber inneren Gehalt und Wert zu verleihen, ist der völkerverbindende Weltpostverein besonders berufen. Möge der Madrider Weltpostkongreß reiche Früchte bringen und so zu dem großen Verkehrswerke des Menschengeschlechts in steigendem Maße beitragen.

Dr. J. Karl Kempf.

Literatur

Hauptmanns Odysseus-Drama.

Vor sechs Jahren machte Gerhard Hauptmann eine Reise durch Griechenland; sein Tagebuch, in dem manch schöner und überzeugender Eindruck notiert ist, erschien unter dem Titel ‚Griechischer Frühling' im Verlag von Fischer. Wie Goethe einst auf Sizilien, befaßte sich Hauptmann dort unten mit der Lektüre Homers, teils wohl um unter dem unmittelbaren Einfluß der Landschaft lebhafter in den Dichter einzudringen, teils um an der Hand des Dichters die Landschaft und ihre antiken Reste wieder zu beseelen. Man hat den Eindruck, daß ihm in jenem Reisebuche an mancher Stelle dies überzeugend, in zarten Farben, denen des Landes gleich, gelungen ist.

Scheint uns die griechische Kultur, in der Götter, Helden und Ziegenhirten gemeinsam über die Fluren gingen und beim Mahle saßen, nach dem Willen der

Mythe (diesem Jungborn aller Kunst, die ihre Gestalten gleich Anemonen am Waldrand sprießen läßt, als eigenstes Wesen der Landschaft und Sinnbild des Volkes, das aus ihr werden soll) ohnehin als ein Seelenfrühling der Menschheit, so suchte Hauptmann ihre Trümmer noch dazu unter dem Schimmer und Knospen dieser Jahreszeit auf, ihren Sinn zu fassen: In seinem Drama ‚Der Bogen des Odysseus', das so viele Jahre später erst an die Öffentlichkeit kam, scheint er weniger diese Absicht gehabt zu haben, vielleicht, um dem Vorwurf des ästhetenhaften Archaisierens aus dem Wege zu gehen, wie er anderseits auch nicht in den Fehler fiel, die Gestalten nach der psychologischen Seite (à la Hofmannsthal) modern zu hysterisieren, zu psychologisieren. Das hat ihm den Vorwurf seiner Berliner Freunde eingetragen, die in ihm den Naturalisten, den Milieu-Schilderer und darin fälschlicherweise den großen Neuerer, Bahnbrecher und Dichter verehren. Sie sehen hier ein unfruchtbares Rückwärtsschauen und somit einen Mangel an Schöpferkraft. Dem ist aber durchaus nicht so. Jener Hauptmann, den diese heute vermissen, ist nicht mehr Dichter; ja wir empfinden ihn hier als den reineren, wo er auf Grund eines tiefen persönlichen Erlebnisses die ihm zur Verfügung stehende Kraft an einen großen seelischen Vorgang knüpft, dessen Gestaltungswert dann, ungeachtet aller Modernität oder Antikität, einzig in einer menschlichen Empfindungsstärke ruht. Wir sind abgerückt von jener Modernität, die uns immer nur an unser eigenes Ich in ihrer psychologischen Haarspalterei und den uns umgebenden Alltag erinnert. Wir vermissen deren Detaillierung (entgegen jenen Berliner Kritikern) hier durchaus nicht, fühlen uns vielmehr durch eine sympathische Dichterkraft in jenes Reich gehoben, die uns den leidenden Menschen und die Freuden der Natur zeigt, die heute wie vor tausend Jahren die gleichen sind. Ein Bedenken steigt dabei auf: der antike Mensch war ein anderer als der nachchristliche, den Shakespeare uns zum erstenmal in der Tragödie vorführt, die daher den äußersten Gegensatz zur griechischen Schicksals-Tragödie bildet: Können und dürfen wir nun ein griechisches Heldenschicksal mit anderen, d. h. mit modernen (das Wort nicht im heutigen, vielmehr im nachantiken Sinne gedacht) Augen sehen und gestalten? Also nicht auf der Basis seiner Weltanschauung. Shakespeare selbst entging, vielleicht in kluger Überlegung, diesem Dilemma; er hat griechische Stoffe nur als Lustspiel, zur Tragödie nur römische verwandt, wobei sich uns die anregende Nebenfrage aufdrängt, warum die Römer schon keine eigene Tragödie zeitigten. In diesem Sinne also muß die antike Kultur für uns immer begraben bleiben. Hat nun Hauptmann seinen Odysseus einerseits uns in seiner Umgebung nicht ästhetenhaft archaisierend dargestellt — wir sehen keine Tempel und Götterstatuen auf der Bühne — so kann man doch auch nicht sagen, er habe ihn germanisiert; daß er ihn nicht modernisierte im psychologischen Sinne, wurde schon betont. Er ist — ohne natürlich einen Vergleich ziehen zu wollen — an den Stoff herangetreten, wie Shakespeare an die Römerstoffe und Hebbel an die des Alten Testaments. Der Unterschied im Resultat ergibt sich dann allein aus dem Unterschied der Begabung: Shakespeare erfaßt den Menschen so tief, durchleuchtet seine Grundzüge so nach allen Seiten, daß seine Römer sowohl Römer sind, wie Menschen, die für alle Zeiten Geltung haben. Bei Hebbel ist es schon anders — es mag am Stoff liegen, denn der Jude hat sich von jeher isoliert und als etwas in seiner Art einziges erwiesen, das sich in Gegensatz zu allen anderen Menschen brachte — seine alttestamentlichen Heldinnen und deren Nebenfiguren sind eine typische Nachbildung ihrer Zeit mit vielen scharfen Einzelzügen, die den geistigen Zustand überraschend klar

machen. Daran reicht Hauptmann nicht; seine Begabung, die ihm Grenzen zieht, zwingt ihn, sich allgemeiner zu halten: er schildert uns einen Heimkehrenden, von allen verkannt, dem es langsam gelingt, seine Umgebung zu überzeugen, daß er der Held ist, auf dessen Wiederkehr sie warten. Die Mittel, die der als Bettler, verzagt und verstoßen, die heimatliche Scholle wieder Betretende anwendet, sich seinen Landsleuten zu offenbaren, sind nicht gerade frappierend — hier fehlte es, nur zu begreiflich, Hauptmann an intellektueller Erfindungskraft — und am allerwenigsten zum Schluß, da der Held, hinter der Esse heimlich das Bettlergewand austauschend, sich im Kriegerkleide mit dem von niemanden zu spannenden Bogen emporreckt, seinen Feinden die Stirn zu bieten. An dem Stück erwärmt in einer dichterischen Echtheit der Gefühlston, der als Wechselwirkung zwischen dem Enttäuscht-Verkannten und den Verkennend-Harrenden hin- und herflutet, und zeigt uns weniger, daß wir es hier mit dem vollendeten Werk eines großen Dichters zu tun haben, als wonach wir uns in der Dichtung sehnen: wir fühlen den Irrtum der Modernen, die experimentelle Psychologie, gelegentlich mit Soziologie vermischt, mit Kunst verwechselten, daß Kunst vielmehr einzig eine Sache des menschlichen Herzens und seiner Zwiesprache mit seiner Umgebung, den Göttern, dem All ist. Hieran mag Gerhard Hauptmann sich weniger prinzipiell erinnert haben, als daß er durch die antike Umgebung auf seiner Reise daran gemahnt wurde, und so liegt weder für uns der Glaube noch für seine Freunde die Befürchtung nahe, er möchte einen neuen Weg beschritten haben, es ist vielmehr nicht ausgeschlossen, sogar höchst wahrscheinlich, daß er in seiner nächsten Arbeit uns ein Stück liefert, das wir, wie so manches andere, ablehnen müssen. — In seinem ‚Bogen des Odysseus‘ treten die zweifellosen Qualitäten seiner Begabung in einem uns sympathischen Gewande entgegen, getragen gewissermaßen durch den dichterischen Stoff, nicht beunruhigt und entstellt durch zeit-moderne Irrungen. Im ganzen: Die Anlage Hauptmanns reichte aus, den Grundzug zu fühlen und darzustellen; es mangelt aber die Erfindungsgabe, den Stoff bis in die Einzelheiten der Nebenfiguren zu nuancieren. Doch diese Erfindungsgabe fehlt ihm im tieferen Sinne auch als Darsteller des modernen Lebens: Subtilität der Außenweltschilderung verwechseln seine Freunde in dem Falle mit jener. — Das Stück, das, was die Kunst soll, manch höhere Empfindungen in uns auslöste — und der Umstand spricht doch unbedingt für seinen Wert im Verhältnis zu älteren Arbeiten Hauptmanns — ward im Theater der Societäre vor fast leeren Bänken gespielt: es ist nichts für den Berliner Geschmack, wenn schon die Premiere dem Dichter Beifall brachte. Unter den Leistungen der Darsteller ragte einzig der Odysseus des Marr hervor, dessen Talent über einige jener, beim Schauspieler heute immer seltener werdenden Grundzüge verfügt, die durch den ihnen eingeborenen Klang wirken und zugleich in der Verschiedenheit der von der Rolle vorgeschriebenen Eigenart aufzugehen vermögen. Rudolf Klein-Diepold.

Theater

Das ‚Weiße Theater‘. Der Name ist ungarischen Ursprungs und will besagen, daß man in Budapest darauf ausgeht, sich von dem herkömmlichen Theaterunwesen zu emanzipieren, daß man ein Theater mit sauberem, anständigem, hochstehendem Spielplan haben möchte. Aber die Sache beschränkt sich nicht auf Ungarn, sie ist mehr oder minder als Bewegung in allen Kulturländern vorhanden. Die Gründung des Theaters de Vieux Colombier in Paris ist vielleicht nicht mehr als ein Symptom, daß man dem größeren Ernst auf der Bühne ein Recht sichern möchte. Aber mit dem

künstlerischen Gewissen erwacht auch das moralische. In Rußland sind Bemühungen im Gange, die noch in viel ausgesprochenerer Weise den Gedanken des Weißen Theaters zu verwirklichen trachten. Ein tüchtiger junger Dichter, Johannes von Günther, hat in Riga Versuche gemacht, die von überraschendem Erfolg begleitet sind, Erfolg auch in dem Sinn, daß man in England ernstlich daran denkt, mit größeren Mitteln Theaterreformpläne zu verwirklichen, wie sie von katholischer Seite noch niemals auch nur ausgedacht worden sind. In Deutschland haben wir wohl kleine, unter der Ungunst der äußeren Verhältnisse nicht gerade aussichtsreiche Versuche, wie die Calderongesellschaft, aber daneben geht, von P. Overmanns S. J. propagandiert, eine Bewegung einher, die durch Massenorganisation den Theaterleitungen das Bewußtsein geben will, daß sie nicht mehr ausschließlich auf ein Publikum angewiesen sind, das die Häuser nur dann füllt, wenn Dekadenz, Roheit und Ungeschmack dort ihre Orgien feiern. In Österreichs Hauptstadt hat sich ein christlicher Theaterverein gebildet, der, mit noch weiterem, positiverem Programm, sich das gleiche Ziel gesteckt hat. Es ist also eine ziemlich gleichzeitige, allgemeine Schilderhebung gegen die moderne Theaterunkultur im Gange, über deren Motive alle Freunde echter Bühnenkunst gleich denken werden, über deren Mittel und Wege jedoch nur der Erfolg ein endgültiges Urteil fällen kann. Ihren glänzendsten Sprecher hat die Sache gefunden in dem geistvollen und fast immer das rechte, auch dem modernen Ohr wohlklingende Wort findenden Bischof Prohászka von Stuhlweißenburg. Die Ausführungen, die er bei einer festlichen Veranstaltung des Vereins Weißes Theater in Budapest (12. Januar 1914) machte, mögen hier nach dem Bericht des ‚Alkotmany‘ als ein Programm der Bewegung folgen:

‚Wir sind hier nicht als finstere Moralisten zusammengekommen, die alle Lebensfreude ersticken möchten; wir gehen nicht in den engen Stiefeln jener einher, welche die absolute Herrschaft der antiken Dramaturgie zurückersehnen. Wir stehen nicht im Zeichen des Symbolismus, noch des Futurismus. Wir sind gekommen, damit etwas für unsere heimatliche Schauspielkunst, unser heimatliches Theater geschehe. Wir sind gekommen, damit das Niveau des Anstands und der Sitte in unsern Schauspielhäusern gehoben werde. Unser Reformprogramm wurde von Liebe und Hochschätzung eingegeben, wird von beiden getragen. Eben weil wir die Kunst lieben und hochschätzen, möchten wir sie auf hohem Standpunkt erhoben sehen, schmerzt es uns, daß sie in den Sumpf geistloser Triebhaftigkeit versinkt. Eben weil wir Sinn und Begeisterung für die wahre Kunst haben, möchten wir ihr Idealbild in reinstem Glanze aufleuchten sehen, möchten, daß unsere Theater Tempel dieser Kunst und nicht die Ablagerungsstätten für die Hirngespinnste pervers Veranlagter seien. Deshalb möchten wir auch, daß das Theater die Pflanzstätte edler Vaterlandsliebe sei, statt der internationalen Dekadenz, der blasierten Absage an das Leben Vorschub zu leisten.

Wir wünschen dies alles angesichts der vielen schweren Anklagen, die wir gegen die moderne Schauspielkunst erheben müssen. Liegen ja doch die Dinge heutzutage so, daß sich das Theater dem unbedingten Dienste der Sitte und der Moral entwunden hat. Die Vergnügungssucht des Publikums aber hat das geistige Niveau der Darbietungen auf den Tiefstand der Frivolität und des Tingl-Tanglhaften herabgedrückt. Man ist nicht mehr sicher, ob der Besuch einer Premiere nicht jeweils die Verletzung der heiligsten Gefühle mit sich bringt. Familienväter wagen vielfach nicht mehr, die Ihren in Premieren zu führen, damit der Geist, welcher aus den meisten Aufführungen weht, nicht in ihr Heim dringe, dieser Hauch die Atmosphäre in ihrer Familie nicht verpeste.

Es ist wahrlich nichts berechtigter, als das Bestreben, das Niveau der Bühne zu heben, die Luft in den Schauspielhäusern zu reinigen, den Schmutz aus den der Kunst geweihten Räumen zu entfernen. Das aber ist Programm des ‚Weißen Theaters‘.

Wenn ich sage ‚Weißes Theater‘, so meine ich eine Bühne, wo die Reinheit herrscht, wo man in der Richtung der reinen Moral und des gediegenen Geschmackes vorwärtsstrebt. Ein Theater, in dem die Musen keusch sind, ein Museum der lebendigen Kunst, in dem sich dem männlichen Auge nichts darbietet, das sie bei ihren eigenen weiblichen Angehörigen vor jedem frechen Blicke — wie oft selbst mit den Waffen in der Hand — verteidigen würden.

Das ‚Weiße Theater‘ steht im übrigen nicht im Zeichen irgendeiner Kunstrichtung. Hier mag man Idealist oder Realist, Symbolist oder Futurist sein, nur das Unreine wird nicht geduldet. Was den Begriff der Reinheit verwirrt, das ist ausgeschlossen. In was immer für einem Kleide solch ein Bilderstürmer aus den Reihen irregegangener Kunst erscheinen mag, hier wird er nicht vorgelassen, von diesen Schwellen wird er hinweggefegt, wenn's sein muß mit Gewalt entfernt. Unter ‚Weißem Theater‘ verstehe ich keine Bühne, auf der in naiver Weise moralgepredigt wird, keine Bühne für Kinder oder Kloster, Backfische, sondern eine Bühne, auf der das Leben über die Bretter geht, wo Tugend und Sünde in ihren Konflikten, in ihrem Gegeneinander und Nebeneinander dargestellt werden. Hier sollen lebenswarme Gestalten und nicht mondscheinhafte Silhouetten auftreten, und auch die Dämonen, welche den Menschen umlauern. . . . Wir fürchten nicht die Logik von gut und bös, von Kraft und Schwäche. Laßt uns die Entwicklung und Gestaltung des Lebens in ihrer ganzen Fülle und Tiefe sehen, wir fordern jedoch, daß ihr nicht in den Staub ziehet, sondern empor zu den Idealen wahrer Kraft und Schönheit euren Flug nehmet.

Die Muse des ‚Weißen Theaters‘ ist keine blasse, bleichsüchtige Mädchengestalt, ihre Weiße ist der Glanz ihrer Reinheit.

Es ist keine Entschuldigung für den Tiefstand des Theaters, daß das Publikum nach dem Obszönen verlangt. Seit wann ist die Kunst dazu da, in diese Richtung hinabgezogen zu werden, oder gar selbst hinabzuziehen, anstatt dem Publikum die Wege aufwärts zu weisen? Und dann: muß denn ausschließlich auf jenen Teil der Menschheit, der im Theater seine dunklen Triebe befriedigen will, Rücksicht genommen worden?

Solche Verirrungen zu bekämpfen, ist gemeinsame Sache der sittlich denkenden Gesellschaft. Ebenso als es gemeinsames Interesse ist, die Trockenlegung eines Sumpfes zu fordern, der die Umgegend durch seine Miasmen verpestet. Gleichwie das Gesetz ansteckende Kranke bis zu ihrer Genesung isoliert, damit sie niemand infizieren, ebenso muß eine Kunst, welche droht, die Seelen zu vergiften, im Interesse echter Kunst ausgeschieden werden.

Das ‚Weiße Theater‘ will den Ausgang zum Schutze der hohen Aufgaben und sittlichen Werte der Kunst nehmen. Es ist eine Bewegung, welche die ideale Mission der Schauspielkunst hochstellt und hier dem wahrhaft Guten und Schönen dienen will. Das Ziel ist einer Bewegung wert, es fordert neben bloßem Wollen ein kräftiges Einsetzen unermüdlicher Arbeit.‘ -h.

Kunst

Ölberg unserer Zeit. Wenn die Menschen schwach werden, steht die Natur drohend auf. Als Christus auf einem sehr hohen Berge stehend die Herrlichkeit der Erde zu seinen Füßen sah, verschmähte er, sie anzubeten; denn sie hat keine Schönheit und keine Größe aus sich. Als er am Ölberg einen Steinwurf weit von den Gefährten ging, machte er sich einsam

im Kampfe. Diese Vollmacht hat die Natur, sie trennt Geist von Geist und hebt den Menschen in seinen Gegensatz zu allem Geschaffenen. Sie kommt ihm heftig näher, um sich in Ruhe abzutrennen, sie wird ihm äußerlich ähnlich, um innerlich in seinem Wesen überwunden aufzugehen. Die Grade ihrer Heftigkeit bleiben wie Trümmer um die Seele stehen. Die Berge türmen sich wie Generationen für die Zukunft fort, und der Stein gleich einer Patene hebt den Opferleib über die Erde. Es geht kein Mensch unter, außer der sich der Natur gleichgemacht hat. Die Schwäche dessen, der sich zum Geschaffenen demütigt, ruft die Stärke des Schöpfers in der Erschütterung der Natur hervor. Es gibt kein Drama, an dem die Natur mehr teilhaben kann als an dem des Menschensohnes. Jener Augenblick der tiefsten Verzagnis widerbebt im innersten Gestein; aber die Kraft bleibt Gottes. So tritt die Natur mit aller Wucht in die Geschichte. Im Hingang der Zeit wird die Schwäche des Menschensohnes immer seelischer empfunden; während sich die Höhe der Generation abträgt, steigt die Erde auf; je näher die Natur kommt, desto stärker muß sie erschüttert werden, um den Geist frei zu lassen, und das Werk der Erlösung zu spüren. So formt sich der Ölberg unserer Zeit.

Noch nie war die Menschheit in der Tradition ihrer Berufung und in der höheren Kraft ihres Naturgegensatzes so geschwächt als in den Generationen des Jahrhunderts, an dessen Ende wir stehen. Und noch nie war das Drama der Naturüberwindung so heftig, als es in dem Jahrhundert sein wird, dessen Anfang wir bilden, in dem der geistige Zusammenhang der höheren Dinge wieder erkannt werden muß. Die Natur sorgt für ihre eigene Geltung, sie verstofflicht das Dasein, und zumal der deutsche Geist erliegt der Naturverstrickung. Die idyllische Poesie, die deutsche Gemüter in der Natur lieben, ist zu ichselig und kleinlich, um die Weite und Härte des Gegensatzes geistig zu umspannen; sie ist zu gegenwärtig, um den Geist durch die Geschichte über die Natur zu erheben. Das christliche Drama muß aber geschichtlich empfunden werden, wenn es künstlerisch lebendige Form werden soll. Kunst ist nicht Empfindungsseligkeit und Schmuck der Gegenwart, nicht Spiel eines freien Geistes und Erfindung eines müßigen Gemüts, sondern ist ein geschichtlicher Grad der Naturüberwindung in einem stets gegenwärtigen Glauben an die Übernatur. Wie dieser Glaube bewußt seinen zeitlichen Gegensatz künstlerisch steigernd hervorruft, das ergibt die Form der christlichen Kunst. Ein Jahrhundert, das die Natur eines bloßen Daseins immer mehr entfesselt hat, erlebt von selbst seinen Ölberg, wenn es sich einer Verinnerlichung zuwendet und einer Hingabe an das Außerzeitliche, wie Christus, als er seine menschliche Natur mächtig werden ließ, bevor er das Opfer auf sich nahm.

Scheinbar gibt es zwei Möglichkeiten, das Dasein in einen Glauben zu erhöhen: das Suchen vorgeschichtlicher gesetzmäßigen Formen, denen sich der Stoff einordnen soll, oder die bewußteste Hingabe an das geschichtlich gegenwärtige Drama, in dem innerlichen Wissen, daß das Gesetz am Stoff erfüllt werden muß. Während jene Kunst nebenbei Schönheit der Gestalt sucht, findet diese nur Tiefe und Schönheit des Ausdrucks, Tiefe bis zur Entseeltheit, Schönheit bis zur Verkümmerung der Gestalt; denn die Gestalt ist ihr nicht das Maß der Welt. Das Maß jener ersten Schönheit wird schließlich trotz allem ein schematischer menschlicher Kanon, aus den Formen dieser anderen lebendig asketischen Schönheit bildet sich ein dramatischer Organismus. In unserer zeitgenössischen Kunst sind einige ganz unzulängliche und barbarische Versuche nach jener ersten Richtung im Gegensatz zur Naturmalerei aufgelebt, während die Idee selber schon ein Leben lang mit feinstem, so formalem wie mu-

stischem Geiste von P. Desiderius Lenz vertreten wurde, der sie zu einem gewissen Abschluß brachte. Aber die Kunst, die dem Leben nahe bleiben will, kann das Dasein des geschichtlichen Menschen nicht verleugnen; auch die christlich-katholische Kunst muß im Gegensatz zu den Versuchen der Beuroner Schule, die eine vorgeschichtliche Abstraktion zu erreichen sucht, eine geschichtlich gegenwärtige Konkretion erstreben, Idee und Anschauung nicht aus der Zeit heraus, sondern die Zeit in Idee und Anschauung hineinheben*. Dieser Wille in seiner ganzen dramatischen Unmittelbarkeit und seelischen Nähe lebt in dem Bilde ‚Christus am Ölberg' von Karl Caspar. Hier ist das Drama der Natur und Gegenwart aufgenommen, das sonst heute weitum in der schönseligen und gefühlgefälligen christlichen Kunst ängstlich vermieden wird. Als ob die Zeit dem Wahrheit gäbe, der sie fürchtet, als ob dem christlichen Weltgeiste etwas erspart bliebe vom Tranke aus dem Kelche der Zeit, und als ob nicht gerade die katholische Kulturform die protestantische Naturverstrickung mit Gewalt sprengen müßte, statt ihr auszuweichen, um den innerlich-geschichtlichen Anschluß neu zu gewinnen.

Keine Zeit gleicht der andern, und jede hat ihren eigenen Ölberg. Wie gewaltig ist der Raum aufgetan entgegen der Erde auf dem Bilde von Mantegna. Um diesen Raum zu tragen, ist sie fast aller Vergänglichkeit entkleidet und wie in ihrem Urgestein ausgewuchtet und verankert. Die Türme der Berge trotzen auf über den Türmen der Stadt. Die Apostel sind im Schlafe hingefällt. Und der Menschensohn ist einsam der Erwartung ausgesetzt, und dem Schicksal, zu dem ein unerbittlicher Wille gleich der schroffen Natur ihn in die Mitte drängt. Wie ein geschäftiger Ameisenzug in langen, zackigen Zeilen, zu klein, um die dramatische Spannung eines Übermenschen zu spüren, nahen die Häscher. Anders ist der Raum auf dem Bilde unserer Zeit. Während er sich bei Mantegna zu entleeren beginnt und in die Erde nach rückwärts weicht, um den Menschen allein in seiner Spannung zu lassen, drängt er hier nach vorne, bringt die ganze Beseeltheit der Natur tragisch zerrissen mit und hebt den Stein, darauf Christus hingestreckt ist, dem Gefühle entgegen, während der Opferleib sich nur noch einsamer macht und, wie in den Stein eingedrückt, doch in seiner Innerlichkeit schwebt. So weicht das Übermenschliche jedesmal in der Form dem Menschenwesen aus, das auf diesem Bilde in den Aposteln in Gram bedrückt und tragend schläft, während sich die Rotte drohender naht, weniger episch eilt, aber dramatischer sich hereinschiebt. Gerade das Einsamsein gegenüber der Natur mehr noch als gegenüber Menschen macht die Monumentalität dieser Werke aus*.

* Vgl. den Rundschaubeitrag ‚Benediktinische Kunst' im Oktoberheft 1913. Wie sehr sich auch eine junge Generation für ihre gegenwärtige Aufgabe im Gegensatz zu der künstlerischen und theoretischen Arbeit des Gründers der Beuroner Kunstschule befinden mag, so muß sie sich doch zu seinem Lebenswerk nicht nur aus gemeinsamem Gegensatz gegen die naturalistische Willkür der sonstigen christlichen Kunst, sondern auch in dem gemeinsamen Wunsche nach einer überzeitlichen Form hingezogen fühlen, wie andererseits der Patriarch die Schöpfungen Karl Caspars, des ernstesten und noch einzigen Gestalters unserer zeitgenössischen Kunstnotwendigkeit, hochschätzt und sie trotz der Andersart als künstlerisch und katholisch bezeichnet, Schöpfungen, die von dem Beginn seines eigenen Lebenswerkes zeitlich um ein halbes Jahrhundert und in der letzten Absicht um die Anerkennung einer ganzen geschichtlichen Weltspanne verschieden sind. Auch hier berühren sich zwei Endpunkte und sind sich verwandter als alle halben Zwischenformen. Es wäre ein glückliches Ereignis, wenn das theoretische Werk des P. Desiderius endlich erscheinen würde. Es würde einem Zeitwillen eigenartig anregend zu Hilfe kommen. Denn geht unser heutiger Wille auch den entgegengesetzten Weg, so glauben wir doch an eine dogmatische Harmonie. Freilich, bis sie in der Form sichtbar werden kann, braucht es keiner Kunst mehr.

* Von Caspar ist vor kurzem eine Mappe

Anders wenn die Beziehung des Menschen zum Menschen die Grundlage bildet, wie auf den Bildern von Dürer. Hier hat die Natur keine starke Macht, trotz teilweise romantischer Form. Dürer schon hat die Innerlichkeit des hingestreckten Christus seiner Kunst zueigen gemacht, ein Gefühl, in dem ihm der moderne deutsche Künstler wahlverwandt folgte. Aber in der übrigen zeitlichen und gehaltlichen Gesamtempfindung ist die Auffassung des beginnenden Renaissancekünstlers der heutigen ganz entgegengesetzt. Bei Dürer wirkt vor allem die Art der willentlichen bloßmenschlichen Komposition, besonders deutlich bei dem knienden Christus mit den Apostelgestalten im Fünfeck. Die Natur führt aus dem Bilde, während der Vordergrund durch diese Gruppenkomposition und die Flächigkeit der Kleiderbehandlung in eine Fläche verwandelt wird, die weniger eine Einsamkeit des Daseins als der Gegenüberstellung aus der Andacht hervorruft. Es ist ein ähnliches Formgefühl, wie es dem Erbärmdebilde ‚Christus als Schmerzensmann‘ von Hans Multscher in absichtlicher Komposition zugrunde liegt. Hier befreit sich die menschliche Anteilnahme von sich selbst und gestaltet in einer formvoll aufgebauten und stilisierten Gegenüberstellung ein allgemeingültiges Gegenbild, in das ein Gefühl, bei Multscher sehr reich, übertragen ist und dadurch übermenschlich angeschaut wird. Bei Dürer hob im Deutschtum die Zeit an, wo der Mensch sich in seine eigenen Interessen zu verlieren anfing.

Heute findet sich der Mensch vor allem der Natur ausgeliefert. Es braucht Gewalt, mehr sie zu sprengen, als sie in Form zu bringen. Und das ist das Zeichen der modernen Kunst, sie leidet Gewalt, und nur wer Gewalt braucht, reißt sie in der Gegenwart wieder an sich.

Konrad Weiß.

‚Passion‘ erschienen, die zehn Originallithographien im Format 40×48 cm enthält. Vom ‚Abendmahl‘ bis zur ‚Auferstehung‘ ist darin jedes Blatt ein in unserer Zeit bis jetzt einzigartiger Versuch, die Einordnung unseres Zeitgeistes in die überlieferten Erlösungsszenen zu vollziehen, die für uns Lebensformen geworden sind. Denn nicht um ein gefühlsmäßiges Vordemonstrieren der christlichen Geschehnisse kann es sich in der christlichen Kunst handeln, sondern um einen steten Kampf gegen den Stoff, der wir in unserer Zeit sind, um den Organismus der immer bleibenden christlichen Weltkräfte immer innerlicher zu schauen und dynamischer zu erleben. Darum die künstlerische Zertrümmerung des Natürlichen und Menschlichen, die dem an die übliche Kunst gewöhnten Auge zunächst so fremd vorkommt. (Delphinverlag München, Mappe Nr. 1–120, je 75 M.)

Alfred Lichtwark. (14 Nov. 1852 bis 13. Januar 1914).

Zum 70. Geburtstag seines Freundes und nächsten Kollegen, des Direktors des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg, Justus Brinckmann, schrieb Alfred Lichtwark als Einleitung zu einer literarischen Festgabe einen geistvollen Essay über den Typ des modernen Museumsdirektors, in welchem er das Ideal dieses modernen Tatmenschen, der zugleich praktischer Organisator und intuitiver Prophet sein muß, mit den Entdecker- und Kondottierigestalten vergangener Jahrhunderte vergleicht: Jene kühnen und phantastischen Naturen stellt er in einen Gegensatz zu dem Publikum des mit der greifbaren Rentabilität rechnenden Philisters, mit dem das neue und ungeahnte Dinge schaffende Genie notwendigerweise in Widerspruch gerät. — Das Leben des intuitiven Menschen, so schreibt etwa Lichtwark, verläuft keineswegs in gerader Linie, sondern beginnt im Zickzack, gleichsam Kräfte sammelnd zu seiner höheren Zielstrebigkeit: der Entdecker neuer Werte und Möglichkeiten ist meistens ein schlechter Schüler und muß sich erst durch eine Reihe beruflicher Widerwärtigkeiten hindurchschlagen, bis er das Gebiet seiner selbstgewählten, durch keinen äußeren Zwang ihm aufgenötigten schöpferischen Tätigkeit erlangt. — Die dieser Einleitung

nun folgende Biographie Brinckmanns begann ungefähr mit den Worten: Brinckmann ist in Hamburg geboren. Er besuchte die und die Schule; sein Abiturientenzeugnis ist noch erhalten, — das dann mitgeteilt wird und nur aus ersten Noten besteht. — Als man Lichtwark auf den Widerspruch zwischen den allgemeinen Behauptungen seiner Einleitung und dem individuellen Fall der Biographie aufmerksam machte, sagte er, er habe hier absichtlich eine kleine Neckerei riskiert. —

Das Geschichtchen erscheint nach Form und Inhalt für den verstorbenen Alfred Lichtwark höchst charakteristisch: Er war alles andere als bloßer Fachgelehrter, universeller Kulturmensch von souveräner Heiterkeit etwa im Sinn der italienischen Renaissance, den nur Schicksal und Begabung auf das Gebiet der Kunst und der musealen Sammlertätigkeit geführt hatte: dem weltmännischen Rundschädel der eleganten, forschen Erscheinung mit dem energisch kurz gehaltenen Haar und Schnurrbart sah man genau sowenig wie sein Alter die Beschäftigung mit gelehrten oder historischen Dingen an, und ebenso konnte man sich stundenlang mit dem auf allen Gebieten des menschlichen Geistes und Wollens Interessierten unterhalten, ohne daß das eigentlich Berufliche in den Vordergrund trat. — Solche persönliche Eigenschaften bestimmen auch Art und Umfang seiner literarischen Tätigkeit. Lichtwark war nur in den seltensten Fällen Kunsthistoriker von fachwissenschaftlichem Habitus: seine Dissertation über den Ornamentstich der deutschen Renaissance und die Untersuchungen über die durch ihn in die Kunstgeschichte eingeführten Althamburger Maler aus der Zeit um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert, Meister Bertram und Meister Francke, stehen in seinem schriftstellerischen Gesamtwerk vereinzelt da. In der Regel wendet er sich als ästhetischer Propagandist, in der Art des Engländers John Ruskin, an die weitesten Kreise des Publikums, sei es nun, daß er über Gartengestaltung, über die Kultur einfach sachgemäßen Wohnens — in seiner epochemachenden Schrift ‚Palastfenster und Flügeltür‘ — oder über allgemeine Fragen der künstlerischen Erziehung und der Anleitung zur Betrachtung von Kunstwerken spricht. Immer kommt es ihm auf die Wirkung in die Breite an, und daraus ergab sich auch die Art seiner neuzeitlich genialen Leitung der Hamburger ‚Kunsthalle‘, seiner eigentlichen Lebensschöpfung.

Als Lichtwark im Jahre 1886 die Kunsthalle übernahm, war sie ein geistig untergeordnetes Institut, wie alle damaligen Museen der indifferente Stapelplatz einer talentlosen Lokalschule und künstlerisch minderwertiger Anekdotenmalereien. Da war eine ästhetisch ausgesprochene und organisatorisch kraftvolle Persönlichkeit wie Lichtwark an ihrem Platz. Er vertiefte sich in die heimatliche Kunstgeschichte und stellte mit intuitivem Blick zwei Perioden als besonders wertvoll heraus, das beginnende 15. und das beginnende 19. Jahrhundert: dort wirkten die frommen Gotiker Meister Francke und Bertram, jener in seiner epischen Größe eine niederdeutsche Parallelerscheinung zu dem schwäbischen Lukas Moser von Tiefenbronn, dieser, der etwas ältere und von kleinerem persönlichen Volumen, den Altkölner Meistern nahestehend. — Die durch die Berliner Jahrhundertausstellung allgemein bekannt gewordenen Hamburger Maler des Klassizismus und der Romantik, wie die geistvollen Porträtisten J. Oldach und Otto und Erwin Speckter, der von Goethe hochgeschätzte, mit monumentalem Linien- und Farbensinn begabte Philipp Otto Runge und der etwas jüngere Landschafter F. Wasmann, ein Däne von Geburt, haben dargetan, welch eine hohe malerische Kultur die Hansastadt in der Frühzeit des 19. Jahrhunderts besessen hat: Gerade die

wesentlich durch Lichtwarks persönliche Initiative ins Leben gerufene Jahrhundertausstellung im Winter 1905 auf 1906 in der Berliner Nationalgalerie hat wie so viele andere Kapitel unserer deutschen Kunstgeschichte uns auch dieses wieder geschenkt. Lichtwarks Gefühl für spezifisch malerische Werte veranlaßte ihn natürlich auch, gleich Hugo v. Tschudi, als Schriftsteller wie Museumsleiter für die großen französischen Maler des 19. Jahrhunderts einzutreten und ihnen Bahn im Verständnis des deutschen Publikums zu bereiten. Lichtwark war der erste, der Max Liebermanns Bedeutung in vollem Maß anerkannte und sich so für ihn einsetzte, — er kaufte mehr als dreißig Bilder Liebermanns für das Museum und beauftragte den Künstler, Hamburger und andere Berühmtheiten der Gegenwart, wie den Baron v. Berger, Richard Dehmel, Gerhart Hauptmann, zu porträtieren —, daß man nirgends besser als in der Hamburger Kunsthalle Werk und Entwicklung des großen Berliner Impressionisten studieren kann. Und von anderen seinem Gefühl nahestehenden Meistern, wie Kalkreuth, Slevogt, Lovis Corinth, ließ er wieder Bilder direkt für sein Museum malen.

Auf diese Weise häufte Lichtwark einen reichen Schatz an alten und neuzeitlichen Werken in der ‚Kunsthalle'. Er hatte ihr, kraft seiner Persönlichkeit, eine individuelle Note verliehen, die sie von allen andern Galerien unterschied: nicht wie diese sammelte er die Kunst aller Zeiten und Länder, sondern er beschied sich mit dem der lokalen Stammesart, dem niederdeutsch-hamburgischen Angemessenen: Von der großen alten Malerei kultivierte er vor allem die Niederländer der Rembrandtzeit, während er die fremdgearteten Italiener mit Absicht weniger berücksichtigte. Trotzdem war der Bilderbestand im Lauf der Jahre so gewachsen, daß er nur immer einen Teil in wechselnden Ausstellungen dem Publikum vorführen konnte. Je länger, je mehr stellte sich deshalb die Notwendigkeit eines Erweiterungsbaus der Kunsthalle heraus, und dieser, doppelt so groß wie der alte Bau, war im Rohbau fertig, als sein Bauherr starb! Lichtwark hat die Krönung seines Lebenswerkes, die richtige Aufstellung der von ihm gesammelten Kunstschätze in dem modernen, schöneren, weiträumigen Gebäude nicht mehr erlebt! —

Alfred Lichtwark ist nach längerem Kranksein nun auch seinem Freund und Kampfgenossen Hugo v. Tschudi gefolgt. Sie waren beide ehrliche Propagandisten für die gemeinsame gute Sache der Durchdringung der neuzeitlichen materiellen Zivilisation mit dem Gedanken der künstlerischen Kultur. In diesem ihrem Beruf standen sie ganz auf sich, hatten weder Vorbilder, nach denen sie sich richten, noch Vorläufer, denen sie folgen konnten. Sie waren, wie das Lichtwark selbst in dem einleitungsweise erwähnten Essay ausdrückte, beruflich ‚neue Typen'. Hatten sie aber keine Vorgänger, so fanden sie doch bald Mitstreiter und später Jünger und Nachfolger: Gustav Pauli in Bremen, Karl Koetschau in Düsseldorf, Alfred Hagelstange in Köln, Fritz Wichert in Mannheim, Walter Riezler in Stettin, — um nur einige wenige zu nennen. Das Vermächtnis, das uns die beiden ersten in einem wahrhaftigen Sinn modernen Museumsdirektoren hinterlassen haben, befindet sich, Gott sei Dank, in guten und tatkräftigen Händen.

Dr. Fritz Hoeber.

Zur Entstehung des Görresschen Porträts von Joseph Settegast. Briefe des Malers Joseph Settegast (1813—90), welche den Zeitraum von November 1836 bis Mai 1843 umspannen und hauptsächlich seine künstlerische Ausbildung in Rom in eingehender Schilderung wiedergeben, liegen mir durch die Güte der Tochter des Künstlers, Frl. Karoline Settegast in Mainz, im Original vor. Interessant, wenn auch

kurz, ist, was der Künstler über die Entstehung des bekannten Porträts von Jos. Görres erzählt, das auch der neuen von Schellberg besorgten Görresausgabe vorgesetzt ist und mit Recht für das beste Görres-Bild gilt.

Der junge Settegast hatte Mitte Juni 1838 München erreicht, wo er bis September im Hause Görres, der ein Vetter seines Vaters war, Wohnung nahm. Dann trat er gemeinsam mit dem Grafen Schlabrendorf, dem Frankfurter Maler Jakob Becker, einem dänischen Marinemaler Thöning und dem Westfalen Achtermann, der im Auftrag Bethmann-Hollwegs nach Carrara ging, um ein Kruzifix für dessen Kapelle in Bonn auszuführen, die Weiterreise nach Italien an. — Der Münchener Aufenthalt ließ keine rechte Sammlung aufkommen und war trotz der Beziehungen zu Cornelius, Heß und Steinle, welcher auch bei Görres wohnte, nicht sonderlich günstig für des jungen Malers Entwicklung. Zu viel Zerstreuung drängte sich im vielbesuchten Görres-Haus an Settegast heran. Auch lockte den wanderlustigen Rheinländer das nahe Hochgebirge zu immer neuen Ausflügen, die meistens in Gesellschaft von Guido Görres und dem Grafen Schlabrendorf unternommen wurden. Die Ungunst der Verhältnisse fühlte Settegast selbst, als er am 8. August 1838 seinen Eltern schrieb: ‚Ich fege das Bild (Görres' Porträt) herunter und mache mich ab über die Alpen.' Nach dreimaliger Umbestellung hatte der Künstler endlich das passende Maß Leinwand zur Hand. Die Sache mußte nun fix gehen. Görres war nicht für lange Sitzungen, und seinem jungen Porträtisten brannte die Sehnsucht nach Rom in allen Fingern. So wurde das Bild Görres' im bequemen, pelzverbrämten Hausrock tatsächlich ‚heruntergefegt', und vielleicht mutet es uns gerade deshalb so ganz real, ohne idealisierende Zusätze an. Settegast war offenbar froh, die ihn lange drückende Arbeit hinter sich zu haben und nun weiter ziehen zu können. Es klingt dies vernehmlich aus dem kurzen Bericht vom 8. September an seine Eltern: ‚Das Porträt ist fertig, schön ist es nicht, aber ähnlich wie gespien. Ich habe mich sehr damit geeilt, weil Görres nur kurze Zeit gesessen hat. Ihm schien es Spaß zu machen, besonders da ich es so ohne alle Umstände angefangen und schnell hintereinander fertig gemacht habe. — Den übrigen im Hause scheint es zu gefallen.'

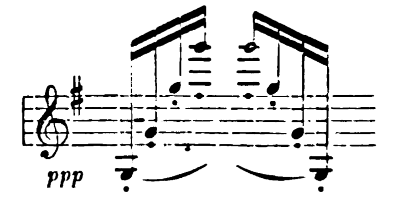
Ein paar Tage nachher trat Settegast endlich die Weiterreise nach Italien an, um das Wort seines tiefverehrten Lehrers und späteren Schwiegervaters Philipp Veit auf das schönste zu erfüllen: ‚Das Fundament ist gut, und er wird die rechte Bahn nicht mehr verlassen.'

Margareta Hiemenz.

Musik

Studienpartituren von Verdis Werken. Eine prächtige Gabe hat der berühmte italienische Verlag Ricordi der Musikwelt anläßlich des hundertsten Geburtstages Verdis beschert, eine Ausgabe einiger besonders bedeutender Werke des Meisters in kleinen Studienpartituren (u. a. Troubadour, Aïda, Othello, Falstaff, das Requiem). Über die hervorragenden musikalischen Kulturwerte der seit etwa anderthalb Dezennien eingebürgerten ‚Kleinen Studienpartitur' an sich braucht heute nicht weiter mehr geredet werden. Daß ihre Segnungen nun auch Verdi zugute gekommen sind, ist gerade auch für die deutschen Musiker und Musikfreunde um so erfreulicher, als diese bisher kaum je Gelegenheit hatten, eine Verdische Partitur zu studieren; denn die großen Originalausgaben sind auch auf öffentlichen Bibliotheken kaum vorhanden. Und doch gehört zum restlosen Erfassen des Stils eines Komponisten auch das Studium seiner Partituren. Bei Verdi speziell kann dadurch manches Mißverständnis, dem die Kunst des Meisters speziell in Deutschland noch ausgesetzt ist, zerstreut werden. Gar zu gerne sieht

man bei uns in Verdi lediglich einen flotten, skrupellosen Melodisten ohne weitere Tiefe und Feinheit der Arbeit. Wie wenig gerecht diese Auffassung dem Meister wird, kann nun jedem, dem es nicht schon seine Ohren gesagt haben, ein Blick in die Studienpartituren zeigen. Man staunt, wie sorgfältig da auch in älteren Opern, wie im ‚Troubadour‘, der Orchesterpart bereits disponiert und klanglich abgewogen ist. Und die letzten Werke, von ‚Aïda‘ und ‚Requiem‘ angefangen, können als in ihrer Art mustergültige Beispiele moderner Instrumentation gelten. Sie sind in dieser Hinsicht seitens unserer Instrumentationslehren noch viel zu wenig berücksichtigt worden. Verdi hat sich mit diesen Werken bekanntlich in die Schule Wagners begeben und gerade instrumentationstechnisch von dem deutschen Meister vieles gelernt. Allein wie er dabei in der Erfindung durchaus selbständiger, italienisch-nationaler Künstler bleibt, so hat er auch in der Instrumentation mehr die allgemeinen Prinzipien Wagners als ihre Verwirklichung im einzelnen angenommen. In letzterer geht er vielmehr ebenfalls durchaus eigene Wege. Schon die ganze Zusammensetzung seines Orchesters ist eine von Wagner abweichende, auf älteren, französischen Überlieferungen basierende. Außer Streichquintett, Harfe und Schlagzeug verwendet er in der Regel drei Flöten, Piccoloflöte, zwei Oboen und Englischhorn, zwei Klarinetten. Die von Wagner so sehr bevorzugte Baßklarinette kommt selten vor (meist nur in düsteren oder wildleidenschaftlichen Situationen wie beim Racheschwur Jagos und Othellos); dagegen sind öfters (so im ‚Othello‘ und im ‚Requiem‘) die Fagotte vierfach besetzt, desgleichen die Hörner, Trompeten und Posaunen, wobei die vierte Posaune bald als Baßposaune, bald als Tuba (Ophikleïde) bezeichnet wird. Mit diesem Klangkörper arbeitet Verdi nun viel kompakter als Wagner; er differenziert weniger im einzelnen, strebt vielmehr nach möglichst sattem Gesamtklang, gleichviel, ob es sich um vollstimmige Tuttis oder ganz dünninstrumentierte Episoden handelt. Auf ein Lieblingsmittel Wagners verzichtet Verdi fast ganz: auf die vielfache Teilung der Streicher nämlich, die ziemlich selten und dann nur in beschränktem Maße vorkommt. Verdi weiß seinem Streichkörper dafür durch Ausnützung kräftiger Lagen und sehr reichliche, geschickte Verwendung von Doppelgriffen besondere Klangfülle zu verleihen. Verwunderlich erscheint, daß Verdi im ‚Requiem‘ das kirchliche Hauptinstrument, die Orgel, nicht verwendet; doch liegt dies bis zu einem gewissen Grade im dramatisierenden Stil des Werkes begründet. Ungewöhnliche Bedeutung gewinnt anderseits bei Verdi ein sonst als sehr primitiv eingeschätztes Instrument: die große Trommel. Daß diese nicht nur zur Marsch- und Spektakelmusik taugt, hat bereits Berlioz in seiner genialen Instrumentationslehre betont; praktisch hat diese Anregung kaum ein neuerer Komponist mit soviel Glück sich zunutze gemacht wie Verdi; der spannende, unheilschwangere Charakter, den manche Situationen in Verdis Opern, wie auch im Requiem, schon durch das Klangkolorit erhalten (— man denke als Musterbeispiel an die Gerichtsszene in ‚Aïda‘ —), basiert mit in erster Linie auf der eigentümlichen Verwendung des pianissimo der großen Trommel. Im allgemeinen strebt der Meister spezielle Orchesterkoloristik nur sparsam, dann aber mit viel Glück an, so etwa in den prächtigen orchestralen Tonbildern des Seesturms in ‚Othello‘ oder der glitzernden Mondnacht am Nilufer in ‚Aïda‘, wo namentlich die an sich so einfache obstinate Figur der sordinierten ersten Violinen:



wahre Wunder tut. Weitaus am reichsten an koloristischen Details ist aber die Partitur des „Falstaff", ein technisches Meisterstück ohnegleichen und eine Fundgrube geistreicher „Orchesterwitze", die in ihrer Art bis heute unübertroffen ist. —

Was die Editionstechnik der neuen Ricordischen Verdiausgabe anlangt, so darf diese in jeder Hinsicht als mustergültig bezeichnet werden. Äußerlich repräsentieren sich die Partituren in geschmackvollen grünen Leineneinbänden mit goldenem Titeldruck (Preis je 40 Frs. = 32 M.); der Umfang beträgt 4—500 Seiten bei den Opern, an die 300 beim Requiem. Das Format ist etwas größer als das unserer kleinen deutschen Wagnerpartituren. Die Handlichkeit wird dadurch nicht beeinträchtigt, man kann vielmehr die Bände bequem ins Theater und Konzert mitnehmen; dagegen hat durch den etwas größeren Rahmen die Übersichtlichkeit wesentlich gewonnen; nur ganz ausnahmsweise muß an Stelle des Hochdrucks der über zwei Seiten laufende — in unseren Wagnerpartituren so lästig häufige und die Verwendung zum Partiturspiel stark beeinträchtigende — Breitdruck Platz greifen. (Die einzige längere Stelle im Breitdruck findet sich im zweiten Aidafinale, Seite 250 ff. der Partitur.) Dabei ist auch in den stimmenreichsten Ensembles die Notengröße eine für das Auge noch normale. Die Gesangstexte bieten natürlich nur das italienische Original. Die Korrektheit ist, soweit sich nach Stichproben urteilen läßt, eine sehr große; einzelne Versehen werden in so komplizierten Werken stets unvermeidlich sein. Wenn noch ein Wunsch zu erfüllen bliebe, so wäre es der, daß an der Spitze einer jeden Partitur genau die Besetzung des Orchesters angegeben würde. Dies ist zur raschen Orientierung unerläßlich. Möge nun die wertvolle, dankenswerte Ausgabe in recht weiten Kreisen Eingang finden im Interesse der Bereicherung und Vertiefung unserer Musikkultur.

Dr. Eugen Schmitz.

Neues vom Büchermarkt

Belletristik

Oertzen-Dorow, E. v., „Sie und ihre Kinder". (Martin Warneck, Berlin, M. 5.—.)

Die ganze breite, zum Teil unnötig breite Art des Erzählers verrät die Frau, das künstlerische Maß geht ihr noch ab. Wegen seiner guten, tüchtigen Lösung des Lebensproblems darf das Buch aber als erfreulich bezeichnet werden. Eine Frau, die, um Verwandten zu helfen, einen reichen Gutsbesitzer geheiratet hat, meistert das Leben in vorbildlicher Art.

Polligkeit, Dora, „Notland". (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München, M. 2.—.)

Eine alltägliche Geschichte, wie sie millionenfach das Leben der Mädchen aus dem Volke bildet. Aber diese einfache Geschichte ist mit so solidem Können geschrieben, so ganz ohne Künstelei, Sentimentalität und preziöse Mittel, daß man so menschlich und künstlerisch gediegen in der zeitgenössischen Literatur kaum etwas Ähnliches finden wird. Die Erzählung hinterläßt die ganze, ein wenig wehmütige Nachdenklichkeit, die lebensechte Bücher immer ausströmen.

Rassow, Fritz, „Spiegelfechter Eros". (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.)

Der Verfasser hat mehr geistige Potenzen als dichterische: ein charakteristischer Fehler moderner Literaten. So proteusartig Rassow sich zu verwandeln vermag, so kühl läßt er auch, man merkt immer die Absicht, um jeden Preis zu blenden.

Reventlow, F. Gräfin zu, „Herrn Dames Aufzeichnungen". (Albert Langen, München, M. 2.50.)

Der Humor ist selten geworden in der Welt. Alles wird mit tödlichem Ernst oder skeptischer Leichtfertigkeit betrieben. Mit welchem Vergnügen liest man da diese köstlichen „Begebenheiten aus einem merkwürdigen Stadtteil", worin ein ganz Naiver getreulich und ernst von den Wunderlichkeiten der Schwabinger Boheme be-

richtet, die, wie man weiß, nicht nur in Schwabing zu finden ist. Gerade der Gegensatz der verstiegenen und tollen Begebenheiten zu der unerschütterlichen Philisterruhe des Chronisten bringt starke Wirkungen hervor.

Rittberg, Charlotte Gräfin, ‚Der Weg zur Höhe'. (J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart, M. 3.—.)

Das Wertvolle dieses Buches liegt in dem Charakter der Frau, die den Mittelpunkt bildet. Ein Charakter, trotz des Problematischen, von großer Überzeugungskraft. Durch Leid zur Größe, zur menschlichen und künstlerischen, klingt es wie ein Leitmotiv durch das Buch und klingt damit auch sieghaft aus.

Weiß, Ernst, ‚Die Galeere'. (S. Fischer, Berlin, M. 4.—.)

Wenn man diesem Roman eines jungen Wiener Schriftstellers die Note ‚interessant' zuerkennt, so ist damit eigentlich alles gesagt, was gesagt werden kann. Das Problem der Zerrüttung aller geistigen und leiblichen Kräfte eines jungen Gelehrten durch die Experimente mit den Röntgenstrahlen würde nur dann mehr als jenes Interesse erwecken, das man ‚Vermischten Nachrichten' entgegenbringt, wenn in seiner Gestaltung eben die dichterische Kraft am Werke wäre. Damit haperts aber hier; es ist ein typisches Literatenbuch, sehr geschickt, aber ohne die lebendige Tiefe, die erst eine Wirkung auf natürlich Empfindende verbürgt.

Winterfeld-Warnow, E. v., ‚Die Blinde', (J. P. Bachem, Köln, M. 4.—.)

Wieder eins jener typischen Frauenbücher, die mit Gefühlsseligkeit und gutem Willen alles erreichen sollen. Die gute Marlitt ist in einigen tausend schreibenden Damen wiedergeboren, wobei man leicht ausrechnen kann, wieviel dabei auf jede einzelne gekommen ist.

Unsere Kunstbeilagen

Die Bilder von Hans Multscher ‚Christus als Schmerzensmann' (datiert von 1457), Andrea Mantegna ‚Christus am Ölberg' (entstanden nach 1464), Albrecht Dürer ‚Christus am Ölberg' (zwei Holzschnittfassungen, wovon die mit dem knienden Christus zur kleinen Holzschnittpassion gehört), und Karl Caspar ‚Christus am Ölberg' sind in dem Rundschauartikel ‚Ölberg unserer Zeit' in einer Gegenüberstellung betrachtet. Weitere Werke von Caspar sind mit einem größeren Aufsatz im Märzheft 1912 gebracht worden; von den dort wiedergegebenen Bildern wurde die zweifigurige ‚Pietà' von der Stuttgarter Gemäldegalerie und ‚Noli me tangere' vom Kölner Wallraf-Richartz-Museum erworben, ein weiteres Bild ‚Christus und Magdalena' befindet sich im Kaiser-Friedrich-Museum zu Magdeburg.

Das Mithrasbild findet in dem Aufsatz ‚Die Fossilien der antiken Götter' von Dr. Peter Dörfler seine Würdigung.

Offene Briefe

Präses M. G. in H. Für Ihre Absicht, einen ‚Fr. W. Weber-Abend' zu veranstalten, machen wir Sie auf das im Verlage J. Esser, Paderborn, erschienene ‚Dreizehnlinden-Festspiel' mit Soli, Chören und lebenden Bildern aufmerksam. Material zur Ansicht vom Verlag.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV.
Verlag und Druck der Jos. **Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59



